Deutsche Revue

Digitized by Google

P Germ 147.1

Bound
APR 18 1905

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER

OF BOSTON

Widow of Col. James Warren Sever

(Class of 1817)

A fund of $20,000, established in 1878, the income of which is used for the purchase of books

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Neunundzwanzigster Jahrgang. Dritter Band

Juli bis September 1904

Stuttgart und Leipzig 1904 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

P Germ 147.1

11/8/17

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal=Bandes des Jahrgangs XXIX

(Juli bis September 1904)

Seite

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

Digitized by Google

Neunundzwanzigster Jahrgang — Juli 1904 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis — Seite

v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Der russisch-japanische Krieg. Betrachtungen über den Landkrieg. II. . . . 1

Aus der politischen Korrespondenz des Präsidenten des badischen Ministeriums des Auswärtigen Rudolf v. Freydorf 7

Vizeadmiral z. D. **Valois**: Monroe-Doktrin und Weltfrieden (Schluß) 13

Marie Hansen-Taylor: Aus zwei Weltteilen. Erinnerungen. I. 23

A. Stöhr (Wien): Die Unterbrechungstöne und das Problem des Hörens . . 30

Carl Boysen: Die Wahrheit über Herzog Friedrich. Eine biographische Studie auf Grund bisher ungedruckten Materials. III. 35

Die angebliche Isolierung Deutschlands und der Besuch des Königs Eduard von England in Kiel. Von einem Diplomaten 46

Heinrich v. Poschinger: Franz v. Lenbach (Schluß) 50

Godefroy Cavaignac (Paris): Die deutsche Nationalpartei im Jahre 1813 (Schluß) 58

Generalmajor **Auspitz**: Prinzenerziehung 68

Dr. v. Neumayer, Wirkl. Geh. Rat und früherer Direktor der Deutschen Seewarte: Ueber Kreichgauers Werk „Die Aequatorfrage in der Geologie" 75

Aus der Zeit des Frankfurter Parlaments. Aufzeichnungen aus dem Nachlasse des Abgeordneten Georg Friedrich Kolb. II. 81

Dr. med. Albert Fraenkel (Badenweiler-Heidelberg): Ueber die Furcht vor Tuberkulose. (Vortrag, gehalten am 26. März 1904 im Metzer Verein für Volksgesundheitspflege.) 90

Prof. Dr. G. Galatti: Das Völkerrecht Ludwigs XIV. (Schluß) 97

Felix Hübel: Das letzte Abenteuer des Herzogs von Montcourt 104

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegswissenschaft: **W. Stavenhagen**, Hauptmann a. D.: General Brialmont als Schriftsteller 116

Naturwissenschaftliche Revue 120

[illegible] te 127

[illegible]eutsche Verlags-Anstalt — Leipzig
1904
[illegible] des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Anzeigen.

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Seiden-Grieder-Zürich.

Verlangen Sie Muster von neuesten Seidenstoffen (schwarz, weiss und farbig).
Porto- und zollfreier Versandt. Briefporto 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union
ADOLF GRIEDER & C^IE, Kgl. Hofl., ZÜRICH G 40.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).

Gegründet 1854 auf reiner Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand Ende 1903	**681**	**Millionen**	**M.**
Bankvermögen Ende 1903	**228**	„	„
Seit Bestehen ausbezahlte Versich.-Summen	**157**	„	„
„ „ **an die Versicherten bezahlte Dividenden**	**80**	„	„

Kurhotel in Schönwald.

Bad. Schwarzwald. 1000 Meter ü. M.

Etablissement mit Comfort der Neuzeit. 250 Betten. Elektrische Beleuchtung. Dampfheizung. Pensionspreis 4—6 Mk. je nach Zimmer. Prospekte gratis.

In neuen Auflagen sind erschienen:

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ida Boy-Ed,
Die Schwestern.
Roman. 2. Auflage.
Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Thomas Hardy,
Juda, der Unberühmte.
Roman. Aus dem Englischen.
2. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Demnächst erscheint die 1. Lieferung von

Carsten Borchgrevink
Das Festland am Südpol
Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898–1900

Nach Skizzen und Zeichnungen des Verfassers illustriert von **Otto Sinding** und **E. Ditlevsen** und mit Reproduktionen photographischer Original-Aufnahmen.

Vollständig in etwa 20 Lieferungen in Lexikon-8° von 24 Seiten zu à 60 Pfennigen.

Digitized by Google

Der russisch-japanische Krieg.

Betrachtungen über den Landkrieg.

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz.

II.

Die Gegend Liaojang-Mukden kann sich zur hartnäckigen Verteidigung eignen, indem mehrere von Westen nach Osten streichende Höhenzüge zu befestigten Stellungen gegen einen von Süden und Südosten kommenden Angreifer verwertet werden können. Diese Stellungen lehnen sich rechts an den Liaofluß,[1]) links an den von Nordosten nach Südwesten streichenden Irhahun-Motienling-Gebirgszug (600 bis 1000 Meter hoch) mit wenigen und schlechten Kommunikationen.[2]) Wenn es gelingt, diese letzteren gegen eine größere Umfassungsoperation der Japaner zu sperren,[3]) würde eine genügende Frontalstärke erreicht werden können. Scheinbar beabsichtigen die Russen diese auszunutzen. Sie würden sich mit ihrer in der Linie Kaiping-Haitscheng-Liaojang-Mukden jetzt auf 80000 Mann zu veranschlagenden Truppenstärke in günstiger Defensivlage befinden, wenn ihre einzige, so überaus lange Kommunikation, die eingleisige Bahn,[4]) weniger gefährdet und auch leistungsfähiger wäre.

Bei Beurteilung der Lage der Russen in der von ihnen okkupierten Mandschurei ist zu berücksichtigen, daß zur Zeit der Boxerbewegung im Mai 1900 auch in der Mandschurei ein Aufstand ausbrach gegen die europäischen Eindringlinge, und zwar mehr vom nationalen Mandschustandpunkte aus. Die in der Mandschurei vorhandenen 40000 Mann chinesischer Truppen gingen sofort

---

[1]) Ein bedeutendes Hindernis, da bis 300 Kilometer oberhalb der Mündung schiffbar.

[2]) Eine scheinbar bessere Querkommunikation führt von Mukden östlich über Hsingking über das Gebirge nach dem oberen Yalu.

[3]) Wiederholt kämpften hier Kosaken gegen vordringende japanische Abteilungen. Nach Meldung des Generals Kuropatkin sind feindliche Abteilungen mit Aufklärern schon seit einiger Zeit nordöstlich Mukden bemerkt worden.

[4]) Von der sibirischen Grenze bis Charbin 850 Kilometer, Charbin bis Mukden 530, im ganzen 1380 Kilometer (Königsberg-Köln 1150 Kilometer). Es können jetzt von Rußland bis zum Baikalsee täglich sechs Bataillone fahren, von dort weiter nach Osten noch nicht zwei in drei bis vier kurzen Zügen.

Digitized by Google

zu den Aufständischen über, auch der Vizegouverneur in Mukden. Der Aufstand griff über bis in das Sejatal nördlich des Amur im russischen Gebiet, wo viele Chinesen angesiedelt sind. Die zerstreuten Garnisonen der Russen, die den Bahnbau zu schützen hatten, waren in großer Gefahr, es gelang aber vom Baikaldistrikt, von Wladiwostok und Port Arthur aus mit mehreren Detachements in der Gesamtstärke von 17000 Mann gegen die Aufständischen vorzugehen und bis zum September die Städte Chailar, Tsitsikar, Charbin, Ninguta im Norden und Haitscheng im Süden einzunehmen. Mukden blieb aber von 15000 Chinesen besetzt.

Während die sibirische Truppe das Gefühl haben kann, sie hätte die Mandschurei erobert, steht die 12 Millionen zählende Bevölkerung den Russen mit der Tradition des Kampfes gegenüber.

Nachdem die Seekommunikation abgeschnitten, führt durch die Mandschurei hindurch in der Eisenbahn die einzige Lebensader der russischen Armee im Osten, sie wird durch die auf 40000 Mann verstärkten Grenzwachbrigaden verteidigt. Gegen die zahlreichen, scheinbar von japanischen Offizieren geleiteten Chungusen wird dies kaum ausreichend sein, namentlich auf der Strecke Charbin-Kaiping. Das Herankommen der Verstärkungen und der Verpflegung für das Gros der Armee bei Liaojang wird dadurch Verzögerung erleiden.

Das russische X. Armeekorps (Charkow) und das XVII. Armeekorps [1]) (südlich Moskau) haben am 8. Mai den Mobilmachungsbefehl erhalten. Rechnet man drei Wochen für die Mobilmachung, 25 Tage für die Bahnfahrt bis Charbin, so könnte hier die Tete am 22. Juni eintreffen, die Queue der fechtenden Truppen acht Wochen später, die Trains und Kolonnen entsprechend später.

Ebenfalls am 8. Mai wurde die Aufstellung der vier Munitionskolonnen für ein in der Formierung begriffenes VI. Sibirisches Armeekorps befohlen. Am 6. Juni war von den nach Ostasien in Bewegung gesetzten Truppen der europäischen Armeekorps noch nichts in Charbin eingetroffen. Von einer wesentlichen Truppenansammlung bei Charbin kann man also nicht sprechen, und die sehr hohen Stärkeziffern für die Armee, die General Kuropatkin bis jetzt zur Verfügung hat, scheinen in der Presse viel zu hoch gegriffen zu sein, [2]) wenn man von den Kosaken und den Grenzwachtruppen an der Eisenbahn absieht. Nur hierdurch läßt sich das Ausbleiben einer Offensive erklären, die nach dem Uebergange von drei japanischen Divisionen über den Yalu und nach dem Vormarsch von drei andern in Richtung Kintschou geboten schien. Es könnte auch sein, daß die aus Neuformationen zusammengewürfelte Armee bis jetzt nur zur Defensive geeignet ist, und daß für die inzwischen recht schwierig gewordene

[1]) Von diesen beiden Armeekorps wurde schon vor mehreren Monaten je eine Infanteriebrigade in den Verband des I. Sibirischen Armeekorps nach Wladiwostok gesandt. Im Verbande des heimatlichen Armeekorps wurden sie wahrscheinlich durch Reserve-Infanterieregimenter ersetzt.

[2]) Es ist auch zu berücksichtigen, daß ein großer Teil der sibirischen Infanterieregimenter die dritten Bataillone erst noch zu formieren hatte.

Offensive die Ankunft fest gegliederter Divisionen und Armeekorps abgewartet werden muß. —

Die Russen gaben bei Kintschou den Japanern ein zweites Mal Gelegenheit, mit Ueberlegenheit einen Teilsieg zu erringen. Die günstig gelegene Nauschanhöhe mag Veranlassung zu der Hoffnung gegeben haben, daß man hier die schmale Eingangspforte zur Kwantung-Halbinsel nicht nur abschließen, sondern sich auch die Möglichkeit einer strategischen Wirkung der zahlreichen Besatzung von Port Arthur (30000 Mann) nach außen würde erhalten können. Der fünf Regimenter starken Division Fock waren einige zwanzig schwere Geschütze mitgegeben, so daß sie über 86 Geschütze in einer sorgfältig ausgebauten, mit Drahthindernissen versehenen Stellung verfügte.

Am 27. Mai, einen Tag nachdem die Position gegen Abend gefallen war, wird noch von Liaojang nach Petersburg telegraphiert: „Neue Nachrichten über die Bewegungen der Japaner liegen nicht vor, offenbar warten sie für den Vormarsch die völlige Konzentrierung der bei Takuschan gelandeten Armee ab. Nach Nachrichten durch Chinesen finden auf der Halbinsel Liaotang, unabhängig von dem mißglückten Angriff[1]) auf die Kintschou-Position, jeden Tag Scharmützel statt. Im Rayon Haitschöng und Inkau (Niutschwang) ist alles ruhig."

Die Aufklärung oder Nachrichtenverbindung muß also recht mangelhaft gewesen sein.

Am Tage des Gefechtes am Yalu am 1. Mai stand das Gros der russischen Armee regungslos 160 Kilometer entfernt von 1¼ Division, die schon seit einigen Tagen mit überlegenen feindlichen Kräften in Fühlung war, am 26. Mai bei Kintschou betrug die Entfernung von Haitscheng 200 Kilometer. Eine direkte Hilfe war kaum möglich, wohl aber eine Bedrohung der Japaner im Rücken, so daß sie nicht alle Kräfte beim Sturm auf den Nauschan-Berg einsetzen konnten. Die Bedrohung trat erst fünf Tage später ein, im Gefecht bei Wafangu, aber mit so geringen Kräften, daß das hier an der Eisenbahn stehende japanische Detachement zur Abweisung genügte. Inzwischen werden die Japaner Zeit gefunden haben, die vier bis fünf Kilometer breite, beiderseits von Kriegsschiffen zu beherrschende Landenge von Kintschou so zu befestigen, daß sie dieselbe sowohl gegen die Besatzung von Port Arthur als gegen einen starken Entsatzversuch werden behaupten können.

Die mehrfach angekündigte Offensive des Generals Baron Stackelberg mit zwei bis drei Divisionen von Niutschwang und Haitscheng über Kaiping nach Süden scheint ins Stocken gekommen zu sein, wahrscheinlich infolge neuer Landungen japanischer Truppen bei Pitzewo und Dalny. Die beiderseitigen Gros, die Russen bei Liaojang, die Japaner bei Föngwantscheng, stehen sich unterdessen beobachtend gegenüber in verschanzten Stellungen.

---

[1]) Es fand überhaupt nur ein Angriff statt, am 26., vorher nur Rekognoszierungen. Die Vorposition bei Kintschou wurde erst in der Nacht vom 25. zum 26. angegriffen und genommen.

Ueber den Eintritt der Regenzeit,[1]) die die Wege für Operationen unpassierbar machen soll, lauten die Nachrichten verschieden. In Korea scheint sie Anfang Juni begonnen zu haben, in der südlichen Mandschurei noch nicht. Die Vorbereitungen der Japaner für die Belagerung von Port Arthur: Herstellen einer torpedofreien Fahrrinne im Hafen von Dalny, Herstellen der Eisenbahn bis vor Port Arthur, Ueberführung der bei Tschinampo bereitstehenden schweren Geschütze nach Dalny, Zurückdrängen der Russen bis hinter die Fortslinie, Anlage einer befestigten Gegenstellung zur Aufnahme der Belagerungsbatterien — würden sich auch während der Regenzeit ausführen lassen. Ein Sturm würde zunächst noch nicht notwendig sein, wohl aber die Gewinnung solcher Stellungen, aus denen das Hafenbassin mit den Kriegsschiffen durch gezieltes oder wenigstens beobachtetes Feuer[2]) zu erreichen ist. Einem solchen überhöhenden, gegen die Decks gerichteten Angriffsfeuer würden die Schiffe erliegen. Die Höhen nördlich und nordöstlich von Port Arthur steigen 200 bis 300 Meter auf, weiter rückwärts bis 430, es ist daher sicher, daß die Japaner gute Beobachtungspunkte finden werden, wahrscheinlich auch gute Batteriestellungen für indirektes Feuer. Wenn die russische Besatzung die japanische Artillerie bis auf 8 Kilometer (Schußweite der schweren Geschütze) vom Hafenbassin entfernt halten will, müßte sie eine etwa 18 Kilometer lange Stellung von der Lonisa-Bay bis zur Takhe-Bai einnehmen und behaupten können, was mit den verfügbaren Truppen schwer möglich sein wird.

Die russische baltische Flotte könnte unter günstigen Umständen Anfang Oktober in den japanischen Gewässern eintreffen, bis dahin würde auch die russische Feldarmee an Zahl überlegen sein.[3]) Es würde für die Japaner notwendig sein, etwa bis zum 1. Oktober Port Arthur eingenommen, wenigstens die dort liegende Flotte durch Artilleriefeuer zerstört zu haben.

Die Einnahme von Dalny[4]) durch die Japaner mußte in Rußland einen tiefen Eindruck machen. Diese vom Finanzminister Witte mit enormen Summen hergestellte Seehandelsstadt, welche Hongkong und Schanghai gleichkommen, Tsingtau überflügeln sollte, war in ihrer großartigen Anlage ein Stolz Rußlands. Die Wahl des Punktes schien eine glückliche zu sein, da die weite, von Natur schon 3 Meter tiefe Bucht eisfrei war und umfangreiche Ausbaggerungen gestattete. Port Arthur ist für einen großen Handelshafen zu eng. Nach Anlage der die Wellenbewegung aufhebenden Molen fror der eingeschlossene Teil der

---

[1]) Nach einem neueren Telegramm aus Liaojang vom 6. Juni wird dort der Eintritt der Regenzeit und damit der Stillstand der Operationen zwischen dem 20. und 27. Juni erwartet.

[2]) Schon beim Bombardement von der See aus am 16. April erreichten 12zöllige Granaten das Hafenbassin und die jenseits gelegene Bahnstation, es war aber nur ein Streufeuer ohne die Möglichkeit einer Beobachtung, daher im ganzen ohne wesentliche Wirkung.

[3]) D. h. wenn noch zwei weitere europäische Armeekorps abgesandt werden. Das bei Petersburg stehende I. Armeekorps soll den Mobilmachungsbefehl erhalten haben.

[4]) Zu deutsch: die Ferne (Stadt).

Bucht für einige Zeit im Winter zu, so daß hierin eine Enttäuschung eintrat. Mit der von den Russen selbst ausgeführten Zerstörung von Dalny sind sehr bedeutende Werte verloren gegangen. Wenn die Russen hoffen konnten, recht bald wieder in den Besitz des Platzes zu gelangen, würden sie sich mit der Zerstörung wohl nicht so sehr beeilt haben. Die Benutzbarkeit des Hafens für die Japaner als Basis für die westliche Hälfte der Armee und für die Belagerung von Port Arthur ist durch die Torpedosperren und die vorgenommenen Zerstörungen verzögert, aber nicht aufgehoben.

Der blutige Sieg der Japaner bei Kintschou hat ihr taktisches Prestige sehr erhöht und muß eine große moralische Wirkung zur Folge haben. Die mit nur sehr schwacher Artillerie[1]) und keinerlei Hindernissen versehenen türkischen Schanzen bei Plewna wurden offenbar besser verteidigt als die Befestigungen des Nauschanhügels. Anderseits verstanden die Japaner ihre überlegene Artillerie erfolgreicher zu verwenden, in wenigen Stunden waren die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht, und der Sturm der Infanterie wurde durch ein konzentrisches Feuer auf die Einbruchstelle wirksam vorbereitet. Bei Plewna gewann die Defensive in verschanzten Stellungen einen neuen Nimbus, bei Kintschou feierte wieder die Offensive einen großartigen Triumph. Es triumphierte aber nicht die eine oder die andre Gefechtsform, sondern in beiden Fällen eine heldenmütige Truppe unter vortrefflichen Führern.

In einer russischen Schilderung des Gefechts bei Wafangu am 31. Mai wird erzählt, daß die 4. und 6. Sotnie des 8. sibirischen Kosakenregiments eine japanische Eskadron völlig aufrieben, dank ihrer überlegenen Bewaffnung mit Lanzen. Im Gegensatz zu der bisher öfters ausgesprochenen Geringschätzung der japanischen Kavallerie wird am Schluß des Berichtes gesagt: „Einige Kavallerieattacken der Japaner setzten uns durch ihre Kühnheit in Erstaunen."

Ueber die Transportbewegung auf der Sibirischen Eisenbahn haben sich zwei russische Kriegskorrespondenten ungünstig ausgesprochen. Der eine erzählt, daß am 13. Mai Passagierdampfer, aber nicht die Dampffähren das lockere Eis des Baikalsees passieren konnten, daß jenseits starker Schneefall eintrat, infolgedessen der Zug vier Stunden stehen blieb und dann nur in der Schrittgeschwindigkeit weiterfahren konnte. Ein andrer Korrespondent berichtet über seine Anfang Mai gemachten Erfahrungen, daß er vom Baikalsee bis Tsitsikar durch unvorhergesehene Aufenthalte zweimal 24 Stunden verlor, bei Charbin müßten die Züge ein bis drei Tage warten, an einigen Stationen fehlte es an genügendem Wasser für die Lokomotiven, von Charbin bis Mukden (530 Kilometer) müsse man in der Regel fünf Tage Fahrzeit rechnen.

Der Hauptbasispunkt für die russische Mandschureiarmee ist die chinesische Stadt Charbin geworden. Diese liegt südlich des Sungariflusses, hier zweigt sich die Bahn nach Wladiwostok ab. Der Sungari ist schiffbar oberhalb bis

[1]) Ein türkisches Geschütz gegen sechs der Angreifer.

in die Gegend von Bodune, von woher viel Dschunken mit Getreide eintrafen, welches in den zahlreichen Mühlen von Charbin vermahlen wird. Hier sind auch große Lazarette angelegt.

Diejenigen Truppen und Trainkolonnen, welche die Bahn bis Mukden nicht benutzen können, werden in Charbin ausgeladen werden, der Fußmarsch würde sechs Wochen Zeit erfordern. Bei der verstärkten Tätigkeit der Chungusenbanden in der Gegend von Bodune und weiter südlich bei Kwangtschöngtse sind wiederholte Unterbrechungen der Bahnlinie zu erwarten.[1]) Ein Telegramm aus Charbin vom 30. Mai berichtet, daß sich zwischen den Stationen Turtschi und Churkur dicht bei Tsitsikar eine große Bande Chungusen gezeigt habe, und daß nur 50 Kilometer von Charbin entfernt ein Detachement Chungusen unter japanischen Führern organisiert werde. Der Statthalter hat angeordnet, daß bei Eisenbahnzerstörungen die nächstgelegenen Dörfer zerstört werden sollen. In einer russischen Zeitung wird der Wunsch ausgesprochen, man möge doch der in der Chungusenbewegung zur Wirkung gelangenden heimlichen chinesischen Kriegführung die Maske abreißen, mit den wenig guten chinesischen Truppen werde man schneller fertig werden wie mit den Chungusen, deren Mückenstiche man sich nicht erwehren könne. Eine Offensive gegen die 22000 Mann chinesischer Truppen unter General Ma, die hinter dem Liaofluß stehen, würde jetzt, angesichts der Bedrohung der Japaner in der Front, nicht möglich sein. Man kann nur hoffen, die Chinesen zu schlagen, wenn sie ihrerseits über den Liao vorgehen und den Rücken des russischen Gros bedrohen sollten.

Die Mandschurei ist größer wie Deutschland. Wenn der Aufstand zunimmt und das Prestige der Russen nicht bald durch einen großen taktischen Erfolg hergestellt wird, kann sich die Situation so schwierig gestalten, daß auch die nachfolgenden drei Armeekorps eine genügende Verstärkung nicht sein werden.

Unter den obwaltenden Umständen konnte in Erwägung kommen, ob es strategisch nicht richtiger sei, mit dem Gros der Armee auf Charbin zurückzugehen und die Entscheidung auszusetzen, bis man im Herbst in dem offenen Gelände südlich Charbin mit zweifelloser numerischer Ueberlegenheit einen Schlachterfolg erringen kann. Die Voraussetzung würde allerdings sein, daß Port Arthur genügend stark und verproviantiert ist, um sich bis zum November ohne Entsatz zu behaupten.

Ein Rückzug von Mukden nach Charbin würde dem russischen politischen Prestige sehr schaden, dies läßt sich aber durch späteren Erfolg wiederherstellen. Der Rückzug im Jahre 1812 und die Preisgabe von Moskau hat dem Prestige der russischen Macht nicht geschadet, im Gegenteil. —

Bei der japanischen Kriegführung ist erfreulich, daß sie als eine ritterliche

---

[1]) Auch bei Tsitsikar, Blagoweschtschensk und bei Wladiwostok traten Banden auf. Die Haltung der östlich des Baikalsees wohnenden Buräten und der Giljaken an der Amurmündung ist zweifelhaft.

bezeichnet werden kann, und daß sie durchaus den Grundsätzen des Roten Kreuzes entspricht. Dies und der bis jetzt überall bewiesene Heldenmut ist wohl die Ursache, daß man für die Japaner allgemein mehr Sympathien hat, als dem europäischen Interesse entsprechen kann.

Aus der politischen Korrespondenz des Präsidenten des badischen Ministeriums des Auswärtigen Rudolf v. Freydorf.

Zu wiederholten Malen hat die „Deutsche Revue" einzelne Abhandlungen, Briefe und Auszüge aus den Tagebüchern Rudolf v. Freydorfs, desjenigen süddeutschen Staatsmanns veröffentlicht, der nicht, wie manche seiner Kollegen diesseits der Mainlinie, dem Partikularismus gehuldigt und eine schwankende Politik verfolgt hat, sondern von Haus aus und stets zielbewußt die Einigung Deutschlands unter der Führung Preußens anstrebte.

Im nachstehenden bringen wir Mitteilungen aus seinen hinterlassenen Papieren: Freydorfs Privatkorrespondenz mit deutschen Staatsmännern und Diplomaten, dem Staatsminister v. Bülow, Vater des jetzigen Reichskanzlers, dem bayrischen Minister Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst, dem Geh. Legationsrat Abeken, dem preußischen Gesandten in Karlsruhe Grafen Flemming, den Ministerkollegen Mathy und Jolly, den badischen Gesandten in Berlin, München, Stuttgart und im Haag, dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin, George Bancroft, und verschiedenen Politikern und Parlamentariern, z. B. Franz v. Roggenbach, Prof. Gneist, Prof. Bluntschli, F. Kiefer, Dr. v. Schauß und Julius Wiggers.

Die Korrespondenz beginnt mit dem Zeitpunkte, da 1866 die kriegerischen Ereignisse auf den böhmischen Schlachtfeldern in wenigen Tagen die Entscheidung herbeiführten und Freydorf, bis dahin Rat im badischen Justizministerium, bereitwillig dem Rufe seines Landesherrn, der ihm auf Antrag des Staatsministers Mathy die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten des Großherzogtums übertrug, Folge leistete.

Staatsanwalt F. Kiefer an Freydorf.

Offenburg, den 30. Juli 1866.

„Verehrter Herr Präsident! Zum Eintritt in das neugebildete Ministerium bringe ich Ihnen meine und der hiesigen Freunde aufrichtigste Glückwünsche. Wir sind überzeugt, daß gerade unter den jetzigen, eigentümlichen Verhältnissen

Ihre nationale Gesinnung in Verbindung mit stets erprobter Wirksamkeit für die innere, freiheitliche Richtung des Landes von guter Vorbedeutung sein wird. Sie werden künftig in der Lage sein, am maßgebenden Orte diese Grundlagen unsrer politischen Richtung gleichmäßig mit Kraft zu vertreten.

Von hiesigem Orte kann ich versichern, daß selbst in solchen Kreisen, denen der gestrige Tag höchst gemischte Gefühle hervorrief, Ihr Name allseitig begrüßt wurde.

Die neue Aufgabe ist keine geringe. Möge sie von erfreulichsten Erfolgen begleitet sein!"

Staatsanwalt F. Kiefer an Freydorf.

Offenburg, den 18. August 1866.

„Die heutige ‚Karlsruher Zeitung' bringt die Nachricht, daß Ihre Aufgabe in Berlin gelöst sei. Ihrer neulichen freundlichen Einladung folgend, will ich heute, Ihrer Ankunft in der Heimat vorauseilend, einige offene Worte über die dermalige politische Lage, wie ich und meine Freunde unter den Abgeordneten sie auffassen, nach Karlsruhe absenden. Sie wissen, wie es kam, daß wir in den entscheidenden Kammersitzungen vor dem Ausbruche des Krieges in der Aufrechterhaltung der Rechtsstellung des Bundes eine bessere Wahrung der deutschen Interessen erkannt hatten, als in der direkten oder indirekten (Neutralität) Förderung der preußischen Politik. Wir glaubten, als eine liberale Kammerpartei, die Herstellung der verfassungsmäßigen Ordnung in Schleswig-Holstein, die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes der Bevölkerung als einen Zentralpunkt der deutschen Wirren erkennen zu müssen und hofften einen loyalen Fortschritt für die Nation in einer weitgehenden Bundesreform, der Schaffung einer den reellen Machtverhältnissen in Wahrheit entsprechenden Bundeszentralgewalt und in der Berufung eines mit umfassenden Vollmachten ausgestatteten Nationalparlamentes. Wir meinten, eine in Preußen ausbrechende Volksbewegung werde der öffentlichen Meinung des deutschen Volkes jene drängende Gewalt verleihen, vor der im Jahre 1848 die Einzelregierungen zurückwichen. Die Dinge haben einen ganz andern Verlauf genommen. Immerhin dürfen wir von einem gerechten Beurteiler das Zeugnis verlangen, daß wir — ohne Nebenrücksichten — nur der nationalen Sache dienen wollten.

Aber das gute Bewußtsein, sich von den Umtrieben derer, die für die Hoheit des habsburgischen Hauses arbeiteten oder von der föderativen Eidgenossenschaft der Zukunft und der Zerstörung der zentralisierten Staatsmächte träumten, ferngehalten zu haben, darf uns dennoch nicht hindern, begangene Mißgriffe ehrlich einzugestehen. Um so weniger, als dieses Zugeständnis der erste Schritt rüstiger Wiederaufnahme der Arbeit für das redlich gewollte Ziel werden soll.

Wir hatten übersehen, wie aus der mit Freiheitsinteressen verwachsenen Auffassung der deutschen Dinge eine viel einfachere, ganz kategorisch angelegte

Frage geworden war. Man hatte nur noch zu entscheiden, ob Oesterreich, ob Preußen. Ob man bereit sei, die Fortdauer des Bundes in seiner überlieferten Gestalt, als einer Einrichtung, in der Oesterreich die dynastische Selbstherrlichkeit gegen den Andrang des nationalen Einigungstriebes zu schützen suchte, oder aber den revolutionären Versuch Preußens auf der wetterfesten Grundlage seiner Militärkraft, eine Umwälzung der zersplitterten deutschen Gebiete und deren Sammlung zu einem gewaltsam errungenen Einheitsstaate der Nation, zu unterstützen.

In dieser Einfachheit der Lage hätten wir allerdings richtiger gehandelt, wenn man die Benutzung eines seltenen Momentes zur stürmenden Erringung des Langersehnten dem unabsehbaren Umwege einer loyalen, parlamentarischen Entwicklung vorgezogen hätte. Sie, verehrter Freund, werden aus dem Aufenthalte in Berlin eingehender als wir die Ueberzeugung entnommen haben, daß diese Erkenntnis vergangener Täuschungen nicht zu spät kommt, um fruchtbar für die Zukunft zu werden. Die tiefste Ueberzeugung, der Sinn für die Freiheits- und Verfassungsrechte, welche mich vor dem revolutionären Gange der preußischen Regierung zurückschrecken, werden stets die unerschütterliche Grundlage meines politischen Lebens bleiben: allein heute dürfen wir uns einer Aufgabe nicht entziehen, vor deren Ernst und Tiefe jede andre Rücksicht zurücktreten muß — die Gründung des deutschen Staates. Die Erringung des Eintrittes in den Norddeutschen Bund, die Zusammenschließung in Einen deutschen Gesamtstaat muß von nun an das Ziel einer nie mehr ruhenden Tagesarbeit sein. Keine Meinungsverschiedenheit in andern, auch noch so bedeutsamen Interessenfragen soll uns fernerhin von denen scheiden, welche in diesem obersten Ziele unsre Freunde und Kampfgenossen sind. Die Kraftentwicklung unsrer bevorstehenden politischen Bestrebungen muß — ich unterschätze die Schwierigkeit der Lage durchaus nicht — besser konzentriert und geleitet, vor allem eifriger und ausdauernder sein als bisher — planmäßiger im badischen Volke und bei Gleichgesinnten in Hessen, Bayern und Württemberg.

Zunächst gilt es der Begründung eines Süddeutschen Bundes entschieden entgegenzutreten, weil er die Verstärkung aller sondertümlichen Bestrebungen, das Brutnest der partikularistischen Wünsche für Fürsten und Volk werden müßte. Wir dürfen daher unsern politischen Gegnern keinesfalls gestatten, sich mit uns zu organisieren, um unsre heiligsten Bestrebungen zu vereiteln. Hier stoßen wir auf die Pfaffen und auf die sogenannte Volkspartei. Um die Ereignisse der letzten Woche dem politischen Verständnisse des Volkes aufzuklären und dasselbe zu unsern Bestrebungen heranzuziehen, bedarf es nach vollzogener Mainliniescheidung einer klugen und fleißigen Benutzung der Preßorgane (nicht polizeiliche Vorbeugung, hilft doch nicht für die Dauer), der Abhaltung von Volksversammlungen (wie neulich mit bestem Erfolge in München), endlich der Gründung von Vereinen (wie neuestens in Württemberg angestrebt, nach Anlage des Nationalvereins, vielleicht im Anschluß an diesen). Weiteres muß auf einem demnächst zu berufenden deutschen Abgeordnetentage, bei dem wir nicht fehlen werden, ein-

geleitet werden. Eckhard [1]) hat hierwegen gestern an Völck [2]) geschrieben. Allem aber sollte eine klare und unzweideutige Kundgebung der Kammern den Weg bahnen. Hierzu wird wohl der Friedensschluß, der Finanzfragen im Gefolge hat, baldigen Anlaß bieten.

Bei diesen Bemühungen wird die Fortschrittspartei drei ihrer bisherigen Mitglieder entbehren, welche obige Auffassung der deutschen Frage nicht teilen. Alle andern sind, durch eine bedeutende Reihe andrer Mitglieder der Kammer verstärkt, hierin mit uns eines Sinnes und zur ernstlichen Betätigung bereit. Wir werden beweisen, daß uns Volk und Vaterland höher gelten als der hier wohlfeile Ruhm des Konsequenzmachens mit einer durch die Ereignisse beseitigten Ansicht. Ihre gegenwärtige Amtsstellung — an Schwierigkeiten und an Aussichten des schönsten Erfolges bedeutungsvoller als die aller Vorgänger — setzt Sie, verehrter Freund, in die Lage, für unsre Sache ein Vorkämpfer zu sein. Sie dürfen darauf zählen, an uns gute und treue Bundesgenossen zu finden.

Sollte eine künftige freie Halbstunde Ihnen gestatten, für gemeinsame Ziele nützliche Mitteilungen über einzuschlagende Wege an mich gelangen zu lassen (für jederzeitige absolute Diskretion bürge ich), so würde ich mich freuen.

Inzwischen nochmals herzlichen Glückwunsch zum Erreichten, und zu dem, was uns noch werden muß, fröhliches Selbstvertrauen!"

Brief Freydorfs an den Staatsanwalt Kiefer in Offenburg.
(Auszug.)

Karlsruhe, den 1. September 1866.

„... Vom Süddeutschen Bund sprach und spricht niemand im Ernste. Ich verhandle darüber nur mit fremden Gesandten, die sich nebst einigen Schwarzen allein darum zu interessieren scheinen, mit affektierter Wichtigkeit. Ich habe schon in Berlin an ci-devant großdeutschen preußenfresserischen Staatsmännern ganz sonderbare Spuren von Hinneigung zum Bismarckschen Programm und Norddeutschen Bunde wahrgenommen, [3]) und nun noch das Votum des Abgeordnetenhauses des zur Führung des Süddeutschen Bundes berufenen Staates!

Unsre vormals erhitztesten Offiziere sind durch ihre neuesten Studien von der Bundeskriegsverfassung, bayrischen und württembergischen Führung abgekommen, und sieht man die Heilsamkeit und Vollständigkeit dieser Kur, so muß man es selbst vom entgegengesetzten Standpunkte für zweckmäßig halten, daß wir in der letzten Krise mit Oesterreich und den Südstaaten gegangen sind. Man hat seine Freunde und alles kennen gelernt, was nötig ist, um künftig ernstlich und gemeinsam einen andern Weg zu gehen."

---

[1]) Badischer Abgeordneter.
[2]) Nationalgesinnter bayrischer Abgeordneter.
[3]) Anspielung auf den württembergischen Minister Varnbüler.

Der frühere badische Bundestagsgesandte Robert v. Mohl an Freydorf. (Auszug.)[1]

3. September 1866.

„... Daß Baden zunächst in den Norddeutschen Bund nicht eintreten kann, steht fest. Ebenso aber auch wohl, daß es nicht an einem Süddeutschen Bunde teilnehmen wird, falls ein solcher je zustande kommen sollte. Es bleibt somit vorderhand ein ganz selbständiger ungebundener Staat. Um so mehr muß dann aber für eine richtige Führung der auswärtigen Angelegenheiten Sorge getragen werden, und müssen, namentlich an den politisch wichtigen Stellen, die Gesandtschaften rasch und passend besetzt werden.

In den deutschen Angelegenheiten habe ich Erfahrungen in verschiedenartigen Verhältnissen gemacht; der weiteren Geschäfte würde ich wohl bei meinen allgemeinen Studien auch Herr werden können. Daß ich, trotz der letzten unglücklichen vier Wochen im Bunde, persoua ingrata in Berlin wäre, glaube ich nicht fürchten zu müssen; ich bin mit der preußischen Diplomatie immer ganz gut, zum Teil sehr intim gestanden. Im übrigen würde ja eine Erkundigung sogleich Auskunft verschaffen; Graf Bismarck ist nicht der Mann, sich jemand gegen seinen Willen aufdrängen zu lassen. Daß meine Beglaubigung in München Anstand fände, denke ich nicht; ich bin mit Herrn von der Pfordten ganz gut ausgekommen."

Freydorf an den badischen Gesandten in Berlin Freiherrn v. Türkheim. (Auszug.)

Karlsruhe, den 13. September 1866.

„... Wir gingen mit Leuten, deren Weg wir bis dahin aus guten Gründen und zu unserm Heile gemieden hatten. Wir sind durch den Frieden und was darum und daran hängt in ein engeres Verhältnis zu dem stamm- und geistesverwandten Preußen gekommen und streben einem aufrichtig freundschaftlichen und näheren politischen Bande mit Preußen zu. Dies sollen äußere Zeichen bekunden. Dazu kommt, daß Preußen in allen Verhandlungen freundlich entgegenkommend war, unserm Ansinnen mit Ausnahme der Geldfrage entsprach, Erhaltung des Zollvereins u. s. w. zusicherte, und den Abzug der Truppen aus dem Lande sehr prompt anordnete.

Wenn nun vollends das schlimmer behandelte Bayern dem Grafen Bismarck den Hubertusorden verleiht (über welche Zeitungsnachricht ich Dich zu erkundigen bitte) und Württemberg an Dekorierungen denkt, dürfen wir nicht zurückbleiben, müssen wir vielmehr vorangehen."

---

[1] Robert v. Mohl bewarb sich in diesem Briefe um den badischen Gesandtschaftsposten in Berlin, eventuell um jenen in München, welch' letzteren er später erhielt und von 1867 bis 1871 bekleidete.

Der Geheime Legationsrat Abeken an den badischen Gesandten Freiherrn v. Türkheim.

Berlin, den 18. September 1866.

„Ich komme gleich auf den geschäftlichen Teil Ihres Briefes; und da kann ich, nach vertraulichen aber ganz zuverlässigen Erkundigungen, mit Bestimmtheit versichern, daß man hier an maßgebender Stelle nicht allein keine Ordensverleihungen wünscht oder erwartet, sondern daß man wünscht und erwartet, daß keine erfolgen. Wir haben das Gefühl, daß, wie dieser Krieg ein Ausnahmekrieg war, der sich unter uns nicht wiederholen soll, auch der Friede ein andrer sein müsse, als sonst wohl Friedensschlüsse mit all ihrem Apparat; wir wollen das Gedächtnis daran verwischen und uns herzlich und treulich im stillen die Bruderhand reichen, ohne den Pomp und die Paraphernalien der gewöhnlichen Friedensverträge unter Feinden.

Ich bin autorisiert, dies mit großer Bestimmtheit auszusprechen, und ich hoffe, Sie teilen darin unser Gefühl, und es wird auch von der Nation verstanden werden.

Wir haben dasselbe auch den andern Regierungen gegenüber angedeutet. Wenn irgendwo vereinzelt unsern Wünschen entgegengehandelt werden sollte, so würde dies uns unangenehm berühren; gerade von Ihrer Regierung, zu der wir uns nur in den freundschaftlichsten und herzlichsten Beziehungen fühlen dürfen, hoffen wir ganz darin verstanden zu werden."

Freydorf an den Großherzog von Baden. (Auszug.)

Karlsruhe, den 18. Oktober 1866.

„Preußen scheint eventuell zu weiterem Vorgehen auch in Süddeutschland geneigt, jedoch erst die Tinte auf den hindernden Verträgen trocken werden lassen zu wollen."

Der badische Gesandte Robert v. Mohl an Freydorf. (Auszug.)

München, den 27. Dezember 1866.

„Hier steht alles beim alten. von der Pfordten [1]) empfängt keine Gesandten mehr, geht nicht in den Staatsrat, antwortet seinen Räten in prinzipiellen Dingen, daß er seinem Nachfolger nicht vorgreifen wolle. Indessen erhält er keine Antwort vom Könige, und es wäre gar nicht unmöglich, daß sich die Sache noch lange hinzöge. Pfordten soll aber laut erklären: er bleibe nur, wenn man seine Bedingungen bewillige (welche man aber nicht kennt); wenn andre Kinder seien, er sei keins mehr.

Die Stimmung hier scheint mir mehr eine niedergeschlagene und fassungs-

---

[1]) Der bayrische Ministerpräsident hatte am 10. Dezember sein Entlassungsgesuch eingereicht.

lose zu sein, als eine aufgeregte. Die Reise des Königs[1]) hat mehr geschadet als genutzt. Er soll eine große Gewandtheit und eine unerwartete Kunst mit Menschen umzugehen gezeigt haben. Täglich habe er an Richard Wagner geschrieben und täglich von diesem einen Brief erhalten.

Meine Audienzen gehen langsam vorwärts, ich werde dabei sehr artig aufgenommen. Gespräche über Baden kommen dabei nicht vor."

(Fortsetzung folgt.)

Monroe-Doktrin und Weltfrieden.

Skizze von

Vizeadmiral z. D. **Valois.**

(Schluß).

Mexiko.

Die Stellungnahme der Vereinigten Staaten — unter Berufung auf die Monroe-Doktrin — dem durch französische Hilfe geschaffenen mexikanischen Kaiserreiche gegenüber ist genugsam bekannt. Bei der Nachbarschaft beider Länder und den vielen Beziehungen, die zwischen beiden bestanden, wäre dies auch ohne die Doktrin wohl erklärlich gewesen.

Da das sogenannte mexikanische Abenteuer von den meisten europäischen Nationen als ein Produkt französischen Ehrgeizes angesehen wurde, erregte das Auftreten Nordamerikas kein besonderes Gefühl der Teilnahme für das durch die Monroe-Doktrin in recht brüsker Weise zum Rückzuge gezwungene französische Kaiserreich.

Erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, daß eine Konsolidität der europäischen Nationen gegenüber der Monroe-Doktrin wohl in Frage kommen könnte, da diese Formen annahm, die weniger durch das wirkliche Interesse der Vereinigten Staaten, als von einem zunehmenden Gefühle der Ueberhebung über die Staaten der Alten Welt beeinflußt zu sein schien.

Venezuela 1895 bis 1896.

In hervorragender Weise hatte dies demnächst England — der dereinstige Pate der Monroe-Doktrin — zu fühlen. Zwischen Großbritannien und Venezuela bestanden bereits Grenzstreitigkeiten seit dem Jahre 1814, die zwar

[1]) Im November 1866 unternahm der König Ludwig II. von Bayern eine Rundreise durch Franken.

wiederholt zu Verhandlungen (Sir R. Schomburgk 1840), aber zu keiner definitiven Regelung geführt hatten, da der Wert des in Rede stehenden Territoriums zweifelhafter Natur war. Durch zunehmende Besiedlung seitens britischer Untertanen und die Entdeckung von Goldfeldern verschärften sich im Jahre 1895 die Gegensätze, und es schien, als ob England das Recht des Stärkeren in Anwendung bringen wollte. Obgleich Venezuela sich nicht an das Kabinett in Washington gewendet hatte, hielt man es dort für angezeigt, sich in die Streitfrage einzumischen und den früher gemachten — dann wieder aufgegebenen — Vorschlag zur Einsetzung eines Schiedsgerichts zu erneuern.

Am 7. August 1895 wurde ein derartiger formeller Vorschlag durch Präsident Clevelands Staatssekretär M. Olney dem amerikanischen Gesandten M. Bayard übersandt und von diesem Lord Salisbury übergeben. Der englische Premierminister lehnte unter längerer Begründung den Vorschlag ruhig, aber bestimmt ab. Infolge dieser Ablehnung erklärte Cleveland in der Botschaft vom 18. Dezember 1895, der Kongreß möge eine Kommission zur Prüfung der Grenzfrage ernennen, und gemäß der Entscheidung dieser Kommission sollten alle anderweitigen Ansprüche Englands, wenn nötig mit Gewalt, zurückgewiesen werden. Es handle sich hierbei um die Verteidigung der Monroe-Doktrin; die Schlußworte Clevelands lauteten:

„Ich halte kein Unglück für so groß als wie dasjenige, das aus stillschweigender Unterwerfung unter Ungerechtigkeit und Gewalt, sowie aus dem Verluste der nationalen Ehre hervorgehen würde."

Diese Blume der Beredsamkeit, die mit größerem Rechte auf England hätte Anwendung finden können, führte zwei große Nationen bis dicht an den Rand des Krieges. Der Vorschlag[1]) des Präsidenten wurde vom Senate fast einstimmig genehmigt und vom ganzen Volke mit Sympathie begrüßt.

Um das Außergewöhnliche des Vorganges zu krönen, erklärte Staatssekretär Olney in einer Depesche an Lord Salisbury:

That the United States is Sovereign upon the American Continent and its „Fiat Law",

welche Erklärung selbst ein guter amerikanischer Patriot als gegen den gesunden Menschenverstand verstoßend bezeichnete.[2])

---

[1]) Englische Zeitungen schrieben: The most astonishing proposal advanced by any Government in times of peace since the Days of Napoleon I.

Uebersetzung. Der befremdendste Vorschlag, den jemals eine Regierung seit den Tagen Napoleons I. gemacht hat.

[2]) Andrew Carnegie, United States Delegate to the Pan American Conference, „North American Review", Febr. 1896: The Venezuelan Question. But how he (Olney) should permit himself to . . . passes comprehension. It may take several wise Secretaries of State succeeding Secretary Olney to fully erase the suspicion which he has so recklessly created.

Uebersetzung. Wie aber Olney sich hat so weit hinreißen lassen können, ist ganz unverständlich. Es werden mehrere ruhige Staatssekretäre notwendig sein, um den Argwohn zu beseitigen, den er so rücksichtslos wachgerufen hat.

Ein Kurssturz der beiderseitigen Werte — wie ihn die Welt noch kaum erlebt hatte — war die Folge davon und ernüchterte die Anhänger der Monroe-Doktrin derartig, daß sich eine lebhafte Gegenströmung bemerkbar machte. Die Untersuchung der möglichen finanziellen Verluste würde selbst einem Fachmann unüberwindliche Schwierigkeiten gemacht haben; es handelte sich um die beiden reichsten Länder der Welt, die Verluste mußten auf beiden Seiten nach Milliarden berechnet werden.

Wenn auch Nordamerika bei seiner damaligen unbedeutenden Marine und nur ungenügenden Küstenbefestigung den gänzlichen Ruin seines Seehandels und der Seeschiffahrt, sowie die Zerstörung vieler Küstenplätze erwarten mußte, so bot anderseits Kanada ein Angriffsobjekt, dessen Eroberung wohl alle andern Verluste ausgleichen konnte. Der passive Widerstand des gewaltigen Landkomplexes, der wohl in der Peripherie, nie aber im Innern verletzt werden konnte, die Gewißheit, nur auf eigne Hilfsmittel angewiesen, den Krieg ohne innere Krisis für unbestimmte Zeit führen zu können, das waren Faktoren, die die Stellung Nordamerikas zu einer sehr günstigen machten. Demgegenüber befand sich England selbst abgesehen von der Gefährdung Kanadas in einer sehr viel ungünstigeren Lage.

Angewiesen auf den ungehinderten Import der verschiedensten Rohprodukte und Lebensmittel, von denen ein großer Teil aus Amerika eingeführt wurde, mußte dessen längere Unterbrechung schon verhängnisvoll auf die inneren Angelegenheiten des Inselreiches einwirken.

Eine Blockade der amerikanischen Häfen hätte England selbst schwerer getroffen als Amerika, es wäre nahezu Selbstmord gewesen, denn Hunderte von Fabriken (Baumwolle) hätten ihre Tätigkeit einstellen müssen. So war denn die schöne, von Cleveland am Schlusse seiner Botschaft gebrauchte Redewendung für England nicht zu gebrauchen; der Idealismus der Ehre mußte den praktischen Interessen der Volkswirtschaft geopfert werden.

Es war eine bittere Ironie des Schicksals, daß Lord Salisbury, der im Jahre 1863, damals noch Lord Cranborne, der Regierung wegen deren Haltung im Streite Dänemarks mit Deutschland in der Frage der Herzogtümer den Vorwurf machte, die Ohrfeigen der Großmächte einzustecken, nunmehr selbst nachgeben mußte in einer Frage, die für Englands Stellung sehr viel bedeutender war als die damalige Differenz. England gab nach,[1]) die Grenzfrage wurde durch ein aus Amerikanern und Engländern zusammengesetztes Schiedsgericht, dessen Präses der russische Lehrer des Völkerrechts v. Martens war, geregelt, bei dem merkwürdigerweise Venezuela gar nicht vertreten war.

Verschärfung der Doktrin.

Bei fast allen Staaten Süd- und Mittelamerikas rief das Vorgehen Clevelands den größten Jubel hervor, zahlreiche Zustimmungsadressen trafen in Washington

[1]) Beaumarchais, La Doctrine de Monroe, S. 133. Mit Rücksicht auf Lord Cranbornes frühere Aeußerung schreibt Beaumarchais: L'Angleterre tendit la joue.

ein. Man übersah, daß der Schutz gegen das monarchische Europa vielleicht einmal mit der eignen Unabhängigkeit bezahlt werden könnte und daß auch eine Republik gelegentlich einen tüchtigen Brocken Land verdauen kann (Mexiko).

Monroe hatte seinerzeit erklärt, die Vereinigten Staaten könnten die Einmischung Europas in amerikanische Angelegenheiten nicht mit Gleichgültigkeit betrachten; Cleveland aber äußerte sich:

„Es wäre Pflicht, jede Einmischung mit allen zu Gebot stehenden Kräften zurückzuweisen."

Verschiedene Präsidenten, und zuletzt wiederum Th. Roosevelt, haben zwar erklärt, daß die Monroe-Doktrin in keiner Weise den andern Staaten Schutz gewähren soll, wenn diese sich ihren internationalen Verpflichtungen entziehen. Der Schutz tritt nur unter gewissen Umständen ein, wenn die Integrität des Gebietes bedroht werden sollte. Die Sicherstellung vor den schlimmsten Folgen kann aber sehr wohl dazu führen, daß es der eine Teil zum Aeußersten kommen läßt, in der sicheren Erwartung, daß schließlich doch die Monroe-Doktrin Rettung bringen wird,[1]) denn nur so läßt sich die Halsstarrigkeit des Präsidenten Castro erklären.

Bei definitiver Weigerung Venezuelas, die Schulden anzuerkennen und zu bezahlen, hätte schließlich zur pfandweisen Besetzung von Küstenplätzen und zur Niederwerfung des dabei zu gewärtigenden Widerstandes geschritten werden müssen.

In Anbetracht der schon ohnehin feindseligen Haltung eines großen Teiles der amerikanischen Presse wäre es dann doch fraglich gewesen, ob Präsident Roosevelts bisherige Ruhe die öffentliche Meinung noch hätte im Zaum halten können.[2])

Auch in den Vereinigten Staaten gibt es patriotische Männer, die in der unaufhörlichen Hervorhebung der Monroe-Doktrin, besonders in der erweiterten Auffassung, eine ungünstige Wirkung[3]) auf die kleinen Staaten voraussehen und darin die Keime ernstlicher Verwicklungen und Gefahren für ihr Vaterland

---

[1]) Mahan, Preponderance and Paramountry: Amerikaner müssen anerkennen, daß unsre Haltung die Beziehungen zwischen europäischen and südamerikanischen Staaten, von denen viele keine erfreulichen Schützlinge sind, sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht hat. Die korrumpierten kleinen Regierungen u. s. w., Politiker von der Castro-Qualität u. s. w.

[2]) 14. Dezember 1902. Senator Cullom, Vorsitzender des Komitees für auswärtige Angelegenheiten, erklärte, ein Angriff auf Venezuela durch Truppenvormarsch auf Caracas würde die Union zwingen, „Halt" zu rufen.

[3]) Argentinien schlägt im Frühjahr 1903 den Vereinigten Staaten vor, einen Bund zu schließen gegen die gewaltsame Eintreibung von auswärtigen Schulden. Der Vorschlag wurde zwar in Washington abgelehnt, zeigt aber, welche Anschauungen die Monroe-Doktrin in den Köpfen südamerikanischer Staatsmänner hervorruft.

„North American Review", April 1903: Is the Monroe Doctrin a bar to Civilisation? By an American businessman. — Der Geschäftsmann bejaht die Frage.

„The nineteenth Century", April 1903: South American Republics and the Monroe Doctrin. By John Mac Donell.

erblicken, ohne daß dessen Interessen wirklich dabei im Spiele sind. Alles nur um den Ausspruch eines früheren Präsidenten aufrechtzuerhalten, der, den damaligen Umständen angepaßt, zur Zeit keine richtige Begründung mehr hat, **während die Vereinigten Staaten ganz selbstverständlich ohne jede Begründung und ohne jede Berufung auf Vorgänge ihre wahren Interessen jederzeit wahrnehmen können.**

Dementsprechend lehnten es seinerzeit (1826) die Volksvertreter in Washington ab, den südamerikanischen Staaten bindende Versprechungen im Sinne der Monroe-Doktrin zu machen oder gar derartige Verträge zu schließen. Die mit 99 gegen 95 Stimmen angenommene Instruktion für die nach Panama zu entsendenden Vertreter lautete:

„Das Volk der Vereinigten Staaten bewahrt sich in allen Fällen die Freiheit, derartig zu handeln, wie es seine Freundschaft für die Republiken, seine Ehre und seine besonderen Interessen im gegebenen Falle notwendig machen."

Amerika den Amerikanern.

In der Botschaft des Präsidenten Monroe vom 2. Dezember 1823 wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß der damalige Besitz europäischer Nationen in Amerika respektiert werden sollte. Wenn nun aber Th. Roosevelt in seinem Artikel über die Monroe-Doktrin vom Jahre 1896 sagt, „jeder rechtschaffene Patriot, jeder Politiker in unserm Lande sieht verlangend dem Tage entgegen, an dem keine einzige europäische Macht mehr ein Stückchen amerikanischen Boden im Besitz haben wird," so ist aus dem Kriege gegen Spanien zu ersehen, wohin ein solches Verlangen zuletzt führt. Daß hierbei Macht vor Recht gegangen ist, dürfte schwerlich bestritten werden können, wenigstens ist dies von einer ganz einwandfreien Seite präzis ausgesprochen worden (Mahan).

Da im republikanischen Katechismus diese Devise (Macht geht vor Recht) immer der Monarchie zugeschrieben wird, während in Republiken das Recht vor der Macht gehen soll, sind die Vereinigten Staaten hierbei etwas aus der Rolle gefallen. [1])

Wie sich die Expropriierung der andern Nationen aus Amerika gestalten wird, muß die Zukunft lehren, es ist aber nicht anzunehmen, daß sich der Vorgang ebenso glatt abspielen wird wie die spanische Episode.

Es ist ja richtig, daß es zu den wünschenswerten Eigenschaften eines tüchtigen Generals oder Admirals gehört, Erfolge mit möglichst geringen Ver-

[1]) Mahan, Lessons of the war with Spain, S. 227: Referred to arbitration, doubtless the Spanish Flag would still fly over Cuba. Uebersetzt: Wenn es zu einem Schiedsgericht gekommen wäre, würde die spanische Flagge zweifellos noch in Kuba wehen. — Ebendaselbst S. 283 wird die Erwerbung von Louisiana, Florida, Texas und Hawai als a great outrage on the technical rights of Spain, &c. (eine grobe Verletzung der Rechte Spaniens u. s. w.) bezeichnet.

lusten zu erreichen, wird der Erfolg aber fast ohne Verluste[1]) erkauft, wie z. B. bei Manila, so ist der Schluß wohl erlaubt, daß der zu überwindende Widerstand nicht sehr erheblich gewesen sein kann. Derartige Uebertreibungen wie in Maclays History of the United States' Navy (1902), S. 217: „Manila greater than Aboukir", werden das Urteil von Fachmännern nicht beeinflussen, und selbst amerikanische Seeoffiziere dürften mit Maclay darin nicht übereinstimmen.

Deutschland wird zunächst durch derartige Anschauungen direkt nicht berührt, aber als befremdend müssen diese doch bezeichnet werden, denn der Beweis dürfte schwer zu erbringen sein, daß alle noch unter europäischer Kontrolle stehenden Teile Amerikas durch Selbständigkeit oder Uebergang an die Vereinigten Staaten in eine bessere und freiere Lage kommen werden. Noch schwieriger aber wäre es zu beweisen, daß aus der Erhaltung der jetzigen Besitzverhältnisse eine Gefahr für Nordamerika entstehen könnte. Pläne für die Erwerbung der südbrasilianischen Provinzen durch Deutschland existieren nur in der Phantasie der gelben Presse. Am wenigsten aber scheinen die Beteiligten selbst davon wissen zu wollen. Sollte es wirklich dereinst zum Zerfall Brasiliens kommen, so würden die Deutsch-Brasilianer es entschieden vorziehen, sich selbst zu regieren, anstatt sich einen ganz fremden Regierungsapparat aus Berlin kommen zu lassen. Immerhin aber würde das Deutsche Reich die größere Berechtigung haben, sich für das Wohl und Wehe der deutsch-brasilianischen Bevölkerung zu interessieren, als Nordamerika.

Europa beschäftigt sich auffallend wenig mit dem, was die Vereinigten Staaten in Amerika tun und treiben. Nahm z. B. die neue Republik Panama gegenüber Kolumbien auch keine andre Stellung ein als einst die konföderierten Staaten zum Kabinette von Washington, so gab die sehr schleunige Anerkennung des neuen Staates durch Nordamerika nur wenigen Zeitungen Veranlassung zu ironischen Betrachtungen der Vergangenheit. Die europäischen Nationen sind sogar ziemlich schnell dem Beispiele Nordamerikas gefolgt, die Besserung der Aussicht auf Vollendung des Kanals wurde allgemein sympathisch aufgenommen, und wer zunächst als Besitzer[2]) fungierte, erschien nebensächlich. Auch der Uebergang Domingos in nordamerikanischen Besitz, das Protektorat über verschiedene spanisch-amerikanische Staaten würde vermutlich in Europa keine Gegner finden, da man annehmen darf, daß dadurch die öffentlichen Zustände, Handel und Wandel sich bessern und für alle Teile daraus nur Vorteile erwachsen würden.

Auf Schwierigkeiten einzugehen, die die Vereinigten Staaten innerhalb ihrer

---

[1]) Die Verluste beliefen sich nur auf einige Verwundete, durch die Explosion von Munition veranlaßt. Der Kommandant eines der amerikanischen Schiffe war kurz vorher an Hitzschlag gestorben. Das Resultat der Schlacht, die tatsächlich den Zusammenbruch der spanischen Herrschaft in Manila herbeiführte, zu verkleinern, liegt mir natürlich durchaus fern.

[2]) Wer die Seeherrschaft besitzt, wird auch der Herr des Kanals sein, oder diesen wenigstens für den Verkehr schließen können.

vier Wände schon haben, oder die ihnen möglicherweise noch erwachsen können, ist nicht die Aufgabe dieser Schrift. Es muß aber hervorgehoben werden, daß diejenigen Staaten, denen die Monroe-Doktrin Schutz gegen europäische Aggression gewähren soll, sich gelegentlich gegen den nordischen Protektor auch recht ablehnend verhalten.

Unter der Präsidentschaft von M. Harrison wurde am 1. Oktober 1889 ein Kongreß aller amerikanischen Staaten nach New York einberufen und auch von allen beschickt. Die Hauptpunkte der Verhandlungen bestanden in Festsetzung eines Systems über Schiedsgerichte und Errichtung eines Zollvereins. Das erste Ziel wurde zwar teilweise erreicht, da sich aber Mexiko, Argentinien und Chile, also die drei mächtigsten aller in Frage kommenden Staaten, weigerten, den Vorschlägen Nordamerikas beizutreten, konnte von einem ganzen Erfolge nicht die Rede sein, und es scheint, daß die Verträge mit den übrigen Staaten nicht ratifiziert worden sind. (M. de Beaumarchais, La Doctrine de Monroe, S. 208.) Der Versuch des amerikanischen Zollvereins machte vollständiges Fiasko. Die Interessen waren zu verschieden, Nordamerika suchte seinen Vorteil in hohen Schutzzöllen, in den meisten spanisch-amerikanischen Staaten waren entgegengesetzte Interessen vorherrschend.

Der Delegierte Argentiniens, N. Sanz, erklärte, der deutsche Zollverein hätte Erfolg gehabt, weil er verschiedene Stämme desselben Volkes vereinigt hätte, während es sich hier um vollständig verschiedene Nationalitäten handle. Er wies darauf hin, welche Gefahren die Errichtung eines panamerikanischen Zollparlaments für die Unabhängigkeit der kleineren Staaten haben könnte, und schloß mit dem Vorschlage, den Tenor der Monroe-Doktrin, „Amerika für die Amerikaner,“ in die Worte: „Amerika für die ganze Menschheit!“ umzuändern.

Auch in andern Fällen ist wiederholt zu erkennen gewesen, daß die kleinen Staaten den Schutz Nordamerikas schon drückend empfunden haben, und der Kongreß von Washington, weit entfernt, seine Aufgaben zu erreichen, hatte zum Resultat, daß die Delegierten der kleinen Staaten mit einem Gemisch von Furcht und Eifersucht in die Heimat zurückkehrten.

Es sei noch erwähnt, daß im Kriege Spaniens gegen Nordamerika eine große Anzahl der früheren spanischen Kolonien ihre Sympathien für das Mutterland offen zum Ausdruck brachte. Der General Lucio Mansillo beantragte beim argentinischen Kongreß die Werbung eines Freikorps, um gegen Nordamerika zu kämpfen, mit der Begründung: „Wir haben unsre Freiheit allein erkämpft und wollen nicht, daß Fremde sich einmischen in den Kampf zwischen Kuba und unserm Mutterlande.“

Der europäischen Toleranz steht die amerikanische Unduldsamkeit, die alle europäischen Nationen vom amerikanischen Kontinente entfernen möchte, schroff gegenüber. Bedeutete daher die Monroe-Doktrin ursprünglich ein mutiges Eintreten für das Recht der Selbstbestimmung der damals für die Freiheit kämpfenden spanischen Kolonien, so scheint sie jetzt zum Steckenpferde werden zu sollen.

Schlußbetrachtung.

Englands Sorge, Kanada zu verlieren, hat neben dem allgemeinen Friedensbedürfnisse eines großen Industriestaates viel dazu beigetragen, daß es wegen der Monroe-Doktrin nicht schon zum Kampfe gekommen ist. Von dieser Sorge befreit — ob durch Unabhängigkeitserklärung, Anschluß oder Uebergang Kanadas an die Vereinigten Staaten —, wird die englische Politik für ihre anderweitigen amerikanischen Interessen energischer eintreten können als im Jahre 1895/96 in der Venezuela-Grenzfrage.

Anmerkung. „North American Review", January 1896: Canada as a hostage, E. W. Thomson.

Frei übersetzt: Was sollte geschehen, wenn Kanada sich unabhängig erklärte, sobald der Krieg auszubrechen drohte? — Daß dies geschehen kann aus Interesse für die alte Heimat, erscheint möglich; denn dadurch würde England der Sorge für die Verteidigung entledigt, und Amerika würde verhindert werden, Kanada anzugreifen. — Es folgt eine Betrachtung über den Seekrieg u. s. w.

Ob eine solche Trennung Kanadas von England vorteilhaft wäre, kann ein Ausländer nicht entscheiden; da es für die Wohlfahrt der Völker aber weniger auf übergroßen Territorialbesitz als auf sichere und ausgedehnte Handelsbeziehungen — die auch nach der Trennung bestehen würden — ankommt, ist eine derartige Erwägung nicht ohne weiteres zurückzuweisen. Trotzdem Lord Cranborne am 16. Dezember 1902 erklärt hat, daß England die Vereinigten Staaten bei Aufrechterhaltung der Monroe-Doktrin unterstützen würde, erscheint es doch wahrscheinlich, daß England die erste Nation sein wird, die früher oder später dagegen wird Front machen müssen. Es sei denn, daß die Monroe-Doktrin sich in den Grenzen hält, die für fremde Nationen zu ertragen sind, oder daß statt der Nachkommen von Nelson und Wellington die Little Englanders in Großbritannien zur Herrschaft gelangen.

Bei dem frommen Wunsche, daß der amerikanische Boden möglichst bald von allen europäischen Mächten geräumt werden möchte, kommt nämlich — selbst abgesehen von Kanada — in erster Linie Großbritannien in Frage. Halifax, die Bermudas, Bahamas und die westindischen Inseln mit Jamaika und Trinidad, Honduras, Guayana und die Falklandinseln befinden sich in englischem Besitze. Einige dieser Positionen würden im Falle eines Krieges für Nordamerika sehr wichtig sein, andre mit Rücksicht auf den Panamakanal große Bedeutung gewinnen, so daß der Wunsch, sie zu besitzen, erklärlich erscheint. Doch nicht alle Wünsche können in Erfüllung gehen, und selbst die größte Nation muß sich Schranken auferlegen, wenn der Friede nicht nur ein schöner Traum sein soll.

Betrachtet man andre Länder mit ihren aneinanderstoßenden, von Festungen umgürteten Grenzen, so erscheint Nordamerika fast wie eine Welt für sich, aber das Bestreben, sozusagen einen ganzen Globus einzunehmen, wird für längere Zeit doch noch mit erfolgreichem Widerstande zu rechnen haben. Was seitens

amerikanischer Staatsmänner in aller Seelenruhe [1]) der übrigen Welt geboten wird, möge durch nachstehende Hypothese angedeutet werden.

Man denke sich, daß in Berlin oder in Rom an verantwortlicher Stelle erklärt werden würde: Wir sehen mit Ungeduld dem Tage entgegen, an dem Rußland die Ostseeprovinzen, resp. Oesterreich das Trentino und Triest geräumt haben wird! Es würde sich in diesen Fällen wenigstens noch um Völker derselben Nationalität und Sprache sowie derselben Religion handeln, während im andern Falle nichts derartiges zutrifft. Ueberhebung in Hervorkehrung der Monroe-Doktrin wird notwendigerweise zur Schaffung eines starken Heeres und einer großen Flotte führen, einer Flotte, die annähernd so groß werden müßte wie die englische.

Die früher in ihrer Kompaktheit fast unangreifbare Republik hat durch die Erwerbung großer Inselgruppen und den Bau des Panamakanals verwundbare Punkte erhalten, die allein zur Verteidigung viel mehr Truppen beanspruchen, als die frühere etatsmäßige Stärke der ganzen Armee betrug.

Schmeichelt es aber dem Selbstgefühl der Staatsmänner und dem der ganzen Nation, die andern Länder de haut en bas zu behandeln, dann heißt es: rüstig vorwärts mit Heer und Marine.

Wir sind uns über die große Bedeutung und Zukunft Nordamerikas durchaus klar, und L. M. Goldbergers Buch über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten hat dies in trefflicher Weise zum Ausdruck gebracht.

Wir wollen in Friede und Freundschaft mit Nordamerika leben — wie wohl auch alle andern Nationen — und freuen uns neidlos jedes Fortschritts, der uns zur Nacheiferung veranlassen kann, in dem Bewußtsein, daß auch wir der Neuen Welt in manchen Punkten zum Vorbilde gedient haben und noch dienen werden.

Auf dem Gebiete der politischen und nationalen Angelegenheiten können wir aber der unbegrenzten Möglichkeit keine Zugeständnisse machen, hierbei muß volle Gleichberechtigung gewahrt werden, wenn anderseits das Verhältnis nicht getrübt werden soll.

Der Doktrin kann weder gesetzliche noch völkerrechtliche Geltung zugeschrieben werden.[2]) — Sie will trotzdem das natürliche Recht andrer Völker auf Schutz und Vertretung ihrer Interessen

„durch Festsetzung der Grenzen, wie weit dies geschehen darf",

beschränken.

---

[1]) Am 26. Februar 1903 wurde im Repräsentantenhause zu Washington die Resolution eingebracht, der Präsident möge sich mit der Frage beschäftigen, unter welchen für beide Nationen ehrenhaften und zufriedenstellenden Bedingungen England bereit sein dürfte, das britische Nordamerika an die Union abzutreten.

[2]) Mahan sagt (Monroe Doctrin, „National Review," Febr. 1903): Der Inhalt der Doktrin hat nicht einmal im Lande der Geburt volle gesetzliche Sanktion erhalten; die gegenwärtige Entwicklung beruht auf den Aeußerungen von Personen, die offiziell berechtigt waren, dieselbe zu erklären, aber nicht die volle Autorität hatten, die Nation auf den Wortlaut zu verpflichten.

Hierin liegt eine große Gefahr für den Frieden, denn nicht immer werden solche Einschränkungen ertragen werden, nicht immer werden andre Nationen ihre Maßregeln erklären und begründen, sich gewissermaßen das Placet von Nordamerika einholen wollen.

Da die Vereinigten Staaten erklärt haben, daß amerikanische Angelegenheiten nicht vor das Haager Schiedsgericht gebracht werden dürfen,[1]) so ist die Aussicht, in dem neuen Jahrhundert eine Aera des Friedens zu erblicken, recht erheblich vermindert. Präsidenten haben wiederholt die Nation mit sich fortgerissen (Cleveland — Venezuela 1895/96), sind aber auch trotz ihrer Machtstellung sogar widerstrebend von der Nation zu entscheidenden Schritten gedrängt worden (Mac Kinley — Spanien).

Die hervorragendste Stellung in betreff Formierung der öffentlichen Meinung aber fällt in Nordamerika der Presse zu. Krieg und Frieden werden davon abhängen, ob die Presse die öffentliche Meinung zu einer Auffassung und Auslegung der Monroe-Doktrin anleitet, die für andre Nationen erträglich oder unerträglich ist. Wird die Doktrin zum Dogma oder zum kaudinischen Joche, so werden auch die Völker Europas dem Wahlspruche gemäß handeln, mit dem Cleveland am 18. Dezember 1895 seine Botschaft schloß.

„Ich halte kein Unglück für so groß, das mit demjenigen zu vergleichen wäre, das aus stillschweigender Unterwerfung unter Unrecht und Gewalt und dem Verluste der nationalen Ehre hervorgehen würde."

---

[1]) Der Delegierte Amerikas zur Haager Friedenskonferenz, Fr. W. Holls, erreichte durch die Weigerung, den § 27 des Protokolls zu unterzeichnen, die Einschaltung des Satzes: nor shall anything contained in the said Convention be so construed as to require the relinquishment by the United States of North America of its traditional attitude towards purely American questions (Monroe Doctrin).

Uebersetzt: Auch soll nichts in der Konvention so gedeutet werden, als ob Amerika gezwungen wäre, seine traditionelle Haltung in allen rein amerikanischen Angelegenheiten zu ändern oder aufzugeben.

Die andern Deligierten gaben schließlich nach in der Erwägung, daß gemäß Artikel IX Titel III die Vermittlung und daher die Unterbreitung von Fragen vor das Schiedsgericht stets abgelehnt werden kann, „wenn es sich um die nationale Ehre oder die Lebensinteressen eines Staates handelt."

Da jede Nation selbständig hierüber zu entscheiden hat, hätte Nordamerika auch ohne den Zusatz stets das Recht gehabt, derartige Fälle vom Schiedsgericht auszuschließen. — Fr. W. Holls aber legt der Einschaltung dieses Satzes fast die Bedeutung einer Anerkennung der Monroe-Doktrin bei. (The peace Conference at the Hague 1899, by Fr. W. Holls, p. 271.)

Es würde zu weit führen, hierauf einzugehen, und deshalb wird auf die vorstehende Quelle hingewiesen.

Aus zwei Weltteilen.[1]

Erinnerungen

von

Marie Hansen-Taylor.

Der vierte Juli brach an. Eine glühende Sonne stand am Himmel. Um die Erlebnisse dieses Tages lebendig zu schildern, nehme ich Zuflucht zu einem Brief, den ich damals meiner Mutter schrieb: „Zu früher Stunde," erzählte ich, „fanden wir uns, empfangenen Instruktionen gemäß, im großen Saal des Hotels ein, wo die Gouverneure der verschiedenen Staaten bereits versammelt waren und die Mitglieder des Komitees uns empfingen. Paarweise gingen wir dann nach dem nahegelegenen Festplatz. Mein Mann führte mich, und Lilian hatte die Ehre, am Arm des Gouverneurs von Neu-Mexiko zu paradieren. Die zu dem Zweck erbaute Tribüne erhob sich unmittelbar hinter Independence Hall, dem alten ehrwürdigen Rathaus, und war mit Sitzen für die eingeladenen Gäste, 4—5000 an der Zahl, versehen worden. Ganz vorn, den weiten freien Platz, Indenpendence Square genannt, beherrschend, stand die Rednerbühne, in deren nächster Nähe sich unsre Plätze befanden. Ueber die ganze Länge und Breite der ausgedehnten Tribüne hatte man Segeltuch gespannt, um die Tausende von Festteilnehmern vor den glühenden Strahlen der Sonne zu schützen; die zahllosen Menschen aber, die auf dem freien Platze Kopf an Kopf gedrängt standen, mußten, wo der Schatten einzelner Bäume nicht ausreichte, ihre Zuflucht zu Sonnen- und Regenschirmen nehmen. Und dennoch hielt diese gewaltige Volksmenge fünf volle Stunden lang stand, ohne sich in der Feststimmung stören zu lassen.

„Als letzter Gast auf der Tribüne erschien Dom Pedro von Brasilien. Er kam in Zivil und ohne Gefolge, und nachdem er sich niedergelassen, leitete ein Festmarsch die Feier ein. Darauf trat der Bürgermeister der Stadt vor die Versammelten und hielt, es der Menge zu zeigen, ein vergilbtes Pergament, die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, hoch empor. Vieltausendstimmig brach der Jubel des Volkes aus, und als das Hurraschreien endlich schwieg, reichte der Bürgermeister das Dokument einem Virginier, der als Enkel eines der Unterzeichner, das unschätzbare Schriftstück mit lauter Stimme vorlas. Dann folgte die Nationalode. Frei, ohne Manuskript, trat der Dichter vor die auf dem großen Platze versammelte Menge und trug mit seiner klangvollen

---

[1]) Aus den noch ungedruckten, demnächst in Buchform erscheinenden Denkwürdigkeiten der Witwe Bayard Taylors, der, nachdem er nur wenige Monate (von Juni bis Dezember 1878) als Gesandter der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Berlin geweilt, am 19. Dezember 1878 dort gestorben ist, bringen wir nachstehenden Abschnitt, der sich zum Teil auf Erlebnisse in der Reichshauptstadt bezieht. Die Redaktion.

Stimme weithin vernehmlich die rhythmischen Strophen der im pindarischen Versmaß verfaßten Ode vor. Mit dem ersten Worte, das er aussprach, trat unter dem bisher mehr oder minder geräuschvollen Volke ein Schweigen ein, das nur ab und zu von einem Applaus unterbrochen wurde, der sich am Schlusse des Vortrags in stürmischem Beifallrufen Luft machte. Du kannst Dir denken, wie hoch erhoben wir beide, Taylors Frau und Tochter, uns fühlten. Unserm Dichter aber ward viel beglückwünschendes Händeschütteln zuteil, als er zurücktrat, nachdem seine Aufgabe erfüllt war.

„Auf die Ode folgte die Festrede eines bedeutenden Juristen, der sie jedoch vom Manuskript ablas, und den Schluß der Feierlichkeit bildete der Gesang des hundertsten Psalms: ‚Jauchzet dem Herrn, alle Welt‘, in den das ganze Volk einstimmte.

„Taylor fühlte sich von der Aufregung des Tages und der grausamen Hitze so erschöpft, daß wir uns beeilten, dem Gedränge zu entfliehen. Es traf sich glücklich, daß wir uns dem General Sheridan und seinem Stabe anschließen konnten, für die man eben eine Gasse freimachte. Ehe wir aber das alte Rathaus erreichten, durch das unser Weg führte, erlebten wir unvergeßliche Momente. Es hatte sich zurzeit viel Volk bis zur Tribüne herangedrängt und stand wie eine Mauer zu beiden Seiten des schmalen Ganges, durch den wir schreiten mußten; kaum erblickte man Taylor, als Rufe von beiden Seiten ertönten: ‚Bayard Taylor!‘ ‚Hier kommt Bayard Taylor!‘ ‚Unser Jubiläumsdichter!‘ ‚Hurra unserm Dichter!‘ Wie uns diese Ovation aus dem Volksmunde zu Herzen ging, kann ich nicht mit Worten sagen. Es war der schönste Dank, den der Dichter sich hätte wünschen können.“

Am folgenden Morgen rief die Pflicht meinen Mann nach New York zurück, wohin ich ihn auf acht Tage begleitete. Dort harrten seiner, bei einer Temperatur von 100° F. Anforderungen, denen er nur mit äußerster Anstrengung Genüge leistete. Als er eines Abends, nach ermattender Arbeit im Bureau, endlich Ruhe erwarten durfte, wurde er wegen einer dringenden Angelegenheit dorthin zurückberufen und kehrte erst nach Mitternacht erschöpft wieder heim. Unausgesetzte Arbeit war sein Teil.

In der zweiten Hälfte des Juli berichtete er mir: „Gestern schrieb ich den Aufsatz über Stanley und übersetzte zwei Spalten von Schurz' Brief.“ Dann wieder erwähnte er die Leitartikel über den Orient und Mexiko und eine Rezension der Gedichte Lord Houghtons, die er geschrieben, und am 9. August fragte er: „Hast Du meine beiden Leitartikel ‚Schriftstellerei‘ und ‚Gehirnarbeit‘ gelesen?“ Es waren sämtlich Beiträge, die nicht als ephemere Zeitungsliteratur der Vergessenheit hätten anheimfallen sollen. Taylor verwandte auf alles, was er schrieb, seine beste Geisteskraft.

Die Sonne ließ nicht ab, mit feurigen Strahlen die arme Erde zu versengen und die Menschheit zu ermatten. Ende Juli schrieb ich meiner Mutter: „Denke Dir vier Wochen lang eine Temperatur von 27 bis 30° R. und Du wirst Dir sagen können, was wir leiden. Nun ist endlich ein kleiner Umschlag

eingetreten. Gestern gegen Abend kam ein Gewitter — nein, nicht eins, wohl an die zwanzig waren es, die losbrachen. Ein solches Blitzen und Donnern hatte ich nie erlebt — mehrere Blitze in jeder Sekunde, es schien, als stände der ganze Himmel in Flammen, ein prachtvoller Anblick. Am geöffneten Fenster meines Schlafzimmers sitzend, schaute ich dem großartigen Naturschauspiel zu, bis meine Augen vom fortwährenden Blitzen wie geblendet waren. Mein armer Neufundländer, Tasso, hatte sich zu mir geschlichen und schmiegte sich dicht an mich heran, fuhr dann vor einem mächtigen Blitz und Donnerschlag in die Höhe und verkroch sich in die dunkelste Ecke des Vorsaals. Dabei fiel kein Tropfen Regen, wehte kein Lüftchen; es herrschte eine Schwüle, die den Menschen zu ersticken drohte. Endlich, nach mehrstündiger Dauer, hatte das Wetter ausgetobt und die Luft sich abgekühlt. Der heutige Tag ist klar und köstlich, dennoch liegt bereits eine wieder erwachende Glut in der Atmosphäre."

Vier Wochen nachher waren wir wieder in New York beisammen, übergaben dann aber die Tochter zur ferneren Ausbildung dem damals noch jungen Institut von Vassar College.[1]) Von dort zurückgekehrt, schrieb ich meiner Mutter: „Ich bin recht befriedigt von dieser großartigen Bildungsanstalt weggegangen. Die Gebäude in schöner, freier Lage sind in weitem Umkreis von parkartigen Anlagen umgeben. Auch hat mir die Vorsteherin außerordentlich gut gefallen. Sie ist eine Dame von feinem Anstand und freundlichem Wesen, so recht für den Posten geschaffen, der sie verpflichtet, für das moralische Wohl der jungen Mädchenschar zu sorgen und die Honneurs des Hauses und der Anstalt zu machen. Ich warf die Frage auf, wie sie, bei einer so großen Anzahl von Schülerinnen, sich um jede einzelne zu bekümmern vermöchte? Darauf erwiderte sie, daß die Schul- und Klassenberichte, sowie die Einzelberichte von Ober- und Unterlehrerinnen, es möglich machten, das Wesen, die Fähigkeiten und den Fleiß einer jeden Schülerin kennen zu lernen und zu beurteilen. Die Anstalt ist bis ins kleinste vortrefflich organisiert, und obgleich den jungen Mädchen eine große Selbständigkeit in ihrem Tun und Lassen gestattet ist, sind sie trotzdem durch eine Disziplin gebunden, die sozusagen unsichtbar waltet. Der Präsident, ein ältlicher, sehr ruhiger und würdiger Herr, der selbst keinen Unterricht gibt, steht der Bildungsanstalt als oberster Leiter vor. Ich hatte Gelegenheit, im Speisesaal, in den breiten, luftigen Gängen des Hauptgebäudes und in den parkartigen Anlagen die Schülerinnen der Anstalt zu beobachten, und fand sie gesund und frisch von Ansehen, einfach, gesetzt und höflich in ihrem Benehmen. Ganz besonders lieb ist es mir, daß L. mit vier, mir wohlgefälligen Mitschülerinnen zusammen wohnen wird. Von ihnen sind zwei ihr schon von der Schule her bekannt. Sie teilen ein kleines freundliches Wohnzimmer miteinander, nebst drei mit diesem zusammenhängenden Schlafkammern."

---

[1]) Die erste höhere Bildungsanstalt der Vereinigten Staaten für erwachsene Mädchen, nach ihrem Stifter Matthew Vassar, einem reichen Einwohner von Poughkeepsie am Hudsonflusse, benannt.

In New York, das sich gegen früher nach allen Seiten hin vergrößert und erweitert hatte, standen wir nun mitten in einem lebhaften, Geist und Gemüt anregenden Verkehr. Man besuchte sich noch des Abends und pflog traulichen Austausch der Gedanken. Man versammelte mit bescheidenen Mitteln fröhliche Gäste um die Tafelrunde, konnte zu Gesellschaften einladen, ohne großartige Veranstaltungen, und erfreute sich noch der Göttergabe wahrer Freundschaft, die heute zu pflegen das ins Endlose ausgedehnte Stadtgebiet nicht mehr ermöglicht. Unsre Sonntagabende waren vielbesuchte, gesellige Vereinigungen, für die unsre, wenn auch bescheidene, doch sehr gemütliche Wohnung, kaum geräumig genug war. Bei unsern häufigen kleinen Tischgesellschaften herrschte die heiterste Laune. Oft stellten sich auch Freunde ungeladen bei uns zum zweiten Frühstück, dem Luncheon ein, wo stets ein Gedeck bereitstand. Dieser ungezwungene, freundschaftliche Verkehr war für Taylor eine wahre Rettung in jener Zeit schwerer Arbeit und bitterer Enttäuschungen. Von Natur gesellig, verstand er es, in freien Stunden sein Joch von sich abzuschütteln und sich ganz der Anregung des Augenblicks hinzugeben. Er war dann ein heiterer, unterhaltender Gesellschafter, der Leben und Geist um sich zu verbreiten wußte und durch seinen unversiegbaren Humor und seine witzigen Bemerkungen, die niemals beißender Art waren, Frohsinn und Lachen erregte.

Denke ich zurück an alle die lieben, trefflichen Menschen, mit denen wir damals in alter oder neuer Freundschaft eng verbunden waren, so erfaßt mich tiefe Wehmut. Entschwunden sind jene Zeiten, hinüber die, die mir einst, im vollen Leben stehend, jene goldenen Tage verschönerten. Und er — der Mittelpunkt des edeln Freundeskreises —, auch er dahin, sie alle verweht, zerstoben, wie fahles Laub vom kalten Hauch des Herbstwindes zerflattert. Doch

„Warte nur, balde
Ruhest du auch.“

Hatte der Prediger Salomo recht: ist alles eitel auf der Welt? Manchmal, in trüben Augenblicken, möchte es so scheinen.

Ueberblicke ich meine täglichen Aufzeichnungen während der letzten Lebensjahre meines Mannes, so leuchtet mir schmerzlich ein, was damals unter der Oberfläche verborgen lag, daß durch Ausnutzung von außen und innere übermäßige Anspornung seine gesunde Arbeitskraft, sein ursprünglich übersprudelndes Leben aufgerieben werden mußte. Eine dieser Eintragungen in mein Tagebuch lautet (vom 28. Februar 1877): „Nun hat man Taylor zu allem andern noch die Kunstkritik zuerteilt, und so kam es, daß er gestern abend, als wir aus dem Konzert von Ole Bull heimkehrten, die Order vorfand, zu dieser späten Stunde sich die zu eröffnende Bilderausstellung zu besehen und eine Notiz darüber zu schreiben, die am folgenden Morgen in dem ‚Tribun‘ erscheinen sollte.“ Ein Wunder von rapider Arbeit aber vollführte er Mitte März, als er Victor Hugos „Légende des Siècles“ für die Zeitung besprach. Die Sache hatte Eile, und schon allein die Kenntnisnahme der zwei dicken Großoktavbände war an und für sich keine Kleinigkeit. Da es aber gewünscht wurde, nahm er die Arbeit

sofort in Angriff und schrieb, nachdem er den Inhalt des Werkes bewältigt, eine lange kritische Abhandlung darüber, mit Einschluß der Uebersetzung von sechs darin enthaltenen lyrischen Gedichten,[1]) in der kurzen Zeit einiger Nachmittags- und Abendstunden.

Inzwischen trat noch ab und zu in gnadenreichen Stunden die Muse an ihn heran, den Schwerbebürdeten beschwingt emporzuheben in das Reich der Poesie. So entstanden damals Gedichte, wie „Youth“, „Peach Blossoms“ und „Assyrian Night“, lyrische Ergüsse, die zu den schönsten gehören, die er je hervorgebracht. Es waren dies freilich seltene Feierstunden.

Als das Frühjahr 1877 herankam, schien es ernstlich geboten, daß eine Zeit der Ausspannung für meinen Mann eintreten müsse. Erst im Juli aber konnte er sich frei machen, um bei den Schwefelquellen von West-Virginien Erholung und Stärkung zu suchen; die er auch in der erfrischenden Gebirgsluft und bei völliger Ruhe zu finden schien. Eins nur beunruhigte sein Gemüt um diese Zeit. Es tauchten die ersten Gerüchte auf, daß Präsident Hayes ihn für einen Gesandtschaftsposten ausersehen habe. Bald wurde Rußland genannt, bald Belgien. Keiner dieser Posten lockte ihn; nur für Berlin erklärte er sich geneigt; dort, meinte er, würde er Muße finden, die Doppelbiographie Goethes und Schillers, die nun schon so manches Jahr habe zurückstehen müssen, endlich in Angriff zu nehmen. Da er sich jedoch weigerte, als Bewerber um die Berliner Stelle aufzutreten, so ruhte die Sache einstweilen.

Nicht nur die Biographie, auch sein lyrisches Drama hatte bisher in den Hintergrund treten müssen. „Wie die Peri nach dem Paradiese“,[2]) so sehnte er sich, den Faden der Dichtung wieder aufnehmen zu können, ein Wunsch, der ihm nun endlich in Erfüllung gehen sollte. Als er Ende August, nach zweimonatiger Ruhezeit, in Gesellschaft eines Freundes in einem kleinen Boote Minots Felsenriff auf dem Weg nach Cohasett[3]) umschiffte, tauchte die „Vision Deukalions“ plötzlich als Eingebung vor seinem innern Blicke auf; und somit war der Knoten gelöst, der ihm bisher in der poetischen Ausführung seines Dramas ein Hindernis gewesen.

Kaum in sein Heim und seine Bücherei zurückgekehrt, benutzte er jeden freien Augenblick, den dritten Akt, der ihm so große Schwierigkeiten bereitet hatte, zu vollenden. Der vierte und letzte Akt, der ihm schon längst klar und deutlich vor der Seele gestanden, floß ihm dann rasch aus der Feder, und am 7. Oktober schrieb er die Schlußstrophe der Dichtung. In freudiger Aufwallung las er mir, die hinter ihm stand und über ihm gebeugt mit auf das Blatt schaute, die melodischen Lieder des Hirten und der Hirtin, die gegen den Schluß eintreten, vor; während ich ihm aber gespannt lauschte, flüsterte es in meinem Innern

---

[1]) Enthalten in einem nach des Verfassers Tode herausgegebenen Band: „Critical Essays and Literary Notes.“

[2]) Bayard Taylors eigne Worte.

[3]) An der Küste von Massachusetts gelegen.

plötzlich: „Schwanengesang". Woher die Stimme? Ich weiß es nicht, denn, obwohl ich in letzter Zeit um meinen Mann Sorge getragen, war der Gedanke, daß ich ihn verlieren könne, nie ernstlich in mir aufgestiegen. Einmal nur in jenem Herbst ergriff mich ein tieferes Bangen. Er saß am Schreibtisch, mit einer Arbeit für die Zeitung beschäftigt, da hielt er plötzlich inne und brach mit verzweifeltem Ton in die Worte aus: „Wenn ich nicht bald dazu komme, die Biographie zu schreiben, so schreibe ich sie überhaupt nicht; es ist eine Unmöglichkeit, eine solche Masse von Material immer im Kopf herumzutragen; es muß mir endlich entschlüpfen!" Noch nie zuvor hatte er an seinem Gedächtnis gezweifelt. Ueberdies hatte sich seit geraumer Zeit eine merkwürdige Versunkenheit in sich selbst bei meinem Manne bemerkbar gemacht. Zuweilen schien er völlig geistesabwesend zu sein, er hörte nicht, was ich ihm sagte, und gab doch mechanische Antwort darauf. Ich pflegte einen Scherz daraus zu machen und warnte ihn einmal, es nicht so weit kommen zu lassen, wie der gelehrte Neander, von dem man erzählte, daß er eines Tages, als er nach Hause kam, seiner Schwester klagte, er sei plötzlich lahm geworden und habe zurückhinken müssen, während er in Wahrheit nur, ohne es zu wissen, mit einem Fuß auf dem Trottoir, mit dem andern in der Straßenrinne gegangen war. Taylors Arbeiten litten jedoch keineswegs unter seiner Geistesabwesenheit. Die Konzentration der Gedanken war von jeher eine seiner hervorragendsten Gaben gewesen, und sie kam ihm auch jetzt wieder zustatten, wo er neben andrer vielseitiger Tätigkeit, die auf ihn einstürmte, es übernahm, den Don Carlos zu übersetzen und der amerikanischen Bühne anzupassen. Die Veranlassung dazu gab Lawrence Barrett[1]) der dringend wünschte, die Rolle des Helden darzustellen und Taylor für eine englische Uebersetzung der Schillerschen Tragödie zu gewinnen wußte. Er verwendete nun die wenigen Freistunden, die ihm zu Gebot standen, auf diese große Arbeit; doch erregte der poetische Gegenstand und die Erhabenheit des Originals sein geistiges Interesse in dem Maße, daß er die Anspannung seiner Seelenkraft kaum empfand. Auch hielt es für den Uebersetzer des Faust nicht schwer, Schillers fließende Jamben in die eigne Sprache zu übertragen; ja es machte ihm Freude. Nur der Umstand, daß er das Werk des deutschen Dichters verkürzen und es bühnenrecht zustutzen sollte, wie der amerikanische Mime es verlangte, war ihm eine verdrießliche Zumutung, die ihm große Schwierigkeiten verursachte. Zahlreich waren die Beratungen, die wir mit deutschen Freunden hierüber pflogen, bis endlich Taylor die Scylla mit Vermeidung der Charybdis umschiffte.

So kam die Jahreswende heran, bei der wir — es war das letzte Mal — uns der Einkehr vertrauter, „a happy new Year" wünschender Freunde erfreuten und bei Rheinwein und deutschem Lebkuchen ein paar recht vergnügliche Stunden verlebten.

---

1) Ein namhafter Schauspieler, dessen früher Tod die Aufführung des englischen Don Carlos verhinderte.

Aus den ersten Wochen des neuen Jahres steht mir ein Abend, an dem auf meine Veranlassung zwei kleine Gedichte entstanden, besonders lebhaft in der Erinnerung. Wir waren Mitglieder eines literarisch angehauchten Kränzchens, des „Fraternity Club“, für dessen handschriftliches Monatsheft ich im Februar mit einem andern Mitglied die Redaktion zu besorgen hatte. Die Beiträge, lauter Originale, mußten die gewählten Redakteure beschaffen, und so nahm ich mir vor, von meinem Manne als besondere Gunst ein Gedicht zu erbetteln, mit dem ich prahlen konnte. Daß es viel von ihm verlangt sei, der erst spät am Tage und ermüdet vom Zeitungsbureau heimkehrte, sagte ich mir freilich. Als er aber mit mir nach Tische vor dem offenen Kaminfeuer saß und den Rauch gemächlich aus der Zigarre blies, flehte ich dennoch: „Nur eine Kleinigkeit, du schüttelst es ja so leicht aus dem Aermel.“ Ein Seufzer kam als Antwort. Später aber setzte er sich an den Schreibtisch und kam schon nach kurzem mit einem Blatt in der Hand zu mir: „Da, nimm was ich geschrieben habe,“ sagte er. Es war das von übersprudelnder, neckischer Laune erfüllte Gedichtchen „The Imp of Springtime“, das in der Gesamtausgabe seiner Gedichte zu finden ist. Ich war natürlich entzückt. Und da er einmal im Zuge war, schrieb er sogleich einen zweiten Beitrag für das Heft, diesmal Knittelverse, die er „Kickeramic Song“ nannte und die sich auf meinen Leitartikel bezogen, der die damals auf die Spitze getriebene Modesucht, das Sammeln von Keramik, persiflierte.

So verflossen die ersten Wochen des Jahres 1878 abwechselnd unter Scherzen, Vergnügungen und sauern Mühen, zu denen die Beunruhigung hinzukam, daß von neuem Gerüchte über einen Taylor zugedachten Gesandtschaftsposten auftauchten. Zu Ende Januar hieß es sogar, der Präsident habe ihn für Berlin erkoren, dem Hauptbeteiligten aber fehlte jede direkte Benachrichtigung. Die hieraus erwachsende Ungewißheit über unsre nächste Zukunft wirkte störend auf das Gemüt meines Mannes, bis ihm endlich am 15. Februar zu später Nachtstunde vom Bureau des „Tribun“ ein soeben aus Washington eingelaufenes Telegramm zugestellt wurde, des Inhalts, daß der Präsident die Ernennung Bayard Taylors zum Gesandten beim Deutschen Reich an den Senat geschickt habe.

Somit war der Würfel entscheidend geworfen. Fiel nun die Bürde journalistischer Fronarbeit von seinen Schultern, so traten dafür neue Anforderungen an meinen Mann heran, die ihm keineswegs heilsam waren. Sobald die Ernennung und Bestätigung durch den Senat gedruckt erschien, wurden wir mit Glückwünschen förmlich überschüttet, und zahllose Einladungen zu privaten und öffentlichen Festlichkeiten, durch die man dem Gesandten Ehre erweisen wollte, liefen ein. Mit jeder neuen Feier, jedem neuen Bankett wurde es mir banger und banger um den weit über seine Kräfte angestrengten Mann, und als gar eine wohlmeinende Freundin mir zurief: „Was seid ihr für glückliche Menschen!“ da überlief mich ein heimlicher Schauder: es klangen die Worte unheilverkündend meinem Ohr.

Einen der letzten Tage vor unsrer Einschiffung widmeten wir Taylors Eltern, die, stolz auf die Auszeichnung des Sohnes, dem Abschied heldenmütig entgegensahen. Wir alle verbargen unser Wehgefühl unter heitern Mienen und frohen Verheißungen, und als die Stunde der Trennung schlug, erhob die greise Mutter das Glas und trank uns zu mit den Worten:

„Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb,
Erheitern einander das Leben,
Ach, wenn es doch immer so blieb!“

So schieden wir — wie anders war die Rückkehr!

Als wir uns endlich an Bord des Dampfschiffes befanden, das uns über den Ozean führen sollte, war es dem so Ruhebedürftigen nicht möglich, den ihm nötigen heilsamen Schlaf zu finden. Dafür stellten sich Fieberphantasien ein, in denen er wähnte, immer noch Reden und Ansprachen halten zu müssen, bis der Arzt endlich das überreizte Gehirn durch Betäubungsmittel zur Ruhe brachte. Doch verloren sich die Spuren dessen, was er in den letzten Wochen hatte leisten müssen, nicht wieder. Sie zeigten sich so sichtlich in seinem Aeußern, daß es Bekannten, denen er damals in London und Paris begegnete, besorglich auffiel. Erst nachdem er Berlin erreicht hatte, wo er alles zu seiner Zufriedenheit vorfand, trat einigermaßen Ruhe für ihn ein, der eine Besserung seines Befindens folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unterbrechungstöne und das Problem des Hörens.

Von

A. Stöhr (Wien).

Das Mittönen gleichgestimmter Gabeln, die Resonanz gleichgestimmter Saiten ist als Tatsache so bekannt und als Gleichnis so festgewurzelt, daß man mit einem Satze Helmholtz' Auffassung des Hörens charakterisieren kann. Das innere Ohr enthält nach Helmholtz ein System von Resonatoren. Die komplizierte Schallbewegung der Luft, des Trommelfelles und der Gehörknöchelchen wird schließlich in Bewegung der Resonatoren im inneren Ohre überführt und dabei in einfachere Bewegungen zerlegt. Jeder Bestandteil der Schallempfindung hat seinen eignen Resonator und damit auch seinen eignen Erregungsort im inneren Ohre.

Diese Auffassung ist nicht unangefochten geblieben. Die Bedenken waren verschiedener Art und Herkunft, und manche von ihnen sehr gewichtig. Ob die Resonanztheorie im großen und ganzen mit unvermeidlichen Abänderungen wieder

erstarken wird oder ob eine der neueren Hörtheorien zu weit verbreiteter Geltung durchdringen wird, kann erst die nächste Zukunft zeigen.

Eine besondere Schwierigkeit bereiteten die sogenannten Unterbrechungstöne. Es ist bekannt, daß man durch eine Drehscheibe, die in gleichen Abständen Löcher gleicher Größe im Kreise angeordnet enthält, einen Ton erzeugen kann, indem durch die Löcher der gedrehten Scheibe durchgeblasen wird. Nichts ist leichter zu verstehen. Auf die gleichmäßig verteilte Zahl der Luftstöße antwortet ein gewisser Resonator im inneren Ohre durch seine gleiche Eigenstimmung. Nun haben in den siebziger und achtziger Jahren R. König und A. M. Mayer, auch Urbantschitsch die Wirkung der Zwischenräume geprüft, durch die die Luftstöße aufgehalten werden. Daß die Luft durch die Löcher hindurch auf das Ohr wirkt und schließlich eine Empfindung bedingt, ist begreiflich. Daß sie aber auch dadurch wirken soll, daß die Zuleitung der Schallbewegung zum Ohr plötzlich unterbrochen wird, ist parador.

Befindet sich die rotierende Scheibe zwischen der Stimmgabel und dem Ohre, und wird noch zwischen die Scheibe und das Ohr ein Resonator und ein Schlauch eingeschaltet, der die Schallwellen dem entfernten Beobachter in einem besonderen Raume zuleitet, so hört dieser bei gewissen kleinen und gleichmäßigen Geschwindigkeiten der Scheibe Tonstöße, deren Zahl der Zahl der Löcher entspricht. Von einer gewissen Geschwindigkeit an stellt sich ein eigner neuer Ton ein, der A. M. Mayersche Unterbrechungston. Die Höhe des Tones entspricht der Zahl der Unterbrechungen. Die regelmäßig wiederkehrende Abwesenheit von Luftstößen wirkt hier sonderbarerweise so wie eine Abfolge wirklicher Stöße.

Diese Unterbrechungstöne waren mit unter den andern Tatsachen, durch die R. Ewald bewogen wurde, eine geistreich ersonnene und fleißig durchexperimentierte „Neue Hörtheorie“ (1899 Bonn) aufzustellen. Freilich zeigten 1901 K. L. Schäfer und O. Abraham, daß auch Resonatoren, die auf die Unterbrechungstöne gestimmt sind, zur Mitschwingung angeregt werden. Das Ohr wird in ähnlicher Weise auf die Unterbrechungen reagieren können wie ein Resonator.

Das Geheimnisvolle der Luftstöße, die sozusagen dadurch wirken, daß sie nicht sind, verschwindet bei der Betrachtung der Bauverhältnisse des inneren Ohres.

Das innere Ohr hat vor allem zwei Fenster, deren grundverschiedene Ausrüstung auffällt. Während dem ovalen Fenster, das durch die Steigbügelplatte verschlossen ist, der komplizierte Apparat der Gehörknöchelchen und das Trommelfell zugehört, entbehrt das runde Fenster der Uebertragung der Trommelfellbewegung durch die Knöchelchen. Dieser Gegensatz hat weitgehende Folgen. Man denke sich ein kompliziert gewundenes Rohr, das mit Flüssigkeit gefüllt ist, und dessen zwei Mündungen sich ziemlich nahe nebeneinander befinden und durch Membranen verschlossen sind. Ein Druck auf die eine Membran würde durch die Flüssigkeit hindurch die andre Membran auswölben. Ein regelmäßig wiederkehrender Druck würde die andre Membran in Schwingung versetzen. Die

schallbewegte Luft ist nun etwas dergleichen, das eine Membran einwölbt und darauf wieder freigibt, so daß die Membran zurückgehen kann. Die Flüssigkeit des inneren Ohres gibt den Druck weiter, so daß die andre Membran ausgewölbt wird, wenn die Empfangsmembran den Druck erfährt, und wieder hineingeht, wenn der Druck aufgehoben wird. Wirkt aber die Luft auf beide Membranen zugleich und gleich stark ein, so kann sich nichts rühren. Der Schall muß auf das eine Fenster viel stärker wirken als auf das andre, damit die Bewegung bei dem einen Fenster hinein und bei dem andern hinausgehen könne. Wären in jedem Ohre zwei Trommelfelle, zwei Systeme von Gehörknöchelchen und zwei gedeckte Fenster angebracht, so könnte nicht mehr eine schwächere Bewegung durch eine stärkere überwunden werden. Zwei Trommelfelle wären so ungünstig wie keines. Wäre hingegen nur ein Trommelfell, ein System von Gehörknöchelchen und ein einziges Fenster gegeben, so könnte das Ohr wieder nicht dem Hören dienen. Es müssen zwei Fenster und ein Trommelfell sein, damit die stärkere Knochenleitung gegen die schwächere Luftleitung ausgespielt werde. Man denke sich eine Wage; die eine Schale werde mit einem starren, die andre mit einem biegsamen Stäbchen herabgedrückt. Drückt man mit jeder Hand gleich stark, so geht die Schale abwärts, die mit dem starren Stäbchen berührt wird. Aehnlich sind die Verhältnisse zwischen den zwei Membranen. Die eine Membran schwingt gegen den Sinn der Luftstöße, die andre fängt durch die wirksamste Einrichtung, durch die Gehörknöchelchen, kombiniert mit dem Trommelfelle, den Schall auf. Die zwischen den Fenstern eingeschlossene Flüssigkeit macht die Bewegung hin und her mit. Die sozusagen unbewaffnete Membran des runden Fensters ist zwei Schwingungsantrieben zugleich ausgesetzt. Da zwischen dem Drucke auf die eine Membran und der Uebertragung des Druckes durch die Füssigkeit auf die andre Membran eine winzig kleine Zeitstrecke liegt, die man vernachlässigen darf, so sind auf die unbewaffnete Membran zwei entgegengesetzte Antriebe gerichtet. Die Membran folgt dem stärkeren und schwingt so, wie es die Flüssigkeit will. Dadurch wird das Hören im menschlichen Ohre möglich. Sämtliche Weichteile des inneren Ohres zwischen den beiden Membranen gehen mit diesen und mit der Flüssigkeit wie ein einziges System hin und her.

Zu dieser einheitlichen Schwingung muß freilich noch allerlei hinzukommen, um das Hören vollständig möglich zu machen. Mit der Schwingung allein ist nicht geholfen. In dem inneren Ohre sind die Hörzellen eingebettet. Wenn diese nicht periodisch gereizt werden, bleibt das Ohr taub. So wie wir die Bewegung der Erde um ihre Achse weder sehen noch spüren, weil wir uns mit allen umgebenden Dingen im gleichen Sinne mit gleicher Schnelligkeit bewegen, so würden auch die Hörzellen von der Schwingung nichts erleiden oder erfahren, wenn sie mit den umgebenden Weichteilen und der Flüssigkeit gleich schnell und in derselben Richtung hin und her gingen.

Um die Einrichtung zur periodischen Berührung der Haare der Hörzellen auf ein recht einfaches Gleichnis zurückzuführen, denke man sich wieder einen langen, mit Flüssigkeit gefüllten Zylinder, der an beiden Enden mit je einer

Membran verschlossen ist. In der Mitte des Zylinders befinde sich aber jetzt eine dritte Membran, die die Flüssigkeit in zwei Teile scheidet. Ein Druck auf die Empfangsmembran wird sich durch die erste Abteilung der Flüssigkeit der mittleren Membran mitteilen. Diese gibt den Druck durch die zweite Abteilung der Flüssigkeit an die Endmembran weiter. Die mittlere Membran wird fast gleichzeitig mit den beiden Endmembranen im gleichen Sinne hin und her gehen. An der ringförmigen Befestigungsstelle wird die Membran unbewegt bleiben. Der Mittelpunkt der Membran wird verhältnismäßig weit hin und her gehen. Andre Punkte werden ein mittleres Verhalten befolgen. Befindet sich in der Flüssigkeit nahe der Membran ein andres Körperchen, das die Bewegungen der Flüssigkeit ebenfalls mitmacht, so wird dieses Körperchen von der sich auswölbenden Membran periodisch berührt werden können, wenn die Schwingung lebhaft genug und das Körperchen nahe genug ist. Zur Berührung genügt es, daß dieses Körperchen nicht so weit hin und her schwingt wie der berührende Punkt der Membran, so daß das Körperchen periodisch eingeholt werden kann.

Damit hängt auch zusammen, daß schwache Schwingungen nicht gehört werden. Die Membranen gehen wohl hin und her, das ganze innere Ohr schwingt als ein einheitliches System, aber eine gewisse Membran stößt bei diesen Hinundhergängen nicht periodisch mit den Haaren der Hörzellen zusammen.

So einfach wie in diesem Gleichnisse sind nun die Bauverhältnisse des menschlichen Ohres allerdings nicht. Der Bau ist weit komplizierter, die Mechanik bleibt aber dieselbe.

Man denke sich die mittlere Membran nicht quer durch den Zylinder gezogen, sondern so, daß das Innere des Zylinders der Länge nach geteilt wird. Die halbierende Membran wäre dann ein Gleichnis für die sogenannte Grundmembran, auf deren Resonanz schließlich alles ankommt. Diese Membran bestehe aus verschieden langen Fasern, die auf verschiedene Schwingungszahlen gestimmt sind. Da die schwingungsfähigen Linien in dieser Membran verschieden lang sein müssen, so müssen wir den Zylinder in einen langgezogenen Kegel umwandeln.

Denken wir uns die zwei Endmembranen nicht an den Enden eines Zylinders, sondern am Zylindermantel nahe der einen Grundfläche angebracht, so können wir den Zylinder in einen Kegel übergehen lassen, ohne von den drei Membranen eine zu verlieren. Denken wir uns außerdem den Kegel in eine Schnecke von zweieinhalb Windungen zusammengedreht, so haben wir ein Gleichnis, das den Verhältnissen im menschlichen Ohre bereits sehr nahe kommt.

Durch die Längsteilung haben wir den Schneckengang in eine Abteilung geteilt, in die der Druck durch die Gehörknöchelchen und das ovale Fenster hineingeschickt wird, und in eine andre, in der er zum runden Fenster abgeleitet wird. Freilich wird die eine Abteilung noch weiter unterabgeteilt durch die Reißnersche Membran; es ist noch eine Fülle von Feinheiten des Baues und der Anordnung der Verschlußmembranen zu beachten. Jede Einzelheit ist darin

wichtig. Aber durch alle diese Einzelheiten wird die Hauptmechanik nicht verändert. Eine Membran ist da, die die Luftstöße durch die Vermittlung des Trommelfelles und der Gehörknöchelchen empfängt; eine andre ist da, die nachgeben muß, damit sich das Ganze zwischen den beiden bewegen kann, und eine dritte Membran ist da, die bei diesen Himundhergängen mitgenommen wird und in einer komplizierten Weise dafür sorgt, daß schließlich die Haare der Hörzellen von einer andern Membran, der sogenannten Deckmembran, leise periodisch berührt werden.

Kehren wir nun zu dem Probleme der Unterbrechungstöne zurück. Solange die Stimmgabel Luftstöße aussendet, werden auch die Haare der Hörzellen über einer gewissen Linie in der sogenannten Grundmembran periodisch berührt werden. Die mittlere Membran geht nicht als Ganzes gleichmäßig hin und her. Wenn dies der Fall wäre, so würden wir keine Tonhöhe empfinden, sondern immer nur Lärm verschiedener Stärke. Weil aber eine gewisse Linie in dieser Membran auf eine ihr eigne Schwingungszahl gestimmt ist, so wird gerade diese Linie, auf deren Schwingungszahl es jetzt ankommt, am lebhaftesten aus und ein schwingen. Auf eine andre Stimmgabel würde wieder eine andre Linie durch Schwingung antworten. Da nämlich die Schwingungen aller andern Fasern mit dieser Stimmgabel im Widerspruche sind, so wird die Bewegung der Grundmembran in allen andern Stellen durch Widerspruch zwischen Eigenstimmung und Schwingungsantrieb von außen unterdrückt. Die ganze Bewegung konzentriert sich auf diese Linie in der Membran. Nur harmonische Nebenschwingungen werden durch das günstige Verhältnis der Schwingungszahlen leise mit angeregt. Daher darf die entscheidende Membran nicht quer durch den Schneckengang wie ein Trommelfell gespannt sein. Sie muß in die Länge entwickelt sein, und die einzeln resonierenden Fasern müssen verschiedene Stimmung haben können, indem sie parallel zueinander angeordnet sind.

Wird die Schallbewegung der Luft plötzlich unterbrochen, so schwingt das innere Ohr noch eine Zeitlang fort. Da aber die Luft plötzlich zur Schallruhe gebracht wurde, so schwingt das Ohr nicht infolge der Bewegung der Luft oder vermöge der Luft, sondern selbständig und gegen die träge gewordene Luft. Die Rolle des aktiven und passiven Elementes wird plötzlich getauscht.

Die gesamte Grundmembran wird durch jede beliebige Stimmgabel in allen ihren Fasern zugleich zur Schwingung angeregt. Die Schwingung wird aber auch sofort wieder in allen Fasern mit Ausnahme der übereinstimmenden und der zugeordneten harmonischen unterdrückt. Diese Anregung mit sofort darauf folgender Dämpfung wiederholt sich bei jeder Schwingung der Gabel. Wird nun das Schwingen plötzlich unterbrochen, so bleiben die letzten Anregungen ohne Dämpfung. Der letzte Stoß durch Schwingung ist ein Stoß auf die ganze Membran ohne Widerruf. Erst beim nächsten Eintreffen der wieder zugeleiteten Schwingung der Stimmgabel beginnen wieder die Dämpfungen und Hemmungen. Eine gewisse Stelle in der Membran hat eine solche Schwingungszahl, daß sie immer in dem Augenblicke der Unterbrechung der Hemmungen sich im Ausgangs-

punkte einer ganzen Schwingung befindet. Diese Stelle wird durch je einen letzten Luftstoß zur Schwingung angeregt werden. Sie kann zwar die Schwingung nicht ungeschwächt zu Ende führen, aber sie wird doch immer von derselben Stellung aus neuerdings lebhaft in demselben Sinne angeregt. Durch diese Stelle ist der Unterbrechungston bedingt.

Die Schalleitung wird zwar nicht mathematisch genau abgesperrt und geöffnet; es genügt aber ein rascher Abfall und ein rasches Ansteigen.

Diese Unterbrechungstöne sind ein Beispiel dafür, wie sich ein Einwand gegen die Helmholtzsche Resonanztheorie schließlich zu einem Argumente für diese Theorie umgestaltet. Solche Beispiele lassen sich in größerer Zahl anführen. Es macht den Eindruck, als ob die Resonanztheorie gerade durch die schwerwiegenden Einwände, die gegen sie vorgebracht wurden, nur zu verhältnismäßig geringfügigen Modifikationen gezwungen werden könne und dadurch wieder zu voller Leistungsfähigkeit gebracht werde.

Die Wahrheit über Herzog Friedrich.

Eine biographische Studie auf Grund bisher ungedruckten Materials

von

Carl Boysen.

III.

Während Bismarck nun sofort an die preußischen Vertreter in London, Petersburg und Paris Noten richtete des Inhalts, man lege in Berlin kein Gewicht mehr auf die Personenfrage, schrieb Herzog Friedrich von Dolzig aus an den Kronprinzen, wie mit dem Ministerpräsidenten verabredet. Er erklärte sich nunmehr bereit, Preußen die Verwaltung des Kanals und den Grund und Boden für die beiden „Schlösser“ einzuräumen, vorausgesetzt, daß seine Größe wenigstens annähernd bestimmt werde. Er äußerte zugleich aber seine Bedenken hinsichtlich des Großherzogs von Oldenburg, der Teilung Schleswigs und der Abneigung mehrerer Großmächte gegen die Konzessionen an Preußen, über die er ihn mit dem König und Bismarck zu sprechen bat. Am 6. Juni machte Herzog Friedrich dem König Johann in Dresden einen Besuch, wo er mit den Ehren eines regierenden Herrn empfangen wurde. Auf der Rückreise nach Kiel hatte er in Berlin noch eine Unterredung mit dem Kronprinzen, in der im wesentlichen der Inhalt seines letzten Briefes erörtert wurde. Der Herzog betonte dabei, er halte sich durch sein Schreiben an den König (29. April) nach wie vor gebunden. Ohne indessen den König oder Bismarck

noch einmal gesehen zu haben, kehrte er nach Kiel zurück, mit grenzenlosem Jubel empfangen. Man ahnte ja nicht, daß die Verhandlungen in Berlin gescheitert waren. Diese führten unmittelbar darauf zu einem widerwärtigen Streit in der Presse. Die amtliche Koburgische Zeitung eröffnete den Reigen, und die preußischen Blätter blieben die Antwort nicht schuldig. Der Erfolg war natürlich bei dem, der die Macht hatte; den Schaden aber hatte der Herzog, an dessen gutem Willen und ehrenhafter Gesinnung doch im Ernst niemand zweifeln konnte. Allein es gelang in der Tat, Mißtrauen in das Herz des Königs zu säen. Dem kronprinzlichen Paar gegenüber äußerte dieser jedoch, wenn der Herzog ihm nun noch einmal wieder ganz offen schriebe, werde er annehmen, daß jener noch an dem Privatabkommen festhalte, was er sonst nach seiner ganzen Haltung nicht annehmen könne. Das geschah denn sofort (20. Juni), indem der Herzog versicherte, er halte sich unter allen Umständen durch sein Versprechen (vom 29. April) im weitesten Sinne gebunden. Könne er die Einwilligung der Stände dazu nicht erlangen, werde er die Regierung niederlegen. Er schloß mit der Bitte für sich und die Holsteiner, die Beteiligung an dem wieder beginnenden Kampfe zu gestatten. Eine Antwort auf das Schreiben erfolgte auch diesmal nicht.

Unterdessen hatten die Dinge auf der Londoner Konferenz ihren Fortgang genommen. Im wesentlichen drehten sich die Verhandlungen um die Teilungslinie in Schleswig und den Waffenstillstand. Am 25. Juni ging man ohne den gewünschten Erfolg auseinander; Dänemark hatte sich als unbelehrbar erwiesen.

Nachdem der russische Kaiser in Kissingen seine Rechte an den Großherzog von Oldenburg abgetreten hatte, meldete dieser seine Ansprüche beim Bundestag an, wogegen der Prinz von Noer und der Herzog Karl von Glücksburg, der älteste Bruder des dänischen Königs, Verwahrung einlegten. Vom Bunde aber erging nun sowohl an den Großherzog als an Herzog Friedrich die Aufforderung, die Begründung ihrer Ansprüche einzureichen.

Der Ausgang des wieder beginnenden Kampfes mit Dänemark konnte natürlich nicht zweifelhaft sein, zumal da England bei seinen Drohungen stehen blieb. Allein der Uebergang nach Alsen verfehlte doch selbst in Kopenhagen seine Wirkung nicht. Bereits am 18. Juli wurde in Christiansfeld die Waffenruhe vereinbart; ihr folgte zu Wien der Vorfriede am 1. August und der endgültige am 30. Oktober. Christian IX. entsagte allen seinen Rechten, die er südlich der Königsau besessen, zugunsten des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen und verpflichtete sich, die Verfügungen anzuerkennen, die diese beiden Herrscher bezüglich der Herzogtümer treffen würden. Damit waren Schleswig und Holstein deutsch geworden. Es fragte sich nun, wem sie fortan gehören sollten.

Herzog Friedrich versuchte unterdes von neuem mit Bismarck anzuknüpfen, abermals durch Warnstedts Vermittlung. Dieser kannte durch M. v. Blanckenburg die Stimmung Bismarcks und bat deshalb, ihn mit neuen Verhandlungen zu beauftragen. Herzog Friedrich nahm das bereitwillig an und schrieb an

Bismarck, er sende Warnstedt zu ihm, um eventuelle Mißverständnisse aufzuklären, die sich anscheinend aus der Unterredung am 1. Juni ergeben hätten. Warnstedts Instruktion aber entsprach ganz Samwers Diplomatie: auf bindende Versprechungen und detaillierte Verhandlungen durfte er sich in keiner Weise einlassen, wohl aber mit einer Reihe Forderungen auftreten. Die Unterredung (in Karlsbad, den 2. Juli) verlief gänzlich erfolglos. Bismarck erklärte, die Ansprüche der verschiedenen Prätendenten müßten erst am Bunde geprüft werden. Die Anerbietungen des Herzogs dem König gegenüber seien nicht formell bindende Versprechungen, und zu seinen Ratgebern könne man kein Vertrauen haben. Preußen werde daher nicht eher aus den Herzogtümern herausgehen, als bis es sein Interesse gesichert habe. Herzog Friedrich war durch diesen Ausfall der Unterredung zwar nicht überrascht, aber er beklagte ihn sehr, da er mit Recht fürchtete, er werde durch die stete Verzögerung nur verlieren. „Kann von meiner Seite irgend etwas geschehen, um eine bessere Stimmung bei Herrn v. Bismarck hervorzurufen?" schrieb er verzweifelt dem Kronprinzen. Allein dieser glaubte nicht, daß gegen Bismarcks Einfluß beim König etwas zu machen sei.

Auch in Schleswig-Holstein fing die Stimmung an ungünstiger zu werden, namentlich in Schleswig, wo sich der Einfluß Preußens von vornherein stärker geltend gemacht hatte. In Flensburg betrieb eine kleine Partei offen die Annexion an Preußen; zu ihr gehörten manche, die anfangs am entschiedensten für den Herzog eingetreten waren. Auf einer Delegiertenversammlung der schleswig-holsteinischen Vereine zu Rendsburg (25. Juli) stimmten in der Anschlußfrage 96 Vertreter für Gemeinsamkeit der diplomatischen, militärischen und maritimen Einrichtungen mit Preußen; 102 wollten die Entscheidung darüber dem Herzog und der Landesvertretung überlassen. Indessen diese schleswig-holsteinischen Vereine waren zu keiner Zeit der Ausdruck des Willens der Bevölkerung. Mit einem Terrorismus ohnegleichen dienten sie vielmehr gewissen politischen (demokratischen) Tendenzen. So gaben sie bald darauf das Schlagwort aus: „Der Herzog, der mit dem Staatsgrundgesetz steht und fällt." Die Ritterschaft sprach sich in einem Konvente (8. August) aus für die gemeinsame Verwaltung beider Herzogtümer und den engen Anschluß an Preußen in diplomatischer, militärischer und maritimer Beziehung. So kam es, daß nach und nach alle wirklich einflußreichen Persönlichkeiten im Lande sich vom Kieler Hof zurückzogen, darunter auch viele treue Anhänger der Sache und nicht etwa bloß die Ritterschaft. Gegen die Persönlichkeit des Herzogs hatte in Schleswig-Holstein niemand etwas; die nicht mit ihm gingen, taten es aus ihrer Ueberzeugung heraus, weil sie andern Grundsätzen des Rechtes und der Politik huldigten, als die waren, zu denen der Herzog den Namen hergeben mußte. „Landesverräter" waren sie darum nicht, weil sie mit Samwer und der von ihm beliebten Politik nichts zu schaffen haben wollten und konnten. Anderseits aber mochte sich Herzog Friedrich nicht von Samwer trennen, dem er so vieles zu verdanken glaubte, und dem er als verantwortlichem Minister oft größeren Einfluß einräumen mußte, als ihm vielleicht

lieb war. Es ehrt den Herzog, daß er so zu Samwer gestanden hat als wahrhaft konstitutioneller Fürst.

Im September entsandte er wiederum Ahlefeld nach Berlin, um die Verhandlungen von neuem aufzunehmen. Bismarck zeigte sich diesmal äußerst rücksichtsvoll und wohlwollend. Obgleich er die Kieler Politik auch jetzt aufs schärfste tadelte und auf die großen entgegenstehenden Schwierigkeiten aufmerksam machte, erklärte er sich doch zu weitern Verhandlungen bereit, wenn die Umgebung des Herzogs außen vor bliebe. Nach seiner Rückkehr aus Biarritz möge Ahlefeld nur wegen der Stipulationen wieder bei ihm anfragen. Als er das dann tat, war aber die günstige Stimmung bei Bismarck gänzlich geschwunden, da dieser nun wußte, was er von Frankreich und Rußland zu erwarten hatte. Er wollte nun nur eine Verständigung über gewisse Vorteile für Preußen. Im weiteren wiederholte er die alten Klagen über das Staatsgrundgesetz und die „Koburger“, sprach von den Rücksichten gegen die Großmächte und wollte den Bund aus Holstein herausbringen, nötigenfalls mit Gewalt. Für die ferneren Unterhandlungen müsse er erst durch die beteiligten Minister eingehende Vorschläge ausarbeiten lassen; das würde noch längere Zeit in Anspruch nehmen. Eine Unterredung Ahlefelds mit dem König bestätigte nur dessen wohlwollende Gesinnung für den Herzog. Der Kronprinz aber schrieb nach Kiel, die Annexionswut scheine bei alt und jung in der Armee ein völliger Glaubensartikel geworden zu sein. Der König sei bis jetzt unerschütterlich fest dagegen. Je eher die Entscheidung falle, um so besser, aber über die Ausarbeitung der Vorschläge dürften noch mehrere Wochen vergehen.

Da Sachsen sich schließlich doch fügte, war die Bundesexekution zu Ende gegangen. Am 7. Dezember übernahmen der österreichische und der preußische Zivilkommissar auch die Verwaltung Holsteins.

So endete das Jahr 1864 nicht froh für Herzog Friedrich. Fern von allen, die er lieb hatte, empfand er seine Einsamkeit schmerzlich und bitter. Zwar waren nun die Herzogtümer von der dänischen Herrschaft befreit; aber er hatte nicht dazu mitwirken können und der Friedensschluß seine Einsetzung nicht gebracht. Wohl hoffte er etwas von den Verhandlungen Preußens mit Oesterreich; aber daneben blieb die Sorge wegen der Annexionsbestrebungen bestehen. Und doch glaubte er selbst immer in den Herzogtümern den Ton angegeben zu haben, um die Meinung für Preußen aufrecht zu erhalten, und beklagte sich bitter, daß man ihn für einen Preußenfeind halte.

Trotzdem gewann jedoch die Annexionspartei mehr und mehr an Boden, wie selbst Samwer einräumen mußte. Als Ausdruck dieser Stimmung erschien auf Veranlassung des Barons Scheel-Plessen die „17er-Adresse“. Während Bismarck sie in entgegenkommender Weise beantwortete, lehnte Kaiser Franz Joseph ihre Annahme ab. Der engere Ausschuß der schleswig-holsteinischen Vereine erklärte sich in energischen Worten dagegen, ohne zu bedenken, was gerade er auf dem Gewissen hatte, ja, im Kieler „Umschlag“ kam als Antwort die 40er-Adresse zustande, die bald 60000 Unterschriften im Lande fand; aber

ein ziemlicher Teil der überhaupt Zurechnungsfähigen, meinte ein Eiderstedter Bauer, würde gern seine Unterschrift zurücknehmen; denn die Stimmung des Landes sei falsch dargestellt. Das Schlimme war eben, daß man die wohlmeinenden Absichten des Herzogs nicht genügend kannte. Man sah nur die Samwersche Politik, und an der nahm man Anstoß. Um sich ein Bild von der Lage der Dinge zu machen, berief Herzog Friedrich eine Notabelnversammlung nach Kiel; aber die Stimme des Landes hörte er da doch nicht; denn so mancher blieb fort, dessen Anwesenheit dringend nötig gewesen wäre. Unmittelbar darauf erfolgte bereits zu Rendsburg die Begründung der „nationalen" Partei, die sich mit Preußen einigen wollte vor Erledigung der inneren Angelegenheiten, also auch der Erbfolgefrage. 14 Tage später aber wollten die schleswig-holsteinischen Vereine es dem Herzog und der Landesvertretung anheimstellen, die im Interesse Deutschlands nötigen Staatsverträge mit Preußen abzuschließen. So sehr verkannten diese Partikularisten den Ernst der Lage und erschwerten ihrem Herzog seine Stellung, die namentlich auch durch die maßlosen Beschimpfungen der Presse keine beneidenswerte war.

Am 22. Februar teilte Bismarck endlich in Wien durch eine Depesche an den preußischen Gesandten die Bedingungen mit, die er im Interesse Preußens an die Herzogtümer stellen zu müssen glaubte. Sie gingen weit über das hinaus, was bisher gefordert worden war. Oesterreich lehnte sie ab. In den Mittelstaaten riefen sie die lebhafteste Entrüstung hervor. Man versuchte nun am Bunde die Entscheidung über die Einsetzung des Herzogs herbeizuführen, ließ sich aber schließlich durch Bismarck einschüchtern. Und doch hatte Samwer nicht lange vorher an Ahlefeld geschrieben: „Was will Herr v. Bismarck machen, wenn Oesterreich definitiv ablehnt und in Aussicht treten sollte, was Herr v. Biegeleben andeutete, die Aktion des Bundes?"

Indessen wurde zunächst nichts Näheres über die Bedingungen bekannt. Erst am 20. und 21. März war es Ahlefeld mit Bismarcks Einwilligung möglich, Auszüge zu machen und nach Kiel mitzuteilen. Auf des Kronprinzen Rat richtete Herzog Friedrich an ihn (den Kronprinzen) darauf einen Privatbrief über seine Stellung zu den Bedingungen, der dem König vorgelegt werden sollte (29. März). Er erklärte sich darin bereit, die meisten Punkte anzunehmen. Nur im Verkehrswesen war er gegen völlige Verschmelzung; ferner glaubte er sich aussprechen zu müssen gegen den dem König von Preußen zu leistenden Fahneneid, gegen die Verlegung der Truppen außerhalb des Landes in Friedenszeiten und gegen die Nichtexistenz des Begriffs einer schleswig-holsteinischen Armee. Im übrigen sei er aber bereit, weiter zu gehen als die koburgische Konvention. Daran knüpfte er einige Bemerkungen finanzieller Art und gab schließlich seiner Ueberzeugung Ausdruck, die Landesvertretung werde die Zustimmung erteilen. Der König fand den Brief im ganzen gut; nur tadelte er, daß Schwierigkeiten in den Militärangelegenheiten gemacht würden. Eine Beantwortung müsse er erst mit Bismarck besprechen. Um auch mit diesem ins reine zu kommen, erließ Herzog Friedrich die Instruktion an Ahlefeld vom 31. März 1865, in der er

sich bereit erklärte, auch auf der Grundlage der Februarbedingungen zu unterhandeln, und sich über die einzelnen Punkte ungefähr so aussprach, wie in seinem Brief an den Kronprinzen. Allein Bismarck zeigte sich in einer Besprechung mit Ahlefeld bei weitem kälter und gemessener als früher, ja er meinte sogar, Preußen werde nicht in der Lage sein, für die Zukunft den Aufenthalt des „Erbprinzen" in den Herzogtümern zu gestatten. Am folgenden Tage überreichte ihm Ahlefeld die Abschrift seiner Instruktion; aber auch das blieb ohne Wirkung. Herzog Friedrich ließ sich jedoch nicht beirren; er sandte den Dr. Lorentzen nach Wien und an die Mittelstaaten (Beust und Pfordten), um sie für die Konzessionen im Sinne der Ahlefeldschen Instruktion günstig zu stimmen. Ende Mai wurde diese sogar veröffentlicht, um zu zeigen, wie weit man Preußen entgegengekommen war. Allein trotz alledem hatte der Herzog den Eindruck, als bereite Bismarck einen tödlichen Schlag gegen ihn vor. Deswegen plante er eine Reise nach Berlin, um so vielleicht dem Ziele näher zu kommen. Der Kronprinz aber riet ab; denn es sei keine Garantie vorhanden, daß er wieder nach Holstein zurückkehren dürfe. Der König sei sehr ungehalten über die Umgebung des Herzogs und die Presse, auch sei ihm das Wachsen der Annexionspartei wohl bewußt. Daher sei, für den Augenblick wenigstens, eine Unterredung unersprießlich; eine Begegnung mit Bismarck werde womöglich noch unheilvoller ausfallen als im vorigen Jahr. Daraufhin wurde die Entlassung Samwers und Franckes ernstlich erwogen. Es kam indes nicht dazu, weil die Einberufung der Stände durch Bismarcks Vorgehen in Wien scheinbar in die Nähe rückte. Von Berlin aus stellte man als Hauptbedingung dafür die Entfernung des Herzogs aus dem Lande. Zu dem Zweck schrieb ihm der König (1. Juni) so ernst und drohend, wie nie zuvor. Er fragte ihn, wie sich sein bisheriges Verhalten mit der Stellung eines preußischen Untertans und Offiziers vereinigen lasse, und warnte ihn vor Versuchen, eine andre Regierung als die der beiden Souveräne aufzurichten. Der Herzog möge daher während der Berufung der Stände das Land verlassen. Auch der Kronprinz machte ihn auf die durchaus ungünstige Stimmung in Berlin aufmerksam; nur wenn der Herzog die preußischen Forderungen rückhaltlos annähme, könne er vielleicht die Regierung erhalten. Allein dazu konnte sich der Herzog nicht entschließen; er glaubte vielmehr, alles getan zu haben, was in seiner Macht liege, aber Preußen habe sich niemals binden wollen. „In der Hand Gottes steht der Ausgang; ich kann fallen, dann will ich aber mit Ehren fallen; die Aussicht, auch einen Thron zu verlieren, werde ich ertragen können; nicht aber werde ich ertragen können, das Bewußtsein zu verlieren, bis zum letzten Augenblick meinen Pflichten gegen mein Vaterland nachgekommen zu sein." Dem König gegenüber verteidigte er sein bisheriges Verhalten und weigerte sich, das Land zu verlassen. Zugleich reichte er sein Abschiedsgesuch ein für den Fall, daß der König zwischen dem Festhalten an seinem Recht und seiner Stellung als preußischem Offizier einen Konflikt der Pflichten finde. Auf dem Instanzenweg wurde alsdann der Abschied genehmigt.

Um dieselbe Zeit begannen die Verhandlungen des preußischen Kronsyndikats. Im Gegensatz zu dem Gutachten von 16 deutschen Juristenfakultäten, die auf Warnstedts Ansuchen sich in der Erbfolgefrage zugunsten Herzog Friedrichs entschieden hatten, erklärten die Kronjuristen dessen Recht für nicht bestehend. Und gerade ihre Entscheidung hat auf das stark ausgeprägte und einer Annektierung der Herzogtümer widerstrebende Rechtsgefühl des Königs mächtig eingewirkt.

Unterdes kam (13. Juni) die Familie des Herzogs von Dolzig herüber nach Nienstedten; so hatte er wenigstens die Freude, mit den Seinigen vereinigt zu sein. Sonst sah es schlimm genug aus. Der Kronprinz riet schon damals, die Papiere in Sicherheit zu bringen, und eine Zusammenkunft mit dem kronprinzlichen Paar in Hamburg verstärkte nur den Eindruck von dem Ernst der Lage. Dieser kam am deutlichsten zum Ausdruck in dem preußischen Ministerrate zu Regensburg (21. Juli). Hier erhielt Herwarth v. Bittenfeld, der Kommandant der preußischen Truppen in den Herzogtümern, den Befehl, alles vorzubereiten, um auf eine weitere königliche Order den Erbprinzen von Augustenburg zu verhaften, an Bord der im Kieler Hafen stationierten preußischen Korvette „Vineta" bringen und durch diese nach Pillau in Ostpreußen überführen zu lassen. Auch das an Oesterreich abgehende Ultimatum ließ keinen Zweifel über die Stellung Preußens zum Herzog. Dennoch machte in diesen Tagen mit Bismarcks Einwilligung der bayrische Minister v. d. Pfordten einen Vermittlungsversuch, freilich ohne Erfolg, da der Herzog sich ohne gewisse Garantien nicht darauf einlassen wollte.

Allein der drohende Konflikt zwischen den beiden deutschen Großmächten wurde noch einmal durch den Gasteiner Vertrag (14. August) abgewandt, der allerorten einen wahren Sturm der Entrüstung hervorrief. Bei der darauf folgenden Zusammenkunft der Monarchen in Salzburg (19. August) war man einig, daß der Herzog nur als Privatmann sich in Holstein aufhalten dürfe. Vergebens suchte Mensdorff sich für ihn beim König zu verwenden. Bismarck war für Hinausschieben der Entscheidung; er hielt indessen die Aussichten „der augustenburgischen Kandidatur" in Preußen noch nicht für unbedingt schlecht.

Am 15. September traten Manteuffel als Gouverneur von Schleswig und Gablenz als Statthalter von Holstein ihre neuen Stellungen an. Ersterer ging sofort unnachsichtlich gegen alle Anhänger des Herzogs vor, soweit sie Beamte waren oder überhaupt ihre Gesinnung zu betätigen wagten, vor allem auch gegen die Presse. Gablenz hatte dem Herzog einen Antrittsbesuch gemacht und erwies sich jederzeit freundlich und entgegenkommend, soweit er es vermochte. Gelegentlich eines Besuches des Herzogs beim Herzog von Glücksburg auf Schloß Karlsburg in Schleswig kam es zu einem Konflikt mit Manteuffel. Wiewohl alles vermieden war, was nach einer Demonstration aussehen konnte, war man doch nicht imstande gewesen, einen festlichen Empfang zu verhindern. Manteuffel schritt sofort gegen die Teilnehmer ein, und zwischen dem Herzog und ihm entspann sich ein unerquicklicher Briefwechsel. Ja, Gablenz mußte sich

auf Anordnung von Wien zum Herzog begeben, um ihm, allerdings in rücksichtsvoller Weise und milden Worten, zu sagen, daß solche Vorgänge sich nicht wiederholen dürften. Und als bald darauf die Herzogin von Nienstedten nach Kiel übersiedelte, mußte Gablenz dem Herzog den Empfang seiner Gemahlin am Bahnhof untersagen, weil dabei Demonstrationen zu befürchten seien.

So ging das Jahr 1865 zu Ende. Die Lage war keineswegs erfreulicher, vielmehr höchst unsicher und gefahrvoll. Denn der Notenkrieg zwischen Preußen und Oesterreich dauerte trotz Gastein fort. Aber wiewohl Herzog Friedrich selbst nichts tun und nichts verhindern konnte, hoffte er doch auf die Stärke seines Rechtes und seiner guten Sache und suchte auch seine Umgebung mit Zuversicht zu erfüllen. Das Jahr der Entscheidung brach an.

In Holstein drängte man nun auf Berufung der Stände und hielt zu dem Zweck eine große Versammlung in Altona ab. Baron Scheel-Plessen aber mit seinem Anhang richtete an Bismarck eine Adresse mit der Bitte um Vereinigung der Herzogtümer mit Preußen. Während dieser dafür dankte, wagte Oesterreich nicht, gegen die in Holstein wohnenden Unterzeichner vorzugehen. In Schleswig fanden die Bestrebungen auf Einberufung der Stände bei Manteuffel kein Gehör; auch in Holstein blieben sie ohne Erfolg, da die Landesregierung nicht einmal die Petition annehmen wollte. Auf Manteuffels Betreiben wurde vielmehr für Schleswig die berüchtigte „Zuchthausverordnung“ erlassen. Unmittelbar darauf suchte er gelegentlich der Beisetzung des Prinzen von Noer wirklich den Herzog zu verhaften.

In der Politik drehten sich die Dinge indessen nicht mehr um die schleswig-holsteinische Frage; es handelte sich vielmehr um das Geschick des großen deutschen Vaterlandes. Preußen schloß (8. April) das Bündnis mit Italien und stellte im Anschluß daran die deutsche Frage am Bunde zur Entscheidung. Oesterreich dagegen überwies die schleswig-holsteinische Angelegenheit nach Frankfurt und Gablenz berief die holsteinischen Stände auf den 11. Juni nach Itzehoe. Manteuffel rückte sofort in Holstein ein, Gablenz zog sich unter Protest von Kiel nach Altona zurück. Damit war auch Herzog Friedrich vor die Frage gestellt, ob er in Kiel bleiben könne. Allein im Grunde war ihm keine Wahl gelassen. Schweren Herzens entschloß er sich, mit den Oesterreichern das Land zu verlassen; aber er wollte sich nicht am Kampfe gegen seine alten Waffengefährten beteiligen. Samwer freilich hatte andre Pläne gehabt. Am Abend des 6. Juni verließ Herzog Friedrich bereits seine Wohnung in Düsternbrook und verbrachte die Nacht im Hause des Obersten Du Plat, da eine Verhaftung durch preußische Marinetruppen nicht ausgeschlossen erschien. In der Frühe des nächsten Tages verließ er Kiel, noch vor den österreichischen Jägern. Die Herzogin blieb mit den Kindern zurück. So mußte er zum zweitenmal das Land seiner Väter verlassen, um es fortan nie mehr zu betreten, und doch hing sein ganzes Herz an ihm. Zweieinhalb Jahre hatte er hier mutig ausgehalten im Kampf um sein Recht. Und wiewohl seine Lage nie erfreulich gewesen war, hatte er doch immer den Seinen ein Beispiel gegeben von Standhaftigkeit und

Zuversicht, von Opferfreudigkeit und Entsagen. Und nun mußten die Dinge so enden; nun war es alles vergebens gewesen.

Herzog Friedrich beschloß zunächst, in Altona die fernere Entwicklung der Ereignisse abzuwarten. Als er aber in Erfahrung gebracht hatte, daß Manteuffel den Zusammentritt der holsteinischen Stände in Itzehoe mit Gewalt gehindert hatte, reiste er am Abend des 11. nach Thüringen. Auf Veranlassung des Großherzogs von Baden suchte in letzter Stunde noch der Professor Gelzer zu vermitteln. Der Herzog war zur Annahme der Februarbedingungen bereit, wenn der Krieg dadurch vermieden und seine Anerkennung herbeigeführt würde. Wiewohl Gelzer in den Verhandlungen mit dem König und Bismarck noch über seine Instruktion hinausging, lehnte man es ab, dem Herzog die Februarbedingungen zu stellen. Nach einem Zusammentreffen mit Herzog Ernst erließ Herzog Friedrich am 17. von Liebenstein aus eine Proklamation an die Schleswig-Holsteiner, in der er sie aufforderte, mutig und treu mit ihm am Rechte festzuhalten.

Daß aber in jenen Tagen auch in Berlin noch der Wunsch nach einem Ausgleich rege war, bewies die Depesche Bismarcks an den preußischen Gesandten in München (14. Juni): „Will Frhr. v. d. Pfordten für den Erbprinzen von Augustenburg noch etwas tun, so muß er diesen bestimmen, wie ich dies mit dem Minister im vorigen Jahre schon besprach, seinen Frieden mit dem König persönlich zu suchen. Der Prinz will jetzt nach unsern Nachrichten auf die Februarbedingungen eingehen, und damit können wir meines Erachtens zufrieden sein." Da Pfordten aber nicht wiederum die Vermittlung übernehmen wollte, gab er die Depesche an Dr. Karl Lorentzen, der sie „sehr erstaunt" weitergab nach Nürnberg an den Herzog. Ferner sprach sich am Abend des 17. König Wilhelm zur Kronprinzessin sehr mißbilligend über die Abreise des Herzogs aus Kiel aus. Er habe keinen Haftbefehl erteilt. Er habe erwartet, daß der „Erbprinz" sich nach dem Abzuge der Oesterreicher unter preußischen Schutz begebe. Noch sei es vielleicht Zeit, aber er müsse eilen zu kommen; dann könne sich alles zum Guten wenden. Er habe in dem Sinne auch an den Großherzog von Baden geschrieben und es der Königin gesagt. Er hoffe, der „Erbprinz" werde davon unterrichtet werden. Die Kronprinzessin ließ das sofort tun. Herzog Friedrich lehnte es indessen ab zu kommen nach alledem, was voraufgegangen sei. Auch habe er von Gott Pflichten auferlegt erhalten, von denen er nicht weichen könne, wenn er ein ehrlicher Mann bleiben wolle. Er hoffe, es komme bald der Tag, wo sie alle wieder unter einem Banner vereinigt stehen könnten. Der Schlachtendonner von Königgrätz aber entschied unabänderlich Herzog Friedrichs Geschick.

Als König Wilhelm nach den Verhandlungen in der preußischen Kammer das Annexionsgesetz unterzeichnet hatte, nahm Herzog Friedrich von Baden aus in einer letzten Proklamation (2. Januar 1867) Abschied von den Schleswig-Holsteinern und entband sie ihrer Verpflichtungen gegen ihn. Einige Wochen später (28. Februar) legte er beim König Protest gegen die Annexion ein. Dieser suchte ihm das Recht dazu zu bestreiten, allein er hielt seine Verwahrung aufrecht.

Damit war Herzog Friedrichs politische Laufbahn beendet. In den späteren

Jahren fehlte es allerdings nicht an mannigfachen Vermittlungsversuchen; aber sie sind sämtlich gescheitert. Der Herzog wollte sich nicht à tout prix mit Preußen verständigen, sondern mit Ehren, für Geld gedachte er unter keinen Umständen auf seine Rechte zu verzichten. Auch sollte für die Herzogtümer ein Vorteil daraus erwachsen. Indes meinte er doch, es werde sich noch ein Weg finden lassen, auf dem seinem Rechte Genüge geschehen könnte. Er dachte z. B. an die Pläne, bei der künftigen Neugestaltung Deutschlands ein Oberhaus für die Fürsten zu errichten; darin hoffte auch er Sitz und Stimme zu erhalten und auf die Weise für die Herzogtümer sorgen zu können. Auch eine Stellung als Erbstatthalter in den Herzogtümern schwebte ihm vor. Politisch ist er aber nie wieder hervorgetreten. Er hat vielmehr zu allem geschwiegen, was man auch über ihn schreiben und reden mochte. Mit Würde hat er sein schweres Los getragen und tapfer kämpfend sich in das Unvermeidliche zu finden gesucht. Und auch die Seinen wollte er nicht leiden lassen unter dem, was ihm das Herz schwer machte.

Als der Friede wieder ins Land gezogen war, wählte er Gotha als Wohnsitz. Nicht aus Neigung; aber die letzten Jahre hatten solche Anforderungen an das Vermögen des herzoglichen Hauses gestellt, daß er sich notgedrungen einschränken mußte. Trotzdem aber hatte er sich selbst dadurch weitere schwere Opfer auferlegt, daß er einer Reihe von Männern, die in jener Zeit zu ihm gestanden hatten, ihr Gehalt oder wenigstens eine hohe Pension aus seiner Tasche zahlte. Und um nur möglichst viel helfen zu können, sparte er selbst an allen Enden. Mit dem Tode seines Vaters (11. März 1869) kam er in den Besitz der Herrschaft Primkenau und siedelte mit seiner Familie dahin über. Auch hier lebte er überaus einfach und still. Besonders beschäftigte ihn die Erziehung seiner Kinder, die seine ganze Freude waren. Dem Lehrer seines Sohnes aber machte er es zur Pflicht, diesem keine vorgefaßte Meinung gegen Preußen beizubringen; er wollte ihm damit die eignen Kämpfe ersparen und ihn so innerlich frei machen.

Der Krieg gegen Frankreich rief auch Herzog Friedrich aus seiner Zurückgezogenheit heraus; er freute sich, endlich einen Beweis seiner deutschen Gesinnung geben zu können. Anfangs gedachte er mit der badischen Division ins Feld zu ziehen; dann aber entschloß er sich, König Ludwig um die Verleihung einer Uniform zu bitten. Dieser ernannte ihn zum Generalmajor der bayrischen Armee. Als solcher schloß er sich dem Stabe des Kronprinzen an. Noch von München aus teilte er König Wilhelm das mit; auf französischem Boden traf er zuerst mit ihm zusammen und wurde besonders liebenswürdig begrüßt. Unvergessen zu bleiben verdient Herzog Friedrichs Aeußerung auf dem Schlachtfeld von Sedan, die uns Gustav Freytag berichtet: „Eine solche Stunde ändert die Gedanken der Menschen und legt neue Pflichten auf.“ Und aus Versailles forderte er von den Schleswig-Holsteinern freudige Anerkennung des Zustandekommens von Kaiser und Reich.

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte den Herzog der Plan der

Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen auf das lebhafteste. Denn damit mußte zugleich auch seine eigne Stellung zu Preußen geklärt werden. Aber ehe es hierin zu etwas Entscheidendem kam, raffte ihn der Tod hinweg. Die schweren Gemütsbewegungen seines Lebens hatten auf seinen Gesundheitszustand nachteilig gewirkt; äußere ungünstige Momente, wie die Beteiligung beim Löschen eines großes Waldbrandes, kamen hinzu, die Sache zu beschleunigen. Wer den Herzog bei der Konfirmation seines Sohnes (August 1879) sah, wußte, daß er ein schwerkranker Mann war, dem keine lange Lebensdauer beschieden sein konnte. In einer Heilanstalt Wiesbadens hoffte er Genesung von seinem Nervenleiden zu finden; aber kaum war er angekommen, als in der Frühe des 14. Januar (1880) ein Herzschlag seinem Leben unvermutet ein Ende setzte. Erst 50 Jahre alt, mußte er dahin; er sah nicht mehr, wie freundlich sich das Geschick seinen Kindern erwies, wie kräftig seine Herrschaft Primkenau aufblühte. In Gegenwart des Kronprinzen und des Fürsten Reuß brachte man ihn in der Primkenauer Fürstengruft zur letzten Ruhe.

Es war ein tragisches Geschick, daß gerade einem so wohlmeinenden Fürsten ein derartiges Los beschieden war; denn er hatte sicherlich das Beste gewollt. Wiewohl er nicht für den Streit des Tages geschaffen war, nahm er doch im Vertrauen auf sein Recht und seine gute Sache den Kampf auf. Allein er gewann den Siegespreis nicht. Denn obschon er gehofft hatte, sein Ziel mit Preußens Hilfe zu erreichen, gelang es ihm nicht, den Widerstand Bismarcks zu brechen und dessen Einfluß lahmzulegen. Und daran ist er gescheitert, nicht ohne eigne Schuld, wenn er auch für den traurigen Ausgang der Sache, die doch zu Anfang die Sache Deutschlands war, keineswegs in erster Linie verantwortlich zu machen ist. Er ist wegen seiner politischen Haltung viel angegriffen worden. Sehr mit Unrecht; denn er war sicherlich kein Gegenstand für Spott und Mißachtung. Er hat in seinem Leben gewiß nie jemand weh getan, und schließlich haben seine politischen Fehler doch nur ihm selbst Schaden gebracht. Und dennoch hat auch er nicht umsonst gelebt und nicht vergebens gekämpft. Denn das Verdienst wird ihm immer bleiben, daß nur er die Trennung der Herzogtümer von Dänemark ermöglicht hat. Daneben aber soll nicht vergessen werden, wie er aus dem Schiffbruch heraus seine Ehre gerettet und wie tapfer und würdig er sein schweres Los getragen hat. So wird Herzog Friedrich fortleben in der Geschichte, wohl als einer aus dem Lager der Besiegten, aber als einer, dessen wir allezeit mit Achtung und Dankbarkeit zu gedenken haben.

Die angebliche Isolierung Deutschlands und der Besuch des Königs Eduard von England in Kiel.

Von einem Diplomaten.

Eine der bedenklichsten und zugleich bedauerlichsten Erscheinungen im deutschen öffentlichen Leben ist, daß manchen Personen und Parteien das Verständnis für die praktischen Aufgaben der deutschen Politik vollständig abzugehen scheint. In Deutschland selbst weiß man, daß diese Persönlichkeiten und Verbindungen keinerlei Einfluß auf den Gang der heimatlichen Politik besitzen, aber im Auslande ist man sich über ihre Bedeutungslosigkeit oft nicht ganz im klaren, oder man überschätzt absichtlich ihre Bedeutung, um an den tönenden, aber leeren Wortschwall — vox et praeterea nihil — Erörterungen knüpfen zu können, die selten wohlwollend sind, oft aber schädlich wirken müssen. Dem Abgeordneten Bebel wird niemand einen Einfluß auf die deutsche oder irgend eine sonstige Politik zuschreiben, aber seine Phrase von der zunehmenden Isolierung Deutschlands hat Hunderten von Zeitungsschreibern zum Vorwand gedient, um das Thema in für das Deutsche Reich übelwollender Weise auszubeuten. Und wenn man fragt, warum der Lärm? so kann man darauf keine andre Antwort geben, als daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien, wie zwischen Frankreich und England sich freundlicher gestaltet haben, als dies früher der Fall war; Tatsachen, denen die deutsche Politik nicht hindernd gegenübergestanden, sondern deren Entwicklung sie mit Befriedigung verfolgt hat. Wer den Lauf der Weltpolitik in den letzten Jahrzehnten beobachtet hat, wird zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß die Kabinette der Großmächte es immer mehr als ihre Aufgabe, man möchte sagen als ihre Pflicht betrachten, mögliche Verwicklungen im Keim zu ersticken oder, wo sich dies als nicht möglich erweist, wenigstens jede Ausbreitung eines Konflikts nach Kräften zu verhindern. So ist von deutscher Seite, und nicht nur von dieser, die Verständigung zwischen Rußland und Oesterreich in der Balkanfrage mit Genugtuung begrüßt worden, weil dadurch die Möglichkeit eines Konflikts zwischen diesen beiden Mächten in derselben, an deren Folgen man nicht ohne Schaudern denken könnte, vermindert wird, so hat man die Verständigung zwischen Frankreich und Italien als einen weiteren Schritt auf dieser Bahn gegenseitiger Annäherung begrüßt, und so betrachtet man das jüngste Abkommen zwischen England und Frankreich mit Sympathie, weil es einige der Streitpunkte zwischen diesen Ländern beseitigt und für andre gewissermaßen einen Zustand der Waffenruhe schafft, in der vernünftiger Erwägung Zeit gegeben wird, einen friedlichen Ausgleich zu suchen und herbeizuführen. Daß Frankreich an beiden Verständigungen beteiligt war, braucht uns keine Sorge zu machen, die Tatsache bedeutet eben nur, daß zwischen

ihm und den beiden andern Kontrahenten Schwierigkeiten bestanden, die eine Verständigung zur Notwendigkeit machten. Für uns bestehen derartige Schwierigkeiten nur mit unsern westlichen Nachbarn, und wir wissen, daß sie nicht auf dem Papier aus dem Wege geräumt werden können, wohl aber liegt, wie gesagt, kein Grund vor, uns darüber besondere Sorge zu machen, daß zwischen Frankreich und andern Mächten die vorhandenen Steine des Anstoßes aus dem Wege geschafft werden. Ein Duell zwischen Deutschland und Frankreich ist, wenn nicht eine Unmöglichkeit, so doch höchst unwahrscheinlich, die Hauptaufgabe der deutschen Politik wird also für die Zukunft bleiben, was sie für die Vergangenheit war, zu vermeiden, in einen Streit verwickelt zu werden, bei dem Frankreich uns in den Rücken fallen könnte und würde, selbst wenn es sich von seinem heutigen „bon ami et allié“ lossagen sollte. — In Italien sorgt die republikanische Partei, die sich, und sich ausschließlich, als den Freund Frankreichs gebärdet, dafür, daß in Regierungskreisen der Baum der französischen Freundschaft nicht in den Himmel wachse, und wie man in England über den praktischen Wert der entente cordiale mit Frankreich denkt, mag ein Zitat aus der Aprilnummer der „Nineteenth Century and after“ beweisen. Bekanntlich ist diese Revue eine der Vertreterinnen und Verbreiterinnen des reinsten und giftigsten Deutschenhasses in England, und man kann davon überzeugt sein, daß sie keine Gelegenheit vorbeigehen lassen würde, einen Fehlgriff oder eine Niederlage der deutschen Politik oder gar einen gegen Deutschland errungenen Erfolg mit Jubel zu verkünden. Und was schreibt sie? „Die Hauptsache für uns ist, uns in den kritischen Monaten, die uns bevorstehen, daran zu erinnern, daß wir, ungeachtet aller Höflichkeiten und Gastfreundschaften, keinen richtigen Halt über die französische Meinung gewonnen haben. Weder die Vorurteile derselben noch ihre Interessen noch selbst ihre Befürchtungen wie in 1898 scheinen für sie auf die unentbehrliche entente cordiale mit England hinzuweisen, die eine neue Pflanze ist, die noch nicht Zeit gehabt hat, Wurzel zu schlagen.“ So zu lesen in einem Artikel in dieser Revue, in dem Herr Demetrius C. Boulger unter dem Titel „Coming Continental Complications“ über die Mittel fabuliert, dem deutschen Drachen das Genick zu brechen. Der Artikel sei deutschen Journalisten zur Lektüre warm empfohlen, wäre es auch nur um seines Schlußsatzes willen. Nachdem der Verfasser die Dickköpfigkeit der Franzosen bejammert, die nicht sehen wollten, daß sich die Annäherung zwischen Deutschland und Rußland vollziehe und England ihr bester Freund sei, schließt er mit den Worten: „Es gibt allerdings einen Schritt — der freilich nicht von England abhängt —, der das Gewicht des englischen Einflusses ungeheuer vermehren und so die anglophile Partei in Frankreich stärken würde, und den, da er eine unzweifelhaft friedliche Maßregel wäre, Präsident Roosevelt vielleicht geneigt sein könnte, zu genehmigen. Wenn die Vereinigten Staaten ein halbes Dutzend Schlachtschiffe über den Atlantischen Ozean schickten, um die nächsten Monate in der Mündung der Themse zuzubringen, so würde der so gegebene Beweis, daß England nicht allein in der Welt stände, die deutschen Intrigen wirksam bekämpfen und die

Zeit verschaffen, die für die französische Meinung notwendig ist, um sich in dem Punkt zu festigen, daß sentimentale Gründe für Frankreich nicht hinreichen, seine ganze Zukunft für Rußland aufs Spiel zu setzen und zugleich jede Hoffnung auf eine wirkliche, kostenlose und uninteressierte Verständigung mit England zu zerstören." Ein Teil dieser Phantasien muß auf die Rechnung der Annahme des Verfassers gesetzt werden, daß es sich in der nächsten Zukunft um einen Krieg Rußlands, Frankreichs und Deutschlands gegen Japan und England handeln werde, dessen Ziel sei, Rußland vor den Folgen seines mandschurischen Abenteuers zu retten und der gelben Gefahr durch eine Art Aufteilung Chinas einen Riegel vorzuschieben. Was ihn zu dem Glauben veranlaßt hat, ist schwer zu sagen; wenn den Schreiber dieser Zeilen seine Erinnerungen nicht täuschen, so hat die Presse keines Landes dauernder und heftiger eine Teilung Chinas verlangt als die englische, die für ihr Vaterland den Löwenanteil an der Beute, das Jantsetal, forderte. August Niemanns „Deutsche Träume", die in einem Weltkrieg wie dem von Mr. Boulger geträumten gipfeln, können um so weniger als Unterlage für eine ernste Erörterung dienen, als ihren Verfasser kein staatsmännischer Ruhm oder Vergangenheit drückt.

In wenigen Tagen wird König Eduard von England in Kiel zum Besuch bei seinem Neffen, dem Deutschen Kaiser, eintreffen. Wir erwarten von dieser Zusammenkunft keine welterschütternden Ereignisse, keine Vertragsunterzeichnungen und keine sonstigen Ueberraschungen, aber wir glauben, daß diese Zusammenkunft zwischen den Beherrschern zweier mächtigen Reiche viel dazu beitragen kann und wird, die Beziehungen zwischen den beiden Völkern, dem deutschen und englischen, besser zu gestalten. Viel ist auf beiden Seiten gefehlt worden. Wenn das deutsche Volk während des südafrikanischen Kriegs die größere Schuld trifft, so kann und darf man nicht verkennen, daß die Hetzereien nach demselben hauptsächlich von englischer Seite ausgegangen sind. Man braucht dabei nur an die Quertreibereien gegen die Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten zu denken, an den Lärm, den die englische Presse in der Venezuelafrage gegen den eignen Verbündeten erhob, und an die Versuche, die seit dem Beginn des Konflikts zwischen Rußland und Japan nicht aufhören, Deutschlands korrekte Haltung anzuzweifeln und seine Intentionen zu verdächtigen. Um diese im dunkeln gesponnenen Netze zu zerreißen, gibt es kein besseres Mittel als eine offene und ehrliche Aussprache, und eine solche wird unzweifelhaft in Kiel stattfinden; sie wird jeden, der hören will und kann — das letztere ist kaum eine so allgemein verbreitete Fähigkeit, wie man anzunehmen geneigt sein könnte — überzeugen, daß Deutschland kein Feind Englands ist, und daß die schwarzen Pläne, die man ihm unterschiebt, nur in den Köpfen seiner Neider und Verleumder stecken. Auf der andern Seite wird sie unzweifelhaft auch dazu beitragen, die englische Politik von dem Verdacht der Gemeinschaft mit den Elementen zu befreien, die in England in Deutschenhaß machen. Und das ist nach beiden Richtungen hin alles, was notwendig ist.

Damit eine solche Aussprache aber ihren ganzen Erfolg habe, muß man an

maßgebender Stelle den Mut besitzen, gewissen Velleitäten, die sich in einzelnen Kreisen sogenannter deutscher Politiker breit machen, entschieden entgegenzutreten. Der taube Weizen der Proburenbewegung wäre nie so üppig in den Halm geschossen, wenn man ihn rechtzeitig ausgerissen hätte. Die Bewegung ist damals jämmerlich genug verlaufen, aber die Kreise, die sie inszeniert hatten, sind wieder daran, dem deutschen Volke ein neues Stückchen vorzuspielen, das diesmal Marokko und der Schutz der deutschen Interessen daselbst heißt und in dem Verlangen nach dem Erwerb eines Kriegshafens an der marokkanischen Küste gipfelt, damit Deutschland nicht der Zugang zum Mittelländischen Meer versperrt werde. Die vom Alldeutschen Verband in seiner Hauptversammlung in Lübeck am 28. Mai beschlossene Resolution beginnt mit den Worten: „Der Alldeutsche Verband ist der Ueberzeugung, daß die politischen und wirtschaftlichen Interessen des Deutschen Reichs (der Wert der Aus- und Einfuhr des Reichs aus und nach Marokko beziffert sich auf ungefähr 7 Millionen Mark!) zwingend eine Erwerbung des atlantischen Gebiets des Reichs fordern“ und schließt: „Der Alldeutsche Verband ... würde es für eine unverantwortliche Versündigung gegen die dauernden Interessen des deutschen Volks halten, wenn die Reichsleitung die im Augenblick gebotene Gelegenheit versäumen würde, die deutschen Ansprüche auf Marokko durchzusetzen und daselbst festen Fuß zu fassen.“ Gut gebrüllt, Löwe, viel besser, als dein zahmerer Gefährte, die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Stettin am 27. Mai dies getan hatte, die sich damit begnügte, zu fordern, daß für den Fall einer Aenderung dieses Zustandes (der Handelsfreiheit) zugunsten Frankreichs dem Deutschen Reiche diejenigen (dem französischen Machtzuwachs mindestens gleichen) Kompensationen in Marokko zu teil würden, die der Größe seiner wirtschaftlichen Interessen in diesem Lande entsprächen und dem Bedürfnisse seiner auf überseeische Stützpunkte angewiesenen Flotte sowie dem Ausbreitungsbedürfnisse seiner Bevölkerung genügten. Es ist zu bedauern, daß die Herren, die die Verantwortung für die beiden Elaborate tragen, sich nicht der Mühe unterzogen haben, die Art und Weise, wie sie sich die Ausführung ihrer Anträge denken, etwas näher anzugeben, z. B. ob etwa durch einen Krieg mit Marokko, Frankreich, England und vielleicht Spanien. Auch ein Kostenanschlag für die verschiedenen Eventualitäten hätte vielleicht die Begeisterung der beiden Versammlungen etwas abgekühlt. Aber um ernsthaft zu bleiben, obgleich es schwer sein dürfte, nicht zum mindesten zu lächeln, so ist Chauvinismus immer ein Uebel, das sich aber in ganz besonders schädlicher Weise bemerkbar macht, wenn es zur Aufstellung von Forderungen führt, an deren Realisierung nicht gedacht werden kann, die aber durchaus geeignet sind, kaum beschwichtigten Verdacht wieder neu zu erregen und Wasser auf die Mühle von Deutschlands Feinden zu gießen. Die Politik des Reiches kann und soll nicht in einer wilden Gänsejagd nach überseeischem Besitz bestehen, die es in Konflikt mit der ganzen Welt bringen muß, sondern in einer starken, aber eben darum ruhigen Vertretung seiner eignen Interessen wie der seiner Staatsangehörigen. Mit Marokko besteht ein Vertrag, der noch zehn Jahre zu laufen hat, und

wenn derselbe sich seinem Ende nähert, wird es für die deutsche Diplomatie keine unüberwindliche Aufgabe sein, für weitere zwanzig Jahre für Deutschland die Behandlung zu erlangen, die England sich für diesen Zeitpunkt ausbedungen hat. Im übrigen regelt der Vertrag zwischen England und Frankreich, soweit er auf Marokko Bezug hat, nur die Beziehungen dieser beiden Länder zu demselben und untereinander und hat für Dritte nur soweit Geltung, als sie ihn anerkennen wollen; ganz entschieden muß daher Einspruch dagegen erhoben werden, daß Kreise, die unser Vaterland erst vor kurzem an den Rand eines Krieges gebracht haben, es sich jetzt wieder anmaßen, Forderungen an die Regierung zu stellen, die durchaus geeignet sind, neue Verwicklungen heraufzubeschwören und Folgen hervorzurufen, die weit über das hinausgehen könnten, was die Betreffenden sich selbst vorzustellen scheinen.

Franz v. Lenbach.

Von

Heinrich v. Poschinger.

(Schluß.)

Montag den 1. August 1898 traf ich kurz nach meiner Ankunft in Friedrichsruh Lenbach in Gesellschaft mit Sidney-Whitmann, der vom „New York Herald" gleich bei der ersten Nachricht von Bismarcks Erkrankung dorthin gesandt worden war. Ich verließ Lenbach an diesem Schmerzenstage nur selten, brachte auch die Nacht auf Dienstag unter demselben Dache zu als Gast des Obersten v. Goldammer in seiner obenerwähnten Besitzung im Sachsenwald.

Da Lenbach und ich Friedrichsruh bereits Dienstagnachmittag, also vor der Ankunft des Kaisers, verließen, so fanden wir dort, ebenso wie am Montag, verhältnismäßig wenig Personen anwesend. Es mochten etwa hundert Menschen sein, die auf den Weg vom Bahnhof zum Schlosse entfielen, darunter wohl zwei Drittel Männer von der Feder. Sobald Lenbach erschien, wurde er jedesmal von den neugierigen Reportern förmlich belagert; wer ihn nicht kannte, drängte sich danach, ihm vorgestellt zu werden, weil es bald bekannt geworden, daß er einer der wenigen war, die Montag den Fürsten Bismarck auf dem Sterbebette zu sehen bekommen. Besonders für die Photographen war er ein begehrtes Objekt. Lenbach gab sich alle Mühe, die zum Teil ziemlich aufgeregten Gemüter der Journalisten zu beruhigen; er, der selbst im Schlosse geweilt hatte, wußte, wie es ganz unmöglich war, all ihren Wünschen nachzukommen, und wie notwendig es war, dieses eine Mal scheinbar rücksichtslos vorzugehen und keine Ausnahme zu gestatten, — so sehr auch die Berichterstattung darunter leiden mußte.

Die meisten dachten nur an ihre, zum Teil bismarckfeindlichen Blätter, und sie überlegten nicht, was die Umgebung des großen Heimgegangenen in den letzten Tagen und Nächten bereits durchgemacht hatte. Wenn ein andrer Todesfall eintritt, der auch nur annähernd eine solche Brigade von Männern der Presse zusammenruft, können sich die Hinterbliebenen ihrem stillen Schmerze hingeben und andern alle die traurigen Funktionen überlassen, die der Tod einmal mit sich bringt. Hier aber war es gerade umgekehrt. Nachdem die Nachricht in die Welt gegangen, daß der Einzige die Augen geschlossen, wurden an die Hinterbliebenen beispiellose Anforderungen gestellt, und man kann es als ein Wunder bezeichnen, daß keiner von ihnen unter der physischen Last der Geschäfte vollends zusammenbrach.

Wie viel Enten damals von Friedrichsruh in die Welt hinaustelegraphiert wurden, konnten wir auf der Rückfahrt nach Berlin wahrnehmen. In einer einzigen Zeitung („Berliner Tageblatt", Nr. 385 vom 1. August) waren zwei falsche Nachrichten über Lenbach. Ein Telegramm besagte:

„Soeben traf Maler Professor Lenbach hier ein, welcher beabsichtigt, die Leiche für ein späteres Gemälde zu skizzieren. Obgleich die Einladung der Familie hierzu telegraphisch an ihn ergangen war, mußte er eine Viertelstunde am Schloßtor warten, ehe der Einlaß erfolgte."

Ein zweites Telegramm meldete:

„Die gestrige photographische Aufnahme der Leiche Bismarcks erfolgte lediglich im Auftrage der Familie für diese, sowie für ein von Lenbach und Chrysander geplantes illustriertes Sammelwerk über Bismarcks Leben."

Mit Bezug hierauf bat Lenbach den „Berliner Lokal-Anzeiger", den Gerüchten, wonach Dr. Chrysander ein Memoirenwerk vorbereite und er, Lenbach, hierzu künstlerische Beiträge geben wolle, entgegenzutreten. Dr. Chrysander dürfte für eine derartige Veröffentlichung kaum das nötige Material haben, da er während der intimen Gespräche im Freundeskreise fast immer anderweitig beschäftigt gewesen sei, und was ihn, Lenbach, selbst betreffe, so habe er nicht die Absicht, an einem derartigen Unternehmen mitzuwirken.

Als ich von Friedrichsruh nach Berlin zurückkam, konnte man sich so recht überzeugen, wie populär Lenbachs Bismarck-Porträts geworden sind. Einzelne Kunsthandlungen hatten ihre Schaufenster nur mit Lenbachs geschmückt, und davor stand staunend und schweigend, fast ehrfurchtsvoll die Menge.

Ueber die Eindrücke, die er von diesem seinem letzten Besuche in Friedrichsruh mitnahm, hat er sich in seiner schlichten Weise ausgesprochen:

„Ich war lediglich nach Friedrichsruh gefahren, um dem Fürsten Bismarck zum letzten Male die Hand zu küssen. Als ich Montag um ein Uhr mittags ankam, traf ich die Familie und die andern Einwohner des Schlosses im Zustande tiefster Trauer; die Frauen weinten, Fürst Herbert Bismarck war schwer leidend und lag zur Zeit meiner Ankunft noch zu Bett, und selbst Graf Rantzau, der ruhigste und entschlossenste Mann im Hause, sah bleich und abgespannt aus. Die letzten Leidenstage des Dahingeschiedenen haben die Familie furchtbar mitgenommen.

Ueberdies war es unmöglich, irgendwelche Dispositionen zu treffen, die überhaupt eine Totenfeier im großen Stile und des großen Toten würdig gestattet hätten. Der Altreichskanzler hat selbst bekanntlich nie Sinn für das Dekorative und für große Repräsentation gehabt, und so hat er sich das ‚Bauernhäusel' im Sachsenwald für seine bescheidenen Bequemlichkeitsansprüche und für den Hausgebrauch hergerichtet. Für den Tod und die Totenfeier des deutschen Nationalhelden war das Haus nicht, aber auch schon gar nicht eingerichtet. In allen Zimmern standen und lagen Hunderte von Gegenständen des Gebrauchs herum, Tausende von Briefen und Telegrammen waren auf den Tischen teils schon geordnet, teils noch ungesichtet, so daß wirklich nur den intimsten Vertrauenspersonen der Eintritt in die Wohnung gewährt werden konnte. Es war kein Raum, es waren keine Arbeitskräfte da, um irgend ein repräsentatives Arrangement zu ermöglichen. Und der Arbeitsanlaß häufte sich ungeheuer. Beinahe von allen deutschen Fürstenhäusern lagen Anfragen wegen Teilnahme der regierenden Herren selbst oder ihrer Abgesandten an der Leichenfeier vor, die unverzüglich und dankend ablehnend beantwortet werden mußten. Die Vorbereitungen zur Einbalsamierung, welche nur ganz unzulänglich vorgenommen werden konnten, zur Aufbahrung, lauter Dinge, die in einem großen Palais, in einer großen Stadt ruhig, leicht und ohne weitere Aufregung der Familie vor sich gehen, verursachten hier Umständlichkeiten und empfindliche Störungen.

„Wenn man sich dieses ergreifende und tieftraurige Bild vor Augen hält, welches das Innere des Schlosses bot, dann wird man es begreiflich und entschuldbar finden, daß Fürst Herbert Bismarck den Befehl gab, das Schloß nach außen hin vollständig abzusperren, um nur einigermaßen Herr der Situation bleiben zu können. Den Hunderten von Deputationen, von Berichterstattern, den Tausenden von Verehrern des Fürsten, die alle gewiß mit den pietätvollsten Absichten um Einlaß warben, hätte der Eintritt unmöglich gewährt werden können. Zu einer Auswahl fehlte es an Zeit und an allen Einrichtungen.

„Ich habe Bismarck noch auf dem Sterbelager gesehen. Der Tote lag im weißen Nachthemd auf dem Rücken, den Kopf seitwärts geneigt und den Mund ein wenig geöffnet, als sollte er jeden Augenblick aufwachen und sprechen. Die schöne rechte Hand lag auf dem Schoße leicht vorgestreckt. Bismarck sah durchaus nicht entstellt aus, und im warmen Lichte, das durch die Fenster hereinquoll, in den Farben der Bilder und der Möbel sah das Ganze so lebendig aus, daß die Schauer des Gefühls, hier sei der Tod eingezogen, doppelt erschütternd wirkten.

„Sehr bedauerlich ist es, daß die Abnahme der Totenmaske, zu welcher Begas seine Former entsendet hatte, unterblieb. Das Gesicht war nicht entstellt, und der Schädel Bismarcks wäre ein Denkmal für alle Zeiten gewesen, wie es ja auch der Schädel und die Totenmaske Friedrichs des Großen mit dem wunderbar schönen Profil geworden ist.

„Sehr viel hat auch zur Verwirrung im Schlosse der Umstand beigetragen, daß eben gar nicht für eine Begräbnisstätte vorgesorgt war, die jetzt nach dem

Willen des Toten am ungeeigneten Orte in Eile hergerichtet werden muß. Wie stimmungswahr und historisch zutreffend wäre ein würdiges Mausoleum im Schloßparke von Schönhausen, dem Stammsitz der Bismarcks, gewesen, wo die Vorfahren des großen Toten begraben sind. Die Anhöhe bei der Hirschgruppe in Friedrichsruh, bei der die Züge der Eisenbahn vorbeirasseln, an der die Telegraphenstangen Front machen, hat nichts für Stimmung, Andacht und Stille jenes Wallfahrtsortes der Deutschen, zu dem Bismarcks Grab werden wird, und der in Schönhausen auch die Erinnerung an Bismarcks sonnige, glückliche Jugend geweckt hätte.

„Wenn ich nun bald wieder von Friedrichsruh abreiste, so hatte keinerlei Verstimmung damit zu thun. Ich habe meinem Trauerempfinden Genüge geleistet, und längeres Verweilen, ohne irgendwie mithelfen zu können, wäre eher peinlich gewesen. Unserm Denken wird Bismarck Arbeit geben, solange wir selbst leben."

Nach dem Ausspruche von Goethe gehören Briefe unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, ist man von jeher bemüht gewesen, an Briefschaften zu sammeln und zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, was von großen und in ihre Zeit und Umgebung eingreifenden Männern herrührte. Im nachstehenden teile ich davon im Auszuge einige charakteristische Stellen aus Briefen mit, die Lenbach in den letzten zehn Jahren an mich gerichtet hat. Unter Bezugnahme auf die Tage, die Fürst Bismarck nach seiner Entlassung Ende Mai 1892 als Gast Lenbachs in München verlebt hatte, schrieb mir der Meister von dort am 1. Juli 1892: „Die Tage des Reichesungeheuers waren merkwürdig genug, er wurde rasend gefeiert, noch ärger als in Dresden und Wien. Schade, daß Sie nicht dabei waren." — Wie erinnerlich, hatte man, als der Kaiser beschloß, in der Siegesallee den sämtlichen Fürsten aus dem Hohenzollernhause Denkmäler zu errichten und zu ihrer Seite die markantesten Persönlichkeiten aufzustellen, die unter ihrem Zepter gelebt und gewirkt hatten, eine öffentliche Anfrage in betreff der Namen dieser letzteren gestellt. Lenbach, dem ich die betreffende Nummer des „Berliner Tageblatts" mit dem Ersuchen um eine Aeußerung eingesandt hatte, schrieb mir am 28. Februar 1895 zurück: „Schönen Dank für die Einsendung des „Berliner Tageblatts", aber ich möchte mich in die Vorschlagsaffäre nicht mischen. Erstens kommt die Frage nicht von kompetenter Seite, und zweitens gerade nachzudenken, wer mit den Herren Hohenzollern zu stehen würdig wäre, ist nicht sehr erfreulich, und drittens kommt es bei einem Monument nur darauf an, daß es gut aussieht, ob es die Mediceische Venus oder der bayrische Hiesel ist, wäre mir gleichgültig. Ein Monument von Raffael, Shakespeare, Wallenstein wäre mir im Berliner Tiergarten zuwider. Herkulesse und Nymphen sind die wahren Stoffe fürs Grüne. Apropos eine Bettelei: Wir bauen, wie Sie wohl wissen, den berühmten Bismarck-Turm, der sehr großartig werden muß, oberhalb der Rottmannshöhe am Starnberger See, nun geht das Sammeln an. 100000 Mark haben wir fast, 300000 Mark brauchen wir. Möchten Sie auch ein bißchen was zeichnen und ein wenig Propaganda machen?

Als Muster: der Prinzregent hat 5000 Mark, Moy-Arco auch 5000 Mark, Sedlmeier Spaten 10000 Mark, Schweninger 3000 Mark, Guggenheimer 1000 Mark, Oberhummer 1000 Mark, Levi 500 Mark, u. s. w., meine Wenigkeit 5000 Mark, Heyse 300 Mark gestiftet. Verzeihen Sie diesen Ueberfall. Soll ich Ihnen die Liste schicken?"

Friedrichsruh, Sonntag, 29. Dezember 1895. „Ich werde Sie jedenfalls am 3. oder 4. Januar überfallen. Dem Fürsten geht es ganz ordentlich, er sieht ganz unverändert und immer gleich faszinierend aus, ißt und trinkt noch täglich zu viel, und ist noch immer wie früher, wenn er dann und wann einige Folgen davon verspürt, überrascht. Vorgestern bin ich von München fort und gestern elf Uhr hier angelangt. Rantzau nebst Gattin, Herbert und Frau und Tochter waren schon vorhanden, heute mittag kommen auch die Bills, so daß die ganze Familie komplett ist. Uebermorgen kommt meine Ehehälfte und die Schwester des Fürsten und wahrscheinlich auch Schweninger."

München, den 25. Januar 1896. „Wir werden uns Mitte oder gegen den 20. Februar sehen — ich habe den Auftrag des Kaisers, für das Reichskanzlerpalais das große Konterfei unsers Abgottes zu malen, übernommen. Ende Februar werden wir Ihnen das Projekt des auszuführenden Bismarck-Turms schicken. Im Frühjahr soll der Grundstein gelegt werden."

Friedrichsruh, 14. Februar 1896. „Ich bin gestern mittag direkt München her gelandet. Der Einzige hält sich immer noch obenauf — ich bleibe, denke ich, bis Montag abend, dann nur einen Tag Berlin (ich möchte mich dort nirgends zeigen, wegen des Kaisers). Ende März dann länger. Ich freue mich Sie zu sehen, tausend Schönes inzwischen."

Auf meine Glückwünsche zu seiner zweiten Vermählung erhielt ich das nachstehende Billett: „München, 4. Oktober 1896. Allerschönsten Dank, lieber Freund! Morgen geht es, nachdem die Pflichten gegen den Staat, die standesamtlichen, erfüllt sind, auf einige Wochen nach dem Süden."

Der Herzog Günther zu Schleswig-Holstein hatte durch meine Vermittlung den Rat Lenbachs in betreff eines Deckengemäldes aus einer gewissen Zeitperiode erbeten, das er in seinem Schloß Primkenau anbringen wollte. München, den 25. Dezember 1896. „Für dieses Mal kann ich leider nicht nach meinem gewohnten Wallfahrtsort (scil. Friedrichsruh). Was das Deckengemälde betrifft, so weiß ich leider keinen Rat, ich würde, wenn ich der Herzog wäre, einen Kupferstich aus der Zeit wählen und diesen für das Gemälde von einem jungen Künstler benutzen lassen. Oder ich würde einen der schönen Plafonds aus der Zeit kopieren lassen."

Eine von Lenbach bereits wiederholt gemalte Dame hatte ihn durch mich aus Nizza bitten lassen, nach ihrer letzten photographischen Aufnahme ein neues Porträt von ihr in Angriff zu nehmen. Darauf der Meister: München, 26. Dezember 1897. „Ha, ich wäre ein schöner Narr, ohne Natur ihr ein neues Bild zu malen. Das Original soll nur kommen. Nizza ist recht ungesund — hier ist der Ort, brav zu leben, und erst was Sie selbst betrifft, haben Sie gar

kein Schamgefühl — so professionsmäßig förmlich seine Vaterstadt zu vernachlässigen. — Aber die schönen Blumen! Meine Frau ist ganz entzückt und dankt von Herzen."

Ich hatte Lenbach aus Heiligendamm die Korrekturbogen eines sein Verhältnis zu Bismarck behandelnden Aufsatzes zur Einsicht und Prüfung übersandt, den ich in der „Deutschen Revue" veröffentlichen wollte, auf seinen Wunsch aber zurücklegte. Darauf schrieb mir der Meister aus München am 4. August 1898:

„Schönsten Dank für all Ihre Freundlichkeit und namentlich herzlichen Dank, daß Sie das sonst für mich nur zu schmeichelhafte Manuskript vorläufig nicht publizieren. Mein Name wurde in letzter Zeit nur zu viel genannt, und ich glaube, nachdem Busch so viel Staub aufgewirbelt und sonst gerade die Welt mit Notizen über den großen Mann überschwemmt wurde, wollen wir lieber warten und den Inhalt Ihres Artikels in Verbindung mit einer andern Gelegenheit bringen. Kommen Sie mal doch endlich nach Ihrer Vaterstadt, dann mündlich (was sich per Tinte so schwer ausdrücken läßt) alles mögliche. Sie hätten recht gut die dummen Seebäder laufen lassen und hierhereilen können."

München, 26. August 1898. „Meinen schönsten Dank für die Uebermittlung der Aushängebogen; im ganzen überschätzen Sie mir, würde Wrangel sagen, und im einzelnen loben Sie mich viel zu viel — aber schade, daß Sie nicht hierher anstatt des einfältigen dämlichen Heiligendamm geraten sind. Morgen kommt Frau und Kind von den Bergen zurück, so daß wieder im Haus alles beisammen ist."

Im April 1902 war es, wo ich mich, bei einem Aufenthalte in München, von der allen Gesetzen der Hygiene spottenden Lebensweise des damals Sechzigjährigen überzeugen konnte. Um neun Uhr war er bereits in seinem Atelier, um an den Werken zu schaffen, deren völlige Größe vielleicht erst eine Nachwelt ganz zu würdigen verstehen wird. Von zehn Uhr ab empfing er dort diejenigen, die ihm zu Porträts saßen, Freunde, die ihn besuchen wollten, Maler, die sich bei ihm Rats erholten oder in Ausstellungsfragen um sein Fürwort baten. Nur wenn ihn eine besondere Veranlassung wegrief, eine Sitzung, ein Besuch im Künstlerhause, an dessen Ausgestaltung er mit seinem hohen künstlerischen Rate fortwährend mitarbeitete, pflegte er vor Tisch die Palette niederzulegen.

„Zum eigentlichen Spazierengehen", sagte er mir damals, „bin ich seit zehn Jahren nicht mehr gekommen." Nach einem einfachen Mittagsmahl um halb zwei Uhr gönnte sich Lenbach kaum eine halbe Stunde Ruhe, dann ging's wieder ans rastlose Schaffen bis abends acht Uhr, wo er auf eine Viertelstunde in den Kreis der Familie trat, dann die eingegangenen Briefe eigenhändig beantwortete, bis er sich um neun Uhr zum Gang nach der Künstlerkneipe „Allotria" anschickte, woselbst er sehr einfach zu Abend aß und dann mit einigen Freunden Tarock spielte. Um zwölf Uhr pflegte er den Heimweg anzutreten, und am folgenden Tage ging dieses übertätige Leben von neuem an. Dabei muß man sich stets vergegenwärtigen, welch bewegtes, an Freuden, Leiden und Kämpfen

reiches Leben hinter diesem Manne liegt. Man stelle sich den Weg vor von seiner bei den einfachsten Leuten in einem entlegenen bayrischen Landstädtchen stehenden Wiege bis zu dem mit Kunstschätzen aller Art angefüllten Palazzo, den sich der Meister bei den Propyläen in München errichtet hat! Was haben dieser feinfühligen Künstlerseele die Frauen nicht für unsagbare Wonne und dann wieder für namenlosen Schmerz bereitet! Mit wieviel Undank, schnödestem Verrat, bodenloser Gemeinheit und künstlerischem Unverstand hatte dieser Mann zu kämpfen! Aber diese großangelegte Natur, gut und edel bis zum äußersten, vermochte nichts zu beugen. Aus allen menschlichen, seelischen und künstlerischen Wirren ging er siegreich hervor; seine Arbeitskraft blieb die gleiche, und als ich ihn damals in München mehrere Wochen in seinem Atelier zu beobachten die Gelegenheit hatte, da gewann ich den Eindruck, als habe sich in Lenbach ein Verjüngungsprozeß vollzogen, als wäre eine Wandlung bei ihm eingetreten, die ihn auf neue künstlerische Bahnen führen sollte, mit einer Steigerung in seiner schon bisher ungewöhnlichen Produktivität. Die Folgen solcher Ueberarbeitung sind nicht ausgeblieben.

Im Herbst 1902 ging die Kunde von der schweren Erkrankung des großen, vielgeliebten Meisters durch die Welt. Deutschlands großer Staatsmann, Fürst Bismarck, war kaum dahingegangen, und nun sollte ihm noch Deutschlands größter Maler folgen, der wie kein zweiter es verstanden hatte, die Züge des Helden der Nachwelt zu überliefern. Mit tiefer Beklemmung wurden die Bulletins aufgenommen, die aus der Krankenstube des Meisters in die Welt gingen. Von allen Seiten wurde seine Frau mit Anfragen bedrängt, um durch sie genaue Kenntnis über seinen Gesundheitszustand zu erhalten. Längere Zeit lauteten die Nachrichten wenig befriedigend, und nur diejenigen, die die Urkraft kannten, die in dem Meister ruhte, ließen sich durch die Sorge erregenden Meldungen nicht irre machen. Sie sagten sich: im Grunde genommen trägt Lenbach selbst die Schuld an seinem Leiden. Von seinem künstlerischen Genius hingerissen, hat er nie die weise Kunst verstanden, seine Kraft zu schonen, denn in den seiner Krankheit vorausgegangenen Jahren hatte er sich übermenschlich angestrengt, in seinem schönen Eifer vergessend, daß die allzu straff gespannte Saite springen könnte.

Das erste Lebenszeichen von ihm nach seiner Erkrankung erhielt ich auf meine Ende März 1903 aus Nizza nach San Remo gerichtete Anfrage, ob ich ihn dort besuchen könne. Am 3. April schrieb er mir mit unveränderter Handschrift zurück: „Lieber Freund! Ich freue mich, Sie so nah zu wissen. Wir gehen schon nächster Tage schön langsam heimwärts und hoffen, Sie Mitte April in Bozen zu sehen. Mit mir geht es bergauf, bis auf einen kranken Arm. Mit tausend Grüßen Ihr Lenbach.“

Nach diesen Zeilen durfte ich nicht hoffen, wenige Tage später den Meister in Nizza auf einige Stunden begrüßen zu können. Er hatte die fast zweistündige Eisenbahnfahrt von San Remo, leichtsinnig genug ohne Ueberzieher, nicht gescheut, um sich Nizza, das er noch nicht kannte, anzusehen und gleichzeitig, stets liebenswürdig freigebig, seiner Frau für 1000 Franken Spitzen zu

kaufen. Ich scherzte über seine Verschwendung, worauf er entgegnete: „Durchaus nicht, für Spitzen hat eine Frau ihr ganzes Leben Verwendung."

Meine Ueberraschung, den Meister in Nizza so wohl und frisch aussehend zu finden, war groß. Wohl etwas mehr Reif war über Nacht auf den Bart gefallen, dafür war aber seine Gesichtsfarbe rosig und gebräunt, entschieden frischer als ehedem; die Haltung ungebeugt, das Auge verriet den alten Glanz, der Gang war sicher, und wenn er nicht den linken Arm in einer Binde getragen hätte, würde äußerlich nichts daran erinnert haben, daß er eine schwere Krankheit hinter sich hatte. Ganz unerschüttert war sein Geist geblieben, und nach wie vor war er unerreicht in seinen originellen, funkensprühenden Aeußerungen und scharfen Beobachtungen.

Nizza, das im hellsten Sonnenschein erstrahlte, machte auf Lenbach einen überaus günstigen Eindruck. Die schönen Frauen, die um diese Zeit dichtgedrängt die kostbaren Läden in der Avenue Masséna betrachteten, erregten vor allem seine Bewunderung, und immer aufs neue fesselte ihn der Blick auf den Jardin Public mit der Pracht seiner Palmen und Blumenbeete, im Hintergrunde das blaue Meer mit den maurischen Türmen der mitten ins Meer hineingebauten Jetée-Promenade. Als Frau v. Lenbach ihre Einkäufe besorgt hatte, bestiegen wir einen Wagen, um die Promenade des Anglais hinunterzufahren und demnächst auch dem alten Nizza, dem Quai du Midi und den Ponchettes einen Besuch abzustatten. Der Blick auf das alte Chateau und die Schifferfahrzeuge der Nizzarden, die dort neben den Fischernetzen am Strande lagen, erfreute ihn so sehr, daß er, jede Hilfe ablehnend, den Wagen verließ, um dieses Stück von Natur mit vollem Behagen genießen zu können. Darauf ließ ich den Wagen vor dem Casino Municipal halten, das wir betraten, um eine Erfrischung zu nehmen und bei dieser Gelegenheit den zauberhaften Wintergarten zu betrachten. Hier fragte ich den Meister, ob er mir wohl verstatten wolle, zur Freude seiner Getreuen und Verehrer, einige Worte nach Deutschland zu senden, um so mehr, da ich ja so viel Günstiges über sein Befinden zu berichten hätte. „Jawohl, lieber Freund," erwiderte er lächelnd, „sagen Sie ihnen, ich befände mich so wohl, daß ich beabsichtige, schon bei der nächsten Redoute einen lebhaften Tanz zu wagen."

Seine mir damals ausgesprochene Absicht, in der diesjährigen Saison die Riviera wieder zu besuchen, hat er nicht ausgeführt.

Sein reiches Leben ist nun abgeschlossen. Wie Lenbach nicht ohne Bismarck zu denken ist, so auch Bismarck nicht ohne ihn, der den kommenden Jahrhunderten die Persönlichkeit des Gründers des Reiches für ewige Zeiten vermittelt. Der edle, große Mensch ist dahin, der gewaltige Künstler lebt fort in seinem Werke, denn er gehört zu denen, die nicht abhängig sind von der Anzahl ihrer Lebensjahre — zu den Unsterblichen.

Die deutsche Nationalpartei im Jahre 1813.

Von
Godefroy Cavaignac (Paris).

(Schluß.)

Es scheint also, wenn man der Geschichte Deutschlands von 1813 nähertritt, daß sie sich in einen ergreifenden Kontrast zwischen den Träumen des deutschen Idealismus und dem Werke des preußischen Materialismus zusammenfassen ließe.

Der Kontrast ist derselbe zwischen den Revolutionären, die in dem unorganischen Embryo der Deutschen Legion oder der Lützowschen Jäger eine Armee für Deutschland suchten, und den Organisatoren, die die geschlossenen Bataillone der preußischen Landwehr formierten — zwischen den deutschen Liberalen, den Mitgliedern des Frankfurter Parlaments, und den fleißigen Männern, die das neue Preußen aufbauten — zwischen den parlamentarischen Majoritäten der preußischen Konfliktzeit, die die Kredite für die Armee verweigerten, und der Regierung eines Bismarck.

Es scheint, daß das deutsche Gehirn zwei wasserdichte Abteilungen besaß, von denen die eine der Einbildungskraft, dem Gefühlsleben, der abstrakten Spekulation, die andre dem tatkräftigen Handeln gewidmet ist, wie die deutsche Nation selbst sogar in ihrer Gebietseinteilung zwei deutlich abgegrenzte Abteilungen ohne rechte Verbindung gehabt zu haben scheint: das große Gebiet der deutschen Phantasie und die besondere Abteilung, die dem Handeln reserviert ist, die preußische Abteilung.

Wenn man näher zusieht, ist im Jahre 1813 die Trennung nicht so scharf, und gerade in der Epoche, mit der wir uns hier beschäftigen, ist es nicht schwer, in Deutschland, selbst in dem außerpreußischen Deutschland die Spuren einer Reaktion gegen die Bestrebungen und Strömungen der großen literarischen Epoche am Ende des 18. Jahrhunderts zu entdecken.

Während Goethe in den intellektuellen Kreisen mit Maß seiner realistischen Auffassung vom Leben und der Menschheit im Gegensatz zu den Auswüchsen des deutschen Idealismus Geltung verschaffte, schleuderten auch die Führer der nationalen Bewegung ihre Blitze gegen die Ideologen, gegen die Metaphysik und die deutsche Literatur.

Als man Goethe fragte, was die Idee seines „Tasso“ sei, antwortete er: „Idee? Daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tassos; ich hatte mein eignes Leben.“

Und ebenso bemerkte er, als vom „Faust“ die Rede war: „Idee? Als ob ich das selber wüßte! Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie

ich es im ‚Faust‘ zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen.“

„Die Deutschen sind wirklich sonderbare Leute, daß sie überall tiefe Gedanken und Ideen suchen. Aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre.“

Ganz ebenso ist es bei den Patrioten: Stein und seine Umgebung kämpfen wie Goethe selbst, allerdings mit ganz andern Absichten, mit weniger Zurückhaltung und mehr Leidenschaft gegen die allgemeinen Tendenzen der deutschen Literatur und Philosophie.

„Im heiteren, ruhigen Kreislaufe wie ihre Sterne droben wallen ihre Tage dahin,“ schreibt Arndt von den deutschen Philosophen und Schriftstellern; „die reine Klarheit des Ideenäthers, den sie atmen, hält Leidenschaft und Angst weit von ihren Brüsten ... aber in das gewöhnliche Leben und seine Erscheinungen können sie nicht eingreifen, weil sie es gar nicht berühren können, und also auch von ihm nicht berührt werden.“

„Es sind Zeitungsschreiber und Kritikaster geworden,“ sagt er ein andermal, „oder sublime Aesthetiker, die auf Hellas' und Hispaniens Fluren wandelnd den stinkenden Mist der Politik verachten; oder himmelstürmende Philosophen, welche ewig feste Staaten bauen, während sie die irdischen mit einem höhnischstolzen Lächeln unter sich vergehen sehen.“

Oder:

„Unsre höchsten Männer sind uns selbst oft zum Rätsel geworden.“

Man denke an das Gespräch, das Stein und Steffens in Dresden im April 1813 hatten. Steffens ist jener Professor der Naturwissenschaft, der mit einiger Verlegenheit die Uniform eines freiwilligen Jägers, in der er sich ganz unbehaglich fühlt, von einem Stab zum andern trägt. Er benutzt seine Mußestunden, um die deutsche Ideologie gegen Stein zu verteidigen.

„Stein,“ sagt er, „der mächtige Mann der unmittelbaren Tat, der den Augenblick, wie er ihm vorlag, ergriff, durchschaute und zu beherrschen wußte, war oder äußerte sich wenigstens als ein Feind der Spekulation.

„‚Eure Konstruktionen a priori,‘ sagte er, ‚sind leere Worte, armseliges Schulgeschwätz und recht eigentlich dazu gemacht, alle Taten zu lähmen.‘

„‚Exzellenz,‘ antwortete ich, ‚wenn ich auch a priori konstruiere, was ich keineswegs zugebe, so hätte doch diese vermeintliche Konstruktion eine praktische Richtung, ich würde sonst nicht das Glück haben, in diesem Augenblick, in diesem Kleide Ihnen gegenüberzustehen.‘

„‚Ja,‘ antwortete Stein, ‚das weiß ich wohl, daß die deutsche Jugend von dieser leeren spekulativen Krankheit angesteckt ist; der Deutsche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht und ist von jeher eine sichere Beute seiner schlaueren und gewandteren Feinde geworden.‘

„‚Exzellenz,‘ antwortete ich, ‚zwar hat die Jugend auf eine erfreuliche Weise sich in Masse erhoben, dennoch ist eine nicht geringe Zahl zu Hause ge-

blieben. Ich möchte eine Wette darauf wagen, daß kein einziger Angesteckter unter diesen ist.'"

Stein, der an diesem Tage guter Laune war, nachdem er einen heftigen Zorn gehabt hatte, schloß die Unterhaltung lächelnd:

„Am Ende," rief er aus, „bin ich selbst ein unpraktischer Grübler, der sich über das Grübeln in unnütze Grübeleien verliert."

*

Der Mann, in dem sich das Bestreben, den deutschen Genius von dem transzendenten, imaginativen Idealismus zu den Wirklichkeiten menschlichen Handelns und positiver Tatkraft zurückzuführen und zugleich Deutschland wieder ein nationales Gewissen zurückzugeben, am vollendetsten personifizierte, ist unstreitig Stein.

Wir müssen daher mit besonderer Aufmerksamkeit auf das Wirken seiner Persönlichkeit eingehen.

Die Umstände verschafften ihm natürlich im Anfang des Jahres 1813 einen entscheidenden Einfluß auf die Ereignisse. Die starke Willenskraft, die er, der Mann der Tat, besaß, die Rolle, die er von 1806 bis 1808 gespielt hatte, die Proben, die er bestanden hatte, drängten den Verbündeten seinen Rat geradezu auf. Am Ende des Jahres 1812 und während der ersten Monate von 1813 war er der Leiter der Politik des Kaisers von Rußland gewesen, und Alexander selbst erscheint als der Schiedsrichter Europas.

Als Stein, nachdem er mit eignen Händen in Kalisch das Bündnis zwischen den Russen und Preußen geknüpft hatte, das Bett verließ, an das er während der ersten vierzehn Tage des März 1813 durch Krankheit gefesselt gewesen war, hatte weder sein Einfluß noch seine Autorität eine Einbuße erlitten. Er erhob sich von seinem Krankenlager, um aus den Händen der beiden Herrscher von Rußland und Preußen den Vertrag vom 19. März entgegenzunehmen, durch den ihm eine Art Diktatur über das wiedergewonnene Deutschland übertragen wurde und von dem man gesagt hat, daß er ihn zum „Kaiser von Deutschland" gemacht habe.

Stein selbst hatte die Vollmachten dieser Diktatur festgesetzt und ihre Grenzen bestimmt.

Als er einige Wochen später seinem Vertrauensmann in London, dem Grafen Münster, vorwarf, daß er dem Prinzregenten persönliche Briefe mitgeteilt habe, antwortete Münster mit einigem Recht, es sei entschuldbar, daß er sich dabei geirrt habe, da er im Text der europäischen Verträge die Worte dieser angeblich vertraulichen Mitteilungen genau wiedergefunden habe.

Im März und April, in der Zeit, da sich Deutschland am freiesten fühlte, da die Russen und die Preußen sein Gebiet bis zur Elbe befreit hatten und Napoleon mit der Neuaufstellung seiner Armee noch nicht fertig war, blieb Stein mit seiner Diktatur den ausrückenden Armeen zur Seite. Er verläßt das Haupt-

quartier der beiden Herrscher nicht oder doch so wenig wie möglich und begleitet sie zuerst nach Kalisch, dann nach Dresden.

*

Indessen interessiert uns Stein hier nicht nur, weil die Umstände ihm eine entscheidende Einwirkung auf die Leitung der europäischen Politik verschafften, sondern auch, weil er, in der allgemeinen Ideenverwirrung und trotz der geringen doktrinären Bestimmtheit seiner eignen Ansichten, die bestimmtesten und radikalsten Programme für die konstitutionelle Wiederherstellung Deutschlands entworfen hat.

Schon am 6. Oktober 1811, also in dem Augenblick, als Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht war, vor seiner Berufung nach Petersburg und sogar vor dem Beginn des russischen Feldzugs, in einer Zeit, da keine nahe Aussicht auf Verwirklichung seine Träume stören konnte, sprach sich Stein dem Grafen Münster gegenüber, mit dem er in ständigem Briefwechsel stand, folgendermaßen aus:

„Was soll aber die Stelle des Alten ersetzen? Könnte ich einen Zustand wieder herzaubern, unter dem Deutschland in großer Kraft blühte, so wäre es der unter unsern großen Kaisern des 10. bis 13. Jahrhunderts, welche die deutsche Verfassung durch ihren Wink zusammenhielten und vielen fremden Völkern Schutz und Gesetze gaben."

Auf diesen Gedanken kommt Stein mehr als einmal zurück, so in seiner Denkschrift vom September 1812 und in der vom August 1813.

Sein Gedanke ist übrigens mit mehr Beredsamkeit und Freiheit von einem Manne entwickelt worden, der lange Zeit sein Gehilfe und sein Vertrauter, der berufene Vorkämpfer der nationalen Ideen, der Publizist und Polemiker der Partei war. Arndt war bei dem Exodus nach Rußland der treue Gefährte Steins, wie er schon längst einer der Männer war, die die Fäden der nationalen Verschwörung in der Hand hatten. Er war kaum ein Deutscher zu nennen: Sohn eines Pächters, auf der Insel Rügen in Schwedisch-Pommern geboren, war er schwedischer Nationalität und rühmte sich dessen sogar bis zum Tage, da die Ereignisse des Jahrhunderts ihn wie viele andre bestimmten, die deutsche und preußische Nationalität anzunehmen. Die Flugschriften, die er vor der Schlacht bei Austerlitz im November 1805 zu veröffentlichen begonnen hatte und die er später unter dem Titel „Geist der Zeit" zusammenfaßte, haben auf die Geister eine bedeutende Einwirkung ausgeübt.

Auch er feiert mit Begeisterung den Ruhm des deutschen Kaiserreiches im 13. Jahrhundert; auch er sucht in den Nebeln des Mittelalters das strahlende Bild jener kaiserlichen Autorität, die sechs dahingegangene Jahrhunderte kritiklos mit dem ganzen Glanz der Sage zu schmücken gestatten. Und dieselbe Sage, die die Größe des Kaisers steigert, verkleinert und beschränkt die deutschen Herrscher auf den Rang absetzbarer Beamter.

Es ist nicht ganz sicher, daß diese historischen Erinnerungen ein sehr ge-

naues Bild von dem gaben, was die Autorität eines deutschen Kaisers im 10. oder 13. Jahrhundert gewesen sein mag.

Das Kaisertum des 10. Jahrhunderts war nichts weiter als der weltliche Arm der Kirche; höchstens schrieb man ihm noch als vorübergehende Aufgabe die Pflicht zu, den Frieden in den Gebieten aufrechtzuerhalten, in denen die Städte eben anfingen, aufzutauchen. Wie konnte man diese Reminiszenzen den Begriffen anpassen, die das 19. Jahrhundert, selbst in seinen Anfängen, sich von der Rolle des modernen Staates und der Souveränität machte?

Stein hegte sicherlich manche Illusionen über die Natur der Souveränität eines Kaisers aus dem 10. Jahrhundert und sogar über die Ausdehnung seiner Machtvollkommenheit. Er dachte nicht daran, daß der letzte dieser großen Kaiser, deren Andenken er heraufbeschwor, Friedrich II., schließlich die Herrschergewalt, so wie sie war, zerstückelt unter erblich erklärte Vasallen verteilt hatte. Und wenn er an den ersten der großen deutschen Kaiser, an den des 10. Jahrhunderts, dachte, so hätte man ihn daran erinnern können, daß Otto der Große so manches Mal gegen aufrührerische Untertanen zu kämpfen gehabt habe und daß schon sein scharfblickender Zeitgenosse, der Kalif von Cordova, ihm den Vorwurf machte, daß er eine Unvorsichtigkeit begehe, indem er in zu sorgloser Weise seine Herrschergewalt unter seine Untergebenen verteile.

*

Stein sieht also durch die Wolke seiner historischen Reminiszenzen hindurch die Einheit, den Einheitsstaat. Aber Treitschke geht viel zu weit, wenn er behauptet, daß Stein „früher und schärfer als irgendein Staatsmann die Einheit Deutschlands, ohne Phrasen und Vorbehalte, als das höchste Ziel deutscher Staatskunst aufgestellt“ habe.

Man kann wohl annehmen, daß Stein, ehe er unmittelbar den Verhältnissen der Wirklichkeit gegenüberstand und mit der politischen Tätigkeit im Kampfe lag, sich entschieden für den Einheitsstaat erklärt hat. In dem Programm, das er im September 1812, also vor dem Rückzug Napoleons, für den Kaiser Alexander entwarf, schrieb er: „Diesen Zweck kann man erreichen, entweder durch Vereinigung Deutschlands zu einer Monarchie“ ...“; und es ist gestattet, unter diesem Wort „Monarchie“ einen so einheitlichen Staat zu verstehen, wie man ihn sich nur vorstellen kann.

In der Denkschrift vom 11. Dezember 1812, die wir schon erwähnt haben, schrieb er noch deutlicher an Münster: „Mein Glaubensbekenntnis finden Euer Exzellenz in der Anlage, es ist Einheit.“ Aber er fügt sogleich hinzu: „ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Uebergang.“

In vollkommener Gedankenharmonie mit Stein schrieb Arndt ein wenig später, zu Anfang des Jahres 1813, in London einen dritten Band des „Geistes der Zeit“. Er entwarf darin ebenfalls einen Plan zu einer Reorganisation Deutschlands. Unter dem Schleier manchmal unklarer Gedanken, die sehr feurig, aber viel weniger scharf sind als die Steins, ist zu erkennen, daß auch für ihn

der Föderativstaat ein Notbehelf ist. Ehe er sich darein ergibt, entfesselt er seine Beredsamkeit gegen die Ruchlosen, die behaupten, daß Deutschland durch seine natürlichen Verhältnisse und durch seine jahrhundertalte Geschichte auf die innere Teilung und die heilsame Mannigfaltigkeit eines Föderativstaates angewiesen sei. Und doch entwirft er nicht einmal ein Programm zu einem Einheitsstaat; er hält sich zurück und wagt keine entscheidenden Schlüsse zu ziehen.

Wenn die Patrioten von 1813 das Wort „Einheit“ ausgesprochen haben, so taten sie das nur, um sehr unklar gebliebene Ideen in ein bestimmtes Wort zu kleiden. Beim ersten Zusammenstoß mit der Wirklichkeit haben sie sogleich ihre doktrinären Vorstellungen eingeschränkt und abgeschwächt.

Trotz all dieser Vorbehalte und aller dieser Abschwächungen findet man doch hier nach so viel Phantasien und Träumereien immerhin ein positives Programm, das, wenn man will, unbestimmt und verworren ist, aber schließlich doch ein Reorganisationsprinzip darstellt.

Stein ist vielleicht der einzige Mann in diesem Kreis, der sich nicht mit der theoretischen Bejahung der moralischen Einheit Deutschlands begnügt; er ist auf wirkliches Handeln bedacht und richtet sein Augenmerk auf die positiven Verhältnisse, die notwendig sind, um die politische Wiederherstellung zu sichern oder vorzubereiten.

Das ist besonders in seiner Antwort auf die Denkschrift Bernadottes zu merken. Bernadotte stellte zu Anfang des Jahres 1813 sein Konstituierungsprojekt für Deutschland auf. Er schlug vor, das heilige römische Reich und die kaiserliche Herrschergewalt wiederherzustellen, und zwar zu seinem eignen Vorteil wiederherzustellen.

Stein wies diesen Plan mit Heftigkeit in einer Denkschrift zurück, aus der man zugleich ersieht, wie sehr er für die deutsche Einheit begeistert und wie klar er sich über die tatsächlichen Verhältnisse und die positiven Hindernisse war, die seinem Ehrgeiz Grenzen zogen, ihm schmerzliche Einschränkungen geboten und ihm Zurückhaltung auferlegten.

„Le prince royal de Suède,“ sagte er, „propose de restaurer la suprématie impériale. Mais sur quoi cette suprématie sera-t-elle basée? Elle doit l'être, outre sur les lois constitutionnelles, sur une prépondérance territoriale, elle ne peut être déléguée qu'à l'Autriche ou à la Prusse. Le prince royal (d. i. Bernadotte) offre, comme duc de Poméranie, de se charger de la couronne impériale; or ni la Suède, ni la Poméranie, même avec son Landsturm, ne serait à même de placer cette suprématie sur une base solide.“

*

Es ist hier vor allem auf einen Hauptzug hinzuweisen, durch den die deutschen Patrioten von 1813, wenn sie politische Pläne machen, sich von den französischen Revolutionären unterscheiden. Sie sind weit von einem Bruch oder einem offenen Kriegszustand mit der tradionellen Vergangenheit der Nation ent-

fernt; im Gegenteil, die geschichtlichen Erinnerungen verfolgen sie. Sie gehen mit der Ausdauer von Leuten, die mit fixen Ideen behaftet sind, auf die Ursprünge zurück. Sie durchwandern die Jahrhunderte der Ohnmacht, in denen sie Deutschland durch die fremden Einflüsse, durch den 30jährigen Krieg, durch die Reformation, durch die Auflehnung und Unbotmäßigkeit der Fürsten des Reiches zerrissen finden, um die sieben Jahrhunderte zurückliegende Zeit zu durchforschen, da der Kaiser als unumschränkter Herr über die Reichsämter verfügte.

Im April 1792, als ganz Europa noch von der Revolution hingerissen war, sprach Stein zum erstenmal sein Urteil über die französische Revolution aus, und zwar, um eine Bewegung zu bedauern, die so viel traditionelle Organisationen zerstört habe.

Entschieden haben die deutschen Patrioten wenigstens nach dieser Richtung nichts von rationalistischen Doktrinären an sich, sie gehören zur historischen Schule. Sie halten fest an den historischen Traditionen der germanischen Vergangenheit.

Doch dürfen wir anderseits wieder den Unterschied nicht übertreiben. Es ist sehr richtig, die historische Methode zu loben und sich dabei an die Doktrinäre zu halten, die nicht mit den vorhandenen Tatsachen rechnen. Man verwünscht heutzutage gern jenen rationalistischen Radikalismus, der am Ende des 18. und während der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Europa in Aufruhr versetzt hat. Es scheint, daß die Ereignisse am Ende des letzten Jahrhunderts ihn einigermaßen in Ungnade gestürzt haben und daß er, der so eng mit dem französischen Genius verbunden ist und der französischen Nation gewissermaßen im Blut steckt, am Ende des letzten Jahrhunderts dieselbe Verfinsterung erfahren hat, die die Macht unsrer Nation verdunkelte. Man ist heutzutage geneigt, die Taten den Ideen gegenüberzustellen.

Doch das sind wesentlich konservative Tendenzen, und die Deutschen von 1813 hatten etwas ganz andres zu tun als zu konservieren; sie hatten eine Situation umzugestalten, die sie zur Ohnmacht verdammte. Und die Wirklichkeit verändert und entwickelt sich nur, der Fortschritt verwirklicht sich nur unter dem Impuls eines Prinzips oder einer Idee.

Die Alternative war trotz allem unvermeidlich. Mochte Stein immerhin in seiner Denkschrift an den Zaren die Versicherung gegeben haben, daß man die besetzten Gebiete nicht „jakobinisieren“ würde. — Deutschland konnte keinen Schritt zur Einheit, zur politischen Reorganisation tun, ohne die Staaten zweiten Ranges zu „jakobinisieren“.

In der Tat fühlten die deutschen Patrioten das wohl, und trotz allem würde die Neigung ihres Geistes, ihre Vorliebe für die historische Methode, ihr Respekt vor den Ueberlieferungen oder ihre konservativen Skrupeln sie nicht gehindert haben, energisch vorzugehen, wenn sie dazu imstande gewesen wären.

Man erinnere sich an den freien Ton, in dem sie das monarchische Recht behandelt hatten, als ihnen im Jahre 1811 die deutschen Monarchen die nationale

Sache zu verraten schienen. Und jetzt suchte Arndt, der sich doch darüber wunderte, daß man ihn für einen Jakobiner hielt, und nicht den Vorschlag machte, die kleinen und mittleren Herrschergewalten aufzuheben, in einer langen Auseinandersetzung ihnen die Existenzberechtigung abzusprechen. „Aber wer gibt euch das Recht, wenden viele ein, mit dem Degen oder mit der Feder so viele kleine Fürsten mit einem Male auszustreichen", schreibt er im „Geiste der Zeit"; „haben sie nicht dasselbe Recht des Daseins als Rußland, Oesterreich, England und andre Staaten? ... Aber damit der Einwurf und Vorwurf richtig beantwortet werde, müssen wir zuvor fragen: sind diese Fürsten noch wirklich herrschende und regierende Fürsten? bestehen sie überhaupt? und wodurch sind sie geworden, was sie sind?"

Und damit vertiefte er sich in eine historische Auseinandersetzung über den Ursprung der deutschen Hoheitsrechte, die ihn wieder bis zum 10. Jahrhundert zurückführte.

Etwas später, im Jahre 1814, kleidete Niebuhr in seiner berühmten Schrift „Ueber das Recht Preußens gegen den sächsischen Hof" den radikalsten und revolutionärsten Versuch, den König von Sachsen kraft des Rechtes des Eroberers aus seinen Staaten zu vertreiben, in die Form einer juristischen Auseinandersetzung ein.

*

Stein hatte nicht so recht die Zeit, sich diesen dialektischen Spielen hinzugeben, und wir wissen im übrigen, daß er theoretische Diskussionen nicht sehr liebte. Aber wenn er auch im Jahre 1813 sich gewiß wenig darum kümmerte, Thesen aufzubauen, um die Gewaltakte, die die deutsche Einheit hätte erfordern können, zu rechtfertigen, so kann man doch behaupten, daß er vor den Taten selbst nicht zurückscheute.

Deutschland stand ihm in der kraftlosen Vielfaltigkeit jener buntscheckigen, egoistischen, ohnmächtigen Kleinstaaten vor Augen, und die Schuld daran wälzte er mit einem völlig konkreten Haß auf jene kleinen Herrscher, die den Stolz des deutschen Volkes in das Dienstverhältnis des Rheinbundes beugten.

Wie herzhaft er sie haßte! Es war ein leidenschaftliches Gefühl, das ihn ergriff und seine geistigen Kräfte in Anspruch nahm.

Wir erinnern uns, daß er am Hofe von St. Petersburg vor der Kaiserin-Witwe, die die Schwester des Königs von Württemberg war, einen heftigen Ausfall gegen die deutschen Fürsten nicht zurückhalten konnte.

Im Jahre 1813 schrieb er mit der gleichen Rücksichtslosigkeit an die Prinzessin Amalie von Baden, die eine gute Deutsche, wiewohl wenig preußisch gesinnt war. Sie antwortete: „Sie haben mich an meinen Platz verwiesen, und ich bin Ihnen deshalb nicht gram; denn ich lasse mich gern zurechtweisen, wo ich vielleicht irren mag, zumal von jemandem, dessen Worten ich unbedingten Glauben schenke, wie den Ihrigen. Aber in der Entfernung, wo kein sanfter Ton der Stimme, kein freundliches Gesicht die etwas harten Worte mildern kann, fühlt man nur ihre Trockenheit und grämt sich wohl ein bißchen darüber ..."

Und selbst in weniger erregten Kreisen, in Wien, schrieb Friedrich von Schlegel an seinen Bruder:

„In einem schwedischen Bulletin stand neulich: Der Kampf für die Unabhängigkeit der Fürsten und die Freiheit von Deutschland. Besser hätte es geheißen für die Abhängigkeit der Fürsten und die Freiheit der deutschen Nation. Denn eben daß die Kanaillen so unabhängig waren, hat uns ja um die Freiheit gebracht, und dafür muß gesorgt werden, daß sie nicht wieder ungestraft solche Dummheiten und solchen Hochverrat begehen können."

Die deutschen Patrioten hält also kein Respekt vor dem historischen Recht der kleinen Fürsten zurück. Stein wird allerdings durch seine Geistesrichtung getrieben, in einer sehr weit zurückliegenden historischen Vergangenheit eine zweifelhafte Rechtfertigung für die politische Handlungsweise, die er befolgen möchte, zu suchen. Doch er befindet sich in radikalem Gegensatz zu dem faktischen Zustand, den die moderne Geschichte in Deutschland geschaffen hat, und kein Skrupel würde die Patrioten gehindert haben, auf revolutionärem Wege die anarchische Konstitution umzustürzen, die die Geschichte der deutschen Nation gegeben hatte. Die Wahrheit ist nur, daß diese Konstitution noch 1813 dauerhaft genug war, um ihren Angriffen zu widerstehen, und daß der faktische, historische Zustand für sie zu stark war.

Stein läßt sich durch seinen Respekt vor der historischen Kontinuität nicht hindern, für die radikale Umgestaltung des bestehenden Zustandes zu stimmen. Er ist vielmehr — und mit ihm alle Führer der patriotischen Partei, wie alle seine Zeitgenossen — in dem machtlosen Zustand eines Menschen, der nicht Herr über die tatsächlichen Verhältnisse ist.

Selbst Zeitgenossen wie Schön und Gneisenau haben Stein den Mangel an Bestimmtheit in seinen Ansichten, das Unbestimmte seiner Einheitsideen, das Hinundherschwanken seiner Pläne, die von der Einheit oder, wie er sagt, von der Monarchie zum Föderalismus, von Oesterreich zu Preußen, von dem einzigen Bund zum doppelten überspringen, vorgeworfen.

In der Tat suchte Stein durchzudringen, wo er konnte, und sich auf dem Umweg, der ihm am gangbarsten erschien, dem Ziele zu nähern.

*

Während dieser ganzen Zeit macht sich deutlich der Zwang bemerklich, den er erduldet. Seine Laune war nie rosig gewesen; doch damals war er besonders unnahbar.

Es war drauf und dran, mit Münster zu brechen, der ihn als russischen Minister behandelt hatte. Er setzte die verdächtigen Schützlinge Hardenbergs rücksichtslos vor die Tür. Er schäumte gegen die zweifelhaften oder lauen Patrioten. „Er hat eine Eselshaut," sagt er von einem von ihnen in einem Briefe an die Prinzessin Luise von Preußen, „woraus man Pergament machen könnte, sie färbt sich nicht. Es sind Elende, die man mit Verachtung und Schmach

bedecken muß. Ich bitte Sie um Verzeihung, von diesen Insekten zu Ihnen zu reden."

„Il paraît," schreibt der englische Agent Ompteda, „que Mr. de Stein est plus violent que jamais et que par cette raison plusieurs personnes redoutent de traiter avec lui d'affaires."

Niebuhr, der sechs Jahre vorher an Stein mit einer rückhaltlosen Bewunderung gehangen hatte, kann nicht mehr mit ihm verkehren: „Stein," schreibt er an die Prinzessin Luise im Juli 1813, nach dem Waffenstillstand, „sucht den Trübseligkeiten des gegenwärtigen Augenblicks zu entrinnen, indem er sich Ausbrüchen schlechter Laune und sogar der Wut gegen alle jene hingibt, die darunter leiden, wie er darunter leiden sollte. Es ist kaum noch eine Spur von den alten Beziehungen übrig, die mich einst mit ihm verbunden haben." [1])

Arndt, der intime Vertraute Steins, zeigt ihn uns voll Begeisterung im Handeln; doch er schildert in einem pittoresken Stil die Zornesausbrüche, die dem Zwange, den sich Stein auferlegte, das Gegengewicht hielten.

Das Geheimnis davon teilt er vermutlich in dem Bericht über eine Szene mit, die er in Steins Aufenthalt in Dresden vor der Schlacht von Großgörschen beisetzt.

Arndt und Steffens sind eines Tages nach dem Mittagessen bei Stein. Sie wagen sich vor ihm untereinander über die Schwäche und das Zögern der Politik der Verbündeten auszusprechen. Ach, wenn man doch die Hand auf dieses Sachsen zu legen wagte, dessen Hauptstadt die Verbündeten besetzt haben! 15000 oder 20000 junge, mit Gewalt ausgehobene und gut einexerzierte sächsische Soldaten — wären die nicht ebensoviel wert wie Pommern oder Mecklenburger?

Stein steht in heller Wut von seinem Stuhl auf, wie um die beiden Sprechenden zur Türe hinauszuwerfen.

„Sehen Sie, meine Herren," sagte er, „so klug wie Sie, bin ich auch, aber ich bin weder der Kaiser von Rußland, noch der König von Preußen."

„Ja," fügte Arndt hinzu, „was würde dieser mutigste, stahlfesteste aller Männer nicht getan haben, wenn er die letzten Spitzen der deutschen und europäischen Zügel in den Händen gehalten hätte! Es war dies gewiß eine der schwersten Zeiten für ein solches Herz."

Stein scheint während dieser ganzen Periode genötigt, jeden Tag Leidenschaften zu unterdrücken, die von äußerster Heftigkeit waren, mit dem ganzen Zorne eines tatkräftigen Mannes, der auf ein unüberwindliches Hindernis stößt.

In einem Milieu politischer Unfähigkeit, wo der Gedanke nicht zum Handeln trieb, wo das Nationalgefühl sich platonisch mit einem innerlichen, stummen

---

[1]) Dieser Brief Niebuhrs ist nur in der englischen Ausgabe seines Briefwechsels veröffentlicht worden; wir haben daher seinen deutschen Text nach der englischen Uebersetzung rekonstruieren müssen.

Protest begnügte, wo die Entwicklung des Gedankens in keiner Beziehung zu den Impulsen des Willens zu stehen schien — in diesem verderblichen Milieu hatte die kleine Gruppe von Patrioten es trotzdem fertig gebracht, ihre seit 1806 geheiligte Phalanx zu bilden und aufrechtzuerhalten. In diesen Kreis hatte sie ihren Inspirationen Eingang zu verschaffen versucht. Gegen diese träge Masse war sie seit sieben Jahren mit ihrer unzähmbaren Energie angerannt. Und das Hindernis war durch die Ereignisse von 1812 nicht beiseite gestoßen worden. Die Bahn war durch den Niedergang der napoleonischen Macht nicht frei geworden. Wir werden noch näher betrachten müssen, welche Wege einzuschlagen Stein und den Patrioten im Jahre 1813 beschieden war, und wie sie, von dem materiellen Befreiungswerk abgesehen, einen so vollkommenen Mißerfolg erlitten.

Prinzenerziehung.

Von

Generalmajor **Auspitz.**

Unzweifelhaft ist wie bei andern Menschen auch bei Prinzen — ich meine vorzüglich Erbprinzen — für die Ausgestaltung ihrer Individualität der Einfluß der ererbten Anlagen weitaus überwiegend. Sie kommen gleichsam mit elementarer Macht von innen heraus, und so vermag, was rein äußerlich ist, ihnen kaum standzuhalten. Sie resultieren aus der Erziehung vieler Ahnengenerationen und reichen weit hinaus über die sich verflüchtigenden Ergebnisse der Erziehung einer einzigen Generation. Im Zeitalter eines Darwin und Haeckel kann ein solcher Schluß wohl als unbestreitbar gelten.

Immerhin bleibt die Erziehung doch ein bedeutsamer Entwicklungsfaktor. Ist ihre radikale Einwirkung auch in Frage, so gibt sie doch jedenfalls Färbung und Modifizierung. Gewiß vermag, die Analogie herbeigezogen, auch die sorgsamste Kultur nicht etwa eine Frucht in eine andre zu verwandeln, aber eine Frucht zu veredeln, liegt sicherlich nicht außerhalb ihrer Gewalt. Ob nun weiters ihre Einwirkung größer oder kleiner zu ermessen sei — gleichviel: es ist die einzig mögliche Einwirkung allgemeinen Gepräges. Die Vergangenheit hat ihrer nicht entraten können, die Zukunft wird es ebensowenig. „Erzieht das Volk," war die erste Mahnung Penns an die Niederlassung, die er gründete; „erzieht das Volk" war das Vermächtnis Washingtons an die Nation, die er gerettet hatte.

Ist die Erziehung an sich von Bedeutung, so ist sie es um so mehr bei einem zur Erbfolge berufenen Prinzen. Dieser ist ja bestimmt, nach Erfordernis

entscheidend in die Geschicke des Volkes einzugreifen; ganze Generationen harren vielleicht seines Antriebes, ja, der geschichtliche Werdegang seines Vaterlandes trägt nicht selten den Stempel seiner Individualität. Und alles Gewordene — dies bedenke man — mußte eben erst werden.

Die Prinzenerziehung ist jedoch nicht nur überaus wichtig, sondern auch von geradezu greifbarer Schwierigkeit. Die zu lösende Aufgabe ist umfassend und verwickelt. Die ihr entgegentretenden Hindernisse sind beträchtlich. Für sie gibt es keine schablonenhafte Regel. Viel steht dabei auf dem Spiele. Sie legt eine erhebliche Verantwortung auf. Mißgriffe auf diesem Gebiete sind nicht leicht zu vermeiden und schwer gutzumachen. Es ist terra caliente, die man da betritt.

Aus den dargelegten Gründen ist die Wahl eines Prinzenerziehers eine reiflich zu überdenkende Angelegenheit. Keine Prüfung reicht da zu. Kein Befähigungsnachweis bietet volle Gewähr des Erfolges. Der gute Ruf allein genügt noch nicht. Auch Empfehlungen bester Art lassen noch immer dem Zweifel die Tür offen. Erwäge man nur nebst der Tragweite der Aufgabe die Qualitäten, die sie erheischt! Selbst die rückhaltlose Dahingabe an diese Mission, bei Ueberwindung jedes Anhauches von Selbstsucht, behebt noch nicht alle Bedenken. Liebevoll heißt es da in eine fremde Eigenart sich vertiefen. Zu durchdringendem Intellekt muß Willensstärke sich gesellen. Gelehrsamkeit allein macht noch bei weitem nicht den Erzieher aus; anderseits fühlt der mitten im Lebensgetriebe stehende öffentliche Mann sich selten berufen oder auch nur geneigt, das langwierige, das beschauliche Werk der Erziehung zu übernehmen, das zudem Entsagung nach jeder andern Seite bedingt. Der Erzieher wirkt auch mehr durch Beispiel als durch Doktrinen: so muß denn sein eigner Wandel vorwurfsfrei sein und die Gefahr ausgeschlossen, daß er die eignen Fehler, wenn auch wider seinen Willen, auf seinen Zögling verpflanze. Er darf wohl Vertrauen beanspruchen, er muß es jedoch auch verdienen.

Die Aufgabe des Prinzenerziehers erstreckt sich auf die leibliche, geistige und sittliche Entwicklung, namentlich jedoch auf die Charakterbildung. Diese gibt den Grundton an. Die Harmonie zwischen den verschiedenen Seiten der Ausbildung will sorgsam gewahrt werden. Jede Uebertreibung in der einen Richtung gefährdet den Gesamterfolg. Betreffs der leiblichen und geistigen Entwicklung wird übrigens durch die Beanlagung des Zöglings die unüberschreitbare Grenze gezogen.

Betreffs der Charakterbildung allerdings kann man die Postulate nicht zu hoch stellen. Um sachgemäß verfahren zu können, heißt es zunächst die Eigenart des Zöglings vom Grunde aus bloßlegen. Die Traditionen seines Hauses, dessen historisch beglaubigte Vorzüge und Mängel geben da schon einen Fingerzeig. Nicht selten widerstrebt schon bei dieser Art von Enquete der Zögling selbst. Er will — es ist dies ja Menschenart — besser scheinen, als er wirklich ist. Schmeichelei hat ihn vielleicht schon verwöhnt. Man muß aber darauf bestehen, die Eigenart des Schülers rasch und sicher zutage zu fördern.

Vorsicht im Vertrauen ist von allem Beginne an nötig, freilich noch nötiger Vorsicht im Mißtrauen. Der Umgang des Zöglings, den man ja nicht von der Welt abschließen darf, ist vernünftig zu regeln; dies reicht hinauf bis an seine ebenbürtigen Gespielen und hinab bis an die Lakaien, die ihn bedienen. Von Gebärdespähern und Geschichtenträgern ist er jedenfalls fernzuhalten. Schon bei dem definitiven Antritte seines Amtes soll der Erzieher ja nicht die bedenklichen Worte hören: Berücksichtigen Sie die fürstliche Abkunft Ihres Zöglings; die Weisung an ihn soll vielmehr schlicht und aufrichtig dahin lauten, daß er vorzugehen habe, wie man auch sonst bei sorgfältiger Erziehung vorzugehen pflegt, und nur etwa die Anforderungen adäquat den künftigen Berufspflichten zu steigern seien. An unberufenen Ratgebern wird es dem Erzieher gewiß auch nicht fehlen; eben bei dem Erziehungswerke jedoch gilt der treffende Ausspruch: „Jeder weiß, wie man es machen soll, doch keiner kann es machen."

Die Methode nun, die der Erzieher seiner Einsicht gemäß einschlägt, ist von maßgebender Bedeutung. Sie muß von Kraft zeugen und darf doch nur leise, kaum merklich sich bekunden. Auch des Guten soll man nicht zu viel tun, nicht plötzlich und unvorbereitet mit Neuerungen kommen. Man muß vielmehr das Gesetz des „Nacheinander" in Wirksamkeit bringen, der reifenden Zeit überlassen, was ihr gehört. Es darf dem Erzieher an Geduld und Behutsamkeit nicht mangeln. Er soll sich in den Mitteln nicht vergreifen. Er soll das Ziel nicht überschießen. Sein Verfahren geht da und dort vielleicht in die Irre; dies darf ihn nicht kleinlaut und verzagt machen. Denn im mühsamen Werke der Erziehung täuscht und trügt oft das beste System; was hundertmal sich bewährt, versagt, und doch dürfen Selbstbewußtsein und Vertrauen der Uebergeordneten nicht schwinden — sie, die Säulen aller Autorität.

Die Behandlung des fürstlichen Zöglings soll nicht rüd und abstoßend sein, vielmehr ihn, natürlich ohne Preisgabe der Sache, seinem Erzieher nähern. Dessen Warnungen sollen sich stets bewähren, seine Mahnungen nie obsolet, mithin bis zum Ueberdrusse lästig werden. Strafen dürfen nur den übeln Willen, sofern er erwiesen ist, treffen und sollen sich gleichsam als natürliche Reaktion des begangenen Fehlers von selbst ergeben. Sie dürfen nicht ohne Not und im Uebermaße verhängt, aber auch nicht leichthin, etwa einer Fürsprache zuliebe, nachgesehen werden. Körperliche Züchtigung ist, trotz aller zustimmenden Bibelsprüche, als das Ehrgefühl ertötend, gänzlich auszuschließen. „Wen das Wort nicht schlägt," sagt schon Sokrates, „den schlägt auch der Stock nicht," und Montaigne hat von der Rute keine andre Wirkung beobachtet, „als daß sie die Seelen schlaff und feig oder heimtückisch und starrsüchtig machte." Der Eigenart soll überhaupt die Erziehung nicht allzu nahe treten! „Kräftigen und Kraft lassen" bezeichnet J. Paul als das erste und letzte Erziehwort. Dann wird sie auch nicht, wie Lichtenberg es besorgt, „nur Zwergobst liefern". Von der Erweckung der Reue nach begangener Schuld ist übrigens nicht viel zu halten; sie ist zumeist lediglich Furcht vor den Folgen übeln Verhaltens; „sie möchte sich wohl auch gar peitschen, wenn es nur nicht so wehe täte."

Jede Prinzenerziehung muß schon vom Standpunkte der Utilität, jedoch nicht nur von diesem Standpunkte aus wahrhaft religiös sein und bleiben. Wenn es keinen Gott gäbe, hat ein Revolutionär gesagt, müßte man einen erfinden. Für den Fürsten ist nichts abträglicher, als über sich gar keine Autorität anzuerkennen — dies führt in gerader Linie zum Größenwahn. „Von den Göttern," singt schon Pindar, „hebt jeder Aufschwung sterblicher Tugenden an, alle Weisheit, mächtiger Arm oder wen Wohlrede verherrlicht." Wie der Unglaube ist jedoch auch der Aberglaube zu verabscheuen. Dogmatische Interessen dürfen nicht einseitig gepflegt werden. Der Geist religiöser Unduldsamkeit und Verfolgung soll dem Throne nicht nahen. Werde jeder, wie schon Friedrich der Große es aussprach, nach seiner Fasson selig!

Vaterlandsliebe wie Fürstentreue müssen in der Erziehung einen weiten Raum beanspruchen. Ein Prinz verteidigt ja in der allgemeinen Sache die eigne. Er darf sich von seiner Nation niemals trennen. Die Rechte des Monarchen sind geheiligte Rechte. Die Ehre des Königs ist die Ehre des Volkes. Macchiavellistische Grundsätze der Regierungskunst in ihrer Härte und Gewissenlosigkeit sind nicht mehr die leitenden Axiome unsrer Zeiten. „Und wie schwer ruht überdem das Haupt, das eine Krone trägt!"

Ein Fürstensohn muß mehr seine Pflichten vor Augen haben als seine Rechte. Ja, die Pflicht bildet für ihn den kategorischen Imperativ. Sie ist es, die ihn über alle gemeinen Beweggründe und niedrigen Leidenschaften hinweghebt, ihm in kritischen Lagen Stärke und Zuversicht erteilt. Es ist ein guter Rat, wenn man empfiehlt, die schwerste Pflicht auch als die heiligste Pflicht anzusehen. Das Testament des unvergeßlichen Kaisers Joseph II. lautete: „Meine Seele gehört dem Schöpfer; an meinem Körper ist nichts gelegen; als ein Diener des Staates habe ich gelebt und für ihn gewacht."

Ein Prinz muß sich gewöhnen, sein Wohl in dem Wohle andrer zu finden. In ihrem Wohle allerdings, das sie selbst ja mitunter gar nicht würdigen, und nicht in ihrem vorübergehenden Wohlbehagen. Keinen Stand darf ein Fürstensohn gering halten, wenn er auch natürlich die Berufsklassen am meisten schätzt, die dem Staate direkt und in höchster Opferwilligkeit dienen. „Der Thron der Könige ist ja das Obdach der Verlassenen." Friedrich II. äußerte sich als Kronprinz folgendermaßen: „Quand je viendrais un jour au trône, je serais un vrai roi des gueux." Man soll einen Prinzen belehren, daß es dem Fürsten nach dem Beifalle und der Zustimmung der gedankenlosen Menge nicht allzu sehr gelüsten dürfe. Popularität ist in der Tat eine flüchtige und rasch wechselnde Erscheinung, die um irgend einen Preis zu erkaufen kaum der Mühe lohnt.

Ein Prinz soll sich, sobald er zur praktischen Tätigkeit übergeht, vornehmlich den Staatsgeschäften widmen, den politischen und militärischen; aber auch die Finanzen, „der Nerv des Staates", haben Anspruch auf Beachtung. Wirtschaftliche Fragen überhaupt müssen bei ihm Verständnis finden. Die Gerechtigkeitspflege zudem berührt den künftigen Landesherrn schon

kraft des mit ihr in Konnex stehenden so kostbaren Gnadenrechts auf das innigste. Auch Kunst und Wissenschaft fordern, allerdings ohne aufdringlichen Eingriff, sorgsame Würdigung. Nie darf vergessen werden, was schon Wallenstein betonte, die Armee sei das kostbarste Juwel der Krone.

Ein Prinz muß sich stetig dessen bewußt sein, daß der Fürst seiner Zeit Genüge zu tun habe; er darf nicht hinter ihren gerechten Postulaten zurückbleiben, noch ihr in atemlosem Laufe voraneilen. Er soll den einen Fuß auf dem Boden haben, während der andre ausschreitet. Er soll immer Maß halten, immer Mäßigung zeigen. Die schöne Sentenz Macaulays klinge ihm stets vor den Ohren, daß eine liberale Regierung ein konservatives Volk macht.

Des Fürsten größte Tugend nennt Martial die Kunde der Seinen. Nur so lassen sich die persönlichen Verhältnisse im Einklange mit den staatlichen Bedürfnissen vernünftig und gerecht regeln. Jene Kunde ist jedoch nicht leicht zu erwerben, denn vor dem Fürsten und seinem Nachfolger pflegen sich Streber jeder Art in rosigstem Lichte zu zeigen; hinter ihnen allerdings verglimmt es nur allzu rasch. Auch spielen hier üble Nachrede, Verleumdung, Doppelzüngigkeit mit.

Die Gesinnung seines Zöglings ist es, die der Erzieher unablässig zu pflegen hat. Durch den ernsten Gang der Wissenschaft überhaupt, das Studium der Geschichte insbesondere, kann er sie entwickeln. Unter den Tugenden, die er zu kultivieren hat, nimmt Energie den ersten Platz ein; eine gewisse Elastizität des Geistes ist mit ihr immerhin vereinbar. Auch Geduld will anerzogen sein; sie leitet zur Beharrlichkeit. Wahrer Stolz, von Eitelkeit sehr verschieden und weit entfernt von jedem Hochmute, steht einem Fürstensohn gut an. Zorn, Neid, Schadenfreude liegen tief unter dem Niveau seiner Würde. Ein glänzender fürstlicher Schmuck ist Wahrheitsliebe und Wahrheitsdrang; „Lügen ist nur für Knechte", sagt Montaigne. Ebensowenig ziemt ihm Arglist und Heuchelei. Nur lautere Ehre rechtfertigt den Ehrgeiz. Der Erzieher mache aus seinem Zöglinge einen ganzen und vollen Menschen. So sehr er auch Gehorsam fordern muß, leite er sich aus dem Zutrauen oder aus dem Zwange ab, entfalte er in freier Regung die Kräfte bis zur Selbständigkeit und zum unbeeinflußten Entschlusse.

Der Erzieher darf die Ueberbürdung seines Zöglings mit den Studien nicht dulden. Es handelt sich ja bei dem Unterrichte weniger um den reichen Stoff, als um dessen Beherrschung durch die Kraft. Dem Wissen soll man seine verlockendste Seite abgewinnen. Auch Spiele haben ihren Anwert. Reisen bieten großen Vorteil. Der Umgang mit strebsamen, guten, bedeutenden Menschen regt an. Leiden mit gesammelter Seele ertragen zu können, ist ein Wahrzeichen gefesteten Sinnes — im Leben bleiben sie ja für niemanden aus. Nur sollen sie, wie Bahel meint, „läutern, sonst habe man gar nichts von ihnen". Uebrigens bedenke der Erzieher, „daß zu vollenden nicht die Sache des Schülers, es vielmehr genug sei, wenn er sich übe". Bei einer Erziehung solcher Art wird der Prinz, wenn er einst auf den Thron

gelangt, der schönen Forderung entsprechen, „Größe in Ruhe darzustellen“.

Und nun zur historischen Entwicklung der Frage!

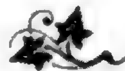
Schon in antiker Zeit wußte man die Tragweite der Erziehung, somit auch der Wahl des Erziehers bei den dereinst zur Herrschaft Berufenen sattsam zu würdigen. Philipp von Makedonien soll es als ein größeres Glück bezeichnet haben, daß sein Sohn und Erbe Alexander zu Aristoteles' Zeiten, als daß er überhaupt zur Welt gekommen sei. Der große Stagirite, „il maëstro di calore chi sanno,“ verstand es in der Tat, seinem hochbegabten und von brennendem Ehrgeize durchglühten Zöglinge die höchsten Attribute des Herrscherberufes einzuimpfen: Gedanken, dem Ideale zugewandt, nie versagende Tatkraft, hoheitsvolle Haltung, glühenden Sinn für kulturellen Fortschritt. So trat denn auch der Makedonierfürst, den man in Hellas für einen Barbaren ansah, an die Spitze der den Orient bekriegenden Hellenen. Alexander aber, der als sein Vorbild den Homerischen Achilleus bezeichnete, den Helden, in vollster Jugendblüte dahingerafft, äußerte sich dahin, seinem Vater verdanke er das Leben, seinem Erzieher Aristoteles jedoch, daß er würdig lebe. So befahl er denn auch bei der Zerstörung Thebens, das Geburtshaus Pindars zu schonen, und in seinem regen Dankgefühle mittelte er der Bibliothek seines Lehrers die wissenschaftlichen Schätze des Orientes zu und stützte derart die Axiome, die als verständige Nützlichkeitslehre noch heute die Grundlage unsers positiven Wissens bilden. — Bewundert ward von den Römern die Sorgfalt, mit der Kornelia, die Mutter der Gracchen, ihre Söhne — sie nannte sie ihre echten Kleinodien — erzog. Obgleich diese den Optimatengeschlechtern der Sempronier und Scipionen entstammten, bekundeten sie einen Geist der Humanität, ja suchten ihn als wahre Blutzeugen in die Tat umzusetzen, den man vor dem Auftreten Buddhas und des göttlichen Erlösers vergeblich in der Weltgeschichte wahrzunehmen vermöchte. Man entnimmt dies beispielsweise einer Rede des Tiberius Gracchus an die Plebejer, die nach Plutarch wie folgt lautete: „Die wilden Tiere Italiens haben ihre Höhlen und ein Lager, auf dem sie ruhen; die Männer aber, die für Italiens Herrschaft auf Tod und Leben kämpfen, besitzen nur den Genuß der Luft und des Tageslichts, das man ihnen nicht zu rauben vermag. Ohne Hütte, ohne Obdach irren sie mit Weib und Kind im Lande herum. Es ist ein Hohn, wenn die Feldherren in der Schlacht sie auffordern, für ihre Hausgötter und die Gräber der Väter zu kämpfen; denn unter allen ist kaum ein einziger, der eine Grabstätte der Seinen und einen eignen Hausaltar besitzt. Sie haben die Welt besiegt und werden Herren derselben genannt, ihnen selbst gehört aber nicht die geringste Scholle Land.“ — Minder glücklich wohl ist die Erziehung Neros durch den Stoiker Seneka zu heißen. Das wilde Blut der Julier und Agrippinen schlug bei ihm durch; er lebte und starb in Unehren, als das wahre Prototyp des Cäsarenwahnwitzes. — Auch der gestrenge Vespasian wußte nur die Erziehung seines älteren Sohnes Titus, ungeachtet der Zerstörung Jerusalems

„gaudium et deliciae generis humani“, in die richtigen Bahnen zu lenken; bei dem jüngeren Sohne Domitian schlug sie gänzlich fehl.

Im Mittelalter sowie unmittelbar nach der Reformation lag die Erziehung der Mächtigen dieser Erde begreiflicherweise in den Händen der allgewaltigen Klerisei. Der deutsche Kaiser Heinrich IV. ward von Anno, dem Erzbischofe von Köln, erzogen; gleichwohl blieb ihm der demütigende Kanossagang nicht erspart. Bei Karl V. verrichtete nebst Wilhelm von Croy der Mönch Florisżoon — später Papst Hadrian VI. — das Werk der Erziehung. Ferdinand der Andere ward mit dem Kurfürsten Max von Bayern zusammen bei den Jesuiten in Ingolstadt erzogen; die Früchte dessen zeigten sich in seinem ganzen schwerbewegten Lebensgange.

Seither begann man der Prinzenerziehung erhöhte Sorgfalt zuzuwenden. Louis' XV. Erzieher war der Bischof Fénelon, dessen Freisinn durch die Kirche selbst empfindlich gedämpft worden ist: laudabiliter se subjecit. Kaiser Joseph I. hatte in dem Fürsten Salm einen vorurteilslosen Erzieher, bei Kaiser Joseph II. verrichteten dieses dornige Amt gemeinsam Fürst Batthyany und Bartenstein. Der Erzieher Alexanders I von Rußland war der Schweizer Laharpe. In Preußen fungierten bei Friedrich I. Schwerin und Danckelmann; bei Friedrich Wilhelm I. versagte infolge seiner Heftigkeit die Erziehung gänzlich; bei Friedrich II. schloß man eine literarische Erziehung, die ganz nach dessen Sinn gewesen wäre, geradezu aus, während er, nachher der Kriegsgott Preußens, militärischen Paradeexerzitien keinen Geschmack abgewann. Die Erziehung Friedrich Wilhelms III., den jede Tugend des Privatmannes schmückte, galt als überaus pedantisch. Friedrich Wilhelm IV. hatte einen ganzen Stab von Erziehern: Delbrück, Ancillon, Knesebeck, Niebuhr. Der Erzieher Friedrichs III. war Curtius. Die preußischen Prinzen besuchten seit dem Großen Kurfürsten, der in Leyden studiert hat, Universitäten und traten dadurch in enge Berührung mit den gebildeten Volksklassen. Von den neuesten Erziehungsresultaten schweigen wir aus Gründen des Taktes.

Die wahre Erziehung der Fürstensöhne besorgt indes das Leben selbst. Die Lektionen der Erfahrung sind oft teuer, ihre Eindrücke jedoch tief und nachhaltig. Und erfahren hat man ja nach einer geistreichen Sentenz nur das, was man erfahren zu haben nicht wünscht. Möge die Bitterkeit solcher Erfahrungen den Fürstensöhnen erspart bleiben, denn unter deren Leiden bluten auch die Völker.



Ueber Kreichgauers Werk „Die Aequatorfrage in der Geologie".[1]

Von

Dr. v. Neumayer,

Wirkl. Geh. Rat und früherer Direktor der Deutschen Seewarte.

Auf den ersten Blick scheint es kaum wahrscheinlich, daß das Thema, das ich mir heute zur Besprechung gewählt habe, eine besondere Beziehung zur Kolonialfrage und zu Kolonialbestrebungen haben könnte. Auch ist der Gegenstand, so wie er in der Ankündigung steht, augenscheinlich für ein größeres Publikum, wie immer gebildet es auch sein mag, nur schwer verständlich, und es konnten auch deshalb Bedenken gegen seine Wahl gerechtfertigt erscheinen. Was nun den ersten Punkt anlangt, so glaube ich Ihnen zeigen zu können, daß eine Beziehung besteht, die aber allerdings, jedenfalls zunächst nicht auf die Förderung der praktischen Verhältnisse hinausläuft, aber indem sie die ideale, die wissenschaftliche Seite berührt, schließlich auch das Verständnis für koloniale Fragen und Bedürfnisse erweitert. Hinsichtlich des zweiten Punktes soll es in der Behandlung des Gegenstandes mein Bestreben sein, die unmittelbaren und unverkennbaren Schwierigkeiten, die sich dabei in den Weg stellen, tunlichst dadurch zu meiden, daß ich nicht allzu sehr in die wissenschaftlichen Einzelheiten des Gegenstandes eingehe und nur darauf Bedacht nehme, die Bedeutung der durch das Werk Kreichgauers angeregten und, wie ich glaube annehmen zu können, mit Glück behandelten Materie hervorzuheben und dabei jede weitläufige Erörterung tunlichst zu vermeiden.

Zunächst möchte ich nur allgemein zum Verständnis der Sache erklären, daß es sich darum handelt, die seit Jahrhunderten erkannte Tatsache, daß zuzeiten unser Erdball eine wesentlich andre Gestaltung der klimatischen Verhältnisse gekannt haben muß, der Erklärung näherzubringen. Wenn man im hohen Norden jetzt Tiere und Pflanzen findet,[2]) die nur in mildern Klimaten überhaupt die Bedingungen des Lebens und Gedeihens finden konnten, so mußte man schon sehr frühe auf den Gedanken gebracht werden, daß Veränderungen in unserm Erdball und um ihn vorgegangen sein müßten und mit dem angeborenen Forschungsgeist der Menschheit beschäftigte man sich schon von Beginn an damit, die Gründe, die Ursachen dieser Veränderungen aufzufinden, ein Unternehmen, das, wie wir gleich sehen werden, nicht ohne gründliche Vorbereitung mit Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden konnte. Der Forschungsdrang eilte der Zeit weit voraus, indem die Wissenschaft lange nicht in dem Grade vorbereitet gewesen ist, um die Hilfsmittel

[1]) Vortrag von Dr. v. Neumayer in der Deutschen Kolonialgesellschaft Abteilung Frankfurt a. M. am 5. November 1903.

[2]) Nach den Ergebnissen der neuesten englischen Südpolar-Expedition sind auch unter dem 78° südl. Br. fossile Reste — an Dykotylen Pflanzen entdeckt worden.

zu einer so schwierigen Frage bieten zu können. Die mußten erst durch die Arbeit von Jahrhunderten geschaffen werden, und ohne diese Hilfsmittel mußten auch in dieser uns heute beschäftigenden Frage Hypothesen, einigermaßen gut begründete oder auch jeder festen Grundlage entbehrende, an die Stelle exakten Wissens treten. Aber wir begegnen bei dem Ueberblicken der zahlreichen Hypothesen hochgeachteten Männern der Wissenschaft, führenden Geistern in der Zeit, in der sie lebten, und die Argumente für die eine oder die andre der Hypothesen erfordern unsre intensivste Beachtung und Prüfung. Sind es doch die höchsten Leistungen und Sätze exakter Wissenschaft, die in den Streit hereingezogen wurden. Und dies nicht nur in der vergangenen Zeit, nein, bis in die jüngste Gegenwart dauert der Kampf fort, der in unsrer Zeit mit den schärfsten Waffen der Wissenschaft geführt wird, die heute ganz andre sind, als vor 50 oder 60 Jahren, geschweige denn, wie jene der vorangegangenen Jahrhunderte. Wenn die Frage, die ich mir heute vor Sie zu bringen erlaube, erörtert werden soll, so haben wir uns in erster Linie mit dem Alter unsers Planeten, über die Weise, wie wir uns seine Entstehung zu denken haben, zu befassen. Das bedingt aber einen Umfang physikalischer Kenntnisse, wie er doch wohl nur erkorenen Fachleuten zu Gebote steht. Wer dem Gang der physikalischen Wissenschaft in ihrer Anwendung auf diese Fragen einigermaßen folgte, der wird wohl mit hohem Interesse von der Ansprache in einem wissenschaftlichen Kreise des Lord Kelvin, oder wie er uns als Physiker von ehedem am bekanntesten ist, des Sir William Thomson, eines der ersten Gelehrten auf diesem Gebiete nicht bloß in unsrer Zeit, sondern überhaupt seit diese Wissenschaften gepflegt werden, Kenntnis genommen haben. Diese Ansprache behandelt das Alter unsrer Erde, natürlich in dem Sinne der Epoche, ehe die Erde für Organismen geeignet war. Die Frage über die Zeit des Auftretens von Organismen ist Gegenstand der paläontologischen Forschung und gehört in das Gebiet der Geologie. Das Auftreten des Menschen in den geologischen Epochen ist noch in völliges Dunkel gehüllt, wie der bei Gelegenheit des Anthropologen-Kongresses, der im August dieses Jahrs in unsrer Nachbarstadt Worms entbrannte Kampf zur Genüge bewiesen hat. Das Alter der Erde in diesem Sinn, also unabhängig von dem Auftreten der organischen Welt, fällt in eine Zeit zurück, für die wir kein Ermessen haben. Die verschiedenen Berechnungen an der Hand physikalischer Tatsachen weichen sehr voneinander ab, und nach den Ansichten der ersten Gelehrten unsrer Zeit wird die Periode der Entstehung unsers Planetensystems auf zwischen zwanzig Millionen und vierzig Millionen Jahre geschätzt. Die erwähnte Ansprache von Lord Kelvin nimmt die gegebenen enormen Zeiträume als ziemlich erwiesen an und verbreitet sich über die rechnerische Grundlage, worauf diese Angabe beruht. Darauf einzugehen, kann ich heute nicht wagen; es sei nur erwähnt, daß diese Grundlage, in ihrer Anwendung auf die hier zu erörternde Frage, auf lebhaften Widerspruch von kompetenter Seite stößt. Nicht als ob er die Zeitdauer, die unser Planet bereits im Weltall als Individuum besteht, wesentlich einschränken möchte, wurde von Professor Chamberlin, einem hervorragenden amerikanischen Gelehrten, mit Aufwand aller geologischen

Kenntnisse unter Zuhilfenahme der mathematischen Physik gegen die Grundlagen, die Basis der Berechnung Einwände erhoben. Außer dieser Erwiderung hat Professor Chamberlin eine Reihe von einem hervorragenden wissenschaftlichen Geiste getragene Abhandlungen über den sehr nahe verwandten Forschungskreis, der uns heute beschäftigt, seit 1897 geschrieben.[1]) Nahe verwandt mit der Frage über das Alter der Erde ist die ihrer Entwicklung und Entstehung. Jedem, der einigermaßen vertraut mit dem Gegenstande, ist die von Kant und Laplace aufgestellte Hypothese über die Entstehung des Planetensystems der Sonne, insonderheit unsrer Erde bekannt. Auch die experimentelle Nachahmung des Vorgangs der Entwicklung der sphärischen Gestalt der Erde und andrer Planeten aus einem chaotischen Nebel durch eine in Rotation versetzte Mischung von Alkohol und Wasser, worin ein Tropfen Oel schwimmt, dürften aus den Lehrbüchern der Physik den meisten bekannt sein. Aber, wo sind sie hin, die, fast möchte man sagen, naiven Anschauungen dieser Frage, als einer der größten Naturphilosophen aller Zeiten, Kant, und Laplace, der Begründer der Mechanik des Himmels, ihre geistreichen Ideen über die Entstehung des Weltalls verkündeten!? Damals gab es noch kein Gesetz der Erhaltung der Kraft, keine Spektralanalyse, die uns die Eigenschaften der Bestandteile der Himmelskörper enthüllte, und ein genialer Denker, wie J. Clerk Maxwell, der Begründer der Theorie der elektrischen Erscheinungen, hatte noch nicht die Reibung der kollidierenden Moleküle, Atome, der Nebelmassen, aus denen sich die Welten bilden sollten, zur Ableitung der Wärmeentwicklung in einen sich bildenden Weltkörper herangezogen. Nachdem diese für die heutige Naturauffassung bahnbrechenden Ideen zur Geltung gelangten, da konnte es keine durch die Phantasie allein erklärte Auffassung dieser Vorgänge im Weltall mehr geben. Nun herrscht mit Recht auf Grundlage der Errungenschaften in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Rechnung und die auf ihr beruhende Beobachtung. Im Lichte dieser stürzten Gebäude der Hypothesen auf Hypothesen zusammen, und mancher bedeutende Denker mag mit Wehmut den stürzenden Trümmern nachgeschaut haben. Aber hier gibt es kein Jammern über verschwundene Ideale, vorwärts müssen wir unter der Beleuchtung der Fortschritte der Wissenschaft!

Ich darf nicht eingehen auf die Frage der Entstehung des Planetensystems der ja auch der große Helmholtz in seinen Vorträgen ein Blatt gewidmet hat, das allerdings spätere Ausgaben seiner berühmten Vorträge nicht mehr enthalten, vielleicht weil er unterdessen erkannt hatte, daß die geistvollen Ideen der Kant-Laplaceschen Entstehung der Erde, die er zum Teil vertreten, nicht recht

---

[1]) Lord Kelvin's Address on the age of the Earth as an abode fitted for Life, June 30. 1899.

A Group of Hypotheses Bearing on Climatic change 1897.

A Systematic Source of evolution of Provincial Turns and the influence of great epochs of Limestone Formation upon the constitution of the atmosphere 1898.

An attempt to frame, a working Hypothese of Glacial periods on an atmospheric Basis 1900. Alle diese Abhandlungen erschienen in Chicago und fanden in wissenschaftlichen Kreisen eine eingehende Beachtung und Prüfung.

vereinbar sind mit den soeben kurz berührten Errungenschaften exakter Forschung. Selbst Lord Kelvin wendet sich von dieser ursprünglichen Auffassung über Entstehung des Universums ab und meint, daß unsre Erde, um bei ihr zu bleiben, dadurch entstanden ist, daß sie zahllose Meteore und Meteorchen, die den Raum durchschwirren, in sich aufnahm, ja von diesen kometenartigen Weltkörpern unablässig bombardiert wurde. Andre teilen diese Ansicht, sind nur andrer Meinung darüber, ob diese, teilweise selbst in der Entwicklung begriffen, mit großer Geschwindigkeit oder mit sehr verminderter Fahrt in das in einer früheren Zeit in der Bildung begriffene Erdindividuum hineinfuhren. Hierüber und über gar manche andre Frage hat lediglich die Rechnung zu entscheiden, nachdem wir einmal diese Grundlage errungen haben. Jedenfalls kann die Kant-Laplacesche Auffassung nach dem heutigen Standpunkt und auch mit Bezug auf die Frage, die ich zu erörtern habe, wohl nicht mehr aufrechterhalten werden.

Eine mit der Entstehungsgeschichte unsrer Erde ganz nahe verwandte Frage ist die Beschaffenheit des Erdinnern. Daß unsre Erde ursprünglich eine flüssige Natur hatte, kann wohl aus der Gestalt des Rotationsellipsoids als wahrscheinlich angesehen werden. Auch darf man annehmen, daß durch Abkühlung der an und für sich hohen Temperatur jener Massen sich eine Rinde, eine Kruste absonderte, die in gewissem Sinn von dem Kern, dem Erdinnern, unabhängig sich entwickelt und, wie man zeigen zu können hofft, auch unabhängig sich bewegt hat. Die Kruste der Erde, auf der wir leben, kennen wir ziemlich, sie ist der geologischen, paläontologischen und thermischen Untersuchung zugänglich. Aber das eigentliche Erdinnere, der Kern unsers Planeten, wie steht es damit? Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts neigte man sich der Ansicht zu, daß das Erdinnere feuerflüssig sei. Unter der Autorität bedeutender Geologen, Geographen und Geophysiker galt dies ziemlich als feststehend. In seiner „Aus der Urzeit“ sagt Zittel noch:[1]) Denken wir uns den heißflüssigen, von einer Atmosphäre umgebenen Feuerball unsrer Erde im riesigen Himmelsraum, dessen Temperatur nach der Annahme der Astronomen — 50 bis — 100° C. betragen soll, mit einer Geschwindigkeit von 30000 Meter per Sekunde dahineilen, so mußte ein Zeitpunkt eintreten, wo die einzelnen Stoffe und Verbindungen nach Maßgabe ihres Schmelzpunktes zu erstarren beginnen. Es mußte sich allmählich eine Kruste bilden, in der die Substanzen nach ihrer Schwere und Schmelzgraden geschichtet waren. Mit der Erstarrung war aber notwendig eine Zusammenziehung verbunden, und dadurch wurde das Gleichgewicht zwischen dem flüssigen Kern und der erstarrten Hülle zerstört. Wie kam es nun zu dem Umschlagen in der Ansicht, daß das Erdinnere völlig starr sei? Hören wir darüber den Autor des Werkes, von dem wir zu sprechen haben. „Da man von der früher allgemein verbreiteten Ansicht, das Erdinnere sei flüssig, in der zweiten Hälfte des vorigen (19.) Jahrhunderts nach und nach abgekommen war, so mußte zuerst, um die

---

[1]) Aus der Urzeit, II. Auflage, S. 9.

Möglichkeit einer Verschiebung der Erdrinde (die den Kern unsrer Besprechung bildet) nachzuweisen, eine Prüfung der Gründe vorgenommen werden, die jene Aenderung der Vorstellungen herbeigeführt hatte. Als Hauptgrund war nun aber zuerst von englischen (Hopkins) und amerikanischen Physikern angegeben worden, daß alle Gesteine unter höherem Drucke auch einen höheren Schmelzpunkt besäßen, und daß dadurch die verflüssigende Wirkung der mit der Tiefe steigenden Temperatur kompensiert werde. Wenn man das erstere auch zugeben würde, so könnte man doch die von jenen Physikern daraus gezogene Folgerung durch wichtige Gründe entkräften. Erstens deuten die meisten Versuche nur eine geringfügige Steigerung des Schmelzpunkts der Gesteine mit dem Drucke an. Dann ist bisher noch keine Ausnahme von dem Gesetz der kritischen Temperatur konstatiert worden, nach der es für jeden Körper eine bestimmte Temperatur gibt, oberhalb der er durch keinen Druck aus dem gasförmigen in den flüssigen Zustand überführt werden kann, viel weniger in den festen.“ Es geht nun aus den Untersuchungen über die Dichte der verschiedenen Bestandteile hervor, daß der Erdkern, wie es auch die spezifische Schwere der Metalle erheischt, wesentlich aus Metallen und wohl aus Eisen besteht. „Außerdem ist aber,“ um in der obigen Erörterung weiter zu fahren, auch aus Versuchen sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß Eisen und die Metalle überhaupt unter Druck nicht schwerer, sondern leichter schmelzen, ähnlich wie das Eis.“ Diese und noch andre wichtige Erwägungen drängen zur Annahme, beziehungsweise zur Zurückkehr der Annahme von dem flüssigen Zustande des Erdinnern. Andre Gelehrte, wie Professor Günther, der Geophysiker, nehmen an, daß im Erdinnern alle möglichen Aggregatsformen und Zustände zwischen nahezu totaler Starrheit und absoluter Dissoziation (Zustand des einatomischen Gases) vorhanden seien. Wie dem auch sein mag, so scheint der Annahme nichts entgegenzustehen, daß unterhalb der Erdkruste ein allmählicher, durch ein Magma (knetbare, teigartige Masse) vermittelter Uebergang zur größeren Flüssigkeit des Erdinnern herbeigeführt werde. Hier kommt vor allem die größere Dichte und das spezifische Gewicht der Materie, aus der die Schichten bestehen, in Erwägung.

Vor dem Erscheinen des Werkes von Kreichgauer hat Professor Dr. Wiechert an der Geophysikalen Warte in Göttingen eine höchst beachtenswerte Abhandlung veröffentlicht: „Ueber die Massenverteilung im Innern der Erde“,[1]) der wir die folgenden, unsre Fragen betreffenden Daten entnehmen: Als Ergebnis dieser (Dr. Wiechertschen) Zusammenstellung folgt die Vorstellung, daß die Erde aus einem Eisenkern von etwa 10 Millionen Meter Durchmesser besteht, den ein Steinmantel von etwa $1^1/_2$ Millionen Meter Dicke umgibt. Der Mantel beansprucht etwa $^1/_5$ des Erdradius, dem Volumen nach kommt er dem Kern etwa gleich, der Masse nach steht er weit zurück, denn hier ist das Verhältnis nur 2 : 5. Wichtig sind die Dichtenunterschiede in der Erde, welche durch Material-

---

1) Aus den Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1897, Heft 3.

verschiedenheit zu erklären sind. Die mittlere Dichte beträgt etwa 5.6; die Dichte der Gesteine, welche sich hauptsächlich an dem Bau der Erdrinde beteiligen, gehen wenig über 3 hinaus (nach Kreichgauer nur 2.7), liegen also erheblich unter der mittleren Dichte. Von Substanzen mit Dichten über 5.6 kommen nur Metalle in Betracht, deren Dichten etwa bei 7 beginnen. „Aus diesen Daten ist erstens zu schließen, daß die Erde einen Metallkern enthält, und zweitens, daß an der Grenze des Kernes sehr wahrscheinlich ein jäher Sprung der Dichten stattfindet. Ferner folgt daraus, daß die Erde aus einem Kern von konstanten Dichten besteht, der von einem Mantel ebenfalls von konstanter Dichte umgeben ist." An einer andern Stelle dieser Abhandlung wird darauf hingewiesen, daß zwischen der Grenze des Kernes und derjenigen des Mantels eine zwischenliegende, wahrscheinlich plastische Schichte liegen dürfte. Nach Wiechert nimmt die Beweglichkeit der materiellen Moleküle durch den nach innen sich steigernden Druck so sehr ab, ungeachtet der steigenden Temperatur, daß der Kern nahezu als unbeweglich und starr anzusehen ist, welcher Zustand schon früher bestanden haben muß, als die Rinde zu erstarren begann. Die vorstehenden Angaben können nach den Ausführungen des Kreichgauerschen Werkes nicht durchweg aufrechterhalten werden, was hier besonders hervorgehoben wird. Namentlich ist es nicht ersichtlich, aus welchen Gründen es notwendig ist, einen Sprung in der Dichte des Erdinnern anzunehmen.

Das für uns aus der Wiechertschen Abhandlung Wichtigste zur Feststellung der Verhältnisse scheint die Annahme einer plastischen Schichte (eines Magma) allerdings von nur geringer Dichte zu sein. Lord Kelvin und ebenso G. H. Darwin, der sich mit der Frage der Ebbe und Flut auch bei plastischen Schichten eingehend befaßt hat, wie er in seinem Werke über Ebbe und Flut gezeigt hat, kommen in dieser Beziehung zu etwas andrer Auffassung über das Erdinnere, indem beide an der von Hopkins angenommenen, wenn auch verbesserten Auffassung, an der Starrheit des Erdinnern festhalten. Wir erkennen daraus nur, daß diese wichtige Materie noch in vieler Hinsicht der Klärung bedarf.

(Schluß folgt.)

[1]) Ebbe und Flut, sowie verwandte Erscheinungen im Sonnensystem v. G. H. Darwin, deutsch von Agnes Pockels 1902, Seite 223 u. ff.

Aus der Zeit des Frankfurter Parlaments.

Aus dem Nachlasse des Abgeordneten Georg Friedrich Kolb.

II.

Das Vorparlament.

In den Staaten Süddeutschlands — Hohenzollern ausgenommen — bestanden seit 1818 bis 1820 „landständische Verfassungen“. Diese „Konstitutionen“ hatten die Volksrechte äußerst kümmerlich zugemessen. Allein der relativ meist etwas rührige Geist der Bevölkerung, die Erinnerung an das oftmalige männliche Auftreten der früheren „Stände“ ihren Fürsten gegenüber und endlich die Macht des Bedürfnisses hatten doch einiges politische Leben rege erhalten. Das Jahr 1830 dehnte den Konstitutionalismus namentlich auch über Sachsen und Kurhessen aus. Obwohl die Kämpfer für Volksrechte und Volksinteressen trotz der gesetzlichen „Unverantwortlichkeit“ nichts andres als Bedrückungen und Verfolgungen von seiten der Regierungen zu gewärtigen hatten, traten doch in allen Ländern Männer auf, denen ein Haschen nach Fürstengunst nicht das Höchste war. Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß die in gleichem Sinne Wirkenden aus den verschiedenen Staaten und Stätchen gegenseitig in persönliche Berührung zu kommen suchten. Bei dem Mißtrauen der Regierungen und ihrer Unverfrorenheit in Anwendung von Gewaltmitteln konnten die gegenseitigen Beziehungen der freisinnigen Volksvertreter und ihr Verkehr nur vereinzelt und selbst dies nur mit Vorsicht stattfinden. Eine etwas ausgedehntere Zusammenkunft erfolgte, auf Anregung badischer Deputierten, zum erstenmal im Herbste 1839 zu Hattersheim; ihr wohnten namentlich auch Abgeordnete aus Sachsen bei. Man versprach sich öfteres Zusammenkommen, und so trafen denn von nun an Mitglieder der ständischen Opposition fast alljährlich zusammen, am häufigsten auf dem Gute meines greisen Freundes v. Itzstein zu Hallgarten im Rheingau, einmal auch zu Leipzig; die Zahl der aus den verschiedenen Gegenden Zusammengekommenen erreichte jedoch selbst in den letzten Jahren kaum fünfzig.

Im Herbste 1847 unternahm man es zum erstenmal, der Zusammenkunft, diesmal zu Heppenheim, eine Art öffentlichen Charakters zu geben, indem Berichte über die Verhandlungen in den Zeitungen erschienen. Konnte sich auch niemand ein Bild machen, in welcher Weise die Weiterentwicklung erfolgen werde, so waren doch alle Anwesenden von dem Gefühle durchdrungen, daß ein freiheitlicher Fortschritt in nächster Zeit stattfinden müsse.

Da erfolgte die Februarrevolution, und es begann die lebhafte Gärung zunächst in Südwestdeutschland. Mehr als je geboten war jetzt eine Verständigung der freisinnigen Volksvertreter, — hatte doch niemand gerade diesen Gang der Dinge vorhergesehen und sich klar gemacht, was weiter zu geschehen habe. Die Badener luden nun eilends zu einer neuen Zusammenkunft am 5. März in Heidelberg ein. Außer Abgeordneten wohnten ihr auch noch

einige andre als freisinnig bekannte Männer bei; so stieg die Zahl auf 51, aus Baden, Württemberg, Bayern, Hessen, Rheinpreußen und Frankfurt, auch ein Oesterreicher war anwesend. Man zeigte sich einig, daß der günstige Moment zu einer freiheitlichen Umgestaltung Deutschlands benutzt werden müsse, ohne sich das Nähere klar machen zu können. Doch verständigten sich die Anwesenden, Einladungen zu einer Versammlung von Landtagsabgeordneten aus den verschiedenen deutschen Ländern für den 30. März nach Frankfurt a. Main zu erlassen. Sodann wählten sie einen Siebener-Ausschuß, der „die Grundlagen einer deutschen nationalen Parlamentsverfassung" beraten und der ausgeschriebenen großen Versammlung als Programm und Basis der Diskussion vorzulegen habe. Der Siebener-Ausschuß trat am 12. März wieder in Heidelberg zusammen. Tonangebend waren dabei Welcker und Gagern; weiter als sie wollten Römer und Itzstein gehen; an die erste Gruppe schlossen sich Willich, Stedtmann und Binding an. Das zur Annahme gelangte Programm forderte ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern; einen durch die Einzelstaaten gebildeten Senat (wie in Nordamerika); ein aus Urwahlen hervorgehendes Volkshaus; Kompetenz der Zentralgewalt: ein Heerwesen, einheitliche Vertretung nach außen, einheitliches Handels- und Schiffahrtssystem u. s. w., einheitliches Zivil- und Strafrecht, Bundesgericht, Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte. Die Berufung der konstituierenden Nationalversammlung habe auf obigen Grundlagen durch die mit Vertrauensmännern verstärkten Bundesbehörden zu erfolgen; endlich habe ein aus der Versammlung vom 30. zu wählender permanenter Ausschuß von 15 Mitgliedern die Einberufung der Nationalversammlung zu betreiben. Wenn diese nicht innerhalb vier Wochen eröffnet sei, so trete die Versammlung vom 30. von selbst wieder in Frankfurt zusammen; ebenso könne der Ausschuß sie im Dringlichkeitsfalle schon früher wieder einberufen.

Man sieht diesem Programme an, daß es vor der Zeit der siegreichen Volksaufstände von Wien und Berlin abgefaßt war. Nach diesen Ereignissen konnte es offenbar nicht mehr genügen. Indes beeilten sich die sämtlichen Regierungen, ihren Bundestagsgesandten sogenannte „Vertrauensmänner" an die Seite zu setzen, meistens ausgewählt aus den bisherigen entschiedensten liberalen Oppositionsmännern. Es befanden sich darunter: v. Schmerling für Oesterreich, Dahlmann für Preußen, Kirchgeßner für Bayern, Todt-Sachsen, Uhland-Württemberg, Bassermann-Baden, Gervinus für die Freien Städte.

In den letzten Tagen des Märzmonats herrschte auf allen nach Frankfurt führenden Eisenbahnen und Landstraßen ein ganz ungewöhnliches Leben; von allen Seiten strömten nicht nur die zur Versammlung Geladenen (Landtagsabgeordnete, sonstige hervorragende Freisinnige und Vertreter preußischer und andrer Gemeindebehörden) nach der Freien Stadt, sondern auch viele Tausende einfacher Bürger, die die Entwicklung der Dinge unmittelbar selbst sehen wollten. Alle Gasthäuser waren überfüllt; die Gastfreundschaft der Frankfurter bot den Eingeladenen freundliche Aufnahme in Privathäusern. Die ganze prächtige Stadt war geschmückt wie nie zuvor: überall Ehrenpforten, deutsche Fahnen

(schwarz-rot-golden oder gelb), Teppiche, Girlanden, fortwährend Freudenschüsse aus Gewehren und Kanonen; auf den Straßen ein unbeschreibliches Gewoge. An vielen Plätzen, namentlich in den größeren Gasthofsälen bildeten sich Versammlungen, in denen von improvisierten Tribünen herab die politischen Verhältnisse meist mit glühender Begeisterung besprochen wurden. Dies ging stets fort, steigerte sich aber besonders vom Abend an bis tief in die Nacht. Im „Wolfseck“ wurde fast ausnahmslos für die Republik gesprochen, im Weidenbusch debattierten Republikaner und Konstitutionelle. Hecker, Struve, Raveaux verlangten ohne Umschweife Herstellung der freistaatlichen Verfassung auch in Deutschland. Der starke und ungewohnte politische Sturm hatte dagegen offenbar zahllose Angehörige der Bourgeoisie bis ins Innerste erschreckt; sie wagten es aber nicht, ihre wahre Gesinnung kundzugeben. Nur eine Anzahl der bisher zu den Freisinnigsten gezählten Kammerredner, wie Bassermann, warnten mit kaum verborgener Aengstlichkeit vor „Ueberstürzung“. Schlaue, wie Mathy, gingen eine ähnliche Richtung, hüteten sich aber, ihre Gesinnungen laut und entschieden öffentlich zu vertreten. Als die auf der Main-Neckarbahn nach Frankfurt Ziehenden an Darmstadt vorüberkamen, wo Gagern mittlerweile zum Minister ernannt worden war, sahen sie nicht ohne Erstaunen am Bahnhofe Tausende von Soldaten und Bürgerwehrmännern und mit Kartätschen geladene Kanonen aufgestellt. Die Eisenbahnen wurden durchsucht und alle Waffen, die man bei den Passagieren entdeckte, weggenommen. Auch hier herrschte bereits die Furcht.

Am Morgen des 31. März versammelten sich die Mitglieder des nachher so genannten „Vorparlaments“ im Kaisersaale des Römers. Es war eine so ansehnliche Anzahl, daß der geräumige Saal nicht alle aufnehmen konnte. Die offizielle Liste führte 574 Namen auf aus den verschiedenen Staaten Deutschlands. Allerdings zeigte sich eine sehr ungleiche Vertretung der einzelnen Länder: aus dem großen Oesterreich waren nur 2 Männer zugegen, und diese ziemlich zufällig; die Bewohner des Kaiserstaats betrachteten sich zunächst als „Oesterreicher“ und nur in zweiter Linie als „Deutsche“, ein Verhalten, das nicht wenig beitrug, die Pläne des Hohenzollernschen Hauses auf Erlangung der Herrschaft über Deutschland zu fördern, und das mit dem Hinauswerfen Oesterreichs aus Deutschland endete, infolgedessen nun die Deutsch-Oesterreicher fortwährend über die ihnen durch das slawische Element drohenden Gefahren zu klagen haben. Preußen stellte ein Kontingent von 141 Mann, besonders aus dem Rheinlande; Bayern war durch 44 vertreten, Württemberg durch 52, Baden durch nicht weniger als 72, Hessen-Darmstadt, Gagerns Gebiet, sogar durch 84. Die Zahl der Hannoveraner belief sich nur auf 9, der Sachsen auf 26, der Kurhessen ebenso hoch, und mit der gleichen Ziffer erschienen die Nassauer. Aus den sächsischen Herzogtümern hatten sich 21 eingefunden, aus Schleswig-Holstein 7, Braunschweig 5, Oldenburg 4, Hessen-Homburg 2. Endlich finden sich verzeichnet: 19 aus Mecklenburg und Lippe, 8 aus Anhalt, Reuß und Hohenzollern und 26 aus den Freien Städten, worunter 12 Frankfurter.

Bescheiden vermieden es die Bewohner der Bundesstadt, die ihnen gebotene Gelegenheit im Uebermaße auszubeuten.

Die Zusammenkunft auf dem Römer sollte zu einer ersten allgemeinen freien Begegnung, weiter aber auch zu einer Verständigung über die Besetzung des Direktoriums dienen. Schon hier stellten sich zwei Richtungen einander entgegen: eine Partei, die ich hier der Kürze wegen die der Bourgeoisie nennen will, schlug den alten Smidt aus Bremen zum Präsidenten vor, der sich einfach als „Syndikus" in die Liste eingezeichnet hatte, der aber seit langen Jahren Bundestagsgesandter für die Freien Städte war. Obwohl er an der Abfassung der bundestäglichen Ausnahmsgesetze natürlich keine Schuld trug, so hatte er doch deren Annahme zugestimmt und paßte daher in keinem Falle zum Vorsitzenden einer liberal-revolutionären Versammlung, um die es sich eben doch handelte. Der unkluge Vorschlag ward denn auch sofort mit Heftigkeit bekämpft; ebenso wollte man keinen der neuen Minister oder Bundestagsgesandten im Direktorium haben. Man verständigte sich indes, um die eigentliche Versammlung nicht gleich mit offenem Zwiespalt zu beginnen, den gemäßigten badischen Kammerpräsidenten Professor Mittermaier aus Heidelberg zum Präsidenten zu erwählen und ihm als Vizepräsidenten beizugeben: Dahlmann aus Bonn, v. Itzstein aus Mannheim, Robert Blum aus Leipzig und Jordan aus Marburg, — Vertreter sehr verschiedener Richtungen. Unter den in gleicher Weise bezeichneten acht Sekretären befand sich Heinrich Simon aus Breslau.

Darauf — es war gegen 10 Uhr — setzten sich die Anwesenden vom Römer nach der Paulskirche in langem feierlichen Zuge in Bewegung unter dem Spiele einer Militärmusik, dem Donnern der Kanonen, dem Geläute der Glocken und dem nicht enden wollenden Beifallrufen der dicht gedrängten Volksmenge, wie dem freudigen Zuwinken aus den Fenstern der reich verzierten Häuser. Es war wirklich ein ergreifender, erhebender Anblick; niemals, weder vor- noch nachher sah ich eine gleiche Erscheinung. Wie viele und wie große Hoffnungen ruhten auf diesen Männern, die ohne Mandat hier zusammentraten und die doch die höchste Autorität in ganz Deutschland bildeten, während der auf sein Ansehen nach unten sonst so eifersüchtige Bundestag sich gleichsam verbarg und die Fürstenmacht allenthalben gelähmt war!

Präsident Mittermaier eröffnete die Sitzung mit einer Ansprache und forderte dann die Versammlung auf zur Beratung des ersten Punktes jenes von der Siebener-Kommission entworfenen Programms. Sofort brachte v. Struve einen schriftlich ausgearbeiteten, umfassenden und detaillierten Gegenentwurf zur Verlesung, der Aufhebung der erblichen Monarchie forderte und eigentlich über die ganze Grundlage der künftigen Verfassung Deutschlands zu entscheiden suchte. Es folgte eine Reihe von Rednern, deren jeder andre Vorschläge machte. Die Diskussion schien allen festen Boden zu verlieren. Man hat über den Präsidenten Mittermaier gespottet, weil er die Verhandlung nicht in ein richtiges Geleise zu bringen gewußt habe; im wesentlichen war der Tadel kaum gerechtfertigt; es walteten hier nicht die Verhältnisse einer gewöhnlichen Versammlung, in der

der Vorsitzende jeden abschweifenden Redner in die durch die Tagesordnung beschränkten Grenzen verweisen kann. Struves Antrag, über alle wichtigen Teile der abzufassenden Konstitution sich ausbreitend und darüber bestimmend, bedurfte, sollte er zur Grundlage der Verhandlung gemacht werden, einer reiflichen Vorprüfung. Daher der Antrag: zu diesem Behufe eine eigne Kommission aus der Mitte der Versammlung zu wählen. Bei Berufung der Versammlung war aber nur eine Dauer von zwei Tagen in Aussicht genommen; dieser Zeitraum konnte, wollte man irgendwie auf Einzelheiten eingehen, weitaus nicht genügen. So knüpfte sich denn das weitere Verlangen nach Permanenz der Versammlung daran. Dagegen erhoben insbesondere die eine „Ueberstürzung" fürchtenden Mitglieder entschiedenen Widerspruch; die Versammlung entbehre des konstituierenden Charakters, insbesondere fehle auch eine gleichmäßige Vertretung aller deutschen Landschaften. Die endlich herbeigeführte Abstimmung ergab Ablehnung des Verlangens der Bildung einer Kommission zur Vorprüfung der Struveschen Anträge. Nun lag das Siebener-Programm vor. Jedermann aber fühlte, daß es nach den mittlerweile erfolgten Revolutionen in Wien und Berlin nicht mehr genügen könne. Gleichsam von selbst ergab sich daher das Verlangen, die Versammlung möge sich unter Ablehnung aller weitergehender Anträge darauf beschränken, die Grundsätze über die Wahl und Bildung eines deutschen Parlaments zu beraten und festzusetzen. Eigentlich konnte niemand diesem Verlangen widersprechen, nur ward, um Zweideutigkeiten wegen der Kompetenz zu vermeiden, der Ausdruck „deutsches Parlament" durch den „konstituierende Nationalversammlung" ersetzt.

Es folgte eine lange Verhandlung über das in dieser Versammlung zu vertretende Gebiet. Ein eigentlich revolutionärer Beschluß wurde unter großem Jubel gefaßt: „Schleswig sei unverzüglich in den Deutschen Bund aufzunehmen"; ein weiterer bestimmte ebenso die Aufnahme von Ost- und Westpreußen. Es knüpfte sich daran die in mehrfacher Beziehung heikle Frage wegen Posen. Beschluß: „Die Versammlung erklärt die Teilung Polens für ein schmachvolles Unrecht. Sie erkennt die heilige Pflicht des deutschen Volkes, zur Wiederherstellung Polens mitzuwirken." Im Grunde blieb die Posener Frage eine offene. Unverkennbar ging die Absicht der Versammlung dahin, die polnischen Gebiete an Polen zurückzugeben, die deutschen bei Deutschland zu erhalten, oder vielmehr sie mit diesem auch staatsrechtlich zu vereinigen.

Zahl der Volksvertreter: Auf 50000 Einwohner je ein Abgeordneter, nach Maßgabe der letzten Bundesmatrikel.

Damit schloß die Sitzung des ersten Tages.

In der Sitzung vom 1. April beschäftigte man sich zunächst mit dem Wahlmodus. Heftige Debatten veranlaßte die Frage, ob nur direkte oder auch indirekte Wahlen gestattet sein sollten. Prinzipiell sprach sich die Versammlung in ihrer großen Mehrheit für unmittelbare Wahlen aus. Von der rechten Seite wurde aber geltend gemacht, wenn man dieses erste Mal nicht auch mittelbare Wahlen zulasse, so werde man damit den für dringend erkannten

Zusammentritt der Nationalversammlung ins Unbestimmte verzögern. Der Einwand war, wie die Folgezeit lehrte, nicht begründet. Allein damals fehlten praktische Erfahrungen, und so gab denn die Besorgnis der Verzögerung auch bei vielen entschieden Freisinnigen den Ausschlag. Bei namentlicher Abstimmung ward der Antrag, für das nächste Mal indirekte Wahlen nicht absolut auszuschließen, mit 317 gegen 194 Stimmen angenommen. Weniger Schwierigkeiten veranlaßten die übrigen Bestimmungen über die Wahlart, und so kam der folgende Beschluß zustande:

„Die Wahlberechtigung und Wählbarkeit darf nicht beschränkt werden durch einen Zensus, Bevorrechtigung einer Religion, durch Wahl nach bestimmten Ständen. Jeder volljährige selbständige Staatsangehörige ist wahlberechtigt und wählbar. — Der zu Wählende braucht nicht dem Staate anzugehören, den er bei der Versammlung vertreten soll. — Die politischen Flüchtlinge, die nach Deutschland zurückkehren und ihr Staatsbürgerrecht wieder antreten, sind wahlberechtigt und wählbar. — In allen übrigen Beziehungen ist es jedem einzelnen deutschen Staate überlassen, auf welche Weise er die Wahlen zu ordnen angemessen findet; die Versammlung erachtet jedoch die direkte Wahl im Prinzipe für die zweckmäßigste."

Fast mit Stimmeneinhelligkeit ward die Stadt Frankfurt zum Sitze des Parlaments bestimmt. Sodann erfolgte der Beschluß: „Das Wohlgeschäft ist von den einzelnen Staaten in der Art anzuordnen, daß die Nationalversammlung am 1. Mai d. J. ihre erste Sitzung halten kann." (Der Bundestag hatte sich zum voraus damit einverstanden erklärt und bereits Anordnungen in dieser Richtung bei den Einzelregierungen getroffen.)

Einen lebhaften Kampf veranlaßte der Antrag, die Versammlung möge sich permanent erklären. Darin lag allerdings ein entscheidender Punkt. Permanenzerklärung hatte von vornherein die Bedeutung, daß die Versammlung die öffentliche Gewalt, die sie wirklich im Augenblicke besaß, auch festhalte und nicht in die Hände der verschiedenen Einzelregierungen zurückgebe. Fühlte man doch instinktmäßig, daß bei diesen die alten reaktionären Gelüste im ersten günstigen Momente wieder aufleben würden. Man befand sich tatsächlich im Zustande der Revolution; nun erhob sich die Frage, ob diese auch durchgeführt oder der bereits betretene Weg wieder verlassen werden sollte. Alle Parteien waren von diesem Gefühle durchdrungen, allerdings ohne es mit nackten Worten zu bekennen. Die Bourgeoisie zitterte. Als man nach langen heftigen Debatten zur namentlichen Abstimmung gelangte, ergab sich die Majorität von 368 gegen nur 148 Stimmen für Ablehnung des Antrags. Damit war die Revolution gebrochen, ein neues Auftauchen der Reaktion ermöglicht.

Die Sitzung hatte mit kurzer Unterbrechung von neun Uhr morgens bis sechs Uhr abends gedauert.

Nachdem schon am ersten Tage der Versammlung ihrem Präsidenten ein prächtiger Fackelzug gebracht worden, ward am Abend dieses, des zweiten Tages ganz Frankfurt beleuchtet. Die Stadt bot einen feenhaften Anblick dar. Im übrigen war die Stimmung unter der Menge eine stark aufgeregte, unter

den Geschäftsleuten eine äußerst gedrückte. Nach der Natur der Dinge stockten, wie immer in solchen Zeiten, Handel und Verkehr. Viele Läden wurden geschlossen gehalten; man fühlte sich in unsicheren Zuständen; die Versammlungen, namentlich im „Wolfseck“, wo unter ungeheuerm Zudrang nur republikanische Reden gehalten wurden, wiederholten sich jeden Abend, stets bis tief in die Nacht. Die „Geschäftsleute“ selbst trieben sich immer mehr in Angst und Besorgnis hinein, teils unabsichtlich, aus blinder Furcht, teils wohl aber auch, um die wogende Menge durch Schrecken vor Verlust der Nahrungsquellen zu bändigen und zu bannen.

Die ursprünglich in Aussicht genommenen zwei Tage für die Versammlung waren vorüber, die von ihr zu erledigenden Geschäfte aber noch lange nicht zu Ende gebracht. Man mußte notwendig länger beieinander bleiben.

Die Permanenz war wesentlich durch den Einwand bekämpft worden, die Versammlung möge einen zahlreichen Ausschuß — zuletzt ward bestimmt, von fünfzig Männern — zurücklassen, um gemeinsam mit dem Bundestage die Wahlen zur Nationalversammlung zu betreiben und etwa weitere nötig werdende Schritte zu veranlassen. Beim Beginn der Sitzung vom 2. April eröffnete der Präsident die Diskussion über die Art der Bildung und die Kompetenz dieses Fünfziger-Ausschusses. Nachdem bereits einige Zeit verhandelt war, brachten Mitglieder der am Tage zuvor unterlegenen Opposition einen Antrag ein: „Die Versammlung solle erklären, bevor die Bundesversammlung die Angelegenheit der Gründung einer konstituierenden Versammlung in die Hand nimmt, möge sich diese von den verfassungswidrigen Ausnahmebeschlüssen lossagen und die Männer aus ihrem Schoße entfernen, die zur Hervorrufung und Ausführung derselben mitgewirkt haben.“ Es war ein Schachzug, der die schlimmsten Besorgnisse der Rechten aufs neue wachrief. Ihre eigenen hervorragendsten Angehörigen hatten sich auf den Einzellandtagen stets so entschieden gegen jene Bundestagsbeschlüsse ausgesprochen, daß sie dem Antrage an sich kaum entgegentreten konnten. Daher der von Bassermann begründete Gegenantrag, statt der Ausdrücke: „bevor ... in die Hand nimmt“ zu sagen: „Die Versammlung verlangt, daß, indem der Bundestag ... in die Hand nimmt, er sich von jenen Ausnahmebeschlüssen lossage und die Männer ... entferne.“

Begreiflicherweise folgte wieder eine lange und erregte Diskussion. Annahme des ersten Antrags, so ward eingewendet, heiße nichts andres, als das Zustandekommen des Parlaments ins Unbestimmte hinausschieben; jene Beschlüsse seien faktisch beseitigt und der Bundestag jetzt schon größtenteils durch neue Männer besetzt, der Rest werde ohnehin ebenfalls bald verschwinden. Diese Gründe schlugen durch, der Gegenantrag erhielt die Majorität. Nun entstand aber eine neue Episode: Hecker und ein Teil seiner Freunde verließen mit Ostentation die Paulskirche, sie traten aus der Versammlung. Dies unter lebhafter Aufregung und Getöse, sowohl in der Versammlung als auf den Galerien. Verschiedene Mitglieder der Minorität erklärten, sie hätten zwar für den ursprünglichen Antrag gestimmt, verließen nun aber keineswegs die Versammlung. (Vielfaches Bravo!)

Es wurde hierauf noch einige Zeit über die Bildung des Ausschusses verhandelt, doch unter sehr geteilter und verringerter Aufmerksamkeit.

Bei Eröffnung der Sitzung am 3. April gab der Präsident bekannt: die Beschlüsse der Versammlung seien dem Bundespräsidialgesandten Grafen Colloredo mitgeteilt worden; dieser habe ihm, Mittermaier, die Antwort erteilt, die Bundesversammlung sei gerne bereit, den ausgesprochenen Wünschen entgegenzukommen; schon gestern habe die Bundesversammlung beschlossen, die ohnehin bereits faktisch außer Wirksamkeit gesetzten Ausnahmegesetze auch formell aufzuheben; und weiter habe Colloredo den Präsidenten zu erklären ermächtigt: „Diejenigen Gesandten, die fühlten, der gestrige Beschluß des Vorparlaments könne auf sie bezogen werden, hätten ihre Entlassung bereits eingereicht oder würden dies unverzüglich tun.“

Hierauf sprach v. Itzstein: Nach seiner Ansicht sei damit jeder Grund entfernt, wodurch der gestrige Austritt von Mitgliedern veranlaßt sei; er wolle nunmehr die Ausgetretenen zur Rückkehr auffordern. Dies ward von der Mehrheit der Anwesenden mit großem Beifall aufgenommen, wenn auch unter schlecht verhehltem Aerger einer Minorität. Die Versammlung setzte indes ihre Beratung über Bildung des Fünfziger-Ausschusses fort. Die Beschlüsse gingen dahin: Der vermittels Wahlzetteln zu wählende Ausschuß ist beauftragt, die Bundesversammlung einzuladen, mit ihm bis zum Zusammentritt der konstituierenden Versammlung ins Vernehmen zu treten; er hat die Bundesversammlung bei Wahrung der Interessen der Nation und bei der Verwaltung der Bundesangelegenheiten bis zum Zusammentritt der konstituierenden Versammlung selbständig zu beraten und die nötigen Anträge an die Bundesversammlung zu bringen; er ist überdies beauftragt, bei eintretender Gefahr des Vaterlandes die gegenwärtige Versammlung sofort wieder einzuberufen. — Der Ausschuß hat ferner bei den Regierungen dahin zu wirken, daß die allgemeine Volksbewaffnung in allen deutschen Ländern schleunigst ins Leben gerufen werde; er hat auch dafür zu sorgen, daß ihm sechs Männer aus Oesterreich als weitere Ausschußmitglieder beitreten. Die Verhandlungen des Ausschusses mit der Bundesversammlung sind durch die Presse zu veröffentlichen.

Es folgte eine Reihe von Anträgen, dahingehend, die neue Verfassung habe diese und jene Volksrechte zu garantieren. Jeder dieser Anträge rief eine Anzahl weiterer, ergänzender hervor, wobei man immer aufs neue das Ungenügende der Vorschläge wahrnahm. v. Soiron, den eigentlich längst angenommenen Gedanken wieder aufgreifend, beantragte darauf, diese Dinge der konstituierenden Nationalversammlung zu überlassen, die „einzig und allein“ darüber zu entscheiden habe. Dieser Antrag fand bei den einen lebhaften Beifall, dagegen behagte er den Konservativen, die eine „Vereinbarung der Nationalversammlung mit den Regierungen“ haben wollten, durchaus nicht. Eine erste Abstimmung blieb etwas zweifelhaft. Soiron ward veranlaßt, sich nochmals näher zu erklären; er tat es dahin, daß allerdings einzig und allein die konstituierende Versammlung die Verfassung festzusetzen habe, also unabhängig von

den Regierungen, daß es ihr jedoch selbstverständlich unbenommen bliebe, wenn sie es geeignet erachte, eine Vereinbarung mit den Regierungen zu treffen. Nun wurde dieser Antrag mit entschiedener Majorität angenommen, und dies, obwohl die republikanisch gesinnten Mitglieder, die gestern ausgetreten, in die Versammlung noch nicht zurückgekehrt waren. Kurze Zeit darauf erschienen sie wieder, von vielen Freisinnigen lebhaft begrüßt.

Obwohl die Frage wegen der Volksrechte durch Annahme des Soironschen Antrags im Grunde beseitigt war, ließ sich die Versammlung doch zur Aufnahme folgender Sätze bestimmen: „Die Versammlung empfiehlt mit ihrer grundsätzlichen Zustimmung dem konstituierenden Parlamente zur Prüfung und geeigneten Berücksichtigung die nachstehenden Anträge, die bestimmte Grundrechte als geringstes Maß deutscher Volksfreiheit verlangen und die im deutschen Volke lebenden Wünsche und Forderungen aussprechen: Gleichstellung der politischen Rechte ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses und Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Volle Preßfreiheit. Freies Vereinigungsrecht. Petitionsrecht. Eine freie volksvertretende Landesverfassung mit entscheidender Stimme der Volksabgeordneten in der Gesetzgebung und Besteuerung und mit Verantwortlichkeit der Minister. Gerechtes Maß der Steuerpflicht nach der Steuerkraft. Gleichheit der Wehrpflicht und des Wehrrechts. Gleichberechtigung aller Bürger zu Gemeinde- und Staatsämtern. Unbedingtes Auswanderungsrecht. Allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht. Lehr- und Lernfreiheit. Schutz der persönlichen Freiheit. Schutz gegen Justizverweigerungen. Unabhängigkeit der Justiz. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege und Schwurgerichte in Strafsachen. — Ferner ein volkstümliches Kreditsystem mit Ackerbau- und Arbeiterkreditkassen. Schutz der Arbeit durch Einrichtungen und Maßregeln, um Arbeitsunfähige vor Mangel zu bewahren, Erwerbslosen lohnende Arbeit zu verschaffen, die Verfassung des Gewerbs- und Fabrikwesens den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Schulunterricht für alle Klassen, Gewerbe und Berufe aus Staatsmitteln. Anerkennung endlich der Auswanderung als Nationalangelegenheit und ihre Regelung zum Schutze der Auswanderer."

Man sieht diesen Beschlüssen sofort ihre improvisierte Entstehung an. — Jedenfalls war das Prinzip der Volkssouveränität proklamiert. Danach nahm es sich seltsam aus, daß der Bundestag in seiner Sitzung vom 7. April die Beschlüsse des Vorparlaments sämtlich zu „genehmigen" beschloß.

Die Hauptergebnisse ließen sich nun so bezeichnen: Die täglich steigende Volksbewegung, insbesondere aber die Volkssiege in Wien und Berlin hatten viel weiter geführt, als anfangs selbst die Freisinnigsten erwartet hatten. Man nahm die eingetretenen Erfolge in Anspruch, versäumte es aber, die durch das günstige Geschick gebotenen Resultate in vollem Maße, soweit es möglich gewesen wäre, auch sofort sicherzustellen. Man hatte dem Anscheine nach alles gewonnen, materiell dagegen sehr wenig unter ein schützendes Dach gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Furcht vor Tuberkulose.

(Vortrag, gehalten am 26. März 1904 im Metzer Verein für Volksgesundheitspflege.)

Von

Dr. med. **Albert Fraenkel** (Badenweiler-Heidelberg).

Es besteht in der ganzen Welt, besonders aber bei uns in Deutschland, eine weitverbreitete Furcht vor der Tuberkulose, die Furcht, sich anzustecken. Ganz frei davon ist fast kein Laie; bei vielen aber hat die Furcht eine geradezu erschreckende Höhe erreicht. Wir Aerzte begegnen ihr fast täglich. Oft noch ehe wir den Kranken zu Gesicht bekommen, haben wir aus seiner Umgebung die Frage zu hören, ob der Kranke auch nicht ansteckend sei, und wie man sich ihm gegenüber zu verhalten habe, um nicht selbst in Gefahr zu kommen.

Die Aerzte in Stadt und Land sind fortgesetzt Zeugen peinlicher Situationen, in die die Ansteckungsangst die Gesunden und die Kranken versetzt; oft genug sehen sie, wie die heiligsten Pflichten bedroht sind durch diese Furcht vor Schwindsucht und durch den brutalen Egoismus, den sie im Gefolge hat.

Besonders bedenklich wird diese Furcht, wenn sie sich den humanitären Bestrebungen, die jetzt für die Behandlung Lungenkranker im Gange sind, hindernd in den Weg stellt und ihre Erfolge beeinträchtigt. So sträuben sich oft genug Private und Gemeinden gegen die Erbauung von Heilstätten und Sanatorien in der Nähe ihres Ortes mit der Begründung, daß ihnen durch die Lungenkranken Gefahr drohe. Gar manche Heilstätte mußte so auf den günstigsten Standort verzichten, manche andre wurde überhaupt vereitelt.

Die Insassen von Sanatorien und Heilstätten, wie sind sie vielfach geächtet, wie werden sie gefürchtet! Hierüber schreibt ein ausgezeichneter Kenner der Tuberkulose, Professor Egger in Basel, als Mitglied der Kommission zur Basler Heilstätte für Brustkranke, im Jahresbericht von 1902 folgende Mahnung:

„Gar oft müssen wir zu unserm Leidwesen vernehmen, daß manche von unsern Schutzbefohlenen (er meint die Pfleglinge der Basler Heilstätte) von ihrer Umgebung mit scheelen Augen angesehen, ja oft gemieden werden und leider auch Schaden materieller Art erleiden. Die Ursache ist die leidige Ansteckungsfurcht. Als krasses Beispiel führt er an, daß ein Mann lediglich deshalb seine Stelle verloren habe, weil der seit Jahren Geheilte infolge eines unschuldigen Katarrhs eine Zeitlang hustete und weil sein etwas nervöser, von dieser Ansteckungsfurcht in hohem Maße befallener Bureauchef in diesem Husten eine Gefahr für seine eigne Person sah.

In ähnlicher Weise wie hier beklagen sich Krankenhaus- und Kassenärzte, daß viele ihrer Patienten, die sie in Heilstätten eingewiesen haben, selbst wenn sie sich dort sehr gut erholt hatten, nur schlechten Gewinn von ihrer Kur er-

lebten, weil sie trotz ihres guten Aussehens und Befindens ihrer Stelle, die sie hätten wieder ausfüllen können, verlustig gingen.

Wie die Gesunden vor den Kranken, so fürchten sich auch die Lungenkranken vor ihren Leidensgefährten. Die menschliche Tragödie wird zur Tragikomödie, wenn der Leichtkranke verlangt, daß der Schwerkranke aus seiner Nähe entfernt werde, als ob er nicht selbst jeden Tag und jede Stunde zum Schwerkranken werden könnte, der sich dann bitter beklagt, daß andre so rücksichtslos denken und reden. Der Patient, der sich damit tröstet, nur wenig Bazillen im Auswurf zu haben, will nicht das Zimmer, ja nicht einmal das Haus mit einem Kranken teilen, dessen Auswurfsuntersuchung viele Bazillen ergeben hat. Angesichts solcher Erscheinungen des täglichen Lebens werden wir uns wohl die Frage vorlegen müssen: Ist die Furcht vor Tuberkulose berechtigt oder nicht?

Wir kommen am besten zu einer klaren Vorstellung über die Berechtigung der Ansteckungsfurcht, wenn wir uns fragen, wie sie entstanden ist. Es wäre ein Irrtum, zu glauben, sie sei eine noch nie dagewesene Erscheinung und einzig und allein die Folge der durch die Bakteriologie gewonnenen Erkenntnis von der parasitären, der ansteckenden Natur der Erkrankung. Auch ohne daß man den Erreger kannte, hat man im südlichen Italien schon zu Ende des 18. Jahrhunderts die Ueberzeugung von der Uebertragbarkeit der Tuberkulose gehabt. Schwindsucht war gefürchtet wie Pestilenz und Aussatz. Die Atmung und die Ausdünstung der Schwindsüchtigen galt für ansteckend; man machte drakonische Gesetze zur Ermittlung der Kranken, steckte die Schwerkranken in Siechenhäuser, wo sie elend zugrunde gingen.

In späteren Zeitläuften und im Norden Europas kannte man solche Maßregeln nicht. Man hielt die Schwindsucht für eine durch Vererbung von den Eltern sich verbreitende, in der Konstitution der Menschen begründete Krankheit. Das war bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die ärztliche Lehre und die landläufige Anschauung der Laienwelt. Die Ansteckungsfurcht, von der ich heute spreche, stammt aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und knüpft an die Kochsche Entdeckung des Turberkelbazillus an. Diesem genialen Forscher ist es gelungen, den Erreger der Tuberkulose aufzufinden und die Schwindsucht damit ein für allemal in die Gruppe der ansteckenden Krankheiten einzureihen. Die Kochschen Lehren drangen allmählich in die Aerztewelt, langsamer in die Vorstellung der Laien, wie man überhaupt bei allen großen Errungenschaften der Wissenschaft die Beobachtung machen kann, daß einige Zeit vergeht, bis sie ihre Wirkungen auf die Massen äußern.

Nicht immer braucht die Erkenntnis, daß eine Krankheit zu den ansteckenden gehört, auch die Quelle allgemeiner Furcht zu sein. Jedenfalls dann nicht, wenn man den Weg genau kennt, auf dem die Ansteckung zustande kommt, so daß man sie leicht vermeiden kann, oder aber, wenn es sich um Krankheiten handelt, die nur ab und zu auftreten und bald wieder verschwinden. Die Einreihung der Tuberkulose unter die Infektionskrankheiten hat gerade deshalb die allge-

meine Furcht im Gefolge gehabt, weil die Krankheit eine so außerordentlich verbreitete ist und weil wir den Weg noch nicht kennen, auf dem der Tuberkelbazillus hauptsächlich in den Körper eindringt.

Gerade die Lücken unsers ärztlichen Wissens in dieser Frage der hauptsächlichen Eingangspforte des Giftes und das Auseinandergehen der Meinungen der Fachleute lassen es erklärlich erscheinen, wenn der Laie über das Ziel angezeigter Vorsicht hinausschießt und in jedem Lungenkranken den Träger von Bazillen, einen ihm gefährlichen Nebenmenschen sieht, den man ständig überwachen muß, „wie er sich räuspert und wie er spuckt", und den man auf alle Fälle am besten ganz meidet. Die Erregung ist eine um so größere, weil die medizinische Statistik, die sich seit Jahren eingehend mit dem Studium der Tuberkuloseverbreitung beschäftigt, Material aufgehäuft hat, aus dem hervorgeht, daß die Tuberkulose eine der mörderischsten Krankheiten ist, die in gewohnheitsmäßiger Grausamkeit alljährlich mehr Opfer fordert als die blutigsten Kriege. Es ist kein Wunder, wenn diese Erkenntnis von der Tuberkulose als einer Volksseuche zusammen mit der Entdeckung von der parasitären Natur der Tuberkulose den Wunsch anfachte, die Seuche zu bekämpfen, sie auszurotten, und wenn die Parole ausgegeben wurde: Kampf gegen die Tuberkulose. Mit mehr Recht ist noch kein Krieg geführt worden, und er muß fortgesetzt werden, auch wenn die Siege nicht rasch aufeinander folgen. Aber von einer Erscheinung des Kampfes sollten wir uns freihalten: von der Furcht.

Der Kampf gegen Tuberkulose als Volkskrankheit besteht in dem Bestreben, die Zahl der Neuerkrankungen (bisher Gesunder) herabzusetzen. Dieser Aufgabe sucht man auf den verschiedensten Wegen gerecht zu werden. Einer der wichtigsten, auf den ich hier nicht näher eingehen kann, ist die Verbesserung der Lebens- und Wohnungsverhältnisse der arbeitenden Klassen, ein Teilglied der großen sozialen Aufgaben unsrer Zeit und dabei noch eine der stärksten Waffen im Kampfe gegen die Tuberkulose. Die Antituberkulosebewegung, zu der die Aerztewelt das Publikum aufgerufen hat, verfolgt ihre Ziele vorwiegend auf zwei Wegen: durch die Verbreitung und gesetzliche Einführung hygienischer Grundsätze für die Kranken und durch den Ausbau des Volksheilstättenwesens.

Der Kampf gegen die Tuberkulose wird vor allem geführt als ein Kampf gegen den Tuberkelbazillus. Das aber ist nicht zu leugnen, daß gerade diese Formulierung des Kampfes zu einer weitgehenden Beunruhigung des Publikums geführt hat. Man darf nicht übersehen, daß allzu rigorose Maßregeln auf dem Gebiete der Krankheitsverhütung lebhaftes Aergernis bei Kranken, unnötige Furcht bei Gesunden erregen und oft das Gegenteil von dem bewirken, was man anstrebt. Das gilt auch von dem Unschädlichmachen des Auswurfs der Lungenkranken.

Ich möchte nicht mißverstanden werden, nicht so, als ob es nicht dringend geboten wäre, mit dem Auswurf vorsichtig zu verfahren. Doch auch die Spuckhygiene hat ihre Grenzen.

Man hat es bei der Tuberkulose mit einer außerordentlich verbreiteten und

deshalb schwer zu fassenden Krankheit zu tun. Und was bei akuten, auf bestimmte Herde beschränkten Infektionskrankheiten möglich ist, läßt sich nicht ohne weiteres auch bei einer Volkskrankheit von so eminent chronischem Charakter durchführen. Unmögliches darf nicht verlangt werden; so wäre es unausführbar, daß sich jedermann durch eine Tuberkulinprobe auf Tuberkulose prüfen lasse, daß man Tuberkuloseverdächtige nur auf Grund eines Gesundheitsattestes gesetzlich zu der Ehe zulasse, wie das in dem amerikanischen Staate Minnesota der Fall war, oder wenn man alle Lungenkranke in Krankenhäusern unterbringen will. Das führt zu Eingriffen in die persönliche Freiheit, zu Eingriffen, wie sie der moderne Staatsbegriff nicht verträgt, ohne daß die Tuberkulose auf diesem Wege auszurotten wäre. Solche Vorschläge nützen nichts und verbreiten unnötigen Schrecken.

Auch manches an der modernen Heilstättenbewegung verbreitet unnötige Furcht vor der Tuberkulose. Sie alle kennen diese große Bewegung, und viele von Ihnen haben daran mitgewirkt; eine Bewegung ganz im Sinne der Botschaft Kaiser Wilhelms I. vom Jahre 1881, der die Heilung sozialer Schäden auf dem Wege der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen verheißt. Den Minderbemittelten und ärmeren Volksschichten, gerade jenen, in deren Kreisen die Tuberkulose am meisten wütet, wollte man die Wohltat einer Behandlungsweise erschließen, die bislang Alleinbesitz der Bessersituierten war. Das war der erste Gedanke, aus dem heraus eine Reihe von Aerzten, unter ihnen allen voran v. Leyden, schon in den achtziger Jahren für Errichtung von Heilstätten eintrat. Dieser Gedanke allein hatte aber noch nicht werbende Kraft. Deshalb wurde die hygienische Belehrung der Kranken und ihre zeitweise Isolierung als wesentlicher Vorteil der Heilanstalten betont.

Durch das Hineintragen dieser neuen Gesichtspunkte ist es zwar gelungen, neben der Privatwohltätigkeit auch Staat und Städte für die Bewegung zu gewinnen, und besonders durch die Mitwirkung der Invaliditäts- und Altersversicherung ist der beispiellose Erfolg zustande gekommen, daß in wenigen Jahren im Deutschen Reich mehr als sechzig Anstalten für Lungenkranke gebaut wurden.

Aber es sollte nicht immer wieder betont werden, daß die durch den Aufenthalt in der Heilstätte bedingte zeitweise Entfernung von Kranken aus ihrer Umgebung eine nennenswerte Verminderung der Infektionen zur Folge habe. Das sind Anklänge an das Isoliersystem, das bei der Bekämpfung der Tuberkulose keine Rolle spielen kann. Man weise ja nicht auf eine andre Infektionskrankheit, den Aussatz, hin, dessen man in den nordischen Ländern durch freiwillige Absonderung der Kranken in staatlichen Krankenhäusern, Leproserien genannt, Herr geworden ist. Die Lepra, der Aussatz, ist eine auffällige, eine abschreckende, eine unheilbare Erkrankung, die die Befallenen meist von selbst veranlaßt, sich aus der menschlichen Gesellschaft zurückzuziehen. Die Tuberkulose der Lungen aber ist heilbar, sie entstellt die Kranken nicht, die Kranken tragen das Merkmal ihres Leidens nicht immer zur Schau, und die es tun, haben oft etwas Verklärtes und menschlich Anziehendes. Aber was die Hauptsache ist,

der Lungenkranke an sich ist, wie wir noch sehen werden, keineswegs ohne weiteres als ansteckend zu betrachten. Aus menschlichen, aus sozialen, aus wissenschaftlichen Gründen muß der Isoliergedanke bei der Tuberkulose in Wegfall kommen. Auch ohne ihn läßt sich die Notwendigkeit der Errichtung von Volksheilstätten dartun. Ich will nicht weiter auf diese Frage eingehen, zu leicht kommt man zu Auseinandersetzungen, die mehr vor ein ärztliches Forum gehören.

Die Zeitungen können dem Publikum ohnedies in dieser Frage nicht genug tun. Man bescheidet sich nicht mit allgemeinverständlichen Abhandlungen aus sachverständiger Feder im Feuilleton, sondern verlangt auch noch ausführliche Berichte über alle Kongresse, ärztliche Verhandlungen, über alle neuen Tuberkuloseheilmittel; von dem Kochschen Tuberkulin bis zum Marmoreckschen Serum wird in dem Depeschenteil politischer Zeitungen schneller berichtet als in Fachzeitungen. Halten Sie mich nicht für rückschrittlich, glauben Sie ja nicht, daß ich dieser Freiheit der Presse und dem Bedürfnis des Publikums in die Arme fallen möchte, daß ich Gesetze wünsche, die diesem Interesse des Publikums an der medizinischen Forschung Gewalt antun sollen. Ich will vielmehr nur darauf hinweisen, daß durch diese ununterbrochene Behandlung der Tuberkulosefrage in den Tagesblättern wohl vielfach Aufklärung verbreitet, aber auch vielfach Furcht vor der Tuberkulose genährt wird. Ich würde, wenn ich zuständig wäre, nur zu erreichen suchen, daß die großen Tagesblätter, und diese vor allem, sich noch in ausgedehnterer Weise als bisher besonders tüchtiger medizinischer Berater bedienten, die durch eine kurze Zuschrift wenigstens diejenigen medizinischen Publikationen begleiten, die auf das weniger sachverständige Publikum alarmierend wirken.

Infolge der lebhaften Diskussion medizinischer Fragen wittern viele Menschen überall Bazillen. Die Benutzung der Leihbibliotheken ist verpönt, weil durch Leihbibliotheksbücher schon Scharlach übertragen worden sei und weil vor kurzem in solchen Büchern Tuberkelbazillen gefunden wurden. Eiswasser zu trinken ist verpönt, es könnte Typhusbazillen enthalten; vor der Benutzung öffentlicher Fernsprecher wird von ängstlichen Gemütern gewarnt, der Vorgänger könnte Diphtheriebazillen in den Schallbecher gesprochen haben.

Es hat diese Bazillenfurcht für das Zusammenleben und den Verkehr der Menschen untereinander oft eine einschneidende und nicht gerade erfreuliche Wirkung, und anderseits will es scheinen, als ob gerade das Bestreben, die Bazillen zu vermeiden, zuweilen zu einer Schädigung der natürlichen Schutzkräfte der Menschen gegen Krankheit führen würde.

Ich erinnere nur daran, daß die ängstliche Mutter sich oft nicht genug daran tun kann, die Milch für ihren Säugling durch lange Stunden zu kochen, um ihn ja vor bösen Bazillen zu bewahren. Sie reicht ihrem Liebling dann eine Nahrung, die allerdings frei von Bazillen ist, die aber an Verdaulichkeit und Nährwert so erheblich eingebüßt hat, daß das Kind schließlich durch die bazillenfreie, aber zu lange gekochte Milch krank wird.

Es wird noch lange währen, bis das Publikum sich beruhigt und die Errungenschaft der bakteriologischen Forschungen verarbeitet haben wird, bis die Worte keine Geltung mehr haben, die Rosenbach, einer der wenigen medizinischen Schriftsteller, die auf diese Erscheinungen mit Nachdruck hinweisen, geschrieben hat: „Der Bazillus als Krankheitserreger, als sichtbare, darum anscheinend direkt angreifbare Ursache der Krankheit, hat nicht als Beruhigungsbazillus gewirkt. Er ist sogar die Ursache einer nicht genug zu beklagenden geistigen Epidemie, der Bazillenfurcht, geworden, unter deren Einfluß die wichtigsten Forderungen der Moral und Ethik sich wesenlos verflüchtigt haben. Menschenliebe und Menschenfreundlichkeit sind in jüngster Zeit fremdartige Begriffe geworden, und diejenigen, die den Bazillus überall wittern und ihm eine unheimliche Gewalt beimessen, tragen Schuld an diesem Verfall und Zusammenbruch sittlicher Vorschriften."

In diesen Worten liegt gewiß viel Wahres, wenn sie auch von einem Autor stammen, der der Bedeutung der bakteriologischen Forschung gegenüber eine mehr ablehnende Haltung einnimmt. Ich darf Ihnen vielleicht zum Zeichen dafür, daß auch reine Bakteriologen die Infektionsgefahr des täglichen Lebens nicht zu hoch einschätzen, folgende kleine Anekdote aus dem Leben des größten unter ihnen zum besten geben.

Eine Dame, die bei einem Diner neben Pasteur saß, sah, wie er beim Nachtisch jede Kirsche, die er verzehrte, sorgfältig in einem vor ihm stehenden Glase Wasser gründlich abspülte. Sie fragte ihn nach dem Grunde. Ernst und feierlich hielt der Gelehrte seiner Tischnachbarin einen kleinen Vortrag, indem er sie mit all den Mikroben vertraut machte, die sich hätten auf dem Wege vom Baum nach dem Tisch an den schönen Kirschen festsetzen und wie sie ihm hätten gefährlich werden können. Aufmerksam lauschte die Dame und schwur sich zu, von nun ab für sich und ihre Familie die gleiche Vorsichtsmaßregel einzuführen. Welcher Schreck aber muß unsre Dame überkommen haben, als der Gelehrte am Schlusse seiner Rede und zu deren Bekräftigung das Glas, in dem er seine Kirschen gewaschen hatte, zum Munde führte und mit einem schelmischen Lächeln, halb zerstreut, halb todesmutig das Wasser trank, in dem all die bösen Mikroben sich befanden.

Ich habe Ihnen vorgeführt, wie die Furcht vor Tuberkulose entstanden ist, wie ich sie anspreche vor allem als eine Frucht der Erkenntnis der ansteckenden Natur der Tuberkulose, wie ich in dieser Furcht den Niederschlag lebhafter medizinischer Diskussionen über den Kampf gegen Tuberkulose und speziell über Heilstätten sehe.

Wir sind bei diesen Betrachtungen einer großen Zahl irriger Vorstellungen begegnet, und es will uns scheinen, wir steuern den übertriebenen Befürchtungen am besten und erkennen am ehesten, welches Maß an Vorsicht gegenüber der Ansteckungsgefahr der Tuberkulose geboten und erlaubt erscheint, wenn wir uns über das Vorkommen des Krankheitsgiftes, des Tuberkelpilzes, und vor allem darüber Klarheit verschaffen, auf welchem Wege er in den Körper eindringt,

und unter welchen Bedingungen er im menschlichen Organismus Krankheiten hervorruft.

Angesichts der enormen Verbreitung der Tuberkulose, die ich Ihnen vorhin erwähnt habe, hat man, solange die Lebensbedingungen des Tuberkelbazillus noch nicht genau erforscht waren, angenommen, daß er allgegenwärtig und mindestens so verbreitet sei, wie zum Beispiel der Erreger der Eiterung oder der Schimmelpilz. Es ist nunmehr aber außer allem Zweifel, daß der Tuberkelbazillus in Wirklichkeit nur da vorkommt, wo Menschen und Tiere leben, die ihn beherbergen.

Die Auswurfstoffe tuberkulöser Menschen und die Milch, eventuell auch das Fleisch perlsüchtiger Tiere, das sind die wesentlich in Betracht kommenden Vermittler der Ansteckung. Im Gedanken an die Legion lungenkranker Menschen und perlsüchtiger Tiere könnte diese Tatsache den größten Schrecken verbreiten.

Demgegenüber ist sogleich das Folgende zu bemerken: Eine nicht unerhebliche Zahl, vielleicht die größere aller Kranken, produziert nur während einer kurzen Periode ihrer Krankheit, manche sogar niemals tuberkulöses Gift nach außen. Anderseits sind in dem von den Kranken ausgestoßenen Auswurf häufig nur noch in geringem Grade oder gar nicht lebensfähige, für die Fortpflanzung der Krankheit geeignete Bazillen vorhanden. Dem wirklich ansteckungskräftigen Material aber droht, sobald es ausgestoßen ist, durch Fäulnis und Austrocknung ein doppelter Untergang. Der größte Feind der lebensfähigen Keime ist, wie dies Koch selbst gezeigt hat, die Sonne. Wir sehen, daß hier die Laboratoriumsforschung mit der ärztlichen Beobachtung übereinstimmt, die Luft und Licht für die besten Mittel gegen Tuberkulose hält.

Auch die durch perlsüchtige Tiere dem Menschen drohende Ansteckungsgefahr kann nur eine begrenzte sein, wenigstens ist eine Gefahr von seiten des Fleisches gänzlich ausgeschlossen, weil die Perlsucht nur im vorgeschrittensten Stadium sich im Muskelfleisch festsetzt, und weil derartige Stücke schon durch die Fleischbeschauer vom Verkehr ausgeschlossen werden.

Die Tuberkulose muß also verbreitet werden durch den Auswurf der Lungenkranken oder durch die Milch perlsüchtiger Tiere, oder durch beide.

(Schluß folgt.)

Das Völkerrecht Ludwigs XIV.

Von

Prof. Dr. G. Galatti.

(Schluß.)

Doch der Appetit kommt beim Essen, und die glücklich ausgefallenen Räubertaten spornten Ludwig XIV. und Louvois, seinen Inspirator und Exekutor, zu neuen räuberischen Unternehmungen an.

Der Generalprokurator Ravaux hatte beim Kollationieren verstaubter Pergamente entdeckt, daß die Grafschaft Chiny, eines der bedeutendsten Lehen des Herzogtums Luxemburg, eine Zeitlang vom Bischof von Metz abgehangen hatte. Das war mehr, als die Reunionskammer dieser Stadt nötig hatte, um sich ohne weiteres für die Vereinigung dieser Domäne mit der Krone von Frankreich zu entscheiden; infolgedessen wurde der Chevalier de Foudras zu dem Fürsten von Parma, Generalstatthalter der Niederlande, und dem Fürsten von Chimay, Statthalter des zu den Niederlanden gehörenden Luxemburg, geschickt, um von ihnen den sofortigen Abzug der spanischen Truppen aus einem Gebiet, das Seiner Katholischen Majestät nicht mehr gehöre, zu verlangen. Ueberrascht und entrüstet erhoben die beiden hohen Herren energischen Protest gegen die sonderbare, unverschämte Zumutung, worauf Louvois mit einer jener „friedlichen Exekutionen“ antwortete, die eine Spezialität seiner Kriegführung waren: das heißt, er ließ zwei Kavalleriekorps in Luxemburg, eines in Flandern und ein viertes ins Hennegau einrücken mit dem Befehl, wenn sie angegriffen würden, Gewalt mit Gewalt abzuwehren, und im andern Falle das Land auszubeuten, indem sie darin nach Gutdünken schalteten. Dieser eigentümliche, aber sehr wirksame Kniff half beim Prinzen von Chimay nach einiger Zeit: außerstande, die „friedlichen Exekutoren“ aus dem Herzogtum hinauszujagen, räumte er, um dem Lande die Folgen dieser heillosen „Friedlichkeit“ zu ersparen, tief gedemütigt und voll Bitterkeit die Grafschaft Chiny und ließ darin die spanischen Fahnen niederholen, worauf die seltsamen Soldaten des Friedens sich dort festsetzten. Kaum hatten sie dort Fuß gefaßt, so machten die neuen Herren im Lande, die unermüdlich die Archive durchstöberten und eine wahre Leidenschaft für das Ausgraben alter Urkunden entfalteten, die Entdeckung, daß von der reklamierten Grafschaft in unvordenklichen Zeiten zahlreiche kleinere Lehen abgehangen hatten, die sie nun kraft der Urteilssprüche der willfährigen Metzer Reunionskammer, die die Ringe dieser Feudalkette wieder zusammenfügte, gleichermaßen besetzten. Auf diese Weise behielt Spanien von Luxemburg nur einige verstreute Dörfer und die Hauptstadt, und diese war geradezu blockiert von einem Kranz französischer Militärposten, die sie oft und gern unter ränkevollen Vorwänden aushungerten, als ob sie belagert würde.

Da die erschöpfte und gedemütigte spanische Monarchie sich gegen so mächtige Räuber und Uebeltäter nicht der Argumente des Starken bedienen konnte, so mußte sie sich auf eine platonische Abwehr mit den Waffen der Noten und Proteste beschränken — jedoch mit dem schönen Resultat, daß sie Ludwig XIV. reizte, eine neue und noch ungeheuerlichere Forderung zu erheben, nämlich die Herrschaft über die flämischen Länder zu verlangen, in denen er in den vorausgegangenen Kriegen während einer vorübergehenden militärischen Besetzung alle Rechte eines souveränen Herrschers ausgeübt hatte, Rechte, die nach seiner Auffassung vom König von Spanien nur kraft einer ausdrücklichen, formellen Abmachung hätten wieder erlangt werden können, wovon im Friedensvertrag von Nimwegen keine Spur vorhanden war. Welches Geschnatter die kapitolinischen Gänse in Brüssel und in Madrid ob dieser verblüffenden feudalistischen Rechtsauslegung erhoben, kann man sich leichter vorstellen als beschreiben; um sie zum Schweigen zu bringen, erließ der König Befehle, die dahin führten, daß die berüchtigten „friedlichen Exekutionen“ sich nicht mehr von dem wildesten Kriegszustand unterschieden [1]). Da Spanien sah, daß es auf diese Weise zu den Pflichten des Friedens noch die Nachteile und Wirkungen des Krieges auf sich zu nehmen hatte, so entschloß es sich, die Heuchelei dieser zweideutigen Haltung zu brandmarken, und begann mit einer feierlichen und formellen Erklärung vom 26. Oktober 1683 auch seinerseits den Krieg gegen den Feind, der ihn in so illoyaler Weise tatsächlich bereits führte. Doch diese Feindseligkeiten, ein Ausbruch der Entrüstung und ein Protest gekränkten Stolzes, verschafften dem räuberischen Gegner leichtes Spiel. Während er die geringen Streitkräfte des Marquis de Grana, des neuen Statthalters der Niederlande, in Schach hielt, eroberte er Courtrai und Dixmuiden und bombardierte Oudenarde, und zu gleicher Zeit denunzierte er Spanien bei ganz Europa als Störerin seiner Ruhe, welch letztere ihm selber dagegen so sehr am Herzen liege — ungefähr wie dem Satan die guten Werke der Sterblichen — daß er sich veranlaßt sehe, auf seine flämischen Rechte zu verzichten, jedoch gegen eine Entschädigung, die nach der Wahl Sr. Katholischen Majestät in einem der folgenden Aequivalente zu bestehen habe:

1. Luxemburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums,
2. Beaumont, Bouvines, Chimay und die geschleiften Festungen Courtrai und Dixmuiden.
3. Puigcerda, Seo de Urgel, Camprodon und Castelfullit.
4. Rosas, Gerona und Cap Quiers.
5. Pamplona und Fuenterrabia.

---

[1]) „Si les gouverneurs de la domination d'Espagne,“ schrieb Ludwig XIV. an den Marschall d'Humières, „faisoient mettre le feu à quelque maison ou village de mon obéissance, je vous ordonne de faire toujours brûler cinquante maisons ou villages pour un que l'auroit été dans mes états; et pour faire que ce qui est en cela de ma volonté ne puisse manquer d'être promptement exécuté, vous adresserez copie de cette dépêche à tous les gouverneurs des places qui sont sous votre charge.“ Oeuvres de Louis XIV, T. IV, p. 270.

Dieser Vorschlag wurde nach Madrid übermittelt; und da Louvois wußte, daß die sprichwörtliche kastilianische Langsamkeit einer kräftigen Pression bedurfte, so ließ er dafür Sorge tragen: daher wurde die reiche Gegend, die sich jenseits des Kanals von Brügge erstreckt, vom Marschall d'Humières vandalisch geplündert; der Marquis de Boufflers und der Graf Montal, die Plünderungszüge von ganz ähnlicher Art unternahmen, brannten eine Vorstadt von Brüssel selbst nieder, und der Marschall Créqui warf vom 20. bis zum 26. Dezember drei- bis viertausend Bomben in die Stadt Luxemburg. Doch trotz dieser energischen Reizmittel hatte sich Spanien, als der Frühling des Jahres 1684 gekommen war, noch immer nicht über die obenerwähnten Aequivalente ausgesprochen; daher gedachte Ludwig XIV. jetzt dem Stier den Kopf abzuschneiden, indem er sich desjenigen Gebietes, nach dem ihn am meisten gelüstete, mit Gewalt bemächtigte: nach einer der großartigsten Belagerungen, die, von Vauban in Person geleitet, einen Monat dauerte, und nach einer der glänzendsten Verteidigungen, die ein kleines Häuflein gegen ein übermächtiges Belagerungskorps geleistet hat, kapitulierte Luxemburg am 4. Juni 1684. „Voici enfin ce terrible Luxembourg réduit au point que vous désiriez," schrieb Vauban an Louvois, „je m'en réjouis de tout mon cœur pour le grand bien qui en reviendra au service du roi. C'est la plus belle et glorieuse conquête qu'il ait jamais faite en sa vie et celle qui lui assure le mieux ses affaires de tous côté." [1]) Und in der Tat rief Spanien, das schon durch seine nicht erfreulichen militärischen Schicksale in Navarra und Katalonien und durch den Verlust jeder Hoffnung auf die Hilfe Hollands eingeschüchtert war, nach dem Falle dieser bis jetzt für uneinnehmbar gehaltenen Festung die Vermittlung des Kaisers an und trat daraufhin dem Waffenstillstand von Regensburg bei. Während der Kaiser die Abtretung Straßburgs und Kehls an Frankreich und alle bis zum 1. August 1681 erfolgten sogenannten „Reunionen" anerkannte, erklärte Spanien zugleich seinen Verzicht auf das Herzogtum und die Stadt Luxemburg, Beaumont, Bouvines und Chimay.

Frankreich frohlockte; hat doch keiner seiner Fürsten die französische Seele, die sich unveränderlich gleich bleibt im Panzer des Kreuzfahrers, in der Kasaque des Musketiers, der phrygischen Mütze des Sansculotte, der galonierten Uniform des ersten Kaiserreichs und dem Schlapphut der dritten Republik, in höherem Grade verkörpert als Ludwig XIV. [2]).

---

[1]) Vauban à Louvois, 4 juin 1684; bei Rousset, Histoire de Louvois. Sixième édition. Paris, Didier & Cie. 1879, T. III, p. 256.

[2]) „Aucun peuple," sagt ein Geschichtschreiber, der, da er Franzose ist, keinen Verdacht erregen kann, „depuis les Romains n'a eu à l'égal du nôtre la passion des conquêtes. Qu'elles soient justes ou injustes, raisonables au folles, fécondes ou stériles, peu lui importe; ces distinctions lui déplaisent et rien qu'à les faire on passe à ses yeux pour un esprit chagrin, sans ardeur, sans grandeur, sans patriotisme... De ce que pensent du conquérant et de la conquête ceux qui la subissent, il ne s'inquiète pas un seul instant, parcequ'il ne met pas en doute qu'on ne soit fier de lui appartenir.

Den ebenmäßigen Parallelismus seines klassizistischen Zeitalters brachte Ludwig XIV. auch bei seinen Gewalttaten zur Geltung: Straßburg und Casale an einem und demselben Tage, Luxemburg und Genua in einem und demselben Monat.

Getötet durch die Undankbarkeit eines Fürsten, für den er auf dem Totenbett klagte getan zu haben, was, wenn er es für Gott getan hätte, ihn jeder Sorge um sein ewiges Heil überhoben haben würde, und beim Volke dermaßen verhaßt, daß das Begräbnis nachts ohne Licht und unter starker bewaffneter Eskorte stattfinden mußte, war der große Colbert am 6. September 1683 ins Grab gestiegen. Jung, tatkräftig, unternehmend, nach Ruhm und glänzenden Taten dürstend, folgte ihm im Marineministerium sein Sohn, der Marquis de Seignelay. Als dieser sich an der Spitze eines gewaltigen Kriegsinstrumentes sah, ging es ihm wie einem Raufbold, der, im Besitz einer wunderbaren Toledanerklinge, um jeden Preis von ihr Gebrauch machen will, und noch mehr spornte ihn dazu das eifersüchtige Verlangen an, mit Louvois, seinem unversöhnlichen, mit erblichem Haß verfolgten Feinde, in jenen räuberischen Kriegstaten zu wetteifern, die durch eine prunkvolle Ballettkunst für den überstolzen Monarchen ein willkommener Hymnus auf seine Allmacht wurden. Genua, der große Handelsplatz des Mittelländischen Meeres, der Spanien weniger ergeben als mit ihm zusammengejocht war, weil die Genuesen seit den Zeiten Karls V. die ständigen Bankiers der spanischen Krone waren, schien ihm, da die Stadt als sozusagen aufständische bestraft und als Nebenbuhlerin Marseilles zerstört werden sollte, das für seine ersten Versuche geeignete corpus vile zu sein. Und wie auf Bestellung, kamen ein Herr du Rion und ein Graf Fieschi gerade zur

Comme il a grande opinion de lui-même, de la superiorité de son génie, de ses institutions, de ses mœurs, et comme il est en même temps d'humeur sociable et généreuse, il ne demande qu'à faire part à autrui de ses propres avantages; c'est parcequ'il veut du bien à ses voisins qu'il les conquert. De ce que pensent les nations étrangères et rivales il s'inquiète encore moins par dédain et par superbe; il lui plaît d'être redouté et les menaces ne lui font pas peur. Dans la conquête il ne voit que le succès de l'heure présente, son territoire agrandi, son orgueil satisfait. L'avenir ne le préoccupe jamais; si ses conquêtes provoquent la guerre, il ne voit au bout de la guerre que des triomphes et des conquêtes nouvelles. Il est incapable de songer d'avance aux retours de fortune, aux revers, aux représailles, à sa puissance amoindrie, à son propre envahi, saccagé, retranché par le glaive. Dans l'histoire il court volontiers aux princes, aux ministres, aux généraux qui ont promu ses frontières et propagé sa puissance; il est sans pitié pour ceux qui ont cédé, reculé, abandonné quelque part de la terre conquise, il n'a que de l'indifférence tout au plus pour les pacifiques sous lesquels le territoire est resté ce qu'il était d'abord, ni diminué ni agrandi. Et voyez ceux-là mêmes qui contredisent, ils ont beau noter et blâmer cette ardeur à conquérir: ils sont de ce peuple, ils ont leur part de ses passions et de ses faiblesses, ils tressaillent de la même fièvre, ils ressentent comme les plus belliqueux le plaisir de l'agrandissement et l'émotion de la conquête. Combien ne faut-il pas de vertu au gouvernement d'un tel peuple pour résister à cet entraînement de nature et pour se roidir sur une pente, où il est si facile et si séduisant de se laisser aller!!" Rousset, Histoire de Louvois, T. III, p. 222—25.

rechten Zeit, um ihn in seinem Vorhaben zu bestärken. Der erstere, der vom Herzog von Mantua das Monopol für das französische Salz in seinen Staaten erlangt, hatte die Genuesen um die Erlaubnis ersucht, es auf dem Wege über Savona einzuführen; der andre, dem das Geld knapp war, hatte, um sich welches zu verschaffen, seine Zuflucht zur Ausgrabung einer angeblichen Forderung seiner Vorfahren an ihre Republik genommen, die aus der Zeit stammen sollte, ehe sie wegen der berühmten Verschwörung Giovanni Luigis ins Exil gegangen waren. Wie sich erwarten ließ, verweigerte Genua die Erlaubnis zum Durchzug der Ware, da sie von großem Nachteil für seine Interessen sein würde, und noch mehr verweigerte es die Zurückzahlung jener Schuld, die von höchst problematischer Existenz oder auf jeden Fall höchst strittiger Natur war. Die beiden Abgewiesenen wandten sich an Seignelay, und sein Versprechen, zu ihren Gunsten nachdrücklich zu intervenieren, gab der geplanten Unternehmung in seinem Kopf eine konkrete Gestalt. Den König dafür zu gewinnen, war die leichteste Sache von der Welt; denn er war über Genua wegen dessen unwandelbarer Ergebenheit gegen Spanien im höchsten Grade erbittert, und seit dem großartigen barocken Schauspiel des Empfangs der algerischen und der siamesischen Gesandtschaft sehr für exotische dekorative Ergebenheitsbezeugungen eingenommen. Doch im tiefsten Frieden einen wehrlosen Staat ohne andern Vorwand als die Ablehnung der Forderungen zweier Privatleute anzugreifen, war selbst für das unbekümmerte und vorurteilslose französische Völkerrecht dieser Zeit ein bißchen zu viel; deshalb wurde der allgemeine Vorwand für solche Fälle, in denen sich kein andrer, wenigstens kein offenkundig plausibler, finden ließ, auf die Bildfläche gebracht: die Behauptung, daß die Stadt es an Ehrerbietung gegen die Person und die Hoheit des großen Königs habe fehlen lassen. Es wurde daraus ein sehr schwerer Anklagegrund gemacht und unter rücksichtsloser Androhung des Krieges von den Genuesen eine öffentliche, sofortige exemplarische Sühne verlangt, dazu gleichzeitig die sofortige Desarmierung von vier eben erst armierten Galeeren, die Erlaubnis zur Einführung des für Mantua bestimmten Salzes auf dem Wege über Savona und die Bezahlung der hypothetischen Forderung des Grafen Fieschi. Da der Minister jedoch befürchtete, daß die Nachgiebigkeit der schwachen Republik zur unrechten Zeit die geplante theatralische Aktion militärischer Uebermacht stören könnte, so ließ er, ohne die Antwort auf die an die Republik gestellte Forderung abzuwarten, ihren Gesandten in Paris, Girolamo Marini, mit unerhörter Verletzung jeder internationalen Verpflichtungen verhaften und in die Bastille überführen[1]), und das in Toulon bereit liegende

[1]) Ordre du Roi de faire arrêter le sieur Marini, envoyé de Gênes. Du 28 avril 1684 à Valenciennes. De Par le Roi Il est ordonné au sieur exempt de la prévôté de l'hôtel et grande prévôté de France de se transporter incessamment au logis du sieur Marini, envoyé de Gênes, et de se saisir de sa personne, pour le conduire sous bonne et sûre garde au château de la Bastille où il demeurera jusqu'à nouvel ordre de Sa Majesté. Histoire de la Marine Française par Eugène Sue. Paris 1845. Au dépôt de la librairie Rue Thérèse 11. T. III, p. 448.

Geschwader lichtete die Anker unter dem Befehl Seignelays in Person, dem die unverbesserliche französische Spottsucht den nicht besonders schmeichelhaften Spottvers nicht ersparen konnte:

Seignelay fait bien du fracas,
Il est fort magnifique
Pour ordonner un repas.
C'est un grand politique.
Mais pour le métier d'amiral
Il le fait au moins aussi mal
Que Jean Le Vert.

In einer Stärke von 14 großen Schiffen, 10 Galeotten, 2 Brandern, 2 Fregatten, 8 Fusten, 21 Tartanen, 30 Schaluppen, 38 Booten, 10 Feluken und 20 Galeeren kam die französische Kriegsflotte am 17. Mai gegen Abend vor Genua an. Nachdem sie die Stadt salutiert und diese den Salut erwidert hatte, ging die Flotte in Kanonenschußweite von der Stadt vor Anker. Am nächsten Tage sandte der Senat, dem die ihm zugegangene Strafandrohung die Bedeutung dieser gewaltigen Demonstration klar genug machte, zwei seiner Mitglieder auf das Admiralschiff, wo sie Seignelay zu sprechen verlangten. Demütig und untertänig fragten sie ihn nach der Ursache, die ihnen die unerwartete Ehre des Besuches einer so großartigen Flotte verschafft habe, und hörten nun aus seinem eignen Munde, was sie nur allzu gut wußten. Machtlos, wie sie waren, Unterhandlungen anzuknüpfen, verlegten sie sich aufs Bitten und erlangten nach dringendem Flehen die Erlaubnis, dem Großen Rat darüber zu berichten, doch wurde ihnen unwiderruflich nur bis fünf Uhr nachmittags Frist gelassen. Als dieser Termin verstrichen war, ohne daß Seignelay irgendwelche Antwort von der Stadt erhalten hatte, begannen die französischen Schiffe sie mit der größten Heftigkeit zu bombardieren. Jetzt eröffneten die Batterien der Stadt auch ihrerseits das Feuer auf den mächtigen Feind, doch mit geringer Wirkung. Das Bombardement, während dessen am 24. eine Landung bei San Pier d' Arena stattfand, die, wiewohl nachdrücklich zurückgewiesen, trotzdem die Zerstörung einer Vorstadt durch eine Feuersbrunst verursachte, wurde ununterbrochen und hartnäckig bis zum 28. September fortgesetzt. An diesem Tage brach die Flotte, nachdem sie ihre 15000 Bomben verbraucht hatte, nach Katalonien auf, während Seignelay wie ein triumphierender Held sich nach Versailles begab, um dem Roi Soleil die willkommene Nachricht zu überbringen, daß Genua, „die Stolze“, ein Trümmerhaufen sei. Und das war keine gascognische Uebertreibung: der Dogenpalast, die Hälfte von San Giorgio, das Arsenal und dreitausend Häuser, Paläste, Kirchen, Magazine, ländliche Lusthäuser bezeugten mit ihren rauchenden Trümmern, daß Attila, Alarich und Geiserich in dem sogenannten wiedergekehrten Zeitalter des Lorenzo dei Medici, des Perikles oder des Augustus Nachahmer gefunden hatten. Und wenn man zu der durch die französischen Bomben verursachten vandalischen Zerstörung noch die Verwüstungen, Plünderungen und Verheerungen der inneren Anarchie hinzunimmt, so erscheint die

Berechnung in einem zeitgenössischen Bericht nicht übertrieben, wonach der Schaden, den Genua an Gebäuden, Marmorwerken, Gemälden, Möbeln, Gold- und Silberarbeiten, Waren jeder Art, darunter eine große Anzahl kostbarer Perlen, erlitt, sich auf mehr als sechzig Millionen Franken belief.[1]) Doch wiewohl die Stadt derart erschöpft und verwüstet war, bat sie dennoch nicht um Gnade und beugte ihr Haupt nicht, so daß Ludwig XIV., noch heftiger erzürnt, einen neuen Angriff zur See und gleichzeitig einen zu Lande vom Gebiet des Herzogs von Savoyen aus auf sie zu machen beschloß. Doch das Dazwischentreten des Papstes ersparte dem guten Namen Frankreichs diese neue Schande; er überzeugte die unbesiegte, unerschütterliche Republik, daß sie sich energisch und ruhmvoll genug gewehrt habe, um sich ohne jeden Tadel dem grausamen, unerbittlichen Gesetz der Gewalt unterwerfen zu können. Der Herr de Rion bekam die verlangte Erlaubnis, das Salz über Savona einzuführen, der Graf Fieschi den Betrag seines phantastischen Guthabens; die vier Galeeren wurden desarmiert, und dem Stolz der Republik wurde eine unheilbare Wunde geschlagen, indem unter Verletzung der vaterländischen Gesetze, die dem Oberhaupt des Staates verboten, sich aus dessen Gebiet zu entfernen, der Doge Imperiali, begleitet von den Senatoren Lomellino, Garibaldi, Salvago und Durazzo, sich nach Versailles zu Ludwig XIV. begeben mußte, um aufs genaueste in die Tat zu übersetzen, was in den zu Paris am 2. Februar 1685 von De Croissy, dem französischen Minister des Auswärtigen, und dem päpstlichen Nuntius Ranuzzi unterzeichneten Präliminarien mit folgenden Worten vereinbart worden war: „Lorsqu'ils seront admis à l'audience du Roi revêtus de leurs habits de cérémonie le dit doge portant la parole témoignera au nom de la république de Gênes l'extrême regret qu'elle a d'avoir déplu à S. M. et se servira dans son discours des expressions les plus soumises, les plus respectueuses et qui marquent le mieux le désir sincère qu'elle a de mériter à l'avenir la bienveillance de Sa Majesté et de la conserver soigneusement.“[2])

Doch trotz so tiefer Demütigung sprach der alte genuesische Stolz noch einmal durch den Mund seines Dogen: auf die Frage Seignelays, was er in Versailles am erstaunlichsten fände, gab er zur Antwort: „Daß ich hier bin!“[3])

*

Doch während infolge dieser großartigen Triumphe die Lobhymnen auf den unvergänglichen Ruhm und die Huldigungen vor der unzerstörbaren Macht Ludwigs XIV. immer mehr die Merkmale jenes götzendienerischen Fetischismus und jener heidnischen Anbetung bekamen, die Saint-Simon zu der Bemerkung veranlaßten: „Le poison abominable de la flatterie la plus insigne le déifia dans le sein même du christianisme“,[4]) verzeichnete die Geschichte auf ihren

---

[1]) Relation du Bombardement de Gênes, par M. Lenoc, envoyé par M. de Croissy. Sue, Histoire de la Marine Française, T. III, p. 463.

[2]) Sue, Histoire de la Marine Française, T. III, p. 466.

[3]) Voltaire, Siècle de Louis XIV, Chap. XIV.

[4]) Mémoires du Duc de Saint-Simon, T. VIII, p. 89. — Der Marschall Herzog von La Feuillade, ein Mann von erprobtem persönlichen Mut, aber, wie Madame de Sévigné

ewigen Blättern den ersten Anfang der großen Mißerfolge und schweren Demütigungen des erlauchten Götzenbildes und seines Reiches. Bedroht von einer so gewaltigen Macht und aufgebracht über eine so verachtungsvolle Vermessenheit, kannte Europa nur einen Wunsch, einen Plan, eine Politik: den Ehrgeiz und Stolz des verhaßten Despoten zu demütigen, dessen Wille das höchste Gesetz der Welt geworden zu sein schien. Der zu stark gespannte Bogen zerbricht, und die vielen Akte brutaler Gewalt, die selbst die unterwürfigste, zaghafteste Geduld ermüdeten, rüttelten durch eine Reaktion der Verzweiflung das Recht und die Freiheit der Völker und Herrscher auf; die von Frankreich Besiegten, Gedemütigten, Beraubten, Verhöhnten und Verfolgten wurden aufgerufen, sich um den Prinzen von Oranien zu sammeln, aller Haß, alle Leidenschaft, alle Rachgier, alles Verlangen nach Vergeltung vereinigte sich gegen den übermütigen Sieger. Die Ereignisse von Straßburg und Casale, Luxemburg und Genua bilden den Keim zum Augsburger Bund, zu La Hogue, Höchstedt, Malplaquet, Ramillies, Turin und zum Frieden von Utrecht, die erste Ursache zu den wunderbaren Erfolgen Englands, und vor allem eine der größten historischen Bestätigungen für den unfehlbaren tröstlichen Satz: „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher."

Das letzte Abenteuer des Herzogs von Montcourt.

Erzählung von

Felix Hübel.

Als der Herzog von Montcourt gelegentlich einer jener abenteuerlichen Fahrten, zu denen ihn sein romantisch unruhiger Geist immer wieder hinaustrieb, auf einer kleinen englischen Insel gelandet war, geschah es, daß er sich zwischen den steilen, zerrissenen Uferfelsen verirrte. Er war in Triebsand geraten und versuchte —

---

sagte, „courtisan passant tous les courtisans passés," ließ das Palais Senneterre in Paris, das er gekauft hatte, niederreißen und auf dem Baugrund, den er „Place des Victoires" benannte, auf seine Kosten (für etwa 3000 Scudi) ein Reiterstandbild Ludwigs XIV. errichten; vor diesem ließ er in der Nacht bei Fackelbeleuchtung sein Garderegiment, dem er selbst das Beispiel dazu gab, sich verbeugen, auf die Knie fallen und sich zu Boden werfen, wobei Blumen und Wohlgerüche, Hymnen und feierliche Anrufungen als Votivopfer dargebracht wurden — ein possenhaftes Schauspiel, bei dessen Anblick man glauben konnte, eine Schar wieder lebendig gewordener Meder und Chaldäer zu sehen, die das Bild Baals anbeteten. Und nicht zufrieden damit, hatte er, wenn man dem Abbé Choisi glauben darf, die Minoriten gebeten, ihm einen unterirdischen Raum ihrer Kirche zu verkaufen, den er bis unter die Königsstatue erweitern wollte, um sich nach seinem Tode unter ihr begraben zu lassen.

in schrecklichem Kampfe — vergebens, sich der tückischen Macht zu entwinden, die ihn geheimnisvoll in die Tiefe zog. Es war schwer, an einem solchen Tage zu sterben. Links dehnte sich die sonnenblitzende Bläue des Meeres, das — spielerisch — kleine, zischende Wellen, die in allen Farben schimmerten, näher und näher heranschob. Rechts erhoben sich die Klippen, übermütig weiße Flächen mit seltsamen Steinen darin und hie und da von smaragdgrünem Moose überzogen, das feucht in der Sonne glänzte. In der Verzweiflung seines fruchtlosen Kampfes heftete der Herzog den irrenden Blick auf das Meer, als könne ihm nur von dort Hilfe kommen. In diesem einsamen Teile des Eilandes war an menschlichen Beistand nicht zu denken. Wie er so auf das Meer hinausstarrte, kam ihm plötzlich der Gedanke an irgend ein fabelhaftes Wesen, das sich aus den goldsprühenden Wellen erheben und zu seiner Rettung herbeieilen möchte. Dieser Gedanke aber wuchs in ihm so mächtig, daß er ihn mit der leidenschaftlichen Inbrunst eines Gebetes erfüllte, und über der Kraft dieses Gefühls, dessen Ursprung er nicht kannte, vergaß er fast die große Gefahr, in der er schwebte. Endlich entrang sich seiner Kehle ein heiserer Schrei, der sogleich sein Echo fand. Aber nicht von der See her kam der helle Gegenruf, sondern von der Klippe herab — einmal und noch einmal. Er wandte den Kopf empor und sah, wie ein menschliches Haupt über der Klippe hing; das Haupt eines Mädchens. „Helft!“ schrie er, „helft!“

Das Mädchen verschwand, aber im Augenblick darauf erschien es wieder, warf ihm ein Tau zu und begann, als er es ergriffen hatte, mit solcher Gewalt zu ziehen, daß er, obgleich in dieser Minute nur auf seine Rettung bedacht, glaubte, es hätten sich mehrere Leute, ihn zu befreien, vereinigt.

Endlich stand er vor seiner Retterin, atemlos, keuchend, mit zitternden Knien. Sie betrachtete ihn und lachte; ein helles, silbernes Lachen.

„Wäre es nicht besser,“ sagte er, als er zu Atem gekommen war, „Sie führten mich nach einem Orte, wo ich mich trocknen, vielleicht die Kleider wechseln könnte?“

Sie war nicht im mindesten gerührt, zeigte noch immer ihre blitzenden Zähne und sprach endlich: „So kommen Sie mit mir!“

Während sie weitausholenden, schwingenden Schrittes vor ihm herging, bewunderte er die Höhe und Kraft ihres Wuchses und den üppigen Reichtum ihres rotgoldenen Haares. Und kaum dem Tode entronnen, stachelten ihn schon wieder die Begierden des Fleisches, und der leidenschaftliche Wunsch, diese seltsame Schönheit zu besitzen, erhitzte sein Blut. Das Mädchen führte ihn nach der Hütte seines Vaters, eines Fischers, die kaum hundert Schritte entfernt im Schutze eines Felsens stand. Der Vater war nicht zu Hause, aber sie bat den Herzog ruhig einzutreten, entnahm einem Schranke ihres Vaters besten Anzug, und eine Viertelstunde später trat der Herzog aus der Kammer, in der er sich umgekleidet hatte, im Gewande eines Fischers heraus.

„Welch einen Unterschied doch Kleider machen!“ sagte das Mädchen und heftete verwundert ihre lachenden Augen auf ihn. Dann nahm sie des Herzogs

nasse Kleidungsstücke und hängte sie beim Feuer auf, nicht ohne beim Berühren der feinen Gewebe ein gewisses Vergnügen zu empfinden.

„Wie heißen Sie?“ fragte der Herzog, indem er ihren Bewegungen folgte.

„Eleanor!“ erwiderte sie.

„Ein schöner Name,“ sagte der Herzog und fügte hinzu: „Ich bin der Herzog von Montcourt.“ Sie war nicht im mindesten erstaunt, sondern lachte nur: „Auch ein schöner Name!“

Er ärgerte sich etwas darüber, daß sie seiner Hoheit so wenig Beachtung schenkte, und nachdem er eine Weile geschwiegen und ins Feuer geblickt hatte, begann er wieder: „Vielleicht glauben Sie es nicht einmal?“

„Warum sollte ich wohl nicht? Wenngleich Sie bei Gott nicht so aussehen.“ Und ihre Lippen weiteten sich wieder zu einem fröhlichen Lachen.

Nachdem die schöne Eleanor noch Tee gemacht und der Herzog mit Behagen davon geschlürft hatte, blieb er noch eine Weile an dem flackernden Kaminfeuer sitzen. Unaufhörlich folgte sein Blick den Bewegungen des Fischermädchens, hing an den edlen Kurven ihres kräftigen Körpers und glitt über ihr feingeformtes Gesicht. Sie ging ruhig und unbefangen ihrer häuslichen Beschäftigung nach, ohne ihn weiter zu beachten. Endlich erhob er sich, verließ die Hütte und erklomm den nächsten Felsen, um die Sonne im Meere versinken zu sehen, denn in der niedrigen Hütte war es nach und nach dunkel geworden. Ueber das Meer ging ein Ahnen der kommenden Nacht wie ein Hauch. Seltsame kleine Wellen bäumten sich gleichsam fragend empor und versanken wieder in der unabsehbaren Fläche, über der eine leise Traurigkeit hing. Aber noch einmal bebte das Meer auf in erhabener Glut. Die Sonne, die um so heißer erglühte, je tiefer sie sank, berührte endlich mit ihrem unteren Rande den Wasserspiegel, und eine zuckende, purpurne und goldene Straße schoß flammend zu dem Felsen hinüber, auf dem der Herzog saß. Aber bald verblaßte der schimmernde Zauber. Die funkelnde Brücke verlosch im Wasser, das zu seufzen und zu klagen schien.

Dem Herzoge war es plötzlich, als fühle er jemandes Gegenwart, und fast erschrocken wandte er sich um. Da stand Eleanor, den Blick nach Westen gerichtet, wo blasse violette und grünliche Töne wie zarte Träume am Himmel schwammen. Und in diesem Nachglanze der Sonne erschien sie ihm wie ein übernatürliches Wesen. Auch jetzt lächelte sie, aber das Lächeln war auf ihrem Gesicht erstarrt. In ihren Augen war ein dunkler, starrer Glanz, und ihr rotgoldenes Haar leuchtete wie Flammen. Plötzlich wandte sie sich und stieg den Felsen hinab. Der Herzog folgte ihr, aber von ihrem seltsamen Wesen befremdet, konnte er die Worte nicht finden, die er ihr sagen wollte.

Der Fischer, Eleanors Vater, kam diesen Abend nicht zurück.

„Sie werden zu müde sein, um heute noch Ihr Schiff zu finden,“ sagte Eleanor, als die Dunkelheit völlig hereingebrochen war: „Sie können auf Vaters Bett schlafen.“ Der Herzog blickte erstaunt auf, sie aber bot ihm ruhig gute Nacht und zog sich in die Kammer zurück, dieselbe Kammer, in der er sich umgekleidet hatte.

Der Herzog blickte noch eine Weile in das Feuer, das nach und nach erlosch. Dann warf er sich auf das harte Bett und versuchte zu schlafen. Aber Eleanors Bild stand noch zu greifbar deutlich vor seinen Augen, und seine erregten Sinne ließen ihm keine Ruhe.

„Im übrigen muß man alles versuchen!" sagte er sich endlich — dies war sein vornehmster Grundsatz —, erhob sich und schritt entschlossen auf die Tür zu, hinter der er die schöne Eleanor schlummernd glaubte. Er öffnete — wahrhaftig! Die Tür war nicht einmal verschlossen — und trat leise ein.

Das Mädchen schlief. Durch das Fenster fiel ein breiter Streifen Mondlichtes quer über das Bett, quer über die Schlafende. Den einen Arm hatte sie unter das Haupt geschoben, und er war von dem aufgelösten Haar, das im Lichte des Mondes wie Metall flimmerte, fast verdeckt. Der andre Arm lag nackt und bloß, lang ausgestreckt auf der Bettdecke. Er schimmerte, als sei er aus bleichem Perlmutter geformt. Draußen rauschte das Meer.

Der Herzog überlegte. Sollte er sich einfach auf die Schlummernde stürzen? Sollte er sie mit zärtlichen Worten wecken, ihr im Mondschein seine Liebe klagen, um endlich — er war ein Meister in diesem Spiel! — auch in ihrem Busen die Leidenschaft zu erwecken, die in ihm tobte?

Da regte sie sich im Schlafe, und in dieser einfachen Bewegung war eine solche ruhige, gesammelte Kraft, daß er daran denken mußte, wie sie ganz allein seine Rettung vollbracht — und er empfand Furcht. „Wenn sie," dachte er, indem er nach der Tür zurückglitt, „wenn sie mich — bei Gott, ich bin nicht schwach! aber —" Er atmete ordentlich auf, als er die Kammertür wieder hinter sich geschlossen hatte.

Früh, nachdem er doch noch einigen Schlummer gefunden, erhob er sich und trat vor die Hütte hinaus. Dann erkletterte er wieder den Felsen, um von diesem erhöhten Punkte aus einen Platz zu erspähen, wo er ohne Gefahr zu laufen ein Bad nehmen konnte.

Kaum hatte er den Blick auf das Meer gerichtet, als er auch schon sah, wie ein weißer Menschenleib sich im Wasser tummelte. Unschwer erkannte der Herzog, daß es Eleanor war, die sich mit der Gewandtheit eines Fisches in dem nassen Elemente erging. Es war ein göttliches Schauspiel. Sie tauchte, und unter dem blaugrünen, flatternd bewegten Wasser leuchtete der weiße Körper empor. Sie schnellte in die Höhe, halben Leibes aus dem Wasser heraus, warf in übermütigem Schwunge das Haupt zurück, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und ihr Lustschrei klang über die Wellen hin. Sie schwamm; kraftvoll peitschten ihre nervigen Arme die anstürmenden Wellen, und von der Kraft ihrer Schenkel getrieben, schoß der weiße Leib durch den schäumenden Gischt. Endlich warf sie sich auf den Rücken, und von der Sonne umblitzt, von den violett und grün schimmernden Wellen in schwellendem Rhythmus gehoben, ließ sie sich zum Strande tragen.

Der edle Herzog, der bei diesem Anblicke wirklich ein rein ästhetisches Ent-

zücken gefühlt hatte, konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, nun, da er nichts mehr sah.

„Sie ist eine Hexe, ein Meerweib!“ murmelte er. „Vielleicht hat sie des Nachts einen Fischschwanz. Aber ich möchte sie wohl besitzen.“

Eine Stunde später mußte er sich verabschieden. Sicherlich war seine Mannschaft schon auf der Suche nach ihm über die ganze Insel verstreut.

„Eleanor,“ sagte er, „Sie haben mir das Leben gerettet. Wie kann ich Ihnen danken, womit Sie belohnen?“

Sie schüttelte den Kopf, daß ihre noch halbnasse, goldene Mähne flog, und zeigte lachend ihre starken, blitzenden Zähne. Er überlegte einen Augenblick.

„Sie haben mir Gastfreundschaft gewährt,“ sprach er dann; „lassen Sie mich Gleiches mit Gleichem vergelten! Sie haben mir Kleidung gegeben; ich will Sie dafür in die kostbarste Seide hüllen.“

Er sah mit Vergnügen, daß seine Worte nicht an ihrem Ohr vorbeigeglitten waren. Ihre glänzenden Augen waren fest auf ihn gerichtet, und ihr Gesicht hatte den Ausdruck eines Kindes, dem man von fremden, wunderbaren Ländern erzählt. Und rasch fügte er hinzu, um den Eindruck seiner Worte zu verstärken: „Kommen Sie zu mir, auf mein Schloß! Wie eine Fürstin will ich Sie empfangen.“

„Auf Ihr Schloß?“ fragte sie und lächelte; „das möchte ich schon; aber wie soll ich dahin kommen?“

So leicht hatte der Herzog die Sache sich nicht gedacht. Einen Augenblick bereute er sogar, daß er die letzte Nacht so — bescheiden gewesen war. Rasch erfaßte er Eleanors Hände mit warmem Drucke: „Nichts leichter als das! Kommen Sie mit mir! Oder besser noch,“ fügte er hinzu, „ich lasse Sie in einer Woche holen.“

Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern oder noch eine Frage zu tun, nickte sie Zustimmung. Dann sagte sie, indem sie aber ihre Hände mit einer ruhigen, doch unwiderstehlichen Bewegung aus den seinen zog: „Heute könnte ich nicht mitkommen. Ich muß doch erst von meinem Vater Abschied nehmen.“

„Aber,“ fragte der Herzog zögernd, „wird er Sie denn ziehen lassen?“

„Das muß er!“ erwiderte sie und lachte wieder.

*

Auf der Heimreise, die sofort angetreten wurde, nachdem der Herzog sein Schiff in Sicherheit erreicht hatte, konnte er an nichts denken als an das schöne Fischermädchen, und er fühlte fast mit Gewißheit, daß er hier am Eingange des seltsamsten Abenteuers stünde, das er je erlebt hatte. Die merkwürdigen Umstände, unter denen er das Mädchen getroffen hatte, seine außerordentliche Kraft, die, wie es schien, mit der eines starken Mannes wetteifern konnte, seine blühende, schimmernde Schönheit, das Problematische seines Charakters, seines Fühlens und Denkens, all dies versetzte den Herzog in jene angenehme Erregung, deren er so dringend bedurfte wie frischer Luft, und die zu suchen und zu finden ihm

kein Land zu weit, kein Meer zu breit, kein Schloß zu fest und keine Kirche zu heilig war.

In seinem Palaste angekommen, der, von ausgedehnten, terrassenförmig angelegten Gärten umgeben, unweit der Meeresküste lag, traf er sofort die nötigen Vorbereitungen, Eleanor zu empfangen. Es sollte niemand wissen, welchen Standes sie war, und er war überzeugt, einen Schleier über ihre Herkunft breiten zu können, wenn er nur einige ganz zuverlässige Leute einweihte, die sie abholen und dann zunächst ihre Bedienung übernehmen sollten.

Sein Plan glückte auf das vollkommenste, und eines späten Abends saß der entzückte Herzog im Marmorsaale seines Schlosses, der wunderschönen Engländerin gegenüber. Sie benahm sich ganz natürlich; nichts schien ihr Staunen oder ihre Neugierde zu erregen, und nur, als der Herzog sie sogleich nach ihrer Ankunft in ihre Gemächer geführt und ihr dort in einem großen Schranke eine Fülle der herrlichsten Kleider gezeigt, hatte sie ihre kindliche Freude verraten und ein Entzücken an den reichen Stoffen, das sich zu einem silbernen Gelächter steigerte. An der Tafel saß sie mit der Würde einer geborenen Dame, und bald zweifelte niemand von der Dienerschaft, daß sie in der Tat eine Mylady sei.

Zur Bedienung bei dem ersten Souper, das der Herzog mit Eleanor einnahm, hatte er zwei ungeheure Mohren bestimmt, die er von einer seiner afrikanischen Reisen mitgebracht hatte und die an ihm wie Hunde hingen. Sie standen nun, gleich Statuen aus Ebenholz, einer hinter des Herzogs, einer hinter Eleanors Stuhl, der Befehle gewärtig, die dieser in ihrer eignen Sprache ihnen zuwarf.

Im Glanze der Hunderte von Wachskerzen, dieser vornehmsten aller Lichtquellen, erweckte der geräumige Saal den Eindruck einer feierlichen Festesfreude, und diese strahlende Pracht, die doch nicht ohne eine gewisse Düsterheit war, hätte für kleine Gemüter sicher etwas Bedrückendes gehabt. Nicht so für Eleanor, die der Herzog nicht müde wurde bewundernd zu betrachten. Mit großem Geschick hatte sie aus ihrem Toiletteschatze gewählt, was ihre Schönheit ins Märchenhafte steigerte: ein sich lose anschmiegendes dunkelviolettes Sammetgewand, das reich mit feiner Stickerei in Altgold und Schwarz versehen war. Ihre schneeweiße Haut, ihre blühende Gesichtsfarbe, der üppige Reichtum ihres lose um den Kopf geschlungenen rotgoldenen Haares, das im Glanze des aus Spiegeln und blanken Marmorscheiben tausendfältig reflektierten Lichtes Funken zu sprühen schien, all dies bildete mit der pompösen Pracht des schweren, dunkeln Sammets ein Bild von berauschender Wirkung. Der Herzog, der sich von vornherein vorgenommen hatte, sie wenigstens der Dienerschaft gegenüber als Dame aus seiner eignen Sphäre zu behandeln, schickte sich mit der gleichen Natürlichkeit in seine Rolle, mit der sich Eleanor in die ihre fand, ja vielleicht hatte er noch nie so viel zärtliche Galanterie an eine hochgeborene Dame verschwendet, als er heute, als Kavalier der schönen Fischerstochter, aufbot. Natürlich war Eleanor zunächst ziemlich einsilbig, mehr aus angeborener Klug-

heit als aus Scheu, aber der Herzog wurde nicht müde, sie mit seinen Plaudereien zu unterhalten, zärtliche Anspielungen einflechtend, wo immer es angängig war. Dabei achtete er fleißig darauf, daß sie von jedem der kostbaren Weine wenigstens nippte, und trank ihr immer und immer wieder zu. Auch hatte er dafür Sorge getragen, daß das reiche Mahl eine größere Anzahl schwerer, reich gewürzter Speisen enthielt, darauf berechnet, den Durst und die Sinne zu reizen.

Als es der Herzog endlich für angezeigt hielt, die Tafel aufzuheben, bot er Eleanor galant den Arm, auf den sie sich schwer stützte. Sie schritten durch den langen Saal, wobei Eleanor in einer Art süßer Betäubung ihrem glänzenden Spiegelbilde lächelnd zunickte. Ihre Augen strahlten in blauem Feuer, ihre Wangen glühten, und trotz der ungewohnten Schwere in ihren Gliedern schien es ihr, als schwebe sie über den glatten Marmor. Und ein neues Gefühl war in ihr, ein Gefühl, das sie bis dahin nicht gekannt hatte; ein Aufflammen ihres Blutes, ein Prickeln und Schwellen in den Adern, eine leidenschaftliche Sehnsucht nach etwas, das sie noch nicht kannte.

Der Herzog betrachtete sie von der Seite, er fühlte ihren weichen, runden Arm schwer in dem seinen. Er lächelte und wußte, daß er sein Spiel gewonnen hatte.

*

Nun waren die abenteuerlichen Fahrten zu Ende, diese Fahrten, die den Herzog nach allen Teilen der Welt geführt und die lediglich zu dem Zwecke unternommen worden waren, seinen in Genüssen erschlafften Körper neuen Reizen zugänglich zu machen. Nicht nur, daß er die Grenze jenes Lebens, in dem man Abenteuer sucht, überschritten hatte, nein, er fand wirklich in Eleanor ein Genügen, das er noch in keiner Frau gefunden hatte. Je länger er sie kannte, je mehr er sie beobachtete und in ihr Wesen eindrang, um so rätselhafter schien sie ihm. Sie war ihm völlig zu Willen, doch hatte ihre Sinnlichkeit etwas so Kaltes und Passives, daß er oft wünschte, sie möchte ihren Willen einmal dem seinen entgegensetzen, anstatt stumm und ewig lächelnd zu tun, was er von ihr heischte. Sie, die von den Menschen entfernt, in der grandiosen Einsamkeit der Natur aufgewachsen war, kannte keine Scham. Ihr war ihr Körper nichts andres als das Meer, als ein weißer Felsen, als ein blumiger Abhang, die doch alle nackt und unverhüllt unter der Sonne ruhten oder dem Winde preisgegeben waren. In der rauschenden Pracht golddurchwirkter Seide, in der schimmernden Eleganz des Sammets, in dem Schmucke glitzernder Juwelen fühlte sie sich doch immer nackt, und trotz der kindlichen Freude über all diesen Luxus hatte sie doch das, wenn auch unbestimmte, Gefühl, daß ihre weiße, matt glänzende Haut eigentlich ihr schönstes Gewand sei. So kam sie den extravaganten Wünschen des alternden Herzogs stets bereitwillig entgegen. Dieser war aus einem brutalen Wollüstling nach und nach ein „Aesthet“ geworden, wenigstens hielt er sich für einen solchen, obgleich er doch nur ein Zyniker war; allerdings hatte sein Zynismus etwas, man möchte sagen Gutmütiges an sich.

Nun denn, er hatte es sich in den Kopf gesetzt, Eleanor bisweilen als Kunstwerk zu genießen, sie als Modell zu benutzen für Bilder, die nie gemalt wurden. Er hatte in der Tat ein feines Gefühl für das Malerische, und er sagte oft, nicht ohne Stolz, daß er, wenn er nicht zufällig aus königlichem Geblüt geboren und so der irdischen Sorgen enthoben sei, mit Leichtigkeit als Maler seine Laufbahn gemacht haben würde. Trotzdem hatte er es nicht für angebracht gehalten, seinem Talente auch nur die geringste technische Schulung angedeihen zu lassen. Er hielt dafür, daß „Bilder sehen" ebensogut sei als Bilder malen, ja, er glaubte, dies sei die wahre königliche Kunst. Warum das, was seiner Seele in einem gegebenen Augenblick als „Bild" erschien, dadurch profanieren, daß er es auf die Leinwand bannte, aus einem Lebendigen etwas Totes machte?

Der Nachklang eines köstlichen Bildes — Eleanors weißer Leib in schimmernden übersonnten Fluten — lebte stark in ihm: warum nicht dieses Bild aufs neue lebendig machen? Im Parke war ein großes und tiefes, in Marmor gefaßtes Bassin, von reinstem Quellwasser gespeist. Hier ließ er Eleanor ihre Schwimmkünste wiederholen, und sie fand selbst ein naives Behagen daran, ihre gleißende Schönheit in der kühlen Flut zu spiegeln. Aber auch in phantastischen Interieurs, in teppichüberladenen Räumen, die von der Glut des Orients bebten, fand er den passenden Rahmen für ihre Schönheit.

Waren sie immer vor Lauschern sicher? Was bedeutete das Aufglühen in Mustaphas, des Mohren, Augen, wenn immer er in die Nähe seiner Herrin kam? Und hatten nicht einst seine Hände gezittert, als er ihr — in Gegenwart des Herzogs sogar — eine Schüssel reichte?

Einst hatte er, wider das Verbot im Parke umherstreifend, Myladys unverhüllte Schönheit im Wasser gesehen, und seit der Zeit war er wie ein Vergifteter. Er, der jahrelang wie ein Tier, nur des Herren Willen kennend, gelebt hatte, war plötzlich von einer verzehrenden Glut gepackt worden, der er nicht widerstehen konnte. Und so warf er sich eines Tages zu Eleanors Füßen, die er mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte, während ein Zittern durch seinen ungeheuern Körper lief. Und als Eleanor, die gegen diese Huldigung nichts einzuwenden hatte, ganz still blieb, erhob er sich plötzlich auf den Knien und war eben im Begriff, seine Arme um sie zu schlingen, als der Herzog — hatte er Verdacht geschöpft? — ins Zimmer trat. „Mustapha! Elender!" schrie er, und der Schwarze brach zusammen wie vom Blitze getroffen. Er blieb liegen, das Haupt in den Händen geborgen.

„Erhebe dich!" befahl der Herzog mit vor Wut zitternder Stimme. „An jene Wand!" Der Mohr erhob sich und schritt schwankend nach der Stelle, die des Herrn drohend ausgestreckte Hand andeutete. Der Herzog zog ein Pistol und zielte lange und sorgfältig. Der Mohr lehnte an der Wand, und seine Lippen bewegten sich konvulsivisch, aber er gab keinen Laut von sich. Als endlich der Schuß knallte, stürzte er mit erhobenen Armen vornüber.

Der Herzog lud sein Pistol aufs neue, ganz ruhig, als sei nichts geschehen, und trat zu Eleanor, die wie versteinert auf ihrem Stuhle saß. Auf ihrem

Angesicht war noch immer ein Lächeln. „Mylady," sprach der Herzog mit eisiger Höflichkeit, „hier ist noch eine Kugel. Sehen Sie zu, daß sie nicht so bald ihr Ziel erreiche!"

Er ging, und Eleanor blickte ihm nach. Sie lächelte noch immer.

*

Der Herzog von Montcourt war ein naher Verwandter des königlichen Hauses. Aber er kam fast nie nach der Hauptstadt, und seit er von seiner Gemahlin geschieden war, hatte er sich bei Hofe überhaupt nicht mehr sehen lassen. Man ließ ihn gewähren; verfügte er doch über ungeheure Reichtümer, die er — das war seine ausgesprochene Absicht — einem der Söhne seines königlichen Vetters hinterlassen wollte. Und solange er nach außen das Dekorum wahrte und dem von fortwährenden politischen Krisen erschütterten Lande keinen Anlaß zu unliebsamer Erregung bot, fand es das königliche Paar im eignen Interesse, den Herzog mit Vorschriften zu verschonen.

Dies war nun freilich das erstemal, daß der edle Herzog eine Maitresse für längere Zeit unter dem Dache seines Schlosses beherbergte, und er hielt es nach einiger Zeit selbst für angezeigt, auf Mittel und Wege zu sinnen, bedenklichen Leuten Sand in die Augen zu streuen.

Er hatte bald den richtigen Ausweg gefunden: Eleanor mußte heiraten. Es galt nur noch, den passenden Gatten ausfindig zu machen, denn Eleanor setzte den Plänen des Herzogs auch jetzt nicht den geringsten Widerstand entgegen. Seine Absicht blieb ihr allerdings vorläufig verborgen.

Der Herzog erinnerte sich des Barons von Foncières, der ein stattlicher Offizier und nebenbei ein junger Mann von milder und friedliebender Gemütsart war. Außerdem war er der Sohn eines Jugendfreundes, besaß also anscheinend alle die Eigenschaften, um ihn für die ihm vom Herzog zugedachte Rolle in des hohen Herrn kleiner Komödie geeignet erscheinen zu lassen. Eines Tages also kam er, einer Einladung des Herzogs folgend, nach Schloß Montcourt, wo er nichts Eiligeres zu tun hatte, als sich in die schöne Eleanor, die „Adoptivtochter" des Herzogs, zu verlieben. Der junge Mann hatte Glück. Seine Liebe wurde erwidert, der Herzog gab seinen Segen, und da einer schleunigen Vermählung nichts im Wege stand, eine solche sogar allseitig — am stürmischsten natürlich von seiten des glücklichen Bräutigams — gefordert wurde, so konnte die Zeremonie schon einige Tage später in der Schloßkapelle gefeiert werden.

Der ganze Plan, der dem Herzoge zunächst nur als eine unangenehme Notwendigkeit erschienen und an dessen Ausführung er doch mit einigem Mißvergnügen gegangen war, erschien ihm jetzt in völlig anderm Lichte. Die seltsame Situation, in der er sich bewußt, die andern Beteiligten unbewußt befanden, reizte ihn plötzlich so, daß er sein Vergnügen kaum verbergen konnte. Welch ein Scherz! Welch eine Gelegenheit, neue Sensationen zu empfinden! Welch ein Gedanke, diese Komödie nicht nur gedichtet, sondern sie auch selbst in Szene ge-

setzt zu haben und die Hauptrolle in ihr zu spielen! Und er der Triumphator am Ende! Er, der den Knoten des Spiels kunstvoll verschlungen, er würde ihn lächelnd lösen, er selbst! Und welcher unerwartete, welcher effektvolle Schluß! Wie schade, daß die Spieler in diesem Falle gleichzeitig das Publikum bildeten, und daß er nur sein eignes Bravo hören würde!

Der Trauung, die, wenn auch mit der nötigen Feierlichkeit, so doch rasch vollzogen wurde, folgte ein üppiges Mahl, und der Herzog, den der Gedanke, daß die schöne Braut ihm gegenüber sein Eigentum sei, über alle Maßen kitzelte, konnte sich nicht enthalten, einige dahingehende Anspielungen zu machen. Der junge Baron war viel zu sehr mit sich selbst und seinem großen Glücke beschäftigt, als daß er den Sinn dieser Worte erraten oder auch nur etwas Ungewöhnliches in ihnen hätte finden können. Nicht so Eleanor. Als der Herzog einmal begann, ihre Hand zu streicheln und sie mit ironisch-boshaftem Augenzwinkern „Madame la Baronne“ nannte, zog sie ihre Hand zurück, und in ihren Augen glomm ein drohendes Feuer auf. War der Herzog seiner Sache so gewiß, daß er die Warnung nicht bemerkte oder sie verachtete?

Eine Möglichkeit hatte der geistreiche „Dichter“, der elegante Akteur nämlich nicht bedacht: daß Eleanor, die kalte, passive, sich in den ihr im Spiele zugeteilten Partner verlieben könnte! So sicher glaubte er die Fäden in der Hand zu haben, daß er seinen Plan schon für völlig gelungen hielt und mit der Ungeduld des gespannten Zuschauers das Ende der Komödie erwartete. Das „junge Paar“, so war verabredet worden, sollte die Nacht im Schlosse verbringen und am nächsten Morgen abreisen.

Das Mahl näherte sich seinem Ende. Der Baron erhob sich und richtete stehend an den herzoglichen Schwiegervater einige Worte des Inhalts, daß er nicht wisse, wie er zu der hohen Gnade gekommen, daß er noch unfähig sei, sein ungeheures Glück zu ermessen und es zu begreifen, daß er zeit seines Lebens alles aufbieten würde, seine Dankbarkeit zu erweisen, u. s. w. Der Herzog saß in seinen Stuhl zurückgelehnt, die Hände im Schoße gefaltet, und drehte die Daumen umeinander. Die Augen hatte er auf Eleanor gerichtet, die ihm nie schöner erschienen war als heute. Vielleicht war sie auch nie schöner gewesen. Dabei freute er sich aber immer darüber, wie gut der Baron seine „Rolle“ spielte, und als dieser geendet hatte und mit Tränen in den Augen seinen Platz wieder einnahm, sagte er: „Mein lieber Freund, ich danke Ihnen. Ich gedenke übrigens Ihre guten Gesinnungen gegen mich bald auf die Probe zu stellen.“

Der junge Offizier legte die Hand auf die Brust: „Ich schwöre —!“

Gnädig winkte der Herzog ab, und bald darauf hob er die Tafel auf.

„Madame la Baronne,“ sagte er verbindlich, „wird nun wünschen, sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. Ich wünsche wohl zu ruhen!“ Er reichte ihr mit einer Verbeugung die Hand und sah ebenso erstaunt als erfreut, daß sie errötete — zum ersten Male! Er begleitete sie bis zur Tür des Saales, kehrte

zu dem Baron zurück, der sich plötzlich etwas beengt fühlte, und sprach: „Lieber Freund, ich muß Sie noch um eine kleine Unterredung bitten, ehe ich Sie Ihrem Glücke überlasse. Haben Sie die Gewogenheit, mir auf mein Zimmer zu folgen." ‚Jetzt wird er mir eine Anweisung auf seine Bank geben,' dachte der Baron, und in seinem Kopfe wirbelten ungeheure Zahlen durcheinander. Aber es kam anders. Der Herzog bat ihn einzutreten und Platz zu nehmen. Dann schloß er die Tür hinter sich, trat kurz entschlossen auf den Baron zu — aber so, daß ein Tisch zwischen ihm und seinem Gaste war — und sagte, indem er seiner Stimme einen majestätischen Klang zu verleihen suchte: „Mein Herr! Innerhalb einer Viertelstunde müssen Sie dieses Schloß verlassen haben!"

Der Baron blickte überrascht auf. Hatte der gute Herzog den Verstand verloren, oder vielleicht nur etwas zu viel Wein —?

Endlich erwiderte er, sanft lächelnd: „Gestatten Euer Hoheit — wohl ein kleiner Irrtum —"

„Keine Widerrede, oder Sie werden es bereuen, junger Mann!" donnerte der Herzog; „unten steht Ihr Wagen fertig, Ihr Gepäck werden Sie vorfinden!"

Der Baron erhob sich: „Nun gut, ich werde meine Gemahlin bitten lassen, sich sofort zur Abreise fertig zu machen."

„Bemühen Sie sich nicht; Ihre Frau Gemahlin bleibt hier!"

Der Herzog hatte beide Hände auf den Tisch gestützt und versuchte den Baron „durchbohrend" anzusehen. Dabei dachte er, während sich seine Brust schwellte: ‚Dies ist die Klimax!'

Eine Weile herrschte in dem Zimmer tödliches Schweigen. Nur die Kerzen summten. Der Baron war totenbleich. Endlich stammelte er: „Darf ich um eine Erklärung bitten?"

„Junger Mann," sagte der Herzog, strich sich den spitzen, graumelierten Bart und versuchte, seiner Stimme den Ton väterlichen Wohlwollens zu geben „junger Mann, Sie werden Karriere machen! Dafür lassen Sie mich sorgen. Auch steht bei meinem Pariser Bankier die Summe von dreimalhunderttausend Franken zu Ihrer Verfügung. Gehen Sie und heben Sie sie ab!" Und als der Baron noch nicht zu verstehen schien und ihn aus funkelnden Augen betrachtete, fügte er hinzu: „Die Dame, der Sie heute Ihre Hand zum Ehebunde reichten, lebt schon seit einem Jahre unter meinem Dache. Ich liebe sie sehr, aber — hm — meine Tochter ist sie nicht!"

Der Baron verstand und mit dem Ausrufe „Elender!" griff er nach der linken Seite, um den Degen zu ziehen. Aber er war waffenlos. Dagegen hatte der Herzog blitzschnell ein Pistol gezogen und es auf den Baron gerichtet. „Noch einen Schritt!" zischte er, „und Sie sind verloren. Ich knalle Sie nieder wie einen tollen Hund — wenn ich gnädig bin! Lasse ich Sie aber durch meine Diener verhaften, die meines Winkes gewärtig sind, dann wissen Sie, welches Schicksal Ihrer harrt. Es ist Ihnen bekannt, wie Angriffe auf ein Mitglied der königlichen Familie bestraft werden."

Der Baron griff sich stöhnend an die Stirn. Dann warf er einen verzweifelten Blick auf den Herzog, der noch immer hochaufgerichtet, das gespannte Pistol in der Hand, am Tische stand, und wankte nach der Tür. Dort wandte er sich noch einmal, und indem er vergeblich versuchte, seiner Stimme Festigkeit zu verleihen, flüsterte er: „Erbarmen, Hoheit! Ich verzichte auf alles. Ich verzeihe alles. Aber lassen Sie sie mir. Ich liebe sie."

Der Herzog antwortete streng: „Schämen Sie sich, wie ein Kind zu plärren! Seien Sie ein Mann!" Und plötzlich den Ton ändernd, spöttisch: „Uebrigens liebe ich sie auch, und — ich habe ältere Rechte!"

Der Unglückliche ging.

*

Nach einigen Minuten schon rollte der Wagen über den Schloßhof, und der Herzog rieb sich vergnügt die Hände. Jetzt kam der Komödie letzter Akt; unzweifelhaft der amüsanteste — für ihn wenigstens. Wie glatt und elegant alles abgelaufen war! „Bei Gott!" schmunzelte der Herzog, „ich glaube, ich habe meine Talente zu spät entdeckt."

Bald darauf war er auf dem Wege zu Eleanors Schlafgemach, dessen hochzeitliche Ausschmückung nach seinen eignen Angaben erfolgt war. Es lag am Ende eines langen Korridors, und während er geräuschlos über den weichen Teppich schritt, freute er sich unbändig über den meisterhaften Schluß seiner Komödie.

Er trat ein. Es war dunkel. Er hielt es für besser, nicht zu sprechen. Je später der Triumph, um so vollkommener. Aber er fühlte es, daß sie nicht schlief, und während er sich leise entkleidete, hörte er, wie sie sich von einer Seite auf die andre wälzte. Im Zimmer war ein betäubender Duft von Rosen, so schwer und bedrückend in all seiner Süße, daß er daran dachte, das Fenster zu öffnen. Da flüsterte sie, zitternd vor Ungeduld: „Fernand!"

‚O!' dachte der Herzog, ‚ich glaube wahrhaftig, sie liebt ihn,' und für einen Augenblick stieg etwas wie Eifersucht in seiner Brust auf. Dann schritt er rasch zu dem Bett und beugte den Kopf herab. Sie schlang die Arme um seinen Hals, heiße, begehrende Arme, und küßte ihn leidenschaftlich auf den Mund. „Geliebter! Mein Gemahl!" stammelte sie.

Und in dieser Glut, die ihm so unerwartet entgegenflammte, vergaß der stolze Schauspieler seine Rolle. Indem er sich über sie warf, flüsterte er leidenschaftliche Worte, und der Schreckensschrei, den sie plötzlich ausstieß, ließ ihn die gierigen Arme nur fester um sie schlingen. Da fühlte er plötzlich würgende Hände an seinem Halse, und als er sich mit einem geächzten Fluche befreien wollte, war es zu spät. Wie Eisenklammern, von furchtbarer Kraft zusammengeschraubt, schlossen sich die Erbarmungslosen um seine Kehle; er verlor die Besinnung.

*

Am nächsten Tage, als der Herzog nicht zum Vorschein kam, wurde er im ganzen Schlosse gesucht. Endlich drang man auch in „Myladys“ Zimmer ein, und da fand man ihn. Er hing am Fensterkreuze, an seinem eignen Taschentuche aufgeknüpft. Er war steif und kalt. „Mylady“ war verschwunden und ist nie wieder gesehen worden.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegswissenschaft.

General Brialmont als Schriftsteller.

Am 21. Juli 1903, dem Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung seines Vaterlandes, ist eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des modernen Belgiens in Henry Alexis Brialmont aus dem Leben geschieden. Die ganze Welt weiß, daß er ein fortifikatorisches Genie, einer der größten Militäringenieure überhaupt und der erste Festungsbaumeister der Gegenwart war. Weniger bekannt ist, daß seine Feder uns eine ganze Bibliothek hervorragender schriftstellerischer Werke und eine Unzahl von Artikeln und Flugschriften über die verschiedensten militärischen, politischen, historischen, ethischen und literarischen Fragen hinterlassen hat, die eine Fülle von auch weiteste Kreise anregenden Ideen enthalten und ihn als einen überaus bedeutenden Schriftsteller und gewandten Journalisten nach Inhalt und Form seiner Darbietungen kennzeichnen.

Aus dieser Enzyklopädie von Arbeiten will ich einige der bedeutendsten oder den Mann am besten charakterisierenden wissenschaftlichen herausgreifen und kurz skizzieren. Dabei möchte ich zwei Hauptgruppen unterscheiden: Die rein fortifikatorischen Schriften, die natürlich an Wert wie an Zahl voranstehen, und die übrigen literarwissenschaftlichen Erzeugnisse verschiedenster Art bis zum Tagesartikel herab, der meist polemischer und für wichtige Interessen kämpfender Art war.

In der fortifikatorischen Gruppe kommt zugleich der Entwicklungsgang der modernen Befestigungskunst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Ausdruck, in der Brialmont Bahnbrechendes geleistet hat. Das verleiht allein schon diesen Arbeiten dauernden Wert, zumal ihr Verfasser das Glück gehabt, seine Lehren und Grundsätze in Stein und Erz verkörpern zu können. Ursprünglich ein bloßer Fortsetzer Vaubans, später Montalemberts und der Neupreußischen Schule, hat Brialmont die Fortifikation zweimal grundlegend umgewandelt, nämlich zu Zeiten des Ueberganges von der glatten zur gezogenen Artillerie und dann von dieser zu der heutigen Sprengminen schleudernden Geschütztechnik, und ist schließlich der Schöpfer der modernen Panzerbefestigung geworden. Er wandte ihre Elemente in den verschiedensten Formen an, als Dreh- und als Senkturm wie als Panzerlafette, meist im starken Einheitsfort. War er dabei auch wie in seinem Befestigungssystem überhaupt vielfach von fremdem, namentlich deutschem Vorbilde angeregt, so ist er doch ganz original darin, daß er zuerst die Panzerung von den Kriegsschiffen, wo sie schon früher üblich war, auf die Landbefestigungen übertragen hat. Auch die Befestigung ganzer Staaten und größerer Ländergebiete verdankt ihm neue Anordnungen bezw. systematische Entwicklungen, die er den heutigen strategischen Verhältnissen anzupassen verstand und literarisch niederlegte.

So sind mit der Zeit weit über 20 Bände erschienen, meist mit trefflich ausgeführten Plänen, in geistvoller, fesselnder Darstellungsweise, die eine wahre Schule der Befestigungskunst bilden und bei ihrem Erscheinen Ordnung in das Chaos von Ansichten brachten, die die letzten Kriege, besonders der deutsch-französische, in den Köpfen der Fachmänner, Strategen wie Ingenieure, erzeugt hatte. Sie erschienen meist zuerst, vor denen aller andrer Militärschriftsteller, als wahre Pioniere, wenn große Neuerungen der Artillerietechnik zu verzeichnen waren und kein Mensch zunächst Rat wußte, wie den immer mächtigeren Geschütz- und Geschoßwirkungen fortifikatorisch zu begegnen sei. Sie brachten dann wohl überlegte, positive Vorschläge, die durch genaue Zeichnungen oft bis in alle Einzelheiten und durch Kostenberechnungen erläutert und als ausführbar nachgewiesen wurden, wobei der General, dank seiner Verbindungen über ganz Europa, sich frühzeitig die Ergebnisse der neuesten Schießversuche zu verschaffen gewußt, was manchmal Erstaunen erregt hat. Ganz besonders fördernd waren seine Arbeiten auf dem Gebiet der beständigen Land- und Küstenfortifikation, also dem eigentlichen Festungsbau. Weniger bedeutend wollen mir seine Schriften über Schlachtfeld- und provisorische Befestigungen erscheinen. Sehr anregend, aber doch heftig umstritten, sind seine Ideen über Länderbefestigung im großen, namentlich sein System der Festungsgruppen (régions fortifiées). Allen theoretischen wie praktischen Arbeiten Brialmonts fehlt freilich noch die Erprobung durch den Krieg.

Schon bald nach dem Verlassen der École d'application (1847) begann der junge Offizier seine vertieften Studien und veröffentlichte fortifikatorische Vorschläge unter dem Pseudonym Keller. Dann kamen mehrere Arbeiten mit Zeichnungen als Ergebnisse seiner Studien Vaubans und Montalemberts, wobei er sich als Anhänger des damals in Oesterreich üblichen Tracés gab, für das er in seinem 1856 erschienenen „Résumé d'études sur les principes généraux de la fortification des grands pivots stratégiques“ eintrat. Damals wollte er Antwerpen mit großen bastionären Fronten von 600 bis 800 Meter äußerer Seite umgeben, deren Zugänge durch „Forts appliqués“ — an Stelle der französischen demi-lunes — mit eigner Flankierung verteidigt werden sollten. Als er aber von einer Studienreise aus dem Auslande, besonders Preußen, heimkehrte, wo unter Aster und Brese die altdeutsche Polygonalbefestigung ihre Renaissance eben erlebt hatte, ging er mit klingendem Spiel in das deutsche Lager über. Sein für die Befestigung Antwerpens aufgestellter Gegenentwurf, den er dem Projekt des Kriegsministeriums und des damaligen Geniechefs gegenüberstellte, und der durch Vermittlung des Generals Chazal durch König Leopold I. dem berühmten russischen Ingenieurgeneral Todleben zur Prüfung vorgelegt wurde und über seine Wettbewerber siegte, ist ganz auf Montalembertschen bezw. neupreußischen Ideen aufgebaut. Nachdem der junge Hauptmann auch das so äußerst seltene Glück gehabt, seinen Plan zu verwirklichen und es erlebt hatte, dadurch unter seiner Leitung Antwerpen zum Hauptbollwerk des Landes zu machen, legte er seine erweiterten Erfahrungen 1863 in seiner dreibändigen „Étude sur la défense des États et sur la fortification“ und 1869 in seinem „Traité de fortification polygonale“ in zwei Bänden, beide mit Atlas, nieder. An sie reihte sich 1872 das Buch: „Fortification à fossés secs“, in dem er schon den Ergebnissen des Krieges 1870/71 Rechnung trug. Er war nun bereits ein Militäringenieur von Weltruf und übte durch seinen Rat Einfluß auch auf fremde Länder aus, namentlich das damals unter General Seré de Rivière entstehende französische Befestigungssystem, besonders auch die Ausgestaltung der Riesenfestung Paris mit ihren drei verschanzten Lagern.

Von nun an war jedes seiner Werke ein Ereignis, eine Etappe des weiteren Fortschritts. Ganz besonders aber erwies sich das, als in den achtziger Jahren die erhöhte Tragweite und Treffgenauigkeit der Flachbahngeschütze und die Einführung des gezogenen Mörsers mit Schrapnellwurf in die Belagerungstrains eine Umgestaltung der bestehenden Befestigungsweise dringend erheischte. Da fehlte es an jedem Anhalt und Vorgang aus der Kriegsgeschichte, die für moderne technische Fragen ohnehin wenig fruchtbar sein kann,

die Vorschläge jagten sich, ohne doch etwas Brauchbares zu zeitigen. Plötzlich erschien 1885 Brialmonts großes zweibändiges Werk: „La Fortification du temps présent“ mit Atlas und brachte neue Grundlagen und Typen für eine Befestigung aus Beton und Panzer. Gut maskierte Panzerdrehkuppeln, Verwerfung der offenen Geschützaufstellung auf dem Wall, große Beweglichkeit einer mittleren Artillerie unter Vermehrung der Zwischenbatterien in den Intervallen der Forts, um dem Verteidiger ähnliche Vorteile wie dem Angreifer zu sichern, Anlagen von starken Reduits in den Werken und solche Einrichtung der Forts, daß sie „difficiles à prendre et faciles à reprendre“ seien — waren die wichtigsten Grundsätze. Aber bald wurden diese Vorschläge überholt durch die Einführung der langen Sprenggranaten mit ihren mächtigen, die Gewölbe und Decken der Kasematten zerstörenden Brisanzladungen (Melinit, Schießwolle u. s. w.). Eine Panik griff um sich, viele hielten das Schicksal der Festungen durch diese geschleuderten Minen für besiegelt. Brialmont wußte als rechter Arzt sofort ein Heilmittel und schrieb 1888 „l'influence du tir plongeant et des obus-torpilles sur la fortification“, in welchem Werk er die zweckentsprechendsten Gegenmaßregeln gab, freilich auf Grund mancher in Frankreich wie in Deutschland bereits praktisch auf den Schießplätzen erprobter, aber geheimgehaltener Anordnungen. Vor allem die Anwendung starker Betondecken (2 bis 2,2 Meter) ohne Erdbeschüttung, aber mit harter (Granit-) Abpflasterung, ferner von Panzerungen für schwere Geschütze, statt der offenen Aufstellung durch Scharten feuernder, damit die Artillerie so lange kämpfen kann, bis die Zwischenstellung zwischen den Forts durchbrochen wird. Auch wünschte Brialmont große Einheitswerke statt der von einzelnen Ingenieuren verlangten kleinen, nur als Kaponnieren wirkenden Forts. Seine Panzerkuppeln verstreute er über die ganze Fortoberfläche, um die feindliche Feuerwirkung dagegen zu zersplittern — freilich kamen dabei die Infanteriestellungen zu kurz. In seinem 1890 erschienenen großen Werke „Régions fortifiées“ führte der Stratege hauptsächlich das Wort. Während bis dahin, namentlich in Deutschland, nur einzelne Festungen an wichtigen Abschnitten, besonders Strömen, erbaut waren, um die Uebergänge und Verkehrsknotenpunkte zu verteidigen, schuf der General zur Erhöhung der Manövrierfreiheit der eignen Armeen und zur Erschwerung der Einschließung durch den Gegner Festungsgruppen und ganze befestigte Landstriche auf den oder seitwärts der Hauptoperationslinien und ergänzte dies System noch durch einzelne strategische Brückenköpfe und Sperren. In Deutschland fand diese Anordnung viele Gegner, aber auch manchen einflußreichen Freund. So hat namentlich General Colmar Freiherr v. d. Goltz als Generalinspekteur der preußischen Festungen das System in nach den örtlichen Umständen veränderter Form da angewandt, wo es sich für eine Großmacht überhaupt nur zu empfehlen scheint, nämlich in isoliert gelegenen Grenzgebieten. 1895 folgte Brialmonts durch eine Fülle neuer Entwürfe überraschendes Werk: „La défense des États et la Fortification à la fin du XIX^{e} siècle.“ Er hebt, besonders an eine Stelle des deutschen Generalstabswerks anknüpfend, wonach der Durchbruch einer eingeschlossenen Truppenmasse aus einer Festung um so schwieriger ist, je stärker die Heeresteile sind, und daß heute für eine so zernierte Armee eine Sprengung des Einschließungsringes überhaupt nicht möglich sei, den Vorzug seiner régions fortifiées hervor. Auch verlangt er für Fortfestungen unbedingt eine innere „Enceinte de sûreté“, wie sie jetzt z. B. Metz durch sein berühmtes Gitter in freilich andrer als von Brialmont beabsichtigter Form erhalten hat. 1896 erschien dann des Generals „Défense des côtes et les têtes de pont permanentes“, in der er Küsten- und Brückenkopfbefestigungen behandelt und den Grundsatz aufstellt, daß Lagerfestungen und Brückenköpfe zweierlei seien, indem erstgenannte wohl immer têtes de pont sind, nicht aber diese umgekehrt auch stets camps retranchés. Sie sollen nur den Uferwechsel angesichts des Feindes ermöglichen, wie dies z. B. Lüttich und Namur tun, nicht aber wie Lagerfestungen auch Operationspivots und Zufluchtsorte sein. Auch seine Befestigungsvorschläge für die Türkei, die er 1892 auf Wunsch des Sultans gemacht hatte, bespricht der General. Seine Entwürfe zur Verteidigung des Bosporus wie der Dardanellen,

wo er den Schwerpunkt in die Enge der Wasserstraße legte, sind bekanntlich verwirklicht worden. Aber sein Entwurf zur Sicherung Konstantinopels durch neun Forts und sieben Zwischenwerke auf europäischer und acht Forts mit sieben Zwischenwerken auf asiatischer Seite kam wegen Einspruchs Rußlands und namentlich wohl auch aus finanziellen Rücksichten nicht zur Ausführung. Als 1897 die Gerüchte sich länger behaupteten, daß der Sultan Brialmont zur Leitung der Arbeiten berufen wolle, bot ich ihm meine Dienste an. Er nahm sie zwar liebenswürdigst an, „je tiendrai grandement compte de votre offre de service,“ fügte aber launig hinzu, daß er keinerlei Aufforderung erhalten und der Sultan „ne songera sans doute à se défendre qu'après qu'il sera sorti vivant des mains des diplomates, si tant est qu'il puisse échapper au sort que lui a prédit Lord Salisbury“. Dagegen kamen Brialmonts Vorschläge bei der Verstärkung der Tschataldschalinie (neben deutschen Ideen) zur Ausführung, ebenso sein für die Befestigung Sofias gemachter Entwurf.[1]) 1898 endlich erschienen seine „Progrès de la défense des États et de la fortification permanente depuis Vauban“, neben Geschichtlichem im wesentlichen eine Zusammenfassung und Verbesserung früherer Vorschläge enthaltend.

Aus diesem Werk durfte ich mit des Generals freundlicher Genehmigung ein für deutsche Offiziere besonders wichtiges Kapitel „Die Einrichtung ständiger verschanzter Lager“ übersetzen und als selbständige kleine Schrift bei Peters in Berlin erscheinen lassen. Sie enthält die im wesentlichen auch bei uns angewendeten Grundsätze für den Bau großer Waffenplätze und ist von mir mit einem Verzeichnis der damals vorhandenen wichtigsten militär-literarischen Arbeiten des Verfassers versehen worden.

Die letzten größeren militärischen Schriften Brialmonts gelten seinem durch die Hafenerweiterung gefährdeten Lebenswerke Antwerpen. Wie er einst für die Anlage der Maasbefestigungen in seiner Schrift „La Situation militaire de la Belgique“ gekämpft, so tat er es hier durch Aufstellung zweier öffentlich verbreiteter Gegenentwürfe für das „Agrandissement d'Anvers“ gegen das Regierungsprojekt, die er 1900 und 1902 erscheinen ließ und die — obwohl sie viel zweckentsprechender und minder kostspielig waren — nicht ausgeführt, ja von dem bürgerlichen Kriegsminister und der klerikalen Partei kaum genügend beachtet worden sind. Brialmont, einer der treuesten und erfahrensten Diener des Landes, war eben kaltgestellt und wurde nicht mehr gehört über eine der wichtigsten Fragen der Landesverteidigung, während jeder andre Staat glücklich gewesen wäre, seinen Rat zur Seite zu haben. Der Schmerz, die Niederlegung der inneren Umwallung Antwerpens und die Anlage eines neuen, weit vorgeschobenen Fortgürtels, für den es aber Belgien an Verteidigungskräften fehlt, zu erleben, ist Brialmont glücklicherweise erspart geblieben.

Unter den nichtfortifikatorischen Schriften ist eine der frühesten: „Éloge de la guerre ou réfutation des doctrines des amis de la paix“, die er 1849 der Armee gewidmet hat und in der er sich gegen die Bestrebungen des Kongresses der Liebhaber des ewigen Friedens wandte, weil er sie als Utopie erkannte. Er ist auch stets bei dieser ja auch von Moltke geteilten Ansicht geblieben und hat in einer Flugschrift seiner letzten Jahre nachgewiesen, wann ungefähr die Erde zu klein sein würde, um uns zu ernähren, so daß also schon zur Errettung vor dem Hungertode Kriege notwendig sein würden. Mit den politischen und militärischen Verhältnissen seines engeren Vaterlandes beschäftigten sich die 1849 erschienene Schrift: „De la Guerre, de l'armée et de la Garde-civique“ und das 1851 bis 1852 veröffentlichte dreibändige geistvolle Werk: „Considérations politiques et militaires sur la Belgique“, das für einen Leutnant eine erstaunliche Reife des Urteils bekundet. Zu gleicher Zeit gab er der „Bibliothèque populaire de la société pour l'émanation intellec-

[1]) Ferner hat er, beiläufig bemerkt, das Landesbefestigungssystem Rumäniens (Bukarest und Serethlinie) geschaffen, einen Entwurf gleicher Art für Griechenland aufgestellt und der Schweiz wie Japan Ratschläge erteilt.

tuelle“ auch einen für weitere Kreise verständlich verfaßten „Précis d'art militaire“, aus dem ebenfalls sein Ueberblick über und sein Verständnis für alle Probleme der Kriegskunst spricht. Sehr viel Interesse bekundete Brialmont auch für das Gebiet der Biographie, zumal er ja zu vielen der bedeutendsten Männer und Frauen der Zeit in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hat, ich erinnere nur an Wellington, Todleben, Osman Pascha, Thiers, Mignet, Gounod, Carmen Sylva, auch Stambulow u. a., so daß die Anregung dazu sich aus solchem Verkehr von selbst ergab. Da ist nun als eine der wertvollsten Arbeiten seine „Histoire du duc de Wellington“ zu nennen, die 1856 bis 1857 von dem jungen Generalstabshauptmann verfaßt wurde. Er selbst sagt in diesem dreibändigen Werk: „La haine et le dénigrement ne trouveront point d'écho dans ces pages, et le désir de venger une illustre victime ne nous fera pas tomber dans les écarts d'un enthousiasme irréfléchi. Entre certains auteurs français exagérés dans la critique et la plupart des auteurs anglais, exagérés dans l'éloge, nous garderons un juste milieu qui sera le terrain neutre de la vérité et de l'impartialité.“ In der Tat ist diese 1858 von Rev. G. R. Gleiz mit Anmerkungen und Hinzufügungen ins Englische übersetzte Arbeit durchaus unparteiisch, dabei bis ins einzelne gewissenhaft. Ihr besonderer militärischer Wert besteht in der Kunst, mit der Wellingtons strategischer Genius dargestellt worden ist, ihr allgemeiner in der Klarheit des Urteils und der guten Psychologie, so daß sie zu den besten Lebensschilderungen des englischen Feldherrn zu rechnen ist. Ebenfalls von weiterem Interesse ist das Denkmal, das er seinem verehrten Freunde und Gönner, dem Helden von Sebastopol, nach dessen Tode 1884 in der Schrift „Le Général Todleben, sa vie et ses travaux“ gesetzt hat. Auch eine Biographie des französischen Generals de Blois, die in Paris erschienen ist, darf erwähnt werden, um damit diese Skizze der allerwichtigsten literarischen Arbeiten eines Mannes zu schließen, bei dessen Tode König Leopold mit Recht ausrief: „Das Land hat einen großen Verlust erlitten!“ Aber nicht nur Belgien, nein Europa und zugleich die Wissenschaft.

W. Stavenhagen, Hauptmann a. D.

Naturwissenschaftliche Revue.

H. v. Helmholtz. — A. Weißbach. — Grundriß der Naturwissenschaften. — Geschichte der Zeitmeßkunst. — Geschichte der Landwirtschaft. — Einführung in die Geschichte der Chemie. — Hat das Menschenleben einen Zweck? — Einfluß der Naturwissenschaften auf unsre Weltanschauung. — Anschauungen über Gehirnfunktionen. — Völkerkunde. — Weib am Kongo. — Vom Kaukasus zum Mittelmeer. — Indische Reisebriefe. — Einundzwanzig Jahre in Indien. — Deutsch-Brasilien. — Weltreise. — Westafrika. — Anatolien. — Island und die Faröer. — Goldland des Altertums. — Forschungsfahrten im südlichen Eismeer. — Das Meer. — Buch der Natur. — Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten. — Astronomisch-geographische Ortsbestimmungen. — Sternatlas. — Chemische Kosmographie. — Von Sonnen und Sonnenstäubchen. — Meteorologische Optik. — Vögel Mitteldeutschlands. — Tiere der Erde. — Präparator und Konservator. — Sprosserpflege. — Balders Vogel-, Fisch- und Tierbuch. — Fischerei in der Ostsee. — Vegetation des Bodensees. — Alpenflora. — Synthesen in der Purin- und Zuckergruppe. — Einführung in die praktische Chemie. — Gärungsproplem. — Chemische Technologie. — Elektrometallurgie. — Grundzüge der theoretischen Chemie — Thermo-

dynamik. — Wechselströme. — Mehrphasige elektrische Ströme und Wechselstrommotoren. — Schwingungen von Telephonmembranen. — Telegraphie ohne Draht. — Stereoskop. — Entstehung und Entladung von Gewittern.

Ueberblickt man das Arbeitsfeld der neueren Naturwissenschaft, wenn auch nur in dem Umfang, den die heute unsrer Revue vorliegenden Schriften bieten, so fragt man sich nicht ohne ernste Besorgnis, ob ein Menschengehirn auch ausreiche, diese große Mannigfaltigkeit zu bewältigen, ja sie nur zu verstehen. Auf diese Frage gibt uns am besten Königsbergers Lebensbeschreibung Helmholtzens[1]) Antwort, die nach Erscheinen des 2. und 3. Bandes nunmehr beendet vorliegt. Beide Bände schließen sich ihrem Vorgänger, namentlich auch durch eine Reihe von Nachbildungen Lenbachscher Bilder und Zeichnungen, würdig an. Die durch das ganze Werk erteilte Antwort ist zwar eine bejahende, aber dabei ist nicht aus dem Auge zu verlieren, daß Helmholtz ein besonders gottbegnadeter Forscher war, dessen gleichen die Welt nur wenige gesehen hat, und der dies auch namentlich dadurch bekundete, daß sein Forschungstrieb bis in sein höchstes Alter nicht erkaltete. Es war naturgemäß, daß der Verfasser der physiologischen Optik und der Lehre von den Tonempfindungen sich allgemeineren Fragen, daß er sich erkenntnis-theoretischen Untersuchungen je länger je mehr zuwendete. So hat er den Beweis geliefert, daß die Methode der modernen Naturwissenschaft zu immer großartigeren Ergebnissen führen muß, zu deren Erringung jeder tüchtige Arbeiter nach seinen Kräften und nach seiner Begabung beizutragen imstande ist. Von diesem Gesichtspunkt aus interessiert der warme Nachruf, den Goldschmidt seinem Lehrer, dem Freiberger Mineralogen Albin Weißbach,[2]) gewidmet hat, gewinnt Dannemanns zweiter Band des Grundrisses der Geschichte der Naturwissenschaften,[3]) der in zweiter Auflage vorliegt, an Bedeutung, ein Werk, das indem es die Resultate geschichtlicher Forschung zusammenstellt, wohl geeignet ist, das Interesse daran in weitere Kreise zu tragen, insbesondere auch für den Unterricht nutzbar zu machen, ist auf Sauniers Geschichte der Zeitmeßkunst,[4]) die Speckhart ins Deutsche übertragen hat und auf die zurückzukommen sein wird, wenn sie vollendet vorliegt, und die Geschichte der Landwirtschaft[5]) von v. d. Goltz hinzuweisen. Denn beide Werke zeigen uns, daß das Mittelalter doch mehr für die Naturwissenschaft und ihre Anwendungen getan hat, als ihm zugestanden zu werden pflegt. Zwar sind uns die Namen der Arbeiter nicht aufbewahrt, aber die Ergebnisse ihrer Arbeiten treten aus den genannten Werken deutlich genug hervor. Daß diesem Zeitraum auch die Chemie mancherlei Kenntnisse verdankt, ist seit Kopps Schriften genugsam bekannt. An sie lehnt sich Stanges Einführung in die Geschichte[6]) genanntes Buch, das ein schöner Stil gerade nicht auszeichnet, zu eng an, und die ihm beigefügten, zum Teil nach alten Vorlagen hergestellten Abbildungen stehen mit dem Text in zu losem Zusammenhang, als daß man dem Werk eine besondere Berechtigung zusprechen könnte.

War nun Helmholtzens Lebenswerk wohl geeignet, unsre Anschauungen der Natur und unser Auffassungsvermögen für die natürlichen Dinge von strengwissenschaftlicher Grundlage aus zu erweitern, so hat es bekanntlich aber auch nie an Bestrebungen gefehlt, dies in bequemerer Weise durch mehr oder weniger willkürliche Annahmen zu tun, namentlich den jahrhundertelang angenommenen Dualismus von Leib und Seele zugunsten eines Monismus,

---

[1]) L. Königsberger: Herm. v. Helmholtz. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 2. Band 8 M., 3. Band 4 M.

[2]) Crantz und Gerlach (Joh. Stettner). Freiberg i. S. 1 M.

[3]) Leipzig, W. Engelmann. 10 M.

[4]) Bautzen, E. Hübner. Lieferung 1 bis 5 je 1 M.

[5]) Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1. Band 10 M., 2. Band 9 M.

[6]) Münster (Westfalen), Coppenrathsche Buchhandlung. 6 M.

der nur eins von beiden als vorhanden bestehen ließ, fallen zu lassen. Gegen solche Bestrebungen wendet sich Leos kleine Schrift, die den Titel führt: Hat das Menschenleben einen Zweck?[1]) und diese Frage dahin beantwortet, daß dieser nichts andres wie der kategorische Imperativ sei. Dies Resultat bedurfte allerdings nicht des großen Aufwandes von Gelehrsamkeit. Sucht weiter Leo die Unsterblichkeit dadurch zu retten, daß er die Seele als ein materielles Substrat annimmt, so ist hier Annahme gegen Annahme gesetzt, die Sache selbst in nichts gefördert. Daß sich Fragen, wie die nach der Unsterblichkeit, dem Dasein Gottes und ähnliche mit Hilfe unsrer Erfahrung nicht zur Lösung bringen lassen, hat Kant längst gezeigt, und Ladenburg hätte wohl daran getan, dies im Auge zu behalten, als er seinen Vortrag über den Einfluß der Naturwissenschaften auf unsre Weltanschauung für die 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte ausarbeitete. Es ist durchaus in der Ordnung, daß solche Fragen bei solcher Gelegenheit öffentlich behandelt werden, aber es darf nicht in so wenig wissenschaftlicher Weise geschehen. Widerspruch gegen die durch die Naturwissenschaft bedingten Fortschritte seitens ihrer Gegner ist stets zu erwarten. Um so weniger darf man ihnen die Waffen in die Hand drücken. Daß alle seelischen Aeußerungen an Teile des Gehirns gebunden sind, ist längst bekannt. Wie sich die Kenntnisse von dessen Tätigkeit nach und nach entwickelt haben, wie sie aber trotzdem noch beschränkte sind und auch immer bleiben werden, da neue Erkenntnisse stets zu neuen Problemen führen, hat Gussenbauer zum Gegenstand einer Rektoratsrede[2]) gemacht und dabei in mustergültiger Weise gezeigt, wie solche Gegenstände gemeinverständlich und doch wissenschaftlich unanfechtbar behandelt werden können.

Wichtige Aufschlüsse über derartige Fragen zu geben, ist auch die Völkerkunde imstande. Eine solche ist freilich trotz des so lautenden Titels das Buch von Frobenius[3]) nicht, dessen Völkerkunde nun in einem Bande vorliegt und außer den bereits besprochenen Flegeljahren der Menschheit neu dazu kommend die reifere Menschheit behandelt. Hat es doch fast ausschließlich das Verhältnis des Menschen zum Tier zum Gegenstand, das es an Beispielen erörtert. Aber es liest sich sehr hübsch und wird dem Leser schon wegen der Abbildungen von Interesse sein, die unter anderm zeigen, wie in verschiedenen Zeiten der Froschmäuslerkrieg, die Reineke-Fuchs-Sage und ähnliches dargestellt worden ist. Belangreiche ethnographische Einzelheiten finden sich auch in den Reisebeschreibungen, von denen unsrer heutigen Revue eine ganze Reihe vorliegt. Für den in Rede stehenden Zweck kommen dabei in Betracht des Malers Castelani Schilderung des Weibes am Kongo,[4]) Rohrbachs Reise vom Kaukasus zum Mittelmeer,[5]) Häckels Indische Reisebriefe[6]) (4. Auflage), Breitensteins Einundzwanzig Jahre in Indien[7]) und allerdings nur in bedingter Weise Funkes Deutsch-Brasilien.[8]) Denn während jene Bücher mancherlei Aufschlüsse über das Leben der Eingeborenen geben, und sie und die von ihnen bewohnten Gegenden von trefflichen Abbildungen und Karten unterstützt vorführen, schildert dieses unter Anwendung derselben Hilfsmittel in humoristischen Bildern oder in Form von kleinen Erzählungen das Leben der Deutschen in Rio Grande. Taneras Weltreise[9]) wiederum gibt in anregender Beschreibung Erlebnisse wieder, wie sie jetzt jeder mit Hilfe einiger tausend

---

[1]) Berlin, W. u. S. Löwenthal.

[2]) Anschauungen über Gehirnfunktionen. Wien und Leipzig. W. Braumüller.

[3]) Völkerkunde in Charakterbildern des Lebens, Treibens und Denkens der Wilden und der reiferen Menschheit. Hannover, Gebrüder Jänecke. 15 M.

[4]) Deutsch von M. Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

[5]) Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.

[6]) Berlin, Gebrüder Pätel. 16 M.

[7]) Dritter Teil: Sumatra. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 6 M.

[8]) Leipzig, B. G. Teubner.

[9]) Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 6,50 M.

Mark unter Stangens oder Cookes Führung haben kann, während Schanz' Westafrika[1]) und Fitzners Anatolien[2]) in erster Linie die wirtschaftlichen Verhältnisse der von ihnen bereisten Länder ins Auge fassen und durch ihre vorurteilsfreie und ausführliche Schilderung dem deutschen Handel von Wert sein dürften. Andre Ziele schweben der Beschreibung der Reise vor, die der Jesuit Baumgartner nach Island und den Faröer[3]) machte und deren Schilderung bereits die dritte Auflage erlebt, und derjenigen, die Peters in das Goldland des Altertums[4]) zwischen Zambesi und Sabi führte. Beide schildern auch die Beschaffenheit und die Bewohner der von ihnen durchzogenen Gegenden, beide geben in einer Reihe schöner Abbildungen, von denen der erstere eine Anzahl selbst zeichnete, der letztere sie durch den Maler Tennyson Cole ausführen ließ, ihr Aussehen wieder, während aber jener den Zweck verfolgte, die wenigen im hohen Norden wohnenden Katholiken zu besuchen und sich nicht genug wundern kann, daß man die lieben und doch so harmlosen Jesuiten nicht in allen Ländern der Welt mit offenen Armen aufnimmt, daß die lutherischen Pfarrer ihnen anfangs mit Zurückhaltung, dann aber freundlich genug entgegentraten, war es diesem um die endgültige Entscheidung der biblischen Ophirfrage zu tun. Ist auch die Objektivität, mit der Baumgartner, solange nicht die katholische Religion in Frage kommt, seine Erlebnisse mitteilt, anzuerkennen, so sind die Verhältnisse der äußersten Thule doch nicht derartige, daß sie das nämliche Interesse in Anspruch nehmen könnten, wie die der Gegenden um den Zambezi mit seinen zahreichen und überaus merkwürdigen Altertümern. Nicht nur Gold hat Peters dort gefunden, auch die Spuren uralten Bergbaus sind ihm entgegengetreten. Andre alte Funde, noch vorhandene Namen, die auf die Einwirkung der Sabaeer hindeuten, ja der von Ophir abzuleitende Name Afrika selbst lassen es ihm als gewiß erscheinen, daß hier das alte Ophir gefunden sei, der Fund einer Statue des Pharao Thotmes III. weist überdies mit großer Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß das nämliche Land auch die Punt der alten Aegypter ist. Mag sich nun auch der eifrige Reisende, namentlich was die Ableitung des Namens des schwarzen Erdteils anlangt, von seiner Phantasie haben hinreißen lassen, mag auch das Wort Ophir ein Sammelbegriff für alle Goldländer jener grauen Vorzeit an den Gestaden des indischen Ozeans sein, die Zukunft des geschilderten Gebietes, die zum Teil an der Hand statistischer Ermittlungen besprochen wird, erweist sich als eine zu den schönsten Hoffnungen berechtigende, und man bedauert mit dem Verfasser, der, obgleich in englischen Diensten, doch deutsch empfindet, daß das Deutsche Reich zurzeit versäumt hat, die Hand auf dies aussichtsreiche Gebiet zu legen.

Ausschließlich nautisches und geographisches Interesse haben die durch Gravelius übersetzten und in gekürzter Form herausgegebenen Forschungsfahrten im südlichen Eismeer,[5]) die F. v. Bellinghausen im Auftrage der russischen Regierung in den Jahren 1819 bis 1821 ausführte. Sie liefern neben besseren geographischen Bestimmungen und der Entdeckung mehrerer neuen Inseln auch jetzt noch wichtiges physikalisches und meteorologisches Material, und ihre Veröffentlichung ist gerade im Augenblick deshalb von Bedeutung, als sie die großen Schwierigkeiten der Südpolarforschung in helles Licht setzt. Das Meer,[6]) mit allem was sich darin befindet, die transatlantischen Kabel mit eingeschlossen, bildet den Gegenstand des neuesten Buches von Agnes Giberne, das seine Aufgabe in einer auch dem Laien verständlichen Sprache erschöpfend löst und recht zu empfehlen ist. Wer sich aber über die Wirkung des Wassers auf die Erdfeste unterrichten will, der greife zur 2. Abteilung des zweiten Teiles von Schöblers Buch der Natur,[7])

---

[1]) Berlin, W. Süsserott. 6 M.

[2]) Berlin, Herm. Pätel. 3,20 M.

[3]) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 9 M.

[4]) München, J. F. Lehmanns Verlag. 14 M.

[5]) Herausgegeben vom Verein für Erdkunde in Dresden. Leipzig, S. Hirzel. 5 M.

[6]) Deutsch von E. Kirchner. Berlin, S. Cronbach. 4,50 M.

[7]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 12 M.

dessen 23. Auflage neuerdings nach B. Schwalbes Tod von Böttger und E. Schwalbe herausgegeben ist. Er findet dort in einer, namentlich der Benutzung durch Lehrer und Schüler angepaßten Darstellungsweise eine vollständige Mineralogie, Geologie u. s. w. sowie alles was zum Verständnis der Natur des Erdkörpers notwendig ist. Einen ähnlichen, nur allgemeineren Zweck verfolgt das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten,[1]) das seinen Stoff vielfach auch in Form von Erzählungen mitteilt und, wenn es sich auch an alle Gebildeten richtet, doch mehr für die Jugend bestimmt ist.

Die Grundzüge der astronomisch-geographischen Ortsbestimmung auf Forschungsreisen[2]) setzt Güßfeldt auseinander. Die Wichtigkeit einer solchen Anleitung liegt auf der Hand. Während aber früher Forschungsreisende sich jahrelang auf ihren Beruf vorbereiteten, ist das Reisen jetzt so erleichtert, daß der Fall nicht so gar selten eintreten wird, in dem ein Reisender an Orte gelangt, an denen er gern solche Bestimmungen vornehmen würde, wenn er sie auch beim Beginn der Reise nicht vorgesehen hatte. Damit nun das Buch selbst in solchen Fällen brauchbar sein kann, entwickelt sein Verfasser alle dazu nötigen Vorkenntnisse von vorne an, so daß sich sein Besitzer in jedem Falle zu helfen imstande ist. Ob es freilich nicht des Guten zuviel ist, daß er mit der Behandlung der vier Spezies beginnt, dürfte zweifelhaft sein. Sicher ist die Einführung in die höheren Teile der Mathematik am Platze. Die Lektüre des Buches, dessen Verfasser ja die wirklichen Bedürfnisse wie kaum ein andrer kennt, zeigt freilich, daß derartige Bestimmungen nicht gerade einfach sind. Namentlich sind astronomische Kenntnisse dazu nötig. Solche vermittelt auch für den, der zu Hause bleibend sich dafür interessiert, Messers Sternatlas,[3]) der neben zwei Uebersichtskarten 26 Spezialkarten aller mit freiem Auge sichtbaren Sterne enthält, neben einer Reihe besonderer Abbildungen von Nebelflecken, Sternhaufen u. s. w., der Kennzeichnung der veränderlichen und der Doppelsterne und der Anweisung zum Gebrauch der Karten. Dem Liebhaber der Astronomie wird der in zweiter Auflage bereits vorliegende Atlas in hohem Maße willkommen sein.

Bei seinen Beobachtungen wird ihm immer von neuem die Frage nach der Entstehung dieser Gebilde, wie nach der der Weltkörper entgegentreten. Hinsichtlich ihrer Beantwortung mag er auf Baurs Chemische Kosmographie[4]) hingewiesen werden, der sie mit Hilfe der Ergebnisse der neueren physikalischen Chemie vollständiger, als dies zuvor möglich war, zu lösen sucht. Ist auch mit ihr für die Weltbildungshypothese nicht viel Neues zu leisten, so ist dies um so mehr der Fall hinsichtlich der Entstehung der organischen Wesen, für die Baur zwei Vorformen annimmt, eine, in der bei intensiver Sonnenstrahlung aus Kohlensäure und Wasser sich Kohlenhydrate bilden und die Seen und Meere in eine zuckerige Nährlösung verwandeln, und eine zweite, in der in dieser Lösung diejenigen Kondensationen langsam fortschreiten, die zur Eiweißbildung führen, bis dann in einem uns noch unbekanntem Stadium dieser Synthesen die Fermente auftreten und damit das Tempo der Organisierung der Nährlösung zu demjenigen wird, das uns aus biologischer Erfahrung und unsrer eignen Assimilierungs- und Wachstumskraft bekannt ist. Dasselbe Thema behandelt in Einzeldarstellungen Bölsche in einem Von Sonnen- und Sonnenstäubchen, kosmische Wanderungen[5]) überschriebenen Buche. Daß dieses mehr oder weniger auf den Effekt gearbeitet ist, ergibt sich einmal aus dem Titel; denn das Sonnenstäubchen ist die Erde, auf der als Stäubchen des Stäubchens der Mensch erscheint, ergibt sich sodann aus der Zufügung von vier farbigen und vier schwarzen Tafeln

---

[1]) Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 7,50 M.

[2]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 10 M.

[3]) Leipzig und St. Petersburg, K. L. Ricker.

[4]) München und Berlin, R. Oldenbourg.

[5]) Berlin, G. Bondi. 6 M.

nach Aquarellen, die Häckel in Ostindien angefertigt hat und die mit dem sonstigen Inhalte des Buches in recht losem Zusammenhange stehen. Indessen ist der Effekt einer zweiten Auflage erreicht, und das ist angesichts des Inhalts, der trotzdem Interessantes genug enthält, wohl begreiflich. Vorwiegend sind die feuilletonistisch gehaltenen Aufsätze Gegenständen aus der Tierwelt gewidmet. Ehe wir aber zu ihr von des Himmels Höhen herabsteigen, wollen wir nicht unterlassen auf Pernters meteorologische Optik[1]) hinzuweisen, die in verständlicher und erschöpfender Weise die scheinbare Gestalt des Himmels, die scheinbare Größe der Sternbilder, der Sonne und des Mondes im Horizonte, die Höfe um diese, die Luftspiegelung und die Scintillation behandelt, lauter Erscheinungen, die in den physikalischen Lehrbüchern meist einigermaßen zu kurz kommen.

Auf zoologischem Gebiet nun ist zunächst von zwei Prachtwerken zu berichten, die dem Leser nicht genug empfohlen werden können. Das eine, Naumanns Vögel Mitteldeutschlands,[2]) steht längst bei ihm in der Achtung, die es verdient. Der neue, zwölfte Band enthält die zum Teil sehr schön gefärbten Sturmvögel, Steißfüße und Taucher, darunter den merkwürdigen nordischen Alk, über dessen Aussterben oder besser Ausrottung er sich gern orientieren wird. Auch wird er sich an der in diesem Band besonders gelungenen Lebendigkeit der Abbildungen erfreuen. Das aber trifft auch hinsichtlich des reichen Bilderschmuckes eines großen Werkes zu, das die Deutsche Verlags-Anstalt unter dem Titel die Erde in Einzeldarstellungen unternommen hat und von dem die beiden ersten, 32 Lieferungen umfassenden Bände der Tiere der Erde[3]) bereits vollendet vorliegen. Die Abbildungen, von denen mehrere farbig sind, sind sämtlich nach der Natur aufgenommen und überaus lebendig, auch obgleich einige wenige wohl infolge zu nahen Standpunktes in nicht ganz verständlicher Weise verkürzt erscheinen, äußerst charakteristisch. Ebenso läßt der von Marshall gelieferte Text nichts zu wünschen übrig. Angesichts der vielen ähnlichen Werke und des knapp zugemessenen Raumes war es nicht leicht, ihn vollständig und doch interessant zu gestalten. Den Abbildungen nach der Natur kommen zum Zweck der Bildung von richtigen Anschauungen gut ausgestopfte Tiere am nächsten. Das Ausstopfen ist aber nicht so leicht, und so darf man Vögler dankbar sein, daß er dazu genaue Anleitung gibt.[4]) Aber auch die Pflege lebender Tiere ist von Wert und kann hohe Freude gewähren, wenn die Pfleglinge gedeihen. So mag denn auf die von Kisch in Verse gebrachten Hauptregeln der Sprosserpflege[5]) hingewiesen werden. Höchst dankenswert ist sodann der schön ausgestattete Abdruck des Vogel-, Fisch- und Tierbuches des Straßburger Fischers Leonhard Balder,[6]) dessen Beobachtungen auch heute noch, und nicht allein der Vergleichung mit der Gegenwart wegen, von hohem Werte sind. Die Anmerkungen des Herausgebers Lauterborn — das Buch erscheint jetzt zum ersten Male gedruckt — machen es bequem benutzbar. Einem wichtigen wirtschaftlichen Zweck dient die Beschreibung der 1901 vom deutschen Seefischereiverein entsandten Ostseeexpedition,[7]) die, wenn sie auch nicht zu allzu großen Hoffnungen berechtigt, die Beteiligten vor manchem vergeblichen Versuche zurückhalten wird, indem sie anderseits die Mittel und Wege angibt, wie das Erreichbare zu erlangen sei. Die Vegetation des Bodensees,[8]) sowohl die als Plankton schwimmende, als auch die festgewurzelte hat in musterhafter Weise der Verein für dessen Geschichte durch Kirchner und Schröter darstellen lassen. Sie wird dem Pflanzengeographen in hohem Maße willkommen sein. Der Alpenwanderer endlich nehme Hoff-

---

[1]) Wien und Leipzig, W. Braumüller. 6 M.
[2]) Gera-Untermhaus, E. Köhler.
[3]) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Jede Lieferung 60 Pf.
[4]) Magdeburg, Creutzsche Verlagshandlung. 2. Auflage.
[5]) Magdeburg, Creutzsche Verlagshandlung.
[6]) Ludwigshafen a. Rh., A. Lauterborn. 4,50 M.
[7]) Abhandlungen des deutschen Seefischereivereins. Band 7. Berlin, O. Salle. 8 M.
[8]) Lindau i. B., Kommissionsverlag von J. Th. Stetter. Zwei Teile. Erster Teil 2,50 M.

manns mit ausgezeichnet schönen farbigen Tafeln ausgestattete Alpenflora für Touristen und Pflanzenfreunde[1]) mit auf die Reise. Er wird alle ihm noch unbekannte Pflanzen, die er pflückt, mit leichter Mühe darin auffinden und so bestimmen können.

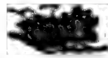
Die Frage nach der Entstehung der organischen Wesen, die wir gelegentlich der chemischen Kosmographie bereits erwähnten, ist noch immer ungelöst. Die Lebenskraft, die nach der früher geltenden Ansicht allein imstande sein sollte, organische Stoffe zu erzeugen, wurde zwar entthront, als Wöhler 1828 den Harnstoff aus anorganischen Stoffen herstellte, aber die wichtigsten organischen Stoffe, namentlich der Zucker, aus dem der Pflanzenkörper Stärke, Zellulose und Eiweiß erzeugt, boten noch lange den Angriffen Trotz, die die Chemie behufs ihrer Herstellung ins Werk setzte. Endlich gelang es Emil Fischer, auch diesen Körper auf anorganischem Wege herzustellen. Den Weg, der ihn dahin führte, hat er in einem am 12. Dezember 1902 vor der schwedischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag über die Synthesen in der Purin- und Zuckergruppe[2]) dargelegt. Hatte ihm diese doch dafür mit Recht den Nobel-Preis zuerkannt! Doch möchte der Leser näheres über diese Verhältnisse, über die Verwendung der anorganischen und organischen Körper im Leben und in der Technik wissen. Auch dafür kann ihm unsre Revue die Wege weisen. Den ersteren Wunsch erfüllen ihm zwei kleine Bücher von Ahrens, die ihn vortrefflich darüber orientieren werden und deshalb den Titel Einführung in die praktische Chemie[3]) führen, sowie eine eingehendere Behandlung des Gärungsproblems[4]) desselben Verfassers, welche letztere Abhandlung ihm mitteilt, daß der Gärungsprozeß keine Lebensäußerung der Hefepilze, sondern lediglich ein chemischer Vorgang ist; die chemische Technologie[5]) lehrt ihn das Lehrbuch dieser Wissenschaft kennen, in dem Ferdinand Fischer alle einschlägigen Vorgänge kurz, aber doch erschöpfend darstellt. Ueber die Gewinnung der Metalle findet er ausführlichere Auskunft in Borchers Elektrometallurgie,[6]) von deren dritter Auflage uns der erste Teil vorliegt und auf die wir zurückkommen, wenn auch der zweite eingegangen sein wird. Wer sich endlich für die theoretischen Anschauungen der Chemie interessiert, der findet sie in der dritten Auflage von Lothar Meyers Grundzüge der theoretischen Chemie[7]) dargestellt. Bekanntlich war Meyer einer der ersten, der das System der Elemente zum Gegenstand seiner Untersuchungen machte.

Schließlich haben wir noch einiges über Physik und Elektrotechnik mitzuteilen. Die Leser, die mit weitergehenden mathemathischen Kenntnissen ausgerüstet sind, machen wir auf den zweiten Band von Weinsteins Thermodynamik und Kinetik der Körper[8]) aufmerksam, über deren Inhalt wir uns gelegentlich des Erscheinens des ersten bereits aussprachen, sodann auf Benischkes Behandlung des schwierigen Problems der Wechselströme[9]) und Thompsons Besprechung der mehrphasigen elektrischen Ströme und der Wechselstrommotoren.[10]) Wird die zweite Auflage dieses Werkes vollendet vorliegen, so wird noch weiteres darüber mitzuteilen sein. Auch die Untersuchung Kempf-Hartmanns über die photographische Darstellung der Schwingungen von Telephonmembranen[11]) gehört hierher. Die Telegraphie ohne Draht[12])

---

[1]) Stuttgart, Verlag für Naturkunde (Dr. Jul. Hoffmann). 6 M.
[2]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.
[3]) Stuttgart, F. H. Moritz. Anorganischer Teil 1 M., organischer Teil 1 M.
[4]) Stuttgart, F. Enke. 1 M.
[5]) Leipzig, O. Wigand. 7 M.
[6]) Leipzig, S. Hirzel. Erste Abteilung 9 M.
[7]) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 5 M.
[8]) Zweiter Band. Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 16 M.
[9]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 3,60 M.
[10]) Uebersetzt von Strecker und Vesper. Halle a. S., W. Knapp.
[11]) Ann. der Physik. Vierte Folge. Band 8, S. 481.
[12]) Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn. 12 M.

schildern Righi und Dessau in einem Buche, das nicht nur sein im Augenblick das größte Interesse in Anspruch nehmender Gegenstand, sondern auch seine klare Darstellung empfiehlt. Eine Schrift von Manchot löst die Aufgabe, auf welche Weise das Stereoskop[1]) zur Wiedergabe komplizierter technischer Zeichnungen zu benutzen ist, wenn auch eine solche Anwendung einem größeren Zuhörerkreis auf einmal nicht zugute kommen kann. Ueber die Entstehung und Entladung von Gewittern[2]) hat Klimpert endlich öfters bereits Mitgeteiltes noch einmal zusammengestellt und, wenn auch nicht vollständig, die Mittel aufgeführt, die gegen den Blitz schützen können. Das von ihm Empfohlene verrät freilich mehr guten Willen als praktischen Sinn.



Literarische Berichte.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 3. Bd. Tizian. Des Meisters Gemälde in 230 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Oskar Fischel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.

Dem Hauptmeister der venezianischen Schule ist der soeben erschienene dritte Band dieses groß angelegten Unternehmens gewidmet, dessen vornehmster Zweck es ist, an die Stelle des Lesens über Kunst und Künstler das Betrachten der Kunstwerke selbst treten und die großen Meister unmittelbar zur Anschauung sprechen zu lassen, um dadurch den weitesten Kreisen die Freude an der Kunst und zugleich ein richtiges Kunstverständnis zu erschließen. Zudem ist der Preis für die einzelnen Bände dieser eigenartigen Klassikerausgaben so niedrig angese , daß auch Minderbemittelte Zugang erhalten können zu den reinen und veredelnden Genüssen, die uns die Schöpfungen der bildenden Kunst zu bereiten vermögen. Das Lob, das den beiden ersten Bänden (Raffael und Rembrandt) seinerzeit an dieser Stelle gespendet wurde, gebührt auch ohne alle Einschränkung diesem Tizianbande, der genau in derselben Weise angelegt, durchgeführt und ausgestattet ist. In 230 tadellos ausgeführten Abbildungen wird uns das Lebenswerk dieses Fürsten unter den Malern vor Augen geführt, der, als Sohn des Gregorio Vecellio im Jahre 1477 zu Pieve di Cadore in den friaulischen Alpen geboren, fast hundertjährig am 27. August 1576 in Venedig von der Pest dahingerafft wurde. Schon als zehnjähriger Knabe kam er nach Venedig, wo er mit seinem etwas älteren Bruder Francesco zuerst den Unterricht des unbedeutenden Mosaikmalers Zuccano genoß, um dann ein Schüler Giovanni Bellinis zu werden. Die Reihe der in diesem Prachtbande zusammengestellten Bilder des größten Koloristen der Italiener, der in der Schönheitsfülle Raffael gleichkommt und an dramatischer Lebendigkeit der Komposition Michelangelo fast erreicht, beginnt mit dem toten Christus (um 1500 bis 1502) in der Scuola di San Marco zu Venedig und schließt mit der Pietà (1573 bis 1576) in der Akademie der Lagunenstadt. Ein Anhang bringt dann bemerkenswerte Kopien sowie zweifelhafte und unechte Gemälde. Diese Galerie der Werke des Meisters, durch die der Tizianband den Beschauer der Bilder geleitet, weist keine Lücke auf und umfaßt nebst den weltbekannten Meisterwerken, wie die Assunta und die Himmlische und irdische Liebe, auch zahlreiche Bilder, die dem größeren Publikum bisher völlig unbekannt geblieben sind. Ausgezeichnet ist bei aller Knappheit die biographische Einleitung von Oskar Fischel, die im Verein mit den am Schlusse beigefügten Erläuterungen wesentlich zum Verständnis der Werke des großen Venezianers beiträgt. Fr. R.

Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Von Wilhelm Schallmayer. Jena, Gustav Fischer, 1903.

In gründlicher und umfassender Weise wird hier die Frage untersucht, was uns die Deszendenztheorie, für die innerpolitische

[1]) Leipzig, Veit u. Co. 1,80 M.
[2]) Bremerhaven, L. v. Vangerow.

Digitized by Google

Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten lehren kann. Ein weitschichtiger Stoff ist klar gegliedert und zu Erwägungen ausgenutzt, die man wohl am besten als „gesunde“ oder in mittlerer Linie verlaufende bezeichnen kann. Das Buch ist durch ein Preisausschreiben veranlaßt worden und hat den ersten Preis erhalten; es bildet den dritten Teil in der Sammlung der Preisschriften, die den Gesamttitel „Natur und Staat“ führt. M. D.

Oberleutnant Grote. Ein Roman von Liesbet Dill. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—.

Die Verfasserin hat sich durch ihr Erstlingswerk „Lo's Ehe“ vielversprechend in die Literatur eingeführt, und der vorliegende Roman rechtfertigt vollauf die Erwartungen, die jenes Buch für ihr ferneres Schaffen erweckt hatte. Der Titelheld des neuen Werkes, Oberleutnant Hans Grote, ist von Schlesien nach einem Städtchen an der Westgrenze des Reichs versetzt worden; in einem dicht benachbarten, noch kleineren Orte steht sein verheirateter Bruder Max als Hauptmann. Wir werden also auch hier in eine der vielbesprochenen „kleinen Garnisonen“ geführt und erhalten getreu nach der Wirklichkeit wiedergegebene Schilderungen der Oertlichkeiten und des Lebens der Offiziere und ihrer Damen. Dabei wird aber jegliche Uebertreibung oder sensationelle Färbung taktvoll vermieden; das Milieu bildet eben nur den Hintergrund für das ergreifende Geschick der mit hoher psychologischer Feinheit und sicherer Charakteristik gezeichneten beiden Hauptpersonen. Hans Grote wird von einer unwiderstehlichen Leidenschaft für seine in den öden Garnisonverhältnissen sich höchst unbefriedigt fühlende, reizvolle Schwägerin erfaßt, und Frau Else erwidert dies Gefühl. Seinem Herzen vermag Hans nicht zu gebieten, allein der tüchtige, ehrenhafte Offizier will nicht zum Schurken an seinem Bruder werden. Er reißt sich los, wenn auch in diesem Ringen seine Lebenskraft erschöpft wird. In einer Heilanstalt, die er bereits schwer leidend aufsucht, stirbt er mit einem letzten Gruß an die Geliebte auf den Lippen. Die Exposition und der ganze Aufbau sind vortrefflich, der Dialog fesselt in hohem Grade, und die Handlung nimmt bei aller Einfachheit das Interesse des Lesers in immer steigendem Maße gefangen. Fr. R.

Theodor Aubanel, ein provenzalischer Sänger der Schönheit. Von Nikolaus Welter. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

In der neuprovenzalischen Literatur steht ebenbürtig neben Mistral und Roumaille der Lyriker und Dramatiker Aubanel aus Avignon (1829—1886). Seine Gedichtsammlung: „Die Töchter Avignons“ und sein Drama: „Das Brot der Sünde“ sichern ihm dauernden Ruhm. Auf genauer Sprachkenntnis fußend und mit umsichtiger Benutzung des biographischen Materials hat Welter das Lebensbild des Dichters liebevoll gezeichnet und seine Werke eingehend gewürdigt. Auch für die Leser, denen diese nicht leicht zugänglich sind, ist das Buch wertvoll, da der Verfasser eine große Anzahl recht gut gelungener poetischer Uebertragungen seiner Darstellung eingefügt hat. Br.

Ueber die letzten Dinge. Von Otto Weininger. Wien 1904, Verlag von Wilhelm Braumüller.

Der Verfasser ist durch sein Buch „Geschlecht und Charakter“ sowie durch seinen im jugendlichen Alter erfolgten Selbstmord so allgemein bekannt geworden, daß diese Sammlung von Aufsätzen und Aphorismen, die ein Freund aus dem Nachlaß herausgegeben hat, auf weitreichende Teilnahme stoßen wird. Vieles darin ist unreif und unbeträchtlich, manches beachtenswert, einiges glänzend. Und aus allem spricht ein Mensch, der es mit einem Leben ernst nahm, der mit sich und der Welt so lange gekämpft hat, bis die Daseinsmöglichkeit für ihn aufhörte. Solchen Ernst ehre auch der anders Gerichtete. M. D.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Allen Freunden guten Humors

sei

Nagel's Lustige Welt

aufs beste empfohlen.

Nagel's Lustige Welt erscheint wöchentlich und bringt in jeder Nummer 20 bis 30 humoristische Illustrationen, sowie eine reich illustrierte Humoreske.

Nagel's Lustige Welt ist das billigste und zugleich reichhaltigste Witzblatt der Welt, ein Familienblatt im vollsten Sinne des Wortes. Abonnements auf

Nagel's Lustige Welt nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5414) zum Preise von Mk. 1,30 vierteljährlich entgegen. Einzelne Nummer 10 Pfg. Die elegante Ausgabe kostet M. 2,— vierteljährlich. Einzelne Nummer 20 Pfg. Wer

Nagel's Lustige Welt noch nicht kennt, verlange Probenummer gratis bei einer Buchhandlung oder vom Verlage

Schöneberg-Berlin, Mühlenstr. 8. — **Georg E. Nagel.**

Demnächst gelangt zur Ausgabe: — Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Franz von Lenbach

Gespräche und Erinnerungen.

Mitgeteilt von W. Wyl.

Mit mehreren bisher unveröffentlichten Bildern des Meisters. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Diese Aufzeichnungen gehören nach Form und Inhalt zu dem Besten und Anziehendsten, was wir Deutschen auf dem Gebiet derartiger Erinnerungen besitzen. Sie bieten unersetzlich wertvolles Material sowohl für die intime Geschichte des deutschen, speziell Münchner Kunstlebens der letzten Jahrzehnte, wie für die Kenntnis der Welt- und Kunstanschauung, des Geistes und Herzens des Künstlers.

Arosa. Grand Hotel.

Schweiz. Graubünden. 1800 Meter ü. M.

Ruhigste Lage im Walde. Elektrische Beleuchtung. Dampfheizung. Table d'Hôte an kleinen Tischen. Pension mit Zimmer 7—12 Frcs. Prospekte gratis.

Digitized by Google

* Paris 1900 * Grand Prix *

CHOCOLAT SUCHARD

Specialitäten:

Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Chocolat fondant.
Suchard's Pralinés, Noisettes, Dujas.
Suchard's Cacao (1 K = 200 Tassen).

Hervorragende Neuheiten:

SUCHARD'S MILKA

Vollrahm-Chocolade.

SUCHARD'S VELMA

Feinste Dessert-Chocolade.

ntwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttga

Diesem Hefte sind Prospekte über August Sperl und seine Werke, die R
nternationale und die Erziehungsanstalten des Rauhen Hauses bei Hamb
efälliger Beachtung empfohlen werden.

Digitized by Google

Neunundzwanzigster Jahrgang **August 1904** Preis vierteli. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE LIBRARY
AUG 10 1904
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Der russisch-japanische Krieg. Betrachtungen über den Landkrieg. III. . 129
Marie Hansen-Taylor: Aus zwei Weltteilen. Erinnerungen. II. 135
Prof. Dr. Dunér, Direktor der Sternwarte in Upsala: Der Sternhimmel . . 142
Aus der politischen Korrespondenz des Präsidenten des badischen Ministeriums des Auswärtigen Rudolf v. Freydorf (Fortsetzung) 153
Dr. A. Nippoldt jun.: Kritisches über das Zeitalter der Naturwissenschaften . 162
Bogdan Krieger, Königlicher Hausbibliothekar: Russischer Besuch am preußischen Hof vor 100 Jahren 166
Dr. v. Neumayer, Wirkl. Geh. Rat und früherer Direktor der Deutschen Seewarte: Ueber Kreichgauers Werk „Die Aequatorfrage in der Geologie" (Schluß) 174
Dr. Friedr. Noack: Ein deutsches Künstlerleben in Rom 181
Aus der Zeit des Frankfurter Parlaments. Aufzeichnungen aus dem Nachlasse des Abgeordneten Georg Friedrich Kolb. III. 191
Eugen Wolff, Professor an der Universität Kiel: Goethe als Süddeutscher . 199
Dr. med. Albert Fraenkel (Badenweiler-Heidelberg): Ueber die Furcht vor Tuberkulose. (Vortrag, gehalten am 26. März 1904 im Metzer Verein für Volksgesundheitspflege.) Schluß 209
Professor Franz Funck-Brentano (Paris): Der König von Frankreich. I. . . 216
Carl Ferdinands: Die Ballings und der Krähenhorst. Eine Erzählung . . 225
A. Henning, Major a. D. (Bern): Ueber Pferdequälereien 244
Berichte aus allen Wissenschaften.
Völkerpsychologie: Chr. D. Pflaum: Das Zeitbewußtsein der Indianer 249
Litterarische Berichte 253
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 255

Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1904
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Seiden-Grieder-Zürich.

Verlangen Sie Muster von neuesten Seidenstoffen (schwarz, weiss und farbig).
Porto- und zollfreier Versandt. Briefporto 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union

ADOLF GRIEDER & C[IE], Kgl. Hofl., ZÜRICH G 40.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).

Gegründet 1854 auf reiner Gegenseitigkeit.

Alle Ueberschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand Ende 1903	681	Millionen M.
Bankvermögen Ende 1903	228	„ „
Seit Bestehen ausbezahlte Versich.-Summen . . .	157	„ „
„ „ an die Versicherten bezahlte Dividenden	80	„ „

Allen Freunden guten Humors

sei

Nagel's Lustige Welt

aufs beste empfohlen

Nagel's Lustige Welt erscheint wöchentlich und bringt in jeder Nummer 20 bis 30 humoristische Illustrationen, sowie eine reich illustrierte Humoreske.

Nagel's Lustige Welt ist das billigste und zugleich reichhaltigste Witzblatt der Welt, ein Familienblatt im vollsten Sinne des Wortes. Abonnements auf

Nagel's Lustige Welt nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten (Postzeitungsliste Nr. 5414) zum Preise von Mk. 1.30 vierteljährlich entgegen. Einzelne Nummer 10 Pfg. Die elegante Ausgabe kostet M. 2.— vierteljährlich. Einzelne Nummer 20 Pfg. Wer

Nagel's Lustige Welt noch nicht kennt, verlange Probenummer gratis bei einer Buchhandlung oder vom Verlage

Schöneberg-Berlin, Mühlenstr. 8.

Georg E. Nagel.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

In neuen Auflagen sind erschienen:

Liesbet Dill, Oberleutnant Grote. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

W. Meyer-Förster, Heidenstamm. Roman. 9. Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

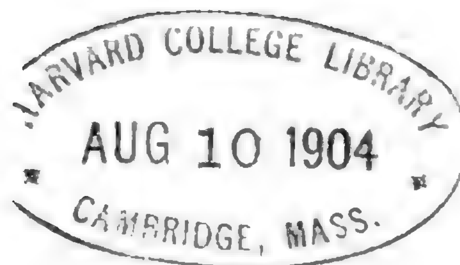
Gabriele Reuter, Gunhild Kersten. Novelle. 4. Auflage. Geheftet M. 1.50, gebunden M. 2.50

Freiherr von Schlicht, Der Gardestern. Humoristischer Roman. 7. Tausend. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50

Bernh. Schulze-Smidt, Demoiselle Engel. Eine Altbremer-Hausgeschichte. Reich illustriert von W. Hoffmann. 2. Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Friedrich Theod. Vischer, Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Wohlfeile Volksausgabe in einem Bande. 10. Tausend. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Ernst Zahn, Herrgottsfäden. Roman. 5. Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—



Der russisch-japanische Krieg.

Betrachtungen über den Landkrieg.

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz.

III.

Die bisherigen verlustreichen Kämpfe gegen die japanische Armee haben eine Steigerung der Rüstungen in Rußland veranlaßt. Der Transport der seit dem 8. Mai mobilisierten beiden Armeekorps, X. und XVII., ist im Gange.[1]) Die beiden kommandierenden Generale, Slutschewski und Bilderling, reisten ihren Truppen voraus am 15. Juni von Charkow, bezw. Moskau ab. Außerdem werden noch ein V. und VI. sibirisches Armeekorps aufgestellt, deren Kommandeure, die Generale Zobolew und Dembowski, sind Mitte Juni ernannt worden. Letzterer reiste am 18. Juni nach Osten ab. Diese neuen Armeekorps werden an der Wolga aus Abgaben der europäischen Armeekorps zusammengestellt; auch bei diesen treten Neuformationen ein, indem die vorhandenen etwa 30 Cadre-Reserve-Infanteriebrigaden zu Infanteriedivisionen ergänzt werden. Mitte Juni wurden 5 Kommandeure von Reserve-Infanteriebrigaden zu Kommandeuren von Divisionen der gleichen Nummer ernannt. Aus der 2. turkestanischen Reserve-Infanteriebrigade wurde eine 78. Infanteriedivision gebildet. Mit 12 sibirischen, den 3 Garde- und den 4 Grenadierdivisionen würde also die hohe Zahl von 97 Infanteriedivisionen erreicht werden, eine Rüstung, die eine schwierige politische Lage und auch außerordentliche finanzielle Hilfsmittel voraussetzen muß.[2])

Für diese Neuformationen sind durch Ordre vom 10. Juni in den Militärbezirken Kasan, Moskau und Kiew sämtliche Reserveoffiziere, Reservisten und

---

[1]) Die Baikalumgehungsbahn wird erst im Herbst fertig. Es müssen neben den Truppenzügen täglich mindestens zwei Verpflegungszüge zu etwa 50 Achsen ankommen. Auf der Strecke Charbin-Liaojang scheint der Verkehr ein genügender zu sein, denn fünf Tage nach dem Gefecht bei Wafangu-Telissu konnten einige Verwundetenzüge in Charbin eintreffen.

[2]) Die preußische Armee siegte 1866 mit einem Bestande von 18 Infanteriedivisionen.

kriegsbrauchbaren Pferde zur Verfügung gestellt worden.[1]) Einige verabschiedete Generale sind bei den Neuformationen wieder angestellt worden. Durch Ordre vom 14. Juni wurden alle in den genannten Militärbezirken vorhandenen Reserveoffizieraspiranten dem sibirischen Militärbezirk überwiesen.

Scheinbar sollen auch in Zukunft 6 Armeekorps dauernd im Osten verbleiben, die Zahl der Armeekorps im europäischen Rußland soll aber deswegen nicht vermindert werden.

Unter den bei Wafangu-Telissu im Feuer gestandenen Truppen des Generals Stackelberg befanden sich nach den offiziellen Verlustlisten 11 Infanterieregimenter und 3 Artilleriebrigaden und unter diesen 3 ältere Regimenter, die schon vor einiger Zeit nach dem Osten transportiert wurden, und auch die ältesten sibirischen Infanterieregimenter, die von Wladiwostok herangeführt waren. Es werden dies die besten Truppen gewesen sein, die General Kuropatkin damals, Mitte Juni, zur Verfügung hatte. Von seiner bis dahin 9 Divisionen starken Armee, einschließlich 2 in Port Arthur und 1 in Wladiwostok — sind bereits 5½ geschlagen worden, während die I., II. und III. japanische Armee je einen Sieg zu verzeichnen hat. Es sind jetzt erhebliche Verstärkungen notwendig, um dies numerische und psychologische Mißverhältnis auszugleichen, oder so starke Befestigungen, daß in ihnen den Japanern längere Zeit Widerstand geleistet werden kann. Für letztere liegt nahe, die Entscheidung gegen die russische Hauptarmee möglichst bald herbeizuführen. Ende August, nach Eintreffen des X. und XVII. Armeekorps beim Gegner, würden die Chancen sehr viel geringer sein. Die Verpflegungsvorräte in Port Arthur werden wohl bis zum Oktober ausreichen, die Befestigungen auf der Landseite scheinen 10 bis 11 Kilometer vorgeschoben zu sein, die Japaner könnten die für eine energische Belagerung erforderlichen 3 Divisionen erst abzweigen,[2]) nachdem sie die Russen weiter nach Norden gedrängt haben.

Der Eintritt der Regenzeit hat die gegen die Linie Taschitschao-Haitschöng-Liaojang eingeleitete Offensive der japanischen Armee (9 Divisionen mit mehreren Reservebrigaden) zum Stillstand gebracht. Nach Gewinnung der über das Gebirge in die Ebene führenden Pässe werden die Japaner durch Erkundungen erkannt haben, daß sie die seit langer Zeit vorbereiteten Befestigungen der Russen ohne schwere Artillerie nicht angreifen können, letztere kann aber während der Regenzeit das Gebirge nicht passieren. Mindestens haben sie mit der Besetzung der Pässe[3]) eine

---

[1]) Neuerdings ist auch der Militärbezirk Petersburg mobilisiert worden, behufs Absendung eines aus dem I. und XVIII. kombinierten mobilen Armeekorps, ferner ein Teil des Moskauer Militärbezirks. Die Rekrutenaushebung ist verdoppelt worden, auf 447000 Mann.

[2]) Der größere Teil der am Nauschanberge unter General Oku siegreich gewesenen Truppen hat kehrt gemacht und, verstärkt durch Teile der III. Armee, den General Stackelberg bei Telissu geschlagen. An der weiteren Offensive werden sie wohl auch teilnehmen. Nur die 1. Division verblieb vor Port Arthur, bald verstärkt durch die neugelandete 11.

[3]) — sowie der Höhen von Kaiping, die die Fortsetzung der Paßstellungen bis zum Meere bilden und welche die Russen am 9. Juli ohne ernsten Widerstand räumten —

starke Linie erreicht, die die Russen später forcieren müßten, wenn sie Port Arthur entsetzen wollen.

Während der durch die Witterung herbeigeführten Pause in den Operationen, die auf etwa 4 Wochen zu veranschlagen ist, würden die Russen ein ganzes Armeekorps per Bahn nach Liaojang heranführen können,[1]) wenn die Bahn vor Ueberschwemmungen und vor den Angriffen der Chungusen genügend geschützt werden kann. Schon zum zweiten Male wird gemeldet, diesmal aus Mukden, daß von Hsinmintin[2]) her starke Abteilungen Chungusen (viele tausend Mann) gegen die Bahn marschieren. Nach russischen Berichten hat die an der Bahn stehende Grenzwache andauernd Gefechte zu bestehen, nicht nur zum Schutz der Linie und der Brücken, sondern auch um die wiederholten stellenweise erfolgreichen Versuche, die an den Stationen aufgestapelten Holz- und Kohlenvorräte anzuzünden, zurückzuweisen.

Die Unternehmungen gegen die Bahn sind neuerdings sehr weit nach Westen ausgedehnt worden, denn der Gouverneur von Tomsk hat unlängst die Behörden benachrichtigt, daß bewaffnete Banden von Chinesen und Japanern die Grenze überschritten haben.

Wie wenig das mittlere und östliche Sibirien als Verpflegungsbasis für eine größere Feldarmee gelten kann, ist aus folgenden, russischen Zeitungen entnommenen Mitteilungen zu ersehen!

Oestlich des Baikalsees herrscht Hungersnot infolge der Mißernte in den letzten drei Jahren, auch für dieses Jahr sei eine Mißernte zu erwarten, da nur die Hälfte der Felder bestellt werden konnte. — In Chabarowsk und am unteren Amur haben die Behörden Vorschüsse zur Beschaffung der Nahrungsmittel für einen Teil der Bevölkerung zahlen müssen. — In Nertschinsk und Gegend herrscht große Not.[3])

Mitte Juni hat der Statthalter für die Hafenfestung Wladiwostok und deren Rayon die Anordnung getroffen, daß alle Frauen und Kinder — 3000 Köpfe — in den weiter im Innern liegenden Dörfern Wohnung nehmen sollen. — Nach Eröffnung der Schiffahrt auf dem Amur ist bereits eine Anzahl Familien von Beamten und Offizieren aus dem Osten nach dem westlichen Sibirien übergesiedelt.

Der Verlust des Gefechtes bei Telissu vom 15. Juni wird russischerseits der Unterlegenheit an Artillerie zugeschrieben, sowohl der Zahl nach als auch nach der Qualität, indem die Japaner in dem bergigen Gelände ihre vortrefflichen Berggeschütze mit ihren sehr viel schlechteren Pferden geschickt zu verwerten verstanden. Bei den Russen scheint meist schwereres Geschützmaterial zur Ver-

---

[1]) Nach einem Telegramm aus Liaojang vom 9. Juli treffen dort ohne Unterbrechung Truppen von Norden ein.

[2]) Hauptquartier der chinesischen Observationsarmee.

[3]) Die südliche Mandschurei ist verhältnismäßig reich an Lebensmitteln, trotzdem sind nach der Petersburger Börsenzeitung die Nahrungsmittelpreise in Liaojang enorm gestiegen.

wendung gelangt zu sein, woraus sich auch erklärt, daß beim Rückzuge nach den drei verlorenen Gefechten so viele Geschütze stehen bleiben konnten.

Scheinbar war in dem Gefecht bei Telissu auf seiten der Russen die Aufklärung in der gefährdeten linken Flanke eine sehr mangelhafte, denn die Truppen des linken Flügels wurden nach dem Mißglücken ihrer Offensive, statt von ihren Reserven aufgenommen zu werden, überraschend von japanischen Abteilungen mit Feuer empfangen. Diese konnten unbemerkt in die Position gelangen, von der hier die russische Offensive ausgegangen war.

Der Vorstoß des Generals Rennenkampf mit 11 Sotnien und 2 Geschützen in die rechte Flanke und in den Rücken der Japaner vom oberen Yalu aus gelangte mit dem Gros bis auf 25 Kilometer an Föngwantscheng heran, angesichts starker Infanteriepostierungen mußte die Offensive aufgegeben werden. Kleinere Abteilungen, die auf Gensan und gegen die Straße nach Söul vorgesandt wurden, erreichten ebenfalls nicht mehr als eine vorübergehende Beunruhigung. Auch an diesen Stellen erwiesen sich die Chinesen als feindselig gesinnt und leisteten den Japanern freiwillig Spionendienste.

In einem russischen militärischen Fachblatte wird behauptet, im Gefecht bei Telissu hätten Chinesen mit Flaggensignalen den Japanern erfolgreich Aufklärungsdienste geleistet. Es ist nicht recht erklärlich, wie mit solchen Signalen ein einigermaßen sicherer und verständlicher Dienst geleistet werden soll. Die scheinbar sehr gute Aufklärung wird ein Verdienst der japanischen Kavallerie und auch der im Gebirge vielfach mit Vorteil verwendeten Infanterie-Patrouillenkommandos sein.

Mehrfach wurde in letzter Zeit in russischen Zeitungen mitgeteilt, die Japaner benutzten chinesische Kleider, um besser erkunden und einzelne Posten überfallen zu können, bei diesen Gelegenheiten wurden die Ueberfallenen oder zurückgebliebenen Verwundeten in barbarischer Weise getötet und verstümmelt. Bisher war die Humanität der japanischen Kriegführung wiederholt anerkannt worden, es kann sich also wohl um Greueltaten chinesischer Franktireurs und Leichenräuber handeln.

Die Regenzeit wird für die Gesundheit der biwakierenden Truppen gefährlich sein, bei Taschitschao, Haitschöng und Liaojang sollen die Biwaks wiederholt überschwemmt, einige Leute darin ertrunken sein, Liaojang erinnere jetzt an Venedig. Die Japaner werden in ihren Höhenstellungen weniger von den Regenfluten zu leiden haben.

In dem Höhengelände vor Port Arthur scheint die Witterung noch keinen hemmenden Einfluß gehabt zu haben, da die Japaner fortfahren, die Russen aus ihren vorgeschobenen Stellungen zu verdrängen, hauptsächlich durch Umfassung von der Küste aus, da hier flachgehende Kriegsschiffe mitwirken können.

Die erst bei Eintritt der Regenzeit erfolgte Abreise des Oberkommandierenden Oyama von Tokio, gleichzeitig mit der Absendung der letzten beiden japanischen Divisionen läßt vermuten, daß die Japaner nicht glaubten, noch vor der Regen-

zeit eine entscheidende Aktion gegen das Gros der russischen Armee durchführen zu können, so wünschenswert sie auch erscheinen mußte.

Etwa Mitte August beginnt die für die Operationen günstigste Zeit, drei bis vier Monate während, zunächst allerdings mit starker Hitze. Es würden dann etwa 180 japanische Bataillone etwa 170 russischen gegenüberstehen, auf der japanischen Seite eine um ein Viertel höhere Artilleriestärke, abgesehen von den Truppen in und vor Port Arthur. Mit dem September würden die Russen gleich stark an Bataillonen und Batterien sein, es ist aber fraglich, ob es ihnen gelingt, die kriegsmäßige Kopfstärke zu erhalten.[1] Die Japaner werden dies aus ihren näheren Rekrutendepots leichter erreichen können. Nach dem X. und XVII. Armeekorps wird in der Mandschurei das am 23. Juni mobilisierte I. Armeekorps eintreffen, mit den vordersten Bataillonen und Batterien wohl nicht vor Anfang September, noch später das V. und VI. sibirische Armeekorps aus den Bezirken an der Wolga.

Es ist erklärlich, daß die öffentliche Meinung in Rußland sich völlig ablehnend gegen jegliche Friedensvermittlungsideen verhält, in der Hoffnung, daß schon im Herbst durch das numerische Uebergewicht ein Umschlag in den Verhältnissen des Landkrieges erfolgen kann.

Die Verhältnisse auf der See werden später den Landkrieg von neuem beeinflussen, indem die Ankunft der russischen baltischen Flotte in einer der japanischen gleichen Schlachtstärke eine entscheidende Wendung herbeiführen könnte. Die Gefahr einer solchen Wendung würde die Japaner zum Sturm auf Port Arthur drängen.

Die Nachrichten aus Kronstadt lauten nun allerdings insofern nicht günstig, als vor Mitte September das Fertigwerden einer genügenden Zahl starker Schiffe nicht zu erwarten ist.

Für die 12700 Seemeilen lange Fahrt werden nach russischer Berechnung bei 10 Knoten Geschwindigkeit 63 Tage notwendig sein, einschließlich 10 Tage für Aufenthalte. Der Flotte (angenommen 6 Linienschiffe und 6 Kreuzer) müßte unmittelbar folgen eine Flotille von 34 Dampfern zu 8000 Tonnen Gehalt, um die für die lange Fahrt erforderlichen 60000 Tonnen Kohlen (außer den auf den Schiffen selbst unterzubringenden 12000 Tonnen) nachzuführen. Eine ebenso starke Dampferflotille müßte folgen, um der baltischen Flotte einen zwei Monate währenden Aufenthalt in den japanischen Gewässern zu ermöglichen, da auf die Verwertung der Kohlenreserven in Port Arthur und Wladiwostok nicht zu rechnen ist.

In russischen Marinekreisen beschäftigt man sich viel mit den Schwierigkeiten der Fahrt durch die Belte, das Rote Meer und die Straße von Malakka, da hier, durch die große Zahl von begegnenden Handelsdampfern maskiert, ein über-

[1]) Vor dem Gefecht am Yalu, am 1. Mai, waren die dort stehenden russischen Bataillone wenig über 800 Mann stark, statt 1000, während die japanischen sehr vollzählig gewesen sein sollen.

raschender Torpedoangriff ausgeführt werden könnte. Die Japaner hätten bereits vor Port Arthur für Torpedolanzierungen aptierte Handelsschiffe verwendet. Es beunruhigt das Eintreffen einer nicht geringen Zahl von Japanern in Schweden, wo sie eine herzliche Aufnahme fanden.[1])

Auch in Kronstadt glaubt man, daß die Ankunft der baltischen Flotte in den japanischen Gewässern nicht vor Mitte Oktober möglich sei, denn das Geschwader müsse schon wegen der Kohlenversorgung langsam fahren, und die notwendige Einübung der Offiziere und Matrosen auf den neuen Schiffen könne erst während der Fahrt stattfinden.

Auf der Reede von Kronstadt ist ein besonderer Wachdienst eingerichtet, da man ein heimliches Legen von Seeminen befürchtet. Nach Sonnenuntergang sind Reede und Hafen gesperrt, auf der ganzen Strecke vom Leuchtturm bis zum Hafen werden Netze ausgelegt.

Aus zwei Weltteilen.

Erinnerungen

von

Marie Hansen-Taylor.

(Fortsetzung.)

Schlag auf Schlag kamen dann die Ereignisse, die das ganze deutsche Volk in Bewegung und Aufregung versetzten. Am 11. Mai fand das erste Attentat auf das Leben Kaiser Wilhelms I. statt; am letzten Tage desselben Monats ging das prächtige Panzerschiff des jungen Deutschen Reiches, „Der Große Kurfürst", im englischen Kanal durch Zusammenstoß mit einer andern deutschen Kriegsfregatte unter und mit ihm der größte Teil der Bemannung. Kaum war man nach der ersten Bestürzung hierüber etwas zu Atem gekommen, als die Schreckenskunde erscholl, es sei abermals auf den Kaiser geschossen worden, er sei verwundet — vielleicht tödlich. So stand von Anfang an der Vertreter der Vereinigten Staaten mitten in den öffentlichen Erregungen einer für Deutschland bedeutungsvollen Zeit, in die noch ein andres Ereignis von europäischer Wichtigkeit fiel. Am 13. Juni trat in Berlin, auf neutralem Boden, der internationale Kongreß zusammen, der auf Grund der Friedenspräliminarien von San Stefano

[1]) Seit Bedrückung der Finnländer ist die Stimmung der Bevölkerung in Schweden eine sehr feindselige gegen Rußland.

dem Kriege zwischen Rußland und der Türkei ein bleibendes Ende machen sollte, wobei nicht nur der bisherige Störenfried, England, auch die Ansprüche Oesterreichs befriedigt werden mußten. Bismarck, als „ehrlicher Makler“, war der Vorsitzende des Kongresses, der im Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße seine Sitzungen hielt. Einige Tage vor der Eröffnung gelang es Bayard Taylor, beim Reichskanzler vorgelassen zu werden, eine Gunst, deren wenige außerordentliche Gesandte sich zu rühmen vermochten. Der Fürst, der Taylor ohne Zeremonie empfing, führte ihn alsbald in den hinter dem Palais gelegenen parkartigen Garten, wo beide über eine Stunde lang miteinander plaudernd auf und abgingen, während der „Reichshund“ Tyras seinem Herrn auf Schritt und Tritt folgte. Taylor kam entzückt von der Persönlichkeit Bismarcks nach Hause und erzählte, wie der große Mann offenbar froh gewesen, die Politik beiseite lassen zu können, und sich in Gesprächen über Blumenzucht, Gartenanlagen, die Eigenart von Tieren und dergleichen mehr ergangen habe. In Hinsicht auf öffentliche Ereignisse äußerte er sich nur über den Untergang des „Großen Kurfürsten“, den er hauptsächlich dem Umstand zuschrieb, daß der Kaiser einen General der Infanterie an die Spitze der Marineverwaltung hätte haben wollen. „Wäre es wenigstens,“ hatte er gesagt, „ein General der Kavallerie gewesen, dem doch das Kommando über größere Massen geläufiger ist!“

Da wir unsre in Aussicht genommene feste Wohnung erst im Herbst beziehen konnten, richteten wir uns einstweilen in einer Etage ein, die uns Mr. Sidney Everett, der erste Sekretär der Gesandtschaft, in Abwesenheit seiner Familie überließ. Unser eigentliches Sommerquartier verlegten wir nach dem uns heimischen Friedrichroda im Thüringerwald, wohin ich mich mit der Tochter Mitte Juni begab, während mein Mann einstweilen noch in Berlin blieb. Da er, obgleich ein bloßer Zuschauer, beim Kongresse mit seinen bedeutendsten Mitgliedern in Berührung kam, enthielten die Briefe, die ich bekam, vielerlei mit Humor erzählte, interessante Dinge. Am Tage der Eröffnung und den nachfolgenden schrieb er mir:

Amerikanische Gesandtschaft, Berlin. 13. Juni 1878.

„Heute gab es vollauf zu tun. Erst telegraphierte ich am Potsdamer Tor, von dort schickte ich den Wagen weg und ging über zwei Meilen weit spazieren. Wieder zu Hause, fand ich Karten vor von Becky und Sally (Beaconsfield und Salisbury), und bald nachher gaben auch Graf Corti und die übrigen italienischen Abgesandten die ihrigen ab. Aus Mannheim liefen Briefe ein vom Konsul und einem naturalisierten Bürger in Nöten und mit ihnen zugleich ein Brief vom Auswärtigen Amt, alle über die nämliche Sache. Hierauf erfolgte meinerseits ein nachdrückliches Schreiben an die deutsche Regierung und eine ebenso nachdrückliche Depesche nach Washington. Das alles erforderte Nachdenken und Umsicht, und die Gesamtwirkung ist (wie Mark Twain vom Ersteigen des Königsstuhls sagt) ‚belebend, aber teuflisch‘![1])

[1]) Invigorating but devilish.

„Als ich heute früh in die leeren Zimmer trat, war mir ziemlich schlecht zumute; ich betrachte es daher als ein Glück, daß diese lästige diplomatische Angelegenheit gerade jetzt kommt, indem sie, bis die beiden wichtigen Dokumente verfaßt sind, meine Gedanken viel in Anspruch nimmt.

„Ich erwiderte die Karten von Becky und Sally und machte eine Menge Besuche. Unterwegs begegnete ich dem Kronprinzen und der Kronprinzessin. Er erkannte mich und grüßte sehr freundlich. Baron v. d. H. kam heute mit Gemahlin in einer offiziellen Angelegenheit. Sie luden mich ein, an welchem Tage ich wolle zu Tisch zu kommen ... Die Baronin versicherte, es würde ihr Freude machen, Dir bei der Einrichtung Deines Haushalts behilflich zu sein. Ich ließ mir die Adresse eines andern Fleischers von ihnen geben. (Bin ich nicht praktisch?) Meine beiden einsamen Mahlzeiten waren sehr gut; es ist gerade kein Kompliment für Dich, wenn ich gestehe, daß mein Appetit vorzüglich war ... Bunsens haben mich auf Sonnabend zum Diner eingeladen, und ich habe angenommen. Heute fuhr ich am Kanzlerpalais vorbei; Du hättest die von Polizisten eingedämmte Menschenmenge sehen sollen, die dort auf das Erscheinen der hohen Personen harrte ... Bis Sonnabend werde ich mit meiner Liste notwendiger Besuche zu Ende sein und außerdem die abgegebenen Karten erwidert haben ..."

Freitag abend, 14. Juni 1878.

„Da neue Fälle [1]) vorliegen, bin ich den ganzen Tag nicht frei von Arbeit gewesen ... Karten von Corti, Andrassy und vielen andern, die ich erwiderte. Ließ mich bei Fürst Gortschakoff melden, der eben zum Diner ging, mir aber sagen ließ, es würde ihn freuen, mich ein andermal zu sehen ...

... Der plötzliche Andrang von Geschäften ist wirklich recht gut für mich; sie nehmen mich derartig in Anspruch, daß ich meine Einsamkeit weniger schwer empfinde. Da ich Dich nicht hier habe, mir auszuhelfen, lerne ich es, mich beim Ausfahren nach allen Seiten hin umzublicken, und mache rasche Fortschritte im Erkennen von Personen ..."

Sonntag, 16. Juni 1878.

„Deine Befürchtung, ich möchte das Diner bei Bunsens vergessen, machte mich lachen. Wenn Du so fortfährst, wirst Du es wie Neanders Schwester machen und mir jeden Morgen telegraphieren, ich möchte doch ja meine Hosen anziehen, ehe ich mich auf der Straße sehen ließe! Als ob ich so etwas vergessen könnte! Nein, und noch lange wird es in meiner Erinnerung fortleben. Ich mag Bunsen immer besser leiden. Ich war der erste Gast, der sich einfand, und machte die Bekanntschaft von der Frau und zwei Töchtern; dann kam Helmholtz. Während ich ihm sagte, daß ich in betreff des Materials zu meiner Goethe-Biographie auf seinen Beistand rechnete, trat Lepsius ein. Kaum hatte ich ihn begrüßt, so erschien der Gesandte der französischen Republik, Waddington, einer der einfachsten, gemütlichsten und liebenswürdigsten Menschen. Weiter kam Herr

[1]) Es ist hier die Rede von streitigem amerikanischem Bürgerrecht.

v. Normann, Adjutant oder dergleichen der Kronprinzessin, den ich vor Jahren bei Holtzendorffs in Gotha traf und sogleich wiedererkannte. Dann Curtius und schließlich Mommsen!

„Es war ein reizendes Diner; ich saß zwischen Frau und Fräulein v. Bunsen, dann rechts Curtius und Lepsius, mit Helmholtz als Visavis. Mit allen dreien glaube ich das Band freundlichen Verkehrs geknüpft zu haben. Curtius versprach mir die Photographien der Statuen von Olympia, und da ich äußerte, daß auch Du an ihnen Deine Freude haben würdest, fragte er, ob Du ein spezielles Interesse für klassische Kunst hättest. So erwähnte ich Deinen Aufenhalt in Rom bei Deinem Oheim, und als ich Emil Brauns Namen nannte, brachen alle in einen Ausruf von Enthusiasmus aus. Alle drei hatten ihn persönlich gekannt und geliebt und lobten, von Pietät erfüllt, sein Wissen und seinen Charakter ... Später hatte ich ein langes Gespräch mit Waddington und ein kurzes mit Mommsen. Der Abend war beseligend für mich. Morgen abend bin ich zur Soiree bei Lord Odo (Russel) eingeladen, die den Kongreßmitgliedern zu Ehren stattfindet. Ebenso Mittwoch abend bei Graf Carolyi. Karten werden dutzendweise abgegeben, und ich streue die meinigen entsprechend aus."

Amerikanische Gesandtschaft, Berlin.

Montag, 17. Juni 1878.

„... Lady Odo muß Dein p. p. c. ganz vergessen haben. Sie kam heute während meiner Abwesenheit mit dem Marquis v. Salisbury, und da sie Dich nicht zu Hause fand, schrieb sie auf ihre Karte, daß sie uns und ‚Miß Bayard Taylor' heute abend zum großen Empfang bei sich zu sehen erwarte. Ich werde ihr das Nötige erklären. Everett und Colemann werden mich begleiten, und so wird die ganze Gesandtschaft zur Vorstellung kommen bei den Hochmächtigen.

„Graf Nesselrode (Oberhofmarschall) hat mir einige freundliche Zeilen geschrieben, in denen er sagt, daß die Gräfin Perponcher abwesend und die Kaiserin von meinem Brief an dieselbe sehr ‚gerührt' sei und mich empfangen werde, sobald der Zustand des Kaisers es erlaube ...

„Bis heute abend bin ich nur vier Besuche schuldig geblieben. Ich benutze meine Schreibtafel regelmäßig, und alles schreitet in raschem Gange vorwärts. Der Sack ist fort mit allen Depeschen, und nur einige wenige Reste von Geschäftssachen bleiben übrig ...

„Ein Korrespondent der Belletristischen, der mir eine Karte von — überbrachte, schreibt, ich möchte ihm doch seine Rückfahrt nach New York bezahlen! Und W. — vom — Theater möchte gern für einen amerikanischen Bürger gelten, um der Militärpflicht zu entgehen, und macht uns tausend Nöte. ‚Wer nie sein Brot mit Tränen aß' — der ist nie amerikanischer Gesandter gewesen! Und die — gibt mir kaltblütig zu verstehen, daß sie nächsten Herbst ihr Gesuch, bei Hof vorgestellt zu werden, erneuern wird!!! Auch habe ich ein Gesuch von den Juden in New York, den Kongreß womöglich zu bewegen, ihnen religiöse Freiheit in Bulgarien zu gewähren!! Das denke ich,

ist alles, was seit gestern vorgefallen; ist es nicht genug? Ich vergaß, Schlözer[1]) kam diesen Morgen, um zu sagen, das Hotel du Nord (wo er abgestiegen) würde sein Bestes tun, wenn Grant und Gemahlin dort einkehrten. Der Wirt hätte gehört, G. käme am 20sten, und daß ich ihn im Kaiserhof unterbringen wolle. Diesen Nachmittag heißt es jedoch im Paris-Register, daß G. am 14ten nach Brüssel abgereist sei (ich gratuliere Goodloe) und via Amsterdam und Hamburg nach Kopenhagen reisen werde. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß es wahr ist."

Amerikanische Gesandtschaft, Berlin.

Dienstag, 18. Juni 1878.

„Ein Uhr p. m. und noch kein Brief von Dir! Dennoch muß ich Dir schreiben, daß ich das Diner bei Bunsens letzten Sonnabend wirklich nicht vergessen habe. Ebensowenig die englische Botschaft gestern abend. Die Gesellschaft war recht angenehm, wenn auch nicht sehr zahlreich, nur wenige Damen, alle in schwarzer Seide und Chiffon mit spärlichem Schmuck. Die Herren tragen keine Trauer, nur schwarze Handschuhe, wenn sie einer k. k. Hoheit aufwarten. Meinst Du, ich würde Trauer anlegen für Georg V. von Hannover? Uebrigens tut es sonst niemand. Beaconsfield war dort, alt aussehend, gebeugt und häßlich. Salisbury auffallend hübsch und von gefälligem Behaben. Andrassy, älter und noch zigeunerhäuptlingmäßiger als damals, wo ich ihn in Wien sah. Waddington mit freundlich lächelnder Miene, und schließlich Mehemed Ali Pascha, der Türke aus Magdeburg, auf den jedermann gespannt war. Er gab sich einfach und doch voll Würde, und hat ein Gesicht, in dem sich ein fester Charakter ausspricht. Lady Odo erwies sich sehr gnädig, entschuldigte sich, daß sie Deine Abwesenheit vergessen habe, und setzte hinzu: ‚Ich muß in dieser Zeit an so vieles denken, daß ich ganz konfus werde.' Helmholtz war da und Gneist, der sich meiner erinnerte. Sämtliche Gesandtschaften waren vertreten und viele Hofchargen anwesend. Die Fürstin Bismarck und ihre Tochter kamen, aber nicht der Fürst. Tee und Gefrorenes wurde herumgereicht, und im Speisesaal gab es ein Büfett mit kalter Küche, von der die Damen sitzend genossen. Gegen elf hoppelte Beaconsfield hinweg, ohne sich weder rechts noch links umzusehen, oder sich, soviel ich bemerken konnte, zu verabschieden. Ich hatte ein langes, köstliches Gespräch mit v. Philipsborn, dem Untersekretär im Auswärtigen, über Goethe und sprach auch mit Helmholtz wieder über ihn. Auch von dem Diner, das mir Bunsen letzten Sonnabend gegeben hat, war die Rede (apropos, ich wollte Dir nur sagen, daß ich es nicht vergessen habe!). Sogar Graf St. Vallier erwähnte etwas davon, und sagte, daß Waddington sich dabei erbaut habe."

Wie bereits angedeutet, hatte General Grant, der Expräsident der Vereinigten Staaten, die Absicht, auch Berlin auf seiner Reise um die Welt zu besuchen. Dies versetzte den Gesandten Amerikas, der noch neu in seinem Amte war, in

[1]) Kurd v. Schlözer, damaliger deutscher Gesandter in Washington.

nicht geringe Verlegenheit; denn die Etikettenfrage war unter den obwaltenden Umständen gerade damals eine besonders schwierige. Nicht nur erlaubte es das Befinden des Kaisers nicht, eine so hervorragende Persönlichkeit, wie General Grant, bei Hofe zu empfangen; auch die Anwesenheit der hohen Stellvertreter europäischer Großmächte, die das Recht offiziellen Vortritts besaßen, erforderte einen außergewöhnlichen Grad von Takt, um jeden Anlaß zu ärgerlichem Anstoß zu vermeiden. Bei den männlichen Mitgliedern der kaiserlichen Familie hatte Bayard Taylor vor dem zweiten Attentat auf den Kaiser Vorstellung gehabt. Nicht aber bei der Kaiserin, die im Mai sich in Baden-Baden aufhielt; folglich ebensowenig bei der Kronprinzessin. Solcherweise hatte auch ich bei Hof nicht vorgestellt werden können, wodurch es mir unmöglich war, Mrs. Grant, die den General begleitete, einzuführen. Wie es dem amerikanischen Gesandten, meinem Manne, gelang, diese Verwicklung in Wohlgefallen aufzulösen, geht aus den folgenden Briefen hervor, die mit einem Klageruf anheben.

Mittwoch abend, 19. Juni 1878.

„O weh und nochmals o weh! Kein Brief von Dir seit Montag, und heute — wie aber kann ich Dir alles auf einmal erzählen? Diesen Morgen kam ein Brief vom Gesandten in London, worin er meldet, daß er einer Familie, die er selbst nicht recht kennt, einen Empfehlungsbrief an mich mitgegeben habe. Dann will er über alle möglichen Punkte Aufklärung haben, was seine Legationssekretäre ebenso gut für ihn besorgen könnten. Aber das ist es nicht! Darauf kam wieder ein neuer streitiger Naturalisationsfall, der nicht gar zu schwer zu schlichten war; aber das ist es auch nicht! Dann ein Brief von der U. S.-Legation im Haag, mit der Benachrichtigung, daß . . . doch erlaube, daß ich erst wieder zu mir komme. Ich weiß wirklich kaum, wie ich es Dir allmählich beibringen soll, daß — wie kann ich es nur aussprechen? Daß — nun, ich denke, es muß endlich doch heraus — daß — daß — daß General und Mrs. Grant mitte nächster Woche, wahrscheinlich Mittwoch abend, hier eintreffen werden! Ich telegraphierte sofort nach dem Haag, um anzufragen, ob ich, da in Berlin alles überfüllt ist, Logis bestellen solle, und wie lang der Aufenthalt beabsichtigt sei? Die Antwort traf soeben ein: ‚General Grants Courier wird für Logis sorgen, Dank für Depesche.‘ So bin ich denn nicht klüger als zuvor, und was soll ich nun tun? Jetzt, wo der Kongreß hier tagt, es mit dem Kaiser offenbar schlimmer steht, als man wissen läßt, und alles mögliche vor sich geht? Natürlich kann ich nicht daran denken, nach Friedrichroda zu kommen, und die Frage ist, ob es nicht ratsam wäre, Du kämest hierher, um Mrs. Grant zur Seite zu stehen. Bitte überlege es; ich werde dir Sonnabend telegraphieren, wenn ich näheres erfahren habe.“

Amerikanische Gesandtschaft, Berlin.

Donnerstag abend, 20. Juni 1878.

„. . . Heute vormittag fand ich den Hofmarschall v. Röder nicht zu Hause; eine Stunde darauf aber erwiderte er meinen Besuch. Er verreist morgen und

konnte mir in Hinsicht auf General Grant nur seinen Rat erteilen. Er glaubt nicht, daß die Kaiserin ihn empfangen wird, und meint, daß die offiziellen Präsentationen sich auf den Kronprinzen, Prinz Friedrich Karl und Bismarck beschränken würden ...

„... Heute nachmittag, als ich mit Everett im Tiergarten fuhr, begegneten wir einer leeren Hofequipage, und bald darauf der Kaiserin zu Fuß, in Begleitung eines Kammerherrn. Sie ging sehr langsam und wankend, mit niedergeschlagenen Augen. Es lag etwas unbeschreiblich Trauriges und Niedergedrücktes in ihrer Erscheinung, das mich tief ergriff.

„Gestern abend gingen wir zu Graf Carolyi. Es war eine höchst angenehme Gesellschaft, fast ganz dieselbe wie bei Lord Odos Empfangsabend. Daher weiß ich mir nicht recht zu erklären, warum es hier so viel lebendiger zuging, die ganze Atmosphäre eine so viel angeregtere war als dort. Ich machte einen kleinen faux pas, zu welchem E. mich verleitete, indem ich Waddington bat (da Lord Odo noch nicht erschienen) mich Beaconsfield vorzustellen. Waddington erwiderte in höflichstem und freundlichstem Tone, daß er es etwas später gern tun werde, falls sich mittlerweile niemand finden sollte, der ein besseres Recht dazu besitze. So wandte ich mich denn an Carolyi, der völlig berechtigt war und mich sofort vorstellte. Beaconsfield war zuerst sehr förmlich, bis ich sagte: ‚Ich wünsche ebensosehr die Bekanntschaft des Schriftstellers als des Staatsmanns zu machen.‘ Er sah mich fragend an: ‚Weshalb?‘ Ich entgegnete: ‚Weil ich selbst weit mehr Schriftsteller, als Staatsmann bin.‘ Darauf rief er aus: ‚Sind Sie etwa Bayard Taylor?‘ ‚Jawohl!‘ ‚Reichen Sie mir nochmals die Hand!‘ sagte er fast feurig für einen so alten Israeliten; ‚ich kenne Sie seit Jahren durch Ihre Werke.‘ Von da ab war er außerordentlich freundlich, — aber ach! — wie fürchterlich häßlich er geworden ist! Roträndrige, wässerige Augen (das eine erblindet, wie man sagt), aufgeworfene Unterlippe, Adlernase, blaßgelbe, aufgedunsene Haut und der allgemeine Eindruck der eines hungrigen Raubvogels. Es ist zum Erstaunen, wenn ich an die Lebensgeschichte des Mannes denke. Ich unterhielt mich mit ihm über seine Schriften, und wir verstanden uns ausnehmend gut. Dann stellte ich ihm Everett und Coleman vor.

„Lord Odo machte mich auf mein Ersuchen auch mit dem Marquis von Salisbury bekannt. Es ist ein hochgewachsener, stämmiger und eigentlich schöner Mann, doch vielleicht nicht allzu geistreich. Ich erwähnte, wie angenehm die herrschende Temperatur sei, hoffentlich behage sie auch ihm. ‚Es fängt an, viel zu heiß zu werden,‘ erwiderte er. Der Ton, in welchem er dies sagte, veranlaßte mich zu der Bemerkung: ‚Ich meine die Luft draußen, nicht den Wärmegrad innerhalb gewisser Wände.‘ Er stutzte erst etwas, dann brachen wir beide in ein herzhaftes Lachen aus. Ich sagte ihm, daß ich als Vertreter einer am Kongreß in keinerlei Weise beteiligten Macht weder Neugier noch ungebührliches Interesse für denselben besäße. ‚O‘, sagte er, ‚ich versichere Sie, wir sind alle ruhigen Bluts, ja wirklich, ganz und gar.‘ ‚Ah, wirklich,‘ entgegnete ich, worauf

er wieder laut lachte; dann wurde unser Gespräch unterbrochen. Gleich darauf redete mich Gräfin Marie v. Bismarck an. ‚Ich habe Sie bereits gesehen,‘ sagte sie zu mir. ‚Ich weiß nicht, wie ich die Ehre gehabt hätte,‘ erwiderte ich. ‚Ich stand am Fenster und sah Sie mit Papa im Garten spazieren. Er sagte mir, Sie seien es gewesen, und er habe einen so angenehmen Besuch von Ihnen gehabt.‘ Schlözer unterbrach uns, um mich einer Dame vorzustellen, die mich gern kennen lernen möchte. Es war die Gräfin Oriola, und wer, meinst Du, daß sie ist? Niemand anders, als die Tochter Bettinas und Schwester der Gisela![1]) Sie bedauerte, Dich nicht zu finden, und hofft nächsten Herbst näher mit uns bekannt zu werden.

„Auch hatte ich ein längeres Gespräch mit Mehemed Ali Pascha, der mir sehr gut gefällt, tauschte einige Worte mit Graf Launay und Graf Corti und unterhielt mich eine Weile mit Andrassy, der seinen Gesichtszügen nach einem Zigeunerhäuptling zum Verwechseln ähnlich sieht ...

„Es war eine Gesellschaft, in der man sich frei und ungezwungen bewegte, und die mich angenehm berührte ... Du begreifst natürlich, daß ich am Sonnabend nicht kommen kann. Graf St. Vallier wünscht, daß ich mich an diesem Tage zum Kongreßempfang bei ihm einfinde. Ich muß abwarten, bis General Grant wieder abgereist ist, dann kann ich zu jeder Zeit kommen. In den letzten Tagen hat es auf der Gesandtschaft nichts zu tun gegeben, und in der Zuschrift, die ich heute aus Washington erhalten, heißt es: ‚Ihre Depeschen werden mit großem Interesse gelesen.‘ Was nun Dein Kommen anbetrifft, so bin ich darüber noch im Zweifel. Wäre ich sicher, daß Du nicht erst bei Hofe vorgestellt sein müßtest, so würde ich sagen: komm! Ich will sehen, daß ich morgen Auskunft erhalte.“

21. Juni 1878.

„Soeben komme ich vom Grafen Eulenburg, dem Hofmarschall des Kronprinzen, und bin ziemlich mit mir im reinen über das, was ich tun und was ich nicht tun kann. Der Fall liegt so: Grants Courier hat Zimmer für ihn im Kaiserhof bestellt, daher ist es unnötig, ihm die meinigen anzubieten. Birnay, Gesandter der Vereinigten Staaten im Haag, schreibt, daß G. am Mittwoch hier eintreffen wird. Ich reise ihm bis Stendal (100 Kilometer) entgegen, sorge dafür, daß mein Wagen am Bahnhof ist, um ihn nach dem Kaiserhof zu bringen, und stelle die Equipage dem General und Mrs. Grant für die Dauer ihres Aufenthalts zur Disposition. Graf Eulenburg dankte mir für die zeitige Benachrichtigung, verspricht, alles mit mir zu arrangieren, und sagt, der Kronprinz werde Grant gleich nach seiner Ankunft empfangen, die Kaiserin dagegen wahrscheinlich nicht.

„Ich stimme dafür, daß Grant und Gemahlin Gelegenheit haben sollen, an einem bestimmten Abend hier, in der Gesandtschaft, die in Berlin anwesenden Amerikaner zu empfangen, wobei Tee, Eis und feines Gebäck herumgereicht

[1]) Der Gattin von Herman Grimm.

werden kann. Dann gebe ich kein offizielles Diner (das endlose Verlegenheit, Etikettenfragen und Kosten verursachen würde) und lade dafür ein auserwähltes Dutzend von Herren ein, die alle englisch reden. Das heißt, ich werde warten, bis Grant hier ist, und es ihm vorschlagen. Er wird ungefähr sechs Tage bleiben; sollte er also wünschen, die Großmächtigen vom Kongreß zu sehen, dann brauche ich ihn nur beim Empfang in der englischen, österreichischen und französischen Botschaft einzuführen. Dort kann er ohne weitere Formalität jedermann kennen lernen, was ihm gewiß am liebsten ist.

„Dir steht es sonach ziemlich frei, zu tun, wie Dir beliebt. Du kannst entweder kommen, beim Empfang der Amerikaner, wie auch beim Diner die Honneurs zu machen, wo außer Mrs. Grant keine Dame eine Einladung erhalten wird, und sie beim Empfang in den Botschaften zu begleiten ... oder, Du kannst Dich wegen Kränklichkeit entschuldigen, und wegbleiben. Doch brauchst Du es nicht vor Montag zu entscheiden. Sollte etwas vorkommen, was Deine Anwesenheit erfordert, so telegraphiere ich.“

22. Juni, 4. p. m. 1878.

„Da es noch eine halbe Stunde Zeit hat, ehe ich mich umziehen muß, um zum Diner bei Delbrücks zu gehen, schreibe ich schnell ein paar Zeilen an Dich. Gestern abend fuhr ich zu Bunsens und blieb eine Stunde lang bei ihnen im Garten. Bunsen ist geradezu bezaubernd. Als ich fortging, erbat ich mir eine Rose von Frau v. Bunsen. Sie gab mir mehrere der tiefroten persischen, die heute den ganzen Tag über das Gesandtschaftshotel durchduftet haben ... Diesen Nachmittag erwiderte ich pünktlich alle notwendigen Visiten und war eine Stunde bei Lindau, den ich heute abend auf der Soiree beim Grafen St. Vallier wiedersehen werde. Er benahm sich sehr freundlich gegen mich und ist ein vortrefflicher Kamerad“ ...

(Schluß folgt.)

Der Sternhimmel.

Von

Prof. Dr. Dunér, Direktor der Sternwarte in Upsala.

Die Geologie hat dargetan, daß nicht wenige Jahrtausende verstrichen sind, seitdem unser Geschlecht die Erde betrat. Und doch kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der blaue Taghimmel und der dunkle Nachthimmel, der sich über unsern ersten Eltern wölbte, nicht wesentlich anders aussah wie der, den wir heute sehen. Ein in jene fernen Zeiten versetzter Astronom der Jetztzeit könnte an dem Himmelsgewölbe von damals, wenn auch mit einiger Mühe und

mit Hilfe einiger Rechnungen, die ihm wohlbekannten Sterne wiederfinden. Und zur Zeit von Christi Geburt sahen die Sternbilder fast genau so aus wie jetzt. Diese Unveränderlichkeit, oder richtiger gesagt, diese geringe Veränderlichkeit des gestirnten Himmels gab Anlaß zu der Annahme, daß die Sterne auf einer kristallenen Sphäre befestigt seien. Man nannte sie daher Fixsterne. Allein selbst die oberflächlichste Betrachtung des Himmels mußte zeigen, daß nicht alle Himmelskörper diese Unbeweglichkeit besäßen. Vor allem mußte man wahrnehmen, daß nicht nur die Form, sondern auch die Lage des Mondes unter den Sternen sich ändere. Dagegen waren vielleicht Jahrtausende erforderlich, bevor man in der Bewegung der Sonne die alleinige Ursache erkannte, daß zu den verschiedenen Jahreszeiten zum Teil andre Sternbilder sichtbar werden. Endlich bemerkte man schon sehr früh, daß unter den wirklich sternähnlichen Lichtern fünf diese Unbeweglichkeit der andern nicht teilten, sondern mit größerer oder geringerer Schnelligkeit ihre gegenseitigen Lagen zu diesen änderten.

Da man die Möglichkeit eines im Weltraume freischwebenden Körpers gar nicht einsehen konnte, dachte man sich Sonne, Mond und die ebengenannten fünf Planeten an je eine kristallene Sphäre befestigt, die sich mit verschiedener Geschwindigkeit um die Erde drehte. Die tägliche Bewegung aller Himmelskörper um die Erde wurde durch noch eine alle andern umschließende Sphäre, das sogenannte Primum mobile, erklärt, die sich in 24 Stunden um die Erde drehte, dabei die sämtlichen andern Sphären mit sich führend. Um das ganze Weltgebäude zu vervollständigen, dachte man sich endlich über dem Primum mobile ein zehnte Sphäre, das Empyreum (Feuerhimmel). Zur Erklärung der Erscheinungen am Sternhimmel diente sie indessen nicht, sondern bildete nur die Grenze zwischen der Natur und dem Sitze der Götter.

Dies Weltsystem der klassischen Zeit, das vom Mittelalter unverändert als Erbschaft empfangen wurde, war ein gekünsteltes. Der Grund, weshalb es so lange ohne Widerspruch angenommen wurde, liegt darin, daß die Alten zwar neue Theorien aufbauten, aber wenig geneigt waren, ihre Richtigkeit durch Beobachtungen zu prüfen, während das Mittelalter, überhaupt dogmatisch, die Werke des Aristoteles fast als Bekenntnisschriften in den Naturwissenschaften betrachtete. Aber kaum war die neue Zeit angebrochen, so wurde der alten Ansicht vom Weltbau ein vernichtender Schlag beigebracht, und zwar von einem Forscher, der sonst den alten Anschauungen gegenüber als recht konservativ gilt, nämlich Tycho Brahe. Durch seine Beobachtungen des Kometen 1577 konnte er mit voller Gewißheit beweisen, daß dieser, selbst bei seiner größten Erdnähe, weit außerhalb der Mondbahn stände. Er mußte folglich, so schloß Tycho, seine Bahn quer durch das Planetensystem beschreiben und dabei die kristallenen Sphären der verschiedenen Planeten, wenn solche vorhanden wären, zertrümmern. Der streng mathematische Beweis der ungebundenen Bewegung aller Weltkörper wurde von Newton gegeben, und damit war zugleich bewiesen, daß auch die Fixsterne sich nicht auf einem festen Gewölbe befänden, und daß sie nicht unbeweglich, sondern nur infolge ihrer großen Entfernungen scheinbar wenig be-

weglich seien. Eigentlich war übrigens letzteres schon von Tycho Brahe bewiesen, der fand, daß zu seiner Zeit gewisse Sterne nicht dieselben relativen Orte zu den andern einnähmen, wie im Jahre 125 v. Chr., als sie von Hipparch beobachtet wurden.

Hiermit mußten die Ansichten über die Natur der Fixsterne ganz andre, vor allem viel bestimmtere werden. Wie man sich die Sterne zu der Zeit dachte, als man sie noch an einem Gewölbe befestigt glaubte, läßt sich kaum ermitteln, hätte auch nur geringes Interesse. Ganz anders wurde es, sobald ihre freie Bewegung erwiesen war, denn von da an konnte kein Zweifel mehr darüber walten, daß sie wirkliche Weltkörper seien; mit dieser Erkenntnis stieg zugleich eine Menge interessanter, schwierig zu beantwortender Fragen auf. Früher konnte nur davon die Rede sein, die Entfernung eines einzigen Sterns, d. h. den Radius der Himmelskugel zu bestimmen, da ja alle gleich entfernt waren. Wenn es mißlang, so war nur durch erhöhte Genauigkeit der Messungen auf Erfolg zu hoffen. Jeder Versuch, Eigenbewegungen der Sterne zu bestimmen, mußte im voraus als hoffnungslos, ja als unsinnig betrachtet werden. Nunmehr war dies alles anders geworden. Jeder der unzähligen Sterne stand in seiner eignen Entfernung von der Erde; nur durch Zufall konnten einige genau gleich weit entfernt sein. Jeder besaß ferner seine eigne Bewegung, die von der andrer Sterne verschieden war. An Stelle des starren Himmelsgewölbes war das Sternsystem getreten, in dem alles Bewegung war, und zwar nach denselben Gesetzen, denen die Bewegungen im Sonnensysteme unterworfen sind.

Aber ebensowenig, wie es genügen könnte zu wissen, daß diese Gesetze im Sonnensysteme gültig sind, ohne Kenntnis zu haben von der besonderen Art und Weise, in der jeder Planet oder Mond diesen Gesetzen folgt, so daß man zu jeder Zeit, künftigen wie vergangenen, ihre Stellungen berechnen kann, ebensowenig hat die Astronomie, ehe dasselbe für das Sternsystem geleistet ist, ihre vielleicht größte Aufgabe gelöst. Eine der ersten Bedingungen dafür ist die Bestimmung der Entfernungen und der Eigenbewegungen der einzelnen Sterne, nicht nur in der zur Gesichtslinie senkrechten Richtung, sondern womöglich auch in dieser selbst.

Von den drei hier genannten Aufgaben wurde die zweite zuerst, wenigstens teilweise, gelöst, indem für einige Sterne die Winkelgeschwindigkeit und die Richtung bestimmt wurden, womit sie jährlich ihren Ort am Himmel verändern. Diese Bestimmung wird so ausgeführt, daß man die für einen Stern zu möglichst verschiedenen Zeiten ausgeführten Ortsbestimmungen miteinander vergleicht. Leider haben wir gar keine über 2000 Jahre alten Bestimmungen. Allerdings weiß man, daß schon viel früher Versuche gemacht wurden, die Orte der Sterne am Himmel anzugeben, indem man sie in sogenannte Sternbilder gruppierte. Man vereinigte zu einem Sternbilde nahestehende Sterne in solchen gegenseitigen Lagen, daß, wenn man sie mit Konturlinien umschloß, die eine menschliche oder tierische Gestalt darstellten, die helleren Sterne an hervorragende Stellen des Bildes (z. B. Kopf, Schultern, Hände, Knie, Füße u. s. w.) kamen. In dieser Weise

konnte man die Lage der Sterne einigermaßen bezeichnen. Sehr alt sind gewiß mehrere Sternbilder. Erwähnt werden sie schon bei Homer sowie in Büchern des Alten Testaments; und in Aegypten hat man Abbildungen von Sternbildern gefunden, die die Sonne, der Mond und die Planeten durchlaufen. Das Alter dieser sogenannten „Tierkreise“ wird von einigen auf weit über 10000 Jahre geschätzt, und selbst wenn man dies stark reduziert, bleibt doch gewiß ein solches von mehreren Jahrtausenden übrig. Schlimm ist es allerdings, daß auf diese Sternbilder nicht einmal eine ganz ungefähre Schätzung der Sternbewegungen sich gründen läßt, noch mehr, daß alle astronomischen Beobachtungen, selbst die mit Aufbietung allergrößten Fleißes und größter Geschicklichkeit gemachten, bis auf etwa 1725 n. Chr. zu wenig genau sind, um nunmehr für die Herleitung der Eigenbewegung der Sterne von Bedeutung zu sein.

Indessen häufen sich, Jahr nach Jahr, immer mehr Bestimmungen der Eigenbewegungen einer großen Zahl von Sternen, indem neue Sternkataloge veröffentlicht werden, worin nicht nur die Orte, sondern auch die Eigenbewegungen angegeben werden, wenn sie hinreichend groß und wenn hinreichend alte Beobachtungen vorhanden sind, um diese Bestimmungen zu ermöglichen. Das größte bisherige Werk dieser Art sind die von der 1863 in Heidelberg gegründeten Astronomischen Gesellschaft geplanten und jetzt von einer bedeutenden Zahl Sternwarten in allen Weltteilen außer Asien fast vollendeten Zonenbeobachtungen, die Orte aller Sterne bis zur neunten Größe einschließlich enthaltend. Noch viel umfassender, wenn einmal vollendet, wird der ebenfalls von Sternwarten in allen Weltteilen (in Deutschland von der Potsdamer Sternwarte) ausgeführte photographische Sternkatalog mit allen Sternen bis zur elften Größe einschließlich sein, alles in allem drei Millionen. Hierdurch wird ein fester Grund gelegt für künftige Untersuchungen über die Eigenbewegungen der Sterne, wenn vielleicht auch Jahrtausende vergehen mögen, ehe solche für die große Mehrzahl all dieser Sterne bestimmt werden können.

Die erste der obengenannten Aufgaben stellte sich als möglich dar, sobald man mit Kopernikus annahm, daß die Erde sich um die Sonne bewege. Denn da zu Zeiten, die um ein halbes Jahr verschieden sind, die Erde sich an Punkten befindet, deren Entfernung doppelt so groß wie der Radius der Erdbahn, folglich, wie wir jetzt wissen, 270 Millionen Kilometer ist, so könnte man wohl mit Recht annehmen, daß ein gegebener Stern in dem einen Punkte eine beträchtlich verschiedene Lage als in dem andern einnehmen müsse. Aus dieser Ortsveränderung müßte dann seine Entfernung hergeleitet werden können, ebenso wie man von zwei Punkten am einen Ufer eines Flusses die Entfernung eines unzugänglichen Punktes auf dem andern messen kann. Aber so einfach die Lösung des Problems aussah, so schwierig hat sie sich in der Tat erwiesen, und erst nachdem die Beobachtungen den hohen Grad von Genauigkeit erhalten hatten, den sie jetzt besitzen, gelangen die ersten Bestimmungen der Entfernungen zweier Sterne durch Bessel in Königsberg und W. Struve in Dorpat. Nunmehr ist die Zahl der Sterne mit bekannten Entfernungen auf 40 bis 50 gestiegen, aber

noch immer sind die Entfernungen der allermeisten Sterne unbekannt und überhaupt unmeßbar. Der Grund dieser anfangs überraschenden Tatsache ist, daß die Entfernungen aller, selbst der allernächsten Sterne, so überaus groß sind. Wenn man sagt, der nächste Stern sei etwa 50 Billionen Kilometer weit von der Erde, so gibt dies allerdings den Begriff von etwas sehr Großem, aber kaum doch eine klare Vorstellung. Etwas faßlicher wird sie vielleicht, wenn man sagt, daß das Licht, das in einer Sekunde 300000 Kilometer durcheilt, etwas über eine Sekunde vom Monde bis zu uns braucht, etwas mehr als acht Minuten von der Sonne, dagegen fast vier Jahre, um vom nächsten Fixstern bis zu uns zu gelangen. Infolge dieser ungeheuern Entfernungen sind daher mit unsern jetzigen Hilfsmitteln die Entfernungen der allermeisten Sterne nicht zu messen, und der Hauptsache nach werden die Himmelsräume noch lange ebenso unergründlich bleiben wie zu den Zeiten des Kopernikus.

Die dritte Aufgabe, nämlich die Bestimmung der Geschwindigkeit, mit der ein Stern sich in der Gesichtslinie bewegt, mußte bis vor kurzem als überhaupt unlösbar erscheinen, und doch kann jetzt gesagt werden, daß sie unter allen dreien die einzige für alle Sterne, bis auf die von einer gewissen Helligkeit herab, lösbare ist. Die lineare Geschwindigkeit eines Sterns in der zur Gesichtslinie senkrechten Richtung kann erst dann bestimmt werden, wenn ihre Entfernung bekannt ist. Die Bestimmung der Geschwindigkeit eines Sterns in der Gesichtslinie hängt dagegen von einem der Hauptsätze der Spektralanalyse, dem „Dopplerschen" Prinzip ab und ist ausführbar für alle Sterne, wenn nur das Fernrohr, woran der Spektralapparat befestigt wird, so lichtstark ist, daß das Spektrum des betreffenden Sterns photographisch abgebildet werden kann. Mit Hilfe dieser Methode sind die Geschwindigkeiten aller Sterne erster und zweiter Größe bereits von den Astronomen der Potsdamer Sternwarte bestimmt worden. Mit dem neuen Riesenrefraktor dieser Sternwarte werden sich auch die Geschwindigkeiten der Sterne dritter und vierter Größe bestimmen lassen und dadurch unsre Kenntnisse in dieser Hinsicht eine sehr wesentliche Erweiterung erfahren.

Ueberblickt man, was zur Lösung der hier besprochenen drei Probleme bisher geschah, so findet man, wie wenig das ist und wie gering die Aussicht, in kurzer Zeit viel weiter zu gelangen. Indessen muß man doch nicht verzweifeln. Es gibt nämlich noch zwei Elemente, deren teilweise Bestimmung schon vom älteren Herschel nicht ohne Erfolg versucht wurde und aus der noch viele wichtige Schlüsse auf die Bewegungsverhältnisse im Sternensystem gezogen werden können. Diese Elemente sind die Geschwindigkeit und die Richtung, in der unser Sonnensystem sich bewegt. Herschel hatte aus recht wenigen und noch nicht sehr sicheren Bestimmungen von Eigenbewegungen der Sterne den Schluß gezogen, daß das Sonnensystem sich gegen das Sternbild Herkules bewege. Dies steht noch fest da, nur ist die Lage des Punktes, gegen den die Sonne sich bewegt, viel schärfer bestimmt worden. Auch ist die lineare Geschwindigkeit aus den Bestimmungen der Bewegungen der Sterne in der Gesichtslinie hergeleitet worden;

und mit Hilfe neuerer Beobachtungen werden innerhalb einiger Jahrzehnte beide noch schärfer bestimmt werden können. Damit ist aber auch die Möglichkeit gegeben, die Welträume mit immer größeren Maßstäben, folglich mit immer größerer Sicherheit zu messen und zugleich die wirkliche Eigenbewegung eines Sterns aus jener zu berechnen, die zwar so heißt, aber in Wirklichkeit nur die Kombination der Eigenbewegung mit der Bewegung des Sonnensystems ist. So wird man sich allmählich, wenn auch nur langsam, der Erkenntnis des Baues des Sternsystems und der Bewegungen seiner einzelnen Glieder nähern.

Was dagegen die allgemeinen Züge im Bau des Sternsystems betrifft, so lassen sie sich auch ohne solche eingehende Untersuchungen einigermaßen sicher feststellen. Man hat dies vor allem auf Bestimmungen der Sterndichtigkeit an verschiedenen Teilen des Himmels gegründet. Zu diesem Zwecke hatte W. Herschel seine „Sterneichungen“ vorgenommen, während welcher an verschiedenen Stellen des Himmels die Zahl der in dem Felde eines seiner Teleskope sichtbaren Sterne festgestellt wurde. Gegen diese Schätzungsweise kann mit gutem Grunde eingewandt werden, daß sie dem Zufall einen wenig wünschenswerten Einfluß erteilt, indem tatsächlich sehr sternreiche und relativ sternarme Stellen in geringen Entfernungen voneinander vorkommen. Einwandfreier erscheinen die zonenweisen Zählungen aller Sterne in der Argelanderschen „Bonner Durchmusterung“ der nördlichen und ihrer Fortsetzungen an der südlichen Himmelshalbkugel. Für jene war die Aufgabe gestellt, alle Sterne bis zur neunten Größe aufzunehmen, diese sind noch vollständiger.

Die aus diesen Untersuchungen sich ergebenden Schlüsse sind, daß unser Sternsystem keineswegs eine kugelförmige Gestalt besitzt, sondern daß es, ebenso wie das Sonnensystem, eine sehr viel größere Ausdehnung in der einen Richtung, wie in der darauf senkrechten hat. Jene Richtung wird durch das weißschimmernde Band bezeichnet, das sich um den ganzen Himmel schlingt und die „Milchstraße“ heißt. Die verhältnismäßig scharfe Begrenzung gewisser Teile darin, die mehrfach vorkommenden Teilungen sowie die bisweilen recht langen Ausläufer, die von ihr ausgehen, zeigen indessen zur Genüge, daß sie nicht lediglich durch die größere Ausdehnung des Sternsystems in dieser Richtung hervorgebracht, sondern eine Bildung besonderer Art ist, wie man solche beispielsweise in den am Südhimmel befindlichen beiden „Kapwolken“ sieht. Die wahre Form der Milchstraße scheint die eines das Sternsystem umschließenden, mehrfach geteilten Ringes zu sein. Viel eingehendere Kenntnisse über den allgemeinen Bau des Sternsystems wird man mit Hilfe des schon oben erwähnten photographischen Sternkatalogs, dessen schwächste Sterne elfter Größe sind, und noch mehr der auch auf photographischem Wege hergestellten Himmelskarte (schwächste Sterne etwa dreizehnter Größe) erhalten.

Die Himmelsphotographie hat indessen in fast noch erstaunlicherer Weise zur Kenntnis einer andern Gattung von Himmelskörpern, nämlich der „Nebel“, beigetragen. Schon vor fast 300 Jahren hatte man einzelne dieser merkwürdigen Gebilde entdeckt, aber durch die mächtigen Teleskope der beiden Herschel wurden

mehrere Tausende aufgefunden, unter denen die meisten zwar klein sind, einzelne aber eine sehr beträchtliche Ausdehnung haben. Die Riesenfernrohre der neuesten Zeit haben natürlich noch sehr viele bisher unbekannte hinzugefügt, aber erst die Himmelsphotographie hat uns Kenntnisse zugeführt, die ohne sie uns wahrscheinlich auf immer entzogen geblieben wären. Es besteht nämlich ein sehr bemerkenswerter Unterschied zwischen der Möglichkeit, einen Himmelskörper auf gewöhnlichem und auf photographischem Wege zu entdecken. Nachdem unser Auge sich vollständig an die Dunkelheit gewöhnt hat, also nach etwa einer Viertelstunde, ist es imstande, fast unmittelbar die schwächsten Lichtpunkte oder Lichtflächen zu entdecken, die überhaupt unter den herrschenden Luftverhältnissen in einem gegebenen Fernrohre wahrzunehmen sind. Sehr langes Betrachten hilft nicht viel. Ganz anders ist es am photographischen Fernrohr. Bei kurzer oder gar sehr kurzer Belichtung treten nur die hellsten Objekte hervor, während bei sehr langer Belichtung selbst äußerst schwache Gegenstände einen immer kräftigeren Eindruck auf die in diesem Falle das Auge ersetzende photographische Platte machen. Zuletzt werden sie hinreichend stark, um bei der Entwicklung ein deutlich wahrnehmbares Bild zu geben. Dieser Umstand erhob, neben der schon erwähnten großen Genauigkeit der Messungen auf photographischen Platten, mit einem Schlage die Photographie zu einer der wichtigsten Untersuchungsmethoden der praktischen Astronomie. Bei Detailuntersuchungen der Nebel haben besonders photographische Aufnahmen mit Spiegelteleskopen Bedeutendes geleistet, während gewöhnliche Porträtlinsen, allerdings von etwas ungewöhnlichen Größen, zur Kenntnis der ganz ungeheuern Ausdehnung der Nebel am Himmel führten. Es erstrecken sich nämlich, besonders in der Milchstraße, große Nebelmassen von unregelmäßigen, geschlängelten Formen über große Teile des Himmels. Während man sie früher für vereinzelte, vielleicht gar verhältnismäßig unbedeutende Gebilde halten mußte, zeigt sich jetzt unverkennbar, daß die Nebel große, wichtige Bestandteile des Sternsystems sind. Wie erstaunlich die Photographie unsre Kenntnis der Nebelwelt zu erweitern vermag, geht daraus hervor, daß das bis jetzt vollständigste Verzeichnis kaum 8000 solcher enthält, während Keeler, der neulich verstorbene Direktor der Lick-Sternwarte, kurz vor seinem Tode mitteilte, daß mit einem drei Fuß im Durchmesser haltenden Spiegelteleskop nicht weniger als 120000 Nebel abgebildet werden können. Auch haben die Photographien bewiesen, daß die Formen der Nebel ganz andre und kompliziertere als die aus Zeichnungen bekannten sind. Vor allem sind Spiralformen sehr gewöhnlich.

Unter den astronomischen Untersuchungsmethoden ist auch die Spektralanalyse eine der allerwichtigsten geworden. Das erste dahin gehörende Phänomen, das wahrgenommen wurde, war der Regenbogen, der bekanntlich dadurch entsteht, daß das weiße Sonnenlicht, indem es durch die fallenden Regentropfen hindurchfällt, in die einfachen Farben zerteilt wird, aus denen es besteht. Newton zeigte, daß diese Zerteilung noch vollständiger mittels eines Prismas gemacht werden kann, und die hundert Jahre später folgenden Entdeckungen Fraunhofers, daß ein reines Sonnenspektrum von zahlreichen dunkeln Linien durchzogen ist, sowie,

daß die Spektra glühender Metallgase aus gewissen, den verschiedenen Metallen eigentümlichen hellen Linien bestehen, veranlaßten eine lange Reihe von Untersuchungen, die in der streng wissenschaftlichen Begründung der Spektralanalyse durch Kirchhoff und Bunsen gipfelten. Durch diese Untersuchungsmethode wurden nicht nur bisher unbekannte chemische Elemente entdeckt, sondern es wurde auch möglich, chemische Analysen der Atmosphären ferner Himmelskörper auszuführen. Es wurde dadurch bewiesen, was man übrigens schon lange vorher vermutet hatte, daß die Fixsterne Sonnen seien, mit Atmosphären, zum Teil verschieden von der unsrer Sonne, zum Teil aber mit ihr bis fast in die kleinsten Einzelheiten identisch. Ebenso zeigte es sich, daß neben gewissen Nebelflecken aus dicht gedrängten Sternen, deren Spektra denen der Sterne ähneln, andre vorkommen, die mächtige Gasmassen sind. Mit Gewißheit stellte es sich übrigens heraus, daß eine auch nur einigermaßen wesentliche Verschiedenheit der chemischen Bestandteile der verschiedenen Sterne durchaus nicht vorhanden ist, sondern daß, ebenso wie allem Anscheine nach dieselben Kräfte überall im Universum herrschen, auch die Einheit der Materie überall besteht.

Aber eine für die Astronomie fast noch wichtigere Untersuchungsmethode ging aus der Spektralanalyse hervor, indem eine schon 1842 von Doppler ausgesprochene, von Fizeau weiter entwickelte, aber lange Zeit bestrittene Idee endlich einen entscheidenden Sieg gewann, als bewiesen wurde, daß man, ohne die Entfernung eines Sterns zu messen, aus Spektralbeobachtungen bestimmen kann, mit welcher Geschwindigkeit er sich in der Richtung von oder gegen die Erde bewegt. Dieser Methode hat die Astronomie die obenerwähnten Bestimmungen der Bewegungsgeschwindigkeiten der helleren Sterne in der Gesichtslinie zu verdanken. Auch einem andern, sehr wichtigen Gebiete der Astronomie hat sie große Dienste geleistet.

Während der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts wies Chr. Mayer in Mannheim auf das sehr eigentümliche Verhältnis hin, daß am Himmel viele paarweise gruppierte Sterne vorkommen; und er zog daraus den Schluß, daß diese Paare durch das Band der gegenseitigen Attraktion zu Systemen verbunden seien. Diese Idee war, als sie ausgesprochen wurde, eine noch völlig unreife. Auch nicht ein einziges unter den Paaren, auf die Mayer hinwies, hat sich bei näherer Prüfung als ein wirklicher Doppelstern gezeigt. Ihre scheinbaren Entfernungen sind auch viel größer als die der letzteren. Aber seine Behauptung, daß Sternsysteme existierten, hat sich später und mit Bezug auf andre Sterne als vollkommen richtig erwiesen. Man könnte sich fast zu glauben versucht fühlen, eine Art von Inspiration habe Mayer zu dieser Ansicht geführt.

Als W. Herschel vier Jahre später seine glänzende Laufbahn als beobachtender Astronom begann, wurden auch die Paare sehr nahestehender Sterne, die seine mächtigen Teleskope überall am Himmel zeigten, ein Gegenstand seiner eifrigen Forschungen. Als er aber, 20 Jahre später, seine Beobachtungen an diesen Gegenständen einer näheren Untersuchung unterwarf, fand er bei mehreren unverkennbare Spuren von Bahnbewegung, die bewiesen, daß die zwei Sterne

sich um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt bewegten, ganz wie die Erde und der Mond um den ihrigen, und daß sie folglich wirkliche Systeme bildeten. Die Folge dieser Entdeckung war, daß sowohl er, wie sein Sohn, John Herschel, solchen Paaren eifrig nachforschten. Alle früheren Entdeckungen solcher wurden indessen in den Schatten gestellt durch die während des zweiten Viertels des 19. Jahrhunderts von zwei andern Astronomen, auch Vater und Sohn, nämlich W. und O. Struve an den Sternwarten zu Dorpat und Pulkova gemachten, sowie durch die während des letzten Viertels dieses Jahrhunderts von Burnham an der Lick-Sternwarte in Kalifornien gemachten. Mit Hilfe der immer kräftigeren Fernrohre, die hierbei angewandt wurden, hat man Doppelsterne entdeckt, deren scheinbare Entfernungen immer kleiner waren. Eine nicht geringe Zahl unter den von den beiden Herschel entdeckten hat so große Entfernungen, daß z. B. Burnham sie kaum beachtet hätte. Die Folge davon ist, daß unter den neuentdeckten die Doppelsterne im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. solche, in denen die zwei Komponenten sich in Bahnen umeinander bewegen, relativ zahlreicher geworden sind. Auch sind die Umlaufszeiten, die man für diese Doppelsterne gefunden hat, beträchtlich kürzer als bei den älteren; bei einem währt sie sogar nur fünf Jahre.

Aber es ist nicht bei dieser Astronomie der sichtbaren Doppelsterne geblieben. Selbst Sterne, deren Duplizität kein irdisches Auge gesehen hat, noch je sehen wird, gehören nun zu den Listen dieser Himmelskörper. Zuerst fand man, daß gewisse Sterne, z. B. Sirius und Procyon, die einfach erschienen, ihre Oerter in solcher Weise veränderten, daß sie Ellipsen um einen in unmittelbarer Nähe stehenden Punkt beschrieben. Dies könnte vollkommen nur erklärt werden, wenn sie Doppelsterne wären, bei denen der zweite Stern zwar fast ebenso schwer wie der Hauptstern, aber dunkel oder wenig leuchtend sein müßte. In beiden Fällen hat man in der Tat mit sehr starken Fernrohren den früher als dunkel angesehenen Begleiter wahrnehmen können, der freilich viel weniger hell war als der Hauptstern. Man kennt aber nunmehr einige andre Sterne, deren Bewegung allerdings erwiesen, deren Begleiter aber noch immer unentdeckt geblieben sind. Mit noch viel stärkeren Fernrohren als unsern jetzigen würde man den Nebenstern aller Wahrscheinlichkeit nach entdecken, denn die scheinbaren Enfernungen sind wahrscheinlich nicht so klein, daß dies unmöglich sein sollte.

Ganz anders verhält es sich aber mit den nunmehr recht zahlreichen Doppelsternen, die mit Hilfe des Dopplerschen Prinzips entdeckt worden sind. Denn hier sind die Umlaufszeiten so kurz, meist nur von wenigen Tagen, daß die scheinbaren Entfernungen der beiden Sterne fast verschwindend klein sein müssen. Allerdings hat man in Greenwich behauptet, den Begleiter des hellsten bisher bekannten dieser Sterne, der Capella, gesehen zu haben, und in der Tat beträgt hier die Umlaufszeit mehr wie 100 Tage. Auffallend ist jedoch, daß die Beobachter an der Lick-Sternwarte keine Spur von dem Begleiter dieses Sterns wahrnehmen konnten.

Unter diesen „spektroskopischen“ Doppelsternen verdienen einige besonders

erwähnt zu werden, weil sie zur Erklärung des Lichtwechsels einiger veränderlicher Sterne geführt haben. Durch spektrographische Beobachtungen des Sternes Algol, des hellsten und längst bekannten der nach ihm benannten „algolveränderlichen" Sterne, hat nämlich Vogel in Potsdam gefunden, daß er aus zwei Sternen, einem hellen und einem dunkeln, besteht, die in zwei Tagen 20 Stunden Bahnen um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt beschreiben, und zwar tritt ein Minimum ein, wenn der dunkle Begleiter zwischen der Erde und dem hellen Stern steht. Außerdem hat man gefunden, daß die Veränderlichkeit einiger andrer, nicht zum Algoltypus gehörender Sterne dadurch hervorgebracht wird, daß sie äußerst nahe Doppelsterne sind. Schließlich hat man aus den mit dem Algol und den eben erwähnten Sternen gemachten Erfahrungen den Schluß ziehen wollen, daß alle diesen Typen angehörenden veränderlichen Sterne in der Tat Doppelsterne seien. Was die „Algolveränderlichen" betrifft, scheint dies unzweifelhaft richtig zu sein, und für zwei unter ihnen ist es in ganz andrer Weise wie für Algol selbst erwiesen worden, daß ihre periodischen Verdunkelungen dadurch hervorgerufen werden, daß sie Doppelsterne sind, deren Komponenten in dem einen gleich hell und gleich groß sind, während in dem andern die Komponenten zwar gleich groß, der eine aber doppelt so hell wie der andre ist. In beiden Fällen tritt ein Minimum ein, sobald während ihrer Bahnbewegung der eine Stern zwischen den andern und die Erde kommt.

Diese in den letzten Jahren Schlag auf Schlag einander gefolgten Entdeckungen, daß bald der eine, bald der andre als einfach angesehene Stern in der Tat doppelt ist, daß einige aus zwei hellen, andre aus einem hellen und einem dunkeln oder jedenfalls schwach leuchtenden Stern bestehen, scheinen es fast wahrscheinlich zu machen, daß, ganz im Gegenteil zu dem, was man früher glaubte, die Doppelsterne ebenso gewöhnlich, ja vielleicht gewöhnlicher als die einfachen Sterne sind. Diese veränderten Anschauungen tragen dazu bei, uns einen ganz neuen Begriff von dem Reichtum des Sternsystems zu geben. Zwar läßt es sich nicht leugnen, daß unsre Sonne recht isoliert dasteht, als ein nicht sehr bedeutendes Glied einer Gruppe von wenig zahlreichen Sternen, getrennt voneinander durch außerordentlich große Abstände. Aber sie führt doch während ihres einsamen Ganges mit sich ihren Hofstaat von mehreren hundert Planeten mit ihren Monden; und außerdem statten ihr unzählige Kometen Besuche ab, um gleich nachher ihre Reisen in den Weltraum hinaus wieder anzutreten. Dazu kommen noch viele millionenmal zahlreichere und ganz winzige Körper (Meteore), die sie umschwärmen und von denen nicht wenige auf sie herabstürzen.

Andre Sterne sind doppelt, ja mehrfach, und außerdem werden sie unzweifelhaft umkreist von Scharen von Trabanten, noch zahlreicher, noch mächtiger als die der Sonne. Hie und da im Sternsystem gruppieren sich Massen von Sonnen in dichten Haufen, innerhalb deren die gegenseitigen Abstände der einzelnen Glieder klein sind, ja vielleicht sehr klein im Vergleich zu den Abständen der nächsten Sterne von der Sonne. Und, wie gesagt, um jede dieser

Tausende von Sonnen erschauen die Augen unsers Geistes noch zahllose Planeten und Kometen. An andern Orten stehen Nebel, Massen von schwach glühenden, äußerst verdünnten Gasen, die Räume einnehmen, so groß, daß wir uns kaum einen Begriff davon machen können. Und endlich, gegen die Grenzen des Systems hin, trifft man die Milchstraße, einen Ring von dicht gehäuften, unzähligen Sternen, von „planetarischen" gasförmigen Nebeln und von Sternhaufen. Daß diese nicht, wie man wohl früher meinte, selbständige Sternsysteme sind, weit draußen im Weltraume, in Entfernungen von unserm Sternsystem, deren Vorstellung uns schwindeln macht, ist ganz sicher. Denn ein Blick auf eine Himmelskarte, auf der diese Gebilde verzeichnet sind, genügt, um unmittelbar darzutun, daß die Sternhaufen, die planetarischen und die sehr großen Nebel mit einer Vorliebe, die nicht dem Zufalle zugeschrieben werden kann, der Milchstraße folgen, während sich die Mehrzahl der kleinen Nebel um die Pole der Milchstraße drängt. Diese Zusammengehörigkeit der Lage der Sternhaufen einerseits und der Nebel anderseits mit der Milchstraße beweist ganz offenbar, daß jene wirklich Glieder unsers Sternsystems sind.

Gibt es denn, so fragt man unwillkürlich, auf diesen Weltkörpern auch organisches, intellektuelles Leben, wie wir es auf unsrer Erde kennen? Daß die Sonnen Sitze eines solchen sein sollten, ist ganz einfach unmöglich. Organisches Leben kann sich nicht entwickeln, wo die Wärme vielfach höher wie in der Bessemerbirne, ja im elektrischen Schmelzofen ist. Die gasförmigen Weltkörper, also die Kometen und die Nebel, sind ganz ebenso ungeeignet. Anders verhält es sich dagegen mit den die verschiedenen Sonnen umkreisenden Planeten. Ebenso unsinnig, wie die Annahme wäre, daß nur unsre Sonne von Planeten umkreist, ebenso unwahrscheinlich ist es, daß nur unsre Erde ein Wohnort für organische, ja für vernünftige Wesen sei. Aber Verwandlung, Vergänglichkeit kennzeichnet alles, was der Natur angehört. So auch in dieser Hinsicht. Das Menschengeschlecht ist sehr jung, verglichen mit dem Planeten, auf dem es lebt, und es wird gewiß von ihm wieder verschwinden zu einer Zeit, da er noch immer seine Bahn um die Sonne beschreibt, ebenso wie er sie noch Millionen Jahre nachher durchlaufen wird. Daher läßt sich nicht annehmen, daß ähnliche Wesen wie wir zu gleicher Zeit auf allen eine gewisse Sonne umkreisenden Planeten vorkommen sollten. Das Tagfalterleben der mit uns verwandten Wesen hat auf vielen noch nicht angefangen, auf andern wird es schon zu Ende sein. Klagen wir nicht darüber, glauben wir nicht, daß ein solcher Himmelskörper keine vernünftige Aufgabe mehr zu erfüllen habe. Vernunft herrscht in dem großen, schönen Weltsystem, und es gibt gewiß für einen Weltkörper höhere, bessere Zwecke als den, der Wohnort eines Geschlechts wie das unsrige zu sein.

Aber nicht nur die Bewohner der Weltkugeln haben ihre Zeit, nach deren Verlauf ihre Rolle ausgespielt ist. Vergänglichkeit hat ebenso gewiß ihren Stempel auf die Sonnen selbst gedrückt. Die Spektraluntersuchungen der Sterne zeugen unverkennbar davon, daß diese sich in verschiedenen Entwicklungsstadien

befinden. Viele leuchten noch in einer so vollen Glut, daß die Bildung chemischer Verbindungen in ihren Atmosphären ganz verhindert wird. Bei andern ist die Abkühlung schon so weit fortgeschritten, daß jene Bildung möglich wird. Wieder andre haben schon ihr Licht und Leben verloren. Wir haben schon oben gesehen, daß neben im hellsten Lichte strahlenden Sternen andre stehen, die nur noch einen schwachen Rest von ihrer früheren lichtspendenden Kraft besitzen. Es gibt aber ebenso gewiß viele Sterne, die sie gänzlich verloren haben. Wir wissen nunmehr, besonders durch die photographischen Aufnahmen, die allnächtlich von größeren oder kleineren Teilen des Himmelsgewölbes genommen werden, daß gar nicht selten an einer Stelle, wo früher kein Stern stand, ein neuer sichtbar wird. Auch Nichtastronomen waren Anfang 1901 Zeugen des Aufloderns des prachtvollen „neuen" Sterns im Perseus, des schönsten seiner Art seit den Zeiten Tycho Brahes und Keplers. Wir wissen aber auch, daß eine solche Erscheinung, wie prachtvoll sie auch sein mag, nicht die Geburt eines früher nicht vorhandenen Sterns, ja nicht einmal die Wiedergeburt eines schon verloschenen ankündigt, sondern nur die Botschaft bringt, daß an jener Stelle des Himmels früher ein Stern seine Strahlen aussandte, der jetzt der Vergänglichkeit als Opfer gefallen ist. Denn der helle Glanz ist rasch vorübergehend, und in wenigen Monaten ist oft der neue Stern verschwunden oder jedenfalls auf eine geringe Lichtstärke herabgesunken. Dasselbe Los, zu leuchten und zu verschwinden, erwartet früher oder später alle Sterne. Das Sternsystem, das jetzt in hellem Lichte strahlt, wird einmal in Nacht versinken. Wird es, so fragt man vielleicht, wieder zum Leben erweckt werden?

Die Antwort vermag nur der zu geben, der zugegen war, als das jetzt den Weltraum durchzitternde Licht seine erste Welle aussandte.

Aus der politischen Korrespondenz des Präsidenten des badischen Ministeriums des Auswärtigen Rudolf v. Freydorf.

(Fortsetzung.)

Freydorf an Franz v. Roggenbach. (Auszug.)

Karlsruhe, den 13. Januar 1867.

Die Haltung Bayerns in der deutschen Frage ist für die Neugestaltung Deutschlands und insbesondere für die Stellung der süddeutschen Staaten von äußerster Wichtigkeit. Durch den Rücktritt v. d. Pfordtens und die Ernennung des Fürsten Hohenlohe zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten scheint in der bayrischen Politik eine für Preußen und uns günstige Wendung ein-

getreten zu sein. Gestern erhielt ich die erste und zugleich eine sehr wichtige Kundgebung des Fürsten Hohenlohe, die übrigens ebensowohl auf Gründung eines Südbundes als auf Anschluß an den Norddeutschen Bund (mittelbar) abzielen kann. Es gilt, an Ort und Stelle das Terrain zu sondieren und dazu beizutragen, den Dingen in Bayern eine mit unsern und den deutschen Interessen übereinstimmende Wendung und Richtung zu geben.

Unser Gesandter v. Mohl ist im Augenblick bei der Liquidationskommission in Frankfurt kaum entbehrlich; ich kann ihn dort erst mit Anfang Februar loseisen.

Sie sind mit den Verhältnissen, auch mit Fürsten Hohenlohe gut bekannt; die Unterstellung, daß es Ihnen vielleicht selbst von Interesse ist, den Gang der Dinge in München in der Nähe zu betrachten, macht mir Mut, Sie zu fragen, ob Sie geneigt wären, sich in den nächsten Tagen auf einige Wochen zu besagten Zwecken nach München zu begeben und uns über den Stand und Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu unterrichten."

Roggenbach an Freydorf. (Auszug.)

Neuwied, den 19. Januar 1867.

„Meine Meinung von dem Verstande, dem Takte und dem Savoir faire des Fürsten Hohenlohe ist eine sehr günstige, derselbe bedarf an und für sich bei seiner genauen Kenntnis der europäischen, deutschen und speziell süddeutschen Verhältnisse keinerlei Rat oder Beeinflussung. Alles, was sich über seine Richtung und Tendenzen höre, entspricht so vollkommen der Sachlage und zeugt von so richtigem maßvollen Verständnis der Situation, in welche sich die süddeutschen Staaten durch ihren das Bundesrecht und die Bundesverfassung umstoßenden Krieg gebracht haben, daß für die drei andern süddeutschen Staaten kaum ein besserer Weg gefunden werden könnte, als sich möglichst den Schritten anzuschließen, die der bayrische Minister tun wird. — Ohnehin tritt Bayern, im Augenblick, wo seine Politik sich frei zeigt von Kurzsichtigkeiten und politischen Fanfarons, in den Besitz der Bedeutung, die seiner relativen Machtstärke in Süddeutschland zukommt, und es wird sich für die deutsche Entwicklung nützlich zeigen, daß diese süddeutsche politische Staatengruppe, die zurzeit jedes inneren Haltes entbehrt, dadurch einen natürlichen Mittelpunkt gewinnt. Ich habe von Anfang an, nachdem die natürlichste Konsequenz dieses Krieges, die Trennung Süd- und Norddeutschlands, sich verwirklicht hatte, geraten, sich nicht zu sehr darauf zu verlassen, daß dieselbe so bald rückgängig gemacht werden könnte. Ich vermag mir offen gestanden unter dem Norddeutschen Bunde, in welchen Bayern und die süddeutschen Staaten treten sollten, nichts zu denken, und bin zu alt, um mich in Wünschen herumzutreiben, die keinen Inhalt haben. — Je wahrscheinlicher es daher ist, daß diese Vereinigung unter einer gemeinsamen Formel längere Zeit auf sich warten läßt, um so wichtiger ist es, daß wenigstens die Grundsätze korrekt ausfallen, nach welchen dieser Komplex der süddeutschen Staaten sich zu organisieren gedenkt.

Ich habe, wo sich mir dazu Gelegenheit bot, jederzeit gewarnt, nicht allzu positiv auszusprechen, man werde sich nicht an einem süddeutschen Bunde beteiligen, da es sehr wohl sein könne, daß ein solcher Bund, etwa mit einer Akte wie die Rheinbundsakte, nützlich sein könne, und daß es wesentlich darauf ankommen werde, diesen Bund dann in das richtige Verhältnis zu Preußen zu bringen, d. h. ihn allenfalls unter das preußische Protektorat zu stellen. Ich freue mich, von Fürst Hohenlohe zu hören, daß dies ganz seine Auffassung ist, daß auch er den süddeutschen Bund nicht ausschließt und das Wesen darin erkennt, daß diese vier süddeutschen Staaten auf alle Fälle mit Preußen zusammengehen, im Falle eines Angriffes von außen.

Bei dieser sehr verständigen Auffassung des Fürsten ist nur fraglich, was badischerseits wohl in München gewirkt werden soll, und damit komme ich auf die Bedenken, welche ich gegen einen solchen Versuch politischer Tätigkeit in München, von wem er auch in Szene gesetzt werde, nicht unterdrücken kann. Will man nicht Eulen nach Athen tragen, so wäre in der Tat wenig andre Wahl, als sich mit irgendeinem andern halbgerupften Vogel zu kompromittieren, und viel rätlicher dürfte es sein, die bayrische Initiative an sich kommen zu lassen. Sie wissen sehr wohl, wie sehr indiziert es für einen Staat ist, der aus einer so schlimmen Phase hervorgeht wie Baden, sich möglichst reserviert zu halten, und wie er nur ganz langsam durch zurückhaltendes, taktvolles Benehmen hoffen kann, wieder einigen politischen Kredit zu bekommen.

Es ist mit Baden wenig anders als mit einem Handlungshause, das liquidiert hat und nun ganz neu anfangen muß zu wirtschaften und seinen Papieren Kurs und Kredit zu verschaffen. Vergegenwärtigen Sie sich nur immer, daß Baden, nachdem es unter Führung und persönlicher Teilnahme seines Fürsten sich auf die Seite der modernen Ideen und der darauf gebauten Staatengestaltung in Europa gestellt hatte, plötzlich mit den Feinden dieser ganzen Entwicklung gemeinsame Sache machte, ohne daß dafür ein andrer Grund angegeben werden kann, als daß einige Soldaten den Kaiser von Oesterreich leben ließen und einige schwachmütige Minister den Kopf verloren, daß sie gar nicht mehr merkten, daß sie in ihrer Angst gegen alle Grundsätze, alle bisher bekannten Ueberzeugungen und außerdem gegen das formelle Bundesrecht verstießen. Sie können sich darüber nicht täuschen, daß es für Baden durchaus unangemessen wäre, zurzeit seine Stimme irgendwie zu erheben, sei es um zu raten oder um zu versichern, es werde in irgendeiner Weise handeln, da man zurzeit nicht glaubt, daß es bei sich erhebenden Schwierigkeiten wirklich für diese seine Zusicherung einstehen und seine diplomatische Ehre irgend einlösen wird. Aus dieser Sachlage geht hervor, daß Ihre Mission nach München kaum eine andre Aufgabe zu erfüllen hätte, als abzuwarten, was Fürst Hohenlohe als Projekt oder Vorschlag nach Karlsruhe gelangen lassen will, und sich selbst jeder Initiative zu enthalten. Nun mögen Sie aber ganz sicher sein, daß der Fürst auch mit Vorschlägen sich Zeit lassen wird, und nach der ersten freundnachbarlichen Aeußerung, wie sie unter den deutschen Regierungen bei Ministerwechseln Sitte ist, dürfte einige Zeit ver-

gehen, bis positive Eröffnungen stattfinden. Jedenfalls kommt aber Mohl dazu noch zuzeiten.

Wäre des Fürsten Temperament aber heißblütiger und verlangte er nach mündlicher Aussprache, so empfehle ich, suchen Sie selbst eine Gelegenheit, ihn zu sprechen. Andernfalls lassen Sie Türkheim, der Hohenlohes Freund ist, wieder einmal nach München fahren, oder verwerten Sie Bluntschli, der gerne einmal seine Tochter und sein Haus in München besuchen wird.

Wenn es möglich war, was wir erlebten, daß Baden, nachdem es fünf Jahre für nationale Entwicklung, fast mehr als zu rechtfertigen war, eintrat, dann für das „heilige Recht Oesterreichs", ipsissima verba Lameys bei dem Kammerschluß, in den Krieg zog, — so müssen Sie mir nicht zumuten, mich mit Versicherungen badischen Tuns und Lassens zu kompromittieren. Sie, mein Verehrtester, geben mir auch keine genügende Garantie, denn wer sagt Ihnen, daß Sie selbst morgen noch sind, und was nach Ihnen sein wird.

Dem Fürsten Hohenlohe gegenüber könnte ich dies um so weniger, als ich gerade ihm gegenüber schon einmal von der badischen Regierung im Stiche gelassen worden bin, als ich im Auftrage des Staatsministeriums eine Verhandlung eröffnete, seinen Bruder, den Kardinal, nach Freiburg [1]) zu bringen, und nachdem derselbe sich bereit erklärt hatte, genötigt war, dem Fürsten zu gestehen, Lamey ignoriere diese infolge Beschlusses des Staatsministeriums eröffnete Verhandlung, und es fehlte mir jedes Mittel, meine Kollegen zu dem Gefühle des Anstandes, weder gegen mich, noch gegen ihren Staat, noch gegen seinen Bruder zurückzubringen.

Unter diesen Umständen werden Sie aber gewiß mit mir einverstanden sein, daß es ein non plus ultra von Leichtsinn von mir wäre, wollte ich mein Indossament auf einen Wechsel des badischen Staates nochmals gerade dem Fürsten Hohenlohe gegenüber setzen; und ich kann Ihnen, auf Erfahrungen gestützt, den freundschaftlichen Rat geben, ja genau zuzusehen, ehe Sie irgendeine offizielle Versicherung geben, welcher Art der Rückhalt ist, den Sie hinter sich haben."

Der badische Staatsminister Mathy an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 29. Juni 1867.

„Dienstag fand die erste Sitzung der Zollkonferenz statt, in welcher die Entwürfe eines Vertrags und eines Schlußprotokolls übergeben wurden. Der gestrige Tag war den Bevollmächtigten vergönnt, um die Vorlagen zu studieren. Heute, in der zweiten Sitzung, von 12 bis 3 Uhr, wurde der Entwurf des Vertrags durchberaten. Erhebliche Bedenken konnten kaum auftauchen, da die Grundlagen, Zollvereinsvertrag vom 16. Mai 1865, Vereinbarung wegen der Salzsteuer vom 8. Mai 1867 und Uebereinkunft vom 4. Juni 1867, gegeben waren und die Redaktion des Entwurfs auf diesen Grundlagen vom Ministerialdirektor Delbrück

---

[1]) scil. als Erzbischof.

mit Geschick gefaßt war. Bayrisch-württembergische Velleitäten, um die Verschiedenheit der Zollvereins- von den Bundesorganen zu markieren, sind vorhanden, desgleichen um kleine Begünstigungen bei Ausschußwahlen und dergl. zu erschnappen, werden aber mit wenig Nachdruck verfolgt.

Morgen dritte Sitzung für die erste Lesung des Schlußprotokolls. Dann wird es sich zeigen, ob die Herren aus München und Stuttgart noch weiterer Instruktionen bedürfen, bevor sie eine bindende Erklärung abgeben, und wieviel Zeit sie dazu bedürfen. Zeigt es sich, daß nächste Woche sofort zur zweiten Lesung geschritten werden kann, so bleibe ich noch hier; andernfalls lasse ich mich durch Herrn Zolldirektor Schmidt ablösen. Die Arbeit, welche heute in drei Stunden getan wurde, hätte auf einer früheren Zollkonferenz mindestens drei Wochen erfordert."

Der badische Staatsminister Mathy an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 30. Juni 1867.

„Die Arbeit der Zollkonferenz ist sachlich abgetan, nachdem in der gestrigen dritten Sitzung, welche nur fünfviertel Stunden dauerte, das Schlußprotokoll keinen Anstand gefunden.

Nächsten Mittwoch findet die Schlußsitzung statt, und falls Bayern und Württemberg die erbetene Ermächtigung bis dahin erhalten, auch die Unterzeichnung des Vertrags. Die Ausfertigungen werden einstweilen vorbereitet, und so hoffe ich dann meinerseits für Baden unterzeichnen zu können, auch wenn die beiden Nachbarstaaten noch im Rückstand bleiben sollten. Weigern können sie die Zustimmung nicht, nachdem sie die Grundlagen angenommen; sie verursachen nur Zeitverlust, um einen Schein zu retten, der niemanden täuscht."

Staatsminister Mathy an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 3. Juli 1867.

„Heute sind die Häuser Unter den Linden geflaggt; Berlin feiert den Jahrestag von Königgrätz, aber die Zollkonferenz hielt ungestört ihre vierte Sitzung.

In zwei Stunden war die zweite Lesung der Entwürfe des Vertrags und des Schlußprotokolls abgetan.

Die bayrische Schlußinstruktion ist dem Bevollmächtigten gestern von München avisiert worden und wird heute nachmittag eingetroffen sein.

Der Großherzoglich hessische Bevollmächtigte hat auf sein Drängen um Entschließung noch keine Antwort; es wird aber heute mit Macht von verschiedenen Seiten nach Darmstadt telegraphiert.

So ist denn zu hoffen, daß in der morgenden Sitzung die Sache ziemlich zu Ende kommen wird. Ernstliche Hindernisse sind nicht zu besorgen. Der bayrische Bevollmächtigte, Ministerialrat v. Weber, benimmt sich musterhaft, nur Hessen zeigt eine ohnmächtige Nergelei von schlechtem Geschmack.

Zum Unterzeichnen wird es jedoch nicht vor Montag kommen."

Der badische Gesandte v. Dusch an Freydorf. (Auszug.)

Stuttgart, den 27. August 1867.

„Da Varnbüler, wie die Zeitungen meldeten, Napoleon von Mühlacker bis Ulm und im Rückwege von Ulm bis Mühlacker [1]) (in seiner Eigenschaft als Eisenbahnminister) begleitete, so hat er zirka sechs bis acht Stunden Zeit gehabt mit dem Kaiser zu konferieren.

Beiliegendes aus dem ‚Beobachter' über den inkognito reisenden Kaiser in Stuttgart und der Artikel ‚Nur nicht verzagt' werden Dich amüsieren, wenn Du das Zeug nicht schon gelesen hast. Da Bismarck den ‚Beobachter' schon im April injuriarum belangt hat, und der wahrscheinlich in Bälde vor dem Gerichtshofe in Eßlingen zu verhandelnde Prozeß doch jedenfalls mit Verurteilung des Karl Mayer enden wird, so denkt dieser wohl, es gehe in einem hin und schleudert Bismarck (und zugleich Napoleon) noch alle erdenklichen Sottisen ins Gesicht."

Der badische Gesandte v. Dusch an Freydorf. (Auszug.)

Stuttgart, den 27. September 1867.

„Wie ich in den nächsten Tagen näher berichten werde, kann die rechtzeitige Genehmigung der Zoll- und Salzverträge durch die württembergischen Stände bei der Stimmung, welche anfängt sich sehr energisch bei der Mehrheit im Lande kundzugeben, nunmehr mit Sicherheit erwartet werden.

Mit der Schutz- und Trutzallianz, welche mit beifolgendem Vortrage der Stände zur Zustimmung nunmehr vorgelegt ist, wird es nicht so rasch gehen.

Varnbüler würde sich jedoch zu helfen wissen, wenn ihm die Mehrheit der Abgeordneten nicht ganz sicher schiene. Er würde es dann wohl dahin bringen, daß die staatsrechtliche Kommission der Kammer die Berichterstattung verzögere, worüber dann im Februar das Ende der jetzt versammelten Kammer und die Neuwahlen (Integralerneuerung auf sechs Jahre) verfassungsmäßig eintreten. Unsre Thronrede [2]) und Adreßdebatten, besonders Deine ‚Enthüllungen' (vide beiliegendes Blatt des ‚Beobachter') haben Varnbüler schon mehr als einen schweren Seufzer ausgepreßt, wovon ich selbst Zeuge war. Er sagte mir, daß es ihn wenigstens zehn Stimmen für das Schutz- und Trutzbündnis [3]) koste, was alles bei uns herausgesagt worden sei. Die Stände seien nicht dazu da, damit ihnen ‚alles' gesagt werde.

Varnbüler scheint namentlich über die Entstehung des Schutz- und Trutzbündnisses ein Dunkel haben breiten zu wollen, welches durch das von Dir angezündete Licht nunmehr auch für die Schwaben schon erhellt ist, die das Datum

---

[1]) 18. bis 21. Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser von Oesterreich in Salzburg.

[2]) Die Thronrede, mit welcher der Großherzog von Baden am 5. September den Landtag eröffnete, enthielt eine warme Empfehlung des deutschen Einheitsgedankens.

[3]) Am 16. September übermachte auch die württembergische Regierung dem ständischen Ausschuß das Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen.

des württembergischen und des badischen Vertrages natürlich nicht vergessen haben."

Der badische Gesandte v. Dusch an Freydorf. (Auszug.)

Stuttgart, den 12. Oktober 1867.

„Dem Vernehmen nach setzt Varnbüler seine Lamentationen über unsre Thronrede und Adreßdebatten noch immer fort. Er wolle keinen Eintritt in den Norddeutschen Bund, und ebenso, wie dieses Hohenlohe ausgesprochen habe, werde auch er es aussprechen." [1])

Der badische Gesandte v. Dusch an Freydorf.

Stuttgart, den 18. Oktober 1867.

„... Varnbüler will offenbar wenigstens für einige Zeit die Verhältnisse von Ulm, mit Rücksicht auf die ewige Besorgnis der Franzosen, daß nächstens Preußen dort einrücken würde, regeln, um sagen zu können, die Sache ist jetzt in Ordnung, es kommen keine Truppen dritter Staaten nach Ulm. Nach vertraulicher Aeußerung, die Varnbüler getan haben soll, wurde ihm dieses nicht nur von Napoleon, als ihn dieser im August sah, sondern schon im Mai vom Kaiser Alexander von Rußland und von Gortschakoff im Interesse der Erhaltung des Friedens (als diese in Stuttgart waren) dringend empfohlen."

Professor Dr. Bluntschli an Freydorf. (Auszug.)

Heidelberg, den 24. April 1868.

„Der heutige Artikel von Braun in der ‚Kölnischen Zeitung' über Herrn v. Varnbüler deutet auf einen scharfen Kampf im Parlament. Mir ist's ganz recht und ich finde es durchaus in der Ordnung, daß der württembergische Minister nicht mehr geschont wird.

Vorläufig habe ich mir einen Antrag zurechtgelegt, der, wenn er nicht durchzubringen ist, doch zum Sondieren sich eignen dürfte. [2]) Ich teile Ihnen denselben mit und bitte Sie, wenn Sie etwas zu erinnern haben, mir davon Kenntnis zu geben.

An der Erzählung, welche der Stuttgarter ‚Beobachter' seinen Lesern aufgetischt hat und die ich von dem edeln Pfälzer Botz kenne, daß ich im Ein-

---

[1]) In bezug auf die in der Korrespondenz zerstreuten Bemerkungen gegen Varnbüler ist es vielleicht nicht unnötig zu bemerken, daß er die Sünden, die er als württembergischer Minister begangen, durch sein politisches Verhalten nach der Gründung des Reichs vergessen gemacht hat. Bismarck hat ihm in den siebziger Jahren sein volles Vertrauen geschenkt, und Varnbüler wurde eine der tatkräftigsten Stützen Bismarcks bei der Reform des Zolltarifs von 1879.

[2]) Bluntschli wollte mit seinem Antrage den süddeutschen Staaten die Befugnis erwirken, nach ihrem eignen freien Ermessen sich bei der gesetzgeberischen Ordnung gemeinsamer Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse im Sinne des Art. 4 der Norddeutschen Bundesverfassung zu beteiligen.

verständnis mit Graf Bismarck einen Scheinantrag auf Eintritt in den Nordbund stellen werde, ist kein wahres Wort. Die Erfindung ist wieder sehr tätig, aber auch sehr albern."

Professor Bluntschli an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 30. April 1868.

„Besten Dank für Ihre Mitteilung. Mein Antrag zirkuliert vorläufig bei einigen Führern der verschiedenen Parteien. Die Aussichten dafür sind bis jetzt nicht ungünstig. Ich erkläre überall, das sei keine Parteisache, sondern eine patriotische Angelegenheit. Auf die Art der Begründung wird auch einiges ankommen, und da kann man das preußische Selbstgefühl wohl berücksichtigen."

Professor Bluntschli an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 4. Mai 1868.

„Leider kann ich Ihnen das Gespräch mit Bismarck[1]) nicht ganz mitteilen, weil er sich so vertraulich gehen ließ, daß ich es für Vertrauensbruch hielte, die Aeußerungen, die für vier Augen bestimmt waren, mehr Augen auszusetzen. Aber folgendes wird Sie sehr interessieren. Ich habe aus einer sehr ausführlichen Darlegung der Verhältnisse Preußens zu den Mächten und seiner eignen Schlagfertigkeit die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Bismarck an Frieden glaubt und den Krieg für sehr unwahrscheinlich hält. Sollte derselbe trotz allem dennoch kommen, so fürchtet Bismarck ihn gar nicht. Er ist der Meinung, die ich instinktiv und aus Beobachtung immer hatte, daß Napoleon weiß, der Krieg sei für ihn gefährlicher als der Frieden. Für den unwahrscheinlichen Fall eines Krieges gab er mir, offenbar zu Ihren Händen, folgenden Rat: ‚Möglich, daß dann die Franzosen eine Diversion in den Süden machen, obwohl ich (Bismarck) auch das nicht glaube, weil sie dann 50000 Mann entbehren müßten, die sie da notwendiger brauchen, wo der Entscheid fällt. Aber sollte es dennoch geschehen, so rate ich Ihnen: Gehen Sie auf nichts ein, machen Sie keine Verträge, geben Sie ihm nichts. Lassen Sie sich nehmen, was Sie nicht retten können. Vielleicht werden ein paar Dörfer zerstört und gehen einige Menschen unter. Aber Sie werden in dem Ganzen reichlich Ersatz für das Eingebüßte finden.'

Ueber Italien sagte er: ‚Wir haben den Kronprinzen in der Voraussicht des guten Empfangs nach Italien geschickt. Der Kronprinz war überrascht von dem glänzenden Empfang, wir nicht. Wir wollten ein Ministerium La Marmora verhindern, und es ist verhindert.'

... Wie es mit der Adresse gehen wird, ist noch zweifelhaft. Wahrscheinlich fällt sie. Aber es wird eine motivierte Tagesordnung eingebracht, hinter und nach der einfachen. Damit wird die Allianz der heterogenen Elemente

---

[1]) Gemeint ist das Gespräch Bismarcks mit Bluntschli vom 30. April 1868, später veröffentlicht in Bluntschlis Denkwürdigkeiten, Bd. III, S. 193 ff.

gesprengt; und auf einmal werden sich die Parteilosen in der Minderheit und isoliert sehen. Sie drohen den Saal zu verlassen. Damit wären sie vor aller Welt blamiert, und ihre Schwäche würde zugleich mit dem bösen Willen offenbar."

Professor Bluntschli an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 20. Mai 1868.

„Die vorgestrige Debatte hat einigermaßen die auf Null herabgedrückte kühle Stimmung im Zollparlament wieder gehoben. Die süddeutschen Partikularisten fanden sich plötzlich ganz isoliert, und der Zweck, den wir von der Adreßdebatte erwartet hatten, wurde nun in andrer Form vollständig erreicht. Seither ist die Luft reiner geworden.

Bezüglich der Erklärung in Sachen der Gesetzgebungsgemeinschaft des Nordbundes mit einzelnen Südstaaten steht die Sache so: Die süddeutschen Liberalen sind mit dem Gedanken einverstanden, obwohl ein Teil der Bayern sich scheut, eine Erklärung zu unterschreiben.

Ferner: Die Führer der Liberal-Nationalen haben dafür gestimmt und sind geneigt, die Frage im Reichstag zur Sprache zu bringen, sobald Aussicht auf Annahme vorhanden ist.

Diese ist in dem Augenblick vorhanden, in welchem Graf Bismarck, der von Hause aus dem Gedanken günstig ist, es für zweckmäßig erachtet, den Antrag zu akzeptieren.

Vielleicht gibt die Frage der Freizügigkeit dazu die Veranlassung.

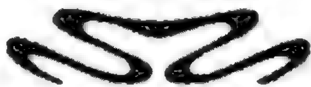
Heute ist die Tarifreform in Frage. Das Petroleum wird wahrscheinlich unbesteuert bleiben, im übrigen aber jene Reform in der Hauptsache angenommen werden."

Professor Bluntschli an Freydorf. (Auszug.)

Heidelberg, den 25. Mai 1868.

„Ich fasse das Gesamtergebnis meiner Berliner Wahrnehmungen zusammen: 1. Ueberlegenheit des Nordens sicher und ebenso der Sieg der Einigung. 2. Einstweilen geschieht nichts. 3. Im Frieden kann nur etwas werden, wenn eine Verständigung von Bismarck mit den Liberalen wieder hergestellt sein und 4. die innere Reform in Preußen in Angriff genommen wird."

(Fortsetzung folgt.)



Kritisches über das Zeitalter der Naturwissenschaften.

Von

Dr. A. Nippoldt jun.

Wir leben im Zeitalter der Schlagworte. Ueberall sehen wir sie entstehen und nicht wieder vergehen. Ursprünglich von einem geistreichen Kopfe erzeugt und zu geeigneter Stunde geboren, degenerieren sie zur hohlen Phrase, bei der sich der Redner nicht nur nichts denkt, sondern oft auch gar nichts denken will. Er berauscht sich an der Volltönigkeit des Klanges, und er und seine Hörer sind mit der verschwommenen Vorstellung, zu der sie gelangen, zufrieden und gehen zur Tagesordnung, d. h. zum nächsten Schlagwort über. Der aber, dem es ernst um die Sache ist, findet dann oft auch nur diese verschwommenen Begriffe vor.

Eins dieser Worte ist das vom Zeitalter der Naturwissenschaften. Es wird im guten und bösen Sinne zitiert. Die einen wollen mit stolzer Miene zeigen, wie wir's so herrlich weit gebracht, die andern fürchten von ihm den Untergang der Menschenseele im Materialismus. Die einen lieben es, die andern verurteilen es, aber die große Masse schwärmt es urteilslos an, unser Zeitalter der Naturwissenschaften. Aber mit seiner Verherrlichung ist es so ein eigen Ding: man muß etwas davon verstehen, und es ist so leicht zu beurteilen, ob das bei dem Betreffenden der Fall ist. Deshalb lieber die allgemeine Phrase als eine bestimmte Angabe.

Aber der Mißbrauch des Schlagwortes allein wäre ja zu entschuldigen, wenn man nicht mit diesen und andern ähnlichen trivialen Redensarten auch die Verpflichtung umginge, überhaupt darüber nachzudenken, welche berechtigte oder unberechtigte Rolle die Naturwissenschaften spielen. Aus diesem Grunde mögen in folgendem einige wenige Worte die Stellung der Welt zu der Naturforschung nach einigen Richtungen hin klarlegen.

Der Stolz auf die Errungenschaften der Neuzeit — es sind zum mindesten gut 150 Jahre —, wie ihn die öffentliche Welt von heute so oft bekundet, mutet den ruhig Betrachtenden eigentümlich an. Stolz sollte man nur auf etwas sein, das man mit redlichem Mühen erstrebt hat. Es ist, bei Lichte betrachtet, jedoch gar nicht der Fall, daß die Welt die naturwissenschaftliche Kultur gerne aufgenommen hat, denn das Exakte ist dem Menschen eigentlich in tiefster Seele verhaßt. Das Unbestimmte liegt seiner Natur viel näher; denn des Menschen Geist wirkt mit zwei Werkzeugen: dem Verstande und dem Gefühl. Was er mit dem einen erschaffen, fürchtet er mit täppischem Griff mit dem andern zu zerstören. Nur Uebung macht auch hier den Meister. Diese beiden Werkzeuge, das Wissen und den Glauben, richtig und einander ergänzend zu gebrauchen, das ist das Problem des menschlichen Tuns. Wer aber darf sich Meister

nennen? Die meisten Erdenbewohner aber sind Spezialisten des Gefühls und fürchten die Klarheit des Wissenden — mit Unrecht.

Der Menschengeist hat stets und von Anfang an auf die Erkenntnis des Wahren hingearbeitet, nicht etwa nur jetzt im Zeitalter der Naturwissenschaften. Auch die Erkenntnis war eigentlich stets dieselbe, nämlich die, daß die Natur ein Kunstwerk, dem unser Geist nicht gewachsen ist. Und trotzdem der unablässige Forschungsdrang des Menschen! Ja, wäre das Ziel erreichbar, man würde sich die Arbeit auf morgen verschieben und unser Zeitalter mit am ersten. Aber gerade das Unerreichbare zwingt den Menschen. So wie das erfolglose Kämpfen um die geographischen Pole der Erde den Schiffer dazu erzog, in jenen Gegenden kreuzen zu können, so bilden sich des Menschen geistige Fähigkeiten am Probleme der Naturerkenntnis, und so wird überhaupt erst der Mensch gezüchtet.

Nimm das Tier und gib ihm alle Notdurft des Lebens, so wird es im besten Falle seine Zeit mit Spielen verbringen. Nimmst du aber dem Menschen die Sorge für sein und seiner Angehörigen Wohlergehen ab, so wird er beginnen, die Wahrheit zu suchen (Ausnahmen bestätigen die Regel). Das ist das Typische am Menschen, und um es zur schönsten Blüte zu bringen, setzt uns gleichsam der Schöpfer ein unendliches Ziel.

Wie aber der Drang, unsre Erdoberfläche kennen zu lernen, unser Leben angenehmer und inhaltsreicher gemacht hat, so auch der Wissensdrang des Menschen. Mögen auch noch so viele Meinungen, Theorien und Ansichten einst sich als falsch und irrig herausstellen, der Segen der Hygiene bleibt, der Nutzen der Röntgenstrahlen, die Wohltat der schnellen telegraphischen Vermittlung, kurz die praktischen Ergebnisse der Forschung bleiben. Mag sein, daß dies die Absicht der Vorsehung war, indem sie uns das hohe Ziel steckte, aber wir dürfen es selbst nie vergessen, nie es aus dem Auge verlieren. Also kein stolzes Ausruhen, sondern immer weiter, immer weiter! Unbeschadet dessen, freuen dürfen wir uns unsrer bescheidenen Fortschritte immerhin, denn das ist der einzige Lohn, den der einzelne auf Erden empfängt. Nur flache Geister überheben sich, der Wissende sieht nur durch all sein Mühen die Grenzen seiner Erkenntnis weiter gerückt.

Viele meinen, klar zu sehen, heiße die warme, leuchtende Natur kalt und tot sehen. Das ist nicht der Fall. Jeder kann aber mit seinem Werkzeuge Verstand nur bis zu einem gewissen Grade umgehen, ohne seinem Gefühl zu schaden. Während dem einen alle Poesie schwindet, wenn ihm erklärt wird, warum der glitzernde Tautropfen so prächtig gleißt und glänzt, ahnt der andre nunmehr erst bebenden Herzens die ganze Fülle des Erhabenen. Muß nicht der nachkopernikanische Mensch einen höheren Begriff von der Harmonie der Sphären haben, der alle Planeten und die Erde sich in einfachen Ellipsen um die Sonne drehen läßt, als der vorkopernikanische Mensch, der die Harmonie in einem verwickelten System geschlängelter Bahnen suchte? Und wie stehen wir dieser neu erkannten Einheit gegenüber? Hat doch gerade in neuester Zeit

die Erkenntnis sich durchgerungen, daß selbst das Newtonsche Gesetz, eines der großartigsten menschlichen Hilfsmittel, nicht fähig ist, die Stabilität unsers Sonnensystems auf die Dauer zu erklären!

Wie es dem Einzelnen im allgemeinen nicht möglich ist, sein Interesse gleichmäßig auf vielerlei Dinge zu verlegen, so bevorzugt auch eine lebende Generation bestimmte Geistesrichtungen und Wissensgebiete vor andern. Und so ist es heute die Naturwissenschaft, die den geistigen und geistlichen Wissenschaften voransteht. Insofern leben wir in der Tat zurzeit in der Aera der Naturwissenschaften. Aber wie man einst im Zeitalter der Dogmatik dem Spiel der Naturkräfte nur auf religiösem Wege beizukommen suchte, was aussichtslos war, gerade so unberechtigterweise will man heute auf dem Boden der Empirie Probleme lösen, die auf religiösem Gebiete liegen. Beides würde der Jurist ein Vorgehen mit untauglichen Mitteln nennen; es hat von vornherein gar keinen Zweck, weil ein solches „Vorgehen“ nur Energievergeudung bedeutet. Also Bescheidenheit nach beiden Seiten, das ist es, was man verlangen darf.

Diejenigen aber, die hauptsächlich vom Zeitalter der Naturwissenschaften reden, befleißigen sich dieser maßvollen Beschränkung durchaus nicht für gewöhnlich, während der wahre Gelehrte sich seiner Grenzen immer bewußt sein wird. Um so empörender mutet es den letzteren an, wenn er der Sache näher auf den Grund geht und einmal nachsieht, was die Welt denn unter den Naturwissenschaften versteht.

Es ist beileibe nicht die reine Forschung an sich. Der Gelehrte, der seine Wissenschaft um ihrer selbst willen betreibt, ist gleich wenig verstanden, einerlei ob er nun Naturforscher, Historiker, Theologe oder Jurist ist. Und so meint denn der Durchschnittsredner gar nicht die eigentliche Naturwissenschaft, wenn er unser Bild gebraucht, sondern ihre Anwendung für das gerade vorliegende Bedürfnis des Alltags. Das imponiert den Leuten, daß sie heute besser gewappnet sind gegen Seuche und Krankheit, daß sie fast ohne Rücksicht auf die Entfernung mit jedem korrespondieren oder sprechen können, daß der Umfang der Erde, die Entfernung zweier Orte kleiner geworden durch das dampfgetriebene Rad. Und da ihnen nun gesagt wird, daß nur die Naturwissenschaften ihnen das alles haben verschaffen können, so erheben sie sie zu ihrem Gott. Es ist deshalb viel besser zu sagen: wir leben im Zeitalter der Technik, des Dampfes, der Elektrizität, oder des Verkehrs. Das sind wenigstens Begriffe, die jeder versteht; er ist sich der Bedeutung seines Bildes bewußt.

Dagegen steht es mit der Einschätzung der Bedeutung der reinen Forschung noch sehr schlecht. Nicht einmal das Arbeitsgebiet der einzelnen Wissenszweige wird richtig umschrieben. Die Mathematik und Zahlenrechnen ist für den Laien dasselbe, der Astronom betrachtet jede Nacht die Sterne, um zu sehen, was auf ihnen geschieht, der Physiologe erdenkt neue Marter für seine Versuchstiere, und ähnliche naive Vorstellungen findet man auf andern Gebieten. Was bedeutet nun aus dem Munde solcher Sachkenner die Redensart vom Zeitalter der Naturwissenschaft!

Auch noch in andrer Art äußert sich die zu geringe Achtung vor der Wissenschaft, nämlich darin, daß die Zahl der Laien täglich wächst, die das Ganze der Wissenschaften besser verstehen zu können vermeinen als der Berufsgelehrte. Keine Wissenschaft ist geschützt vor solchen Elementen; einige, wie die Medizin und die Wetterlehre, sind wahre Tummelplätze für sie.

Was nun für uns Deutsche bei allen diesen Dingen das Traurige, ist, daß diese Geringachtung geistiger Tätigkeit uns etwas Neues ist. Im Auslande stehen wir in unsern wissenschaftlichen Leistungen als besonders zuverlässig da, wir gelten für das gelehrteste Volk. Unser Gelehrtentum ist ein Nationalgut, das wir pflegen und wahren sollen, und ebenso der dem Deutschen angeborene Zug für ernste Einschätzung treuer, wahrheitsliebender Forschung. Aber seit etwa zwei Menschenaltern aus unserm geruhigen und denkenden Dasein herausgerissen, haben wir uns gegen einen unsrer Art fremden Einfluß nicht wahren können, der sich statt in bescheidender Ehrfurcht vor der ernsten Wissenschaft in vollklingenden aber inhaltlosen Redewendungen genug tut. Aber trösten wir uns damit, daß alles dafür spricht, daß wir nun eine Uebergangszeit durchmachen und schon aller Enden der Wunsch nach sicherer Kenntnis vom Wesen der Natur zur Geltung kommt.

Aber, so wird man einwerfen, man kann doch vom Laien mit seiner heute so beschränkten Zeit nicht verlangen, daß seine Anschauungen über die Wissenschaft auf so solidem Boden fußen, wie die des Fachgelehrten. Nein, dies wird auch niemand billigerweise erwarten. Aber man ziehe eine Parallele zur Kunst. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie zurzeit eine echte, innerliche Neigung zum wahrhaft Schönen zum Durchbruch kommt. Auch hier sind es nur wenige, die schaffen, und wenige, die die große Kunst in sich verarbeiten können, aber deren werden immer mehr, die alles Unwahre um sich herum als häßlich empfinden und nach harmonischer Umgestaltung der Alltagswelt verlangen. Die Kleinkunst, die Hauskunst, die Gartenkunst, ja sogar der Sinn für eine der wahren Menschengestalt angepaßte und daher allein schöne Kleidung kämpft mit Erfolg gegen die Afterkunst der Attrappe, der Schund- und Marktware und des Radaustils der Architektur an.

Was aber die Kleinkunst der Kunst gegenüber, das ist das populärwissenschaftliche Buch, der volkstümliche Vortrag und Zeitungsartikel auf dem Gebiete der Wissenschaft. Weg hier mit aller Effekthascherei und Scheingelehrsamkeit, die sich heute noch so breit macht: Gediegenes Wissen, soweit es einem jeden möglich ist, sei er Laie oder Gelehrter, und tatkräftige Unterstützung der reinen Forschung an sich, dann können wir mit Recht sagen, wir leben in einem Zeitalter, das den richtigen Sinn für die Naturwissenschaften besitzt.

Russischer Besuch am preußischen Hof vor 100 Jahren.

Von

Bogdan Krieger, Königlicher Hausbibliothekar.

Wie die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts und das erste des neuen uns Deutschen und Preußen vielfach Gelegenheit boten, in dankbarer Rückerinnerung Gedenktage für die Entwicklung unsers weiteren und engeren Vaterlandes bedeutsamer Ereignisse festlich zu begehen, so werden die kommenden Jahre schmerzliches Erinnern in allen denen wecken, die den Blick rückwärts wenden, nicht nur um sich an herrlicher Tage Vergangenheit zu eignem Tun zu begeistern, sondern mit der redlichen Absicht, aus erkannten Fehlern zu lernen. Wer die Feier der fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr des Tages der Kaiserproklamation von Versailles, die Zentenarfeier für Kaiser Wilhelm I. und die Zweihundertjahrfeier des preußischen Königtums nicht nur in verrauschender Festesfreude miterlebte, sondern im bewußten Pflichtgefühl, nun auch seine Kräfte daran setzen zu müssen, nicht nur das Erworbene zu erhalten, sondern innerhalb der uns neugewordenen Aufgaben weiterzuführen, der wird in ruhig abwägender Betrachtung jetzt auch das Bild der Zeiten sich vergegenwärtigen können, die der preußischen Politik und Waffen tiefsten Niedergang mit sich gebracht haben, ohne hinter der unbestritten gewaltigen Entwicklung unsrer Tage das Schreckgespenst von Jena zu wittern. Das „olim meminisse iuvabit“ heißt nicht nur: „es wird einst Freude machen, sich daran zu erinnern,“ es heißt auch: „einst wird es nützlich sein, daran zurückzudenken.“ Und wenn Goethe es als den Hauptwert der Geschichte bezeichnet, daß sie den Enthusiasmus erweckt, so ist sie auf der andern Seite auch des fortschreitenden Geschlechts große Lehrmeisterin.

Die letzte Monarchenzusammenkunft in Wiesbaden, am 4. November vorigen Jahres, deren politische Bedeutung durch die erst nachträglich bekannt gewordenen, die Person unsers Monarchen betreffenden Nebenumstände in den Hintergrund gedrängt wurde, gab den äußeren Anlaß, hundert Jahre zurückzuschauen und sich die Bedingungen, Verhältnisse und Formen zu vergegenwärtigen, unter denen damals, im Jahre 1802 und 1805, Preußens König mit dem russischen Kaiser in Memel und Berlin zusammentraf.

Durch die verdienstvollen, die damalige politische Konstellation so erhellenden Arbeiten Bailleus, die in dem 8., 29. und 75. Bande der Publikationen aus den preußischen Staatsarchiven niedergelegt sind, ist es möglich geworden, diese beiden Entrevuen im Zusammenhang der Ereignisse, in ihrer Vorgeschichte, in ihrem Verlauf und in ihren Wirkungen richtig zu begreifen. In den beiden erstgenannten Bänden behandelt Bailleu die für die Jahre 1795—1807 vorhandenen diplomatischen Korrespondenzen zwischen Preußen und Frankreich, in dem

75. Bande gibt er den Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I. nebst einigen Ergänzungen. In diesem Bande sind auch die für unsern Zweck so bedeutsamen Aufzeichnungen der Königin Luise über die Zusammenkunft in Memel enthalten, die — sit venia verbo — in dem reichen Schatz des großen Publikationswerkes gewiß für viele ihrer Verehrer verborgen geblieben sind. Für die beiden ersten Tage, den 10. und 11. Juni, sind sie in doppelter Redaktion vorhanden, einer kürzeren und einer ausführlicheren. Die letztere legt Bailleu seiner Veröffentlichung natürlich zugrunde. Die Königin selbst schreibt darüber am 16. August 1802 an ihren Bruder: „Ich mache ein zweites (Journal), was interessanter ist und klüger, doch jetzt habe ich nur dies."

Eine kleine, nur den äußeren Gang der Ereignisse behandelnde archivalische Ergänzung kann ich aus den gleichzeitigen Akten des Oberhofmarschallamts geben. In diesen finden sich, und zwar nur über diese beiden Besuche des Zaren, ausführlichere Berichte, die, da in die Akten aufgenommen, wohl amtlichen Ursprungs sind.

Nach dem Frieden von Basel im Jahre 1795, dessen Abschluß für Preußen aus Mangel an Geldmitteln notwendig geworden war, und nach dem Austritt Friedrich Wilhelms II. aus der Koalition gegen Frankreich hoffte die preußische Regierung die Politik der letzten Jahre des großen Königs wieder aufnehmen zu können. Die Kunst jeder Politik, wie die des Lebens überhaupt, wird es stets sein, zwischen Nachgiebigkeit und Rücksichtnahme auf der einen und energischer Vertretung berechtigter Forderungen auf der andern Seite den Mittelweg zu finden. Innerhalb dieses nur möglichen Rahmens der praktischen Staatsweisheit muß die Politik eines zielbewußt geleiteten Staatswesens natürlich eine bestimmte Linie verfolgen und wissen, wohin sie hinaus will. Die Aufgabe nun, die sich die preußische Politik nach dem Frieden von Basel gestellt hatte, war einmal die territoriale Abrundung in Mitteldeutschland als Ersatz für die Abtretung der linksrheinischen Besitzungen, anderseits die Hegemonie in Norddeutschland und damit im Zusammenhang die Wahrung der norddeutschen Neutralität seitens der Großmächte. Das Ziel war unter den gegebenen Verhältnissen richtig gesteckt, aber die Mittel, dahin zu gelangen, unzureichend. Man glaubte, die Verwirklichung des Planes am besten zu fördern, wenn man sich als vermittelnde Macht zwischen Rußland und Frankreich stellte und in den Differenzen zwischen den beiden Staaten den Ausschlag zu geben versuchte. Friedrich Wilhelm III. selbst mochte sogar an eine Trippelallianz denken. Aber dem theoretischen Wollen entsprach das Können nicht. Dazu fehlte es dem kleinen Staat an hinreichenden physischen und geistigen Kräften. Aus dem Schieben wurde ein Geschoben-, ja Hinundhergeworfenwerden, eine Abhängigkeit von dem jeweiligen Verhältnis, in dem Frankreich und Rußland zueinander standen. Allerdings schien es eine Zeitlang, im Jahre 1800, als ob Preußen die Rolle des Vermittlers zufallen sollte, die sowohl durch den Austritt Rußlands aus der Koalition gegen Frankreich als auch durch die in demselben Jahre zu-

stande gekommene Erneuerung des am 7. August 1792 abgeschlossenen Allianzvertrages zwischen Preußen und Rußland erleichtert wurde. Mit Instruktionen, die eine Annäherung der beiden Nachbarmächte bezweckten, wurde im Herbst 1800 der Marquis Lucchesini als Gesandter Preußens nach Paris geschickt. Aber Napoleon hatte schon einige Wochen vorher nach der Einnahme von Malta durch die Engländer seinerseits den französischen Gesandten in Berlin Beurnonville zu Unterhandlungen mit dem Vertreter des Zaren, Baron Krüdener, bevollmächtigt. Daher erkannte Lucchesini sehr bald, daß er der ihm zugedachten Aufgabe in keiner Weise gerecht werden könnte. Es wurde ihm klar, daß Napoleon Preußen neben Rußland durchaus als quantité négligeable behandle und daß die preußische Regierung sich umgekehrt der russischen Fürsprache werde bedienen müssen, um zu einer Verständigung über die Gebietsentschädigungen zu gelangen. Am 25. Januar 1801 berichtet Lucchesini als Urteil Napoleons über die Stellung der drei Mächte: „que les dispositions favorables de la France envers la Prusse demeurassent subordonnées aux rapports d'amitié qui vont s'établir entre la République et l'Empire russe . . .“ Dagegen führten die in Berlin begonnenen Präliminarien zwischen Frankreich und Rußland zu weiteren Erfolgen in Paris selbst, so daß auch Rußland kein Gewicht mehr auf Preußens Vermittlung zu legen brauchte. So mußte Preußen unter Verzicht auf die Vermittlerrolle sich darauf beschränken, mit Frankreich über die territoriale Entschädigung ins reine zu kommen. Dies war um so schwieriger, als Napoleon durch den Frieden von Luneville (Februar 1801) Oesterreich gegenüber freie Hand bekam und auch die endgültige Einigung mit Rußland nahe bevorstand. Unter diesen Umständen war er in keiner Weise gewillt, sich von Preußen in die Gestaltung der neuen Verhältnisse hineinreden zu lassen. Friedrich Wilhelm III. versuchte daher durch Entsendung des Oberstleutnants Le Coq Rußland für den preußischen Entschädigungsplan zu gewinnen. Er beanspruchte die fränkischen Bistümer Bamberg und Würzburg, einige reichsunmittelbare Städte in Franken sowie im Norden die Bistümer Hildesheim, Osnabrück und das Eichsfeld mit Erfurt. Auch erbat er die Zustimmung Rußlands zur vorläufigen militärischen Besetzung dieser Landesteile. Wohl in Uebereinstimmung mit den Wünschen Napoleons, dessen ganzes Streben jetzt darauf gerichtet war, sein Lebenswerk, die große Koalition gegen England, zustande zu bringen, schlug Rußland mit andern Gebietsverschiebungen Preußen die Besetzung Hannovers vor. Mit schwerem Herzen ging Preußens König in der richtigen Erkenntnis, daß ihm daraus große Schwierigkeiten entstehen könnten, auf diesen Vorschlag ein und ließ 150000 Mann in Hannover einrücken. Schon nach wenigen Tagen wurden die nachteiligen Folgen dieses Schrittes, allerdings durch ein unvorhergesehenes Ereignis, für Preußen fühlbar. In der Nacht vom 23. auf den 24. März 1801 wurde Kaiser Paul I. ermordet, und sein Nachfolger beeilte sich, ohne Rücksicht auf Napoleon, mit England in Friedensunterhandlungen zu treten. So war Preußen in Hannover jetzt nur durch Frankreich allein gedeckt und dadurch in die denkbar ungünstigste Lage gekommen. Die preußischen Entschädigungs-

ansprüche behandelte Alexander so lau wie möglich, indem er auf eine bevorstehende Gesamtregelung der deutschen Verhältnisse hinwies. Je weniger Rußland daran gelegen war, daß Preußen Hannover behielt, um so größeres Interesse hatte Napoleon daran, England dort durch Preußen einen Widerstand entgegensetzen zu können. Von Rußland im Stich gelassen, von Frankreich ins Schlepptau seiner Politik genommen, suchte es vorübergehend Anschluß bei Oesterreich, das als katholischer Macht der Idee der Säkularisationen im Süden Deutschlands sich naturgemäß wenig geneigt zeigte. Auch die Bemühungen Alexanders I., zwischen Preußen und Oesterreich zu vermitteln, hatten keinen Erfolg. Preußen verlangte, weder Oesterreich noch Rußland trauend, die Zuziehung Frankreichs zu den Abmachungen, da es ohne diesen Faktor keine Garantie für etwaige Beschlüsse der drei Mächte zu haben glaubte. So war die Lage im Herbst 1801. Preußen war jetzt in völliger Abhängigkeit von Frankreich, dessen Staatsmänner ihr Ziel, Preußen vom Rhein und aus Süddeutschland zu verdrängen, immer unverhohlener aufdeckten und ihm sogar eine Entschädigung durch Mecklenburg in Aussicht stellten, das anderweitig schadlos gehalten werden sollte. Ein solcher Kompromiß wurde in Berlin ernstlich wohl kaum in Erwägung gezogen. Dennoch suchte man durch die Aufgabe von Münster und die Beschränkung auf Osnabrück, Hildesheim, Erfurt und Paderborn Napoleon immer mehr entgegenzukommen. Nur ganz vorübergehend zeigten sich für Preußen günstigere Aussichten, als die Friedensverhandlungen Napoleons mit England ins Stocken gerieten und er die Zustimmung Preußens zur Uebernahme der Präsidentschaft der italienischen Republik brauchte. Mit dem Abschluß des Friedens von Amiens (März 1802) änderte sich das Bild wieder zuungunsten Preußens. Dennoch kam man endlich (23. Mai 1802) zum Abschluß. Preußen bekam die Bistümer Paderborn und Hildesheim, das Eichsfeld mit Erfurt, einen Teil von Münster und mehrere Reichsstädte. Dem damit verbundenen territorialen Gewinn — die Einwohnerzahl wuchs um 400 000 Untertanen — stand ein schwer ins Gewicht fallender politischer Verlust gegenüber. Frankreich war nun auch von Preußen als spiritus rector der deutschen Verhältnisse anerkannt, das sich von seiner bisher maßgebenden Stellung im Reich zurückzog und auf die Hegemonie in Norddeutschland beschränkte. Ueber die Mitwirkung Rußlands an diesem Ergebnis gingen die Nachrichten aus Paris auseinander. Napoleon versicherte den Erbprinzen von Oranien, den Schwager Friedrich Wilhelms III., „de la bonne volonté de la Russie“, während der französische Gesandte Beurnonville in Berlin nur von Schwierigkeiten sprach, die es gemacht habe. Immerhin mochten auch schon nach Paris Nachrichten von einer bevorstehenden Zusammenkunft des russischen Kaisers mit dem König von Preußen gelangt sein und auf die so lange vermißte Bereitwilligkeit Frankreichs, den Vertrag abzuschließen, eingewirkt haben. Denn Napoleon mußte daran liegen, ihn lieber aus eignen Stücken zu bewilligen, als etwa unter einem Druck, der nach der Entrevue in Memel von Preußen und Rußland gemeinschaftlich auf ihn hätte ausgeübt werden können.

Die obigen Darlegungen erforderten größere Ausführlichkeit. Denn nur im Rahmen der gesamten politischen Lage wird die Bedeutung der Memeler Zusammenkunft, ihr wägbarer und unwägbarer Wert klar. Der erstere war nicht bedeutend. Wir mußten schon den Abschluß des Entschädigungsvertrages zwischen Preußen und Frankreich auf das Pluskonto ihrer vorwirkenden Kraft setzen. Daß das preußische Kabinett mehr von ihr erwartet hatte, zeigt die Denkschrift, die Graf Haugwitz im Hinblick auf die bevorstehende Zusammenkunft im Mai 1802 dem König unterbreitet hatte. Wie diesem schwebte seinem Minister die Möglichkeit eines Föderativvertrages zwischen Frankreich, Rußland und Preußen vor, für den man Napoleon geneigt glaubte. Der Geheime Kabinettsrat Lombard, „le vrai ministre du cabinet", wie ihn der französische Gesandte in Berlin in einem Bericht an Talleyrand nennt, sollte den König nach Memel begleiten und dort mit dem russischen Minister Kotschubey besonders die französischen Angelegenheiten besprechen. Er selbst erzählt in seiner am 20. August 1806 nach seiner von der Königin Luise veranlaßten Gefangennahme in Stettin an den König gerichteten Apologie, Alexander I. sowie sein Minister hätten sich in höchst anerkennender Weise über seine damalige Tätigkeit ausgesprochen. Die Kehrseite der Medaille zeigt die Auffassung, die der russische Minister des Auswärtigen, Fürst Czartoryski, von der Memeler Zusammenkunft hatte. Seine allerdings erst vier Jahre später in einem Schreiben an seinen Kaiser geäußerten Ansichten lassen den Rückschluß auf seine Stellungnahme zu der damals inaugurierten Annäherung der beiden Monarchen zu. Es war seine Absicht, Preußen so zu behandeln, daß es notgedrungen den Anschluß an Frankreich suchen mußte, und es dann in einem dritten Koalitionskriege mit Napoleon zusammen niederzuwerfen, um aus seiner Niederlage für die Wiederaufrichtung des Königreichs Polen Kapital zu schlagen. In dem erwähnten Bericht heißt es: „Der Begegnung zu Memel muß man den beklagenswerten Ausgang unsrer Operationen an erster Stelle zuschreiben. Diese Begegnung betrachte ich als eines der unseligsten Ereignisse, die Rußland betroffen haben, was ihre unmittelbaren Wirkungen wie die Folgen angeht, die sie seitdem gehabt hat und noch haben wird. Die innige Freundschaft, die Eure Kaiserliche Majestät dort nach einigen Tagen der Bekanntschaft mit dem König schloß, bewirkte, daß Sie in Preußen nicht mehr einen Staat im politischen Sinne, sondern eine Person erblickten, die Ihr teuer sei und gegen die Sie besondere Verpflichtungen zu erfüllen habe. Dieses persönliche Verhältnis, angeknüpft mit dem Souverän einer Macht, deren Interesse zum größten Teil denen Rußlands entgegengesetzt sind, wirkte ganz beträchtlich auf den Gang unsers Kabinetts ein, hemmte ihn beständig ... Der Einmarsch der Truppen in Preußen wurde also eingestellt, obgleich der ganze Plan berechnet war auf den Satz, daß diese Macht vergewaltigt werden müsse." [1]) Daß man auch, abgesehen von diesen extrem-

[1]) Oncken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege, II, S. 152 und Alexandre I. et le prince Czartoryski publ. par le prince Ladislas Czartoryski, Paris 1865, S. 31.

fanatischen Aeußerungen des partikularistisch-polnische Tendenzen verfolgenden Fürsten Czartoryski, an maßgebender Stelle in Rußland in der Memeler Zusammenkunft kein zu weiteren wichtigen Folgen führendes Ereignis sah, zeigt die Instruktion, die bald darauf dem an Stelle des bisherigen russischen Vertreters in Berlin, Krüdener, dorthin bevollmächtigten Gesandten Alopeus am 26. Juni 1802 von seinen Vorgesetzten mitgegeben wurde. Es heißt darin: „cette entrevue n'a été provoquée par aucune considération politique, comme on l'a cru généralement. Les efforts de l'Empereur en vue d'amener un rapprochement entre l'Autriche et la Prusse n'ont pas abouti parceque le Roi de Prusse et ses ministres se sont entièrement livrés au premier consul." [1]) Von seinem Standpunkte aus und hinsichtlich des von ihm erstrebten Zieles der russischen Politik hatte Czartoryski ganz recht. Die persönliche Annäherung der beiden Monarchen hatte bei der herzlichen und aufrichtigen Art Friedrich Wilhelms III. und dem begeisterungsfähigen, für jeden neuen Eindruck so empfänglichen Temperament Alexanders eine in der Tat unschätzbare Bedeutung für kommende, schwere Zeiten. Bei aller Verschiedenheit beider Persönlichkeiten, trotz der oft notwendig auseinandergehenden politischen Interessen hatte sich ein von Herzen zum Herzen gehender Bund zwischen den beiden Fürsten begründet, der alle Krisen überdauerte, entgegen dem Worte des Cicero im Laelius, daß den „dispares mores disparia studia sequuntur". Wiederum zeigte sich hier, wie die sittliche Kraft der Persönlichkeit wirksamer ist als der schwankende Wert materieller Kräfte.

Das Verdienst, diese Annäherung zustande gebracht zu haben, gebührt einer der anmutigsten und liebenswürdigsten Frauenerscheinungen an der Wende des 18. Jahrhunderts, der Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, Großfürstin Helene Paulowna. Sie war als zweite Tochter des Kaisers Paul von Rußland und der Kaiserin Maria Feodorowna am 24. Dezember 1784 geboren und in dem jugendlichen Alter von 14 Jahren und 10 Monaten mit dem ihr bis zu ihrer Verlobung unbekannten Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg vermählt worden. Die Heirat war in erster Linie durch die Vermittlung des damals schon an deutschen Höfen als russischer Agent tätigen, späteren Gesandten Alopeus zustande gekommen. Als der der Großfürstin mit Einwilligung beider Elternpaare zugedachte Bräutigam war der auch erst zwanzigjährige Erbprinz mit seinem Bruder Karl im Jahre 1799 am russischen Hofe erschienen. Die jungen Leute traten sich schnell einander näher, und der Prinz faßte eine wirklich herzliche Zuneigung zu der jungen Fürstin. „Sie war," so schildert sie Ludwig v. Hirschfeld in seinen geschichtlichen Erinnerungen aus Alt-Mecklenburg, ‚in der Tat eine bezaubernde Erscheinung; schlank von Wuchs, nicht groß, aber von seltenem Ebenmaß der Formen, anmutig in allen ihren Bewegungen. Das Antlitz, von regelmäßigem Oval mit sinnend blickenden Augen, einer edel geformten,

[1]) Mertens, Recueil des traités et conventions conclus par la Russie avec les puissances étrangères, IV, S. 298.

von blondem Lockenhaar umrahmten Stirn, hatte einen ungemein anziehenden madonnenhaften Ausdruck." Der mecklenburg-schwerinsche Oberhofmeister v. Lützow, der die Prinzen nach Rußland begleitet hatte, nennt sie in seinem Berichte „die himmlische, engelgleiche Großfürstin", und der Erbprinz selbst schreibt an seinen Vater: „Mein Herz ist so voll von frohen Eindrücken, daß ich kaum Worte finden kann, mein Glück zu schildern. Billig sollte ich Ihnen, lieber Vater, vor allem andern von der göttlichen Großfürstin reden; allein dann würde ich nicht wieder aufhören können. Denn in Wahrheit: Worte sind nicht fähig, Ihnen eine Beschreibung von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit zu machen. Ich bin der glücklichste Mensch der Welt. Dies möge alles ausdrücken, was die Zeit mir nicht erlaubt hinzuzusetzen." In der Tat muß die Großfürstin, „la belle Hélène", wie sie am Hofe hieß, eine äußerst gewinnende, reizvolle Erscheinung gewesen sein. Mit den hier angeführten Zeugnissen spricht dafür die Tatsache, daß der sonst so zurückhaltende, mehr steife und gemessene König Friedrich Wilhelm III. ganz besonders eingenommen für sie war. Aus den Briefen, die er in den Jahren 1801—1803 an sie richtete, spricht ein überaus herzlicher, liebevoller, zärtlich-neckischer Ton, der auf starke Sympathie des Königs für die junge Fürstin schließen läßt. Ein Jahr, nachdem sie in ihre neue Heimat eingezogen war, hatte sie, im Winter 1801, mit ihrem Gatten, der am Berliner Hof schon bekannt war, dort ihren ersten Besuch gemacht und länger als sechs Wochen während der Karnevalfestlichkeiten dort geweilt. Bald nach ihrer Abreise, in der Nacht vom 23. auf den 24. März, war ihr Vater, Kaiser Paul, ermordet worden, und die Thronbesteigung ihres Bruders Alexander gab die Veranlassung zur ersten Reise in die Heimat, die sie mit ihrem Gemahl am 11. Mai von Ludwigslust aus antrat. Schon vorher hatte sie der König in seinem ersten nach ihrer Abreise von Berlin an sie gerichteten Brief gebeten, ihren Bruder bei sich bietender Gelegenheit seiner aufrichtigen und freundschaftlichen Empfindungen zu versichern. Und nach St. Petersburg schreibt er ihr: „Il serait peut-être indiscret, si je vous priais de me rappeler au souvenir de S. M. l'Empereur, n'ayant pas l'avantage d'être connu personnellement de lui. Je croyais cependant y avoir quelque droit de plus qu'un autre, ayant eu toujours une prédilection particulière en faveur de ce prince, qui par ses belles qualités a su gagner de tout temps les cœurs et les suffrages." Aehnlich schreibt er gleichzeitig an den Erbprinzen. In diesem Sinne mag nun wohl die „fée bienfaisante" bei ihrem Bruder für dessen persönliche Annäherung an den preußischen Hof Stimmung gemacht haben. Daß sie Erfolg gehabt, ersehen wir aus dem Briefe, den Friedrich Wilhelm III. am 15. Oktober während des zweiten Besuches des erbprinzlichen Paares in Potsdam nach dessen Rückkehr von Rußland an Alexander I. schrieb. Die Großfürstin muß schon im Sommer 1801 während ihres dortigen Aufenthalts ihrem Bruder eine Zusammenkunft mit Preußens König nahegelegt haben. Der so bald wiederholte Besuch in Potsdam hatte fraglos den Zweck, ihre Verwirklichung zu fördern. Der König bedankt sich in dem erwähnten Schreiben beim Kaiser für das kostbare Pfand

seiner Hochschätzung, mit dem er den Erbprinzen zu betrauen die Güte gehabt habe. Gemeint ist damit der Plan einer persönlichen Begegnung, den der König mit lebhafter Freude aufnimmt. Schon jetzt faßt er den Termin dafür ins Auge und glaubt, daß seine für das nächste Jahr beabsichtigten militärischen Besichtigungen in den östlichen Provinzen die beste Gelegenheit für eine Zusammenkunft geben könnten. Im Januar des nächsten Jahres tritt er der Idee näher und bittet die Großfürstin, einen diese betreffenden Brief ihrem Bruder übermitteln zu wollen, um unter allen Umständen das Geheimnis, dieses „charmant projet“ vor Unberufenen zu wahren. Er teilt dem Kaiser mit, daß die Revue in Königsberg am 9. Juni beendet sein werde und daß er seine Anordnungen so getroffen habe, daß der Kaiser von diesem Zeitpunkt ab vollständig über ihn verfügen könne. Er überläßt ihm auch die Wahl des Ortes auf russischem oder preußischem Gebiet, glaubt aber den Vorschlag machen zu sollen, lieber eine kleine Stadt zu wählen. Dadurch würden die äußeren Formen und das Zeremoniell der Zusammenkunft mehr beschränkt werden, so daß sie ungebundener und freier, wie es wohl in beider Wünschen liege, miteinander verkehren könnten. In den herzlichsten Worten dankt Alexander dem König für sein freundliches Entgegenkommen. Sein Brief zeigt, wie die Großfürstin es verstanden haben muß, ihrem Bruder die Persönlichkeit ihres Freundes näherzubringen. „Un des mes vœux les plus chers à mon cœur est celui de posséder l'amitié de V. M. et que ses qualités eminentes, indépendantes même de son sang, m'ont toujours fait désirer ardemment. Jugez donc combien votre lettre a dû me faire plaisir, me donnant une assurance aussi positive d'être de cet été dans le cas de vous exprimer de bouche les sentiments que mon cœur vous a voués depuis longtemps.“ Als Ort der Zusammenkunft bittet er eine preußische Stadt zu wählen. Je nach dessen Bestimmung will sich der Kaiser am 9. Juni in Polangen oder Kowno an der preußischen Grenze aufhalten, um von dort das Königspaar schnellstens erreichen zu können. Schon am 5. März 1802 schlägt ihm Friedrich Wilhelm III. Memel als geeignet vor und bittet, ihm dort einige preußische Truppen vorführen zu dürfen. Weitere Einzelheiten für die Aufnahme des Kaisers werden durch Vermittlung des Adjutanten Major v. Jagow eingehend mit dem Erbprinzen besprochen. Dieser befand sich dann drei Monate später mit dem Generaladjutanten Oberst v. Koeckritz, Major v. Holtzmann und Oberst v. Boeltzig in der Begleitung des Königs in Memel, wo man am 8. Juni eintraf, nachdem der Hofmarschall v. Massow schon vier Tage vorher mit den Vorbereitungen für den hohen Besuch begonnen hatte. Der König und die Königin wohnten in dem Hause des Kaufmanns und Admiralitätsassessors Consentius in der Luisenstraße, das sie während ihres späteren Aufenthalts vom 8. Januar 1807 bis zum 15. Januar 1808 wieder zum Aufenthalt erwählten und das sich bis heute fast unverändert in seinem alten Zustand erhalten hat. Vom Kabinett befanden sich Beyme, Lombard und der Geheime Kabinettssekretär Niethe im Gefolge. Für den persönlichen Dienst des russischen Kaisers waren der General der Kavallerie Graf

v. Kalckreuth, der Generalleutnant v. Kunheim und der Generalmajor v. Treskow bestimmt. Ferner wurde festgesetzt, daß ein Stabsoffizier beständig die Wache in dem Vorzimmer des Kaisers haben sollte. Hierzu ernannte der König den Flügeladjutanten Major Graf v. Dönhoff von der Kavallerie. Eine Kompanie Grenadiere wurde zur Wache vor der Wohnung des Kaisers kommandiert und die Pagen v. Salisch und v. Kikebusch zu seiner Aufwartung beordert, außerdem zwei Kammerdiener, zwei Leibjäger und zwei Kammerlakaien, sämtlich in der vor wenigen Monaten eingeführten neuen Staatslivree.[1]) Die obengenannten vier Herren gingen dem Kaiser bis an die Grenze zur Begrüßung entgegen. Von dieser bis nach Memel wurden in Zwischenräumen von einer halben Meile Husarendetachements von 2 Offizieren und 24 Mann aufgestellt, die den Kaiser abwechselnd bis Bommel geleiten sollten, während von dort bis Memel eine ganze Schwadron Dragoner unter dem Kommando des Majors v. Massenbach die Eskorte bis zur Wohnung in Memel übernahm. Die Königin hatte ihren Kammerherrn v. Schilden ebenfalls bis Bommel entgegengeschickt, um den Kaiser in ihrem Namen zu bewillkommnen. Dort hatte auch die Kaufmannschaft ein Korps zu Pferde formiert, die sogenannte „blaue Garde". Ebenso hatte sich der Oberforstmeister v. Schenk mit seinen Beamten daselbst zum Empfang eingefunden. Der Kaiser hatte zwar am Tage vor seiner Ankunft durch den Erbprinzen von Mecklenburg, der mit ihm in Polangen war, schriftlich bitten lassen, man möchte ihn ohne alles Zeremoniell nicht als Kaiser, sondern als „comte de Russie" empfangen. Der König wollte indessen an den festgesetzten Anordnungen nichts abändern.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kreichgauers Werk „Die Aequatorfrage in der Geologie".

Von

Dr. v. Neumayer,

Wirkl. Geh. Rat und früherer Direktor der Deutschen Seewarte.

(Schluß.)

Wie kommen wir nun nach diesen Erörterungen über die Beschaffenheit des Erdinnern auf unsre Fragen über die Wanderung des Poles der Erde und auf die Aequatorfrage in Verbindung mit geologischen Forschungen?

Im Kreichgauerschen Werke[2]) wurde auf physikalischer Grundlage die Frage

[1]) Die neue Hoftracht für die oberen Hofchargen und Kavaliere beschreibt der König in einem Briefe an die Großfürstin Helene vom 23. Februar 1802. Sie kam am 10. März d. J. zum erstenmal in Anwendung. Vgl. Bailleu, Archivpublikationen Bd. 75, S. 421.

[2]) Die Aequatorfrage in der Geologie von P. Damian, Kreichgauer S. V. D. Lehrer der Mineralogie und Geologie in St. Gabriel bei Mödling (in Niederösterreich). Druck und Verlag der Missionsdruckerei in Steyl 1902.

erörtert, wie sich die so gewaltigen Veränderungen, die sich aus der paläontologischen Forschung ergeben, erklären lassen. Die von Wiechert mathematisch erörterte Stellung der Erdkruste zum Erdkern, wie das auch ganz ähnlich von Kreichgauer vertreten wird, d. h. daß die Erdrinde vom Kern unabhängig ist, erklärt auch, daß die Rinde eine Bewegung ausführen kann, die von letzterem nicht geteilt zu werden braucht. Die Erdrinde, Kruste der Erde, auf der wir leben, schwimmt gewissermaßen auf dem Magma, wo sich der von Wiechert angenommene Sprung in der Erddichte vollziehen soll, und kann, den Wirkungen der Pressung und Kraftäußerung einfacher physikalischer Vorgänge folgend, sich über den Kern hinweg verschieben. Der Kern selbst muß Folgerungen der Gravitationslehre gemäß, kleine Schwankungen abgerechnet, die Richtung seiner Achse beibehalten, eine Veränderung der Neigung der Ekliptik, namentlich zu einem Grade, wie es die Aenderung der Klimate bedingen würde, kann also nicht angenommen werden. Damit wird der exakten Forderung der Astronomie und Geodäsie entsprochen. An der Hand möglichst eingehender Untersuchungen werden uns von dem gelehrten Verfasser die Bewegungen der Erdrinde durch die verschiedenen geologischen, viele Jahr-Millionen umfassenden Epochen erörtert. Da die Sonne, beziehungsweise der Erdkern, unter ihrem Einfluß dem Gesetze der Graviation folgend, die vorgezeichnete Bahn durchläuft, können sich die vorgegangenen Veränderungen nur auf die uns als Wohnort angewiesene Erdkruste beziehen. Gewiß ist in vergangenen Zeiten von Gelehrten wie Lamarck und Charles Darwin der Gedanke ausgesprochen worden, daß die vom Kern unabhängige Kruste der Erde Bewegungen auszuführen vermöchte, die, wenn eingehend untersucht und der wissenschaftlichen Kontrolle unterworfen, uns eine Erklärung über die bis dahin noch unerklärten Vorgänge im Klimawechsel zu erbringen vermöchten. Es ist aber das Verdienst Kreichgauers, ausgestattet mit gründlichen mathematisch-physikalischen Kenntnissen und geschult in der geologischen Forschung, den bedeutsamen Vorgang in und auf unsrer Erde während Millionen von Jahren, der uns heute beschäftigt, studiert und den Versuch einer Erklärung der Erscheinung gemacht zu haben. Alle Versuche, die zahlreichen Hypothesen über den großen Klimawechsel, der aus paläontologischen Studien erkennbar wird, zu erörtern, haben nach dem Erachten der führenden Männer der Wissenschaft auf diesem Gebiete nicht befriedigt. Wir haben schon auf die Unhaltbarkeit der Annahme einer Aenderung der Ekliptik hingewiesen, als den Grundsätzen der Mechanik des Himmels widersprechend, und auch die Darlegung des gelehrten Amerikaners Chamberlin, der geneigt ist, die klimatischen Veränderungen auf den Wechsel im Gehalt der Atmosphäre an Kohlensäure (carbon dioxyde)[1]) zurückzuführen, vermögen eine Befriedigung aus naheliegenden Gründen nicht zu gewähren. Auch spricht Chamberlin von einer Gruppe von Hypothesen über solche Verände-

---

[1]) T. C. Chamberlin, a group of Hypotheses bearing on Climatic changes (Chicago 1897) Seite 65 u. ff. Siehe hierüber von Zittel: Aus der Urzeit, 2. Auflage Seite 12 u. ff.

rungen, wodurch schon klar wird, wie wenig entscheidend die Argumente zu gunsten dieser oder jener Hypothese erachtet werden können. Es verlohnt sich auch hier nicht der Mühe, näher darauf einzugehen, zumal durch die neueste, auf gründlicher physikalischer Basis beruhende geologische Studie Kreichgauers sich die Aussicht eröffnet, über die fast unüberwindlich erscheinende Schwierigkeit der Erklärung in faßlicher Weise hinweg geleitet zu werden. Mit dem Wandern der Erdrinde über den an diesem Wandern nicht teilnehmenden Kern, der nur in seinem Umlauf um den Zentralkörper in den Jahreszeiten in Beziehung auf die Stellung zur Sonne partizipiert, lassen sich die Wanderungen des feststehenden Erdpoles auf der beweglichen Erdrinde, und damit die jeweilige Lage des Aequators und der gänzlich veränderten Strahlungsverhältnisse durch die Sonne wahrscheinlich machen, wenn nur durch die Forschung die geologischen Vorgänge im Laufe der Millionen von Jahren umfassenden Epochen nachgewiesen werden können. Und darin liegt das unzweifelhafte Verdienst des Dr. Kreichgauer, daß er die so verwickelte Frage nicht nur vom Standpunkte klarer, mathematisch-physikalischer Gesetze zu ergründen sucht, sondern durch gründliche Beachtung der geologischen Forschung die Beweise für die Möglichkeit und Zulässigkeit der Anwendung jener Gesetze auf die in Rede stehende Frage zu erbringen anstrebt. Weit davon entfernt, die von ihm gezogenen Schlüsse als endgültig begründet zu erachten, sucht er vielmehr durch die von ihm aufgestellte und in dieser Form ganz neue Hypothese zur steten Untersuchung und Forschung anzuregen und die Mittel zu zeigen, die uns zur Lüftung des noch immer als undurchdringlich erscheinenden Schleiers verhelfen können. Wenn einer der hervorragendsten Gelehrten auf dem Gebiete der Geologie anerkennt, daß gerade diese Wissenschaft der Frage der Entstehung der Erde und namentlich der Erscheinung der Eiszeiten gegenüber hilflos dasteht[1]), so kann dies nur so gedeutet werden, als seien die hierfür nötigen Hilfswissenschaften noch nicht in der erforderlichen Weise darauf angewendet oder anwendbar. Kreichgauer versucht in seinem Werke diesem Mangel abzuhelfen, indem er die physikalischen Wissenschaften in exakter Weise zur Anwendung bringt. So werden denn in den ersten Kapiteln des Werkes die physikalischen Grundsätze, auf deren verständnisvolle Anwendung es besonders ankommt, gründlich erörtert. Nach einer kurzen Einleitung über das Entstehen der Aequatorfrage, worin die Auffindung der riesigen Dickhäuter, des Mammut (Elephas primigenius) des Mastodon giganteum, und wie sie alle heißen, eine Rolle spielen, werden die physikalischen Grundprinzipien eingehend erörtert, und dann die Grundursachen der Gebirgsbildung besprochen. Auch die Natur und die aus ihr sich entwickelnden Eigenschaften des Magma finden unter Heranziehung der Nernstschen Gesetze (Experimente) über das Verhalten eines chemischen Systems unter Druck und Temperatur eine gründliche Beleuchtung, weil es ja bei der Erklärung der Bewegung der Erdrinde auf dem Magma wesentlich darauf ankommt.

---

[1]) Dr. K. A. Zittel. Aus der Urzeit. Bilder aus der Schöpfungsgeschichte. 2. Auflage (1875).

Namentlich wird darauf Bedacht genommen, die Ursachen der Bewegung des Magma, sowie überhaupt die Grundursachen der Umgestaltung unsrer Erde, die Gravitation oder Massenanziehung, die Umdrehung der Erde um ihre Achse und den Unterschied der Temperatur zwischen der Erde und dem Weltraum in ihrer Bedeutung für die Aequatorfrage zu beleuchten.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen wird es sich empfehlen, auf die Vorgänge der Beeinflussung der Bewegung der Erdkruste nach Kreichgauer etwas näher einzugehen. Es wurde soeben von den Hauptursachen gesprochen, die die Veränderungen auf der Erdoberfläche bedingen. Darunter spielt die Rotation der Erde um ihre Achse und die damit verbundene Zentrifugalkraft eine hervorragende Rolle. Diese treibt die Masse der Erde und darunter auch das Magma gegen den Aequator zu; dadurch entsteht eine heftige Pressung gegen die verhärtete Kruste der Erde, wodurch in ihr Risse und Sprünge, Faltungen, Schrumpfungen und Anschwellungen erzeugt werden, die sich als Gebirge kenntlich machen. Es werden Bänder von Gebirgen gebildet, die sowohl in ost-westlicher, wie auch in meridionaler Richtung verlaufen. Diese Bänder, deren Richtung, Verlauf und ihre Ausdehnung zu erkunden, muß als eine erste Aufgabe zur Erhärtung der Ansichten nach Kreichgauer angesehen werden. Soweit die gegenwärtige Erfahrung reicht, ist sie denn auch zur Belegführung in dem Werke in ausgiebigster Weise herangezogen worden.

Im weiteren Verfolge der Darlegungen wird gezeigt, wie die Einflüsse, von denen wir soeben hörten, in den Verlauf der verschiedenen geologischen Epochen eingreifen oder eingriffen und wie weit es möglich ist, diese Einflüsse an der Hand von Wahrnehmungen nachzuweisen. Um als Grundlage für die Erklärung der Schwankungen des Klimas der Erde in verschiedenen ihrer Regionen dienen zu können, ist es erforderlich, die Wanderungen der Pole und des Aequators in den einzelnen geologischen Epochen, die, wie wir eingangs hervorhoben, Millionen von Jahren einer jeden Epoche umfaßt haben mögen, an der Hand genauer geologischer und paläontologischer Erhebungen näher zu verfolgen. Dies geschieht seitens des Verfassers in mustergültiger Weise. Um dies zu illustrieren, sind dem Werke sechs Karten, die die ganze Erde umfassen, beigegeben, worüber nun kurz berichtet werden soll:

Die erste Karte gibt die Gebirgszonen aus der Tertiärzeit, worin der Tertiär-Nord- und Südpol, sowie der Diluvium-, Tertiär- und Karbon-Aequator niedergelegt sich befindet.

Die zweite Karte zeigt hier die Laurentinische Gebirgszone aus frühazoischer Zeit, den Laurentinisch-Arvalischen Nordpol, der nun in der südlichen Hemisphäre liegt, während die nördliche Hemisphäre den Laurentinischen und Arvalischen Südpol erkennen läßt; die dazu gehörige Lage des Aequators erblicken wir in einem jeden Falle verzeichnet. Ganz besonders interessant sind in der dritten Karte die Darstellungen der Arvalischen Gebirgszonen aus spätazoischer Zeit, indem nun der Laurentinische und Arvalische Südpol

weit nach Norden gerückt sind, während der Laurentinische Nordpol sowohl wie der Arvalische Nordpol im hohen Süden gelegen sind. Auch die präkambrischen Pole sind verzeichnet, der nördliche südlich vom Aequator, der südliche im Norden davon. Die Lage des Arvalischen Aequators können wir hier gleichfalls in seinem Laufe verfolgen, während es interessant ist, die auffällige Grenze zwischen dem silurischen Tieflande und dem innerasiatischen Hochlande, westlich des alten zentralen Mittelmeers von Ost- bis Westindien zu verfolgen.

Eine vierte Karte, das präkambrische Gebirgssystem, zeigt uns den präkambrischen und silurischen Nordpol, letzteren etwa 15° nördlich, ersteren ebensoweit südlich vom Aequator entfernt. Der präkambrische Südpol liegt nun auf etwa 12° nördlicher Breite, der silurische Südpol um ebensoviel nach Norden. Der Arvalische liegt etwa 30° nördlich vom Aequator, während der Arvalische Nordpol ebensoviel südlich liegt. Auch der silurische Aequator, sowie der präkambrische und Arval-Aequator sind auf dieser Karte niedergelegt.

Auf Karte 5 wird die Lage des silurischen Gebirgssystems gegeben. Der silurische Nordpol ist um etwa 15° nördlich vom Aequator, der präkambrische Nordpol ebensoviel südlich davon entfernt. Der silurische Südpol liegt nun 15° südlich vom Aequator, der präkambrische Südpol ebensoviel nach Norden hin, während der Karbon-Nordpol auf 35° nördlicher Breite und der Karbon-Südpol ebensoviel nach Süden liegt. Karbon- und Silur-Aequator sind in anschaulicher Weise auf der Karte wiedergegeben.

Das karbonische Gebirgssystem zeigt uns nun in der sechsten Karte den Tertiär-Südpol und den Tertiär-Nordpol in höheren Breiten, entsprechend ihrer Bezeichnung, gelegen. Der Karbon-Südpol liegt auf 35° südlicher Breite, während der Karbon-Nordpol auf der gleichen Breite nördlich liegt. Karbon-Aequator und Tertiär-Aequator, sowie auch der Silur-Aequator treten nun auf der Karte bestimmt niedergelegt hervor. Es ist von hohem Interesse, einen Vergleich der Lagen in den verschiedenen geologischen Epochen anzustellen, was durch die übersichtliche Weise der Darstellung wesentlich erleichtert wird. Auf zwei weiteren Karten (Nr. 53 und Nr. 54) wird die Bahn des Südpols und ebenso die Bahn des Nordpols dargestellt, und wir verfolgen die Wanderung des Südpols (S. 321) durch Diluvium, Tertiär, Kreide, Karbon, Silur und Präkambrium, und die Wanderung des Nordpols (S. 333) vom Diluvium nach Tertiär, Kreide, Karbon, Silur und Präkambrium.

Es kann ja keinem Zweifel unterliegen, daß alle diese Positionsangaben noch vielfach der Bestätigung, beziehungsweise der Berichtigung bedürfen, aber wir erkennen in diesem, von tiefen Kenntnissen der physikalischen wie der geologischen Wissenschaften gestützten Versuch einer Ergründung dieser noch immer völlig unerklärlichen Wechsel der Klimate einen gewaltigen Schritt voran, der, wenn durch weitere Forschung und Erhebung von Tatsachen unterstützt, zu bahnbrechenden Fortschritten führen wird. Denn diese Ergebnisse, die auf dem gründlichen Studium des Auftretens der Organismen in den Formationen, ebenso wie auf Studium der Eiszeit beruhen, können uns nur mit Vertrauen er-

füllen; namentlich wenn man die Erklärung der im Laufe der Zeit aufgestellten Hypothesen mit den durch Kreichgauer geführten Untersuchungen vergleicht. Da begegnen wir der Ansicht, daß die gewaltigen Veränderungen in den Klimaten der Erde bedingt seien, wie wir schon hervorgehoben haben, durch eine Veränderung der Temperatur der Sonne, wofür manche Vorgänge in der Fixsternenwelt, als Analogie, zu sprechen scheinen. Dann wurden von der Exzentrizität der Erdbahn und deren Veränderung die Erklärungsgründe herangezogen, oder aus der Meinung abgeleitet, daß das ganze Planetensystem zuzeiten durch Gebiete des Weltalls sich bewege, die ganz außerordentlich hohe Temperaturgrade aufweisen müßten. Zu diesen kosmischen Hypothesen, wie man diese Gattung nennen möchte, wozu auch die Annahme der vermuteten Veränderung der Entfernung unsrer Erde von der Sonne zu zählen ist, kann man schon aus dem Grunde kein großes Vertrauen haben, weil sie alle den Mangel tragen, den Günther[1]) an ihnen rügt, indem er sagt: „Es haftet ihnen (den Hypothesen über Eiszeit) der Uebelstand an, daß sie nur eine alternierende Vergletscherung der beiden Hemisphären anerkennen und zulassen dürfen, was mit den beobachteten Tatsachen nicht in Einklang zu bringen ist. Und noch ein zweites Moment ist nicht außer acht zu lassen: Periodischer Wechsel zwischen Zeiträumen kolossalen Eiswachstums und normalen klimatischen Verhältnissen ist nur für die Diluvialperiode festgestellt, für ältere Aeren aber höchst fraglich. Damit ist denn ein weiterer Stein in dem Lehrgebäude der kosmischen Periodizität, und zwar ein Grundstein, stark ins Wanken geraten."

Hören wir noch, was einer der größten Forscher auf dem Gebiete der Urgeschichte der Erde über die Erklärung der Eiszeiten durch gewaltige Temperaturschwankungen ausführt. Zittel sagt in der zweiten Auflage seiner Urgeschichte: „Sollte die Beschaffenheit der in der Diluvialschichte begrabenen organischen Reste in der Tat auf niedrige Temperatur hinweisen, so wäre weiter zu untersuchen: 1. ob die Eiszeit plötzlich und unmittelbar nach Abschluß der Tertiärformation eingetreten sei; 2. ob sie während der ganzen Diluvialperiode geherrscht oder 3. ob sie nur einen näher bestimmbaren Abschnitt derselben gebildet hat." Zittel bespricht eingehend alle die von mir berührten, als Ursache für die nachgewiesene Veränderung herangezogenen Punkte und kommt sodann zu folgendem Ergebnisse und Schlusse, daß keiner von ihnen „eine Erklärung bringen könne, weil sie alle eine periodische Wiederkehr von Kältegraden annehmen, für welche wir, wenn wir in die älteren Erdformationen zurückblicken, nur überaus dürftige und in keinem Falle mit überzeugender Beweiskraft wirkende Belege anführen können". Die Annahme Kreichgauers bedingt keine Periodizität, wie es aus der Natur seiner Erörterungen hervorgeht, und hat sonach, wie ich schon anführte, dieses gewichtige Moment für sich.

Bei dieser Sachlage begrüßen wir das Werk Kreichgauers, das uns durch sein Erscheinen eine Aussicht eröffnet, endlich die Erklärung der Klimaverände-

---

[1]) Günther, Lehrbuch der Geophysik, Bd. II, S. 338.

rungen auf unsrer Erde geben zu können, wie sie auf gediegenerer Grundlage, an der Hand strenger physikalischer Untersuchung und geologischer Forschung bisher nicht versucht worden ist. Gründlich durchgebildet in allen mathematisch-physikalischen Forschungszweigen, trat der Verfasser dieses bedeutsamen Werkes an das Studium der geologischen Probleme heran. Bei den weitgehenden geophysikalischen Ausführungen ist es wohl manchem Leser dieses erwünscht, etwas Näheres über den Bildungsgang des Herrn Pater Dr. Kreichgauer zu erfahren. Dr. Kreichgauer machte seine Studien in der Physik in Würzburg unter Professor Kohlrausch, gegenwärtig Präsident der Physikalisch-technischen Reichsanstalt in Charlottenburg, und zeichnete sich durch einige mathematisch-physikalische Arbeiten aus, die veranlaßten, daß er einen Ruf an das Internationale Institut für Maß und Gewicht in Breteuil bei Paris erhielt. Bei der Gründung der Physikalisch-technischen Reichsanstalt wurde seine Verwendung in diesem Institut ins Auge gefaßt, und er arbeitete einige Jahre unter Herrn Geheimrat v. Helmholtz und zwar zu solcher Zufriedenheit dessen, daß er zu einer höheren Stellung in diesem Institut designiert wurde. Durchdrungen von dem Gedanken, sich der Forschung in fernen Weltteilen zu widmen, lehnte er die ehrenvollsten Anträge ab und trat in die Missionsanstalt in Mödling (St. Gabriel). Nun widmete sich Kreichgauer dem Studium der Geologie und zwar mit solchem Erfolge, daß er nach wenigen Jahren zum Professor der Geologie und Geographie ernannt wurde, indem er sich vorzugsweise der Ausbildung der Missionare widmete, die in verschiedenen Erdteilen die wissenschaftliche Forschung zu pflegen haben. Es ist dies dasselbe Institut, aus dem der um die deutschen Kolonialbestrebungen so hochverdiente, leider aber früh verstorbene Bischof Dr. von Anzer hervorgegangen ist. Kreichgauers Bestrebungen gehen nun neben seinem Lehrberufe auch dahin, die Forschung nach den Spuren, den Belegen für seine Auffassung der Aequatorfrage wirksam zu fördern, und der noch in jungen Jahren stehende, hochbegabte Geophysiker hat für diesen Zweck eine sich auf die verschiedenen Erdteile beziehende Forschungsinstruktion entworfen, die, wie wir zuversichtlich hoffen, reiche Früchte für die Förderung des hier zur Sprache gebrachten hochwichtigen Gegenstandes tragen wird. Und hier finde ich den Anknüpfungspunkt an die Bestrebungen der Deutschen Kolonialgesellschaft, vor deren Abteilung Frankfurt a. M. ich heute zu sprechen die Ehre habe. Von jeher war es meine Ueberzeugung, die ich auch dadurch betätigt habe, daß ich vor nun nahezu 50 Jahren in der englischen Kolonie Victoria in einer bedeutsamen wissenschaftlichen Stellung während acht Jahren wirkte, daß bei neubegründeten und entstehenden Kolonien die wissenschaftliche Forschung nicht nur nicht vernachlässigt werden darf, sondern mit Sorgfalt gepflegt werden muß, um den Erfolg zu gewährleisten. Das heute vor Ihnen behandelte wissenschaftliche Thema hat allerdings auf den ersten Blick in seiner Anwendung auf Kolonisation keine unmittelbare Verwertung zu gewärtigen. Allein die Anregung, die in ihm für intensive geologische Forschung liegt, kann nur von dem höchsten Nutzen für die Entwicklung eines jungen Gemeinwesens sein. Ueberdies lehrt

uns die Geschichte der Wissenschaft, wie sich aus den anscheinend wenig unmittelbaren Erfolg versprechenden Forschungen die größten, für das Wohl der Menschheit bedeutsamen Errungenschaften entwickelt haben; Belege dafür sind in Mehrheit aus der allerneuesten Zeit nicht schwer zu erbringen.

Die Gegenwart bietet für die deutsche Kolonisation der Schwierigkeiten in Hülle und Fülle. Durch die Pflege der Wissenschaft auf diesem Gebiete wird unser Mut gestählt und erhöht, und wir bedürfen des hohen Mutes, um mit Zuversicht auch auf diesem für unsre Weltgeltung so wichtigen Gebiete in die Zukunft zu blicken.

Ein deutsches Künstlerleben in Rom.

Von

Dr. Friedr. Noack.

Das Archiv des Deutschen Künstlervereins zu Rom enthält einen vergilbten Band, der seine 60 bis 70 Jahre alt ist: die Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, die er selbst, teils in Form von Rückblicken, teils tagebuchartig in den Jahren 1835 bis 1845 aufgezeichnet hat. Bei allen ihren Mängeln gehört diese Handschrift zu den Quellenschätzen, für die der Kulturhistoriker dem unbefangenen und anspruchslosen Verfasser nie dankbar genug sein kann, und von denen er sich immer noch mehr wünscht. Dieses Bruchstück einer Selbstbiographie gewinnt seinen Wert weniger durch die Person des Verfassers als durch die Umwelt, in der er lebte. In der Kunstgeschichte nimmt Ferdinand Flor aus Hamburg keinen nennenswerten Platz ein, selbst in den Künstlerlexika sucht man seinen Namen vergebens; aber seine Aufzeichnungen entrollen in den frischesten Farben ein Bild des römischen Lebens aus jener eigenartigen Zeit, als das Corneliussche Wort in Vollkraft bestand: Der Künstler gehört nach Rom.

Flor war in Hamburg am 22. Januar 1793 geboren und hat als reicher Leute Kind eine glückliche Jugend verlebt, der es an Vergnügen so wenig fehlte wie an mannigfaltigen Anregungen. Als vielseitig begabter Knabe nahm er früh tätigen Anteil an dem geselligen Leben; Singen und Theaterspielen füllten seine Mußestunden aus, und sein Verkehr mit Männern wie der Komponist Andreas Romberg und der Dramaturg Gustav Anton v. Seckendorff gab diesem künstlerischen Dilettantentreiben einen festeren Boden. Als der Vater starb, hatte der 18jährige Sohn zwar noch keine sichere Berufsrichtung, aber eine weltmännische Bildung und künstlerischen Sinn. Nach einigen vergeblichen An-

läufen auf andern nüchternen Gebieten warf sich Ferdinand Flor der bildenden Kunst in die Arme, studierte ein Jahr lang bei Tischbein in Eutin und vollendete dann seine Ausbildung an der Akademie zu Dresden. Da es an Geld und gutem Mut nicht fehlte, so wandte sich Flor mit befreundeten Kunstgenossen im September 1819 nach Italien. Von Dresden über München meist zu Fuß wandernd, verweilend, wo es ihrem Malerstreben behagte oder wo ein liebliches Abenteuer winkte, gelangten sie erst gegen das Frühjahr 1820 nach Rom. Ueber den toskanischen Appennin waren sie bei heftigem Schneegestöber gekommen, vor den Toren Roms grüßten sie blühende Mandeln und grünende Wiesen. Nach altem Künstlerbrauch führte ihr erster Gang die neuen Ankömmlinge ins Griechische Kaffeehaus; dort fanden sie deutsche Kunstgenossen, die sie, da es gerade in der Abendstunde war, mitnahmen zu dem gemeinsamen Aktstudium, wobei sie den damals auf den ersten Stufen der Ruhmesleiter angelangten Overbeck kennen lernten. Der neuen Blüte der deutschen Malerei, die damals von Rom ausging, wendet Flors Tagebuch besondere Aufmerksamkeit zu. Er war Zeuge der Wirkung, die der kaum vollendete Freskensaal der Casa Bartholdy auf die Jüngeren ausübte, die sich nun vorzugsweise auf die Historienmalerei warfen und die streng stilisierte Zeichnung der Meister des 15. Jahrhunderts wiederzugeben suchten. Er sah dann das zweite große Monumentalwerk der romantischen deutschen Kunst in Rom entstehen, die Fresken der Villa Massimi; er rühmt in seinen Aufzeichnungen die unglaubliche Schnelligkeit, mit der der hochbegabte Schnorr das Ariostzimmer vollendete, wie die geistreiche Kraft, die Koch in seine Dantekompositionen legte, bei denen er nur die launenhaften Uebertreibungen der Farbe tadelt. Der lebensfrohe Flor war nicht dazu geschaffen, sich in der asketischen Kunstrichtung eines Overbeck zu gefallen, aber sein vielseitiges Talent versuchte sich doch auch darin. Er selbst erzählt von seiner eignen künstlerischen Tätigkeit nur wenig, aber aus dem Berliner Kunstblatt 1828 erfahren wir, daß er im Sommer zuvor in Rom eine Vermählung Mariä ausgestellt hat, „in frommem strengen Stil, ein Stil, der es aber nicht in allem streng nimmt.“ Aus Flors Tagebuch gewinnen wir die Vorstellung, daß er in den ersten römischen Jahren wenigstens das eigne Kunstschaffen nicht allzu eifrig betrieben hat, daß er sich mehr dem Genuß der großen römischen Eindrücke und dem frohen geselligen Treiben des Künstlervölkchens hingab. Er beanspruchte auch gar nicht, als Künstler besonders beachtet zu werden, wie die hübsche Erzählung seiner Bekanntschaft mit König Ludwig I. von Bayern erkennen läßt. „Um diese Zeit (Winter 1820—21) kam der Kronprinz von Bayern nach Rom, das er oft, beinahe jedes Jahr zu besuchen pflegte. Die große Kunstliebe dieses Prinzen veranlaßte ihn, alle deutschen Künstler, selbst die geringsten nicht ausgenommen, zu besuchen; so kam er auch zu mir und traf mich im Negligé und die Zimmer etwa in einem Zustand, wie man sie gewöhnlich bei Künstlern findet, d. h. in genialischer Unordnung; er äußerte auf meine Entschuldigung deshalb, daß es bei einem Künstler nicht ordentlich aussehen könne und müsse, und in seiner Schreibstube wäre es nicht besser.“

Die Stätte, an der dieser Besuch des königlichen Kunstfreundes von dem jungen Flor empfangen wurde, ist auch aus andern Gründen der Erinnerung wert; denn sie spielte durch das Verdienst ihres Bewohners eine wesentliche Rolle in dem geselligen Leben der deutschen Künstlerkolonie Roms. In der Via di Porta Pinciana erhebt sich der Villa Malta gegenüber ein altes schlichtes Haus, Nr. 37, heute Palazzo Sarazani, ehemals Guernieri genannt. Das Gebäude hat sich im Lauf der Zeiten kaum verändert, nur die Umgebung ist neuerdings umgestaltet worden. Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Palazzo Guernieri als Wohnung bei den fremden Künstlern beliebt; die englischen Architekten Adam hausten hier mit ihren künstlerischen Mitarbeitern Clérisseau, Cunego und Zucchi. Am Anfang des 19. Jahrhunderts ließen sich Overbeck und die Gebrüder Veit für einige Jahre hier nieder, und Philipp Veit wohnte noch dort, als Flor mit seinen Freunden nach Rom kam und sich im dritten Stock bei der Witwe Mariuccia Guernieri einmietete, „besonders der schönen Aussicht wegen, die von einem Balkon über ganz Rom sich verbreitet. Ich vergesse nie," fährt Flor fort, „die wundervollen Effekte der untergehenden Sonne, die ich hier genoß." Unbekümmert um den frommen Nazarenergeist, der vor ihm der genius loci gewesen war, eröffnete der lustige und gesellig begabte Hamburger, der sich rasch Freunde im römischen Künstlerkreis erwarb, in seiner Behausung ein eigenartiges Vergnügungstreiben. Ludwig Richter, der 1823 sein Hausgenosse geworden war, erzählt in den „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers" mit Behagen von der Allegria (Fröhlichkeit), die alle 14 Tage abends bei Flor stattfand. Eine Ergänzung hierzu liefert die Darstellung in unsers Künstlers eignen Aufzeichnungen. „Um dem Leben der deutschen Künstler einen freien und ungezwungenen Versammlungspunkt zu verschaffen, gab ich des Sonntags abends meine Wohnung zu dem Zweck her und steckte als Wahrzeichen eine lange canna (Schilfrohr) auf meinem Balkon, der im dritten Stock war, aus, an der ein Paar inexpressibles hing, die man auch wohl als zum Trocknen ausgehängt wähnen konnte, wie dies in Rom an langen eisernen Drähten von einem Haus zum andern gang und gäbe ist. Eine große Flasche, die an 40 bis 50 Bouteillen hielt, mit dem Beinamen ‚Ueberlebensgroß' wurde mit Wein gefüllt aus der Osteria in Prozession zu mir getragen; dort wurde durch alle Zimmer der Umzug mit Lampen in der Hand gehalten, von einem ambrosianischen Gesang auf die Worte ‚Haben wir dich einmal' begleitet. Die Scherze, die bei diesen Zusammenkünften stattfanden, waren vielfach, unter andern ward ein Antikenkabinett, mit Bettüchern drapiert und mit mehlgeweißten Gesichtern oft wiederholt, bei dem der Memnon und Herkules in naturalibus mit Schnupftüchern drapiert figurierten. Mein Freund O. (der Landschaftsmaler Ernst Friedrich Oehme) stellte den Kunstkenner und ich den Archäologen dar. Ersterer besaß ein großes komisches Talent der Nachahmung von Charakteren aus dem Leben gegriffen. Unsre Zusammenkünfte wurden durch die Gegenwart Thorwaldsens, Kochs und Reinharts beehrt, die fast nie fehlten. Ein solches vertrauliches Verhältnis älterer Künstler zu den jüngeren findet man

allein in Rom, wo alle Rücksichten der Stellung, wo der Akademiezopf gänzlich wegfällt."

Auch die musikalische Begabung Flors fand in Rom bald Gelegenheit zu gemeinsamer Betätigung im Verein mit Kunstgenossen; es bildete sich ein Sängerchor, der oft mehrstimmige Lieder beim Mondschein als Ständchen sang, und diese Darbietungen gefielen besonders Thorwaldsen, der nie versäumte, ans Fenster zu kommen, wenn die jungen Leute in seiner Straße sangen. Aber auch ernsthaftere Aufgaben wurden in Angriff genommen; ein Singverein, dem Flor angehörte, und in dem die Marconi, die mit ihrem Gatten, dem Landschaftsmaler Lorenz Schönberger, in Rom lebte, die Altstimme sang, übte die Psalmen des Venezianers Marcello ein. Der Verein wurde würdig befunden, um Ostern beim österreichischen Botschafter Grafen Apponyi im Palazzo Venezia den Psalm O d'immensa pietà vorzutragen, wobei Tamburini die Baßpartie sang. So sehen wir Flor, dank seiner künstlerischen Vielseitigkeit und geselligen Begabung, schon in den ersten Jahren seines römischen Aufenthalts fröhlich auf den Wogen des Gesellschaftslebens schwimmen, und wieder ist es Ludwig Richter, der uns in seinen Lebenserinnerungen an einem originellen Vorkommnis erkennen läßt, wie beliebt der Hamburger Maler in den Künstlerkreisen Roms geworden ist. Es war im Jahre 1824; Flor hatte, wie er in seinen Aufzeichnungen erzählt, im Sommer sehr unangenehme Nachrichten aus der Heimat bekommen. Durch gewissenlose Verwaltung war sein ererbtes Vermögen von 50000 Talern fast ganz verloren, und es gelang nur noch etwa 4000 für ihn zu retten. Dieser plötzliche Verlust verstimmte den lebenslustigen und verwöhnten Künstler nicht nur, sondern ließ ihm auch ein längeres Verweilen in Rom unmöglich erscheinen. Richter erzählt, daß alle ihn mit Bedauern von Rom scheiden sahen, da man sich ihm für seine geselligen Anregungen dankbar verpflichtet fühlte, und daß ihm ein solenner Abschiedsschmaus gegeben wurde. Nun hat wohl Flor nachträglich durch die Rettung des kleinen Vermögensrestes oder infolge unbezwinglicher Sehnsucht nach der ewigen Stadt seine Pläne geändert und kehrte mit Anfang des Winters doch wieder für einige Jahre nach Rom zurück. Richter schildert sehr anmutig, wie auf einmal im Café Greco die Kunde erscholl: Flor ist wieder da!, wie sich die Künstlerfreunde zu einem scherzhaften Empfang verabredeten, indem sie sich stellten, als erkennten sie ihn nicht wieder, bis sie nach einigem Hinhalten ihn auf einem gemeinsamen Zug nach Cervara, dem Schauplatz der berühmten Künstlerfeste, wieder als den echten und rechten Flor in ihre Mitte aufnahmen. Er mußte hoch zu Esel in antiker Senatorentracht einen festlichen Umzug anführen, dann von einem Felsblock herab eine lustige Ansprache halten, um erneute Aufnahme bitten und ein gutes Regiment versprechen, worauf ihm der Stuttgarter Bildhauer Wilhelm Braun den Schlüssel Roms und das Schwert der Gerechtigkeit überreichte. Zum Dank gab Flor ein wunderhübsches ländliches Fest auf dem Monte Mario und eröffnete wieder seine heiteren Abendgesellschaften im Palazzo Guernieri.

Gegen Ende der zwanziger Jahre machte Flor jedoch Ernst mit dem Abschied

von Rom, und die kurzen Angaben seiner Selbstbiographie über die folgende Zeit lassen erkennen, daß es ihm vor allen Dingen jetzt darauf ankam, seine Verhältnisse aufzubessern und Geld zu verdienen. Mit seiner weltmännischen Gewandtheit wurde es ihm nicht schwer, seine Talente in den besten Kreisen zur Geltung zu bringen; mit Bildnismalen und Anordnung lebender Bilder gelang es ihm, selbst an den Höfen von Toskana und England Erfolge zu erzielen, und ein längerer Aufenthalt auf dem Landsitz Alton Tower des Earl of Shrewsbury scheint ihm reiche Früchte getragen zu haben. Nach einer Reise, die er mit dem früheren dänischen Geschäftsträger in Rom, der dort sein Nachbar gewesen war, nach Paris unternahm, brachte er noch ein Jahr in Hamburg zu und trat im Herbst 1834 seine zweite Romreise an.

Die materiellen Sorgen waren offenbar überwunden, und Flor konnte das Leben wieder nach Herzenslust genießen. So sehen wir ihn diesmal die Fahrt nach Italien mit einer Begleiterin antreten, der er vor Jahren seine erste Jugendleidenschaft geweiht hatte, als er noch in Dresden studierte. Es war Sophie Krause, die älteste Tochter des edeln Philosophen und Dulders Karl Chr. Fr. Krause, die sich zur Sängerin ausbilden wollte, als der junge Maler in den Jahren 1817 bis 1819 ihren Lebensweg kreuzte. Nach Flors flüchtigen Andeutungen muß man annehmen, daß er sie ernstlich liebte und daß sie damals auch miteinander einverstanden waren. Aber das Schicksal hatte sie auseinandergerissen, Flor war nach Italien gegangen, und Sophie vermählte sich in Göttingen mit dem Sinologen A. Plath. Die Ehe brachte ihr kein Glück; der Gatte verwickelte sich in die revolutionäre Bewegung des Januars 1831 in Göttingen, gegen die der Herzog von Cambridge 8000 Mann mobil machte. Plath floh, wurde von preußischen Gendarmen zurückgebracht und büßte seinen idealen Leichtsinn mit jahrelanger Haft. Krause mußte im Zusammenhang mit diesen Vorgängen Göttingen verlassen und wandte sich nach München, auf eine Universitätsanstellung durch König Ludwig hoffend. Dort war der Vielgeprüfte vor Erfüllung seiner Hoffnung im September 1832 gestorben und hatte seine zahlreiche Familie in engen Verhältnissen zurückgelassen. In dieser traurigen Lage fand Flor die Jugendgeliebte wieder, als er im Herbst 1834 auf dem Weg nach Italien durch München kam, und bewog sie, zu ihrer Erholung mit ihm nach Rom zu gehen. Wie lange die Freundin dort mit ihm lebte, geht aus Flors Aufzeichnungen nicht deutlich hervor, doch hat sie jedenfalls den folgenden Winter am Tiber zugebracht; er erwähnt sie wiederholt bei der Darstellung des lebhaften geselligen Treibens jener Zeit und gibt auch zu verstehen, daß die internationale Fremdenkolonie Roms keinen Anstoß an seinem Auftreten an der Seite einer Dame nahm, deren Gemahl gleichzeitig hinter hannoverischen Gefängnismauern saß.

Kaum hatte der liebenswürdige Hamburger Maler die ewige Stadt wieder betreten, so riß ihn auch dank seinen guten persönlichen Beziehungen der Strom der Geselligkeit mit fort. „Wir fanden," so erzählt er, „ein schönes Logis in den Iles Britanniques an der Piazza del Popolo (damals eines der ersten

Gasthäuser). Ich sehnte mich sehr, alte Freunde wiederzusehen, ging in das Café Greco, wo mich die Dänen einluden zum Weihnachtsschmaus (1834) im Hause, das der schwedische Bildhauer Byström in der Via Ponteſici gebaut hatte. Die Gesellschaft bestand aus etwa 30 Personen, unter denen Thorwaldsen und einige Hofdamen der Prinzessin von Dänemark. Alle setzten sich bekränzt mit Efeulaub an die Tafel, zu deren Eröffnung Thorwaldsen selbst die große Schüssel mit Milchreis auf den Tisch setzte. Die Heiterkeit war allgemein und schloß mit Gesang, zu dem auch ich mein Scherflein beitrug, obwohl mich ein rheumatischer Schmerz am rechten Oberarm, den ich mir auf der Reise zugezogen hatte, sehr quälte." Die Freundschaft mit Thorwaldsen verschaffte ihm bald neue wertvolle Beziehungen. Die Tochter des großen Bildhauers war seit kurzem mit dem Oberstleutnant Paulsen vermählt, der als Kammerherr die von ihrem Gatten getrennte Prinzessin Charlotte Friederike von Dänemark, eine geborene Mecklenburgerin, auf ihren Reisen in Italien begleitete. Den Winter brachten sie immer in Rom zu. Bei Paulsen fand Flor eine sehr gastliche Aufnahme und in seinem Haus half er eine Geburtstagsfeier Thorwaldsens verherrlichen, indem er einen Zyklus seiner Basreliefs und Statuen als lebende Bilder mit Angehörigen der Gesellschaft stellte, wie Hebe, Anakreon und Amor, die Parzen und andre. Daran knüpften sich nähere Beziehungen zu der Prinzessin, die Flor schon als ganz junger Mensch in Hamburg auf Bällen der dortigen Diplomatie gesehen hatte. „Als ich ihr dies beim Diner ins Gedächtnis zurückrief," erzählt er in seinem Tagebuch, „forderte sie ganz erstaunt die Gesellschaft auf, die Gesundheit eines alten Bekannten zu trinken, obwohl wenigstens 20 Jahre dazwischen lagen. Auf ihren Wunsch stellte ich fast jeden Sonntag den Winter hindurch mit Damen der Gesellschaft Bilder aus Galerien Roms und Italiens, die von vielen Fremden besucht und ihnen neu waren, da sie keine Kostüm- und Garderobeausstellungen waren, wie sie in den englischen Gesellschaften gewöhnlich gehandhabt wurden. Die bestgeglückten waren die Sibylle von Domenichino, von der Prinzessin selbst dargestellt, deren schöner Kopf im Turban günstiger dafür war als die Figur, der ich einen Schemel unter die Füße stellte, über den das Gewand fiel, um solche zu vergrößern; alsdann die heilige Cäcilia in Bologna und die Sixtinische Madonna in Dresden, von einer schönen Römerin dargestellt. Die Prinzessin gab im Karneval (1835) einen bal costumé, bei dem eine Quadrille in Kostümen der vier letzten Jahrhunderte unternommen wurde. Die Prinzessin als Marquise von Pompadour und ich als Karikatur der modernsten Damenbekleidung, das Kleid mit kolossalen Blumen bemalt und Eidechsen, Kröten und Ratzen von Gold in den Ohren und am Gürtel, eine große goldene Distel in den Haaren. So sang ich vor Lady Coventry (die jahrelang im Palazzo Barberini ein gastliches Haus hielt) und andern die Variationen der Catalani; ein brillantes Souper beschloß das Fest, bei dem ein großer Pfau mit ausgebreitetem Schweif die Tafel zierte. Meine Freundin S. hatte das Kostüm eines Pagen aus dem Mittelalter gewählt und sah allerliebst aus. Die schöne Marchese Florenzi aus Perugia (die Geliebte König Ludwigs I.)

erschien in einem reizenden griechischen Kostüme und zog aller Blicke auf sich; ihre Liebenswürdigkeit übertraf aber noch ihre Schönheit, indem sie viel Anteil an meiner Freundin und mir bezeigte.“ Auch die in England angeknüpften Beziehungen begünstigten seit dem Winter 1834—1835 Flors Erscheinen in der höchsten römischen Gesellschaft. Lord Talbot Earl of Shrewsbury lebte mit Gemahlin und zwei schönen Töchtern in Rom und machte in einem Palast an der Piazza Venezia ein großes Haus; die Tochter Gwendelina wurde mit Beginn des Frühjahrs von dem Fürsten Marcantonio Borghese heimgeführt. Flor lernte im Hause Talbot, wo er oft zu Gast war, auch den Fürsten Doria Pamfili kennen, der einige Jahre danach die andre Tochter Mary heiratete. Von einem Kostümball bei Shrewsbury zu Ehren des russischen Großfürsten, späteren Kaisers Alexander II., am 7. Februar 1839, berichtet unser unermüdlicher Maître de plaisir: „Man hatte eine Quadrille nach meinem Vorschlag projektiert aus Bulwers Roman ‚Die letzten Tage von Pompeji‘. Die Damen, besonders die Prinzessinnen Doria und Borghese, Töchter von Lord Shrewsbury, schienen abgeneigt für das griechische Kostüm und wählten das von Albano, das sehr kleidsam ist. Das einzige Kostüm aus dem obigen Roman war das meinige, das ich schon bestellt hatte, nämlich das des Aegypters Arbaces. Lord Shrewsbury gab mir dazu einen reichen Steinschmuck, das Kostüm war ein Goldstoffschurz und roter Mantel, auf dem Kopf ein Kranz von weißen Rosen über einem Diadem von Steinen und Rubinen, Kopf und Hände braun gefärbt. Der Großfürst-Thronfolger erschien in der Uniform eines Kosaken vom Don, Mylord und Mylady Shrewsbury waren im Kostüm von Ludwig XIV.; die Herzogin von Sutherland als Norma, eine der schönsten Frauen Englands mit einer Krone von Eichenlaub, die Eicheln von Diamanten. Mein Freund Severn (englischer Maler) war im Kostüm des Cinquecento und seine Frau als Donna von Molo di Gaeta. Es war eins der schönsten Feste, die ich erlebt habe. Auch Senator Jenisch (Hamburg) war zugegen, die Senatorin als Madame de Lavallière; außerdem der General Lepel, Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen, nebst Frau und sein Bruder, der in Pommern lebte. Letzterer machte mir die Frage, ob die Stanzen des Raffael wirklich so schön wären, sie seien so schmutzig; weshalb man sie nicht mit Seife und Wasser reinigte? Eine echt pommerische Frage, die nach geräucherten Gänsebrüsten schmeckt.“ Auf einem Maskenball beim Fürsten Doria Pamfili erschien Flor als Karl I. von England, mit dem er eine auffallende Aehnlichkeit hatte; Sir Frederick Adam, der auch zugegen war, schien von dieser Maske nicht sehr erbaut und fragte ihn spöttisch: „Why did you come as that blackguard?“

In jenen Jahren hat sich Flor als künstlerischer Festordner den römischen Salons fast unentbehrlich gemacht. Aufgemuntert durch seine aristokratischen Freunde veranstaltete er schließlich 1840 im Argentina-Theater eine „Ikonologische Akademie lebender Bilder“ nach Raffael, Michelangelo, Lionardo da Vinci und andern, womit er große Erfolge erzielte. Wertvolle Dienste leistete ihm dabei ein damals berühmtes Malermodell, die schöne Grazia aus Capua,

die zum Beispiel als Poesie von Raffael stürmische Bewunderung erweckte. Sogar an große Darstellungen wie die Schule von Athen wagte er sich, und es gelang ihm über Erwarten gut. „Uebrigens ist es nur in Italien möglich,“ urteilt er selbst, „ein solches Bild genügend zu stellen, weil die Schönheit des Volks alle Hindernisse besiegt.“ Später forderten unter andern der Herzog von Leuchtenberg, der 1843 im Palazzo Odescalchi wohnte, und der römische Krösus Don Alessandro Torlonia unsern Künstler auf, ihre Feste mit seinen lebenden Bildern zu verschönern. Die Pflege der Musik, der eigentlichen geselligen Kunst, wurde daneben nicht vernachlässigt. In dem ersten Winter nach der Rückkehr nach Rom sorgte schon die Freundin Sophie dafür, daß bei ihren Zusammenkünften in vertrautem Kreis der Gesang gepflegt wurde; unter ihrer Führung bildete sich ein kleiner Sängerverein, der sich später noch bedeutender entwickelte, als Ferdinand Hiller 1841—1842 in Rom weilte und seine Leitung übernahm. Flor war natürlich eines der rührigsten Chormitglieder. Einen dauernden Einfluß auf das musikalische Leben der Fremdenkolonie gewann der Kapellmeister Ludwig Landsberg, der sich um 1836 in Rom niedergelassen hatte. Unser Maler lernte ihn auf einer Reise nach Neapel 1838 kennen und fehlte von da an nie bei seinen Konzerten. In seinem Tagebuch erzählt Flor vom Winter 1839—1840: „Die Konzerte beim Musikdirektor Landsberg erhielten eine bedeutende Bereicherung durch die Anwesenheit der Professorin Hensel, geborene Mendelssohn, Schwester des berühmten Komponisten, die den Winter hindurch die schönsten Kompositionen ihres Bruders, Beethovens und Mozarts vortrug; namentlich ist mir das große Konzert von Sebastian Bach für acht Hände und zwei Fortepianos immer unvergeßlich, das von ihr und drei andern Herren gespielt wurde. Am Schluß der Saison gab Landsberg im Palazzo Caffarelli (auf der preußischen Gesandtschaft) ein großes Morgenkonzert, in dem wir Deutschen, die damals ziemlich eingeübt waren, im Chor sangen. Der Schluß des ersten Teils war das Finale des ersten Akts im Don Juan und der des zweiten das Finale des vierten Akts der Hugenotten von Meyerbeer, das damals in Rom noch nie gehört worden war und große Wirkung machte. Außerdem ward auch noch die Ouverture zum Freischütz von Weber und die von seinem Oberon vierhändig auf dem Fortepiano vorgetragen. Der Saal, der sehr groß ist, war gefüllt mit Fremden.“

Das mondäne Leben, in das Flor gleich mit Beginn seines zweiten römischen Aufenthalts mit vollen Segeln hineinsteuerte, und das ihm den Vorteil vieler Bestellungen und Aufträge an Malerarbeit aus höheren Kreisen brachte, entfremdete ihn aber keineswegs dem burschikosen Treiben der Künstlerkameradschaft. Wohl hielt er nun keine regelmäßige Allegria mit dem Aushängeschild der Inexpressibles mehr ab, jedoch war er immer mit unter den ersten, wenn es galt, eine gemeinsame humorvolle Belustigung zu veranstalten. Aufsehen erregte im Karneval 1835 der von ihm und einigen Freunden hergerichtete Prachtwagen mit dem Olymp, dessen Götter nach dem wohlbekannten Vorbild aus dem Palazzo Guernieri lebende Gips- bezw. Marmorgestalten waren. Von Pegasusschimmeln

gezogen fuhr der Wagen durch den Korso, als Zeus thronte Paulsen darauf, bei dem ein Truthahn die Stelle des Adlers vertrat; der berühmte Geiger Ole Bull entzückte als Apoll an jeder Stelle, wo der Wagen hielt, die Menge durch sein Saitenspiel; Paris, der Genremaler Ernst Meyer, das Haupt mit einer phrygischen baumwollenen Nachtmütze bedeckt, reichte allen Schönen längs des Weges den Apfelpreis; Flor selbst als Diana schoß mit Pfeil und Bogen den Damen Blumensträußchen auf die Balkons hinauf; der norwegische Landschafter Fearnley prunkte als Herkules mit seiner Muskelkraft, und der Architekt Semper spielte die nahrungspendende Ceres; auch Bacchus, Phöbus und Merkur fehlten nicht.

In demselben Winter und Frühjahr bekleidete Ferdinand Flor die höchste Würde, die die deutsch-römische Künstlerkolonie damals zu vergeben pflegte, er war gleich nach seiner Wiederkehr nach Rom zum Präsidenten der Ponte Molle und Cervara erwählt worden. Wie Flor in seinen Aufzeichnungen berichtet, hatte er zur Zeit seines ersten römischen Aufenthalts die Sitte der später unter dem Namen der Cervarafeste weltberühmt gewordenen Frühlingsfeier der deutschen Künstler mit begründet. Anfangs ging es dabei ohne Verkleidung ab, außer daß Flor als Julius Cäsar auf einem Fels stehend ein Rede an sein Volk hielt, worauf ein frugales Mahl mit Wein verzehrt wurde. Daß er bei den Cervarafesten von Anfang an eine leitende Rolle spielte, ist auch aus der oben erwähnten Stelle in Richters Lebenserinnerungen ersichtlich. Während Flors Abwesenheit von Rom hatte sein genialer Nachfolger Friedrich Nerly als Generalissimus dem grotesk-humoristischen Treiben der Ponte Molle und Cervara festere Formen gegeben, und nach ihm übernahm Flor im Winter 1834 bis 1835 wieder das Regiment. Die Ironie des Schicksals fügte es, daß er seine Herrschaft mit einem schweren Verstoß gegen den Komment begann. Es war nämlich Vorschrift, daß ein neu ankommender Kunstjünger, der über Ponte Molle gehen wollte, in scherzhafter Weise über seine Kunstfähigkeiten, aber auch von der eigens angestellten „Hebamme“ auf seine Männlichkeit geprüft wurde, bevor ihm das Ehrenzeichen des Bajocco-Ordens verliehen wurde; denn nur Männer sollten Mitglieder der Ponte Molle sein. Nun gab gerade, als Flor zum Präsidenten gewählt worden war, die Prinzessin von Dänemark ein Essen, wozu außer ihm auch Thorwaldsen, Reinhart, Koch und andre Künstler geladen waren. „Ueber Tisch ließ sie,“ erzählt Flor, „die Champagnergläser füllen und erklärte die Gesellschaft für eine Ponte Molle. Ich war nicht in geringer Verlegenheit, weil nach den Statuten der Ponte Molle keine Dame Mitglied werden konnte. Ich ließ mich aber aus Galanterie von mehreren Künstlern überreden; es wurde ein Stück hellblaues Taffetband gekauft, ein Loch in einen sehr schmutzigen Bajocco gemacht, den ich erst so viel als möglich mit dem Messer rein polierte, und überreichte ihn der Prinzessin, die ihn sogleich anheftete und der Gesellschaft ein Vivat brachte. Sie hatte sogar ein Rauchzimmer nach Tisch eingerichtet, wo die Zigarren und Pfeifen unter Veilchenbuketts aufgeziert waren. Darüber waren vorzüglich Reinhart und Koch so angenehm überrascht, daß

letzterer auf einem umgekehrten Stuhl im Zimmer herumritt, indem er dabei sang: Grethel, du hast einen stinkigen Mund, Grethel, du bist im Leib nicht gesund! Bis so weit war alles gut gegangen, als ich aber in die nächste Ponte Molle kam, wurde ich stark gerügt und hatte Mühe, mich zu rechtfertigen, indem ich die Galanterie gegen Damen als Grund meines Verfahrens angab. Es half aber wenig, und ich mußte noch oft denselben Tadel hören." Trotzdem wurde dem um das gesellige Leben der deutsch-römischen Künstlerkolonie hochverdienten Flor das Präsidentenamt nochmals im Jahre 1842 übertragen, und die von ihm angeführten Feste in den Steinbrüchen von Cervara nahmen einen glänzenden Verlauf. „Die Masse der besuchenden Fremden sowohl als Römer war so bedeutend bei diesem Feste (1842), daß kein Wagen in Rom mehr zu finden war, außer den Privatwagen von Familien, die sogar Zelte dort errichteten und ein somptuöses Frühstück mitnahmen." Auch in den folgenden Jahren bekleidete Flor Ehrenämter bei der Ponte Molle, 1843 war er Zeremonienmeister, 1844 gar Hebamme, und bei dem Cervarafest dieses Jahres wurde ihm der höchste Verdienstorden, der Bajocco-Ritter, verliehen.

Bis in diese Zeit ungefähr reichen Flors eigne Aufzeichnungen. Im Sommer 1844 verließ er Rom wieder, um im Dezember 1853 zum drittenmal und für immer zurückzukehren. Er fand den inzwischen gegründeten Deutschen Künstler-Verein vor, dessen Mitglied er wurde, und dem der alte „Papa Flor" mit unverwüstlicher Jugendlaune seine Kräfte widmete, wenn es galt, Frohsinn zu verbreiten. Jahrelang hat er bei keinem Fest gefehlt. Bei Joh. Martin Wagners 50. Romjubiläum stellte er die Aeginetengruppe als lebende Bilder, zur Erinnerung an Wagners Anteil an der Erwerbung dieser Kunstschätze für München. Nachdem der Verein am 22. Januar 1863 Flors 70. Geburtstag festlich begangen hatte, wobei zwei Poeten um die Wette seinen Humor, seine geselligen Talente, seinen Gesang und die lebenden Bilder priesen, finden wir den Unverwüstlichen mit 76 Jahren als Mitglied des Vergnügungskomitees des Deutschen Künstler-Vereins tätig. Er hat es gewiß verdient, wenn schon die Kunstgeschichte ihn vergessen hat, daß ihm der Künstler-Verein zu Rom am 20. Februar 1875 mit Franz Liszt zusammen die Ehrenmitgliedschaft verlieh, und daß alle Deutschrömer ihm aufrichtig nachtrauerten, als „Papa Flor", der es auf 88 Jahre gebracht hatte, am 7. April 1881 bei der Cestiuspyramide zur Ruhe bestattet wurde.

Vor einigen Jahren fragte ich in Rom eine ältere als Original bekannte Malerin, ob sie Flor noch gekannt habe. „Flor," antwortete sie, „freilich, er hatte zwar schon schneeweißes Haar, als ich nach Rom kam, aber — das war ein Schwerenöter!" Und dabei ging ein so freudiges Lächeln über ihre Züge, daß ich mich der Vermutung nicht enthalten kann, er habe auch ihr den Hof gemacht.

Aus der Zeit des Frankfurter Parlaments.

Aus dem Nachlasse des Abgeordneten Georg Friedrich Kolb.

III.

Der Fünfziger-Ausschuß.

Der momentane Austritt einer Anzahl Mitglieder aus dem Vorparlamente hatte unter anderm die Folge, daß bei der Ausschußwahl auch nicht einer von ihnen unter die 50 Höchstbestimmten gelangte; Hecker erschien als 51. in der Liste; dieses Beiseitedrängen des entschiedensten Teiles der Versammlung war mitunter ein beabsichtigtes, indem die Konservativen ihre Antipoden fernhalten wollten, mitunter aber auch ein zufälliges, da viele Wahlzettel vor dem Momente der Rückkehr jener Ausgetretenen abgegeben worden waren, und die Abstimmenden aus Gleichgültigkeit keinen Gebrauch von der Befugnis einer Zurücknahme und Aenderung ihrer Stimmzettel machten. Es hatte dies nun die Folge, sowohl daß der ganze Ausschuß einen relativ konservativen Charakter bekam, als auch daß jene Partei, die ich der Kürze wegen hier einfach die Heckersche nennen will in ihrer Erbitterung gesteigert wurde. Der bald erfolgende erste Heckersche Aufstand würde ohne solche vollständige Ausschließung wohl nicht, oder wenigstens nicht so bald zum Ausbruch gekommen sein.

Man schritt zur Präsidentenwahl. Bei den vorangegangenen Verhandlungen hatte Advokat von Soiron aus Mannheim — ich möchte sagen: durch einen glücklichen Griff — besondere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, indem er den bereits vor ihm ausgesprochenen Grundsatz: Die zu berufende Versammlung habe eine konstituierende zu sein, die ihre Kompetenz einzig und allein selbst bestimme, — im rechten Moment wiederholte und entschieden betonte. Diesem Umstande verdankte er seine Erwählung zum Präsidenten; auch die konservativen Ausschußmitglieder trugen kein Bedenken, ihm ihre Stimme zu geben, da sie sich leicht überzeugen konnten, daß er keineswegs zu den „Umsturzmännern“ gehörte. Zu Vizepräsidenten wurden die beiden entschieden freisinnigen Männer Robert Blum und Abegg, dann zu Schriftführern Heinrich Simon (von Breslau), Venedey und Briegleb erwählt.

Der Fünfziger-Ausschuß war, wie wir sehen, aus der Wahl einer Versammlung hervorgegangen, die eigentlich selbst von niemand ein Mandat erhalten hatte. Gleichwohl blickte man fast allenthalben in Deutschland derart auf ihn, als sei er mit den höchsten Machtbefugnissen und den gewaltigsten Machtmitteln ausgestattet. Die wunderbare Gestaltung der Verhältnisse hatte ihn mit einem unbeschreiblichen Nimbus umgeben, und selbst die reaktionärsten Bureaukraten und Feudalen, die von der Regierungsgewalt noch nicht verdrängt waren, vermieden es im allgemeinen sorgsam, mit dieser improvisierten demokratischen Behörde in Konflikt zu geraten. Ihre Politik war es allerdings, sich möglichst

ruhig zu verhalten, in Erwartung, daß der Strom sich schon wieder verlaufen und ein neues Hervortreten ihrerseits wieder ermöglichen werde.

Am 9. April trafen 14 Vertreter aus Oesterreich unter großem Jubel in Frankfurt ein, sechs davon waren bestimmt, den Fünfziger-Ausschuß zu vervollständigen. Ihr Empfang am 11. war ein feierlicher. Die Sitzung des Ausschusses, sonst im Lokale des gesetzgebenden Körpers, ward diesmal in der französischen reformierten Kirche abgehalten, und auch sie genügte kaum zur Aufnahme des sich herandrängenden Publikums. Die Sitzung erhielt aber auch noch aus einem andern Grunde mehr als gewöhnliche Bedeutung. In Kassel hatte der Kurfürst noch nicht begriffen, daß — wenigstens für jetzt! — eine andre Zeit angebrochen sei. Er hatte sich zwar zur Bildung eines aus altliberalen Kammeroppositionsmännern gebildeten Ministeriums bequemen müssen, allein er versuchte, als Autokrat fortzuwirtschaften, sich stützend auf seine Gardesoldaten und sich nichts bekümmernd um das — eben nach Art der Altliberalen kraftlose — Ministerium. Es war zum Blutvergießen gekommen, die Garde aber genötigt worden, die Hauptstadt zu verlassen. Es ließ sich nicht absehen, wie die Dinge sich weiter entwickeln würden. — Unter diesen Verhältnissen eröffnete Soiron die Sitzung mit einer Ansprache: Der Kurfürst von Hessen habe eigenmächtig Verfügungen treffen wollen, gegen den Willen und ohne Kontrasignatur der Minister; schon sei Blut geflossen und bei einer (vielmehr seiner!) bekannten Persönlichkeit stehe alles zu befürchten. Es gelte der Reaktion von oben ebenso entgegenzutreten, wie der Anarchie von unten (gegen die der Ausschuß kurz zuvor eine Proklamation erlassen hatte). Er, Redner, beantrage die sofortige Absendung von drei Mitgliedern aus der Versammlung nach Kassel, die dem Ausschusse schleunigst Bericht zu erstatten, den dortigen Ministern aber jedenfalls zu erklären hätten: wenn ein kurfürstlicher Eigenwille neuerdings sich geltend zu machen suche, genüge es nicht, daß sie ihre Portefeuilles niederlegten, sondern sie seien verpflichtet, für das Wohl des Landes in Tätigkeit zu verbleiben; dafür seien sie ganz Deutschland verantwortlich. Lauter Beifall folgte dem Antrage, der trotz des Widerspruchs einiger Mitglieder von der Rechten (darunter Altliberale aus Kassel selbst) angenommen wurde. Der Bundestag erhielt Mitteilung vom gefaßten Beschlusse.

Am nächsten Tage beschäftigte Schleswig-Holstein den Ausschuß. Die Bewegung hatte dort eine, der dänischen Regierung begreiflicherweise nicht zusagende, auf unbedingten Anschluß beider Herzogtümer an Deutschland gerichtete Wendung genommen. Die Kopenhagener Regierung hatte dann Truppen in Schleswig einrücken lassen. Darauf Beschluß: eine Deputation nach Berlin zu senden, die eventuell zwangsweise Durchführung des neulichen Bundestagsbeschlusses zu betreiben, wonach Schleswig sofort von dänischen Truppen zu räumen und die als Geiseln oder sonst fortgeschleppten Einwohner in Freiheit zu setzen seien.

Die nach Kassel gesandten drei Deputierten erstatteten am 13. dem Ausschusse Bericht. Die Vorfälle wurden als zufällige, nicht angelegte bezeichnet; der Verdacht reiche nicht weiter hinauf, als bis zu Sekondeleutnants der verhaßten

Gardedukorps. Das Gardekorps hatte die Stadt verlassen müssen und würde aufgelöst; die Minister hätten die besten Absichten, freisinnige Gesetze würden vorbereitet u. s. w. — Mir schien, daß die Delegierten ihren Auftrag nicht vollständig erfüllt hätten, namentlich vermißte ich die den Ministern zu machende Erklärung, sie seien verpflichtet, einem etwaigen kurfürstlichen Eigenwillen entgegen das Nötige zu verfügen. Schon wieder höre man von einem jener blutigen „Mißverständnisse"; gelängen solche „Mißverständnisse", so würden sie ausgebeutet auf alle Weise, mißlängen sie, so müßten bloße Unterleutnants alles verschuldet haben. Aber — die Begeisterung, die noch vor zwei Tagen gewaltet, hatte bereits eine Abkühlung erfahren; die Delegierten beteuerten, nach bestem Wissen gehandelt zu haben; alles lasse sich nicht sagen; für jetzt sei aber eine Reaktion in Kassel unmöglich. Obwohl die Abgesandten den von mehreren Seiten ausgesprochenen Tadel, ihre Mission nicht vollständig erfüllt zu haben, hinnehmen mußten, ging man doch einfach zur Tagesordnung über. Diese Wendung, als es galt, einen energischen Schritt nur ins Auge zu fassen, war bezeichnend für die fernere Haltung des Ausschusses.

Die ursprüngliche weit reichende Begeisterung erlitt überhaupt schon in dieser Zeit, wenigstens in vielen Kreisen, eine nicht zu verkennende Abkühlung. Auch läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß der gleichsam gar nicht vorbereitete und jedenfalls ganz ohne genügende Mittel unternommene Hecker-Struvesche Aufstandsversuch dazu beitrug, indem er den Reaktionären den gewünschten Vorwand zur Einschüchterung der Bourgeoisie gab. Tausend Schreckbilder ließ sich nun der geängstigte deutsche Michel vormalen, und insbesondere zeigte sich ein großer Teil des Klerus gewaltig eifrig, das Landvolk zu schrecken mit allen möglichen Dingen, die es zu befürchten habe. Glücklicherweise bildeten die erst in wenigen Ländern beseitigten Feudallasten eine Art Gegengewicht. Gleichwohl konnte man sofort wahrnehmen, daß jener ohne alle Anstrengung niedergeschlagene Insurrektionsversuch nicht wenig beitrug, den Parlamentswahlen, besonders in Norddeutschland und im größten Teile von Bayern einen stark konservativen, um nicht zu sagen reaktionären Charakter aufzudrücken.

Der Bundestag — auch der vermeintlich regenerierte — entwickelte ziemliche Schlauheit. Zunächst verzögerte er in aller Stille die Wahlen, so daß bis zum 1. Mai, dem anfangs in Aussicht genommenen Eröffnungstermine, nicht mehr als 18 Gewählte in Frankfurt sich einfanden. Pfiffig strebte der Bundestag weiter, den Fünfzigerausschuß möglichst unbemerkt in den Hintergrund zu drängen und ihn moralisch zu annullieren, wozu dieser seinerseits, teils nach der Absicht der Majorität, teils aus Ungeschicklichkeit mitwirkte, letzteres namentlich dadurch, daß er irgend heikle oder den Regierungen unangenehme Dinge meist in geheimen Sitzungen verhandelte, während doch in einem wachzuerhaltenden Volksbewußtsein und in der regen geistigen Verbindung mit der ganzen Nation seine einzige Stärke lag. Das wußte der Bundestag schlau zu benutzen. Hier ein Beispiel. Bei dem Konflikte mit Dänemark fürchteten die Bewohner der Nordküsten für ihre Handelsschiffe. Der Fünfzigerausschuß beschloß — aber in geheimer

Sitzung —, die Regierungen zur Herstellung einer Kriegsmarine aufzufordern. Sofort erließ der Bundestag einen Beschluß in gleicher Richtung, ohne des Ausschusses nur zu erwähnen, verkündete aber sofort pomphaft seine patriotische Tat, um Dank — für sich zu ernten! Zahlreiche Proklamationen an das deutsche Volk, meist voll von Phrasen, genügten nicht, die begangenen Fehler auszugleichen.

Während man vielfach einem Vertrauensdusel, daß an eine Reaktion nicht zu denken sei, sich hingab, gelang es der freisinnigen Minorität im Fünfzigerausschusse sich sogar in den Besitz eines materiellen Beweises zu setzen, daß es den Regierungen keineswegs ernst sei mit ihren Zustimmungen zu den Beschlüssen des Vorparlaments in deren wichtigsten Punkten.

In einem augenscheinlich offiziell oder mindestens offiziös aus dem Bundestag gekommenen Zeitungsartikel war der Ausschuß in verletzender Weise angegriffen worden. Abegg sollte nun in der Sitzung vom 10. Mai Bericht darüber erstatten. Wie erstaunte die Mehrzahl der Mitglieder und das ganze Publikum, als nun Abegg erklärte, es sei ihm soeben die Abschrift eines *geheimen Bundesprotokolls* vom 4. Mai mitgeteilt worden, das er dem Ausschusse vorlas, und das ein Promemoria des großherzoglich hessischen Bundestagsgesandten von Lepel enthielt, welchem Promemoria dann der ganze Bundestag insofern zustimmte, als er dem Vorschlage Lepels und seines Ausschusses gemäß beschloß, es den Regierungen zu gutfindender Kenntnisnahme mitzuteilen. Die Tendenz der Denkschrift ging unverkennbar dahin, der Nationalversammlung die Kompetenz einer konstituierenden Versammlung zu *entziehen*, zu welchem Behufe das geheime Bearbeiten und Gewinnen hervorragender Abgeordneter, die als Volksmänner galten, und andre ähnliche korrumpierende Mittel speziell empfohlen wurden. Als Einleitung hatte der Bundestag bereits einen Beschluß wegen Bildung einer Zentralgewalt gefaßt, dessen Verwirklichung allein schon der Nationalversammlung alle materielle Macht entziehen mußte. Leider hatte der Fünfzigerausschuß seinerseits, mit einer Majorität von 23 gegen 15 Stimmen sich bereits verleiten lassen, auf Verhandlungen mit dem Bundestage wegen Bildung einer dreiköpfigen Zentralgewalt einzugehen, was mit innerer Notwendigkeit eine derartige Einschränkung der Kompetenz der konstituierenden Versammlung nach sich gezogen hätte; aber dieser Beschluß des Fünfzigerausschusses war in einer solchen Weise von dem Bundestag verdreht worden, daß selbst Heckscher, einer der Verteidiger des ursprünglichen Antrags, nun offen und rückhaltslos die Beschuldigung erhob, es habe hier „*Fälschung*“ stattgefunden. Natürlich herrschte große Entrüstung. Der Plan war durch das Offenkundigwerden des geheimen Protokolls vorerst vereitelt. Aber man hätte ganz anders, als es geschah, durch diesen Vorfall sich sollen witzigen lassen. Da die Eröffnung des Parlaments in Aussicht stand und die Regierung des kleinen Großherzogtums Hessen, wie es unter der noch fortdauernden Strömung der öffentlichen Meinung nicht anders sein konnte, ihren Vertreter Lepel desavouierte und vom Bundestage abberief, so hatte der an sich so bezeichnende Vorfall keinerlei weitere Folgen, als daß der unmoralische Plan für den Augenblick in dieser Form vereitelt war.

Die konstituierende Nationalversammlung (das erste deutsche Parlament).

Es war am Nachmittag des 18. Mai 1848, daß sich der Fünfzigerausschuß und zwar im Kaisersaale zum letztenmal versammelte. Kurz darauf fanden sich die zur Nationalversammlung gewählten Abgeordneten, soweit sie in Frankfurt bereits eingetroffen waren, im nämlichen Lokale ein. Man verständigte sich wegen des Alterspräsidenten, als welcher, nachdem einige andre abgelehnt, Lang aus Verden (Hannover) fungieren sollte.

Um 4 Uhr fand der feierliche Zug vom Römer nach der Paulskirche statt. Wieder war das Bürgermilitär aufgestellt, dessen Musik spielte, Kanonen wurden abgefeuert, es läuteten die Glocken, und an den Fenstern der reichgeschmückten Häuser drängten sich die Zuschauer. Dennoch war die Feier nicht zu vergleichen mit der bei Eröffnung des Vorparlaments. Die gewaltigen Hoffnungen von damals waren bereits merklich abgekühlt, und wie sehr man dies auch zu verbergen suchte, konnte es doch dem geübten Auge nicht entgehen. Die bei einer Revolution unvermeidliche Stockung der Geschäfte, die Besorgnisse des Mittelstands und der innere Widerwillen so vieler Bloß-Geldmenschen gegen jede Umgestaltung, sei es auch zum Bessern, traten schon merklich hervor.

Der Alterspräsident erklärte die Versammlung für konstituiert. Statt nun aber Maßnahmen zur definitiven Bildung des Direktoriums vorzuschlagen, verlas er mit kaum vernehmbarer Stimme ein Glückwunschschreiben des Bundestags an das Parlament und beantragte dankende Beantwortung. Darauf gewaltiger Tumult. Die einen hatten nichts verstanden, die andern wollten, daß man sich erst organisiere, ehe man sich in derartige Geschäfte einlasse. Von allen Seiten drängten sich Abgeordnete zur Rednerbühne und machten Vorschläge. Endlich gelangte man zum Beschlusse, am nächsten Tage eine Kommission zur Entwerfung einer Geschäftsordnung und ebenso einen provisorischen Präsidenten zu wählen. — Niemand verließ die Paulskirche in befriedigter Stimmung. Beigetragen zu diesem ungünstigen Resultate hatte die Schwäche des Alterspräsidenten, der eine so zahlreiche und erregte Gemüter in sich schließende Versammlung zu leiten durchaus unfähig war, dann die ungünstige Akustik des Lokals und auch der Umstand, daß den Versammelten eine gegenseitige persönliche Bekanntschaft meist mangelte.

Einen besseren Eindruck brachte die zweite Sitzung am 19. Mai hervor. Bei 397 Abstimmenden wurde Heinrich von Gagern mit 305 Stimmen zum provisorischen Präsidenten erwählt (Soiron erhielt 85 Stimmen, die übrigen zersplitterten sich). Der Ruf des Mannes und die ganze Persönlichkeit (hohe Gestalt, kräftiges Organ, Bestimmtheit des Ausdrucks) gewannen für ihn. Entschieden erklärte er, von der Ueberzeugung durchdrungen zu sein, daß die zu bildende Verfassung auf der Souveränität der Nation beruhen müsse. Wäre seine Stelle nicht eine bloß kurz vorübergehende, so hätte er noch einen Akt anzukündigen, denn er fühle, daß der Posten, den er in seinem engeren Heimatlande bekleide (er war zum hessischen Minister ernannt worden), unvereinbar sei mit der ganz unabhängigen Stellung, die ein Präsident der National-

versammlung einnehmen müsse. Darauf jubelnder Beifall. Vervollständigung des Direktoriums (Soiron Vizepräsident mit 341 Stimmen), Bildung von 15 Abteilungen.

Die Versammlung umfaßte, wie Blums „Reichstagszeitung" etwas später berechnete, 86 Professoren (!), 9 Grafen, 13 Minister oder Bundestagsgesandte, 2 Generale, 5 Stabs- und 5 Subalternoffiziere, 3 Bischöfe, 2 Dompröpste, 17 Pfarrer u. s. w., im ganzen bei einem Gesamtbestande von 564 Abgeordneten, „346 Beamte und Leute, die mit dem alten System verbunden, der Landjunker nicht zu gedenken, die an dieses geknüpft waren."

Kaum war das Parlament zusammengetreten, so regnete es Anträge der verschiedensten Art. Vielfach gingen sie aus dem ehrlichen Streben hervor, diese oder jene Freiheitsrechte so schnell wie möglich formell zu sichern; nicht selten spielte aber auch persönliche Eitelkeit oder das Streben, den Wählern den Beweis der Leistungsfähigkeit ihres Erkorenen zu geben, herein. Indes erkannte man doch bald, daß die Versammlung ihre Kräfte nicht auf Einzelanträge hin zersplittern dürfe; so kam man denn zur Wahl von Ausschüssen, namentlich eines solchen für Entwerfung der künftigen Verfassung Deutschlands, dem die Mehrzahl jener Anträge zugewiesen ward. Vorfälle des Tages, die dringend Erledigung forderten, drängten sich gleichwohl mitunter voran, so namentlich ein Streit zwischen Bürgern der Stadt Mainz und preußischen Besatzungstruppen, wobei es auf jeder Seite Tote und Verwundete gab und wobei es auffiel, daß die Zivilbevölkerung der genannten Bundesfestung keineswegs mit der österreichischen, nur mit der preußischen Garnison in Konflikt stand.

Doch abgesehen von solchen Vorkommnissen drängte sich der Versammlung sofort eine Angelegenheit von der höchsten prinzipiellen Wichtigkeit auf. Die preußische Regierung hatte auf den 22. Mai einen konstituierenden Landtag für Preußen nach Berlin berufen, eine „Preußische Nationalversammlung". Offenbar war dies ein Kontrecoup gegen die allgemeine deutsche Nationalversammlung. Die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes sollte möglichst geteilt, das heißt zunächst von Frankfurt abgewendet und wenigstens ein Teil der einflußreichsten und gefeiertsten Männer aus Preußen dem allgemeinen Parlamente entzogen werden. Es war ein schlauer Plan im Interesse sowohl des spezifischen Preußentums als der Reaktion, zumal Widersprüche und Konflikte zwischen beiden Versammlungen nicht ausbleiben konnten; es war die praktische Verwirklichung des in der Lepelschen Denkschrift angedeuteten Gedankens. Der Fünfzigerausschuß, diese Gefahren erkennend, hatte verlangt, daß konstituierende Landtage in den einzelnen Staaten nicht berufen werden sollten, bevor das Verfassungswerk für Deutschland vollendet sei; erst wenn diese gemeinsame Grundlage hergestellt, sollten die Spezialverfassungen geschaffen werden. Diese Ansicht fand in ganz Deutschland so allgemeine Zustimmung, daß selbst der Landtag und die Vertrauensmänner die gleiche Ansicht wenigstens als Wunsch aussprachen. Alle andern Regierungen hatten sich gefügt, nur die preußische nicht. Ein Ausschuß sollte nun deshalb Vorschläge an das Parlament vorbereiten. In diesem Aus-

schusse konnte jedoch keiner der aufgetauchten Anträge eine Majorität erlangen; nur drei Minoritätserachten gelangten an das Plenum, das die Angelegenheit am 27. Mai beriet. Sehr verschiedene Ansichten suchten sich geltend zu machen; das allgemeine Deutschtum und das spezifische Borussentum standen sich gegenüber. Viele suchten zu vermitteln. Das Preußentum ward besonders grell durch den Freiherrn v. Vincke vertreten, der von 38 Nationen in Deutschland und dem (durchlöcherten) Rechtsboden perorierte. Fürst Lichnowsky vertrat die nämliche Richtung, seine feine Bildung insbesondere durch Stampfen und Pfeifen manifestierend, wenn Gegner sprachen. Schließlich gelangte ein Vermittlungsantrag, den Werner von Koblenz einbrachte, mit eminenter Majorität zur Annahme, folgendermaßen lautend: „Die deutsche Nationalversammlung, als das aus dem Willen und den Wahlen der deutschen Nation hervorgegangene Organ zur Begründung der Einheit und politischen Freiheit Deutschlands, erklärt: daß alle Bestimmungen einzelner Verfassungen, die mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmen, nur nach Maßgabe des letzteren als gültig zu betrachten sind, ihrer bis dahin bestandenen Wirksamkeit unbeschadet."

Der Beschluß fand im allgemeinen großen Beifall durch ganz Deutschland. Die Preußen erinnerten nichts dagegen, obwohl ihre „Nationalversammlung" in Berlin forttagte, wie wenn Frankfurt gar nicht existierte. Lächerlicherweise protestierten nur zwei Triester, ein Istrianer und die drei Luxemburger Deputierten, indem sie die Souveränität ihrer Vaterländer zu wahren suchten. Selbstverständlich ging die Versammlung über diese Proteste hinweg zur Tagesordnung.

Am 31. Mai fand nun die definitive Bildung des Direktoriums für den nächsten Monat statt. Gagern erhielt von 513 Abstimmenden 494 Stimmen als Präsident; er erklärte von jetzt an ausschließlich dieser Versammlung anzugehören. Als erster Vizepräsident ward Soiron mit 408, als zweiter Andrian aus Wien mit 310 Stimmen erwählt. Die liberale Opposition hatte auf Robert Blum bei den Vizepräsidentenwahlen erst 84, dann 116 Stimmen vereinigt.

Es nahten die Pfingstfeiertage und damit eine Pause in den Arbeiten der Versammlung. Schon jetzt ließ sich erkennen, daß die Ueberfülle redebefähigter Männer ein Hindernis rascher Erledigung der Geschäfte bilde. Doch abgesehen von dem Rededrang mußte anerkannt werden, daß noch niemals eine parlamentarische Versammlung eine solche Menge von Kenntnissen, so gewaltig reiches Wissen und so zahlreiche Talente in sich vereinigt hatte.

Unterdessen hatten sich außerhalb der Paulskirche verschiedene Veränderungen zugetragen, die nicht ohne Rückwirkung bleiben konnten. Die Niederlage Heckers hatte die republikanische Partei in Süddeutschland nicht nur nicht vernichtet, sondern die Wahrnehmung, daß die Majorität in der Nationalversammlung ziemlich stark einem mehr oder minder entschiedenen Konservatismus zuneigte und die Entwicklung eines kühnen Fortschritts überall zu hemmen suchte, hatte die freistaatliche Gesinnung in Baden, Württemberg, Hessen-Darmstadt und Nassau mehr

verbreitet und gefestigt, wie sich dies bei einer Reihe von Wahlen praktisch zeigte. Neuere Vorfälle in Wien waren in entgegengesetzter Richtung gegangen. In der österreichischen Hauptstadt kamen einige Pöbelexzesse vor. Die reaktionäre Partei benutzte sie, den kaum zurechnungsfähigen Kaiser Ferdinand mit seiner ganzen Familie am 18. Mai nach Innsbruck fliehen zu machen. Wäre eine republikanische Partei organisiert vorhanden gewesen, so konnte diese Flucht des Staatsoberhaupts, erinnernd an jene Ludwigs XVI. nach Varennes, eine gefährliche Wendung für die Monarchie nehmen, um so mehr, als sich Italien in vollem Aufstande und Ungarn bereits in gewaltiger Gärung befand. Aber eine republikanische Parteiorganisation war nirgends vorhanden, dagegen hatten es die Reaktionäre weder an Geld noch an andern Mitteln fehlen lassen, die Wiener Bürgerschaft mit der Drohung des Verlustes des Hofes und auf jede sonstige Weise für sich zu gewinnen. Alles, hieß es, sei ja bewilligt, und dennoch ließen die Unzufriedenen, das Gesindel, die Einwohner nicht zur Ruhe kommen. Nun stellte sich eine Loyalitätsströmung ein; vielfach ward die monarchische Gesinnung der Bürger, ihre Anhänglichkeit an die Dynastie und der Wille beteuert, die Ruhestörer niederzuhalten. Der Kaiser zwar ward trotzdem in Innsbruck zurückgehalten, da die Aristokraten- und Pfaffenpartei doch nicht dem Wetter trauten und das Fernbleiben der kaiserlichen Familie aus der Hauptstadt als Mittel ansahen, die rückläufige Strömung in der Bourgeoisie zu verstärken.

Diese Gestaltung in Oesterreich wurde schlau benutzt von den Reaktionären in Preußen. Man hatte, dem allgemeinen Volksverlangen nachgebend, und zugleich, um die in den Volkskämpfen gedemütigten Soldaten zu beschäftigen, preußische Truppen nicht nur in Schleswig-Holstein, sondern auch in Jütland einrücken lassen und in letzterem zugleich (in nicht sehr rühmlicher Weise) Geldkontributionen ausgeschrieben. Dieses Verfahren gegen Dänemark veranlaßte Rußland zu drohenden Aeußerungen. Dies schreckte einerseits, anderseits wollte der preußische Hof zu erkennen geben, wie wenig Notiz er von den Wünschen der deutschen Nationalversammlung nehme. So wurden denn nicht bloß die Kontributionsausschreiben revoziert, sondern auch die Truppen aus Jütland zurückgezogen. Begreiflich rief ein derartiges Verfahren bei den Freisinnigen in ganz Deutschland eine Mißstimmung und selbst Erbitterung hervor. Die Sache kam in der Nationalversammlung zur Verhandlung, die Majorität begnügte sich jedoch mit einem ziemlich nichtssagenden Beschlusse, indem selbst ein Antrag, das Parlament behalte sich die Ratifikation eines späteren Friedensvertrags mit Dänemark vor, mit 275 gegen 200 Votanten verworfen wurde.

Daran reihte sich ein andrer bezeichnender Vorgang. Es war den Anhängern des Prinzen von Preußen gelungen, ein preußisches Landtagsmandat für diesen zu gewinnen. Zur großen Ueberraschung der meisten kehrte dieser Prinz aus England zurück und erschien am 8. Juni in der preußischen Nationalversammlung. Er ergriff das Wort, um zu erklären, daß er auf das Mandat verzichte und darum ersuche, man möge seinen Ersatzmann einberufen. Es war

klar, daß die Erwählung nur dazu dienen sollte, ihm die Rückkehr nach Preußen zu sichern. Sein Erscheinen und seine kurze Rede brachten, wie damals berichtet wurde, einen peinlichen Eindruck hervor; die letztere ward des Abends Unter den Linden verbrannt. (Fortsetzung folgt.)

Goethe als Süddeutscher.

Von

Eugen Wolff.

Zu einer lebendigen Erfassung des Goetheschen Wesens hat uns der Meister selbst den Weg gewiesen:

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.“

Goethe als Süddeutscher! Zahlreiche Zeugnisse belegen, wie eng er sich mit süddeutschem Land verwachsen fühlte, wie es ihm da heimisch und wohl war, während er schon das mitteldeutsche Klima Weimars als fremd und rauh empfand. Viktor Hehn, dessen „Gedanken über Goethe“ neben manchen Schrullen viele wahrhaft kongeniale Züge aufweisen, bringt für diese äußere Seite der Frage schon eine Reihe von Belegen bei, die sich aus Goethes Selbstgeständnissen, seinen Lebenszeugnissen und gerade auch seinen Werken unschwer zu einem vollständigen Bild erweitern lassen.

Schon bevor der junge Goethe mit 16 Jahren auf Universitäten ging, lockte die heitere Landschaft den Knaben auf mancherlei Streifzüge. In „Dichtung und Wahrheit“ erzählt er besonders von Wanderungen in das Gebirge. Nach seinem eignen Geständnis nährten solche öfters wiederholten Streifzüge gleichzeitig die Lebenslust und den künstlerischen Sinn: immer war er bedacht, bildliche Erinnerungen von eigner Hand mit nach Hause zu bringen.

Nach Leipzig entrückt, wird sich der Jüngling sofort des Abstandes bewußt. Auf dem Ausflug in die Dresdner Galerie ergötzte er den Direktor Christian Ludwig v. Hagedorn durch seine Begeisterung für ein Bild von Schwanefeld: „denn gerade Landschaften, die mich an den schönen heiteren Himmel, unter dem ich herangewachsen, wieder erinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden und was sonst für Gunst ein wärmeres Klima den Menschen gewährt, rührten mich in der Nachbildung am meisten, indem sie eine sehnsüchtige Erinnerung in mir aufregten.“ Dieser Empfindung entsinnt sich noch der greise Goethe, als er Dichtung und Wahrheit über seine Jugend niederschreibt.

Die Straßburger Studienzeit läßt ihn von neuem in vollen Zügen den Zauber süddeutscher Landschaft schlürfen. Von der Plattform des Münsters schweift sein Auge über die schöne Gegend: „die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichtum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnete ...“

Herzerhebend war der Genuß der Tages- und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande. „Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen ...“ Und weiter schwelgt das Künstlerauge fortgesetzt in Farben. Wie drängen sich charakteristische Berührungen dieser Landschaft mit dem Geiste auf, den Goethes Dichtung uns vermittelt! Dieser Reichtum, diese Fülle, diese Wärme, diese ätherische Reinheit, dieser Glanz und solche Farbenpracht: zeichnen sie nicht geradezu die Grundlinien der Goetheschen Dichtung vor?!

Als die Frankfurter Advokatenzeit bald durch praktische Studien am Reichskammergericht in Wetzlar eine so bedeutsam gewordene Unterbrechung erfährt, treibt es ihn abermals aus dem „dumpfen Mauerloch“ in die „lebendige Natur“. Es ist Goethes eigne Wahrnehmung, wie dadurch eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze entstand, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden, oder der Tages- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, ihn aufs innigste berührte.

Um so aufschlußreicher werden unter solchen Umständen die Naturschilderungen Werthers: „Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft schauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüten, und man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumschweben und alle seine Nahrung darin finden zu können.“ In dieser Natur geht dem jungen Dichter endlich die All-Eins-Lehre des Pantheismus lebendig auf. Den Eindrücken reicher, malerischer und bewegter Landschaften mußte Goethe in den entscheidenden Zeiten seiner Entwicklung fast ununterbrochen ausgesetzt sein, um ein Bild der ganzen Natur als Mikrokosmos in seinen Geist zu saugen.

Mit der Rückkehr nach Frankfurt nahm denn Goethe auch alsbald wieder jene Streifzüge auf, die ihn mit der Main- und Rheinlandschaft und ihren Leuten in enger Fühlung hielten. In den drei Jahren vom Herbst 1772 bis Herbst 1775 sind seine Wege durch eine Reihe von Freundschaftsinseln als Stationen bezeichnet, zwischen denen Goethe und sein Kreis einen immer regen Verkehr unterhielten. Mit Merck und der gefühlvollen „Gemeinschaft der Heiligen“ in Darmstadt war der junge Dichter schon vor der Wetzlarer Zeit wiederholt in Berührung gekommen. Eine Zusammenkunft bei Sophie v. Laroche in der Nähe von Koblenz war verabredet, und so lenkte Goethe, als er aus

Lottes Nähe floh, seine Wanderschritte unmittelbar auf dieses vielversprechende Ziel. Wieder tat sich lachende Landschaft erfrischend und befreiend vor ihm auf. — Besonders locken ihn Natur und Geist gleichmäßig im Sommer 1774 auf jene Rheinreise, die Goethe in Gesellschaft von Lavater und Basedow antrat —

„Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten."

In Köln trafen sie mit den von Düsseldorf ihnen entgegeneilenden Brüdern Jacobi zusammen. „Froh und glücklich" ging die weitere Fahrt rheinabwärts von statten. Sie gelangten nach Düsseldorf und von da nach Pempelfort, „dem angenehmsten und heitersten Aufenthalt, wo ein geräumiges Wohngebäude, an weite wohlunterhaltene Gärten stoßend, einen sinnigen und sittigen Kreis versammelte" — die Familie Jacobi mit ihren immer neuen Gästen. — Man beachte, wie bezeichnend auch aus diesem Reisebericht die Farben hervorleuchten: immer sind es frohe, heitere Eindrücke und weite, wohlige Ausblicke, die sich dem jungen Dichter darbieten. — Nicht anders im folgenden Sommer auf der Schweizerreise, die die vier Haimonskinder — die Grafen Stolberg, Graf Haugwitz und Goethe — gemeinsam unternehmen.

„Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt:
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!"

Wären nach alledem noch Zweifel an dem tiefen, organischen Einfluß verstattet, den die süddeutsche Landschaft auf den jungen Goethe ausübte, so bietet sich eine wirksame Ergänzung in dem Unbehagen, das der Dichter oft in nördlicheren Gegenden empfand. Schon im November 1777, nach zweijährigem Aufenthalt in Weimar, findet er, daß es das Schicksal, da es ihn hierher pflanzte, vollkommen gemacht hat, wie man's den Linden tut: „man schneidet ihnen den Gipfel weg und alle schönen Aeste, daß sie neuen Trieb kriegen, sonst sterben sie von oben herein. Freilich stehen sie die ersten Jahre wie Stangen da." Seit 1780 häufen sich die Klagen über das „böse Klima"; wiederholt mit bezeichnendem Hinweis auf seine Empfindlichkeit: „Das Klima ist abscheulich, und ich bin ein bestimmtes Barometer." Gar nach der italienischen Reise: „Das Wetter ist immer sehr betrübt und ertötet meinen Geist; wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat — wie kann man leben?" Nicht wenige Klagen knüpfen an den Abstand des 51. Breitengrades, unter dem Weimar liegt, von dem 50. seiner Heimat an.

Unzweideutig sprechen schließlich Aeußerungen des Dichters von Reisen, die ihn in die süddeutsche Flur zurückführten. Am 25. September 1779 schreibt er aus dem vertrauten Elsaß an Charlotte v. Stein — und jedes Wort bezeugt, wie das Herz ihm auf- und übergeht: „Eine glückliche Gegend, noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb" — ruft er entzückt. „Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder, willkommener Atem durchs ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes

Bauerhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich: man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zusammen: mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen. Der Rhein und die klaren Gebirge in der Nähe, die abwechselnden Wälder, Wiesen und gartenmäßigen Felder machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art Behagens, das ich lange entbehre."

Wie die Trauben reif und süß in der Seele — seine Gemütsstimmung durch die Landschaft gelangt zu unmittelbarer Aussprache. Ja, unser größter Dichter ist mit den Trauben herangereift. Sein Vater besaß einen großen Baumgarten und einen sehr gut unterhaltenen Weinberg vor dem Friedberger Tore. Es verging in der guten Jahreszeit fast kein Tag, daß nicht der Vater sich hinausbegab, da ihn die Kinder dann meist begleiten durften und so von den ersten Erzeugnissen des Frühlings bis zu den letzten des Herbstes Genuß und Freude hatten. Nach Goethes eignem Geständnis in „Dichtung und Wahrheit" erschien aber doch zuletzt die Weinlese als das Lustigste und am meisten Erwünschte; ja, es ist ihm keine Frage, daß, wie der Wein selbst den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freieren Charakter gibt, so auch diese Tage der Weinlese, indem sie den Sommer schließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Wen könnte es nach solchen lebendigen Eindrücken wundernehmen, daß rheinischer Most durch die Adern, durch die Dichtung des jungen Goethe braust?!

Und doch dürfen wir bei alledem nicht außer acht lassen, daß Goethe nicht ein Kind des Landes war, sondern der Stadt am blinkenden schiffbaren Main, der Freien Reichsstadt, der deutschen Krönungsstadt, der reichen Handelsstadt. Bot Frankfurt dem heranwachsenden Genius nichts architektonisch Erhebendes, so füllte es auf andre, lebendigere Weise seine Phantasie mit bunten, bewegten Bildern. Das geschäftige Treiben der Messen und Märkte, überhaupt die Regsamkeit des Handels gab der Stadt Leben und Wohlstand. Dazu gesellten sich die großen geschichtlichen Erinnerungen, aufs eindrucksvollste belebt durch die Krönung des Erzherzogs Josef zum König des Heiligen Römischen Reiches mit ihrem glänzenden Gepränge. Im elterlichen Hause selbst ein Wohlstand, der jede materielle Sorge, ja den bittern Kampf ums Dasein gänzlich ausschloß. Der Vater freilich, dessen Vater erst aus Mitteldeutschland zugewandert war, ein spröder, schroffer Charakterkopf: von ihm hat der Dichter „des Lebens ernstes Führen". Aber vom Mütterchen bekanntlich „die Frohnatur und Lust zu fabulieren". Und Frau Aja war eine ausgeprägt süddeutsche Natur.

In der Tat brauchten wir nur auf Goethes Mutter zu blicken, um zu wissen, welche Eigenschaften süddeutsches Wesen, im besonderen fränkischer Stammescharakter in sich schließt. Auch mit vollem inneren Recht steht sie voran, denn durch Blut und Auferziehung wird ihr Einfluß auf den großen Sohn unvergleichlich. Eine organische, blühende Persönlichkeit; nicht von der

nordischen Blässe des Gedankens angekränkelt: ein lebendiges Stück sprudelnder Natur, frisch, naiv, harmlos. Temperament vereint sie mit wohliger Behäbigkeit; leichtflüssig ist fränkisches Blut, saugt aber die Freuden des Lebens bis zur Neige ein. „Es gibt doch viel Freuden in unsers lieben Herrgotts seiner Welt! Nur muß man sich aufs Suchen verstehen. Sie finden sich gewiß. Ein fröhlich Herz ist ein stetes Wohlleben — sagen die heiligen Schriftsteller —, und Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden — steht im Götz von Berlichingen.“ Das ist Frau Ajas Lebensweisheit. Ihre Frohnatur artet — wie bei ihrem großen Sohne — in möglichste Abwehr alles Unangenehmen aus. Dabei bleibt Güte und Wohlwollen ein Grundzug ihres Charakters. Die sonnige Heiterkeit ihres Temperaments festigt sich in kindlichem Vertrauen auf die Güte und Weisheit Gottes, die alles zum Besten hinausführt.

Aber nicht nur die Frohnatur, auch die Lust zu fabulieren, die Goethe seiner Mutter verdankt, ist bis zum gewissen Grade süddeutsches Stammesgut: die Lebhaftigkeit und Buntheit dieser Phantasie steht weit ab von der grübelnden Phantastik, wie sie die nordische Landschaft herausfordert. Dazu ist die muntere, anschauliche Lebendigkeit der Erzählung süddeutsche Gabe. Frau Aja rühmt sich selbst einer lebendigen Darstellung aller Dinge, die in ihr Wissen einschlagen: „Großes und Kleines, Wahrheit und Märchen“; und sie setzt hinzu: „sowie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle.“

Ein ähnlich wohltuendes Geschöpf, der sonnigen süddeutschen Landschaft entsprossen, wächst dem jungen Dichter besonders in Friederike Brion ans Herz. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat für Goethe niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Dem Stammhaften ihrer Natur entsprach aufs glücklichste die ländliche altdeutsche Tracht. — Auffallende Beweglichkeit sah Goethe im Elsaß überall. Insbesondere lernte er die Straßburger als leidenschaftliche Spaziergänger kennen.

Vergegenwärtigen wir uns ähnlich Lotte Buff und ihren Familienkreis, so stehen wir vor einer neuen lebendigen Wirkung süddeutschen Wesens auf den Menschen und Dichter Goethe. Abermals Natur in ihrer Reinheit und Gesundheit, eine daraus entspringende frohe Lebenstätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Notwendigen — in der Betrachtung solcher Eigenschaften ward einem Goethe, wie er selbst betont, immer wohl. Lottes Bräutigam Kestner rühmt ihr eine freundliche, einnehmende und lebhafte Miene nach, und er fährt fort: „Dabei hat sie Verstand und ist von lustigem Temperament, unterhaltend und hat gute Einfälle; nicht zu vergessen, sie hat ein vortreffliches Herz, edel, menschenliebend, guttätig und großmütig ist sie.“ Der ganzen Familie Buff widmet Kestner die überaus bezeichnende Charakteristik: „Ein betrübtes, trauriges Gesicht heiter und ein niedergeschlagenes Gemüt ruhig zu machen, ist ihnen schon zur Natur geworden, da sie gern alle Menschen glücklich sähen.“ Die flotte Munterkeit, mit der Lotte das Regiment über eine zahlreiche Geschwisterschar

wie über eine in Verwirrung geratene Gesellschaft zu führen wußte, ist aus dem „Werther“ bekannt. Auch wissen wir heute zuverlässig, was Goethe gleichzeitig zu den jüngeren Geschwistern Lottes hinzog: auch in ihrem Kreis atmete er in vollen Zügen ein ungezwungenes, munteres, keckes Stück Natur.

Dem Treiben in Frankfurt, dem Kommen und Gehen, dem Besuchen und Besuchtwerden im Laufe der folgenden Jahre liegt ein bedeutsamer Zug zugrunde: die eigenartigen Persönlichkeiten des geistig aufstrebenden Geschlechtes suchen und bereichern einander. — Der Individualität war im deutschen Süden überhaupt noch weiter Spielraum gelassen. Je bunter die Landkarte war, je weniger weit die Macht der einzelnen Herrschaft reichte, je leichter konnte sich die Freiheit des Bürgers entfalten und behaupten; gar Goethe als Patriziersohn der freien Reichsstadt rechnete sich von Jugend auf zum Adel und erhob damit Anspruch auf ein besonderes Maß von Freiheit! Für einen Dichter mußte aber namentlich die freiere, unbefangene Auffassung sittlicher Verhältnisse von Bedeutung werden, jene Natürlichkeit, wie sie dem Franken durch die Adern fließt. Noch im Jahre 1795 lehnte Goethe wiederholte Einladungen nach Holstein in der ausgesprochenen Befürchtung ab, daß man seine „menschliche und dichterische Freiheit durch gewisse konventionelle Sittlichkeiten zu beschränken gedachte“! So fest wurzelte süddeutsches Triebleben in unserm größten Dichter. Es liegen noch andre Aeußerungen Goethes vor, in denen er die Berührung mit dem nördlichen Deutschland instinktiv abwehrt.

Freilich hat das behagliche Sichausleben seine Schattenseiten. Die Kräfte spannen sich weniger an, sie lassen sich gehen. Wer wollte leugnen, daß Goethes Wirken Intervalle aufweist, die sich aus solcher Erbschaft seines Stammes aufs beste erklären? Goethe selbst würde den Zweifler Lügen strafen. Im Jahre 1794, als er sein geistiges Schaffen wieder an einen toten Punkt gelangt fühlte, erhoffte er von der Freundschaft mit dem philosophisch disziplinierten, schwäbischen Geist Schiller neue Beflügelung seiner Produktionskraft. Offen gesteht er, was Schiller ihm werden kann: „Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann.“ Otto Ludwig spricht schroff geradezu von der pflanzenmäßigen Natur Goethes. — Hier stehen wir jedenfalls auch vor der Ursache des fragmentarischen Schaffens, zu dem in Goethe eine verhängnisvolle Neigung durchbricht. Aber es ist die Schattenseite des organischen Wachsens seiner Werke, dieser glänzendsten Offenbarung seines elementaren Naturgeistes: und so wollen wir zwar nicht kritiklos verzeihen, aber kritisch verstehen ... Daß er bei alledem das Leben so königlich bezwungen, daß er sich zu einer vorbildlichen Harmonie der geistigen Kräfte durchringt, dankt er unverkennbar der glücklichen Vereinigung von süddeutschem und mitteldeutschem Charakter als Erbe seines Elternpaares. Unvergessen bleibe, daß er „des Lebens ernstes Führen“ vom Vater hat.

Noch einen bedeutsamen Gesichtspunkt für den Abstand des Südens vom übrigen Deutschland bietet gerade das 18. Jahrhundert dar. Die Hauptquartiere

der Aufklärung, die den größten Teil des Jahrhunderts beherrschte, lagen auf mitteldeutschem Boden, zum Teil noch weiter nördlich: Leibniz, in Leipzig geboren, wirkte vornehmlich von Hannover aus; sein Landsmann Thomasius erst in der Vaterstadt, dann im nahen Halle; der Schlesier Christian Wolff begründete seine Schule in Halle; während der Verbannung lehrte er allerdings in Marburg, dann auf dem Gipfel seines Einflusses abermals in Halle; und der Ostpreuße Gottsched macht Leipzig zum literarischen Mittelpunkt Deutschlands. Obschon die Aufklärung auch nach Frankfurt hinübergewirkt hat, wo bekanntlich Goethes eigner Vater ihr nahestand, widerstrebte der Süden überwiegend der nackten Verstandesherrschaft. Auch das brachte Vorzüge und Nachteile in unlösbarem Zusammenhang. Keine Frage, an Bildung standen die nördlicheren Landstriche voran; aber Natur und Herz, die gerade Goethe zur geistigen Vorherrschaft in Deutschland führte, keimten im Süden weithin noch in unverbildeter Ursprünglichkeit und schlummerten unbewußt dem kongenialen Erwecker entgegen.

Nun brauchen wir nur Goethes Dichtungen zu überblicken, um fast auf der ganzen Linie Spuren dieses fränkischen Geistes zu treffen. Da ist die kernfrische Kraft des Götz und die sprudelnde Natur seines Weibes, das mit gutem Grunde den Namen von Goethes Mutter trägt. Das Unakademische, Naturwüchsig-Derbe kennzeichnet dieses Drama ohne weiteres als ein Gewächs süddeutschen Bodens. Auf bunte Lebensfülle geht der junge Dichter mehr aus als auf geschlossene dramatische Form; aus Shakespeare schöpft er wie aus einem „schönen Raritätenkasten“.

Kaum hat „Götz von Berlichingen“ seinen Siegeszug angetreten, als „Die Leiden des jungen Werthers“ mit elementarer Naturgewalt die Jugend fortreißen. In Lotte war ein Urbild naiver Weiblichkeit aufgestellt, war wirkende Natur verkörpert. Werther gibt der Stimme des Herzens nur zu grenzenlos Gehör, verficht das Recht der Leidenschaft und Ekstase gegen die Nüchternheit, das Recht des Natürlich-Menschlichen gegen die konventionelle Moral.

Wer Goethes „Faust“ in nuce erfassen will, muß auf die Urgestalt zurückgreifen, die noch in Frankfurt entstanden ist. In Abwendung vom Verstandeswissen, vom bloßen Forschen des Kopfes, das in die tieferen Geheimnisse der Schöpfung nicht eindringt, sucht Faust ein unmittelbares Verhältnis zur Natur, ein Schauen, ein magisch-intuitives Durchdringen der Naturkräfte. Auf dem geschichtlichen Boden der Zeit belebt sich Wagner zum Typus des beschränkten, trockenen Rationalismus, gegen den sich die süddeutsche Lebensfülle und Naturfrische des jungen Goethe empört. Der gesunde Menschenverstand des Kopfes übt von Leipzig und Halle aus ein despotisches Regiment: wenn der blutjunge Goethe es wagt, selbst zum Zwecke wissenschaftlicher Erkenntnis ein über das andre Mal Natur und Herz auszuspielen, so vollzieht sich ein elementarer Prozeß, wie er nur durch Eingreifen einer neuen Stammeskraft in die geistige Entwicklung Deutschlands möglich wird. — Im Ur-Faust schließt sich, bezeichnend für den Kern des Werkes, an diese Wagner-Szene unmittelbar das Auftreten des jungen Studenten, des Schülers der späteren Fassung, vor dem

Mephistopheles mit echt mephistophelischer Laune die Vertreter der rationalistischen Schulweisheit parodiert.

Noch tiefer als im „Werther“ erfaßt der Dichter in der Gretchen-Tragödie — in weiterer Ueberwindung der konventionellen Moral — das Natürlich-Menschliche und so denn auch „der Menschheit ganzen Jammer“. Gretchen, die Verführte, die Kindesmörderin:

„Doch alles, was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! ach, war so lieb!“

Noch weniger als die Gestalten des „Götz“ kann dieses naive, naturfrische Geschöpf ihr fränkisch Blut verleugnen.

Und läßt sich der Goethesche Egmont, dessen Konzeption in die letzte Frankfurter Zeit fällt, anders verstehen denn als Fleisch von Goethes Fleisch und Geist von Goethes Geist? Das frohe Weltkind, die liebenswürdige, temperamentvolle Natur, dieser Egmont, an den Schiller sein Mitleid nicht verschenken mochte, trägt ebenfalls manchen Tropfen sorglosen fränkischen Blutes in den Adern. Sein Klärchen bekundet wie Fausts Gretchen, daß Goethe in der Darstellung des Natürlichen seine dichterische Freiheit nicht „durch konventionelle Sittlichkeiten zu beschränken“ liebte.

Den Frankfurter Jahren stehen von größeren Werken schließlich die Anfänge des „Wilhelm Meister“ nahe, und die ersten Teile wurzeln in des Dichters Jugenderinnerungen. Hier besonders entfaltet er mit Behagen ein gestaltenreiches, buntes, bewegtes Leben, „das große Schauspiel der Menschheit selbst und die Kunst aller Künste, die Kunst zu leben,“ — wie Friedrich Schlegel begeistert rühmt. Seine reflexionslose Hingabe an die Natur geht bis zum Naturdämonismus, und sinnbildlich führt er (im Saale der Vergangenheit) ausdrücklich die Naturformen des Menschenlebens vor. Auch die Erziehung schließt sich an die Neigung an.

Nimmt man zu all solchen Offenbarungen der dramatischen und epischen Dichtungen die Naturfrische, ja häufig eine elementare Naturgewalt sowie den Melodienreichtum seiner Lieder, so wird man die Werke des jungen Goethe von süddeutschem Volkscharakter überreichlich durchtränkt finden.

Diese Mitgift seines Stammes tritt um so leuchtender hervor, weil sich der Einfluß jedes Aufenthaltes in Mitteldeutschland so merklich davon abhebt. Aus „Dichtung und Wahrheit“ wissen wir, wie umfassend der Leipziger Studiosus in die Schule der Korrektheit genommen wurde. Auf Sitten und Kleidung, auf Dichtung und Sprache erstreckte sich diese hofmeisternde Einwirkung, deren Ziel die feine Abschleifung alles Individuellen war. Von entscheidender Bedeutung für das süddeutsche Wesen des jungen Goethe ist seine Auffassung des sprachlichen Gegensatzes. Ja, mit der Aussprache fürchtete er zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischen Charakter aufopfern zu sollen. Namentlich noch im „Götz“ und der Urgestalt des „Faust“ — von Nebenwerken zu geschweigen — bricht diese fränkische Färbung der Sprache wirksam durch. War die Durchsetzung einer einheitlichen Schriftsprache, die über

den Dialekten steht, gewiß eine nationale Tat, eine für die Zukunft unsrer Literatur wie für eine neue politische Einigung gleich notwendige Vorbedingung: noch immer bedurfte es der Verjüngung aus quellfrischer Mundart, um die Literatur und die Sprache selbst vor Erstarrung zu bewahren.

Goethes Aufenthalt in Weimar ist bis zur italienischen Reise vornehmlich durch zwei entscheidende Lebensbeziehungen denkwürdig: einerseits durch die Hingabe an Karl August und den herzoglichen Dienst, anderseits durch die Liebe zu Charlotte von Stein. Wer diese beiden Einflüsse bezeichnen will, kommt nicht um das Geständnis herum, daß Amt und Liebe in Weimar zusammenwirken, das Naturkind zu „veredeln", will sagen: zu zähmen. Seine fränkische Eigenart wird an mannigfachen Ecken und Enden abgeschliffen; aber Goethe gewinnt nun an Selbstzucht und männlicher Charakterfestigkeit.

Wiederholt indes hoben längere Reisen den Dichter aus diesem Bereich heraus. Was ist vor allem die italienische Reise andres als eine ausgesprochene Flucht aus Weimar, vor Weimar? Die Sehnsucht nach dem Süden war allmählich eine Art von Krankheit geworden, von der ihn nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte.

„O, wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank."

Nicht nur Wärme, Farben und Formen saugt Goethe aus der italienischen Natur und Kunst. „Wie moralisch heilsam ist mir es dann auch, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben!" Dies Geständnis erfährt unmittelbare Bewährung durch die Römischen Elegien. Sein süddeutscher Trieb zum Gesund-Natürlichen schlägt neue und tiefere Wurzeln. Auch ist es nicht Goethes Dichtung allein, die nun wieder den warmen Hauch des Südens atmet: seine Lebensführung fordert ganz Weimar, am leidenschaftlichsten Charlotte von Stein, durch den naiven Liebesbund mit Christiane Vulpius heraus. Das war ein wohliges Geschöpf, eine Frohnatur wie Frau Aja, mit der sie sich auch sehr gut verstand. — Ueberdies bleibe nicht vergessen, daß selbst die dichterischen Früchte jener zehn Jahre von Weimar erst unter italienischem Himmel zum Ausreifen gelangten.

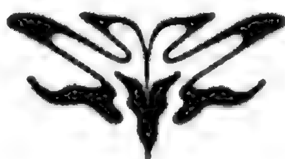
Schon im Jahre 1779 und dann wieder 1797 hatte es Goethe nach Süddeutschland und der Schweiz getrieben; ja, solcher Reisen würden noch mehr gewesen sein, wenn er nicht ernstlich die Verlockung der Heimat gefürchtet hätte, nachdem sein Leben schon zu feste Wurzeln in der verhältnismäßig großen Welt des Weimarer Hofes gefaßt. Bedeutsam sind namentlich die Reisen am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815, denen der Liederstrauß des „West-östlichen Divan" entblüht. Auch er bedurfte, um zu reifen, süddeutscher Glut, süddeutscher Naturfülle und süddeutschen Temperamentes. Strebt der Dichter doch abermals nach Naturauffassung des Lebens; hüllt er sich doch in

orientalisches Gewand, um „Patriarchenluft“ zu kosten und „menschlichen Geschlechten in des Ursprungs Tiefe“ zu dringen. —

Die Unterströmung in Goethes Seele und so denn auch die Grundlage seiner Natur- und Weltanschauung bleibt von der ihm an sich heilsamen mitteldeutschen Kultivierung unberührt, bleibt naturelementar — süddeutsch. Statt mehrerer Zeugnisse vergegenwärtigen wir uns das gewichtigste. „Die Wahlverwandtschaften“ — schon der Titel ist von der damaligen Chemie übernommen — betrachten die menschliche Liebe unter dem Bilde eines Naturprozesses und so denn nach organischen Naturgesetzen. Entsprechend erscheint Ottilie als ein naturorganisches Wesen, dem seine „Bahn“ vorgezeichnet ist wie nur immer einem Himmelskörper.

Nicht anders die Grundlinien von Goethes eigenartiger, vorwärtsweisender Weltanschauung. Das reflexionslose Ergreifen des Augenblicks, das er nicht müde wird zu üben und zu preisen, ist im Grunde fränkische Art. Nicht minder die Neigung zum Schlichtmenschlichen, die Hochschätzung jeder Tüchtigkeit, auch im schlichtesten Beruf. Ja, die ganze Methode der Goetheschen Naturanschauung wird durch seine Herkunft verständlicher. In der Philosophie herrschte Deduktion und logischer Schluß. Wir wissen schon, daß Goethe im Gegensatz zu bloßer Verstandesforschung ein unmittelbares Verhältnis zur Natur sucht. So geht er vom wirklichen Anschauen der Natur aus, reiht Versuch an Versuch, um aus einer möglichst großen Anzahl von Einzelfällen eine allgemeingültige Erfahrung abzuleiten. Hatten Auge und Phantasie doch von Kindheit an Gelegenheit, sich an einer reichen Natur zu nähren. Nicht minder bezeichnend ist, wie Goethe die Beziehungen von Objekt zu Objekt verpönt, vielmehr solche zwischen dem Objekt und seinem Subjekt sucht, — eben zielbewußt auf ein unmittelbares Verhältnis seines Geistes zur Natur ausgeht: die blühende Persönlichkeit will sich nicht aus der Forschung ausschalten lassen.

Diese von Goethe eingeführte Natur- und Weltbetrachtung stellt auf wissenschaftlichem wie künstlerischem Boden den Charakter seines Stammes in genialer Steigerung dar: noch ist die Nabelschnur nicht durchschnitten, die ihn Nahrung saugen läßt unmittelbar aus der Mutter Natur.



Ueber die Furcht vor Tuberkulose.

(Vortrag, gehalten am 26. März 1904 im Metzer Verein für Volksgesundheitspflege.)

Von

Dr. med. **Albert Fraenkel** (Badenweiler-Heidelberg).

(Schluß.)

Es wird sich nun weiter fragen, auf welchem Wege, durch welche Eingangspforten kommt das Gift in den Körper der Menschen?

Wir können mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Eingangspforten die Lungenschwindsucht betrachten sowohl als eine Einatmungskrankheit, wie als eine Ernährungskrankheit.

Nach dem heutigen Stande der Frage dürfte die Uebertragung durch den Auswurf die Hauptbedeutung für sich in Anspruch nehmen. Die Mehrzahl der Forscher ist der Ansicht, daß der Auswurf, sei es im trockenen oder im feuchten Zustande, auf dem Wege der Einatmung vom Kranken auf den Gesunden übergeht.

Lange Zeit galt der eingetrocknete Auswurf als die fast einzige und Hauptansteckungsquelle. Man stellte sich das so vor, daß in der Umgebung des Lungenkranken, besonders des unreinlichen, Auswurf ausgestreut werde, daß dieser auf dem Fußboden oder im Taschentuch anhaftende Auswurf eintrockne, und daß nun durch einen Luftzug oder auch nur durch kleinste Erschütterung der Luft feinste bazillenhaltige Stäubchen in die Lungen verschleppt würden. Diese Lehre der Stäubcheninfektion führte in ihrer Konsequenz zu Vorschriften über die Versorgung des Auswurfes, die vor allem darauf abzielten, sein Eintrocknen zu verhindern. Es gilt als verpönt, andre als mit Wasser gefüllte Spucknäpfe zu benutzen oder in das Taschentuch zu spucken, oder dieses bei Husten vorzuhalten.

Nun ist nicht zu leugnen, daß gerade diese Theorie, die von Cornet aufgestellt wurde, eine große Beängstigung der Gemüter im Gefolge hatte. Auf Straßen, in Eisenbahnen, überall wo man Staub begegnete, hielt man ihn für keimbeladen, fürchtete man sich vor einem unglücklichen Atemzug, durch den man tuberkulös werden könnte.

Direkt befreiend wirkte es daher, als diese Lehre durch neuere Forschungen erschüttert wurde, durch die Lehre von der sogenannten Tröpfchenansteckung.

Diese Tröpfcheninfektion kommt zustande durch die Einatmung feuchter tuberkelbazillenhaltiger Tröpfchen, wie sie beim Husten der Kranken verspritzen können. Gemeint sind nicht nur die großen, grob sichtbaren, sondern auch alle feinste Tröpfchen, die schon durch die schwächsten Luftströmungen vom Kranken zum Gesunden geführt werden können.

Die Vorsicht, die diese derzeit von den meisten Aerzten akzeptierte Lehre

Digitized by Google

verlangt, führt zum Teil zu andern als den früher genannten hygienischen Empfehlungen für Kranke und den Verkehr von Gesunden mit Hustenden.

Die Spucknäpfe dürfen wieder ein trockenes Füllmaterial haben, das Taschentuch soll beim Husten vorgehalten und darf zur Not zur Aufnahme des Auswurfs dienen.

Ganz unbestritten ist auch diese, die Flüggesche Lehre nicht. Keinesfalls will man gelten lassen, daß überall in der Umgebung der hustenden Kranken diese fein verteilten Krankheitskeime in gefährlichen Mengen herumschweben, und selbst Flügge glaubt, daß es voraussichtlich eines sehr nahen und innigen Verkehres von längerer Zeit bedürfe, um eine Ansteckung zu bewerkstelligen, und daß bei vereinzeltem Verkehr sowie bei einer Annäherung auf höchstens ein Meter die Gefahr gleich Null sei.

Die Ansteckung der Lungen durch den Auswurf kann aber noch auf andrem Wege als auf dem direkter Einatmung erfolgen. Es kann sowohl der eingetrocknete als auch der in feuchtem Zustand zerstäubte Krankheitsstoff von der Schleimhaut des Mundes und des Rachens, vor allem auch durch die Mandeln aufgenommen und dann auf dem Wege der Blutbahn in die Lunge verschleppt werden.

Kommen durch die Schleimhäute des Mundes und Rachens Tuberkelbazillen in den Körper und entwickelt sich auf diesem Wege Lungentuberkulose, so ist dies nur dadurch möglich, daß die zuerst, z. B. in den Mandeln, wuchernden Bazillen durch den Blutstrom in die Lungen transportiert werden. Auf dem Wege der Blut- und Lymphbahnen müssen auch diejenigen tuberkulösen Krankheitskeime in die Lungen dringen, die durch die Nahrung aufgenommen werden. Hier kommt in erster Linie und fast einzig und allein, wie schon gesagt, die Milch in Betracht.

Es ist nachgewiesen, daß jede Milch, die nicht aus absolut tuberkulosefreien Ställen stammt, fast alle Milch aus Sammelmolkereien, lebensfähige Tuberkelbazillen enthält. Auch in mehr als zehn Prozent der untersuchten Fälle finden sich richtige Tuberkelbazillen in der Marktbutter. Diese Untersuchungen wirkten, als sie in die breite Oeffentlichkeit drangen, direkt alarmierend. Niemand wagte mehr, ungekochte Milch zu sich zu nehmen, und selbst die Kranken fürchteten sich vor dem Genuß dieses für ihre Behandlung fast unentbehrlichen Nahrungsmittels.

Sie alle aber wissen gewiß schon, daß eine Beruhigung des Publikums gegenüber der Infektionsgefahr durch die Milch eingetreten ist, seitdem Koch im Jahre 1901 auf dem internationalen Tuberkulosekongreß in London mit der Behauptung vor die Oeffentlichkeit trat, daß die Perlsucht der Tiere auf den Menschen überhaupt nicht übertragbar sei, und daß der Milch so gut wie jede Bedeutung für die Uebertragung der Tuberkulose abzusprechen wäre. Noch sind die Akten über diese wichtige Frage nicht geschlossen, aber darin dürfte Koch für alle Fälle recht behalten, daß von seiten der Milch jedenfalls für den erwachsenen Menschen keine Gefahr droht. Mit Rücksicht auf die Tuberkuloseansteckungsmöglichkeit kann ein Trunk kuhwarmer Milch nicht schaden.

Für das Kind allerdings und speziell für den Säugling liegt die Sache anders, und neuerdings hat v. Behring diese Gefahr als eine besonders große hingestellt. v. Behring anerkennt die Kochsche Auffassung nicht, und hält an der Uebertragbarkeit der Perlsucht auf den Menschen fest, ja er behauptet sogar, daß die Ansteckung mit Tuberkulose gerade durch die Milch und in der frühesten Kindheit erfolgt und stellt die These auf: Die Milch ist die Hauptquelle für die Schwindsucht.

Wir sehen, wie sich in dieser wichtigen Frage der Quelle der Tuberkuloseansteckung die Ansichten zum Teil schroff gegenüberstehen. Man könnte einwenden, v. Behring steht noch allein unter den Forschern, aber an einem Gelehrten, der den, in der Geschichte der Medizin fast beispiellosen Erfolg des Diphtherieheilserums hatte, der jetzt vielleicht auf gutem Wege ist, auch ein Heilmittel gegen Tuberkulose zu finden, kann man nicht vorübergehen.

Ich nannte Ihnen nur die Führer und die Großen; unzählige andre und die besten Köpfe widmen ihr Leben den Fragen der Ansteckung und Heilung der Tuberkulose.

Sie wissen, die Tuberkulose kann sich an den verschiedensten Organen des Körpers entwickeln. Es gibt eine tuberkulöse Hirnhautentzündung, ein tuberkulöse Knochenerkrankung u. s. w., aber in mindestens vier Fünftel aller Fälle, in denen Tuberkelbazillen in den Körper eindringen und zu Krankheit führen, entwickelt sich Tuberkulose der Lungen und zwar ganz bestimmter Teile der Lunge. Die Volkskrankheit, von der wir sprechen, ist vorwiegend eine Erkrankung der Lungenspitzen. So ist es auch eine ganz unbegründete Annahme, daß der Ansteckungsweg vorwiegend der gleiche sein wird, und daß die Bazillen für gewöhnlich dieselbe Eingangspforte haben werden.

Ich kann Ihnen aber die Eingangspforte, die als die wichtigste in Betracht kommt, noch nicht nennen. Noch ist nicht erwiesen, ob die Lungentuberkulose der Erwachsenen durch Einatmung trockenen bazillenhaltigen Staubes, oder feuchter Hustentröpfchen entsteht, oder ob sie durch die Aufnahme bazillenhaltiger Nahrung erfolgt, ob die Ansteckung im Säuglingsalter, oder im Kindesalter, oder erst in den Jahren häufiger ist, in denen die Krankheit die meisten Opfer fordert, das ist im 15. bis 60. Lebensjahr.

Ich darf nicht Anstand nehmen, vor Ihnen dieses Ignoramus einzugestehen. Aber darin liegt kein trostloses Sichbescheiden, denn es ist in sicherer Aussicht, daß unermüdliche Forschung die Rätsel lösen und somit auch einen einfachen und sicheren Weg zur Verhütung der Tuberkulose finden wird.

Unser mangelhaftes Wissen von heute zwingt uns noch zu vielseitigeren Vorsichtsmaßregeln gegenüber der Tuberkulose, als vielleicht unbedingt nötig wäre. Man wird eine vorsichtige Deckung suchen nach allen Seiten, aber man wird keinen Frontangriff mit übertriebenen Vorkehrungen machen, wenn man nicht weiß, wo der Feind steht, ebensowenig wie man etwa aus Furcht vor seiner Uebermacht sich mutlos ergeben oder davonlaufen wird. Vor zaghafter Gesinnung im Kampfe gegen den Tuberkelbazillus wollte ich ja heute besonders warnen

Um ja nicht mißverstanden zu werden und nicht als einer der gefährlichen „Beruhigungsanwälte“ zu gelten, möchte ich, auch wenn es nicht in dem Rahmen meiner eigentlichen Aufgabe liegt, mit ein paar Worten, die wie mir scheint, unerläßliche Hygiene des Auswurfs und der Milch berühren.

Der Auswurf ist nach Möglichkeit, immer aber in geschlossenen Räumen, in einen wassergefüllten oder in einen Spucknapf mit trockener Füllung zu entleeren. Die Benutzung von Taschenspucknäpfen nach Dettweilerschen System ist zu empfehlen, namentlich wenn reichlicher Auswurf besteht. Zur Not darf der Hustende auch das Taschentuch verwenden, jedenfalls soll er Hand oder Taschentuch beim Husten vor den Mund halten. Das Anhusten der Umgebung ist möglichst zu vermeiden. Taschentücher, die beim Husten benutzt wurden, sollen häufig gewechselt, und sollen gesondert und unter besonderen Vorsichtsmaßregeln gewaschen werden. Der Inhalt der Spucknäpfe kann verbrannt oder in Gruben entleert werden.

Für den Säugling, der nicht die Mutterbrust oder die Brust einer Amme erhält, ist die Beschaffung einer Milch geboten, die von tuberkulosefreien Kühen stammt.

Räume, besonders Schlafzimmer, die von Lungenkranken bewohnt wurden, die bei der Entleerung ihres Auswurfs nicht sorgfältig verfahren, oder in denen ein Lungenkranker lange bettlägerig war, sind zu desinfizieren, ehe sie von andern Menschen bezogen werden.

Sie sehen aus diesen Leitsätzen, daß es sich um relativ einfache Maßnahmen handelt, deren Durchführung bei gutem Willen von seiten der Kranken und Gesunden erhebliche Schwierigkeiten nicht im Wege stehen. Im Kreise der Gebildeten und Besitzenden wird auch jetzt schon vielfach nach diesen Prinzipien verfahren. Schwieriger ist es, diesen in breiten Schichten des Volkes Geltung zu verschaffen. Man denkt neuerdings daran, zu gewissen Zwangsmaßregeln überzugehen und zunächst die Tuberkulose anzeigepflichtig zu machen, d. h. Aerzten und Hausvorständen ganz wie bei akut verlaufenden ansteckenden Krankheiten auch bei der Tuberkulose die Pflicht aufzuerlegen, die Kranken polizeilich zu melden. Allzuviel darf man sich von der Einführung solcher Gesetze für Tuberkulosebekämpfung nicht versprechen; sie führen in ihrer Konsequenz zu strengen Desinfektions- und Isolierungsmaßregeln, und immer wieder nur auf ein Unschädlichmachen der sogenannten *schweren* Fälle.

Aber sind denn die leichteren Kranken weniger gefährlich? Es ist zu bedenken, daß der Auswurf leichterer Kranker, die noch arbeitsfähig sind und ihren Auswurf überall verbreiten, förmliche Reinkulturen noch lebensfähiger Keime enthält, während der Auswurf Schwerkranker vorwiegend von andern Bazillen durchsetzt ist, und die in ihm enthaltenen Tuberkelbazillen oft gar nicht mehr entwicklungsfähig sind. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß die Schwere einer Erkrankung auch ein Gradmesser sei für das Maß der Ansteckungsfähigkeit, ein Irrtum, der schon deshalb festgestellt werden muß, weil das Publikum gerade Schwerkranke am meisten zu fürchten pflegt.

Einen durchgreifenden Nutzen könnte man, meiner Ansicht nach, nur von wahrhaft drakonischen Tuberkulosegesetzen erwarten, denn nur ein barbarisches Isoliersystem gegenüber allen Schwerkranken, aber auch gegenüber leichten Fällen könnte die Gelegenheit zur Aufnahme von Tuberkelbazillen gänzlich beseitigen. Wenn man bedenkt, daß jeder 50. oder 60. Mensch zeitweise an Tuberkulose erkrankt ist und Bazillen nach außen befördert, so sieht man die Undurchführbarkeit solcher strengen Maßnahmen ein.

Wir müssen aber fragen: Ist es denn überhaupt notwendig, an solch strenge Maßnahmen zu denken? Erkrankt denn jeder Mensch, der Tuberkelbazillen in sich aufgenommen hat, an Tuberkulose?

Sicher gilt der Satz: Ohne Tuberkelbazillen keine Tuberkulose, bedeutet das aber auch: Wo Tuberkelbazillen im Körper sind, da entsteht eine tuberkulöse Erkrankung, oder können etwa Tuberkelpilze in den Organismus des Menschen gelangen, ohne daß er deswegen krank zu werden braucht?

Das letztere ist glücklicherweise der Fall. Schon seit einigen Jahren sind wir darauf aufmerksam geworden, daß erheblich mehr Menschen tuberkulöse Krankheitsherde in sich bergen, als etwa an Tuberkulose krank sind oder gar sterben. Wir verdanken diese Erkenntnis vor allem den Beobachtungen der Anatomen. Diese haben immer darauf hingewiesen, daß in einem Drittel aller Leichen, abgesehen von den an Tuberkulose Gestorbenen, bestehende oder verheilte Tuberkelherde zu finden sind. Wir müssen also Infektion mit Tuberkelbazillen und Erkrankung an Tuberkulose wohl unterscheiden. In einer sehr bekannt gewordenen Arbeit hat ein Züricher pathologischer Anatom neuerdings das überraschende Ergebnis mitgeteilt, daß überhaupt keine einzige Leiche von Menschen, die im Alter von mehr als 30 Jahren gestorben sind, ohne Zeichen einer stattgehabten Ansteckung mit Tuberkulose befunden wurde.

Die meisten dieser Menschen waren infiziert, ohne daß sie es wußten, und ohne daß sie wirklich an Tuberkulose erkrankten. Mit Hinweis darauf hat v. Behring so unrecht nicht, wenn er das Wort zitiert: Ein bißchen tuberkulös ist schließlich jeder.

Ganz im Sinne dieser Leichenbefunde sprechen auch andre Untersuchungen, die festgestellt haben, daß unter den Fingernägeln, im Munde, in der Nase, in gesunden Drüsen Tuberkelbazillen zu finden sind, ohne daß die Träger derselben krank sind oder jemals krank werden. Aus all dem geht hervor, daß das Hineingelangen der Kochschen Stäbchen in den Organismus allein noch nicht entscheidend ist für die Entstehung der Krankheit, daß vielmehr die Ausbreitung der Bazillen nach stattgehabter Aufnahme noch von besonderen Bedingungen abhängen muß. Das stimmt ganz überein mit Erfahrungen und Vorstellungen, wie wir sie bei andern Erkrankungen gewonnen haben. Wir wissen, daß in Zeiten von Epidemien im Körper ganz gesund bleibender Menschen Typhusbazillen oder Cholerabazillen vorhanden sind, und sogar in solcher Menge vorhanden sein können, daß die betreffenden Menschen, ohne selbst zu erkranken, das Gift an andre Orte verschleppen können.

Sie werden mir zugeben, daß in dieser Erkenntnis, daß die Aufnahme der Tuberkelbazillen in den Körper noch keineswegs Erkrankung an Tuberkulose zu bedeuten hat, ein außerordentliches Moment der Beruhigung liegt. Selbst dann, wenn ich Ihnen die Faktoren nicht absolut sicher namhaft machen kann, die nach dem Eindringen der Bazillen in den Körper hinzutreten müssen, um die Lungentuberkulose auszulösen.

Eine einmalige Aufnahme von Krankheitskeimen genügt wohl kaum zum Zustandekommen der Lungenschwindsucht. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle scheint ein dauernder intimer Verkehr mit Kranken zur Ansteckung nötig zu sein.

Daß aber sogar nahes Zusammenleben von Gesunden mit Lungenkranken ohne Gefahr für die ersteren zu sein braucht, dafür gibt es Hunderte von Belegen. Die Bevölkerung an Kurorten, wo Lungenkranke Genesung suchen, müßte längst dezimiert sein, wenn das Zusammenleben mit Lungenkranken so gefährlich wäre. In der Zeit, als nach dieser Hinsicht die Befürchtungen des Publikums und der Aerzte sehr große waren, haben Kurorte wie Davos, Reinerz, Reichenberg, Anstalten wie Görbersdorf u. a. einwandfreie Statistiken und Belege dafür gebracht, daß trotz der immer steigenden Zahl der Kurgäste eine Steigerung der Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffer an Tuberkulose bei den Eingeborenen nicht eintrat.

Daß auch ein näherer und häufiger Umgang mit Kranken noch nicht Schaden bringen muß, sehen sie am besten an uns Aerzten, besonders an denjenigen unter uns, die in Heilanstalten oder als Kehlkopfspezialisten wahrlich genug Gelegenheiten ausgesetzt sind, sowohl zur Stäubchen- wie zur Tröpfchenansteckung. Ich habe genug Gesunde kennen gelernt, oder Kranke, die unter irrtümlicher Diagnose monate-, jahrelang in Sanatorien gelebt haben, ohne tuberkulös zu sein, und ohne daß sie es deswegen *geworden* wären. Man sage nicht, daß hier allein die Vorsichtsmaßregeln schuld seien, denn bei den größten Vorsichtsmaßregeln, bei den strengsten Hausgesetzen wird es bei so nahem Verkehre doch nicht zu verhindern sein, daß einmal Bazillen von dem einen auf den andern übergehen.

Man hat mir in London, wo seit über 40 Jahren Spezialkrankenhäuser für Brustkranke bestehen, Krankenhäuser, in denen nur etwa drei Viertel aller Kranken tuberkulös sind, während ein Viertel an andern Lungenkrankheiten leidet, versichert, daß Ansteckungen des Wartepersonals oder der Aerzte nicht bekannt geworden sind, obgleich diese Krankenhäuser schon bestanden, noch ehe man unter dem Einfluß der bakteriologischen Entdeckungen die jetzt üblich gewordenen Vorsichtsmaßregeln übte.

Auch die Geschichte mancher Ehe ist lehrreich. Es besteht zwar kein Zweifel darüber, daß gerade die Bedeutung wiederholter Ansteckungsgelegenheit dort besonders zutage tritt, wo der vorher gesunde Mann oder die Frau erkrankt und der andre Ehegatte tuberkulös ist. In vielen andern Fällen aber spricht das Experiment der Ehe eine beredte Sprache in dem Sinn, daß Ansteckungsmöglichkeit noch nicht Krankheit bedeutet.

Es muß bei der Tuberkulose genau so wie bei allen andern ansteckenden Krankheiten mit einer verschiedenen Empfänglichkeit des Menschen gerechnet werden. Bezüglich der Widerstandsfähigkeit gegenüber den eben aufgenommenen oder seit länger im Körper ruhenden Kochschen Bazillen verhalten sich die Menschen nicht nur untereinander, sondern offenbar auch jeder Mensch zu den verschiedensten Zeiten verschieden. Es gibt akute Erkrankungen, wie Masern, Influenza und andre, in deren Verlauf die im Organismus schlummernden Tuberkelkeime leicht zum Leben erweckt werden, und es ist anderseits keine Frage, daß ein durch Kummer und Sorge oder durch materielle Not bedingter schlechter Ernährungszustand den Ausbruch der Tuberkulose begünstigt.

Ich muß es mir im Rahmen dieses Vortrages versagen, des näheren auf die Schutzvorrichtungen und auf die Schutzkräfte des Körpers gegenüber der Infektion einzugehen.

Ich habe Ihnen über die Entstehung und Bedeutung der Furcht vor Tuberkulose gesprochen, und um das Maß der Berechtigung dieser Furcht richtig abmessen zu können, habe ich versucht, Ihnen die Wege zu zeigen, in denen Tuberkelbazillen in den Körper gelangen, und darauf hingewiesen, daß nur unter besonderen Umständen das Eindringen von Tuberkelbazillen in den Körper auch zur Schwindsucht führt.

Ich wäre zufrieden, wenn es mir gelungen sein sollte, Ihr Verständnis für die von den Kranken drohende Gefahr zu wecken und Sie dabei doch vor unnötiger, übertriebener Furcht zu bewahren.

Sie werden von den Lungenkranken Ihrer Umgebung Vorsicht in Entleerung des Auswurfs verlangen. Sie werden aber keine Bedenken tragen, mit den Kranken, die diese Vorsicht üben, in Berührung zu kommen oder selbst näher mit ihnen zu verkehren.

Der Kranke an sich, sein Körper, seine Atemluft sind ja nicht ansteckend.

Sie werden sich selbst dann noch nicht ängstigen, wenn der Kranke, mit dem Sie gerade zu tun haben, ausnahmsweise einmal in der Versorgung seines Auswurfes ungeschickt war, oder beim Husten vergessen hat, die Hand vor den Mund zu halten. Selbst, wenn Sie einmal ein paar Tuberkelbazillen von ihm aufnehmen, ein paar Tuberkelbazillen machen noch keine Tuberkulose.

Sie werden in dem Kampf gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit nicht abseits stehen, sondern alle Bestrebungen der privaten Wohltätigkeit und der staatlichen Fürsorge nach Kräften unterstützen, aber Ansichten, wie ich sie Ihnen vortragen durfte, werden Sie daran erinnern, daß man durch diesen Kampf die Gesunden fördern kann, ohne die Kranken zu belästigen, daß der Kampf gegen die Tuberkulose nicht auszuarten braucht in einen Kampf gegen die Tuberkulösen.

Nur keine Furcht vor Tuberkulösen. Sie nützt Ihnen nichts und bringt die armen Kranken auf Gedanken, wie sie Gerhart Hauptmann in seinem „Armen Heinrich“ dem miselsüchtigen Helden in den Mund legt:

„Wie? Verriet dein Blick und deines Weibes Blick mir nicht das Grausen und die Wünsche eurer Herzen? Flehte es nicht, so sehr ihr's auch verbargt, aus euch: ‚Geh, daß wir wieder atmen!‘“

Noch ein Wort! Noch von einer andern Furcht vor Tuberkulose möchte ich sprechen. Von der Furcht der Kranken, nicht mehr zu genesen; von dem Schrecken, den die ärztliche Diagnose „Tuberkulose“ auch heute noch hervorzurufen pflegt. Tuberkulose ist noch nicht Schwindsucht. Tuberkulöse Infektion bedeutet, wie ich Ihnen auseinandergesetzt habe, noch lange nicht Erkrankung an Tuberkulose, die meisten tuberkulös Erkrankten werden überhaupt nie schwindsüchtig. Die pessimistischen Anschauungen stammen aus einer Zeit, wo wir die Tuberkulose noch nicht rechtzeitig erkennen und zu behandeln wußten. Wir haben jetzt gelernt, die Krankheit in ihren ersten Anfängen ausfindig zu machen, und Bremer und Dettweiler haben den Aerzten gezeigt, wie man Lungenkranke ernähren, pflegen und abhärten muß, und wie man sie durch die klimatische und diätetische Behandlung zur Heilung führen kann. Die heutige Methode der Behandlung Lungenkranker wird von den einen überschätzt, von den andern noch nicht, von wieder andern nicht mehr gewürdigt. Dem gegenüber ist zu sagen: den Wert einer spezifischen Behandlungsmethode, wie die z. B. des Diphtherieheilserums, hat sie allerdings nicht, und eine solche Behandlungsmethode zu erhoffen und zu erstreben bleibt übrig. Es ist zuzugeben: es gibt Erkrankungen, die früh erkannt und sofort zweckmäßig behandelt, doch zu ungünstigem Ende führen, aber ebenso unumstößlich steht durch tausendfältige Beobachtung skeptischer Aerzte fest, daß durch die in den Kurorten und Sanatorien geübten Behandlungsmethoden unzählige Menschenleben auf Jahre und Dezennien verlängert und von einer früher für unheilbar gehaltenen Krankheit errettet wurden. Angesichts solcher Tatsachen ist auch diese noch vielfach verbreitete Furcht vor Tuberkulose als vor einer unheilbaren Erkrankung tröstlicherweise nicht berechtigt.

Der König von Frankreich.[1]

Von

Professor **Frantz Funck-Brentano** (Paris).

Die Geschichte hat kein größeres Schauspiel aufzuweisen als die progressive Entwicklung der französischen Monarchie von ihren Anfängen bis zur Revolution — eine stetige und regelmäßige Entwicklung, die sich durch das

[1] Es würde zu weit führen, hier im einzelnen das archivalische Material und die zeitgenössischen Schriften anzuführen, die für die Abfassung der vorliegenden Studie benutzt

Wirken der Lebenskräfte vollzogen hat, die die Institution in sich selber trug, unabhängig von der mehr oder weniger großen Bedeutung derer, die sie verkörperten."

Diesen Ausspruch hörte ich vor einigen Jahren aus dem Munde Henri Pirennes, Professors an der Universität zu Gent, während wir zusammen in Brügge am Ufer der stillen Kanäle spazieren gingen. Die Worte machten einen starken Eindruck auf mich. Der sie sprach, war ein Ausländer und ein Mann, der als Autorität auf dem Gebiet der Geschichte gilt. Seitdem habe ich von allen Seiten her Material zu einer Geschichte des französischen Königtums gesammelt. Einige der Ergebnisse, zu denen ich bei der Bearbeitung des Stoffes gelangt bin, mögen hier folgen.

I.

Unter der französischen Monarchie versteht man weder die der Merovinger noch die der Karolinger, sondern die Monarchie, die mit der Thronbesteigung Hugo Capets aus dem Inneren der Nation hervorgegangen ist und denselben Ursachen ihre Entstehung verdankt, die im Laufe des 8. und 9. Jahrhunderts das französische Volk geschaffen hatten. Die merovingische Monarchie übte nur die Herrschergewalt des Eroberers aus, sie wirkte nicht auf die Masse des Volkes ein, mit der sie nicht in Berührung kam. Die karolingische Monarchie war ein militärisches Königtum — eine Herrschaft innerer Eroberer, wenn man so sagen darf —, das erklärt ihre rasche Ausdehnung, ihren Glanz und ihre Gebrechlichkeit. Die kapetingische Monarchie verband die Lebenselemente des Landes miteinander, weil sie selber aus ihm hervorgegangen war.

Diese gestaltende Arbeit ging unter den entsetzlichen ungeordneten Zuständen vor sich, die während des 8. und 9. Jahrhunderts durch die unaufhörlichen Kriege und die noch schrecklicheren Verwüstungen, welche die überall zwischen den einzelnen Individuen, Familien und Ortschaften sich abspielenden Kämpfe zur Folge hatten, hervorgerufen wurden. Der charakteristische Zug dieser Epoche, bemerkt Fustel de Coulanges, ist, daß jedermann um sein Haus, sein Brot, seine Frau und seine Kinder zitterte. Man lebte in einer beständigen Angst. Die Verwüstungen waren derartig, daß ganze Städte zerstört wurden. Man muß

---

worden sind. Die Arbeiten neuerer Historiker, auf die der Verfasser sich hauptsächlich gestützt hat, sind folgende: Jacques Flach, Les Origines de l'ancienne France, Paris 1886 bis 1904, 3 Bde.; Paul Viollet, Histoire des institutions politiques et administratives de la France, Paris 1890—1898, 2 Bde.; Fustel de Coulanges, Histoire des institutions politiques de l'ancienne France, Paris 1877—1892, 6 Bde.; Achille Luchaire, Histoire des institutions monarchiques sous les premiers Capétiens, Paris 1891, 2 Bde.; die Monographien über Robert den Frommen, Ludwig VIII., Ludwig den Heiligen und Philipp den Kühnen, Philipp den Schönen, Karl VII. von Pfister, Petit-Du Taillis, Ch. V. Langlois, Ed. Boutaric, Du Fresne de Beaucourt; G. Hanotaux, Tableau de la France en 1614, Paris, 1 Bd.; G. Lacour-Gayet, L'Éducation politique de Louis XIV, 1898; die Bücher von P. de Nolhac über die Regierung Ludwigs XV; H. Taine, Les Origines de l'ancienne France, Ausgabe von 1899; Ed. Champion, La France d'après les cahiers de 1789, Paris 1897.

sich nur vorstellen, wieviel Mord und Plünderung eine derartige Tatsache bedeutet. Die Verbindungen sind unterbrochen, es gibt keinen Handel, keinen Austausch, keine Industrie mehr. Man baut nur noch Holzhütten, um sich zu schützen; es gibt keine Architektur mehr.

Statt die Verkehrswege aufzusuchen, meidet man sie im Gegenteil, denn Straßen und Flüsse dienen nur noch den Plünderungszügen, den Mord- und Gewalttaten der Räuber und der nicht weniger gefürchteten bewaffneten Macht. Man verlegt seinen Wohnsitz in die entlegensten Gegenden, in das unzugängliche Innere der Wälder. Es ist keine Spur von Autorität mehr vorhanden.

II.

Unter diesen Verhältnissen ging die Arbeit sozialer Rekonstruktion vor sich. Sie vollzog sich an der einzigen organisierten Macht, die intakt blieb: der Familie. Diese kräftigte sich in dem Sturm. Sie bekam einen festeren inneren Zusammenhang. Gezwungen, für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen, gab sie sich alle Organe, die ihr nötig waren, sowohl zum Widerstand gegen die unaufhörlichen Angriffe von außen, wie für ihren eignen Unterhalt durch Ackerbau und gewerbliche Tätigkeit. Der Staat existiert nicht mehr. „Die Familie tritt an die Stelle des Staates," schreibt derjenige unsrer Historiker, der am tiefsten in die „Anfänge des alten Frankreich" eingedrungen ist, Jacques Flach. Es ist ein Staat im kleinen, der innerhalb seiner sorgsam gegen die Feinde geschützten Grenzen — in seinem „finage" (Feldmark) — unter der Autorität seines natürlichen Oberhauptes, des Familienvaters, lebt.

Das Familienoberhaupt erscheint in den Anfangszeiten unsrer Geschichte ganz wie der antike Pater familias in den ältesten Zeiten Griechenlands und Roms. Er gebietet über die Gruppe, die sich um ihn schart und seinen Namen trägt, organisiert die gemeinsame Verteidigung und verteilt die Arbeit nach den Fähigkeiten eines jeden. Er „regiert" (règne) — dieses Wort steht in den alten Texten — als absoluter Herrscher.

Die Familie entwickelt sich. „Die um ihr Oberhaupt gruppierten Verwandten," schreibt J. Flach, „bilden den Kern einer umfassenden Vereinigung, der ‚mesnie'."

Die mesnie ist die durch natürliche Sprößlinge und durch eine fiktive Ausdehnung vergrößerte Familie, aber ihre Bande tragen den Charakter einer Familiengemeinschaft und bleiben sehr eng. An der Spitze der mesnie steht der seigneur, der innerhalb eines größeren Kreises die Rolle des Familienvaters beibehält und mit derselben Würde bekleidet ist. Ein altes Sprichwort sagte: „Tel seigneur, telle mesnie" („Wie der Herr, so die Sippe"), wie ein andres: „Wie der Vater, so der Sohn." Die mesnie erstreckt sich auf die Nachbarn und die treuesten Verbündeten. Sie werden mit ihren Neffen, Abkömmlingen und andern Verwandten vom seigneur unterhalten, erzogen und im Waffenhandwerk unterwiesen. „Adoptivverwandte wie natürliche Verwandte eines und desselben Oberhauptes," sagt Flach, „haben sie dasselbe Feldzeichen, tragen sie

dasselbe Fähnchen an der Lanze, stoßen denselben Kampfruf aus, haben auch einen und denselben Namen: sie heißen mesnie so und so." Aus der Familie hervorgegangen, hat die mesnie deren charakteristische Eigentümlichkeiten und wird in den Urkunden mit demselben Wort, familia, bezeichnet.

Die mesnie entwickelt sich ihrerseits wieder und wird zum fief, dem Lehen, an dessen Spitze der Feudalbaron steht. Dieser, das Oberhaupt einer mächtigeren und ausgedehnteren mesnie, hat seine Autorität von der des Familienoberhauptes. Sie ist aus denselben Elementen gebildet. „Der Baron," schreibt Flach, „ist vor allem ein Familienoberhaupt." Der Vergleich zwischen dem Baron, dem Oberhaupt des fief, und dem Vater, dem Oberhaupt der Familie, wird denn auch bereits in den zeitgenössischen Urkunden klar und deutlich gezogen.

Im 10. Jahrhundert wird die Gesamtheit der unter der Autorität des Familienvaters stehenden Personen familia genannt. Die Gesamtheit der unter der Autorität des seigneur, des Oberhauptes der mesnie, vereinigten Personen wird familia genannt. Die Gesamtheit der unter der Autorität des Barons, des Oberhauptes des fief, vereinigten Personen wird familia genannt. Und das Gebiet, auf dem ihre Autorität — mag es sich um das Familienoberhaupt, das Oberhaupt der mesnie oder den Baron handeln — ausgeübt wird, wird in den Urkunden in gleicher Weise patria genannt.

„Eine seigneurie," schreibt Seignobos, „ist ein Staat im kleinen, mit seinem Heer, seinen Sitten, seinem Heerbann, der das Zeichen der Autorität des seigneur ist, seinem Gerichtshof. Die Leute, die sie bewohnen, nennen die Außenstehenden forains. Frankreich war mehr als ein andres Land, besonders im 10. Jahrhundert, in Herrschaften dieser Art geteilt. Ihre Anzahl ist nicht genau festgestellt worden; sie würde sich sicher auf etwa 10000 belaufen."

Im Jahre 987 wurde einer dieser Feudalbarone, derjenige, der in der vollkommensten und kraftvollsten Weise die charakteristischen Eigentümlichkeiten verkörperte, die jeden einzelnen von ihnen kennzeichneten, unter dem Impuls der Bewegung, die Frankreich zur Organisation seiner lebendigen Kräfte trieb, auf den Gipfel der sozialen Gruppe getragen: Hugo Capet wurde König.

So ging durch Vermittlung des Feudalbarons das Königtum aus der Autorität hervor, die der Familienvater ausübte. Es liegt, wie man sieht, nicht bloß eine scheinbare Verwandtschaft, ein entfernter Zusammenhang durch die Uebertragung äußerer Formen, bloßer Worte und Formeln vor, sondern eine direkte, konkrete Abkunft in den wesentlichen Elementen, die reale, lebendige Wirkungen nach sich ziehen mußte.

III.

Nichts ist schwerer für einen modernen Geist, als sich die Persönlichkeit des Königs im alten Frankreich und die Gefühle, durch die ihre Untertanen mit ihr verbunden waren, vorzustellen. Paul Viollet, Professor der Rechtsgeschichte an der Ecole des Chartes, definiert die charakteristischen Merkmale unsrer alten Monarchie folgendermaßen: „Die Autorität des Königs war ungefähr die des

Familienvaters, auch sind die patriarchalische Macht und die königliche Macht ihrem Ursprung nach sehr nahe verwandt.“ Und Flach sagt: „Das Prinzip der königlichen Macht ist also das der Familie. Der König ist das Familienoberhaupt.“

Daher mußte auch seine Frau, wie in jedem geregelten Haushalt, ihren Anteil an der Verwaltung haben. „Sie führt die Wirtschaft des Königtums,“ sagt treffend der Verfasser der „Origines de l'ancienne France“. Der Staatsschatz steht unter der Aufsicht der Königin und unter ihrer unmittelbaren Kontrolle. Der Chambrier (Kämmerer oder Schatzmeister), der heutigen Tages Finanzminister genannt würde, ist tatsächlich ihr Untergebener. In der Tat ist ja noch bis auf unsre Tage in den meisten Haushaltungen die Frau diejenige, die den Schlüssel der Kasse verwahrt. — Robert II. lobt gerne die Geschicklichkeit der Königin Constance in der Verwaltung der Staatsgelder. Rouvier hätte es nicht besser machen können. Bertrade, die Philipp I. auf den Thron erhoben hatte, scheint es sogar zu gut verstanden zu haben. Ives von Chartres wirft ihr vor, daß sie für Rechnung des königlichen Schatzes Bistümer verschachere. Die Königin wird oft in den mit fremden Mächten abgeschlossenen Verträgen erwähnt. Im Jahre 1024 läßt Wilhelm von Aquitanien Robert den Frommen um seine guten Dienste bitten, um dem Uebereinkommen der lothringischen Herren mit dem deutschen König Konrad entgegenzuarbeiten. Es handelt sich um die Krone Italiens, die Wilhelm für seinen eignen Sohn haben möchte. Er schlägt vor, einen diplomatischen Vertrag zu schließen unter folgenden Bedingungen:

„Tausend Pfund für den König, hundert schöne Gewänder und fünfhundert Pfund für die Königin.“ Das ist allerliebst.

Was die ausführende Gewalt betrifft, so liegt sie natürlich in den Händen der Dienstleute, die der regierenden Familie aufwarten. Diese gruppieren sich in sechs Gewerke, ministeria: Bäckerei, Kellerei, Küche, Obstkammer, Marstall und Kämmerei. Das Ganze wird von den Großwürdenträgern geleitet: Dem panetier (Oberbrotmeister), dem bouteiller (Obermundschenk), dem Seneschall, dem Connétable und dem chambrier (Oberkämmerer), die persönliche Diener des Monarchen sind.

Der Seneschall war der Vorschneider. Er zerschnitt das Fleisch, das auf des Königs Tafel kam. Er blieb sitzen bis zu dem Augenblick, da die Braten auf den Zinnschüsseln hereingetragen wurden. Dann stand er auf, um seines Amtes zu walten. Nach dem Mahle empfing er vom Koch ein Stück Fleisch, dem der Oberbrotmeister und der Obermundschenk zwei Brote und drei Schoppen Wein beifügten. In Kriegszeiten überwachte der Seneschall die Aufstellung des königlichen Zeltes; er begleitete seinen Herrn auf seinen Heerfahrten, in seiner Abwesenheit befehligte er die Heere. Diese Funktionen wurden in den Häusern Rochefort und Guerlande erblich. Ludwig VI. schränkte ihre Bedeutung ein, Philipp August schaffte sie ab. Das Seneschallamt hatte eine solche Bedeutung bekommen, daß es zu einer Gefahr für das Königtum geworden war.

Neben dem Seneschall haben wir den Connétable, den comes stabuli, den

Stallgrafen. Er hat die Aufsicht über den königlichen Marstall, überwacht die Futterbeschaffung, kauft die Pferde. Er sorgt dafür, daß die Stallknechte die Stallungen gut reinigen. Auch darf er vier eigne Pferde an die Raufen seines Herrn stellen und überdies in der Küche rohes oder gekochtes Fleisch holen. Als Philipp August im Jahre 1191 das Amt des Seneschalls aufgehoben hatte, wurde der Connétable der Führer des Heeres. Philipp August gab ihm zwei Marschälle bei. Da nun später auch der Connétable durch seine übergroße Macht ein Gegenstand der Befürchtung für die Monarchie geworden war, so wurde das Amt im Jahre 1627 von Richelieu abgeschafft.

Der Obermundschenk — der magister pincernarum — hatte, wie sein Name besagt, den Befehl über die Mundschenke, wie der Connétable über die Stallburschen. Er war der dritte Großbeamte der Krone. Er hatte die königlichen Weingüter und deren Einkünfte zu verwalten. Er überwachte nicht nur die Versorgung des königlichen Kellers mit Wein, sondern auch den Verkauf der Ueberschüsse der Ernten. Er stellte die öffentlichen Keltern auf und erhob die Standgelder, die Keltergebühren, die Weinsteuern. Er bekam dann die Streitigkeiten abzuurteilen, die durch diese Abgaben veranlaßt wurden. So erweiterte sich nach und nach die Bedeutung seiner Funktionen. Der Obermundschenk hatte für sich und seine Familie ein Anrecht auf den Wein aus dem königlichen Keller und das Recht, in der Küche rohes oder gekochtes Fleisch nach Belieben holen zu lassen. Er durfte nicht wie der Connétable vier Pferde in die Ställe seines Herrn einstellen, aber dafür hatte er die Erlaubnis, sich in der Obstkammer Kerzen zu holen. Außerdem fielen ihm die an den Festtagen angezapften Fässer zu. Dies war ein Vorrecht, auf das der Obermundschenk großen Wert legte. Denn da er selbst die Fässer aus dem Keller heraufholen ließ, so ließ er eine möglichst große Zahl davon anzapfen. Der Obermundschenk hatte die Verwaltung des königlichen Schatzes und den Vorsitz in der Rechnungskammer. Vom 12. Jahrhundert an wurden diese Aemter erblich in dem Hause de la Tour, der ersten Familie von Senlis. Im Jahre 1449 mußte Karl VII. das Amt, das zu ansehnlich geworden war, aufheben.

Der Oberkämmerer leitet den Dienst in den Privatgemächern. Hier befindet sich das, was wir heutigentags den Geldschrank nennen würden. In der Tat ist er der Schatzmeister des Königreiches. Er hat die Kämmerer unter sich. In dieser doppelten Eigenschaft, als Oberhaupt der Kammerdiener und als Finanzminister, steht er unter den Befehlen der Königin. Als im Jahre 1445 das Amt aufgehoben wurde, übertrug der König seine dienstlichen Befugnisse dem ersten Kammerherrn.

Der Oberbrotmeister hatte die oberste Gewalt über die Bäckerei. Er bediente bei Tische, während der Seneschall tranchierte und der Obermundschenk einschenkte. Er überwachte das Backen des Brotes. Unter den Inhabern dieses Amtes waren die größten Namen Frankreichs, unter andern die Montmorency. Seit den Erlassen, die Karl VII. im Jahre 1449 ergehen ließ, war das Amt ein reines Ehrenamt; aber die damit verbundene Ehre war groß, und die Cossé-

Brissac, die es durch Vererbung in ihrer Familie festzuhalten verstanden hatten, waren sehr stolz darauf, bis die Revolution kam.

Schließlich kommt noch der chancelier, der Großsiegelbewahrer, dessen Würde ein wenig andrer Natur war, weil sie, obwohl er zum Dienstpersonal gehörte, zugleich religiöser Herkunft ist. Die merowingischen Könige bewahrten unter ihren Reliquien die kleine „chape" (capa) des heiligen Martin auf. Es war das Unterkleid, das der Schutzheilige von Gallien an dem Tage getragen hatte, an dem er seine Tunika dem Armen überließ. Daher stammte der Name „chapelle", der dem Ort gegeben wurde, wo die Reliquien der Könige aufbewahrt wurden, und der Name „chapelain", (Kaplan) den die darübergesetzten Geistlichen führten. Mit den Reliquien waren die Archive vereinigt. Die Kaplane mußten ein Register über die auf die „chape" geleisteten Eide führen. So kamen sie dahin, mit der Führung der Akten, der mit Siegeln versehenen Diplome betraut zu werden. Ihr Oberhaupt war der chancelier. Dieser mußte beständig das große Siegel an seinem Halse tragen, damit es nicht entwendet werde.

Das waren die sechs Großwürdenträger der Krone. Sie standen dem König bei allen seiner Machtvollkommenheit entspringenden Handlungen bei und folgten ihm überall hin. Der ausgesprochene Dienercharakter ihrer Würden verlor sich allerdings mit der Zeit, aber weniger rasch, als man zu glauben geneigt wäre. Noch im 15. Jahrhundert, an der Schwelle der Renaissance noch, ließ sich Karl VII. an den Festtagen durch die Großwürdenträger bedienen, von jedem dem Charakter und dem Ursprung seiner Würde entsprechend, und der Oberstkämmerer las während des Essens mit lauter Stimme vor.

IV.

Der alte Bodin schreibt in seinen berühmten „Livres de la République": „Der König begegnet seinen Unterthanen und läßt ihnen ihr Recht werden, wie ein Vater seinen Kindern."

Das ist im wesentlichen die Funktion des Königs. Ueber diesen Punkt sind die ältesten Theoretiker der königlichen Macht und die neuesten Historiker einstimmig derselben Meinung. Die ersten Könige, Hugo Capet, Robert der Fromme, erklären deutlich und bestimmt, daß der König nur dann Daseinsberechtigung hat, wenn er Recht spricht. Der Graf Eudes II. von Blois schreibt an Robert: „Die Wurzel und die Frucht deines Amtes: die Gerechtigkeit." Im 11. Jahrhundert definiert Fulbert von Chartres den König von Frankreich als den „Gipfel der Gerechtigkeit, summum justiciae caput." Der König war im Königreich die Quelle der Gerechtigkeit, alle Gerechtigkeit ging von ihm aus. Es konnte nicht anders sein. Unter den tausend und abertausend lokalen Gruppen, Familien, Herrschaften, Städten, in die das Königreich zerfiel, war der König das einzige Band, die einzige höchste Autorität, folglich auch die einzige, die bei den Streitigkeiten, die unter ihnen entstanden, intervenieren konnte. Da jede dieser Gruppen unabhängig lebte und sich verwaltete, so blieb dem König keine andre Funktion, als dafür zu sorgen, daß sie zum allgemeinen Wohl sich miteinander vertrugen.

Schon im 10. Jahrhundert spricht Abbon in klaren Worten diesen Gedanken aus: „Sobald der König geweiht ist, fordert er von allen seinen Untertanen den Eid der Treue, aus Furcht, daß an irgend einer Stelle des Königtums Zwietracht entstehe.“ Im 16. Jahrhundert schreibt Bodin: „Der König muß seine Untertanen unter sich und alle zusammen mit sich selbst in Uebereinstimmung bringen,“ — eine bewunderungswerte Art, mit voller Genauigkeit den ganzen monarchischen Gedanken in zwei Zeilen zusammenzufassen. Luchaire allerdings braucht dazu nur eine Zeile: „Der König,“ schreibt er, „ist der oberste Friedensrichter“.

Durch die Tatsache allein, daß der König der oberste Richter ist, ist er der Friedensstifter, „der Besänftiger“, wie Ludwig der Heilige sagt. Die kriegerischsten Könige sind in diesem Sinne Förderer des Friedens, und insofern wird der rauhe und unermüdliche Krieger, der Ludwig der Dicke war, von Hariulf als „pacifique“ bezeichnet. „Ludwig der Friedfertige, der mit dem Zepter in der Hand jedem sein Recht wahrt.“

Man denke an die Gewalttaten, an die unzähligen Kämpfe, die allerorten sich entfesselten. Wir wollen hier nicht wiederholen, was darüber gesagt worden ist. Ueberall, wo die Hand der Gerechtigkeit, die königliche Hand erschien, säte sie Frieden und Eintracht. Sie allein konnte im Königreich dieses Amtes walten. So kam es dahin, daß der öffentliche Frieden mit dem „Frieden des Königs“ eins wurde.

In den ersten Zeiten allerdings war diese Gerichtsherrnrolle nicht die eines ständigen Richters, man könnte eher sagen eines Richters zu Pferde. Die mit Pelz gefütterte Robe wird durch die Stahlbrünne und das Kettenpanzerhemd ersetzt. Man sieht den hohen Gerichtsherrn vom Morgen bis zum Abend auf den Landstraßen, den Helm auf dem Kopf, mit dem Koller, den Beinharnischen und dem Panzerhemd. Das gilt nicht nur von Ludwig dem Dicken, sondern von allen ersten Kapetingern. Von Robert dem Frommen hat Ch. V. Langlois folgendes köstliche Bild entworfen:

„Ein Mann von hohem Wuchs, mit etwas gewölbtem Rücken, großer, langer Nase, sanftem Blick, liebenswürdigem Munde, stets bereit, den ‚Friedenskuß‘ zu geben; fortwährend im Feld, Schlösser belagernd und mit der Lanze in der Faust bestrebt, die Herrschaft des Friedens und der Gerechtigkeit zu sichern.“

So hatten die Könige im 13. Jahrhundert durch unausgesetztes Bestreben es dahin gebracht, in ihrem Königreich eine relative Ordnung zu schaffen. Ludwig der Heilige braucht jetzt nicht mehr auf den Landstraßen, mit dem Schwert in der Faust, den Richter zu machen, sondern er sitzt in seinem Zimmer am Fuß seines Bettes oder auch im Schatten der Eichen von Vincennes, von seinen Räten umgeben. Man kennt die berühmte Stelle bei Joinville; wir wollen sie hier nicht wiedergeben.

In Paris spielen sich die gleichen Szenen ab. „Ich sah manchmal im Sommer,“ schreibt Joinville von Ludwig dem Heiligen, „daß er, um die Leute abzufertigen, in den Garten von Paris kam, bekleidet mit einem Rock aus Kamelott, einem wollenen Oberkleid ohne Aermel, einen Mantel von schwarzem Taffet

um den Hals, sehr sorgfältig gekämmt und ohne Haube, einen weißen Pfauenfedernhut auf dem Kopfe. Und er ließ Teppiche ausbreiten, damit wir uns um ihn herumsetzten, und alles Volk, das ihm etwas vorzutragen hatte, blieb rings um ihn stehen. Und dann ließ er sie auf die Art abfertigen, wie ich es euch vom Bois de Vincennes berichtet habe."

Ein Miniaturbild aus dem 15. Jahrhundert, das in der Bibliothèque de l'Arsenal aufbewahrt wird, stellt Karl V. im Peristyl seines Palastes, der weitgeöffneten Tür gegenübersitzend dar, so wie die Chronisten des 13. Jahrhunderts Ludwig den Heiligen schildern. Er ist von drei oder vier Räten umgeben. Vor ihm diskutieren die Streitenden mit großer Heftigkeit; der eine von ihnen verliert dabei seinen Hut. Währenddessen entfernt sich durch die Tür, auf der Straße, die sich in der Ferne verliert, ein Zug von befriedigten Prozeßführenden, je zwei hintereinander; die versöhnten Gegner gehen Arm in Arm und plaudern freundschaftlich miteinander, ohne Zweifel über die Art, wie der König soeben ihre Angelegenheit geschlichtet hat.

Und der gute Bodin, der die Gedanken seiner Zeitgenossen so naiv und dazu so kräftig in Worte überträgt, schreibt noch im 16. Jahrhundert:

„Wenn die Untertanen sehen, daß ihr Fürst sich ihnen zeigt, um ihnen Recht zu sprechen, so gehen sie halb befriedigt fort, selbst wenn sie nicht erreichen, was sie verlangen.

„‚Zum mindesten‘, sagen sie, ‚hat der König unser Begehr gesehen, er hat unsern Streit angehört, er hat sich die Mühe gemacht, ihn abzuurteilen.‘

„Und wenn die Untertanen von ihrem König gesehen, angehört und vernommen sind, ist es unglaublich, wie sehr sie vor Wohlbehagen und Vergnügen außer sich sind."

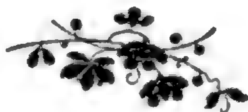
Diese Ueberlieferungen erhielten sich in viel höherem Grade, als man eigentlich zu glauben geneigt wäre. Die Wandlungen, die sich mit der Zeit vollzogen, die Vermehrung und größere Bequemlichkeit der Verkehrsmittel, die erstaunliche Entwicklung einer Stadt wie Paris, in unmittelbarer Nähe der königlichen Residenz, brachten es mit sich, daß ein Herrscher wie Ludwig XIV. nicht mehr wie Ludwig der Heilige allen denjenigen seiner Untertanen hätte Audienz geben können, die gekommen wären, um ihm ihre Streitigkeiten vorzutragen. Dessenungeachtet empfing Ludwig XIV. noch jede Woche alle diejenigen, die sich bei ihm vorstellten, auch die Aermsten und ganz schlecht Gekleideten. Dann gruppierten sich die Prinzen von Geblüt, die sich am Hof befanden, um ihn: die guten Leute schritten im Gänsemarsch an dem König vorüber und er nahm mit eignen Händen ihre Eingaben entgegen, in denen ihre Angelegenheiten dargelegt waren. Diese Eingaben wurden vom König auf einen Tisch gelegt, der sich neben ihm befand, und alsdann in einer Ratssitzung geprüft, wie die Bemerkung „dem König vorgelesen", die wir heutigen Tages auf einer Menge von ihnen finden, bezeugt. Ein volkstümlicher Holzschnitt stellt Ludwig XIV. dar, wie er eine dieser öffentlichen Gerichtssitzungen abhält. Die Anordnung ist nicht anders, als die auf

der Miniatur, die Karl V. an der Tür seines Palastes darstellt. Darunter steht folgende Erklärung:

„Hier ist der große König Ludwig XIV. zu sehen. Er erteilt den Aermsten seiner Untertanen Audienz, um ihre Streitigkeiten rasch zu beendigen. Salomo setzte sich auf den Thron, um über jene beiden armen Frauen Recht zu sprechen, die miteinander stritten, wem das Kind gehöre. Unser Monarch macht es ganz ebenso, wie er und unsre großen Könige und Kaiser, Karl der Große und Ludwig Augustus (ohne Zweifel Ludwig der Heilige). Sie erteilten öffentliche Audienzen wie er, sie waren durch ein eignes Gesetz dazu verpflichtet und hatten es im ganzen Königreich verkünden lassen."

Die wachsende Zahl und die immer mehr zunehmende Kompliziertheit der Rechtshändel zwangen den König, sie seinen Räten zu überlassen. So wurden die Parlamente geschaffen, die kraft Uebertragung der königlichen Macht die Rechtsprechung ausübten.

(Fortsetzung folgt.)



Die Ballings und der Krähenhorst.

Eine Erzählung

von

Carl Ferdinands.

Als der große Napoleon am Rhein die Kirchengüter einzog, kaufte ein junger Mann aus Westfalen, namens Friedrich Balling, für einen Apfel und ein Stück Brot den Hof Sankt Jan, der dem Kloster Knechtstaaden gehört hatte. Wenn man die Bauern fragt, so sagen sie, daß an den Kirchengutkäufer sich das Unglück hänge, aber wer die rheinischen Geschichten kennt, weiß, daß es oft auch anders kam.

Friedrich Balling zog also aus dem Osten mit seiner jungen Frau herüber und fing an zu wirtschaften. Es waren wohl an achthundert Morgen, die auf ihn warteten. Zweihundert waren in früheren Jahren einmal unter dem Pflug gewesen, aber in den unruhigen Franzosenzeiten hatten die frommen Väter von Knechtstaaden die Angelegenheit liegen lassen, und so war Unkraut und Heideland auf der Kornflur groß geworden. Der alte Klosterpächter hatte gerade noch ein paar kärgliche Läppchen mit dem Spaten bearbeitet.

Aber der junge Balling kam mit klaren blauen Augen und mit arbeitsfröhlichen Händen, und so wuchs allmählich wieder die alte Feldmark heran. Anders war es mit den übrigen sechshundert Morgen. Das war der Kunkel-

wald, der sich aus dem Sumpf und Rohr am Bergrand bis auf die flachen Rücken der Hügel des Vorgebirges heraufzog. In den seichten Tälchen, die dazwischen einschnitten, war wieder saurer Moorboden, so daß nur Erlen und Gestrüpp aufkam. Im Kunkelwald selbst standen lauter uralte Buchen und Eichen, Pappeln und Ulmen, und es war mehr dürres Holz und Geäst da, als alle Armen in Köln zusammengenommen in einem Winter hätten verbrennen können in ihren Oefen.

Aber das war nicht der Grund, weshalb Friedrich Balling sich hinterm Ohr kratzte, als er den Kunkelwald zum erstenmal in Augenschein nahm. Er sah zu seiner verschüchterten Frau herunter und wies mit dem Kopf, ohne ein Wort zu sagen, nach oben. Im Gewirr der dichten, sich behindernden Baumkronen hing Krähennest an Krähennest; so ging es weiter, so weit man sehen konnte. Das schwarze Reisiggeflecht der Horste zeichnete sich vieltausendfach gegen den Abendhimmel scharf ab. Lautlos strichen von allen Seiten die Krähen über den Wald; aber wo Friedrich Balling mit seinem jungen Weibe schritt, da machte das dunkle Geflügel in der Luft einen Lärm, als ob ein Uhu im Gebüsch sitze. Und wenn sie hier einen Augenblick still waren, so hörte man aus weiter Ferne, aus den entlegensten Winkeln des Kunkelwaldes das Schnarren und Krähen der unruhigen Vögel.

Aber der Balling war kein Angsthase, sondern lachte in sich hinein und sagte zu seiner Frau: „Du, Sankt Jan gefällt mir nicht als Name für unsern Hof, ich will ihn anders nennen; er soll Krähentod heißen, denn ehe zehn Jahre vorüber sind, soll es hier im Wald still sein, kein Krähenhorst soll mehr auf den Astgabeln sitzen, und keine Krähenfeder soll mehr auf dem Moos liegen. Das ist ja ein unsauberer Viehstand hier!“ „Wie du meinst,“ antwortete der schmale, blasse Mund neben ihm, „dann soll der Hof also Krähentod heißen“, und damit ging auch ein Schauder über den Rücken der Frau; das kam wohl von der feuchten Luft aus den Sümpfen, die am Bergrand den Kunkelwald umsäumen.

Und die Krähen erhoben ein vielstimmiges Geschrei, als ob sie verstanden hätten, und begleiteten oben in der Luft mit Flügelsausen und mancher Wendung die beiden, als sie in der Dämmerung über den Geißensteg, den einzigen gangbaren Weg, die Sümpfe überschritten und ihrem neuen Eigentum, dem Hofe Krähentod, sich näherten.

Friedrich Balling war ein tüchtiger Mensch, und was er sich vornahm, führte er auch aus mit der ganzen Kraft seiner friedlichen und sichern Seele. Die Bauern hatten sich zuerst gegen ihn verschworen, weil er ein Ketzer war und nicht in die Kirche kam. Als er ihnen dann aber allerhand Freundliches erwies und durch die Tagelöhnerei auf dem Hofe mancher harte Taler für sie abfiel, der in der schweren Kriegszeit gut zu gebrauchen war, da wurden sie zutraulicher und nannten das Gut mit Vorliebe „den Krähentod“, obwohl sie zuerst gegen den Namen gezetert hatten, der die alte fromme Bezeichnung verdrängen sollte. Und was Balling selbst nicht fertig brachte, das gelang der

stillen Frau Kathe, die manches Töpfchen Fleischbrühe und manche Mandel Eier zu den armen Wöchnerinnen und Kranken im Dorfe trug; und so heimlich, daß es keiner sah.

Das mußte man dem Balling lassen, er verstand seine Wirtschaft. Bald konnte er dort ein Stückchen Acker zukaufen, bald hier, die Liegenschaften wuchsen und wuchsen, und jedes Jahr wurden die Kornbarmen breiter und höher. Und auch über den Kunkelwald hinaus dehnte sich sein Besitz aus, die Fichtenbestände im Hochforst gehörten ihm bald und das Ginstergestrüpp mit dem Buschwerk dazu, das zwischen Kunkelwald und der Soonheide lag. Ja, als sein jüngstes Söhnchen Hermann — die beiden älteren Jungen starben ihm klein an der Bräune weg — so alt war, daß es ein Steckenpferd haben wollte, da konnte es ihm der Vater aus einem alten Pappelknorren schnitzen, der hinter dem Hochforst in einer ausgedehnten Niederung gewachsen war, die, seine jüngste Erwerbung, als langhingezogenes Teichgebiet und Erlendickicht an die königlichen Forsten grenzte. Denn unterdessen war der große Napoleon geschlagen worden und das Land an den König von Preußen gefallen. Und als der Sohn herangewachsen und nach Köln auf die Schule geschickt wurde und sich in Friedrich Ballings Haar die ersten Silberfäden zeigten, da wurde der Giebel des Hauses Krähentod mit Sandsteinen verziert, an denen Rosengehänge und Lorbeerkränze sauber ausgehauen waren, und das ganze Haus wurde erneut, so daß es fast so schön aussah, wie das Schloß in Düsseldorf.

Wenn der alte Balling damals den Namen aussprechen hörte, den er selbst seinem Hofe gegeben hatte, dann zog sich ein seltsamer Ausdruck wie eine flinke Wolke über sein Gesicht, das war kein Lachen und kein Weinen, kein Aerger und kein Aufschluchzen, keine Wut und kein Spott und hatte doch von allem etwas. Dem alten Balling war nämlich alles gelungen, das mit den Krähen aber war ihm gründlich mißlungen, so gründlich, wie dem großen Kaiser die Schlacht bei Waterloo mißlungen war. Er hatte den Kampf mit den Krähen zuerst lässig aufgenommen, wie etwas, das sich nebenbei spielend erledigen läßt. Er schoß einmal gelegentlich mit der Flinte ein paar Krähen weg, ließ einige Nester von den Dorfjungen ausheben und ein paar Horste zerstören. Aber nach Jahren merkte er, daß es so nicht ging, sein Wildstand ging zurück, die jungen Fasanen und Hasen wurden von den Krähen totgebissen und die Aecker durchgewühlt. Und statt weniger zu werden, wurden es immer mehr, oben an der Bergkante horsteten sie und unten im Sumpf auf den Erlen und Pappeln, wo man sie nicht erreichen konnte.

Als der junge Hermann Balling, der unterdessen in Bonn auf der hohen Schule Landwirtschaft studierte, mit der bunten Mütze zum ersten Male in das Haus seines Vaters kam, da flog es wie ein schwarzer Bienenschwarm oben hoch über den Giebel, das waren die Heere der Krähen, die den Einzug des jungen Herrn vom Krähentodhofe mit listigen, bösen Augen verfolgten.

Und wie einige Jahre später der Leichenzug der Frau Balling nach dem Dorfe fuhr und der alte Friedrich müde hinter dem Wagen herschleppte und

die tätigen blauen Augen an die Erde geheftet hielt, da mußte er unwillig aufblicken, weil das Krähenvolk solch ein durchdringendes Geschrei erhob; rechts und links saßen sie auf den umgepflügten Feldern, auf den kahlen Bäumen hielten andre, flogen nicht fort, sondern krähten mit vorgeblähtem Halse. Vor dem Trauerwagen blieben sie auf der Straße sitzen und stießen erst auf, als der Huf der schwarzbehangenen Gäule sie fast berührte.

Da traf den alten Mann plötzlich wie ein Faustschlag die Erinnerung an das Versprechen, das er mit lachendem Gesicht damals derjenigen gegeben hatte, die heute vor ihm hergefahren wurde. Das Weinen ließ er nicht hochkommen, aber es schüttelte ihn wie ein Fieber, so daß die Bauern, die ihm folgten, sich anstießen und die Köpfe schüttelten.

Seit der Zeit war es dem Alten furchtbar ernst mit dem Kampfe gegen den Krähenhorst, die graue Einsamkeit nach dem Tode der Frau tat das Ihre, und so begann er einen wilden Vernichtungskrieg. Im Frühjahr ließ er sich aus Hessen Männer kommen, die gewohnt waren, mit eisernen Steigeisen an den schweren Baumstämmen heraufzuklettern, die mußten die Nester ausnehmen und zerstören. Der alte Balling, der sonst sparsam war, ließ es sich ein schönes Stück Geld kosten. Es gab Tage, an denen der Boden im Walde bedeckt war mit den bläulichen, nackten Leichen der eben ausgekrochenen Krähenbrut. Und mit Gift wurden die alten Vögel getötet, mit Schlingen gefangen und geschossen. Jeden Abend gab es eine große Strecke. Die Katzen und Hunde im Dorf wurden fett vom Krähenfressen, und wenn einmal eins einging, so kam es, weil es die vergifteten Krähen noch nicht erkennen konnte, die andern ließen sie liegen. Das ganze Dorf nahm teil an der täglichen Schlacht und musterte an den Sonntagen, ob die Scharen der Krähenvölker, die abends zum Horst strichen, sich vermindert hätten. Und es schien so, als ob es besser würde und die schwarzen Heeressäulen sich lichteten. Aber das konnte alles nichts helfen, solange in den Sümpfen noch das Hauptheer in ungestörter Ruhe nisten und wohnen konnte. Vom Ufer aus sah man sie zu Hunderten auf den großen Pappeln sitzen und in den Abendhimmel starren. Deshalb beschloß der alte Balling die erste Gelegenheit eines scharfen Frostes zu benutzen, über das Eis in das Moorland einzudringen und das Getier anzugreifen. Die hohen Pappeln wollte er umhauen, neben dem Geißensteg mehrere sichere Pfade durch das Sumpfgebiet anlegen und schließlich durch geeignete Leute untersuchen lassen, ob die Teiche und das Bruchland nicht zu entwässern seien, um guten Wald zu gewinnen.

Endlich fiel der erste Schnee, der Wind drehte sich, ein Oststurm machte reine Bahn mit den Wolken und brachte Frost. Der kleine Karpfenteich vor dem Herrenhause war in zwei Tagen fast bis auf den Grund zugefroren. Die Bauern, die Balling zum Bäumefällen als Tagelöhner annehmen wollte, sagten ihm, daß es für den Krähensumpf noch nicht Zeit sei, der friere wegen seiner geschützten Lage immer eine Woche später zu als draußen auf dem Felde das Wasser. Balling schüttelte den Kopf und dachte bei sich, daß die Bauern keine Lust hätten.

Am dritten Tage nahm er sich einen Knecht mit, der die zweite Flinte trug, und suchte den Sumpf auf. Die Krähen saßen auf den Pappeln so dicht, daß es aussah, als ob die Aeste sich mitten im schneidenden Winter plötzlich belaubt hätten. Das Eis am Rande der Tümpel erwies sich hart wie Stahl, und die beiden pürschten sich, vorsichtig die dürren Büschel der Binsen und des Schilfrohrs vermeidend, näher an die höchste Pappel heran.

Der alte Balling winkte dem Knecht mit der Hand; der wußte von der Jagd her, daß sein Herr dann allein weiter wollte. Er blieb also stehen und hielt die Augen auf den Baum gerichtet, und dachte, wie jetzt gleich nach dem Schuß das Krähenvolk sich aufheben und hastig über der Stelle kreisen würde.

Da hörte er vor sich ein Knacken, wie wenn einer eine kleine Eisscholle aufs Eis wirft, die zerspringt. Er sieht herunter und ist noch vom Abendhimmel geblendet, er hörte etwas wie ein dumpfes Knurren, dann ein Gurgeln und Schlicksen. Er geht, weil es nun stille ist, einen Schritt vor, er ruft ganz leise „Herr Balling", ruft's lauter. Da erhoben sich mit wüstem Gekreisch tausend Krähen von allen Bäumen im Sumpf, dann die vom Kunkelwald, aus den Tälern und oben von der Berglehne. Und das ist ein Krähengeschrei, gellend, höhnisch und ohne Aufhören.

Er ruft noch einmal ganz laut, geht noch einen Schritt vor und hält sich mit der Hand den helleren Himmel ab. Jetzt kann er unterscheiden. Neben dem gebeugten Wachholderstämmchen, halb von ihm überschattet, ist im Eis ein kreisrunder Wasserspiegel, in dem ein paar kleine Schollen auf und abtanzen auf kleinen Wellen.

Da wirft er die Flinte hin und jagt nach dem Hof, die Leute kommen mit Leitern und Stangen; wo der Knecht gestanden, ist das Eis so dünn, daß es wankt, und davor liegt ruhig die Stelle, wo der Alte eingebrochen ist.

Man suchte mit den Stangen und Haken, man fand ihn nicht. Vielleicht zog ihn die Flinte herunter. Nun besannen sich sich auf einmal die Leute und meinten, etwas andres habe ihn heruntergezogen.

So starb der erste Balling an den Krähen.

*

Von Balling dem Jüngeren erzählten die Lehrer an der Hochschule und andre, die es wissen konnten, daß er zu Großem geboren sei. Er griff alles mit Wärme und Glanz auf und hatte in einer halben Stunde einen Plan darüber, in dem stand jedes Ding für das Auge an der richtigen Stelle und sah sauber aus wie eine Bauerndiele am Sonnabend. Wenn man ihn sprechen hörte, sagte man zu jedem Wort Ja und Amen, aber abends, wenn man allein darüber nachdachte, rieb man sich die Augen, wunderte sich und fand allerhand Ungereimtes in den Reden des jüngeren Balling.

Jedenfalls hatte er das rechte Feld dazu, etwas zu leisten, als er nach Hause kam. Sein Vater hinterließ ihm weit über tausend Morgen, und mancher Herr aus der rheinischen Ritterschaft hätte sich nach dem Gute die Finger ge-

leckt. Aber er meinte, er müsse zuerst seine staatlichen Prüfungen an der Hochschule in Bonn ablegen, und seine Lehrer stimmten ihm bei. Somit ließ er den Großknecht als Verwalter auf dem Hofe und blieb in Bonn.

Ein Großknecht ist nun gut und wohl, aber wer seit langen Jahren bei dem alten Balling Großknecht war, der hatte gelernt nach einem andern Willen zu leben und zu handeln jeden Augenblick seines Tagewerks und konnte keinen Peitschenstiel ausbessern und keine Milchfuhre fahren lassen, ohne vorher genaue Weisung bekommen zu haben. Und nun sollte der Peter Nelles das auf einmal alles ganz allein machen. Somit verlor er über einem halben Morgen Kleefeld, in dem die Mäuse hausten, das ganze Gut aus den Augen und verstrickte sich immer dichter ins Brombeergebüsch allergleichgültigster Kleinigkeiten.

Das war das erstemal, daß die Bauern über den jüngern Balling die Köpfe zusammensteckten, sich eins lachten und griemelten und allerhand Unheil kommen sahen.

So kam es, daß die Erträgnisse des Hofes Krähentod nach anderthalb Jahren, als der junge Balling mit glänzenden Zeugnissen von der Hochschule nach Hause kam, sich um einige hundert Taler verringert hatten.

Der Großknecht Peter Nelles saß neben dem großen eichenen Schreibtisch, in dem sein neuer Herr in seiner aufgeregten Weise herumstöberte und dazu fortwährend redete. Nach einer Viertelstunde sah es im Kopfe des Nelles noch viel krauser aus als wie in den Schubladen des Schreibtisches. Der alte Balling kannte den Peter, er sagte zu ihm: „Geh hin, und laß den Zaun ausbessern", oder „die Wiese unterm Moorbüchel muß heut gemäht werden" und „das muß bis zu der und der Stunde fertig sein". Das machte dann der Peter am Schnürchen. Der junge Balling aber befahl zwanzig Sachen auf einmal, sprach in einem Atem von Kunstdünger, Abzugskanälen, Fasanenzucht, Trockenfütterung, Branntweinbrennerei, Rübenbau, eisernen Krippen und Ziegeldächern, und schließlich rief er dem verdutzten Nelles mit leuchtenden Augen dreimal das Wort Musterwirtschaft zu.

Als der Herr zu Ende war und der Großknecht herausging, kehrte dieser auf der Treppe wieder um und fragte, was er nun tun solle.

Der junge Balling meinte, er habe es ihm doch wahrhaftig deutlich genug gesagt und er solle es nur so machen, ließ den Knecht stehen und schrieb an seinem Aufsatz über ein neues Düngeverfahren weiter.

Morgens früh, wenn der junge Balling den Hof verließ und mit seinem schweren Ebenholzstocke in die mürben Schollen stach, dann schickten die Krähen einen Kundschafter, der flog dreimal über den Dahinschreitenden her und rückte dazu mit dem Kopf. Dann warf wohl der Balling einen scheuen Blick nach oben, denn der schwarze Vogel erinnerte ihn an die erste empfindliche Niederlage, die er im Dorfe erlitten hatte; denn als er Tagelöhner werben wollte, um die Leiche seines Vaters zu bergen und die Entwässerung des Sumpfgebietes in Angriff zu nehmen, es war damals gleich nach dem Tode des alten Herrn, da drückten sich die Bauern weg, meinten, was Gott tut, das ist wohlgetan, sprachen

von der Hand des Allmächtigen und rückten plötzlich mit der Ansicht heraus, damals, als der Hof noch Sankt Jan geheißen und den Vätern von Knechtstaaden gehört habe, sei solches Schicksal nicht gesehen worden, wollten schließlich keine Hand rühren, weil's Unheil bringe. Und die fremden Tagelöhner fischten wochenlang vergeblich im Sumpf herum. Als dann schließlich ein Mensch aus Linnich, der mit getagelöhnert hatte, mit dem Kahne im Rohr stecken blieb, umschlug und wie Blei unterging, war auch mit den fremden Arbeitern kein Halten mehr, das Wasser behielt seine beiden Toten und blieb so lang und breit wie es war.

Daran dachte der junge Balling, wenn er durch seine Flur schritt und den Kundschafter über sich fliegen sah. Dann hörte er von ferne das brausende Lärmen des Krähenhorstes, sah das Auf- und Abfliegen, das Hintereinanderjagen, den ganzen Handel und Wandel der großen Krähenstadt.

Dann blieb ihm die Musterwirtschaft im Halse stecken, und er nahm seinen Wagen und blieb eine Woche lang in Köln oder Düsseldorf.

Unterdessen machte Peter Nelles sich die Stunden sauer, nagelte und hämmerte ein paar Tage lang an einer verfallenden Scheunentür herum und ließ dabei Knecht und Magd ihre eignen Wege gehen.

Kam der Balling dann wieder von seiner Reise, so hatte er irgend eine Neuigkeit im Kopfe, die brannte darin wie eine Fackel.

Er wollte einmal einen landwirtschaftlichen Verein gründen, der Vorstand wurde ernannt, er selbst zahlte einen ansehnlichen Beitrag, aber die Bauern wollten nicht heran, und der krumme Hannes, den sie im Dorfe den Dreckhafen nannten, weil seine Felder in der Lehmkute lagen und er solch ein ungewaschenes Maul hatte, sagte zu Peter Nelles, als er für den Verein werben kam: „Sag mal, habt Ihr auch schon einen Namen für den Verein, Ihr könnt ihn ja den Verein für Krähenzucht nennen."

Peter Nelles, der an sich nicht boshaft war, erzählte das brühwarm seinem Herrn.

Der sagte nichts, stieß aber den Ebenholzstock so heftig auf den Boden, daß die morsche Diele nachgab und der Stock federnd im Holze stak. Dann gab Balling das Geld für den Verein an die Armen in Köln, denn der Gemeindeausschuß drehte und wand sich und fand mehr als eine Ausrede, um das Geld abzulehnen.

Unterdessen hatte es Neuerungen geregnet, andern Dünger und andre Pflüge, neue Eggen und neue Krippen, die Milch wurde anders gebuttert und das Kraut anders eingekocht, Solange der Balling dabei war, ging das alles recht gut und die Erträge schienen sich zu verdoppeln; aber dann fing er wieder mit etwas Neuem an, und die Knechte machten die Arbeit mit dem neuen Gerät schlecht und huddelig. Der Schluß war, daß es jedes Jahr ein paar hundert Taler weniger zu verrechnen gab.

Die Anschaffungen kosteten Geld, und wenn der alte Balling dem Sohne auch viel Feld hinterlassen hatte, mit dem Baren war es recht knapp. Da mußte denn Geld aufgenommen werden.

So etwas merken die Bauern bald, sie riechen es sozusagen: und das war das zweitemal, daß sie über den jungen Balling die Köpfe zusammensteckten und böse Worte sagten.

Unterdessen nährten sich die Krähen schlecht und recht, und während der Boden auf dem Hofe Krähentod immer magerer wurde, trotz Dünger und hastiger Arbeit, breiteten sie sich aus und wuchsen zu unermeßlichen Heerscharen heran. Und niemand hätte mehr geglaubt, daß vor langer Zeit einmal jemand zu seiner jungen Frau gesagt habe, daß er verspreche, in zehn Jahren den Kunkelwald von den Krähen ganz und gar zu reinigen. Denn das Moos unter den Bäumen war weißer denn je vom Krähenunrat, viel weiter noch als der Kunkelwald reichte; und dazwischen lagen die schwarzen Krähenfedern zu Dutzenden.

Morgens früh gab es auf dem Hofe eine Uhr, die weckte täglich zur richtigen Zeit, die Knechte und Mägde lachten darüber, aber der Herr fuhr jedesmal auf, wenn die Uhr schlug. Das waren in der Frühe die Züge der Krähen, die mit Krächzen und Lärm auf die Reise ausflogen. Gerade über dem Hofe teilten sie sich, die rechts flogen nach Köln und die links nach Düsseldorf und den andern Städten da unten. Und das klang wie ein Wasserfall, der Steine mit sich schleudert, von all dem Sausen und Brausen und Schnattern und Krähen.

Dieselbe Uhr schlug auch des Abends, wenn die Züge gemästet wieder zurückkehrten nach dem Horst; dann trafen sie sich über dem Hofe und begrüßten sich und führten ausgelassene Fliegekunststücke in der Luft aus und ließen sich nicht beirren.

Im Hochforst und der Soonheide hatten sie sich auch eingenistet und Vorwerke gegründet; und am Rande des königlichen Forstes, der auf den Kunkelwald zu lag, schoß man mehr Krähen als Hasen.

Der jüngere Balling versuchte dies und jenes, um den Krähen beizukommen, aber es war keine rechte Wucht hinter seinem Tun; die Sache machte ihm von vorne herein keine Freude.

Er brachte einmal eine seltsame Art Gift aus Köln mit, das die Krähen im Augenblick töten, aber allem andern Getier nichts schaden sollte. Es hatte eine Menge Geld gekostet. Als Balling es zum ersten Male auf die Felder streute, sah er selbst zu, wie eine alte, besonders freche Krähe bald herunterstrich und das weiße Zeug verschlang. Sie setzte sich darauf auf einen Birnbaumast, beugte den Hals vor und knarrte aus Leibeskräften, als wenn sie den ganzen Krähenhorst hätte zusammenrufen wollen. Der Balling dachte bei sich, sieh mal an, so schnell wirkt das Zeug doch nicht. Er saß also am Ackerrand nieder und betrachtete die alte Krähe, die das Gift verschlungen hatte, die hockte auf dem Ast, bewegte den Kopf, guckte den Hofherrn von der Seite an, plusterte das Federkleid auf und benahm sich überhaupt, als ob ihr recht wohl sei. Als das eine halbe Stunde gedauert hatte und das unselige Tier noch immer oben hielt und nicht sterben wollte, kochte die Wut in Balling. Als es dann aber anfing und in seinem schwarzen Pelz mit dem Schnabel nach Einwohnern suchte und dabei fröhlich hin und her hüpfte, da schleuderte Balling den Rest des Giftes nach ihm und wollte gehen, mußte aber

zusehen, wie die Krähe noch eine Viertelstunde oben in der Luft hinsegelte und sich wohl sein ließ. Dann aber fand man wenige Tage darauf über zwanzig Feldhühner in den Furchen, denen das weiße Gift nicht so gut bekommen war, nicht zu denken an die, die sich versteckt hatten und im Dunkeln verendet waren.

Ebenso ging es mit den hundert amerikanischen Krähenfallen aus Kupferdraht, die sich Balling eines Tages von einem holländischen Geschäfte aufschwätzen ließ. Er brachte sie persönlich mit dem Peter Nelles unter den Bäumen, im Gesträuch an und verteilte manches Pfund Fleisch als Köder. Nach einer Woche aber waren im ganzen drei Krähen gefangen, dafür aber fehlten über zwanzig von den Fallen, und eine hing wie ein Wirtshausabzeichen seitlich zu einem Krähennest heraus.

Und die Stadt der Krähen nahm weiterhin zu an Macht und Ausdehnung.

Dem Balling gefielen die Mittel nicht, die sein Vater angewandt hatte, um den Kunkelwald zu säubern; abgesehen davon, daß die Bauern auch nicht mehr mittaten und es jedes Jahr schon größere Schwierigkeiten machte, für den Hof genügend Arbeiter zu finden. Der jüngere Balling hätte ein ganz unerhörtes Mittel haben mögen, um das ganze schwarze Getier mit einem Schlage auszurotten. Da sich ein solches aber nicht fand und ihm auch keins einfiel, kam ihm die Krähenangelegenheit unangenehm vor, und er ließ sie liegen wie sie lag.

Vorerst hatte er auch an andre Dinge zu denken.

Eines Tages zog eine junge Frau mit ihm in den Hof Krähentod ein, das junge Paar schimmerte noch von allem hohen Wort und Wunsch, den die Hochzeitsgesellschaft dargebracht hatte. Draußen nämlich hieß es, daß es um den jüngeren Balling sehr gut stehe, daß auf seinem Hofe eine Musterwirtschaft sei und ähnliches; und wer nur flüchtig den Krähentodhof angesehen hatte, wie der reiche Tuchfabrikant von Aachen, der Ballings Schwiegervater geworden war, der urteilte nach dem neuen Gerät und den blanken Pferdekrippen und fand die Musterwirtschaft bestätigt.

Die junge Frau, die in einer vornehmen Haushaltungsschule zu Wiesbaden erzogen war und nur die paar ersten Gesellschaften mitgemacht hatte, jung und schmal wie eine Birke, gefiel sich, wie es schien, zuerst auf dem Lande recht gut. Sie streifte stundenlang über das Vorgebirge, machte sich in ihrer hilflosen, rührenden Weise im Stalle mit dem Vieh zu schaffen und vertrieb sich den Tag ganz leicht. Sie nannte den Krähentodhof ein verwunschenes Schloß, butterte selbst mit und wollte sich krank lachen, wenn die Kühe schnauften, so oft sie ihnen ihr duftendes Batisttüchlein vor die Nüster hielt. Sie huschte wie eine Schwalbe überall herum und zwitscherte auch so.

Das ganze Gespräch über die Krähen im Kunkelwald erfuhr sie nur in Bruchstücken, was Mägde, Briefträger und arme Leute ihr erzählten; denn seitdem sie da war, kamen auch die Armen wieder.

Sie schloß nun mit den Krähen eine Art Freundschaft, doch ohne ihrem Manne etwas davon zu sagen. Wer den beiden jungen Leuten in die Seele hätte sehen können, der hätte sich gewundert, wie jedes von den beiden sich viel mit den Krähen beschäftigte und über diese Angelegenheit nachdachte.

Selbst als es bald so weit war und sie ihre schwere Stunde kommen fühlte, brachte sie den dunkeln Vögeln oben am Kunkelwald und im Sumpf heimlich in ihrer Tasche Brot und andres Fressen. Aber oft genug mußte sie sich wundern, wenn sie am Geißensteg stand und ihr Brot austeilte; keine Krähe ließ sich blicken, sondern sie saßen auf den nächsten Bäumen, drehten den Hals zu ihr herunter und hielten sich ganz still, so daß man deutlich die Unruhe hören konnte, die aus den Horsten oben am Hochforst heruntertönte. Die Krähen, die das Gift des Balling ohne Schaden gefressen hatten, rührten ihr gesundes Brot nicht an; oder selten wenigstens. Und rührten sie es an, dann trugen sie es auf das Nest, besahen es von rechts und links und ließen es wieder zu Boden fallen, als ob es ein Stein sei.

Aber die junge Frau ließ nicht nach und brachte fast jeden Tag etwas hin, und eigensinnig, wie Frauen in dieser Zeit wohl sind, wollte sie das dunkle Geflügel zwingen, ihr von der Hand zu fressen.

Da geschah es eines Tages, daß sie mit dem Brote unversehens einen kleinen grauen Briefumschlag achtlos auf den Boden streute, der schlüpfte in einen Moos-winkel und blieb da ruhig liegen, bis eine neugierige alte Krähe ihn erspähte, mit auf den Horst nahm, untersuchte, eine weiche und zärtliche Schmiegsamkeit daran entdeckte und ihn zum Auspolstern des Nestes geeignet fand.

Hätte diese alte Krähe gewußt, daß die junge Frau Balling an diesem Abend rastlos alle Taschen ihrer Kleider durchsuchte, immer ängstlicher wurde, weinte und bei Nacht tränenlos am Fenster stand, dann hätte sie sich auf den weichen Papierfetzen wohl noch wohler sein lassen.

Denn die Krähen sind uralt, und ihr Haß ist mit ihnen alt geworden, verknöchert und nicht mehr zu biegen.

Mit dem jungen Ehemanne war seit der Hochzeit eine seltsame Veränderung vor sich gegangen. Wie die treibende Spitze aus einer Fichte wegtrocknet, so war aus ihm die Lust an neuen Plänen und großen Unternehmungen wie ausgetilgt, diese jähe Tatkraft, die nur tagelang brennt, aber dann auch lichterloh, war verschwunden. Er wurde ängstlich, sanft und empfand die Einsamkeit, an der seine junge Frau nicht litt, für diese doppelt tief. Hatte er früher für den Peter Nelles zwanzig Aufträge gehabt, so reichte es gerade noch für einen und der kam zaghaft heraus, als wenn er etwas abzubitten habe.

Als die Verwandten aus Aachen kamen und wieder abreisten, waren sie voll Lobes über den stillen Mann, der sich für seine Frau sorgte und bangte und ohne viel Worte seinem Tagewerk nachging. Daß dieses Tagewerk darin bestand, daß er durch Felder streifte, hier stehen blieb und da stehen blieb, den Krähen nachschaute und nach dem Horst herüberspähte, das konnte man freilich in ein paar Stunden nicht so beobachten. Und auch nicht ahnen, welch merk-

würdige Sorte von Gedanken hinter der blassen Stirn Ballings hinzogen, wie ein Zug wilder Enten in der Nacht, man hört sie nur, weiß aber nicht wohin sie wollen und woher sie kommen.

Seit dem Abend, an dem die junge Frau den Brief verloren, kränkelte sie und hatte sich auch zu Ende gelacht. Es sollte nun auch nur noch höchstens einen Monat dauern, von Düsseldorf war ein Arzt bestellt und desgleichen eine Hebamme. Die beiden, Balling und seine Frau, saßen stundenlang stumm beieinander, Hand in Hand, auf der Bank im Garten, die von des alten Herrn Ballings Hand gezimmert, noch von den Pfeifenblattranken umsponnen war, die er seinerzeit selbst an den grünen Stöcken festgebunden und hochgezogen hatte. Dann kam es vor, daß die Frau plötzlich dem Manne jäh ihre Hand wegriß und sie in ihrem Schoße barg, dazu wie verstört ihre Blicke durch den Garten bis zu dem Kirchturm im Dorfe laufen ließ. Balling schob das auf ihre Angst, wie es mit der Geburt gehen sollte, und redete ihr eindringlich zu. Sie aber schüttelte sich nur noch mehr, und wenn er den Arm um sie legen wollte, sprang sie auf und stand groß vor ihm.

Zuzeiten war sie aber auch von einer wahren Zärtlichkeit zu ihm, hatte ihm, ehe er es hindern konnte, die Hand geküßt oder den Kopf auf seine Kniee gelegt, alles ohne ein Wort zu sagen.

Um diese Zeit brach ein Fuchs zweimal hintereinander des Nachts in den Hühnerstall ein, und holte sich jedesmal eine Legehenne. Balling, der sich, im Gegensatze zu seinem Vater und vielleicht gerade deshalb, aus der Jagd nicht viel machte, ließ sich die Flinte reinigen und ging am nächsten Abend auf den Anstand, um den Räuber womöglich abzuschießen. Die junge Frau suchte deshalb allein die Bank an der Pfeifenblattlaube auf, um vor sich hin zu träumen bis ihr Mann zurückkäme. Als sie nun auf einen kleinen Baumstumpf, der neben der Bank stand, sich langsam niedergelassen hatte, denn es war ihr schon sehr schwer sich zu bewegen, flog plötzlich lautlos, aber mit schweren, klatschenden Flügelschlägen eine große Krähe aus dem Gewirr der breiten Blätter. Darüber erschrak die junge Frau so heftig, daß sie das Gleichgewicht verlor und auf den Boden aufschlug. Gleich darauf empfand sie wühlende und reißende, nie empfundene Schmerzen und schleppte sich mühsam ins Haus bis auf ihr Zimmer. Als der Balling nach Hause kam, schrie er nach Pferd und Wagen und hetzte den Peter Nelles nach dem nächsten Arzte. Es war 8 Uhr morgens, als der Wagen wieder zurückkam und den Arzt mitbrachte, der konnte nur den Tod der jungen Frau feststellen, während das Söhnchen unaufhörlich schrie. Somit mußte man schleunigst eine Amme besorgen.

*

Wer den Hermann Balling nur von früher her gekannt hätte, der würde sich gewundert haben über die merkwürdige Art, wie er all das Unheil hinnahm. Er wehrte sich nicht gegen seine Hiebe, er schien nicht verzweifelt und nicht zerschlagen, er knirschte nicht und weinte nicht; er war auch nicht stumpf geworden,

wie ein allzu scharfes Messer; er schien nur nachdenklich und sorgsam für das Kind.

Es gab kein Werk, was er tat, er dachte denn dabei an seine verstorbene Frau mit aufmerksamer Liebe, als wenn sie noch hinter dem blauseidenen Vorhang ihres Bettes schliefe, der nicht mehr auseinandergeschlagen worden war, seitdem man ihre arme Leiche aus dem Leinen in den Sarg legte.

Als der Schwiegervater sich nach dem Begräbnis erbot, das kleine mutterlose Kind mit nach der Stadt zu nehmen, da schlug Balling es rundweg ab, doch willigte er mit Freuden ein, daß die alte Annemarie, eine Kinderfrau, die schon seit fünfzig Jahren in der Familie waltete, von Aachen herüberkommen, den Kleinen warten und nebenbei die Hauswirtschaft zusammenhalten solle. So geschah es dann, und das war nicht nur für den jüngsten Balling ein Glück, wenn man so sagen darf, sondern auch für den ganzen Hof.

Die Annemarie mit ihrer sauberen gefälteten Haube hatte in acht Tagen den Peter Nelles so weit, daß er nicht mehr den Herrn fragte, sondern sie. Und Balling war ihr nicht gram darüber, denn er sah, wie der Hof gerade so sehr aufblühte unter ihren fleißigen Händen, wie der kleine Hans fröhlich war und zunahm bei ihrer Pflege. Er ließ sich sogar besänftigen, als er eines Tages erfuhr, daß Annemarie eine neue Art Häckselmaschine, die seinerzeit für schweres Geld angeschafft worden war, kurzerhand als altes Eisen an einen herumziehenden Händler verkaufte; denn er mußte sich sagen, daß sie acht Jahre in einem Winkel verstaubt war, weil sie sich als ganz unbrauchbar erwiesen hatte.

Er gab also die eigentliche Bewirtschaftung des Hofes ganz in die Hand der Annemarie und des Peter Nelles und ordnete selbst nur die Geldangelegenheiten, den Verkauf der Ernte und das Bezahlen der Zinsen. Im übrigen lebte er still in den Tag hinein und sah sein Kind heranwachsen.

Als der junge Hans sprechen lernte, belebte ihn diese neue Freude mit einem warmen inneren Feuer. Er lehrte ihn zuerst den Namen seiner Mutter hersagen und erzählte ihm endlose Geschichten und Märchen von ihr. Alles Schöne und Lustige auf dem Krähentodhofe kam von ihr, die braune Erdscholle auf dem Felde hatte sie so hoch aufgetürmt, damit ihr Hänschen mit seinem Patschhändchen sie zusammenschlagen könne, und dann gab es immer Kinderjubel, und Balling mußte seinen schwarzen Ebenholzstock von den kleinen Händchen führen lassen. Die Mutter hatte die weißen Löwenzahnköpfe so dicht am Wegrand wachsen lassen, so daß die kleine Lunge gar nicht Luft genug hatte, um sie alle vom Stengel wegzupusten, und das gab auch wieder Händeklatschen. Sie sorgte auch dafür, daß die Hasen im Klee nicht forthoppelten, sondern sitzen blieben und ein schönes Männchen machten. Sie hing über Nacht große Kreuzspinnenräder zwischen die Büsche im Garten, die morgens mit vielen Tautropfen funkelten, sie ließ auf dem Speicher, wo altes Gerümpel stand, den Staub im Sonnenschein tanzen und lockte im Kartoffelkeller aus den dicken, faulen Kartoffeln die langen gelben Ranken heraus, mit denen sich so schön spielen ließ. Und im Herbst ließ sie das Unkraut und Kartoffellaub dürr werden, auf einmal lag es in hohen

Haufen und wurde angezündet. Der kleine Hans sprang darum herum und durch den Rauch. Wenn aber die weiße Asche zusammensank, dann fanden sich darunter die köstlichsten gebratenen Kartoffeln. Davon brachte Hans der Annemarie eine und erzählte, daß die Mutter ein ganz großes Feuerchen angezündet und für den Hans Kartoffeln gebraten habe.

Die Erdschollen zusammenhauen, die Löwenzahnköpfe wegblasen, Hasen besehen und auf dem Speicher herumstöbern mit dem Vater, das war alles sehr schön, aber Feuerchen anmachen, das war am allerschönsten. Wie oft stand Hänschen bei der alten Annemarie und sah mit klugen, lernfrohen Augen zu, wenn sie trockenes Reisig in den großen Küchenherd warf und die Flamme aufprasselte. Es gab nichts Lustigeres und Unterhaltenderes als stundenlang in die bewegliche Flamme zu sehen.

Balling sagte oft zu der Annemarie: „Sorgt, daß dem Kinde nichts geschieht, daß der Kessel nicht umfällt oder das Feuer nicht dran kommt.“ Aber die Annemarie wachte über das Kind, und kein Kessel hat es begossen und kein Feuer vom Herde versengt, es kam anders.

Endlich konnte Hänschen selbst das Feuer anzünden und weinte, wenn man ihn nicht dabei gewähren ließ. Aus der schnurrenden Flamme hörte er die Stimme der Mutter heraus, flüsternd und singend, und wunderte sich, daß der Vater ihn ernst ansah, als er ihm erzählte, was Mutter alles aus dem Feuer herausgesagt hatte.

Soviel Geschichten Hermann Balling auch seinem Söhnchen erzählte, in keiner einzigen kam eine Krähe vor. Von den Sümpfen, dem Kunkelwald und dem Krähenhorst war nie die Rede, und das war um so sonderbarer, als Balling sich jetzt viel mehr als früher der Vernichtung der Krähenstadt widmete. Nicht mehr mit jähem, flackernden Anhieb wie früher, sondern ganz sachlich und ruhig, wie er es bei seinem Vater, dem alten Balling, noch gesehen hatte. Jeden Tag war er einige Stunden in seinen Forsten und sann auf ein neues Zerstörungswerk. Da die Bauern sich ganz von ihm zurückgezogen hatten, als die junge Frau vom Schicksal erschlagen wurde und die fremde Haushälterin einzog, machte er's mit Sachsengängern. Nach einem festen Plane rang er Hufe um Hufe den Krähen ab, was er früher nie gehabt, jetzt besaß er es überreich, eine schwerfällige Zähigkeit, die sich durch nichts einschüchtern ließ. Jedes zerstörte Nest schien ihm ein sicherer Gewinn, und obwohl man keine Abnahme der schwarzbefiederten Heerscharen beobachten konnte, so war er doch zufrieden.

Denn er hatte es allerdings schwerer als sein Vater, die Gewerbe blühten im Lande, und die Vorstädte von Köln und Düsseldorf fingen an zu wachsen und mit ihren Abfällen und ihrem Unrat die hungrigen Vögel zu speisen. Wo es viel zu speisen gibt, da finden sich viele Gäste, und all die geflügelten Gäste wohnten nun einmal im Kunkelwald und den nächsten Waldungen.

Da der kleine Hans seinen Vater niemals über den Geißensteg begleiten durfte und keiner ihm die Krähen zeigte, so gab es für ihn keine Krähen, oder sie waren ihm wenigstens gleichgültig wie der ganze Kunkelwald.

Es war nun in einem Frühjahr. Hans, der im vergangenen Herbst sechs Jahre alt geworden war, erquickte mit immer mehr Lebensfreude und Drolligkeit den müden Krähentodhof. Solch ein trockenes Frühjahr war den ältesten Leuten noch nicht vorgekommen, die Saat stand matt da, die Tage waren schon so heiß wie im Juni, und die Nächte brachten auch keine Kühle. Das Ungeziefer mehrte sich bis ins Ungeheure, die Maikäfer kamen schon im April aus und fraßen das wenige, saftarme Laub weg, das sich an den Zweigen der dürstenden Bäume gezeigt hatte.

Die Krähen freuen sich immer, wenn die Menschen weinen, das ist auf dem Schlachtfelde gerade so, wie es in diesem Jahre im Kunkelwald war. Obwohl Balling seine zähe Mühe verdoppelte, schienen an Stelle eines zerstörten Nestes zehn neue zu wachsen. Die Krähen arbeiteten fieberhaft, um die ausgerotteten Waldstriche aufs neue zu bevölkern. Aber Balling erspähte jedes neue Reisiggeflecht in den Zweigen und ließ es herunterreißen, wo es anging mit Stangen, die wie Bootshaken geformt waren, sonst durch seine Knechte, die hinaufkletterten. Die grüngesprenkelten Eier wurden durch den Sturz schon zerschmettert; wo sich junge Vögel zeigten, da schlug er sie durch einen schnellen Hieb tot.

Aber auch neue Gebiete säuberte er, so gerade an dem Abend, von dem erzählt wird, einen Strich Pappeln, der in einer Falte der Anhöhe ziemlich nahe bei den Sümpfen lag. Ein Reisernest nach dem andern fiel herunter, Balling schaute von Zeit zu Zeit nach dem Heere des schwarzen Geflügels, das verstört in der Luft über den Pappeln hin und her strich und den ganzen Wald in Aufruhr brachte. Das war er nun so sehr gewohnt, daß er kaum darauf achtete.

Da ließ ihn eine alte große Krähe aufmerken, die dem Arbeiter, der ihr Nest von einer Astgabelung aus mit einer Stange zu lockern suchte, dicht über den Kopf herzuckte und dabei kurze scharfe Schreie ausstieß. Als das Nest endlich fiel, ging er selbst hin, um nachzusehen, was das Geflügel so besonders aufgeregt haben könnte. Als er nun das starre Geflecht mit seinem Ebenholzstocke auseinanderwirrte, fiel ihm ein matter weißer Schein auf, der tief unten in den Hölzern eingebettet lag. Ohne eigentlich zu denken, was er tun wollte, löste er die Zweige gänzlich, bückte sich und hob das Stück Papier auf, das den weißen Schimmer verursacht hatte. Er war gerade im Begriff den Fetzen wie das gleichgültigste Ding von der Welt wieder fortzuwerfen, als er verblichene Schriftzüge wahrnahm, die die eine Seite des Papiers, das wie ein Briefumschlag gefaltet war, in einigen kaum leserlichen Reihen bedeckten. Sie waren so ausgewaschen vom Regen, Schnee und Sturm, daß er eine etwas freiere Stelle im Walde aufsuchen mußte, um entziffern zu können.

Da hörte denn auf einmal sein Herz auf sich zu bewegen, wie ein Krebs, den man ins kochende Wasser wirft. Auf dem Briefumschlage stand der Name seiner toten Frau.

Er hielt das verwitterte Schriftstück eine Weile in der Hand und sah, ohne einen Gedanken fassen zu könen, nach dem Baume, auf dem das inhaltreiche

Nest gehangen hatte und den jetzt der Knecht gemächlich herunterstieg. Als er unten war, klopfte er sich die Hosen ab, sah sich nach Balling um und fragte, welcher Baum jetzt dran solle.

Hermann Balling fuhr auf, rief ein hastiges: „der nächste, der nächste, schnell, es wird dunkel!“ herüber und faltete seine Totenpost auf. Die Schriftzüge im Innern des Briefes waren deutlicher, er las ein Datum, das war ein Tag ein paar Monate vor ihrem Tode. Und darunter stand von der Hand Ulrichs, ihres Vetters, der bei der Hochzeit so ausgelassen gewesen war, geschrieben: „Mein liebes, süßes Mädchen!“

Da siedeten ihm die Augen über, und der Schwindel faßte ihn mit nerviger Faust am Nacken, und es war ihm, als ob er herumgeschleudert würde zwischen den Pappelstämmen wie ein Ball. Als er wieder zu sich kam, klopfte das Blut in den Augenhöhlen, und es war so hell um ihn, als sei es noch nicht Abend. Aufrecht in der Lichtung stehend, las er nun ruhig den Brief von Anfang bis zu Ende:

„Mein liebes, süßes Mädchen, Deinen lieben Brief vom vergangenen Sonntag habe ich bekommen und zuerst auf meine Bude geschleppt und vielmals geküßt außen und innen. Ja, am Sonntag muß es langweilig sein für Dich in Deinem verwünschten Schloß. Es wäre viel besser, Du könntest jeden Sonntag bei mir sein und mir jede halbe Stunde einen Kuß geben oder jede Viertelstunde. Wenn ich so lange warten kann. Und Du? sag mir das, mein liebes Mädchen. Schreibe mir auch genau auf, was der Bär anfängt, Du willst nicht, ich soll ihn so nennen, weshalb nicht, wenn Du mich das Karnickel nennst, dann kann ich ihn auch den Bär nennen. Es ist ein Bär, der mit seinem Ebenholzstock tanzen geht, da fehlt nur noch — aber Du brauchst nicht böse zu sein, wenn Du wüßtest wie langweilig es hier ist, würdest Du mir das bißchen Frechheit schon gutschreiben. So langweilig. Ich muß bis übermorgen einen lateinischen Aufsatz machen und habe keinen Strich davon und bin heute früh in der Religion hereingefallen und habe eine fette Vier bekommen, ich hätt's schon abgelesen, aber der Fromme stellte sich dicht vor mich hin, da war ich schon hereingefallen. Und so weiter. Rieche einmal an diesen Brief, dann wirst Du Portoriko riechen, ich rauche jetzt schon die achte Pfeife. Der Regen wäscht ans Fenster, ich wüßte, was ich lieber täte als ochsen, Dich küssen, einmal, zehnmal. Ganz nahe müßtest Du bei mir sitzen und recht lieb sein mit Deinem Karnickel

Ulrich.

Wenn ihr Taufe habt, dann mußt Du mich einladen, das habe ich noch vergessen zu schreiben, ich will lachen und weinen und Dir die Hand küssen.“

Hermann Balling las diesen Brief sehr langsam durch und mußte oft die Augenlider zusammenkneifen, um wieder zu einem klaren Blick zu kommen. In-

dessen brandete hoch über ihm und über den Baumwipfeln unaufhörlich das Schreien, Knirschen und Knarren der Krähen, die in der heißen Luft standen und zusahen, wie ihre Brut vernichtet wurde, eins nach dem andern.

Plötzlich fuhr Balling auf und rief mit einer gellenden fremden Stimme, daß es bis zum entferntesten Arbeiter schallte: „Feierabend! Von morgen ab soll hier nichts mehr geschehen, es hilft doch nichts, packt ein!“

Und als die Arbeiter an ihm vorüber tiefer in den Wald schritten, wo in einer Schutzhütte ihr Werkzeug und die Jacken lagen, schreckte er zusammen, da er den Brief noch in seiner Hand sah, und barg ihn wie ein Dieb in seiner Tasche. Während das Geräusch der Männerschritte im Wald sich verzog, stieg er langsam den Pfad nach den Sümpfen herunter, der in den Geißensteg mündete. Dabei hatte er den Brief wieder in der Hand, riß kleine Läppchen von dem mürben Gewebe ab, wie ein junges Mädchen einen Brief ihres Liebsten in tausend kleine Stückchen zerreißt, damit keiner ihn wieder zusammenlegen und lesen kann.

Und als er den Geißensteg erreicht und an der Stelle war, wo rechts und links tiefer Sumpf stand, so daß der schmale Knüppeldamm unheimlich schwankte, wenn ein Erwachsener darüber hinschritt, da ließ sich Hermann Balling wie ein Sandsack ins faule Wasser fallen, das ihn klingend und perlend deckte. Wäre nicht der Ebenholzstock am Rande des Geißenstegs liegen geblieben und hätte sich der grüne Hut nicht auf die Binsenbüsche gehängt, dann hätte niemals jemand erfahren, wie der jüngere Balling durch die Krähen starb.

So fanden ihn seine Arbeiter und holten ihn mit den Stangen heraus, die eben noch Krähennester zerrissen hatten.

*

Der kleine Hans hatte sich den heißen Nachmittag köstlich vertrieben. Da Annemarie eine langwierige Besorgung im Hühnerstall verrichtete und die andern Mägde auf dem Felde waren, erwischte er eine Schachtel der neuen Schwefelhölzchen, für ihn die liebste Beute, und machte sich damit in den Garten.

Der Vater hatte ihm einen breiten Platz voll Sand fahren lassen, der war jetzt von der Trockenheit ganz lose und heiß, so daß er durch die Hände wie warmes Wasser rann. Dort hatte Hänschen von Reisig, vorjährigen Blättern und Grasbüscheln ein kleines Feuerchen angezündet, das er sorgsam und nicht zu reichlich nährte, so daß der Qualm nicht zu dick würde und vom Herrenhause aus gesehen werden könnte. Als die Flamme leise schwirrte und sang, hörte er die Mutter sprechen, und vor dem qualmenden Bündel sitzend, plauderte er über alles und jedes, was der liebe Vater in den letzten Tagen getan und erzählt hatte, wie er dem kleinen Hans ein Bildchen in einem goldenen Rahmen gezeigt und gesagt hatte, das sei die Mutter, und das Bildchen zum Küssen hingehalten hatte und was dergleichen mehr Geschichten waren.

Als es dann Abend wurde, hatte er, wie er es bei der alten Annemarie

am Herde gesehen haben mochte, die Flämmchen ausgelöscht, mit Sand begossen und mit den kleinen Füßen ausgetreten, denn Hänschen war nicht bange vor dem Feuer.

Dann ging er ins Haus, löffelte sein Süppchen und aß sein kleines Butterbrot dazu. Darauf brachte ihn Annemarie ins Bett, und Hänschen schlief ein, noch ehe die fromme Wärterin ihr Gebetlein über das Kind zu Ende gesprochen hatte.

Aber der Spruch mußte wohl diesmal nicht die rechte Kraft gehabt haben, denn nach kurzen Stunden wachte Hänschen wieder auf; ein ungewohnter Lärm weckte ihn und ließ sein kleines Herz heftig klopfen. Unten auf dem Hofe dröhnten Stimmen, man hörte die eisenbeschlagenen Stiefel der Arbeiter auf den Fliesen des Hausflurs hin und herknirschen, dazwischen tönte das Rufen und Schreien Annemaries und der Mägde. Das Vieh in den Ställen brüllte, und die Pferde kauten an den Krippen und rasselten mit den Ketten so laut, daß es so klang, als geschehe das alles hinter der Wand, an der Hans lauschte.

Da hielt es ihn, als die Unruhe immer dumpfer und ängstlicher wurde, nicht mehr im Bette, er zog sich die Strümpfe an, schlug das Leintuch um sich und öffnete ganz leise die Türe zum Gange. Dort war alles düster, nur von dem hohen Fenster, das im Treppenhause herauflief, kam ein wenig Schimmer von draußen. Die alte Standuhr bewegte sich, der Kronleuchter, der oben hoch von der Hausdecke herunterhing, schaukelte und nickte, alles kam näher und schien wieder zurückzuweichen. Hans war tapfer und drang vorsichtig, wie ein Kätzchen schleichend, Stufe auf Stufe herunter. Unten standen dicht gedrängt die großen dunkeln Schränke, der Porzellanschrank, der Leinenschrank und die beiden andern, die er noch nie von innen gesehen hatte, das alles schwankte und flimmerte lebendig.

Plötzlich kamen Schritte durch den Saal, Hans konnte noch gerade sich hinter einen Wäschekorb ducken, da stieß auch schon der graue Peter Nelles die Tür auf und sagte halblaut: „So, es ist zu heiß im Saal, sonst wird er schwarz bis morgen früh!“

Dann ging der Peter wieder zurück und setzte sich schwer hin.

Hans konnte sich zaghaft aufrichten und einen langen Blick in den Saal werfen. Da lag auf dem breiten Eichentisch ein Mensch, der hatte Vaters grünen Rock an, denn oben der erste Knopf war abgerissen. Aber er hatte Vaters Gesicht nicht, sondern ein schreckliches, breites, unbekanntes Gesicht, dessen Mund geöffnet war, als wenn er gähnen wolle. Und von dem Arm, der herunterhing, tropften unaufhörlich Tropfen auf den Boden.

Hans wagte vor Angst nicht zu schreien, sondern horchte, ob denn keiner spreche.

Nach einer endlosen Zeit stand Nelles wieder auf und lehnte die Tür an, sagte dabei: „es kommt mir vor, als ob es von draußen noch heißer hereinkomme, wie soll das nur werden.“

Da erhub sich eine Männerstimme, das war der Vorarbeiter, der sagte: „Ja, er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, die Krähen auszurotten, aber das kann keiner, dem der liebe Herrgott es nicht erlaubt. Ihr hättet sehen sollen, Nelles, wie das Viehzeug ihm um den Kopf flog heute, das grauste einem nur so, das mußte ein Unglück geben.“

Da fragte die gedämpfte Stimme der Annemarie: „Aber wie kam es denn nur?“

„Das weiß ja gerade keiner,“ antwortete der Vorarbeiter, „kein Hälmchen ist an der Stelle geknickt gewesen, der Boden glatt, ein Mensch kann es nicht gewesen sein, der ihn hineinwarf. Sein Stock lag säuberlich auf dem Damm. Der Geißensteg ist doch breit genug sogar für einen Handkarren. Ich weiß nicht, ich weiß nicht, die Krähen haben aus der Luft geschrien, daß es einen überlief. Hatte er denn vielleicht etwas? Ich meine, daß er vielleicht selbst ...“

„Schweigt still,“ zischte die Annemarie, „Jesses, solch Unsinn, da liegt der arme Mann und ihr sprecht solch verleumderisches Zeug daher!“

Da redete auch der Peter Nelles dazwischen: „Das ist auch unrecht gesprochen, er hatte doch unsern kleinen Hans so lieb!“

Hänschen in seinem Versteck weinte nun leise, denn er wußte, daß der Mann mit dem fremden Gesicht sein lieber Vater war, er preßte die Händchen auf den Mund, damit er sich nicht verriete.

Da schlug plötzlich der Vorarbeiter mit der Faust auf, daß die Gläser im Wandschrank klirrten, und sagte: „Und er hat's doch getan, und es ist doch wahr!“ kam auf die Tür zu und ging mit schlürfenden Nagelschuhschritten an Hänschen vorbei zur Haustür heraus nach der Gesindescheune.

Hans hatte vor Schrecken, als der dunkle Mann vorbeikam, aufgehört zu weinen, nun kamen ihm die Tränen wieder und er drückte seine kleinen Lippen ins Leinentuch, so heftig schüttelte ihn das Schluchzen.

„Gut, daß er weg ist, der Kerl,“ sagte nach einer Weile Nelles leise, als ob er vor sich hinspräche.

„Ja,“ antwortete die Annemarie ebenso leise, „aber mit den Krähen hat er recht, die sind das Unglück der Ballings gewesen von Anfang an. Solange die Krähen da sind, wird kein Balling bestehen können, und die drei Toten werden keine Ruhe haben, und die Krähen kann kein Mensch wegbringen.“

„Verbrennen müßte man das ganze Viehzeug, damit der Kleine nicht zu Schaden käme,“ flüsterte Peter Nelles.

Und dann sprachen die beiden so leise, daß es Hans vor Angst grau vor den Augen wurde und er mit schnellen Sprüngen die Treppe herauf an sein Bettchen lief. Ohne Aufhören verfolgten ihn die Worte der alten Annemarie: Solange die Krähen da sind, wird kein Balling bestehen können, und die drei Toten werden keine Ruhe haben.

Hans legte sich nicht schlafen, er kleidete sich, so viel er konnte, an, schlüpfte in seine Hausschuhe, drückte sich die Treppe herunter und war, ehe er selbst wußte wie, vor der Haustüre.

Wohl brüllte ein Rind, als er durchs Gartentor sprang, wohl klappte ein Fenster, aber keine Stimme rief den Knaben zurück.

Es war gegen drei Uhr morgens, die Felder lagen staubig und trocken da, kein Tau war gefallen, keine Singvogelstimmen klangen in den bleiernen Morgen. Im Kunkelwald war es auch noch still, nur hie und da stieß eine Krähe auf dem Nest einen kurzen Ruf aus. Sie ruhten noch alle, die Krähen im Kunkelwald, im Hochforst und in der Soonheide, sie ruhten aus wie nach einer gewonnenen Schlacht. Im Krähentodhofe lag ja wieder einmal eine Leiche.

Wacht auf, Krähen in den Horsten, und seid auf der Hut, es kommt jemand vom Hofe hergeschritten auf die Sümpfe zu, jetzt steht er schon am Wasserrand, jetzt findet er den Geißensteg, jetzt steht er schon unter den hohen Wipfeln, zum ersten Male in seinem Leben unter den Baumkronen im Kunkelwald, die sein Eigentum sind seit heute nacht.

Der Wind hatte sich gedreht, von Süden gerade nach Norden. Er wuchs jeden Augenblick an Wucht, er drang durch die Ebene und fegte den Berg hinauf, rüttelte an den Aesten der Eichen, Pappeln und Ulmen, daß die Krähennester schwankten, er schüttelte auch Hänschens Rock und sein unbedecktes loses Haar.

Kaum ruckten die Krähen auf den Nestern den Kopf herum nach dem Kinde. Sie hatten die zwei großen, starken Männer besiegt und hingewürgt, nun machte ihnen das kleine Kind keine Sorgen.

Ein Kind ist ein Held, es scheut sein Leben nicht und hat mehr Stärke als große Männer; der jüngste Balling kann vielleicht, was seine Väter nicht konnten.

Hans wußte, was die beiden im Saale gesagt hatten, er hatte nicht umsonst noch am Nachmittage ein Feuerchen gemacht und es genährt vier Stunden lang. Er wußte, wie man's anfing. Zwei Schwefelhölzchen verlöschten wieder im Wind, da hielt Hans sein Röckchen darum und wartete, bis die dürren Brombeerdornen brannten.

Die Flamme hüpfte blau und gelb auf, so groß wie ein Hase. Da sprach aber die Stimme der Mutter aus dem Feuer: „Kind, lauf so schnell als du kannst, lauf, mein Liebling!" Da kletterte Hänschen den Berg hinan, denn er gehorchte der Mutter aufs Wort.

Hinter ihm her aber sauste die Flamme, nun wie ein Pferd so groß, nun den Baum herauf, nun an einem zweiten. Hans keuchte den Berg hinan, die Luft war schon dick vom Rauch. Das schnob und prasselte und breitete sich aus. Der ganze Sumpfrand brannte, breite Flammen schlürften die Schluchten herauf. Da fing die Glocke im Dorf an zu kläppen, die von dem Nachbardorfe stimmte ein. Schon stand der ganze Berg im Feuer, der Kunkelwald war weggefressen, in der Soonheide schwelte das Heidekraut. Bis ans Dorf fühlte man die Hitze, die Krähen fielen zu Tausenden und Abertausenden in die Glut, ihre ganze Brut lag versengt und gebraten auf dem qualmenden Boden. Der Wind heulte immer heftiger, die Sümpfe zischten, wenn brennende Aeste und verkohlte Krähen hineinstürzten, die Fichten im Hochwald standen wie Fackeln. Der Qualm war so dick, daß die Soldaten, welche um den Königlichen Forst einen Graben ziehen

sollten, ohnmächtig hinfielen. Nach zwei Tagen erst, als der Landregen anfing, fiel der Flammenwald dampfend zusammen.

Keine Krähe war mehr zu sehen, die letzten waren über den Rhein ins Bergische geflüchtet, die Ballings hatten nun doch gesiegt, und der Hof war von seinem Fluche frei.

Der kleine, tote Hans lag oben an der Bergkante auf dem Rücken, die ausgedorrten Aermchen gebogen, als habe ihn jemand an seine Brust gedrückt.

Ueber Pferdequälereien.

Von

R. Henning, Major a. D. (Bern).

Bei den gebildeten Völkern aller Länder hat der Tierschutz, das Mitleid für das sprachlose Geschöpf, so weit Anklang gefunden, daß sich Vereine bildeten, deren Mitglieder es für notwendig erachten, gegen die öffentliche Tierquälerei einzuschreiten. Dieses Einschreiten, besonders bei den öffentlichen Quälereien der Pferde, ist aber oft mit besonderen Schwierigkeiten verbunden und schrumpft bei der heutigen Machtlosigkeit der Mitglieder der Tierschutzvereine für gewöhnlich auf Mitteilungen in der Tagespresse zusammen. Wenn der Staat so große Mittel wie in letzter Zeit für die Pferdezucht ausgibt — wir erinnern nur an den für 420000 Mark in England gekauften vierjährigen Hengst Ard-Patrick —, so müßte er auch Gesetze schaffen, die es ermöglichen, diese Produkte einer so teuern Zucht dem Menschen gegenüber in staatlichen Schutz zu nehmen.

Die heutige Organisation der Tierschutzvereine gestattet im allgemeinen nur öffentlich Protest zu erheben, wie dieses der Berliner Tierschutzverein 1892 nach dem Berlin—Wiener Distanzritt in seinem von uns verfaßten Flugblatt Nr. 60 wegen öffentlicher Massentierquälerei auch getan hat.

Ein häufiger vorkommender Fall ist zum Beispiel folgender: Ein mit Steinen, Sand oder Mehlsäcken beladener Zweispänner soll eine Straße mit geringer Steigung überwinden. Die Kraft der Pferde ist derartig ausgenützt, daß sie horizontal die Last gerade noch bewältigen können. Bei der Steigung versagen sie den Dienst. Ein vernünftiger Fuhrmann sorgt, da ihm der einzuschlagende Weg im allgemeinen bekannt sein dürfte, an dieser Stelle für Vorspann. Der weniger vernünftige Kutscher prügelt seine Pferde, die dadurch nur zum Ausschlagen und zu Widersetzlichkeiten angeregt werden. Er entwertet dem Besitzer die ihm anvertrauten Tiere, je häufiger solche Szenen heraufbeschworen werden, immer mehr und mehr. In der Erregtheit dieser gewöhnlich sehr ungebildeten Fuhrknechte sieht man nun häufig ein sinnloses Drauflosschlagen oder dessen Folgen, d. h. starke Schwielen, die von Peitschenhieben herrühren. Tritt nun ein Mitglied des Tierschutzvereins heran und will belehrend den Mann von seinem tierquälerischen Vorhaben abhalten, so wird er in den meisten Fällen mindestens von diesem verlacht; der Kutscher hat die Menge johlender halbwüchsiger Knaben bald auf seiner Seite und schlägt auf die, nach seiner Meinung nur faulen Pferde mit doppelter Roheit ein. So etwas imponiert dem jungen Pöbel, und der Tierschützler allein — keine Polizeiorgane in Sicht — sieht sich genötigt, sein erfolgloses

Bemühen einzustellen. Dieses Alleinstehen, der Mangel an Polizei an den Punkten, wo sie gerade not tut, das Fehlen von Erwachsenen, die man als Zeugen heranziehen könnte, macht den Vereinsmitgliedern es oft sehr schwer, ja unmöglich, den Tieren ihren Schutz angedeihen zu lassen.

Wer von der Wichtigkeit in erster Linie des Tierschutzes durchdrungen ist, erkennt in zweiter Linie seine Hauptaufgabe in der Bekämpfung der sich breitmachenden Roheit im allgemeinen. Es ist nicht nur die zur Tierquälerei ausartende Roheit, sondern jeder, auch ihr leisester Anfang damit gemeint, der bekämpft werden muß. Hierdurch wird für die Verfeinerung des Gemütslebens gewirkt, das besonders bei Kindern großzuziehen ist, um der allgemeinen Verrohung im Keim entgegenzuarbeiten. Es wären daher als Vereinsmitglieder selbstverständlich auch Damen aufzunehmen, deren Hauptaufmerksamkeit auf die heranwachsende Jugend zu richten wäre. Denkende Eltern müßten in dieser Richtung insofern mitwirken, als sie ihren Knaben grundsätzlich keine Peitschen schenken. Die Knaben hauen auf kleine Tiere und Mädchen ohne Veranlassung los, nur weil ihnen das Fliehen vor der Peitsche Spaß macht, und hiermit beginnt eine spätere tieferliegende Verrohung.

Den Tierschutz, als eine kulturelle Aufgabe aufgefaßt, wird jedermann für wichtig genug halten, daß der Staat nicht nur gesetzliche Schutzmaßregeln für den Schutz der Tiere, sondern auch den Vereinsmitgliedern eine hervorragende Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft durch Erlassen von dahingehenden Gesetzen verschafft.

Die Mitglieder müssen durch sichtbar zu tragende Abzeichen zu erkennen und die Polizeiorgane angewiesen sein, auf die Anordnung eines Mitglieds hin unweigerlich sofort einzuschreiten. Werden erst sichtbare Vereinsabzeichen getragen, so wird in kritischen Fällen das obenerwähnte Alleinstehen seltener vorkommen, denn es wird durch die sichtbare Gegenwart eines Mitgliedes schon ein moralischer Druck auf etwa beabsichtigte Ausschreitungen ausgeübt werden. Die hierdurch ermöglichte Verhütung des öffentlichen bösen Beispiels, das bekanntlich gute Sitten verdirbt, ist nicht zu unterschätzen. Es wird für das Volk auf der Straße ein gewissermaßen ethischer Anschauungsunterricht zur Hebung des Wohlwollens und des Gerechtigkeitssinns gegeben, um das in stummem Schmerz leidende Pferd vor Grausamkeiten der Menschen zu schützen.

Daß die zu tragenden Abzeichen natürlich deutlicher sichtbar sein müssen wie die der Mitglieder der Alpenvereine, des Unionklubs u. s. w., ist selbstverständlich. Nachdem wir kurz den Tierschutzverein gestreift haben, wollen wir nun einige Fälle erwähnen, die der weiteren Beachtung wert erscheinen.

Im Januar 1903 hatten in Stuttgart in einer Gemeinderatssitzung zwei Herren sich gegen die Pferderennen ausgesprochen, weil sie nichts andres als eine Tierquälerei seien. Ob die Herren Mitglieder des dortigen Tierschutzvereins sind, wird nicht gesagt, immerhin ist die Auffassung doch eine derartige, daß man ihr nicht stumm gegenüberstehen kann. Wir stehen auf dem gerade entgegengesetzten Standpunkt, wir halten die Rennen, wie sie heute durchgeführt werden, für wertlose Komödien, die erst zu Leistungsprüfungen durch sachlichere Satzungen gemacht werden sollten. Durch die Rennen sollen Schnelligkeit, Ausdauer, Energie, Gehorsam und die Gesundheit der dabei tätigen inneren Organe bewiesen werden. Alle diese Eigenschaften, die kein Kenner des Pferdes ihm ansehen kann, müssen erprobt werden. Daß das herrschende Rennverfahren hierzu sehr wenig geeignet ist, darüber können die sich dafür interessierenden Leser durch die im April-Heft 1904, Seite 111, Mitte, genannte Broschüre sich eine eigne Meinung bilden. Für das eben Gesagte wollen wir nur ein Beispiel anführen. Bekanntlich hat die Preußische Gestütsverwaltung den Derbysieger von 1897 Galtee-More für 280000 Mark, zehnjährig, angekauft. Dieser gewann den Sandringham-Cup über 1723 Meter unter $60^1/_3$ Kilogramm, dreijährig, in 2 Minuten 43 Sekunden, also im Durchschnitt $10^1/_2$ Meter in der Sekunde zurücklegend. Zur Illustration dieser Komödie, die dem Besitzer 26000 Mark einbrachte, sei erwähnt, daß in Amerika im Trabe über 1609 Meter Anno 1903 im Geschirr einspännig $13^2/_5$ Meter in der Sekunde zurückgelegt wurden. Das Pferd

ist ein Lauftier, und das Vollblutpferd ist durch Generationen als Rennpferd gezogen, auch das edlere Halbblutpferd wird fast nur in schnelleren Gangarten verwendet und soll im Rennlauf ein Examen ablegen, zu dem es im Training vorbereitet wurde.

Dies alles haben die Herren Gemeinderäte wohl nicht erwogen, als sie die Pferderennen als nichts andres wie eine Tierquälerei hinstellten.

Ungehörigkeiten, die an Tierquälerei grenzen, kommen im Rennsport auch vor, aber immerhin doch selten, da die Pflegebefohlenen meistens eine höhere Geldsumme repräsentieren, die den Trainern wie den Jockeis eine gewisse Rücksicht aufzwingen, und da die Pflege und Haltung im Stall als eine tadellose anerkannt werden muß. Zu den Ungehörigkeiten rechnen wir z. B. den Gebrauch der Sporen bei zwei- und dreijährigen Fohlen. Das Pferd ist erst fünfjährig aus dem Fohlenalter heraus. In der Reitdressur wird dem Pferde, nicht dem Fohlen, zuerst das Verständnis für den vortreibenden Schenkel des Reiters beigebracht, und wenn dies begriffen ist, wird der Sporn als kräftigeres Mittel angewandt. Bei Fohlen in den Rennen genügt der Gebrauch der Reitpeitsche vollkommen. Erst wenn Mitglieder der höchsten Kreise das ehrende Abzeichen als Mitglieder des Tierschutzvereins öffentlich tragen, wird in dieser Richtung Remedur geschafft werden können, denn die Turfmen sind selten geneigt, Verbesserungen zu akzeptieren, wie die seit 1888 gültige Forderung von $5\frac{1}{2}$ Meter in der Sekunde für Flach- und Hindernisrennen, heute noch gültig, zeigt. Jedenfalls steht die alles beherrschende Geldmache jeden idealeren Bemühungen abweisend gegenüber. Auch sind Erscheinungen wie Pferde mit Kanülen, um ihnen das Atmen zu erleichtern, von der Bahn zu verbannen. Die Rennen werden durch solche Manipulationen nur diskreditiert, und das haben sie wahrlich nicht mehr nötig. Von dem Standpunkt als Leistungsprüfung die Rennen betrachtet, halten wir es für völlig unlogisch, Pferde mit Atembeschwerden, überhaupt kranke Pferde dem Rennlauf auszusetzen, aber die Geldmache steht eben höher. Hat doch selbst der in Deutschland bekannte Vollblutzuchthengst Chamant 1877 im englischen Derby zu Epsom lahm ablaufen müssen, natürlich ohne es gewinnen zu können. Daß Pferde gesund ablaufen und dann lahm angehalten werden, ist ein häufig vorkommendes Faktum, das aber mit Tierquälerei nichts zu tun hat, da man gewöhnlich nicht ahnt, daß die Sehnen so zeitig nachgeben würden. Aehnlich verhält es sich, wenn im Rennen Pferde totgeritten werden, was sehr selten vorkommt. Ein gewandter Reiter fühlt es, wann die Kräfte seines Pferdes abnehmen, zu Ende gehen, er hält alsdann sein Pferd an; man sieht dies im Hindernisrennen sehr häufig, daß das Rennen aufgegeben wird und der Reiter das Pferd in Schritt fallen läßt. Nach der großen Nationalsteeplechase in Liverpool, 30. März 1894, fiel der Hengst Carrolstown, als er das Ziel passiert hatte und im Schritt zur Wage zurückgeritten wurde, tot um. Er trug $69\frac{2}{5}$ Kilogramm über 7220 Meter, während der Sieger Why-Not $75\frac{3}{4}$ Kilogramm trug und in der Sekunde $12\frac{1}{3}$ Meter zurücklegte. Pferd wie Reiter wurden durch die Konkurrenten angeregt mitzumachen, auch wenn das Tempo dem einen Individuum zu scharf war. Auch hier hatte der Reiter nicht ahnen können, daß das Pferd das Tempo nicht sollte mithalten können. Dem Reiter ist dieser Fall nicht in die Schuhe zu schieben, denn selbst bei besserem Tempo, als z. B. 1871 The Lamb unter 72 Kilogramm dieses Rennen damals über 7242 Meter mit einer Durchschnittsschnelligkeit von $12\frac{1}{2}$ Meter in der Sekunde gewann, blieb alles gesund. The Lamb war ein Halbbluthengst, der für 24000 Mark nach Deutschland importiert wurde, aber 1872 in der großen Steeplechase zu Iffezheim bei Baden-Baden eine Fessel brach und erschossen werden mußte. Auch hier ist von Tierquälerei keine Rede, es sind unvermeidliche Zufälligkeiten, die in dem Geschäft als solchem ihre Ursache haben. Im allgemeinen sind die Tempos in den Rennen so matt, daß man wohl von Komödien behufs Geldverteilung an die Sieger, nicht aber von ernsten Leistungsprüfungen, geschweige von Tierquälereien sprechen kann.

Auf einem andern Blatt stehen die Massentierquälereien, die der Distanzritt 1892 von Berlin—Wien resp. Wien—Berlin zeitigte. Es ist dies das Großartigste, was in dem Genre bisher geleistet wurde. Die Verantwortung für die verrohenden Beispiele, die ge-

bildete Männer dem Volk gaben, fällt zu zwei Dritteln den Komiteemitgliedern, die die Proposition zu dem Ritt aufstellten, und zu einem Drittel den Reitern zu. Wir schieben die Schuld nicht halb und halb jedem Teile zu, sondern den Komitees die Hauptschuld, weil sie von dem Flugblatt, das wir den Komitees und einem Teil der Reiter zusandten, vor dem Ritt Kenntnis hatten. Natürlich waren wir ein Prediger in der Wüste, und als nicht dazu Berufener hatten wir tauben Ohren gepredigt. —

Die traurigen Resultate bestätigten das von uns vor dem Ritt Gesagte.

Unter anderm sagen wir in Passus 4 zum Beispiel: „Steht das Pferd nach dem Passieren des Ziels um, was wohl manchem unerfahrenen Reiter vor dem Ziel begegnen wird, so müßte, selbst wenn es der Zeitsieger wäre, der Preis nicht gezahlt werden. Der Sinn des Rittes kann doch nie und nimmer der sein, die Strecke in kürzester Frist zurückzulegen, um das Pferd nach Erreichung des Zieles abzuledern. Solchen Prozeduren müßten die Tierschutzvereine energisch entgegentreten."

Der deutsche Sieger illustrierte das von uns Gesagte, indem seine Stute fast unmittelbar hinter dem Ziel verendete. Das eventuelle Totreiten war in der Proposition mit 20 000 Mark und das Gesundankommen nur mit 5000 Mark dotiert worden. Zehn Jahre später, am 7. August 1902, wurde der auf 132 Kilometer fixierte Ritt Brüssel—Ostende mit ähnlichen bedauernswerten Resultaten während des Ritts durchgeführt. Das von uns verfaßte Flugblatt Nr. 60 des Berliner Tierschutzvereins besprach nach dem Ritt Wien—Berlin diesen und wurde in 40 000 Exemplaren abgesetzt; es hat aber wohl nicht Eingang nach Belgien gefunden, denn 1902 war die Proposition ebenfalls mangelhaft und Deutschland und Oesterreich lehnten die Teilnahme der Offiziere am Brüsseler Ritt ab.

Die Notwendigkeit der Distanzritte ist nicht abzuleugnen, und diese sind in Preußen jetzt stets mit der Bedingung zur Durchführung gebracht worden, nach dem Ritt ein truppendienstfähiges Pferd zu besitzen.

Die Vivisektion unterm Sattel hat also bei uns aufgehört.

Wir wenden uns nun zu den Pferden, die nicht in Händen von Offizieren, Trainern, Jockeis oder geschultem Stallpersonal sich befinden. Je höher das Pferd dem Besitzer im Preise steht, desto mehr wird er bemüht sein, für geschultes Stallpersonal zu sorgen, damit nach der Arbeit die Tiere ihre entsprechende sorgfältige Pflege erhalten können, ohne daß der Besitzer gezwungen ist, selbst zum Rechten zu sehen.

Zunächst müssen wir noch einer sinnlosen Quälerei gedenken, der die Pferde in den besseren Ställen unterworfen werden. Eine grobe Unsitte ist es bei den Luxuspferden, die Schweife kurzzuschneiden, es ist dies nicht nur unzweckmäßig und grausam, sondern auch eine häßliche Abirrung von der Natur, die dem Pferde einen langen Schweif gibt. Daß man nicht in das Extrem verfällt und die Schweife so lang wachsen läßt, daß sie durch jeden Schmutz gezerrt werden — wie die Schleppen der Damen —, das gibt der natürliche Menschenverstand. Der Schweif eine Handbreite über dem Sprunggelenk gekürzt, ist lang genug, um dem Pferde zu nützen, und kurz genug, um dem Stallpersonal nicht allzu große Reinigungsarbeiten zu verursachen.

Eine viel gröbere Unsitte und Modetorheit ist das große Schmerzen verursachende Abschlagen- oder Abschneidenlassen eines Teils der Schweifrübe, das den Zweck verfolgt, das Pferd zu zwingen, die Rübe horizontal zu tragen. Häufig wird bei dieser Operation nicht die Verbindungsstelle zweier Schweifwirbel getroffen, sondern der Schnitt wird durch den Wirbelknochen geführt. Diese großartige Tierfolter wird noch dadurch oft gesteigert, daß die Schnittfläche zur Stillung der Blutung mit einem glühenden Eisen bedeckt wird. Diese „humane" Behandlung der Pferde müßte mit einer hohen Luxussteuer für kupierte Schweife bedacht werden. Die Folge dieser Operation ist Eiterung der Wunde, bis der Brandschorf und das halbe Wirbelknochenstück brandig abgestoßen ist.

Von dieser Folter wenden wir uns zu der sehr üblichen Quälerei durch die Aufsatzzügel, wodurch das Pferd gezwungen ist, den Kopf hoch zu tragen. Stundenlang durch-

geführt ist es eine Qual für das Tier; es müßten bei längerem Wartenlassen der Equipagen die Aufsatzzügel ausgeschaltet werden, was für das Personal nur eine kleine Mühe ist und für die Pferde eine große Erholung bedeutet. Scheuklappen würden wir nur im Viererzuge für erforderlich erachten, um den Pferden das Sehen der Bewegung der Peitsche zu entziehen. Ohne Scheuklappen werden die Stangenpferde aufgeregt, wenn man die Vorderpferde berühren will, und umgekehrt. Bei allen andern Gespannen sind Scheuklappen unnötig und verdecken das schöne Auge des Pferdes.

Gegen Frankreich sind wir in der Erziehung unsrer jungen Leute als Pferdepfleger und Kutscher weit zurück. Bei uns ist der Privatmann, der Pferde zu halten gezwungen ist, auf gediente Soldaten, Artilleristen, weil diese fahren können, oder Kavalleristen angewiesen. Wirkliche Kutscher gehen aus der Armee nicht hervor; dazu müssen Leute aus den Fahrschulen gewählt werden, die aber bei uns auch nicht annähernd so verbreitet sind wie in Frankreich. Dort existieren unter dem Namen écoles de dressage über hundert Fahrschulen, die für gute Ausbildung von Leuten und Pferden sorgen. Bei uns muß der Sinn und das Interesse für die richtige Erziehung und Behandlung des Pferdes viel mehr staatlich gehoben werden. Hierzu gehört auch eine staatliche strengere Aufsicht über das öffentliche und Lastfuhrwesen. Es ist geradezu unglaublich, daß man sein Leben einem jungen Menschen als Kutscher anvertrauen soll, der zunächst weiter nichts kann, als von der Peitsche unpassenden Gebrauch zu machen. Wenn auch die heutigen Beförderungsmittel, wie die Kraftwagen und Velozipede, auf die Ausschaltung der Pferde mehr wie bisher influieren, so werden wir doch noch durch viele Jahre in der Armee, Landwirtschaft und Industrie auf das Pferd angewiesen bleiben.

Die Pferdequälereien im Geschirr findet man am häufigsten bei ungeschulten Kutschern des Lastfuhrwesens und bei den Besitzern der weniger wertvollen Arbeitspferde. Dort wäre es Sache der Besitzer, lahme, durchgezogene, bis zum Skelett abgemagerte Pferde nicht einspannen zu lassen. Im Winter ist es eine Qual für die Pferde, nicht scharf beschlagen zur Arbeit verwandt zu werden.

Wenn man dagegen einwenden will, es sei doch nur alles eine Geldfrage für den Besitzer, der seine teuern Equipagepferde besser situiert, wie der Mensch sich oft selbst situieren kann, dagegen seine Arbeitspferde keines Blickes würdigt, sondern sie ausschließlich den Knechten überläßt, so bemesse man die Geldstrafen für den Besitzer bei schlechter Haltung seiner Arbeitspferde so hoch, daß es billiger kommt, seine Pferde gut zu halten.

Die unglaublichsten Vorgänge spielen sich seitens der Fuhrknechte allerdings im Stalle ab und besonders in den Pferdeställen, wo die Leute, die mit Ochsengespannen zu fahren gewöhnt waren, die Pferde in einer Weise behandeln, daß sich die Feder sträubt es niederzuschreiben. Dort fehlen die Zeugen, niemand sieht etwas, nur der aufmerksame Besitzer, wenn er noch ein Herz für seine Arbeitspferde hat, erkennt an den Schwielen und geschundenen Hautstellen, wie sein Eigentum mißhandelt wurde.

Leider sehen viele Repräsentanten des genus homo sapiens in dem Tier oft nur ein Wesen, dem man nach Gutdünken die blutige Haut über den Kopf streifen darf.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Völkerpsychologie.

Das Zeitbewußtsein der Indianer.

Reisebeschreibungen, Schilderungen von Land und Leuten, von Lebenseinrichtungen und geistigen Fähigkeiten auch der entlegensten und mindest zivilisierten Volksstämme hat uns das 19. Jahrhundert die Fülle gebracht. Ist auch die überwiegende Mehrzahl von ihnen der Ausfluß unzureichender Beobachtung und undisziplinierter Darstellungsweise, so fehlt es doch auch nicht an solchen, die durch Exaktheit der Forschungen und Treue der Wiedergabe berechtigten Anspruch auf das Vertrauen der Leser haben. Aber auch diese guten Leistungen sind wie alle Beschreibung überhaupt noch keine Bereicherung unsrer Erkenntnis, sie mehren wohl unser Wissen, aber steigern nicht unser Begreifen, sie sind Vorstufen der wissenschaftlichen Einsicht, aber noch nicht diese selbst. Erst das Zusammenfassen und Vergleichen einer Mehrheit solcher sicheren Daten und deren Aneinanderreihung unter einheitlichem Gesichtspunkte führt zum begrifflichen Verständnis ihrer Wesenheit und zu ihrer Einordnung in die Gesamtheit unsrer bisherigen Anschauungen.

Derart wissenschaftliche Arbeit hat die physische Anthropologie in beträchtlichem Maße bereits vollbracht. Die Vielheit der seltsamen Tatsachen seelischer Betätigung der Menschen aller Zonen und Entwicklungsgrade harrt noch der Forscher, die sie einen und mit den an uns selbst gewonnenen Begriffen von der Natur des seelischen Geschehens versöhnen sollen. Nur die Untersuchung der Formen sozialer Gemeinschaft, die Soziologie, ist bisher mit beachtenswertem Erfolge dem Probleme nachgegangen.

Wer die Oekonomie unsers Seelenlebens einigermaßen beobachtet hat, weiß, von wie großer Tragweite der Begriff der Zeit und die Möglichkeit einer zeitlichen Ordnung unsrer bewußten Erlebnisse für unser Erkennen und unser planmäßiges Handeln ist. Dieser Umstand veranlaßt uns zu der Annahme, daß der Zeitbegriff und die bewußte zeitliche Ordnung der Bewußtseinsinhalte ein unumgängliches Erfordernis allen Seelenlebens ist. Natürlich kann nur die Prüfung der Bewußtseinstatsachen der Individuen verschiedener Existenzbedingungen und Entwicklungshöhen entscheiden, ob und inwieweit eine solche, übrigens von unsern bedeutendsten Philosophen gehegte Annahme richtig ist. Das Tatsachenmaterial bieten uns in erheblichem Umfange die obengenannten unmittelbaren Völkerstudien, — allerdings erst, nachdem wir eine Isolierung der hier wichtigen Momente aus dem Komplex von Mitteilungen der häufig an unserm Thema nicht im mindesten interessierten Beobachter vorgenommen haben.

Ich versuche nun im folgenden eine Reihe ethnologischer Tatsachen, wie sie die Indianerstämme des nördlichen Südamerika darbieten, so vorzuführen, daß eine Beziehung zur Möglichkeit eines Zeitbewußtseins und das Vorhandensein eines solchen und seine Eigenart ersichtlich ist. Um nicht zu weit zu führen, enthalte ich mich dabei erklärender Zusätze und überlasse dem Leser, die ihm mitgeteilten Daten aus dem Seelenleben der Indianer mit seinen persönlichen Erfahrungen zu vergleichen und daraus Schlüsse zu ziehen.

Die Sprache der Botokudos, des nach Begabung und Entwicklung am niedrigsten stehenden Stammes der Bewohner Brasiliens, zeigt einen sehr geringen Wortvorrat und kaum Spuren eines Bedürfnisses zu organischer Verbindung der Worte: das Zeit- bezw. Tätigkeitswort (Verbum) unterscheidet sich in seiner Form nicht vom Gegenstandswort (Nomen); das Verbum wird nur infinitivisch oder als Partizip gebraucht und zeigt weder Flexion noch Tempusbildung; die Konjugation des Verbums geschieht einfach durch Vorsetzen der persönlichen Fürwörter. Eine Kasusbildung läßt sich nur

in vereinzelten, keineswegs häufigen Fällen aus der Anwendung des Wörtchens „te“ zwischen zwei Hauptwörtern zur Bezeichnung des Genetivs annehmen; indes dürfte es sich auch hier mehr um eine Interjektion zu einem durch starke Gefühlswirkung ausgezeichneten Worte handeln.

Die Botokudos haben weder Tugenden noch Laster und verraten keine Neigung zu irgendwelcher dauernden Vervollkommnung. Wenn sie Handlungen begehen, die für unsre Moral horrend sind, so geschieht das nicht etwa aus moralischer Verkommenheit, sondern aus Indolenz, aus Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht dem augenblicklichen Nutzen dient. Der Botokude verkauft sein Kind, weil er der Axt oder des Kessels, der ihm dafür geboten worden, gerade dringend bedarf, er verspeist seinen erschlagenen Feind nicht etwa — wie der Polynesier — aus Rache, Haß oder Aberglaube, sondern weil er überhaupt alles verzehrt, was eßbar ist. Er ist ganz momentanen Impulsen unterworfen: launisch, leidenschaftlich, wankelmütig, unzuverlässig.

Der Botokude nimmt aus keinem seiner Erlebnisse, geschweige denn aus dem, was er in der Natur und in den Verhältnissen der Menschen sieht, ohne selbst in Mitleidenschaft gezogen zu werden, einen Anlaß zum Vermuten oder Glauben eines höheren Waltens. Gewaltige Naturereignisse schüchtern ihn ein, machen ihn in höchstem Grade furchtsam, aber sie führen sein Denken nicht weiter, nicht einmal zu einem regen Aberglauben.

Es gibt keinerlei Oekonomie bei den Botokuden: sie führen ein unstetes Wanderleben, beachten keinen vergangenen Mangel, um sich vor möglichem neuen Mangel warnen zu lassen; nur Ernährung von Hand zu Mund und geschlechtlicher Verkehr sind die Triebfedern ihrer Handlungen.

Sie haben keine Tradition, keine Sagen, überhaupt keine bewußten geistigen Beziehungen zu den Vorfahren. Sie können ihr eignes Alter nicht angeben, nicht einmal die persönliche Vergangenheit lebt als solche in ihnen, an das Zukünftige denken sie nicht; sie haben nichts, was sich als Zeitrechnung bezeichnen ließe. Vermöge des Sachlichen an den Bewußtseinsinhalten, die gerade in ihnen dominieren, verständigen sie sich, wenn eine Zeitbestimmung nicht zu umgehen ist; indes kommen sie auch so oder vielleicht gerade deshalb mit ihren Zeitbestimmungen nicht über „morgen“ hinaus. In ihrer Sprache findet sich kein Wort für Zeit. Bevorzugt zur Verdeutlichung zeitlicher Angaben („zeitlich“ in unserm Sinne) wird der Stand der Sonne — wenn man aus dem Vorhandensein ziemlich feststehender Wortverbindungen für verschiedenen Stand der Sonne eine solche Bevorzugung folgern darf. Zeitliche Adverbien, Konjunktionen und Präpositionen neben den entsprechenden räumlichen finden sich nicht. Bei der Durchsicht ihres vollständigen Vokabulariums vermißt man jedes eigentliche oder uneigentliche Wort für „gestern“, während „morgen“ Ausdruck findet durch „der Morgen“ („tempràn“); man findet für „Tag“ und „heute“ gebraucht „der helle Himmel“, und zwar der durch Sonne, Mond oder Blitz erhellte Himmel; ferner „Sonne klein“ für die Früh- und Abendsonne, „Sonne hoch“ oder „Sonne steht“ für den Mittag, „Sonne geht“ für den Abend. Außerdem findet sich, allerdings ohne jede Wahrscheinlichkeit eines noch so geringfügigen Gebrauchs der Worte anders als zur Wiedergabe der einmaligen, unmittelbaren Wahrnehmung: „Mond-Beil kleines“ für das erste Viertel des Mondes, „Mond-Beil“ für Halbmond, „Mond voll“ und „Mond dunkel“. Das eine Wort „ngh-rê“ bedeutet zugleich „nach, vor, darauf, nahebei, der Nachbar, bei, an, neben, hinter, rückwärts“ (post, ante, inde, prope, propinquus, apud, retro). Daß sie gar die Gestirne in keiner Weise zu Zeitbestimmungen heranziehen, bezeugt schon das Wort, das sie für „Sterne“ haben, nämlich „to-meràp“ = „es scheint, blitzt“. Es ist dies zugleich ein Zeichen dafür, daß bei ihnen nicht einmal von der geringfügigsten ordnenden Himmelsbetrachtung die Rede sein kann, daß sich vielmehr alles auf sinnlich lebhafte Wahrnehmung und einfache Erinnerung

beschränkt. Schließlich ist noch das Wort „nâ-nâ“ zu erwähnen, das in der Bedeutung „schnell“ gebraucht wird; aber schon die eigentümliche Bildung dieses Wortes weist darauf hin, daß es nur einfach eine schnelle Bewegung, nicht etwa eine bewußte Zeitbestimmung verdeutlichen soll.

Zu einer abstrakten Zählung bezw. zu Zahlen sind die Botokuden nicht gekommen. Sie haben als Zahlwörter lediglich: eins, doppelt und viel. „Eins“ und zugleich „allein“ ist „pogik“ = „ein Finger“; „zwei“ oder vielmehr „doppelt“ ist „krĭ-pō“ = „doppelter Finger“; was über zwei hinausgeht, ist „uruhu“ = „viel“. Kommt es auf genaue Zahlangaben bis zu zehn — höhere Angaben sind völlig ausgeschlossen — an, so werden die konkreten Finger zu Hilfe genommen. Legt man es ihnen nahe, sich über „übermorgen“ zu äußern, so sagen sie bereits „Morgen viele“. Um zu sagen, „ich reise fünf Tage“, wiederholte ein Botokude dem Forschungsreisenden Ehrenreich — dem wir nächst dem Prinzen Wied-Neuwied die Beobachtung der Botokuden verdanken — fünfmal mit nacheinander erhobenen Fingern das Wort „tempràn“ = „Morgen“.

Bei dem übrigen Kontingent der brasilischen Indianer ist der Stamm des Tätigkeitswortes (Verbum) außer seiner Zusammensetzung mit Pronominalpräfixen in einer Weise mit Umstandswörtern (adverbialen Bestimmungen) vereinigt, um das, was wir Flexion nennen, zu geben, daß es erheblicher Anstrengung und nur durch große Uebung zu erwerbender Gewandtheit bedarf, um ihn herauszusondern, — ein Umstand, der die geläufige richtige Verwendung von Stamm und Beiwörtern in der gewöhnlichen Umgangssprache unmöglich macht. Erstarrt hierdurch auch das Organische der Sprache, so leidet deshalb die Sprache als Verkehrsmittel insofern doch keinen Schaden, als der Indianer das Charakteristische auch durch ein abgehacktes Wortstück an Stelle eines Satzes versteht und selbst ausdrückt: die Worte verlieren ihr Leben.

Die geistigen Fähigkeiten der Indianer sind ziemlich hoch anzuschlagen: manche von ihnen lernten, wie schon Th. Waitz in seiner „Anthropologie der Naturvölker“ mitteilt, in vier Monaten fertig lesen und schreiben; sie haben trotz reger Phantasie im Grunde eine gesunde Logik, die sie auch bei der Naturerklärung nicht verläßt; die Verschiedenheit der Ergebnisse ihres Denkens von denen des unsrigen entspringt nur der Verschiedenheit der Voraussetzungen, — gesteht man ihre eigentümlichen Voraussetzungen zu, so sind auch ihre Folgerungen im einzelnen durchweg zwingend.

Dennoch sind sie in der Tat geistig sehr arm. Diese Armut bezeugt sich am meisten in dem völligen Mangel an übergeordneten Begriffen: jeder Papagei hat seinen besonderen Namen, und der allgemeinere Begriff „Papagei“ fehlt vollständig; dasselbe gilt auch für die „Palme“, die als Begriff nicht existiert; sie kennen aber die Eigenschaften jeder Papageien- und Palmenart sehr genau und kleben so an ihren zahlreichen Einzelkenntnissen, daß sie sich um die gemeinschaftlichen Merkmale nicht kümmern. Sie suchen zwar nach einer Erklärung des plötzlich vereinzelt auftretenden und besonders eindrucksvoll wirkenden Donners, Blitzes und Hagels, aber z. B. nicht nach einer Erklärung für Sonne und Sonnenschein, die sie gewöhnt sind zu sehen und deren dauernde Wirksamkeit durch den Mangel eines geeigneten Kontrastes ihnen nicht vor Augen steht. Sie kennen oder vielmehr erkennen kein Mißverhältnis von Ursache und Wirkung: sie schreiben z. B. dem dahingeschiedenen Geiste eines ihrer Brüder die Verursachung eines großen Unwetters zu.

Alles, was auf Zahlenverhältnisse Bezug hat, begreifen sie nur mit großer Mühe. Bei einzelnen Stämmen geht die Fähigkeit zu zählen, wenn auch nicht weit, so doch über 10 hinaus.

Die Toten gehen nach ihrer Anschauung zu den Vorfahren in den Himmel. Der Himmel ist ihnen das Land, in dem auch die ersten Bakaïri — das ist

derjenige Stamm der Indianer, dem Karl von den Steinen diese Auffassung entnommen hat — lebten, er lag früher neben der Erde, und man konnte bequem auf diese hinüber gelangen. Es starben dort aber zu viele Leute, darum siedelte man auf die Erde über, und der Himmel stieg dahin empor, wo er jetzt ist, und wo die Tiere, die Oerter, die Sachen, die in den alten Geschichten vorkommen, noch heute zu sehen sind. „Alles ist geblieben, wie es war.“ „Bakaïri hat es immer gegeben, aber im Anfang waren es sehr wenige.“

In den Wörterverzeichnissen von elf sprachlich getrennten Indianerstämmen findet sich nirgends ein Wort für „Zeit“ oder eine abstrakte Zeitbestimmung. Es finden sich nur Worte für „Tag“ und „Nacht“, bei den meisten Stämmen noch außerdem Mondphasen, Sonnenstand — vorwiegend jedoch, um die räumliche Orientierung zu ermöglichen, also Osten, Mittag, Westen; bei einem Stamme (nach A. de Saint-Hilaire) auch „Mitternacht“, allerdings durch denselben Ausdruck „Mitte des Himmels“ wie Mittag“ —; ein Stamm hat ein Wort für „Jahr“, ohne nähere Bestimmung seiner Art.

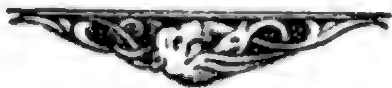
Um ein Bild zu geben, in welcher Weise Indianer zeitliche Angaben, für die wir die kurze Bezeichnung durch die Zahl der Tage, Stunden u. dergl. anwenden, machen, sei — in Anbetracht der Seltenheit so eingehender Mitteilungen in der Literatur — eine ausführliche und charakteristische Schilderung Karls von den Steinen („Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens, Berlin 1894, S. 69/70) wörtlich hier wiedergegeben: Die Bakaïri geben auf Befragen Auskunft, in welcher Zeit der nächste an dem gleichen Flusse Kulischu wie sie selbst wohnende Bakaïristamm zu erreichen sei. „Aber welcher Unterschied zwischen einem gedruckten Bädeker und dieser Gestikulation, dieser Tonmalerei, dieser sich von Etappe zu Etappe mitleidlos weiterschleichenden Aufzählung der Stationen! Von uns bis zum zweiten Bakaïridorf eine Tagreise, von dem zweiten zum dritten zwei u. s. w. — nein, so raste man nicht weiter in der guten, alten Zeit, die ich hier erlebte. Zuerst setzte man sich in das Kanu, „pépi,“ rudert, rudert, „pépi, pépi, pépi“ — man rudert mit Puddelrudern, links, rechts eintauchend, und man kommt an eine Stromschnelle, bu bu bu ... Wie hoch sie herabstürzt: die Hand geht mit jedem bu, bu von oben eine Treppenstufe nach abwärts, und wie die Frauen sich fürchten und weinen „pekóto äh, äh, äh —!“ Da muß das pépi — ein kräftiger Fußtritt nach dem Boden hin — durch die Felsen, mit welchem Aechzen! vorgeschoben werden, und die „mayáku“, die Tragkörbe, mühsam — ein-, zwei-, dreimal an die linke Schulter geklopft — über Land getragen werden. Aber man steigt wieder ein und rudert, pépi, pépi, pépi. Weit, weit — die Stimme schwebt ih ..., so weit ih ..., und der schnauzenförmig zugespitzte Mund, während der Kopf krampfhaft in den Nacken zurückgebogen wird, zeigt, in welcher Himmelsrichtung ih ... Darüber sinkt die Sonne bis: die Hand, soweit sie sich auszustrecken vermag, reicht, einen Bogen beschreibend, nach Westen hinüber und zielt auf den Punkt am Himmel, wo die Sonne steht, wenn man — lah ... á — im Hafen eintrifft. Da sind wir bei den: „Bakaïri, Bakaïri, Bakaïri!“ „Kúra, kúra!“ (Freunde, gute Leute!), und hier werden wir gut aufgenommen. Vielleicht hat man auch noch eine Stelle mit gutem Fischfang passiert, wo „Matrinchams“ oder „Piranhas“ zu schießen sind: während die Wörter sonst den Ton auf der vorletzten Silbe haben, noróku, póne, wird er jetzt — wie wir „Jahré“ sagen — auf die letzte verlegt, „norokú“, „poné“, und der Pfeil schnellt, tsök, tsök, vom Bogen. Hinter dem Nahuquá freilich, wo die Kenntnis der Einzelheiten unbestimmt wird, werden nur die Tagereisen selbst angegeben. Die rechte Hand beschreibt, langsam steigend, in gleichmäßigem Zuge einen Bogen von Osten nach Westen, kommt dort unten an und legt sich plötzlich an die ihr entgegenkommende Wange, verweilt hier, während die Augen müde geschlossen sind, und greift dann nach dem Kleinfinger der linken Hand: einmal geschlafen. Dann wieder dieselbe Figur, doch wird mit dem Kleinfinger noch der Ringfinger ergriffen, und beide werden nach der Seite gezogen: zweimal geschlafen u. s. w. Sei aufmerksam, edler Zuhörer, denn

wehe dir, wenn du fragst, — es kann dir nicht anders geholfen werden, als indem man wieder von vorn anfängt.

Aber Rache ist süß. Die Reihe kam auch an mich, denn man wollte wissen, wie weit Cuyabá sei, mein Ausgangspunkt. Die Gesichter waren köstlich, wenn ich erst die linke, dann die rechte Hand abfingerte, dann genau nach ihrer Zählweise die Zehen des linken und die des rechten Fußes abgriff, zwischen je zwei Fingern und je zwei Zehen vorschriftsmäßig am Himmel wanderte und schlief und zum Schluß in meine Haare greifen mußte, um, sie auseinanderziehend, zu bekunden, daß die Zahl der Tage noch nicht reichte und mehr sei als zwanzig! Da murmelten sie denn ihr „kóu, kóu“ des Erstaunens oder „óka, óko, he okó“ immer ungeduldiger, redeten alle durcheinander und vereinigten sich schließlich in einem fröhlichen Gelächter baren Unglaubens.“

Es bedurfte nicht erklärender Zusätze zu den vorstehenden Mitteilungen von dem Seelenleben auf verschiedenen Entwicklungsstufen stehender Indianer, um dem Leser zu offenbaren, daß die Art der bewußten Ordnung ihrer geistigen Inhalte anders ist als die unsrige. Diese Ordnung ist durchaus abhängig von der allgemeinen Höhe der geistigen Begabung und Entwicklung, insbesondere von der Befähigung zu abstrakter Begriffsbildung. Natürlich irgendeine Ordnung der Erlebnisse im Bewußtsein ist bei jeglichem, auch noch so primitivem Seelenleben notwendig, aber sie braucht nicht wie bei uns bewußt zeitlich, auf einen abstrakten Begriff „Zeit“ gegründet zu sein. In der Tat sehen wir das Prinzip der räumlichen Ordnung der Bewußtseinsinhalte bevorzugt und sehen weiter, daß diejenigen Begriffe, die für uns spezifischen Charakter von Zeitbestimmungen haben, wie z. B. Tag und Nacht, bei den „Wilden“ nur als Ausdruck aktueller sinnlicher Erlebnisse, in Beziehung auf das Vorhandensein und den räumlichen Stand der Sonne gebraucht werden. Wo sich, wie bei den Bakaïri, Spuren der Kategorien Vergangenheit und Gegenwart finden, da gelten dieselben auch nicht für die Gesamtheit der tatsächlichen und möglichen Erfahrungen, sondern nur für Einzelheiten (vergleiche die obengenannte Kosmogonie, die übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach in erheblichen Bestandteilen entlehnt ist!) und geben den Gegensatz von Sein und Nichtsein.

Chr. D. Pflaum.



Literarische Berichte.

Der Lippesche Erbfolgestreit nach seinem heutigen Stande. Von Dr. Max Sklarek. Berlin, Boll & Pickardt. 1904.

Man erinnert sich noch der Aufregung, die in den neunziger Jahren in den deutschen Landen der Lippesche Thronfolgestreit verursachte und wie erlösend der Dresdener Schiedsspruch vom 22. Juni 1897 wirkte, wonach Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld zur Regentschaft in Detmold berufen wurde. Neuerliche Vorgänge lassen es recht bedauerlich erscheinen, daß der Schiedsspruch nur zugunsten der Person des jetzigen Grafregenten, und nicht auch zugunsten der Linie, die dauernd auf den Thron im Fürstentum berufen werden soll, entschieden hat. Diese Halbheit hat sich schon gerächt, bereits jetzt wird der „Lippesche Erbfolgestreit“ akademisch wieder aufgerollt und zwar in einer diesen Namen tragenden in Berlin bei Boll & Pickardt erschienenen Broschüre von Dr. Max Sklarek. Trotz des großen staatsrechtlichen und genealogischen Materials, das in dieser Broschüre niedergelegt ist, liest sie sich stellenweise wie ein Roman.

Man mag die Sache drehen und wenden, wie man will, der Stammbaum von Modeste v. Unruh will gar nicht mehr feststehen, seitdem das Landgericht in Detmold ihn in seinem Urteilsspruch vom 10. Juli 1903 noch einmal gründlich unter die Lupe genommen hat. Paten aus dem Handwerker- und niederen Bürgerstand, wie ihr Vater sie hatte,

sind zu einer Zeit, wo man in adligen Kreisen mit einer möglichst langen Reihe besonders vornehmer Paten zu glänzen liebte, höchst verdächtig, noch mehr der Umstand, daß man bereits von ihrem Vater Karl Philipp von Unruh seine Herkunft aus dem uradligen Geschlecht von Unruh nicht nachzuweisen vermag. Das und fernere Entdeckungen, von denen die Broschüre erzählt, sind so schwerwiegender Natur, daß das Landgericht in Detmold bei Modeste v. Unruh nicht einmal dasjenige Ebenbürtigkeitserfordernis als bewiesen annahm, das der Dresdener Schiedsspruch selbst als Mindesterfordernis bezeichnet hatte, nämlich das des niederen Adels.

Damit sind natürlich einer späteren Bekämpfung der Ansprüche der Gräflich-Biesterfeldschen Linie auf den Detmolder Thron nach dem Ableben des jetzigen Grafregenten die Tore weit geöffnet, und es hat nach dieser Broschüre den Anschein, als ob das letzte Wort in der bewußten Thronfolgefrage noch nicht gesprochen ist. Glücklicherweise besitzen wir in dem Bundesrat des Deutschen Reichs, an den die Streitfrage noch gewiß ein zweites Mal herantreten wird, die denkbar höchste Garantie für deren gerechte und sachgemäße Erledigung.

Album Lyrique de la France Moderne (Chrestomathie du XIX^ème^ siècle). Par Eugène Borel. Neuvième édition. Avec 31 portraits. Revue et remaniée par Marc-A. Jeanjaquet. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Daß eine von einem deutschen Verlage herausgegebene Blütenlese lyrischer Gedichte von französischen Dichtern des 19. Jahrhunderts bereits eine neunte Auflage erleben konnte, spricht einerseits für das Interesse, das man in Deutschland auch an diesem Zweige der französischen Literatur nimmt, anderseits aber auch für die glückliche Auswahl, die der Begründer der Sammlung und in seinem Geiste fortfahrend auch der neue Herausgeber getroffen hat. Auch im modernen französischen Dichterwalde schallt es schrill und unharmonisch durcheinander, und es bedarf eines sicheren ästhetischen Feingefühls, um echtes Gold von Katzengold zu unterscheiden. Das hat aber der neue Herausgeber, der etwa ein Dutzend bisher nicht vertretener Dichter zum Worte hat kommen lassen, in hohem Maße bewährt. Man muß ihm dankbar sein, daß er deutschen Lesern die Bekanntschaft mit einer Reihe neuer Talente vermittelt hat, deren Bekanntschaft zu machen sich wohl verlohnt. Wie das jüngste Deutschland läßt auch das moderne lyrische Frankreich neue Weisen erklingen, an die sich das Ohr zwar erst gewöhnen muß, die aber doch die volle Berechtigung in sich tragen, aufmerksam gehört zu werden. In dieser Ergänzung bis auf die neueste Zeit bildet das „Album Lyrique", das sich durch seine vornehme Ausstattung auch ganz besonders zu Festgeschenken eignet, ein vollkommen treues Spiegelbild der französischen Lyrik des 19. Jahrhunderts.

A. R.

Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Diese volkstümliche und billige Gesamtausgabe der genialen und kraftvollen Wiener Poetin Marie Eugenie delle Grazie soll in 30 Lieferungen oder 9 Bänden erscheinen und wird hoffentlich die Bedeutung dieser hochbegabten und eigenartigen Schriftstellerin immer weiteren Kreisen erschließen. Es liegen uns drei Bände vor: die beiden ersten enthalten ihr bisher bedeutendstes Werk, das Hohelied der Revolution, die 24 Gesänge ihres großgedachten Epos „Robespierre", das uns ihr Darstellungsvermögen wie ihre Sprachgewalt in gleicher Weise bewundern läßt und sie unter den jüngeren Versdichterinnen in die allererste Reihe stellt. Band III umfaßt die unter dem Titel „Vom Wege" vereinigten Geschichten und Märchen, die uns die Dichterin auch als Novellistin vorführen und schätzen lehren.

Richard Weltrich: Wilhelm Hertz. Zu seinem Andenken. Zwei literaturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Dem Andenken des trefflichen Münchener Poeten und Germanisten Hertz sind diese Blätter gewidmet. Mögen sie ihren Zweck erfüllen: mitzuhelfen, daß der Dichter, von dem sie reden, noch viel mehr in das Volk dringe, als es bis jetzt geschehen ist! Die erste Abhandlung ist der Wiederabdruck eines ausführlichen Nekrologs, die zweite eine kritische Studie über „Bruder Rausch", jenes entzückende und bedeutungsvolle Klostermärchen, das — neben der Nachdichtung von „Tristan und Isolde" — vor allen andern Werken des Dichters seinen Namen der Nachwelt überliefern wird. Die Darstellung Weltrichs ist durchaus ansprechend.

Br.

Der Gardestern. Humoristischer Roman von Freiherrn v. Schlicht. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.50.

In diesem neuen Militärroman des bekannten Verfassers handelt es sich weder um Jena noch um Sedan; den Autor leitet keinerlei Tendenz, sondern nur die lobenswerte Absicht, dem Leser ein paar Stunden vergnügter Unterhaltung zu bieten, die auch vollständig erreicht wird. Wer der „Gardestern" ist, erfahren wir gleich im Anfang durch die Unterhaltung zweier allerliebster

junger Damen, die sich um die Herren „im bunten Rock" dreht. Leutnant Kurt v. Stern führt jenen Beinamen, weil er ungefähr zehn Jahre in der Garde stand, bevor er in die Provinz ziehen mußte, wo er sich nun — mit fortwährender Sehnsucht nach dem Stern, den die Gardisten an ihren Helmen tragen, im Herzen — über alles mokiert. Sein und seiner Kameraden Erlebnisse schildert Freiherr v. Schlicht in seiner gewandten und flotten Weise mit gutem Humor; manchen Partien fehlt auch die satirische Färbung nicht, die jedoch so ergötzlich wirkt, daß ihr alles Verletzende dadurch genommen wird. Ob er den Streit zwischen der Frau Oberst und der Frau Hauptmann v. Schuden erzählt, oder die unvermutete Besichtigung durch den Divisionskommandeur, wobei der „Gardestern" in Vertretung seines Hauptmanns so brillant abschneidet, immer tritt des Autors Kunst zutage, die Personen oft nur mit wenigen knappen Strichen ungemein lebenswahr zu gestalten und sie scharf und sicher zu charakterisieren. Der frisch und packend geschriebene Roman wird namentlich in allen Garnisonstädten dankbare Leser und Leserinnen finden. E. M.

Goethe als Erzieher. Von Dr. Bernhard Münz. Wien, Wilhelm Braumüller. 1904.

Auf richtiger Erziehung basiert das ganze geistige Fortschreiten unsers Volkes. Ein großer Dichter ist ein großer Pädagoge. Dr. Münz hat es verstanden, mit klarem Blick ein schönes Bild des Altmeisters als Lehrer aufzuzeichnen. Jeder weiß, wie Goethe für alle Menschenalter und Schicksale geschrieben hat, und die lehrenden, leitenden Ideen wußte der Verfasser in prägnanter Kürze zu behandeln und die betreffenden Stellen anzuführen. Ueber Kinder und die Art ihrer Erziehung, die ohne Schablone sein soll, sind viele Stellen angegeben, u. a. aus „Werther", „Wilhelm Meister", „Hermann und Dorothea". Goethe tritt uns als Erzieher der Schauspieler, der Pädagogen, der Dilettanten u. s. w. entgegen. Wir sehen den Tatmenschen, Realisten, Denker und Philosophen. Dr. Münz hat Goethes Behandlung der verschiedenen Ideen und ihre Rechtfertigung uns vor Augen gestellt. So zum Beispiel aus „Wilhelm Meister" in dem entgegengesetzten Lehrsystem von Therese und Natalie. Andre bekannte Goethesche Figuren, ich nenne nur den Abbé, Dorothea, Götz von Berlichingen und viele mehr, treten uns sprechend entgegen. Sie geben uns wertvolle Winke für die Erziehung im Einklang mit Goethes Ausspruch: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch." Möge das Buch durch seinen Wert zum pädagogischen und Goetheschen Verständnis beitragen.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Auspitz, Generalmajor. Aus bewegter Zeit. Abhandlungen und Reden. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 4.20.

Brunn, Laurids, Die Krone. Roman. Stuttgart, Axel Juncker Verlag. M. 3.50.

Bücher, Dr. Karl, Die Entstehung der Volkswirtschaft. Vorträge und Versuche. Vierte Auflage. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. M. 6.—.

D'Aurevilly, J. Barbey, Eine alte Geliebte. Deutsch von Hedda Moeller-Bruck. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 5.—.

Dill, Liesbet, Oberleutnant Grote. Roman. 2. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—.

Dresdner, Albert, Der Weg der Kunst. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs.

Fournier, August, Napoleon I. Eine Biographie. Erster Band: Von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich. Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, F. Tempsky. Gebunden M. 6.—.

Gnauck-Kühne, Elisabeth, Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage. Berlin, Otto Liebmann. M. 3.50.

Hagemann, Carl, Wilde-Brevier. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. Gebunden M. 2.50.

Halévy, Elie, La formation du Radicalisme philosophique. III. Le radicalisme philosophique. Paris, Félix Alcan. Fr. 7.50.

Hauviller, Dr. Ernst, Franz Xaver Kraus. Ein Lebensbild aus der Zeit des Reformkatholizismus. Mit drei Abbildungen und einem Anhang unedierter Briefe, Gedichte und kirchenpolitischer Schriftstücke. Colmar i. E., Walther Roock. M. 3.50.

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Anselm Salzer.

Mit 110 farbigen und schwarzen Beilagen, sowie über 300 Textabbildungen. Heft 10 und 11. Vollständig in 25 Lieferungen à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Immanuel, Hauptmann, Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt. Erstes Heft. Berlin, Richard Schröder. M. 2.50.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1903 bis 1904. Neunzehnter Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit 41 Abbildungen. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 6.—; gebunden M. 7.—.

Katscher, Leopold, Bertha v. Suttner, die „Schwärmerin" für Güte. Mit zwei Porträts. Dresden, E. Pierson's Verlag. 50 Pf.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Dritter Band. Tizian. Des Meisters Gemälde in 230 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Oskar Fischel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.

Knebel Doeberitz, Hugo v., Besteht für Deutschland eine amerikanische Gefahr. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 2.—.

Lagerlöf, Selma, Gösta Berling. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von P. Klaiber. München, Albert Langen. M. 4.—.

Liebmann, Otto, Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien. Zweiter Band. Viertes Heft. (Schluß des Werkes). Straßburg, Karl J. Trübner.

Lohmeyer, Julius, Gesammelte Dichtungen. Mit Porträt. Berlin, W. Bobach & Co.

Meyers Reisebücher: Nordseebäder und Städte der Nordseeküste. Zweite Auflage. Mit 25 Karten und 19 Plänen. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 4.50.

Obst, J. G., Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Auguste Viktoria. Erzählungen und Schilderungen. Mit zahlreichen Illustrationen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender. M. 3.—.

Pohle, Dr. Joseph, P. Angelo Secchi. Ein Lebens- und Kulturbild aus dem neunzehnten Jahrhundert. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit Porträt und 38 Abbildungen. Köln, J. P. Bachem. M. 4.—.

Poincaré, Henri, Wissenschaft und Hypothese. Autorisierte deutsche Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen von F. und L. Lindemann. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 4.80.

Popper, Josef, Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Sozialphilosophische Betrachtungen. Anknüpfend an die Bedeutung Voltaire's für die neuere Zeit. Dritte Auflage. Dresden, Carl Reissner.

Riemann, Hugo, Handbuch der Musikgeschichte. Erster Band: Altertum und Mittelalter (bis 1450). Erster Teil. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 5.—.

Roda Roda, Der Mann mit dem eisernen Finger. 1. Band der „Soldatengeschichten". Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Roda Roda, Frau Helenes Ehescheidung. Wien, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Rüegg, Arnold, Auf heiligen Spuren — abseits vom Wege. Bilder und Erinnerungen aus dem Morgenlande. Mit 78 Illustrationen, Planskizzen und Karten. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 4.—.

Schlaf, Johannes, Der Kleine. Ein Berliner Roman in drei Büchern. Stuttgart, Axel Juncker Verlag. M. 5.—.

Schlicht, Frhr. v., Der Gardestern. Humoristischer Roman. Fünfte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.50.

Schoedler, Dr. Friedrich, Das Buch der Natur. 23. vollständig neubearbeitete Auflage. In drei Teilen. III. Teil, 1. Abteilung: Astronomie von Dr. B. Schwalbe, beendet und herausgegeben von Prof. Dr. H. Böttger. Mit 170 Abbildungen und 13 Tafeln. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 6.—.

Söhns, Franz, Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung sowie ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Dritte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 2.60.

Taaks, Gerhard, Alttestamentliche Chronologie. Uelzen, im Selbstverlag des Verfassers.

Taaks, Gerhard, Zwei Entdeckungen in der Bibel. Uelzen, im Selbstverlag des Verfassers.

Thiele, Dr. med. Adolf, Zur Philosophie der neuen Frauentracht. Mit Abbildungen. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.

Thoma, Ludwig, Agricola. Bauerngeschichten. Mit Zeichnungen von Ad. Hölzel und Bruno Paul. München, Albert Langen. M. 4.—.

Waddington, Charles, La Philosophie ancienne et la Critique historique. Paris, Librairie Hachette & Cie.

Wasielewski, Waldem. v., Goethe und die Descendenzlehre. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Wilde, Oscar, Das Bildnis des Mr. W. H. — Lord Arthur Saviles Verbrechen. Deutsch von F. P. Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.—.

Wilser, Dr. Ludwig, Die Germanen. Beiträge zur Völkerkunde. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlags-Anstalt. M. 6.—.

═ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

═ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Um die Erde alle 14 Tage

senden Sie die Empfehlungen Ihrer Fabrikate, wenn Sie in der „Deutschen Export-Revue“ mit fremdsprachlichen Ausgaben „German Export Review“ und „Revista de la exportación alemana“ annoncieren.

Konkurrenzlos in der Verbreitung!

Preisofferten und Probenummern gratis durch die

Geschäftsstelle der Deutschen Export-Revue

BERLIN S., Ritterstrasse 33.

Soeben wurde ausgegeben:

Franz von Lenbach

Gespräche und Erinnerungen

Mitgeteilt von **W. Wyl**

Mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile Lenbachs und vier bisher unveröffentlichten Bildern.

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Diese Aufzeichnungen gehören nach Form und Inhalt zu dem Besten und Anziehendsten, was wir Deutschen auf dem Gebiet derartiger Erinnerungen besitzen. Sie bieten unersetzlich wertvolles Material sowohl für die intime Geschichte des deutschen, speziell Münchner Kunstlebens der letzten Jahrzehnte, wie für die Kenntnis der Welt- und Kunstanschauung, des Geistes und Herzens des Künstlers.

NOUVEAUTÉ

VELMA

SUCHARD

ZUM ROHESSEN
UNÜBERTROFFEN

NOUVEAUTÉ

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr 1

Diesem Hefte ist ein Prospekt der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft m. b. H. in Mün
beigegeben, der gefälliger Beachtung empfohlen wird.

Digitized by Google

Neunundzwanzigster Jahrgang **September 1904** Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Brief von Prinz Christian zu Schleswig-Holstein an den Herausgeber der „Deutschen Revue"	257
v. Lignitz, General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz: Der russisch-japanische Krieg. Betrachtungen über den Landkrieg. IV.	258
Aus der politischen Korrespondenz des Präsidenten des badischen Ministeriums des Auswärtigen Rudolf v. Freydorf (Schluß)	264
Dr. D. A. Goldhammer, o. Prof. a. d. Universität Kasan: Anfang des Lebens in der Natur	296
Marie Hansen-Taylor: Aus zwei Weltteilen. Erinnerungen (Schluß)	306
Bertha v. Suttner: Was haben die Friedensfreunde für einen möglichst raschen Abschluß des russisch-japanischen Krieges getan?	319
Aus der Zeit des Frankfurter Parlaments. Aufzeichnungen aus dem Nachlasse des Abgeordneten Georg Friedrich Kolb (Fortsetzung)	328
Bogdan Krieger, Königlicher Hausbibliothekar: Russischer Besuch am preußischen Hof vor 100 Jahren (Schluß)	344
H. Kittweger: Der Brauch. Skizze	368
Sir Charles Bruce: Die politischen Beziehungen Großbritanniens zu Deutschland	372
Literarische Berichte	378
Eingesandte Neuigkeiten des **Büchermarktes**	380

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1904

reis des Jahrganges 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Seiden-Grieder-Zürich.

Verlangen Sie Muster von neuesten Seidenstoffen (schwarz, weiss und farbig).
Porto- und zollfreier Versandt. Briefporto 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union

ADOLF GRIEDER & C[IE], Kgl. Hofl., ZÜRICH G 40.

Schlossers Weltgeschichte
für das deutsche Volk

Von neuem durchgesehen u. bis auf die Gegenwart ergänzt von

Dr. Oskar Jäger

Reich illustrierte Pracht-Ausgabe in 20 Bänden

In Leinen gebunden . à M. 6.25
In Halbfranz gebunden à M. 7.50
Auch in 100 Lieferungen à M. 1.—

Schlossers Weltgeschichte ist ein gewaltiges Werk, über dessen Reichhaltigkeit jedermann staunen muß, der die eine oder andere Periode im Zusammenhange durchgeht. Schlosser ist unerreicht in der Frische und Klarheit der Darstellung, durch ungeschminkte, rückhaltlose Wahrheit, Reichtum und Vielseitigkeit des Materials und eine mustergültige Schreibart.

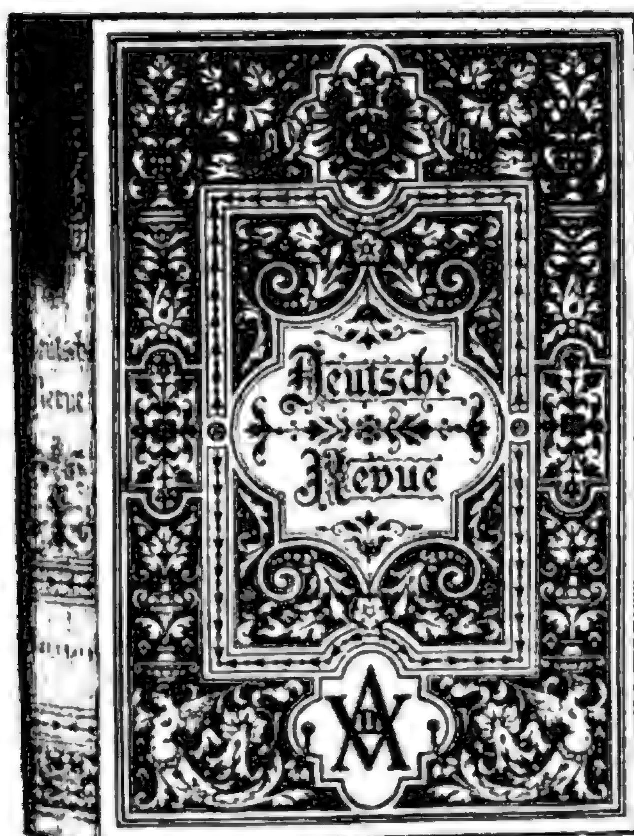
Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).

Gegründet 1854 auf reiner Gegenseitigkeit.

Alle Ueberschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand Ende 1903	681	Millionen M.
Bankvermögen Ende 1903	228	„ „
Seit Bestehen ausbezahlte Versich.-Summen . . .	157	„ „
„ „ an die Versicherten bezahlte Dividenden	80	„ „



Original-Einband-Decken
zur „Deutschen Revue“.

Den geehrten Abonnenten empfehlen wir zum Einbinden der Zeitschrift die in unsrer Buchbinderei hergestellten

Original-Einband-Decken

nach nebenstehender Abbildung

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis jeder Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum dritten Band des Jahrgangs 1904 (Juli- bis September-Heft) kann sofort bezogen werden.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894—1903 werden auf Bestellung auch jetzt noch geliefert.

Ein Bestellschein liegt diesem Hefte bei.

Die verehrl. Postabonnenten belieben sich an die nächstgelegene Buchhandlung zu wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden kön— Wunsch liefern wir gegen Franko-Einsendung d— die Decken auch direkt.

Stuttgart, Neckarstr. 121/23. Deuts

An den Herausgeber der „Deutschen Revue“.

London, den 11. Juli 1904.
Schomberg House.

Sehr geehrter Herr!

In den Heften der „Deutschen Revue“ vom Januar, Februar und Juli dieses Jahres ist eine Studie des Herrn Carl Boysen erschienen, die den Titel führt: „Die Wahrheit über Herzog Friedrich“. Da ich einer der wenigen Ueberlebenden bin, die in den Jahren 1863—66 dem Herzog nahegestanden und sein Verhältnis zu seinen Berathern genau beobachtet haben, halte ich mich für verpflichtet, Widerspruch gegen die Darstellung des Herrn Boysen zu erheben.

In dieser Darstellung erscheint trotz aller gelegentlichen wohlwollenden Redewendungen des Verfassers mein Bruder als ein willenloses Werkzeug in der Hand seines Hauptberathers Samwer. Das ist aber durchaus falsch. Herzog Friedrich war ein selbständiger Charakter und folgte den Vorschlägen Samwers nur, soweit er sie für richtig hielt. Daß dies in den meisten Fragen geschah, erklärt sich einerseits daraus, daß mein Bruder und Samwer in den politischen Grundanschauungen übereinstimmten — beide waren gemäßigt liberal und erstrebten einen deutschen Bundesstaat mit preußischer Spitze —, andrerseits daraus, daß Samwer mit seiner reichen Begabung und seinen gründlichen Kenntnissen meist guten Rath zu geben wußte. Ganz unzutreffend ist die Behauptung, daß der Herzog Samwer als konstitutionellem Minister mehr Einfluß habe einräumen müssen, als ihm „vielleicht“ lieb war. In seiner strengen Gewissenhaftigkeit würde mein Bruder eher den Rathgeber entlassen als einen für schädlich erachteten Rath befolgt haben.

Sehr bedaure ich übrigens, daß Herr Boysen mit auffallender Ungerechtigkeit die Thätigkeit Samwers beurtheilt, dem das herzogliche Haus ebenso wie Schleswig-Holstein für seine treuen und ausgezeichneten Dienste Dank schuldet.

Auf Einzelheiten gehe ich nicht ein, da die Wahrheit über Herzog Friedrich in dem Werke „Schleswig-Holsteins Befreiung“ von Jansen und dem jüngeren Samwer hinlänglich klargestellt ist. Ich hoffe, daß sie weder von Herrn Boysen noch von Anderen wieder getrübt zu werden vermag.

Indem ich Sie bitte, meinen Widerspruch gegen die Auffassungen des Herrn Boysen zur Kenntniß der Leser Ihrer Revue zu bringen, zeichne ich

mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Christian, Prinz zu Schleswig-Holstein.

Der russisch-japanische Krieg.

Betrachtungen über den Landkrieg.

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz.

IV.

Aus den von verschiedenen Orten des Kriegsschauplatzes vorliegenden Nachrichten ist ersichtlich, daß die Regenzeit in diesem Jahre eine kürzere war und schon Ende Juli in trockene und sehr heiße Tage überging. Infolgedessen konnten die Japaner ihre Operationen in der südlichen Mandschurei bald wieder aufnehmen, was in Rücksicht auf die dem Gegner auf der Eisenbahn fortgesetzt zugehenden Verstärkungen wünschenswert erschien. Scheinbar vermochten sie aber noch nicht die gesamte Artillerie, namentlich nicht die schwereren Geschütze in die vordere Linie zu bringen, denn die Zahl der auftretenden Batterien war verhältnismäßig gering. Die durch die Hitze herbeigeführten Verluste sind bei den Russen viel höher wie bei den an tropischen Sonnenbrand gewöhnten Japanern.

Aehnlich wie der Vorstoß des Armeekorps Stackelberg Mitte Juni in der Richtung auf Port Arthur wurde auf dem russischen linken Flügel Mitte Juli eine zweite Offensive mit unzureichenden Kräften unternommen, indem das Armeekorps Keller versuchen sollte, sich wieder in den Besitz des Motienpasses und der Nebenpässe an der Hauptstraße nach Föngwantschöng zu setzen. Unrichtige Patrouillenmeldungen, daß die Gros der Japaner sich der Regengüsse wegen vom Gebirge zurückgezogen hätten, daß der Feind stark an Dysenterie litte, daß General Kuroki krank sei — mögen dazu beigetragen haben, einen Vorstoß auf gut Glück zu veranlassen, der ebensowenig Chance hatte, wie die Offensive des Korps Stackelberg. Die japanischen Vorposten erkannten rechtzeitig den in der Nacht stattfindenden feindlichen Anmarsch, verteidigten sich vorzüglich in ihren Verschanzungen und gaben den hier befindlichen zwei Divisionen Zeit, in die Position einzurücken und eine ziemlich zahlreiche leichte Artillerie in Stellung zu bringen. Die Russen wurden am 17. Juli früh gründlich zurückgeschlagen und 10 bis 12 Kilometer weit bis in das Tal des Lanho verfolgt, das russische Gros kehrte nach Tschahuwan, dem Ausgangspunkt der Operation, zurück. Nach russischem Bericht vermochte man nur die eine vorhandene Gebirgsbatterie, nicht aber die Feldartillerie in Stellung zu bringen, so daß der Kampf schon gegen 9 Uhr vormittags ein aussichtsloser wurde.

Der Gedanke, den japanischen rechten Flügel zurückzudrängen und die Pässe des Gebirgszuges zwischen Liaojang und Föngwantschöng wieder in Besitz zu nehmen, war jedenfalls ein richtiger, wenn man überhaupt noch die

Idee hatte, mit den eingetroffenen frischen Truppen die Verteidiger von Port Arthur zu entlasten, denn jede Offensive in dieser Richtung an der Küste entlang ist durch eine Gegenoffensive über das Gebirge äußerst gefährdet.

Das Armeekorps Keller [1]) bestand aus der 3. und 6. Division und Teilen der europäischen 9. Division, es ging in 3 Kolonnen vor, die Hauptkolonne 14 Bataillone und 12 Geschütze stark — die Reserve blieb bei Tschahuwan stehen. Graf Keller folgte von hier um 8 Uhr mit 3 Bataillonen der Hauptkolonne. Auch mit der Reserve konnten die Russen gegen den japanischen rechten Flügel, der 3 Divisionen und mindestens 2 Reservebrigaden stark war, einen dauernden Erfolg nicht erhoffen, es hätten mindestens 4 Divisionen und eine im Gebirge verwendbare starke Artillerie eingesetzt werden müssen.

Der hier eingetretene Mißerfolg wurde durch die energische Verfolgung der Japaner folgenschwer, indem diese im dreitägigen Vorschreiten ihre Vortruppen bis auf 40 Kilometer an Liaojang heran vorschieben und auch im Taitsehotale in der Richtung auf Mukden bedenkliche Fortschritte machen konnten. Die Bedrohung der Rückzugslinie durch den japanischen rechten Flügel scheint den General Kuropatkin veranlaßt zu haben, das I. Armeekorps (Stackelberg [2]) vom rechten Flügel bei Taschitschao hinweg und nach Liaojang heranzuziehen. Die Japaner werden diese erhebliche Schwächung des russischen rechten Flügels erfahren und sich nun auch an dieser Stelle zur Offensive entschlossen haben, obgleich eine allgemeine und gleichzeitige Offensive wohl noch nicht in der Absicht der japanischen Armeeführung lag. Die beiden Gefechte waren zeitlich um acht Tage verschieden.

Das IV. sibirische Armeekorps (Sarubajew) wurde in der Front [3]) durch Artilleriefeuer beschäftigt und auf dem linken Flügel bei Tantschi am 24. Juli stark und bedrohlich angegriffen, so daß der Rückzug von Taschitschao in die vorbereitete Stellung bei und östlich Haitschöng notwendig wurde. Die weitere unvermeidliche Folge war die Räumung von Niutschwang am 25. Juli, wodurch die Japaner eine neue Hafenbasis und die Möglichkeit gewonnen haben, mit den chinesischen Truppen hinter dem Liaoho (40000 Mann unter General Ma) in direkte Verbindung zu treten. Der Eindruck auf die chinesische Bevölkerung wird ein für die Russen recht ungünstiger sein.

In einer russischen Zeitung wird die Voraussetzung ausgesprochen, daß nach der Einnahme von Niutschwang eine große Zahl chinesischer Soldaten in die japanischen Reihen übertreten werden, [4]) daß ferner den Japanern durch

---

[1]) General Graf Keller fiel in einem Artilleriegefecht am 31. Juli am Jansulinpaß. — In seiner militärischen Karriere hatte er zwischen dem Bataillon und dem Armeekorps keine Kommandostelle.

[2]) Der General war inzwischen erkrankt.

[3]) Die Russen hatten etwa 100 Geschütze in der 16 Kilometer breiten Stellung, waren den Japanern am 24. an Artillerie überlegen und verfeuerten an diesem Tage 18000 Geschosse.

[4]) Also eine Art inoffizieller Kriegführung Chinas gegen Rußland, ähnlich wie die Aktion Rußlands 1876 in Serbien mit 6000 Freiwilligen gegen die türkischen Truppen.

den Hafen nicht nur Verpflegung, sondern auch Kriegsmaterial aus England und Amerika zugehen wird.

Zur Zeit der Offensive des Generals Grafen Keller, am 17. Juli, war wohl nur die kleinere Hälfte des X. Armeekorps bei Liaojang eingetroffen und zur Zeit der Gefechte bei Taschitschao, am 23. und 24. Juli, noch nicht das ganze X. Armeekorps. Vielleicht hat auch der Statthalter, Admiral Alexejew, bei Mukden, wo bisher nur ein Bataillon stand, einen Teil der per Bahn angekommenen Truppen festgehalten, als die Meldung eintraf, daß die Japaner im Taitsehotale vordringen, unterstützt durch Chungusenabteilungen.

Etwa am 20. August kann das XVII. Armeekorps in und bei Mukden eingetroffen und hiermit der russische linke Flügel 3 Armeekorps stark sein. Von diesen Truppen haben zwei Drittel bereits ungünstige Gefechte[1]) gehabt. Die Japaner können auf diesem Flügel etwa am 8. August noch nicht stärker sein als 3 Infanteriedivisionen mit ebensoviel Reservebrigaden, es scheint aber eine allgemeine Rechtsschiebung im Gange zu sein, was nach der Einnahme von Haitschöng ohne große Schwierigkeit möglich ist. Von den zuletzt übergeführten 2 japanischen Divisionen (von im ganzen 13) wird eine nahe bei Port Arthur, eine andre bei Takuschan gelandet sein. Bei Niutschwang werden wohl noch Reservebrigaden und Ersatzmannschaften gelandet werden.[2]) Die Kopfstärke aller japanischen Truppen wird im allgemeinen höhere Zahlen aufweisen als bei den Russen, bei welchen manche Truppenteile fast aufgerieben sind.

Die Stellungen der russischen Armee um Liaojang liegen in der Höhenlinie Anschantschan (25 Kilometer südwestlich Liaojang), Tschahuwan (im Tal des Tschatse), Anping und bis zum Tale des Taitseho, den bedeutende Teile des japanischen rechten Flügels bei Pönsihu und weiter oberhalb schon überschritten haben werden, zur Umfassung des feindlichen linken Flügels.[3]) Ein von Mukden auf Pönsihu vorrückendes frisches Armeekorps könnte hier die Situation wieder günstiger gestalten. Auf den übrigen Teilen der 60 Kilometer langen Front werden die Japaner lang vorbereitete Stellungen — an einigen Stellen mit schweren Geschützen armiert — anzugreifen haben. Die Japaner haben den Vorteil der Initiative, die Russen denjenigen der inneren Linie. Für die vorhandenen russischen Streitkräfte ist die Linie immer noch zu lang, eine starke Reserve für eine Offensive aus dem Zentrum bei Liaojang wird nicht erübrigt werden können, also wird der weitere Rückzug auf die Höhen nördlich Mukden und des Hunhotales sicherer sein als ein Ausharren. Wenn der linke Flügel von Mukden her nicht geschützt werden kann, liegt die Gefahr nicht fern, daß die russische Armee in die von drei Flußläufen durchzogene Ebene und auch von der an ihren linken Flügel heranführenden Eisenbahn abgedrängt werden kann.

---

[1]) Am 31. Juli und 1. August standen auf der östlichen Front 4 russische Divisionen im unglücklichen Kampf und mußten sich mit Verlust auf die Hauptstellung zurückziehen.

[2]) Inzwischen auch die Besatzungsbrigade aus Formosa.

[3]) Die Furt bei Pönsihu verteidigten russische Abteilungen in letzter Zeit mit Erfolg.

Die fortwährende Bedrohung der Eisenbahn, die wahrscheinlich schon erhebliche Verzögerungen in der Transportbewegung[1]) hervorgerufen hat, veranlaßte den Befehl, auf jeden zu schießen, welcher die Bahn anders als bei den Stationen passiert. Das häufige Erscheinen von Chinesen zwischen den Vorposten, welche man für verkleidete Japaner hält, veranlaßte ferner den Befehl, auf all diese Leute zu schießen, eine recht bedenkliche Maßregel in einem volkreichen Lande. Auch das Anstecken von vielen Gebäuden durch die zurückgehenden Russen wird die Erbitterung der chinesischen Bevölkerung gesteigert haben.

Durch den bisherigen Verlauf der Ereignisse ist das Renommee des Generals Kuropatkin stark erschüttert, er hatte allerdings schon in Petersburg geäußert, vor Mitte Juli könne er mit den verfügbaren Truppen nichts Ernstliches unternehmen, dann soll er nach seinem Eintreffen an Ort und Stelle die Absicht gehabt haben, Port Arthur aufzugeben und zunächst nach Charbin zurückzugehen. Erst später wird bekannt werden, inwieweit er genötigt war, den Anordnungen des ihm vorgesetzten Statthalters, des Admirals Alexejew, nachzugeben, und welchen Einflüssen der aussichtslose und psychologisch so schädliche Offensivstoß des Armeekorps Stackelberg bis nach Wafangu schuld zu geben ist. Hochmut und Großsprecherei im Rücken der Armee scheinen ungünstig gewirkt zu haben, ähnlich wie im türkischen Kriege nach dem ersten unglücklichen Angriff auf Plewna.

An der offenbar ungenügenden und lückenhaften Organisation der sibirischen Feldarmee, z. B. auch dem Mangel an Gebirgsartillerie, ist der General Kuropatkin selbst schuld, denn er war vorher Kriegsminister und auch persönlich in Japan gewesen. Er kannte den Kriegsschauplatz aus eigner Anschauung und mußte über die Stärke und kriegerische Gewandtheit des Gegners orientiert sein.

Beachtenswert und auch erklärend für manche überraschend ungünstige Erscheinungen sind folgende Aeußerungen eines älteren und erfahrenen russischen Kriegskorrespondenten:

„Welch unglückliche Idee, diese zusammengewürfelten Regimenter! Ein Teil von diesem, ein andrer von jenem Truppenteil, die Offiziere auch von verschiedenen Seiten her. Weder kennen sie ihre Soldaten, noch diese die Offiziere. Weder ist die kriegsgemäße Solidarität[2]) noch das gegenseitige Vertrauen vorhanden, die in der entscheidenden Minute Sieg und Erfolg gewähren. Kläglich ist es, die Sabaikal-Kosaken anzusehen. In Friedenszeit erzogen sie die ihrigen, legten ihre Seele hinein und — auf einmal, als das Examen beginnen sollte, schickte man die Sotniekommandeure und die Truppenältesten fort, schob sie irgendwohin zur Seite, und an ihrer Stelle trafen aus Petersburg

[1]) General Kuropatkin hat unlängst den Kommandeuren der auf dem Transport befindlichen Truppen streng verboten, andre Züge aufzuhalten, überhaupt in den Bahndienst einzugreifen.

[2]) Auch dem neuformierten V. und VI. sibirischen Armeekorps wird es an Solidarität fehlen, sie erhalten ihre Artillerie aus den Militärbezirken Warschau und Wilna. — Mit diesen Armeekorps wird die inzwischen mobilisierte 4. Don-Kosaken-Division eintreffen, mit der Artillerie der 3. Division.

Offiziere ein, die wohl ganz nette Leute sind, aber die Stanitzenleute ebensowenig verstehen wie diese die Petersburger. Bei den Stanitzenleuten herrscht eine gewisse Ordnung, die mit derjenigen bei den Leibhusaren und den Gardegrenadieren zu Pferde nichts Gemeinsames hat ... Ich hörte einen älteren Sotniekommandeur mit Tränen sagen: ‚Ich erzog die Meinen. Ein andrer sieht sie nicht als Söhne[1]) an. Ich dachte, jetzt gibt es Krieg, und meine Sotnie wird sich schon zeigen, und da kommt auf einmal ein andrer.[2]) Bin ich alter Krieger nicht mehr dazu geeignet? Im chinesischen Kriege waren meine Braven unter mir wie die Adler, und jetzt, so sagt man, sind sie nichts wert. Gebt sie mir nur zurück, und ich werde zeigen, was sie können. Nur ist es unmöglich, aus einem Stanitzenkosaken einen regulären Kavalleristen zu machen.‘"

Derselbe Korrespondent hebt hervor die außerordentliche Beweglichkeit, ja Schnelligkeit der japanischen Infanterie im Gebirgsgelände, die die schwerfälligeren und auch schwer ausgerüsteten russischen Soldaten so überrascht hat. Die vor dem Kriege dienstlich in Japan gewesenen russischen Offiziere behaupteten, es gäbe nur wenig japanische Kavallerie, und diese sei „recht schlecht", sie erwies sich aber als ganz ausreichend in der Zahl und in der Qualität vortrefflich.[3])

Der Zar war als Thronfolger persönlich in Japan, dann der Kriegsminister. Bei der offenbaren Eroberungspolitik der Russen, wenigstens an dieser Stelle, lag der Krieg in der Luft, es wurden auch sehr viele Studienreisen nach Japan unternommen. Der ebenerwähnte Korrespondent schreibt, ein älterer Offizier sei sechs Jahre lang dienstlich in Japan gewesen, er habe berichtet, der Krieg gegen diesen kläglichen und schwachen Gegner werde ein Kinderspiel sein, man habe gar nicht nötig, sich zu konzentrieren ...[4])

Durch den weiteren Rückzug der Russen nach Norden scheint Port Arthur mehr und mehr aufgegeben zu sein. Die Nachrichten von dort sind unklar, es scheint aber so viel sicher zu sein, daß die Japaner in der Zeit vom 26. bis 29. Juli in den Angriffen auf die Vorpositionen bedeutende Verluste erlitten.[5])

---

[1]) Die übliche Anrede an die russischen Mannschaften ist nicht „Leute", sondern „Kinder".

[2]) In den kaukasischen Feldzügen, dann auch im türkischen Kriege haben dergleichen Einschübe von Petersburger Gardeoffizieren in Stellungen, für die sie noch sehr jung erschienen, tiefe Verstimmung in der Armee hervorgerufen.

[3]) Bis jetzt war deren Aufklärungstätigkeit hervorragend. Ein jeder Mann ist mit Fernglas, Kompaß und Karte ausgerüstet.

[4]) Der französische Oberstleutnant Stoffel hatte vor dem Kriege 1870 aus Berlin gewissenhafte und richtige Berichte geschickt, man hat ihnen nicht geglaubt. Noch schlimmer ist es, wenn schon die Berichte so abgefaßt werden, wie sie die empfangende Stelle nach vorgefaßter Meinung zu haben wünscht.

[5]) Sie gewannen aber am 30. den nur 6 Kilometer vom Hafen entfernten 280 Fuß hohen Wolfshügel im Südwesten und bombardierten dann die Flotte derart mit gefährlichem Steilfeuer, daß sie am 10. August früh den Hafen verließ und mit Verlust durchbrach. Der Flottenangriff der Japaner kann sich nunmehr auf Wladiwostok richten. Der Sturm auf

Die Japaner können Menschen und Artilleriematerial ersetzen, die Russen nicht mehr. Von Liaojang liegt Port Arthur 17 Friedenstagemärsche entfernt. —

Die russischen drei Wladiwostok-Kreuzer vermochten nach ihrer kühnen Fahrt bis vor Tokio wieder durch die Tsugarastraße zurückzukehren, es ist dies ein Zeichen, daß die Japaner außer der Port Arthur beobachtenden Flotte nur noch wenig starke und schnelle Kriegsschiffe verfügbar haben. Die drei Schiffe, welche die Tsugarastraße beobachteten, wagten nicht einen Kanonenschuß abzugeben und stellten die schwache Verfolgung bald ein.[1] —

Die Baikal-Umgehungsbahn soll kontraktgemäß im Bau des Bahnkörpers und der Tunnel am 14. August so weit fertig sein, daß mit dem Legen der Schienen begonnen werden kann. Der Verkehrsminister Fürst Chilkow ist am 6. August dorthin abgereist. Im Oktober beginnen Stürme auf dem Baikalsee und machen die Ueberfahrten der Trajektdampfer äußerst gefährdet, Ende Oktober bildet sich bereits Eis. Es ist also hohe Zeit, daß die Arbeiten an der Umgehungsbahn zu Ende geführt werden. —

Nach französischer Berechnung kostet der Krieg Rußland bereits jetzt monatlich 60 Millionen Rubel. Die unlängst erfolgte Emission von 20 Millionen Papierrubel kann also nur der Anfang von weiteren Emissionen sein. Im russisch-türkischen Kriege wurden für 900 Millionen Papierrubel ausgegeben. Die bedeutende Reserve an Gold und Silber, die Rußland in den letzten Jahren durch Anleihen im Ausland angesammelt hat, erklärt, daß der Papierrubel unverändert auf dem Stande von 216 Mark für 100 Rubel geblieben und daß die vierprozentigen Staatspapiere noch immer über 91 stehen, dagegen die vierprozentigen Japaner am Londoner Markt nur 74—75. Die Börse vertraut offenbar auf einen für Rußland schließlich günstigen Ausgang des Krieges.

Das russische Finanzministerium war auf den Krieg mit der großen Metallreserve vortrefflich vorbereitet, und es hat bisher durch geschickte Maßregeln verstanden, den Kurs überraschend gut zu erhalten. Scheinbar wurden sogleich nach den deprimierenden Mißerfolgen Ankäufe der gefährdeten Papiere angeordnet. Bis jetzt hat sich dies durchführen lassen, doch müssen nun bald militärische Erfolge eintreten.

Port Arthur kann nicht vom Wolfshügel aus, sondern nur von Norden oder Nordosten her erfolgen.

[1] Am 14. August gelang es endlich dem Admiral Kamimura, dies russische Geschwader zu stellen, den Rurik zu vernichten und die beiden andern Kreuzer stark zu beschädigen.

Aus der politischen Korrespondenz des Präsidenten des badischen Ministeriums des Auswärtigen Rudolf v. Freydorf.

(Schluß.)

Staatsminister Jolly an Freydorf.

Karlsruhe, den 21. Juni 1868.

Anliegend übersende ich Ihnen ein soeben erhaltenes Schreiben des Landeskommissärs in Konstanz über die Feier des Todestages von Huß. Da es zu bedenklichen Konsequenzen führen könnte, wenn wir anfangen im Interesse fremder Staaten Polizei zu üben, scheint es mir am ratsamsten, die Feier ruhig geschehen zu lassen, von welcher eine Störung der Ordnung für uns jedenfalls nicht zu fürchten ist. Eine Beschränkung des Festes, die in mancher Beziehung mißlich ist, schiene mir nur dann ratsam, wenn sehr dringende politische Gründe die Berücksichtigung etwaiger Wünsche der österreichischen Regierung, die übrigens bis jetzt meines Wissens nicht geäußert wurden, empföhlen."

Professor Bluntschli an Freydorf. (Auszug.)

Heidelberg, den 21. Juni 1868.

„Auch ich habe gar keinen Zweifel über den Gang der Dinge im großen. Deutschland wird zu einem Staate (vorerst Gesamtstaat, später Einheitsstaat) geeinigt werden. Aber wenn, wie es wahrscheinlich ist, der Friede fortdauert, so müssen wir uns im Süden eine Anzahl Jahre hindurch als Staaten einrichten, die nicht in den Nordbund aufgenommen, aber mit demselben enge verbunden sind, und die einzige praktische Möglichkeit zu einem Fortschritt in der Gesetzgebungsgemeinschaft liegt in dem Vorschlag, der in Berlin vorbereitet worden ist, einer Erweiterung des Reichstags und Bundesrats ad hoc oder vielmehr unser Beitritt ad hoc."

Staatsminister Jolly an Freydorf.

Karlsruhe, den 30. Juli 1868.

„Anliegend beehre ich mich, Ihnen eine Abschrift des Vortrags zu übersenden, welchen General v. Beyer über seine Besprechungen in Wien und Ems dem Großherzog erstattet hat. Sie werden daraus die freudige Wahrnehmung machen, daß man in Berlin, namentlich in militärischen Kreisen, unsrer Beurteilung der bayrischen Vorschläge weit näher steht, als wir gedacht hatten. Das Minimum, welches Preußen hinsichtlich der ‚süddeutschen Festungskommission' verlangt, hat nach den bisherigen Erfahrungen äußerst geringe Aussicht, in Bayern oder gar in Württemberg akzeptiert zu werden. Für denjenigen, der das Minimum zugibt, liegt es viel näher, das Miteigentum zu erhalten und zu dessen Verwaltung eine Kommission einzusetzen, die, wenn man nur will, in der unverfänglichsten

Weise alle Militärangelegenheiten besorgen kann. In Preußen scheint man auch diesen Weg am geeignetsten zu halten.

Auch eine für Berliner Augen bestimmte Blumenlese aus ‚Beobachter‘ und ‚Freiburger Boten‘ erlaube ich mir beizulegen. Sie finden wohl in Baden die passendste Gelegenheit, sie freundschaftlich in Flemmings Hände gelangen zu lassen.“

Der Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika George Bancroft an Freydorf.

Berlin, den 31. August 1868.

„Ihre schöne patriotische Rede, die Sie neulich in Durlach gehalten haben, lese ich mit dem größten Interesse. Sie hat gewiß eine wichtige, historische Bedeutung. Den jetzigen Zustand der Meinung in Frankreich lernt man aus dem neulich erschienenen Buch von Prévost Paradol kennen.[1]) Zwar haben die zwei ersten Teile davon gar keine Belehrung für Sie und für mich, die Mitglieder freier Staaten sind, aber der dritte Teil scheint mir einen Beweis von der Verzweiflung zu liefern; denn der Verfasser glaubt den schon angefangenen Verfall (la décadence) von Frankreich einzusehen, und findet sich dabei ganz trostlos.“

Aus dem Briefe an eine hochgestellte Person. (Auszug.)

Karlsruhe, den 25. September 1868.

„Der ‚Constitutionnel‘ zieht in seiner gestrigen Nummer die Krallen ein, ist von dem Artikel der ‚Karlsruher Zeitung‘ sehr befriedigt, von dem er sich einbildet, daß er in formellster Weise den Prager Frieden anerkenne, den Baden niemals anerkannt hat. Er mag sich mit dieser Einbildung zur Ruhe legen.“

Der badische Gesandte v. Dusch an Freydorf. (Auszug.)

Stuttgart, den 22. Januar 1869.

„Bismarcks vertrauliches, nur zur Kenntnisnahme seiner Gesandten geschriebenes Zirkular vom 6. Januar,[2]) welches ausführlich alle Phasen der Beustschen Hetzerei gegen Preußen darlegt, habe ich hier bei Rosenberg[3]) gelesen. Vitzthum (früher sächsischer Gesandter in London, jetzt österreichischer Gesandter in Brüssel), der auch das bekannte Buch über die Einleitung zum Siebenjährigen Kriege schrieb, soll einer der Hauptagenten Beusts bei diesen rachesüchtigen Umtrieben sein. Hier spürt man nichts von denselben. Die Dinge bessern sich zusehends in Schwaben, und wäre nur das gleiche von Bayern zu wünschen.“

---

[1]) La France nouvelle.

[2]) Der Wortlaut dieses Zirkulars ist bis jetzt nicht bekannt geworden.

[3]) Preußischer Gesandter in Stuttgart.

Freydorf an den bayrischen Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst. (Privat.)

Karlsruhe, den 2. April 1869.

„Seit der Erneuerung des deutschen Zoll- und Handelsvereins hat die ‚Einigung der deutschen Stämme‘ auch in dem Sinne, in welchem Euer Durchlaucht in Ihren von patriotischem Hauche durchwehten Reden vom 19. Januar und 8. Oktober 1867 davon sprachen, keine Fortschritte gemacht, ist für ‚die nationale Verbindung der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde, für die Einigung des zurzeit getrennten Deutschlands‘ nichts geschehen. Auch die Erneuerung des Zoll- und Handelsvereins ist nicht aus der Initiative Bayerns hervorgegangen. Die Verhandlungen, welche Euer Durchlaucht zu Anfang Mai 1867 zur Gründung eines weiteren Bundes der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde einleiteten,[1]) gerieten zu Ende Mai 1867, zugleich mit dem Beginne der Verhandlungen über Erneuerung des Zoll- und Handelsvereins, ins Stocken.

Ob die auch von Euer Durchlaucht bekannte nationale Idee durch die bevorstehenden Verhandlungen der Liquidationskommission und durch die Gründung einer Festungskommission wesentlich befördert werden wird, steht dahin.

Inzwischen mahnt nicht nur das politische und nationale Bedürfnis einer Wiedervereinigung der süddeutschen mit den norddeutschen Staaten, sondern insbesondere der rasche, energische Fortgang der norddeutschen Gesetzgebung zu einer Wiederaufnahme der beruhenden Verhandlungen. Es entsteht im Norddeutschen Bunde eine neue Gesetzgebung auf allen Gebieten der Art. 3 und 4 der Norddeutschen Bundesverfassung, die mit der Zeit entweder den Norden Deutschlands von dem Süden vollständig trennen, oder wahrscheinlich den Süden dem Norden legislatorisch völlig unterwerfen wird. Bezüglich eines großen Teiles dieser Gesetze entsteht schon heute und wird für die süddeutschen Staaten die Frage entstehen, ob sie zum großen Nachteil zunächst ihrer eignen Interessen und Angehörigen, mittelbar auch der Interessen und Angehörigen des Norddeutschen Bundes die bestehende und werdende Verschiedenheit der Gesetzgebung, nicht nur dies- und jenseits der Mainlinie, sondern auch unter den einzelnen süddeutschen Staaten, fortdauern lassen, oder aber die Gesetze des Norddeutschen Bundes unbedingt und im wesentlichen unverändert annehmen wollen. Sehr wahrscheinlich — und das läßt sich schon heute an einzelnen Beispielen nachweisen — geschieht das letztere. Für viele der in den Art. 3 und 4 aufgeführten Gegenstände besteht das Bedürfnis einer gemeinschaftlichen, einheitlichen Gesetzgebung nicht nur für die Staaten des Norddeutschen Bundes, sondern für alle deutschen Staaten; die Gesetzgebung für einen Bundesstaat

---

[1]) Näheres hierüber findet man in der Abhandlung „Die Reichsbegründung und das Großherzogtum Baden“, von Georg Meyer, enthalten in der Festgabe zur Feier des 70. Geburtstags des Großherzogs von Baden, dargebracht von den Mitgliedern der juristischen Fakultät der Universität Heidelberg, S. 160.

von dreißig Millionen Einwohnern wird die Gesetzgebungen der süddeutschen Staaten und Gebietsteile von ein bis fünf Millionen Einwohnern überwinden, und nicht umgekehrt.

Erkennt man hiernach die Ausdehnung der norddeutschen Gesetzgebung auf Süddeutschland als sicher bevorstehend und sich schon teilweise vollziehend an so scheint es der süddeutschen Staaten und ihrer Selbständigkeit würdiger, sich die Möglichkeit zu schaffen, sich schon bei der Entstehung und Beratung der betreffenden Gesetze zu beteiligen und hierbei auch ihre Interessen und Wünsche zur Geltung zu bringen, als sich den ohne ihre Mitwirkung erlassenen Gesetzen durch scheinbar selbständige Vereinbarung der Regierungen mit ihren Ständen nachträglich zu unterwerfen.

Bezüglich der Organisation der gemeinschaftlichen Gesetzgebung hatte die bayrisch-württembergische Ministerialerklärung vom 6./16. Mai 1867 [1]) den Vorschlag der Einsetzung eines durch Hinzutritt von Bevollmächtigten der süddeutschen Staaten erweiterten Bundesrats gemacht und hinsichtlich des andern Faktors der Gesetzgebung erklärt, daß die Berechtigung nationaler Vertretung am Bunde anzuerkennen, zurzeit jedoch und solange das Verhältnis eines erweiterten Bundesparlaments zu dem Parlament des Norddeutschen Bundes unüberwindliche Schwierigkeiten bieten würde, die Gesetzgebung des weiteren Bundes von der Zustimmung im Süden der Ständekammern und im Norden des norddeutschen Parlaments abhängig sein solle.

Der letztere Vorschlag war, wie sich auch in den im Juni 1867 zu Berlin stattgehabten Verhandlungen über die Neubildung des Zoll- und Handelsvereins zeigte, für Preußen und den Norddeutschen Bund unannehmbar. Es konnte nicht zugegeben werden, daß das Zustandekommen eines gemeinschaftlichen Gesetzes, wozu im Norden für eine Einwohnerzahl von dreißig Millionen die Zustimmung eines Bundesrats und eines Reichstags erfordert wurde, im Süden für eine Einwohnerzahl von acht Millionen von der Zustimmung von acht Kammern abhängig gemacht würde, bezw. daß jede Erste oder Zweite Kammer eines der süddeutschen Staaten jeden Entwurf eines gemeinsamen deutschen Gesetzes durch ihren Widerspruch scheitern machen konnte.

Anderseits hat inzwischen die Verfassung des Zollvereins und der Zusammentritt des Zollparlaments bewiesen, daß der Konstituierung eines erweiterten Parlaments keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstehen.

Uebrigens muß zugegeben werden, daß der badische Vorschlag, eine Anzahl

---

[1]) Am 6. Mai 1867 kam eine Vereinbarung zwischen Bayern und Württemberg zustande, durch die beide Staaten ihre Bereitwilligkeit erklärten, über die Herstellung der in Art. 4 des Prager Friedens vorbehaltenen nationalen Verbindung mit dem deutschen Norden in Unterhandlung zu treten. Trotz mancher Bedenken entschloß sich die badische Regierung im Einvernehmen mit Preußen doch, dem in einigen Beziehungen modifizierten Abkommen vom 6. Mai am 31. Mai beizutreten. Eine praktische Bedeutung erhielt dieses nicht. Vgl. Georg Meyer, „Die Reichsbegründung und das Großherzogtum Baden“, S. 161 ff. und S. 182.

der in Art. 3 und 4 der Norddeutschen Bundesakte aufgeführten Gegenstände in der Verfassung des weiteren Bundes von vornherein für gemeinsame Angelegenheiten des weiteren Bundes zu erklären und die Gesetzgebung auf diesen Gebieten ein für allemal dem durch Hinzutritt süddeutscher Vertreter erweiterten Bundesrat und Parlament zu überweisen, bei der damaligen und heutigen Stellung Bayerns und Württembergs zur deutschen Frage auf Widerstand stoßen mußte und daß eine Verständigung der vier süddeutschen Staaten auf dieser Grundlage noch heute nicht zu erzielen wäre.

Ich habe einen Mittelweg gesucht, auf dem sich die vier süddeutschen Staaten vielleicht zusammenfinden könnten; ich habe die Muße der jüngsten Feiertage benutzt, diese Idee in einem artikulierten Entwurf niederzulegen, den ich Euer Durchlaucht als eine Privatarbeit zur Verfügung zu stellen mich beehre.[1]) Würden Sie denselben einer Beachtung würdigen, weiter ausarbeiten und zur Grundlage irgendwelcher Verhandlungen machen, so würde ich nur bitten, den Ursprung verschweigen zu wollen. Denn einmal bleiben die Vorschläge weit hinter meinen und der großherzoglichen Regierung eigentlichen Bestrebungen bezüglich der Herstellung eines einigen Deutschlands zurück und enthalten dieselben nur ein für die großherzogliche Regierung vielleicht annehmbares Minimum von Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund, und dann würde der Entwurf, wenn man dessen Ursprung erführe, da und dort mit unverdientem Mißtrauen aufgenommen werden.

Es hat niemand Kenntnis von der Sache als S. K. H. der Großherzog, mein gnädigster Fürst und Herr, dem ich eine Abschrift dieses Schreibens und seiner Anlage unterbreite.

Im einzelnen erlaube ich mir noch folgende Bemerkungen:

Durch die sich an Art. 2 der von den süddeutschen Staaten anerkannten Nikolsburger Präliminarien anschließende Fassung des Art. 1 soll (an sich unberechtigten) Einsprachen des Auslands vorgebeugt werden.

Das Stimmenverhältnis des Art. 4 sichert jedem der süddeutschen Staaten seine historisch begründete Stellung. Das Stimmenverhältnis hat jedoch nur unter der Voraussetzung Bedeutung, daß nach Art. 8 Majoritätsbeschlüsse möglich sind. Will jeder Staat seine Souveränität so voll wahren, daß er sich keiner Majorität unterwirft, und wird bestimmt, daß einer der Gegenstände der Art. 3 und 4 der Norddeutschen Bundesverfassung nur mit Stimmen-Einhelligkeit für eine gemeinsame Angelegenheit erklärt werden könne, so hat das Stimmenverhältnis des Art. 4 keine Bedeutung und wäre einfach jedem Staate je eine Stimme zu geben. Uebrigens kann nach Art. 4 verglichen mit Art. 8 Bayern unter keinen Umständen majorisiert werden.

In Art. 8 und 9 wird die Selbständigkeit der süddeutschen Staaten soweit gewahrt, als es bei der Anerkennung des Bedürfnisses einer gemeinsamen deutschen Gesetzgebung über einzelne Materien irgend möglich ist. Jene Staaten

---

[1]) Der gedachte Entwurf fehlt in den Papieren Freydorfs.

werden dieser Gesetzgebung weder im allgemeinen noch für bestimmte Gegenstände zum voraus durch ein Statut unterworfen, sondern unterwerfen sich derselben nur mit freier Entschließung in einzelnen Fällen, in denen sie das Bedürfnis einer gemeinsamen Gesetzgebung selbst anerkennen.

Vielleicht finden Euer Durchlaucht außer der Sorge für Schaffung gemeinsamer deutscher Gesetze noch andre Gegenstände, welche der Zuständigkeit des süddeutschen Vereinsrats überwiesen werden könnten.

Für ein besonders zu errichtendes und selbständig zu wählendes Parlament hat der süddeutsche Verein keinen Raum und keine hinreichend würdige Aufgabe. Dem Bedürfnisse einer Volksvertretung wird durch die Teilnahme süddeutscher Abgeordneter am erweiterten Reichstage genügt, an welchen alle Entwürfe gemeinschaftlicher Gesetze schließlich gelangen müssen. Fänden Eure Durchlaucht innerhalb des süddeutschen Vereins eine Aufgabe für eine süddeutsche Volksvertretung, so könnte dieselbe einer nach München einzuberufenden Versammlung der süddeutschen Abgeordneten zum erweiterten Reichstag zugewiesen werden.

Es war mir Bedürfnis, das Meinige dazu beizutragen, die nebelhaft umherziehenden Ideen von Südbund und Anschluß an den Nordbund wieder einmal in eine greifbare Gestalt zu bringen und den auf den süddeutschen Staaten bezüglich der Lösung der deutschen Frage lastenden Vorwurf des Unvermögens abzuschütteln.

Haben Euer Durchlaucht schon ein andres Projekt bezüglich derselben Frage, so können Sie die Anlage vielleicht bei dessen Ausarbeitung benutzen.

Unter allen Umständen bitte ich den Entwurf nur als eine unverbindliche Privatarbeit zu betrachten und zu behandeln, wie das im April 1867 Eurer Durchlaucht mitgeteilte Promemoria unsers Geheimen Rats v. Mohl über dieselbe Frage. [1])

Ob das anliegende Projekt in Berlin annehmbar ist, weiß ich nicht. Ich habe die Angelegenheit mit keinem preußischen Staatsmann besprochen. Ebensowenig habe ich vorläufig Freiherrn v. Niederer oder Geheimrat v. Mohl von der Sache Kenntnis gegeben." [2])

Professor Gneist an Freydorf.

Berlin, den 30. Mai 1869.

„Euer Hochwohlgeboren Kommissorium [3]) würde ich mit dem größten Vergnügen selbst ausgerichtet haben; ich bin aber im Augenblick nicht Mitglied des Reichstags und werde auch vor dem Juni d. J. schwerlich wieder eintreten. Ich habe aber Herrn v. Bennigsen die Sachlage ausführlich mitgeteilt und fand die größte Bereitwilligkeit, die Vorlegung des betreffenden Staatsvertrages zur

---

[1]) Erwähnt auf S. 160 der obenerwähnten Schrift von Georg Meyer.

[2]) Die Antwort des Ministers Hohenlohe ist in den von Freydorf hinterlassenen Papieren nicht vorhanden.

[3]) Freydorf hatte Gneist gebeten, bei der Beratung des Vertrags zwischen dem Norddeutschen Bund und Hessen und Baden über die militärische Freizügigkeit im Reichstag der Intelligenz und tüchtigen Gesinnung des badischen Volkes und seiner Stände zu gedenken, die ohne Zwang dem nationalen Gedanken und einem idealen Ziele Opfer gebracht hätten.

Anknüpfung von Bemerkungen über die badischen Verhältnisse zu benutzen. Die Uebereinstimmung der Ansichten innerhalb der nationalliberalen Fraktion mit den Ihrigen ist eine so vollkommene, daß wahrscheinlich auch ohne besondere Anregung etwas in dieser Richtung geschehen sein würde. Man erkennt vollkommen an, daß das laue Verhalten des Grafen Bismarck die preußenfreundlichen Bestrebungen Süddeutschlands in einer exponierten, recht übeln Lage läßt und daß die nationale und liberale Seite des Reichstags um so dringender die Verpflichtung hat, ihre Anerkennung und Sympathie auszusprechen.

In subsidium habe ich auch noch Herrn von Unruh veranlaßt, nötigenfalls das Wort zu nehmen. Herr Lasker ist im Augenblick noch beurlaubt, Twesten schwer erkrankt; es schien mir überhaupt das beste zu sein, die Angelegenheit in die Hände Bennigsens zu legen, welcher jede Frage mit Diskretion zu behandeln weiß und als Vorstand der Fraktion nötigenfalls noch einen andern Redner engagieren mag.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß auch unsre Juristenversammlung in Heidelberg etwas dazu beitragen kann, die bundesfreundlichen Stimmungen in Baden zu verstärken und die persönlichen Verhältnisse innerhalb der liberalen Partei zu applanieren. Aller Verdruß und alle Klagen über das zeitige Ministerium, die seit dem Herbste vorigen Jahres mir von Zeit zu Zeit zu Ohren kommen, beschränken sich darauf, daß Ihr Herr Ministerpräsident [1]) der süddeutschen Gemütlichkeit nicht ganz zusage, daß er gar zu geschäftlich und bei seinen Maßregeln und Anstellungen rücksichtslos verfahre, — im Grunde genommen immer das, was man unter gewöhnlichen Umständen einem tüchtigen Verwaltungschef nachrühmen sollte. Wenn es aber so steht, so kann der Juristentag zur Ausfüllung der Gemütlichkeitslücke vielleicht etwas beitragen, während die Bedeutung der zu verhandelnden Gegenstände und die Gründlichkeit der Verhandlungen allerdings manches zu wünschen übriglassen. Ich hoffe übrigens, daß die Beteiligung der norddeutschen Juristen eine verhältnismäßig sehr starke sein wird, und ebenso, daß Waechter wieder teilnehmen und das Präsidium übernehmen wird. Obwohl er selbst mit seinen Herzensneigungen nicht bundesfreundlich ist, so hat er doch im persönlichen Verkehr und in der Leitung der Geschäfte immer nur in vermittelnder Weise und mit großer Rücksicht für die Wünsche der Berliner Mitglieder des ständigen Ausschusses sein Amt versehen. In Summa hege ich die sichere Ueberzeugung, daß sich der Juristentag ebenso wie in München verhalten und Ihnen in keinem Falle einen Verdruß bereiten wird."

Der badische Gesandte v. Dusch an Freydorf. (Auszug.)

Stuttgart, den 6. Juni 1869.

„Varnbüler ersuchte mich gestern, Dir gelegentlich Deiner an Baur [2]) gerichteten Bemerkungen folgendes mitteilen zu wollen:

[1]) Jolly.

[2]) v. Baur-Breitenfeld, württembergischer Gesandter in Karlsruhe.

Seine Rede bei der Adreßdebatte habe hauptsächlich bezweckt, den Südbund als unmöglich und, wenn möglich, als überflüssig darzustellen. Er habe daher vor allem auf das Verhältnis zu Bayern absehen und deshalb hinsichtlich der Beziehungen zwischen Württemberg und Bayern ausführlicher sein müssen als über das Verhältnis zu Baden, das er nur im allgemeinen als ein günstiges und freundliches bezeichnete. Wäre ihm jedoch, als er seine improvisierte Rede hielt, ein besonders erwähnenswerter spezieller Punkt, der sich auf das Verhältnis zwischen Württemberg und Baden bezöge, beigefallen, so würde er nicht verfehlt haben, auch diesen besonders hervorzuheben."

Der badische Gesandte Freiherr v. Türckheim an Freydorf.

Berlin, den 25. Juni 1869.

„Für heute nur wenige Worte zur einstweiligen Erläuterung des Sachverhaltes in der Kehler Angelegenheit.

Graf Bismarck nahm mich vor der letzten Bundesratssitzung vom 22. d. M. beiseite und sprach mir von der Sache in sehr allgemeiner Weise, ohne Nennung von Namen, Zeit und Ort, indem er mich ersuchte, über den Sachverhalt im Wege chiffrierter telegraphischer Korrespondenz mir Auskunft zu erbitten. Nach den Aeußerungen des Grafen Bismarck mußte ich annehmen, daß es sich um einen ganz neuen Vorgang und um eine wirklich vorgekommene und ja doch wohl denkbare Ungeschicklichkeit oder Taktlosigkeit eines Subalternoffiziers handle. Graf Bismarck sprach mir davon, wie von einer Geschichte, die ihm persönlich unangenehm sei, wie alles, was von dem kriegslustigen französischen Kriegsminister Marschall Niel zum Zwecke der Verhetzung gegen Preußen ausgebeutet werde; man habe dem Grafen Solms[1]) den Fall vorgehalten, mit dem Bemerken, daraus gehe doch zur Evidenz hervor, daß geheime Verträge zwischen Preußen und Baden bestehen. Er, Graf Bismarck, habe sofort antworten lassen: die Sache gehe Preußen nichts an; Preußen habe im Frieden badischen Militärbehörden keine Weisungen zugehen zu lassen, und wenn ein schlecht gewählter Ausdruck in dem Schreiben eines badischen Offiziers zu einer gegenteiligen Annahme Veranlassung gegeben, so könne darüber doch Preußen kein Vorhalt gemacht werden. Dennoch würde es ihm erwünscht sein, baldtunlich den wahren Sachverhalt kennen zu lernen, um danach sein weiteres Verhalten zu bemessen.

Ich hatte keine Zeit mehr, nach Schluß der Sitzung ein chiffriertes Telegramm und einen ausführlicheren Bericht abzufassen und zu expedieren. Am folgenden Tage aber erhielt ich bereits Dein Antworttelegramm, erfuhr zugleich, daß auch Graf Flemming in der Sache Weisung erhalten habe, eine ausführlichere Erläuterung von meiner Seite kaum mehr nötig sein werde, und wollte nun meine Berichterstattung versparen, bis ich Graf Bismarck würde gesprochen haben.

Auf meine Anfrage, ob er mir zur Mitteilung der mir zugegangenen voll-

---

[1]) Graf v. Solms-Sonnewalde, damals Geschäftsträger in Paris.

ständigen Materialien eine Stunde bestimmen wolle, erhielt ich noch keine Antwort. Heute sehe ich den Grafen Bismarck vermutlich bei einem Diner des türkischen Gesandten (zu Ehren des Geburtstags des Sultans) und werde, wenn sich ein Stoff dazu bietet, morgen dienstlich berichten."

Der badische Gesandte Robert v. Mohl an Freydorf. (Auszug.)

München, den 11. Juli 1869.

„Die Ultramontanen und ihre Helfershelfer benutzen alles mit der größten Bosheit, um den Fürsten von Hohenlohe zu stürzen, und selbst Schritte desselben, welche z. B. wir als höchst schwächlich und kaum annehmbar ansehen, werden als schwarzer Vaterlandsverrat behandelt. Die Wirkungen auf den König lassen sich bei dessen Persönlichkeit und Isolierung nicht berechnen. Nun wäre es aber sicher nicht in unserm Interesse, wenn Hohenlohe fiele; und es ist also auch nicht in unserm Interesse, ihm auch nur indirekt und zufällig zu schaden.

Es bestehen zwischen Baden und Bayern mehr Entfernung und namentlich Mißtrauen, als nötig und gut ist. Ich will gern zugeben, daß man hier sehr empfindlich und furchtsam ist; es ist dies aber eine der Folgen der eignen Unsicherheit."

Freydorf an den Gesandten Robert v. Mohl in München. (Auszug.)

Karlsruhe, den 20. Juli 1869.

„Euer Exzellenz können aus eigner Wahrnehmung und mit voller Ueberzeugung behaupten, daß hier alles innerhalb unsers Standpunktes mögliche geschieht, um den Fürsten Hohenlohe im Amte zu erhalten. Dies ist die einzige Rücksicht, die uns in manche nicht ganz mit unsrer Politik stimmenden Verhandlungen eingehen, dieselben zu einem erträglichen Ergebnis führen ließ, und fast die einzige Rücksicht, die uns von dem Abbruch der jetzt schwebenden Verhandlungen[1]) abhält. Das Maß war schon einige Male, namentlich bei den neuesten Winkelzügen Bayerns und Württembergs, voll. Mancher hält das bißchen Inspizierungskommission für durch die süddeutsche Festungskommission zu teuer erkauft; die Arbeit wird mir (da ich selbst für das Ergebnis nicht schwärme) sehr sauer und unbequem, und wenn diese Rücksicht auf unsre süddeutschen Nachbarn keine Anerkennung findet, werde ich eines Tages die Gegenprobe liefern."

Freiherr v. Roggenbach an Freydorf. (Auszug.)

Schopfheim, den 1. August 1869.

„Der gute Oldoini[2]) glaubt wirklich, er sei eine wichtige Person und seine Orakelsprüche fänden noch gläubige Seelen. Wie weit wir aber auch sonst in

---

[1]) Diese betrafen die Gründung einer süddeutschen Festungskommission.

[2]) Oldoini war italienischer Gesandter in Karlsruhe.

Humanität und Bildung retirieren in unserm rückschreitenden Jahrhundert, so weit sind wir inzwischen noch nicht, daß jede alte Frau für eine Pythia in politicis passieren kann. Die Welt erlaubt sich ihrerseits stets noch die Kaprice, ganz ihren eignen Lauf zu gehen und sich um die Propheten links, boni et mali ominis wenig zu kümmern. Tun Sie desgleichen, wenn auch ich Ihnen mit der Prophezeiung komme, daß der Augenblick für die Idee einer Gesetzgebungsgemeinschaft mit dem Norden vorüber ist.

Die Möglichkeitsphasen stufen sich folgendermaßen ab:

Im Abschnitte 1866/67 war möglich die Herstellung einer staatsrechtlichen Verbindung zwischen Nord- und Süddeutschland, auf staatenbundlicher Grundlage zu vielen guten und nützlichen Zwecken.

Nach der Feststellung der Verfassung des Norddeutschen Bundes bis zum Zollvereinsvertrage und etwas darüber hinaus war noch möglich Kompetenzerweiterung des Zollparlaments.

Um 1868 auch diese nicht mehr, aber wohl noch Gesetzgebungsgemeinschaft in einzelnen Spezialmaterien, im Anschluß an die Gesetzgebung des Norddeutschen Reichstags.

1869 ist auch das nicht mehr möglich, und wird unzweifelhaft von beiden Seiten zurückgewiesen. In Berlin jedenfalls dann, wenn überhaupt jemand aufzutreiben ist, der auf solche Fragen Antwort gibt. Zurzeit fehlt diese Person vollständig, und schwerlich findet sie sich vor dem Eintritt all der großen inneren Krisen, welche die gegenwärtigen politischen und staatsrechtlichen Bildungen des Norddeutschen Bundes glücklich wieder über Bord schaffen. Was dann? hängt lediglich von der Wahl ab, welche der Herr des Bauplatzes über Abräumung desselben von den entstandenen Ruinen trifft und von den Grillen des Architekten, den derselbe für einen Neubau engagiert.

Sehr unwahrscheinlich scheint es mir, daß auch in dieser künftigen Phase der Plan von vornherein auf Ueberdachung des ganzen Deutschlands gerichtet sein wird, und höchstens dürfte für Süddeutschland eine Wohnung im Annex vorgesehen werden, gewiß keine Annexion. Nicht ganz und nicht halb.

Daraus geht hervor, daß für alle, die eine Verpflichtung haben, das Wohl und Wehe der süddeutschen Volksstämme zu pflegen, immer der erste Gesichtspunkt sein wird, die moralischen und materiellen Hilfsquellen dieser Länder zu schonen und zu entwickeln, damit die Möglichkeit der Eigenexistenz nicht verloren gehe, während der Eigensinn der politischen Parze versagt, den Lebensfaden abzuschneiden.

Seitdem das Interesse des deutschen Namens und der deutschen Sache aber ausschließlich in dem Gedeihen von Norddeutschland aufgeht, gestehe ich absolut nicht abzusehen, in welcher Weise demselben eine Förderung zuteil werden könnte, daß süddeutsche Unreife und die politische Roheit unsrer verschiedenen Faktionen auf das norddeutsche Terrain verpflanzt werde.

Ist die Arena der Winkelblätter, Amts- und Nicht-Amtsblätter nicht ge-

räumig genug, damit alle Gemeinheit sich breit mache, die diesem verkommenen politischen Gesindel allein nach dem Sinne ist?

Sollen wir erleben, daß man den badischen Namen auch auf einer deutschen Tribüne prostituiert und ähnliche Argumente trivialster Leidenschaftlichkeit als Ausdruck süddeutschen Volkstums geltend macht? Ich könnte nimmer dafür stimmen. Das erste wäre doch, daß eine ernsthafte politische Schule aufkäme an der Stelle der Biedermänner, die bei uns für die nationalliberale Sache als erblich berechtigte Wortführer auftreten. Unglücklichere Agenten kann es aber nicht geben, als die Geschäftsführer, welche die Sache durch ihre Person rettungslos machen, deren Vertretung sie übernehmen."

Der badische Gesandte Freiherr v. Türckheim an Freydorf.

(Eigenhändig, privat.)

Berlin, den 29. Dezember 1869.

„Den Erlaß vom 21. d. M. — das Römische Konzil betreffend — habe ich heute erhalten, allein ohne die als anliegend bezeichnete Depesche des Fürsten v. Hohenlohe an den Grafen v. Tauffkirchen. Ich konnte daher meine Anfrage an Herrn v. Thiele auch nur allgemein dahin stellen, ob die hiesige Regierung von den neuesten Anträgen des Fürsten Hohenlohe Kenntnis habe und wie sie sich zu denselben zu stellen gedenke. Die erste Frage wurde mir bejaht, mit dem Anfügen, die Form der Mitteilung an die hiesige und an die süddeutschen Regierungen sei insofern verschieden, als letztere aufgefordert worden seien, eine Erklärung im Sinne der Hohenloheschen Depesche durch den Grafen Tauffkirchen in Rom abgeben zu lassen, während man der preußischen Regierung gegenüber von der wohlbegründeten Unterstellung ausgegangen sei, daß diese sich des Organs ihres eignen Gesandten in Rom bedienen werde.

Auf die Sache selbst eingehend bemerkte Herr v. Thiele, die Königlich preußische Regierung halte die Besorgnisse über einen bedenklichen Verlauf der Verhandlungen des Konzils für wohlbegründet. Die hier vorliegenden Berichte sprächen die Besorgnis aus, daß die große Majorität der Bischöfe hauptsächlich aus romanischen Ländern zu extremen Entschließungen drängen werde, und daß auch das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit zum Konzilbeschluß werde erhoben werden. Der jetzige Papst werde in diesem Falle von einem solchen Beschlusse keinen schädlichen Gebrauch machen, aber in der Hand eines fanatischen Nachfolgers könne ein solcher Glaubenssatz, den man im dunkelsten Mittelalter und in der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Staates und der größten Allmacht der Kirche nicht aufzustellen gewagt hätte, von den bedenklichsten Folgen werden. Uebrigens seien nicht alle deutschen Regierungen hierin gleicher Ansicht, und namentlich in Württemberg scheine man die Wichtigkeit der Sache zu unterschätzen und habe bereits gegen die Vorschläge des Fürsten Hohenlohe sich geäußert. H. v. Varnbühler scheine zufrieden zu sein, daß die Bestätigung des Bischofs v. Häfele in Rottenburg von Rom aus erfolgt sei, man werde diesen

veranlassen, sich sofort nach Rom zu begeben und glaube damit, alles Nötige getan zu haben.

Als ich nun aber die Frage etwas spezieller dahin präzisieren wollte, ob die Großherzoglich badische Regierung in ihrer Erklärung sich ausdrücklich auf das Einverständnis auch der Königlich preußischen Regierung mit den von ihr vertretenen Anschauungen beziehen könne, wandte mir Herr v. Thiele mit Recht ein, um sich darüber in bindender Weise äußern zu können, müsse ihm doch der Wortlaut der fraglichen Depesche bekannt sein, die er bis jetzt nur ihrer allgemeinen Richtung nach aus Gesandtschaftsberichten kenne. Ich habe mir deshalb erlaubt, heute nach Karlsruhe zu telegraphieren, daß mir diese Depesche zurzeit fehle.

Der Verkehr mit dem Königlichen Ministerium des Aeußern war in letzter Zeit neben den allgemeinen und bekannten Schwierigkeiten noch dadurch vermehrt, daß Herr v. Thiele durch den Tod seines einzigen Sohnes (der schon seit Jahren stets krank und leidend war und zu dessen besserer Pflege der Vater auch seinen Gesandtschaftsposten in Rom aufgegeben hatte) schwer niedergebeugt war und sich während einiger Zeit nur durch Herrn Abeken in der Fortführung der laufenden Geschäfte vertreten ließ. Erst seit zwei bis drei Tagen hat Herr v. Thiele selbst wieder die Geschäfte übernommen."

Freydorf an den badischen Gesandten Freiherrn v. Schweitzer in Paris. (Auszug.)

Karlsruhe, den 31. Dezember 1869.

„Ich wünsche uns allen Glück, daß Sie in Ihrer welterfahrenen nüchternen Auffassung der Lage recht behalten haben. Es ist zu hoffen, daß der Uebergang Frankreichs zum konstitutionellen System jedenfalls den Vorteil hat, die Zuversicht auf Erhaltung des Friedens noch zu befestigen."

Der badische Gesandte Robert v. Mohl an Freydorf. (Auszug.)

München, den 3. Januar 1870.

„Meine Bitte, nach Hohenschwangau zu gehen, wurde abgelehnt und ich auf die Rückkehr des Königs nach München vertröstet. Gleich als diese am Weihnachten erfolgte, habe ich mich wieder gemeldet, bin aber bis jetzt noch ohne Antwort! Und es soll mich gar nicht wundernehmen, wenn ich endlich den Bescheid erhalte, der König werde mich auf dem Hofball sehen; dieser aber ist, wie ich höre, auf den 19. d. M. beantragt, wird aber wohl, wie jedesmal, noch hinausgeschoben werden, da ihn der König als eine große Plage ansieht. Möglicherweise sehe ich freilich vorher S. M. auf einem Balle bei dem Prinzen Luitpold am nächsten Sonntage den 8., und dann fällt nach aller Wahrscheinlichkeit jede Antwort auf die Bitte um Audienz ganz weg. Es sind dies freilich, gelinde gesagt, sehr besondere Gepflogenheiten; allein ich muß sie nehmen, wie sie eben sind. Kann doch z. B. Herr v. Werthern auch keine Antwort auf eine Bitte um eine Audienz zur Uebergabe seiner Akkreditive als Gesandter des Norddeutschen Bundes erhalten."

Der badische Gesandte Robert v. Mohl an Freydorf. (Auszug.)

München, den 7. Januar 1870.

„Ob der König auf den Ball bei dem Prinzen Luitpold kommen wird, ist wieder sehr ungewiß geworden, wie mir Fürst Hohenlohe sagt. Es kommen Leute hin, die er nicht kenne und die nicht vorgestellt seien, habe er geäußert, dies sei ihm unangenehm. Ich werde aber jedenfalls hingehen; teils schon an sich, teils weil sich doch im letzten Augenblicke der Entschluß des Königs ändern kann."

Freydorf an den badischen Gesandten Robert v. Mohl in München. (Auszug.)

Karlsruhe, den 15. März 1870.

„Man erwartet, daß die Politik der Königlichen Regierung in der nationalen Frage nicht hinter die unter dem Ministerium Hohenlohe verfolgten Bestrebungen zurücktreten werde;[1]) ich versichere Euer Exzellenz jedenfalls, daß wir uns bemühen werden, die bisherigen guten und freundlichen Beziehungen zur Königlichen Regierung aufrechtzuerhalten. Gegen etwaiges Achselzucken und Zweifeln könnten Euer Exzellenz darauf aufmerksam machen, daß alle Geschäfte und Angelegenheiten, welche durch Ihre Hand gehen, rasch, kulant und freundlich erledigt werden, und daß, wenn dies in München anders scheint, hieran vielleicht Ansichten und Einflüsse die Schuld tragen, die auf seiten der Ultramontanen und Partikularisten, auf seiten der Prinzen gegen den König stehen, und die ein Interesse haben, ein gutes Verhältnis zwischen Bayern und Baden nicht aufkommen zu lassen. Die Haltung des Königs in der letzten Krisis findet allgemein Anerkennung in hiesigen Kreisen.

Dem Fürsten Hohenlohe bitte ich gelegentlich mit meinem Bedauern über sein Ausscheiden doch meine Anerkennung auszudrücken, daß er hierzu den richtigen und letzten Moment wählte und sich intakt für eine Zukunft erhielt, in der wir ihm wieder zu begegnen hoffen."

Der badische Gesandte v. Dusch an Freydorf. (Auszug.)

Stuttgart, den 4. Mai 1870.

„Ob die im Februar 1869 zwischen Varnbüler und Hohenlohe in Nördlingen getroffene Vereinbarung, bei allen Verhandlungen mit dem Norddeutschen Bunde nur nach vorgängiger Verständigung zwischen Bayern und Württemberg vorzugehen, neulich zwischen ihm und Bray ausdrücklich erneuert worden sei, ist mir nicht bekannt. Daß noch immer nach Maßgabe jener Vereinbarung verfahren wird, davon geben u. a. die von mir heute über die Jurisdiktionsverhandlungen und über die Angelegenheit betreffend Vereinbarung eines

[1]) In der Zeit vor Abfassung des Briefes war in München Graf Bray dem Fürsten Hohenlohe in der Leitung des auswärtigen Ministeriums gefolgt.

Reglements für Militärtransporte auf Eisenbahnen erstatteten Berichte Nr. 27 und 28 Zeugnis."

Freydorf an den badischen Gesandten Freiherrn v. Türckheim in Berlin. (Auszug.)

Karlsruhe, den 10. Mai 1870.

„Württemberg und Bayern wollen künftig in den Verhandlungen mit dem Nordbund solidarischer auftreten als bisher, glauben zu zweien besser zu imponieren. Das Bedürfnis, gemeines Recht zu schaffen, ist stärker als ihre partikularistischen Marotten.

Sorge doch durch Besprechung mit den maßgebenden Persönlichkeiten dafür, daß man ihnen schon bei nächster und erster Gelegenheit, dem Jurisdiktionsvertrag und Vertrag über Militärtransporte, keine besonderen Würstle und Knödel bäckt. Auch wenn sie gehen, kommen sie — das lehrt die Erfahrung — in sechs Monaten wieder."

Der badische Gesandte Freiherr v. Türckheim an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 11. Mai 1870.

„Wegen des Artikels in Nr. 116 und 117 der „Allgemeinen Zeitung" fand ich in den ersten Tagen nach Empfang Deines ersten Briefes keine Gelegenheit zu einer Besprechung mit Herrn v. Thile, weil ich beinahe täglich den Sitzungen des Zollparlaments anwohnte, die gerade immer die Stunden ausfüllen, in welchen allein Herr v. Thile gewöhnlich zu sprechen ist, und weil der letztere dann einige Tage unsichtbar war, und zwar wegen einer Erkältung das Zimmer hütete. Nach Ablauf der ersten Woche aber konnte ich nicht füglich mehr an einen nicht mehr ganz neuen Zeitungsartikel eine Konversation anknüpfen, und ich muß nun abwarten, ob ich Gelegenheit finde, in andrer Form über den Inhalt, von welchem der Artikel sprach, mich mit Herrn v. Thile zu unterhalten.

Im allgemeinen kann ich nur bemerken, daß man der nachträglichen Veröffentlichung des Hohenloheschen oder Völderndorffschen Südbundprojektes[1]) hier wenig Aufmerksamkeit schenkte und dasselbe einer eingehenden Besprechung oder Widerlegung kaum würdigte.

Man erkannte an, das dasselbe manchen guten Gedanken enthielt, welcher unter andern Umständen einer Beratung und näherer Erwägung wohl wert gewesen wäre — aber so wie seit Entstehung jenes ersten Versuchs eines Verfassungsentwurfes die Verhältnisse sich gestaltet haben und wie sie eigentlich auch schon damals waren, legte man demselben, wie gesagt, keine praktische Bedeutung bei. Namentlich würde man hier jeden Versuch für utopisch halten, welcher im letzten Ziele dahin ginge, die glücklich gewonnene Herstellung eines arbeits-

---

[1]) Die Veröffentlichung erfolgte in der „Allgemeinen Zeitung" Nr. 85 vom 26. März 1870.

fähigen Mechanismus in Zollvereinssachen je wieder gegen ein liberum veto der Südstaaten zu vertauschen.

Von einem übeln Verhalten des württembergischen Bevollmächtigen[1]) bei den letzten Ausgleichsverhandlungen im Zollbundesrat ist mir in dem Sinne nichts bekannt, als darunter persönliche Intrigen oder Gehässigkeiten etwa verstanden werden wollten. Württemberg stimmte diesmal wieder wie auch bereits im vorigen Jahre gegen Vorlagen, gegen Annahme des Ausgleichs u. s. w., kurz gegen alles.

Es geschah dies aber infolge der aus Stuttgart erhaltenen Instruktionen. Bei letzteren wirken nun aber, soviel ich zu beurteilen imstande bin, verschiedene Motive zusammen. Einmal ist in Württemberg der Staat selbst ein Haupt-Eisenproduzent und als solcher engherziger gegen jede Ermäßigung der Eisenzölle als die meisten großen Fabrikanten des Norddeutschen Bundes, welche sich zwar auch um ihr Interesse wehren, solange es geht, aber schließlich doch dem Ausgleich beitreten.

Dann scheint die württembergische Regierung immerhin Rücksicht zu nehmen auf den württembergischen Zollparlaments-Abgeordneten Dr. Mohl, welcher ein entschiedener Schutzzöllner ist, welchem niemand seine große Sachkenntnis abspricht, welcher stets das große Wort bei jeder Frage führt und welchen die Regierung noch besonders zu schonen hat wegen seines Einflusses in der württembergischen Kammer.

Bei einzelnen Abstimmungen, z. B. Besteuerung des Stärkezuckers, Anträge Sachsens wegen Aufhebung des Ausfuhrzolls für Lumpen und Freigebung der Chemikalien, äußerte der württembergische Bevollmächtigte sich in ziemlich schroffer Weise gegen das Drängen auf Abstimmung, ohne daß den betreffenden Regierungen Zeit gegönnt wurde, die Sache zu erwägen und dem Bevollmächtigten danach Instruktionen zu erteilen — einer gründlichen Enquete durch Sachverständige gar nicht zu gedenken. Aber persönlich ist Herr Finanzrat Riecke ein sehr geschätztes und auch von Preußen hochgeachtetes Mitglied des Bundesrats, und der Gesandte Herr v. Spitzemberg ergreift in der Regel nur das Wort bei der Schlußabstimmung, wo er durch seine Instruktion gebunden ist.

Viel gefälliger gegen Delbrück ist allerdings der zweite bayrische Bevollmächtigte, Staatsrat v. Weber, welcher an sich biegsameren und impressionableren Charakters ist und dabei nach seiner dienstlichen Stellung auch etwas mehr auf eigne Verantwortung nehmen kann."

Der badische Gesandte v. Dusch an Freydorf. (Auszug.)

Stuttgart, den 27. Mai 1870.

„Einstweilen wird von Varnbüler und Mittnacht gearbeitet, die Großdeutschen von den Demokraten zu trennen. Neurat, der wohl sieht, daß mit den Demokraten zu gehen nicht länger möglich ist, hilft dazu und hat die Unter-

---

[1]) Gemeint ist der Finanzrat Riecke.

handlungen mit Probst wegen Uebernahme des Präsidentenstuhls in der Kammer der Abgeordneten geführt, womit Probst aufhören müßte, Parteiführer zu sein."

Freydorf an den badischen Gesandten v. Dusch in Stuttgart.
(Auszug.)

Karlsruhe, den 5. Juni 1870.

„In der Gotthardfrage rät man uns von allen Seiten, Württemberg durch Konzessionen die Subvention zu ermöglichen. Man wird tun, was recht und billig ist. Aber man kann aus einer älteren Nummer des „Württembergischen Staatsanzeiger" nachweisen, daß Württemberg die Gotthardbahn als ein tolles, nur preußischen Interessen dienendes Unternehmen ansieht, welches Baden nur als Vasall Preußens unterstütze. Du schreibst von einem andern Grund, aus dem Varnbüler dieses Jahr noch ausweichen möchte. Wir mögen also bieten, was wir wollen; immerhin wird es nicht genug und Württemberg durch Baden an der Subvention gehindert sein.

Das Norddeutsche Strafgesetzbuch war also für Württemberg das Signal zum Entwurf eines spezifisch württembergischen Strafgesetzbuchs. Und während das norddeutsche nun fertig daliegt, hat man in Schwaben die Aenderung der neun ersten Paragraphen zustande gebracht, die nun noch das Justizministerium, den Geheimen Rat und beide Kammern zu passieren haben. Politische Seelenstörung!"

Freydorf an den badischen Gesandten v. Dusch in Stuttgart.
(Auszug.)

Karlsruhe, den 16. Juni 1870.

„Varnbülers Verhalten in der Frage der Gotthardbahn beurteilst Du richtig. Ich bedaure, daß mein Freund und Dein Bruder [1]) Privatkorrespondenz mit ihm gepflogen und Material geliefert hat, dessen sich Varnbüler mit Recht oder Unrecht, bona oder mala fide gegen uns bedienen kann. Als Varnbüler mit Mathy Privatkorrespondenzen und mündliche Unterredungen in einer andern Angelegenheit haben wollte, eröffnete ich dem württembergischen Geschäftsträger auf Wunsch des durch einen früheren Vorgang und Mißbrauch gewitzigten Mathy, daß wir vorzögen, die Frage auf diplomatischem Wege schriftlich zu behandeln.

Diese Privat- und Nebendiplomatie taugt nach meinen Erfahrungen nicht, verschiebt die Dinge unter der Hand, bietet dem Gegner Häkchen, seine Interessen daran anzuhängen und sich in Vorteil zu setzen."

Freydorf an den badischen Gesandten v. Dusch in Stuttgart.
(Auszug.)

Karlsruhe, den 28. Juni 1870.

„Wo findet sich sonst ein englischer Gesandter (etwa noch in München?),

---

[1]) Der Bruder v. Duschs war am 12. Februar 1868 zum Vorstand des Handelsministeriums ernannt worden.

der in der deutschen Frage auf seite der Ultramontanen und Partikularisten stände? Einer und der andre stützt vielleicht aus irgendwelchen augenblicklichen politischen Rücksichten, um des lieben Friedens willen, kleinstaatliche partikularistische Anschauungen, aber keiner ist wie N. mit so beschränkten Werkzeugen höherer Politik im Herzen einverstanden."

Freydorf an einen badischen Diplomaten. (Auszug.)

Karlsruhe, den 7. Juli 1870.

„Der Umstand, daß der heutige ‚Constitutionnel' die künftige Königin-Mutter von Spanien mit gewohnter Sicherheit und Sachkenntnis als leibliche Schwester S. K. H. des Großherzogs von Baden proklamiert, wird uns, denke ich, nicht unmittelbar in die neue spanische Frage verwickeln. Man sollte zusammenlegen, um diesen französischen Journalisten geographische und genealogische Meidinger zu kaufen."

Aus dem an Freydorf gerichteten Briefe eines höheren badischen Staatsbeamten.

Versailles, den 27. Januar 1871.

„Wir sind seit fünf Tagen in der Erwartung des Ergebnisses der Verhandlungen, welche Jules Favre mit Bismarck pflegt; schon zweimal ist jener von Paris hier eingetroffen, und jeweils wieder nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Es wird das strengste Geheimnis über die Angebote und Forderungen eingehalten; während die Nichteingeweihten sich in Gerüchten ergehen, schweigen die Personen der maßgebenden Kreise zur Verzweiflung der begierig des Neuen harrenden Menge. Das eine Wahrzeichen für die günstige Gestaltung der Dinge muß für die peinigende Ablehnung jeder näheren Auskunft entschuldigen, daß man in den gewichtigen Kreisen nur heiteren Gesichtern begegnet, und daß der Bundeskanzler nach seinem ersten Vortrag über die Propositionen des französischen Ministers den im Vorzimmer des Kaisers harrenden Adjutanten auf deren Anstürmen die Melodie des Halali vorgepfiffen hat.

Wir, in der zwölften Woche hier wartend, wären nicht unangenehm berührt, wenn wir diese Verhandlungen als den Anfang des Liedes würden bezeichnen dürfen."

Freydorf an einen höheren badischen Staatsbeamten in Versailles. (Auszug.)

Karlsruhe, den 12. Februar 1872.

„Gestern kamen 1500 Gefangene der Armee Bourbakis hier durch. Ein Elsässer Soldat der Linie erzählte, er sei eben mit mehreren Kameraden beim Frühstück gewesen, als ein badischer Dragoner erschienen sei und sie für gefangen erklärt habe. Ihnen sei's recht gewesen, und sie hätten den Reiter nur gebeten, noch mehr Dragoner herbeizuholen, weil es sich schlecht ausnehmen würde, wenn sich so viele von einem transportieren ließen. Der Dragoner willfahrte, und die Gesellschaft ging vergnüglich mit."

Legationsrat Dr. Hardeck an Freydorf in Berlin. (Auszug.)

Karlsruhe, den 14. März 1871.

„Anfang voriger Woche von Versailles zurückgekehrt, hatte ich zu den im Abklatsch Ew. Hochwohlgeboren übersandten Berichten über die Friedensverhandlung nichts Wesentliches zu melden. Man war über die Behandlung einzelner, uns interessierender Punkte (wie Art der Verhandlung und Vertretung in Brüssel, Verhältnis der Ostbahn im neuerworbenen Gebiete, Verteilung der Kontribution und Kriegskostenentschädigung u. s. w.) offenbar noch nicht schlüssig und vermied das Eingehen darauf.

Meine persönlichen Erlebnisse betreffend, so hatten wir dieses Mal die Ehre und die Annehmlichkeit, statt in Einquartierung in der Villa S. K. H. zu wohnen. Das Wetter war im ganzen sehr günstig, und die Jahreszeit um mehrere Tage hier im Vorsprung. Beim Kaiser und Kronprinzen die üblichen Diners; bei letzterem auch Soiree zu Ehren des Königs von Württemberg.

Graf Bismarck gab gleichfalls als Friedensfeier den deutschen Ministern samt Begleitung und seinem Personal ein Diner im Pavillon Henry IV. zu St. Germain. Der Tag war leider nicht sehr günstig. Dagegen habe ich den Mont Valérien, St. Cloud und Fort Issy bei schönem Himmel besucht. Namentlich von letzterem ist der Blick über Paris sehr umfassend und malerisch. Die Zerstörung von dessen Wällen und Kasernen ist erheblich, jedoch reicht sie nicht an das Bild, das die Straßburger Angriffsfront und Zitadelle gewährten.

Am 1. März wohnten wir der Revue auf Longchamp bei; nach dem großartigen militärischen Schauspiel ging ich mit den Truppen nach Paris hinein und gelangte auch in den nicht besetzten Teil bis zum Boulevard des Italiens. Dieser Stadtteil mit geschlossenen Läden und Jalousien, ohne alles Wagengeräusch, gefüllt teils mit Truppen und Nationalgarden, teils mit zahlreichem, ziemlich schweigsamem Publikum, stach in unheimlicher Weise von dem gewohnten Eindrucke der „Weltstadt“ ab, und ich war froh, nach mehreren vergeblichen Versuchen die Demarkationslinie wieder hinter mir zu haben. Von den durch verschiedene Zeitungskorrespondenten berichteten ausgemalten und generalisierten Verhöhnungen gegen Deutschland oder deutsche Truppen habe ich, obgleich sechs Stunden lang in der Stadt, nichts bemerkt. Am 2. März wurde eine gemeinsame Fahrt nach Paris unternommen, aber nur der besetzte Teil betreten. Versailles bot einen ungleich belebteren Anblick als im Herbst; Frauen und Kinder in normaler Zahl in den Straßen, die Läden gefüllt, dazu das zahlreiche Militär in Friedensmuße und -stimmung.“

Freydorf an eine hochgestellte Person. (Auszug.)

Karlsruhe, den 6. Mai 1871.

„Die Friedensverhandlungen in Brüssel sind noch zur Feststellung keines einzigen Artikels gelangt, werden von den Franzosen absichtlich, aus übrigens leicht erklärlichen Gründen, verzögert. Die Zusammenkunft des Fürsten Bismarck mit Jules Favre wird, denke ich, die Dinge und Metalle in Fluß bringen.“

Freydorf an den Staatsminister Jolly in Berlin. (Auszug.)

(In Frankfurt a. M. hatte der Großherzog von Baden mit Bismarck die Unterstützung der aus dem Kriege heimkehrenden Reservisten und Landwehrmänner besprochen, die nachträglich auch im Reichstage (Antrag Bunsen und Genossen, Nr. 139 der Drucksachen) angeregt wurde und dort gegen den Widerspruch Delbrücks Annahme fand.)

Karlsruhe, den 25. Mai 1871.

„Fürst Bismarck hat sich zwar gegen die Leistung der Entschädigungen und Anhilfe unmittelbar vom Reiche aus erklärt, jedoch gegen Ausscheidung einer Summe zur Hilfeleistung von den Einzelstaaten aus nichts einzuwenden gehabt."

Freydorf an einen badischen Diplomaten. (Auszug.)

(Freydorf hatte am 8. Juni mit Bismarck die Uebernahme einiger im auswärtigen Departement Badens befindlichen Beamten in den Reichsdienst besprochen und Bismarck die Erfüllung dieses Verlangens als eine Art Pflicht gegen Baden ans Herz gelegt.)

Karlsruhe, den 16. Juli 1871.

„Fürst Bismarck ließ mir kürzlich auf meine Verwendung für Unterbringung badischer diplomatischer Vertreter im Reichsdienste eröffnen, er sei, ohne bestimmte Verpflichtungen bezüglich einzelner Personen und Posten eingehen zu können, gerne bereit, meinen Wünschen zu entsprechen, jedoch mit dem ferneren Anfügen, die Herren, welche in den Reichsdienst überzutreten gedächten, möchten sich gelegentlich einmal (im Sommer oder vielmehr Herbst, bei Anwesenheit des Fürsten) in Berlin sehen lassen."

Der badische Gesandte Robert v. Mohl an Freydorf. (Auszug.)

München, den 17. Juli 1871.

Der gestrige Truppeneinzug [1]) war sehr schön und feierlich, auch vom besten Wetter begünstigt. Der Kronprinz wurde enthusiastisch begrüßt; namentlich höre ich mit Bewunderung von einer Rede sprechen, welche er am Siegestor hielt, die man auch über den ganzen großen Platz vernommen habe. Ebenso war das Festtheater voll Jubel, trotz des unbegreiflich langweiligen Stückes.

Prinz Karl von Bayern grollt noch immer in dem Maße, daß er seine ganze Familie — seine Töchter und deren Männer und Kinder —, die bei ihm in Tegernsee waren, weggeschickt hat, weil er an dem schmerzlichen Tage des Einzugs niemand um sich sehen könne."

Freydorf an einen badischen Richter.

Karlsruhe, den 30. Juli 1871.

„Die Worte, mit denen mich ein alter Freund in meiner neuen Stellung [2])

---

[1]) Einzug der bayrischen aus Frankreich zurückkehrenden Truppen in München.

[2]) Zur Vereinfachung der Organisation der höchsten Staatsbehörden war kürzlich das Ministerium des Großherzoglichen Hauses und des Aeußern mit dem Justizministerium unter Freydorf vereinigt worden.

begrüßt, haben mir wohlgetan. Ich hatte schon im Oktober v. Js., bevor die Kammern ihren mehr durch das eigene Popularitätsbedürfnis als durch irgendeine geschäftliche oder praktische Rücksicht gebotenen Beschluß faßte, in Versailles und im März ds. Js. in Berlin dem Großherzog die Notwendigkeit der Aufhebung der Gesandtschaften und die Unmöglichkeit des selbständigen Fortbestandes eines Ministeriums des Aeußern nach dem Zutritt des Großherzogtums zum Deutschen Bunde oder Reiche dargestellt, und, meinen Kopf zu Füßen legend, vorgeschlagen, die Geschäfte des auswärtigen Ministeriums mit irgendeinem andern Ministerium zu vereinigen und zum Minister des Hauses abwechselnd das ihm eben zusagende Mitglied des Staatsministeriums zu ernennen. Dabei verkannte ich nicht, daß die Geschäfte des Ministeriums des Aeußern sich in der neuen Gestaltung der Dinge kaum vermindern würden; nur verliere dasselbe so viel an politischer Bedeutung, Einfluß und äußerem Ansehen, daß es die gerechten Ansprüche und das bißchen Ehrgeiz eines Chefs nicht mehr ausfülle. Ersteres zeigt sich jetzt. Badener im Auslande und Ausländer in Baden fahren fort, geboren zu werden, zu heiraten, zu sterben, zu erben, in Zivilprozesse und Untersuchungen verwickelt zu werden; ich habe nur die größere Arbeit, statt der badischen Gesandten und Konsuln, die mit unserm Rechte und unsern Verhältnissen weniger vertrauten Reichsgesandten und Konsuln informieren und instruieren zu müssen. — Nun, man kam schließlich zu der jetzt ins Leben getretenen Kombination. Die Justiz treffe ich in gutem Stand und Gang."

Freydorf an eine hochgestellte Person. (Auszug.)

Karlsruhe, den 27. August 1871.

„In der Angelegenheit der französischen Gesandtschaften in Süddeutschland habe ich nur den Artikel der ‚Kölnischen Zeitung,' den ich geschrieben, und dessen Reproduktion in einigen Blättern zu verantworten. Andre Preßorgane gingen, die Ideen aufgreifend, weiter. Der König von Württemberg, durch den Abdruck des Kölner Artikels im ‚Schwäbischen Merkur' unangenehm berührt, ließ durch Herrn von Waechter die Gesandtschaften anweisen, sich gelegentlich dahin zu äußern, ‚daß Seine Majestät nicht gesonnen seien, Sich in Ihren Souveränitätsrechten weiter beschränken zu lassen, daß auf die französische Gesandtschaft in Stuttgart schon früher gerade in nationalem Sinne eingewirkt worden sei, und daß derlei Agitationen einer extremen Partei nur geeignet seien, Seine Majestät in dem Festhalten an Ihren Rechten zu bestärken'. Ich hörte Herrn v. Baurs (der mir auf Ansuchen das Zirkular wörtlich vorlas) Bemerkungen gelassen an und meinte nach Erörterung des Für und Gegen, daß allerdings die französischen Gesandtschaften jetzt verhältnismäßig unschädlich sein würden, und daß, wenn eine solche angekündigt werde, nichts erübrige, als sie anzunehmen. Uebrigens hätte ich in den fraglichen Artikeln, deren einige immerhin zu weit gegangen, nichts gelesen, was dem Gesandtschafts*rechte* unsrer erlauchten Fürsten zu nahe getreten sei."

Freydorf an einen preußischen Staatsmann. (Auszug.)

Karlsruhe, den 26. September 1871.

„Die entschiedene Haltung des Reiches und Preußens in der kirchlichen Frage, das Frontmachen gegen den Ultramontanismus, der vor zwanzig Jahren Baden als erstes und günstigstes Schlachtfeld ausersah, zwanzig Jahre lang, von einzelnen heißkatholischen Mächten unterstützt, gegen uns fluchte, hetzte, log, verleumdete, wird hier sehr anerkannt. Der Kampf ist auf der ganzen Linie, von Lissabon bis Petersburg, aufgenommen, und bei uns verlaufen sich die Wasser."

Der badische Gesandte Robert v. Mohl an Freydorf. (Auszug.)

München, den 30. September 1871.

„Mein Abberufungsschreiben bin ich, trotz alles Drängens, noch nicht losgeworden. Seit fast drei Wochen gab der König konstant keine Bestimmung über eine Audienz. Er war gnädig genug, mir auf jede neue Mahnung etwas Liebenswürdiges sagen zu lassen, dann schickte er mir das Großkreuz des Kronenordens mit dem Auftrage an den Minister, es mir selbst zu bringen, und als ich endlich gestern, da offiziell bekannt wurde, der König komme nicht zum Oktoberfest (worauf ich immer vertröstet worden war), nun dem Grafen Hegnenberg[1]) das Abberufungsschreiben mit einem kurzen Danksagungsschreiben an Seine Majestät zustellen wollte, erklärte mir jener, er könne es nicht annehmen, der König lasse mir sagen, er habe ‚den dringenden Wunsch' mich zu sprechen; er werde in kurzer Zeit in die Stadt kommen. — Wir waren beide, Graf Hegnenberg und ich, der Ansicht, auf letzteres könne ich mich nicht einlassen; möglicherweise sei ich in drei Wochen noch hier und warte. Da ich nun, um meine Frau zu installieren und meine Möbel in ein Magazin unterzubringen, absolut nach Karlsruhe gehen muß, so kamen wir überein, daß ich indessen das amtliche Schreiben behalte, und mir seinerzeit, wenn der König wirklich einen bestimmten Audienztag festgestellt habe, telegraphiert werde, damit ich noch einmal hierher komme! Graf Hegnenberg schrieb dies dem König, und es ist eine ablehnende Antwort nicht eingekommen.

Somit habe ich denn die angenehme Aussicht, in kürzerer oder längerer Zeit wieder hierher zu müssen, bloß um eines kurzen Gesprächs willen. Allein was wollte ich machen? Finde ich seinerzeit einen anständigen Grund, so werde ich freilich der Sache zu entgehen suchen."

Der badische Gesandte Freiherr v. Türkheim an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 11. Oktober 1871.

„Sowohl Delbrück als Herr von Thile und Fürst Bismarck sind im Augenblick fast unnahbar, und den ganzen Tag finden Konferenzen mit den hier anwesenden französischen Bevollmächtigten statt. A priori nimmt jedermann an, daß die

---

[1]) Graf Hegnenberg-Dux, der bayrische Ministerpräsident.

Verhandlungen nun einen erwünschten Fortgang nehmen dürften, daß man über die Zollerleichterungen für Elsaß-Lothringen im reinen ist, daß der französischerseits gehegte Wunsch, nicht durch Auslieferung beliebig diskontierbarer Wechsel den Pariser Geldmarkt unter die Herrschaft des Fürsten Bismarck zu stellen, in einer oder der andern Form werde berücksichtigt werden können. Im Widerspruch mit dieser Unterstellung steht aber, daß mir heute Herr v. Thile flüchtig äußerte, die Verhandlungen gingen trotz der vielen Konferenzen noch wenig vom Fleck. Es scheint, daß hier der ganze Bodensatz der früher in Brüssel, Frankfurt und Paris unerledigt gebliebenen Streitpunkte mit in die zu treffende Vereinbarung gezogen werden soll, und daß es deshalb vorerst nicht vom Flecke gehen will."

Der preußische Gesandte in Karlsruhe, Graf Flemming, an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 17. November 1872.

(Geschäftliche Mitteilung über die demnächstige Abstimmung im Herrenhause über die Kreisordnung.)

„Und daß diesmal abstimmen so viel wie zustimmen heißen wird, ist mir unzweifelhaft. Ich glaube, die Regierung könnte selbst ohne Pairsschub die Zustimmung durchsetzen, denn manchen Mitgliedern der jüngsten Majorität ist bange vor sich selbst geworden, manche dürften ihr Nein in Ja verwandeln, und manche sich enthalten. Aber der Schub findet jedenfalls rechtzeitig statt, und er ist, wie Sie wissen, nicht bloß ad hoc bestimmt, sondern er soll die Reform des Herrenhauses ermöglichen. Ueber das Wie dieser Reform steht ein völlig ausgearbeitetes Programm wohl noch nicht fest; aber es liegt ungeheuer viel schätzbares Material dazu vor. Sie werden wahrscheinlich noch in diesem Winter das Schauspiel haben, wie Ihr unterzeichneter ganz ergebenster Freund sich in Gemeinschaft mit vielen andern, denen das Landesinteresse über das Standesinteresse geht, eigenhändig den Bauch aufschlitzen."

Freydorf an den preußischen Gesandten Grafen Flemming. (Auszug.)

Karlsruhe, den 19. November 1872.

„Wenn man über sechs Jahre lang in der Lage war, namentlich außerhalb Badens, entweder jeden Ansprechenden darüber zu belehren, daß man eigentlich nicht Exzellenz sei, oder aber durch stillschweigende Hinnahme dieses Titels die Uebertretung des § 360 Ziffer 8 des Reichsstrafgesetzbuches zu begehen, hat es seine Annehmlichkeit, in den berechtigten Besitz dieses Titels einzurücken.[1])

Der Kronprinz wurde hier von einer Entzündung des Blinddarms befallen, deren Vorboten er schon vor seiner Abreise von Berlin verspürte. Er wurde mit Blutegeln behandelt, diese Behandlung nach der vorgestern um 2 Uhr er-

[1]) Dies war bei Freydorf kürzlich der Fall gewesen.

folgten Ankunft seines Leibarztes fortgesetzt. Er befindet sich jetzt gut, jedenfalls außer aller Gefahr, wird aber so bald nicht abreisen können."

Der preußische Gesandte in Karlsruhe Graf Flemming an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 2. Mai 1873.

„Mein kleiner Maidenspeech, den ich im Herrenhause von der Tribüne in majorem gloriam Badeniæ und zur Herstellung der Wahrheit hielt, wurde, als sehr opportun, von der Majorität mit Beifall aufgenommen und trug mir den Dank des Ministers Falk ein. Sie werden den Wortlaut, wie ich annehmen darf, demnächst in der ‚Norddeutschen Zeitung' vollständig abgedruckt finden. Für die Hilfe, die Sie und Herr Nokk [1]) mir bei diesem ersten oratorischen Versuch geleistet, bin ich Ihnen beiden sehr verbunden.

Den Artikel der ‚Karlsruher Zeitung' über das Reichsgericht habe ich dem Ministerium eingereicht. Ich kann Ihnen bestimmt versichern, daß die Artikel der ‚Spenerschen Zeitung' über die Haltung Badens in dieser Frage auch nicht entfernt etwas mit der Regierung zu tun haben, sondern lediglich auf Rechnung von Privatfedern zu setzen sind. Die Fehde zwischen dem Berliner Blatt und der ‚Badischen Landes-Zeitung' bleibt aber um so bedauerlicher, als nun auch der badische Ultramontanismus daraus Kapital zu schlagen sucht, wie ein Artikel des ‚Badischen Beobachters' beweist.

Heute werde ich mit Roggenbach, der gestern bei Beratung der Vorlage über den Invalidenfonds eine Lanze gegen Lasker eingelegt hat, und einigen andern Reichstagsmitgliedern dinieren."

Freydorf an eine hochgestellte Person.

Berlin, den 5. Mai 1873.

„Heute morgen um $7\frac{1}{2}$ Uhr hier angelangt, fand ich sofort Gelegenheit in Tätigkeit zu treten, indem um 10 Uhr die erste Sitzung der mit der Vorberatung des Militärgesetzes beauftragten Ausschüsse stattfand, in welchen ich die Führung der badischen Stimme übernahm. Gleich die Beratung des ersten Abschnittes über die allgemeinen Grundzüge der deutschen Heeresorganisation bot Gelegenheit zu dem Versuch, wieweit das Bestreben, der Einheit des deutschen Heeres einen etwas bestimmteren Ausdruck zu geben, Aussicht auf Erfolg habe, indem ich die Frage anregte und, um die alsbald bemerkbare Tendenz des Totschweigens zu beseitigen, den förmlichen Antrag stellte, ein gemeinsames Abzeichen des gesamten deutschen Heeres gesetzlich festzustellen. Der preußische Vorsitzende des Ausschusses, General Kameke, vermied zwar eine sachliche Aeußerung, schien mir aber den Antrag nicht gerade ungern zu hören, welcher dagegen von bayrischer und noch mehr von sächsischer Seite mit einer gewissen Gereiztheit bekämpft wurde. Minister Mittnacht nahm an der Debatte keinen

[1]) Badischer Ministerialrat.

Anteil, aus späteren privaten Aeußerungen desselben entnahm ich aber, daß auch ihm der Antrag höchst unwillkommen war. Mecklenburg, Hessen, Braunschweig, die Hansestädte schwiegen, und bei der schließlichen Abstimmung blieb ich leider allein. Bayern und Sachsen hatten nur formelle Gründe geltend gemacht, der Vorschlag passe nicht in das Gesetz, sei sogar gegen die Verfassung, welche den Fortgebrauch der Landeskokarden gestatte, worauf ich, freilich vergeblich, replizierte, in einem die Organisation des deutschen Heeres betreffenden Gesetz schiene mir eine Bestimmung, welche den gerade im Militärwesen sehr erheblichen äußeren Ausdruck der Gemeinsamkeit feststelle, durchaus angezeigt, und der Antrag gehe keineswegs auf Beseitigung der Landeskokarden, sondern nur neben denselben auf Herstellung eines gemeinsamen Abzeichens. Gegen die angebliche Verfassungswidrigkeit machte auch General Kameke, der sich sonst in die Sache selbst nicht einließ, eine gelegentliche Bemerkung. — Ueber die Stellung der Sonderkriegsministerien verbreitete die Diskussion namentlich infolge davon, daß Sachsen dieselbe gerne gesetzlich fixiert gesehen hätte, ein, wie mir scheint, nicht unerfreuliches Licht. Die charakteristische Eigentümlichkeit des Entwurfs in dieser Beziehung, daß derselbe die Sonderkriegsministerien zwar als bestehend an einzelnen Stellen erwähnt, aber eine gesetzliche Fixierung ihrer Stellung vermeidet, beruht, wie General Kameke ausdrücklich erklärte, auf direkter Anordnung des Reichskanzlers. Motiviert wurde das Verfahren mit Rücksichten auf den Reichstag; mir schien aber, als würden diese Rücksichten sehr gern genommen und ständen den eignen Intentionen der Reichsregierung sehr nahe. — Im übrigen wurden in der fast siebenstündigen Sitzung die 30 ersten Paragraphen des Entwurfs mit im ganzen unerheblichen Aenderungen angenommen. Eine Debatte von einer gewissen prinzipiellen Wichtigkeit knüpfte sich nur noch an die Frage über die Ergänzungsbezirke, die als mit dem Korpsbezirk übereinstimmend gedacht sind, indem die auch hier hervortretenden exklusiven Tendenzen Bayerns, Sachsens und Württembergs von preußischer Seite ziemlich scharf zurückgewiesen wurden, wie dies auch schon früher mit dem bayrischen Antrag zu § 3, Bayern von den Armeeinspektionsbezirken ausgeschlossen zu lassen, unter allseitiger Zustimmung geschehen war.

Weitere Wahrnehmungen zu machen, war mir natürlich noch nicht möglich. Minister Delbrück konnte ich nur vor der Sitzung kurz sprechen; nach derselben fand ich Gelegenheit zu einem Gespräch mit Präsident Friedberg. Beide scheinen mir gegen Bayern etwas gereizt."

Freydorf an einen Freund im Haag. (Auszug.)

Karlsruhe, den 3. März 1875.

(Mitteilung über Reiseeindrücke in Holland.)

„Drollig erschien mir die Angst und Besorgnis der guten Holländer vor Deutschland, ihre Verehrung und Sympathie für Frankreich, woher ihnen alle Ohrfeigen und alles Unheil kam und kommt. Ohne die Hilfe, welche Frankreich den Belgiern angedeihen ließ, würde der König der Niederlande noch heute

Belgien beherrschen; und Deutschland war so gutmütig, ein Stück seines Leibes zum endlichen Ausgleich herzugeben. Seit den Erfahrungen von 1870/71 bin ich der Meinung, daß diese Schweizer, Holländer, Belgier ihre Sympathie demjenigen zuwenden, den sie als den Rücksichtslosesten fürchten. Die Sympathien für Frankreich entstehen aus folgender Krämerrechnung: Würde Frankreich siegen, so würde es sich an jedem, der nicht auf seiner Seite war, der irgendwelche Vorliebe für den Feind verraten, diesem irgend Gutes erwiesen hätte, furchtbar rächen, das neugewonnene Prestige eben zunächst zu diesem Zweck verwenden. Siegt Deutschland, so bleibt es gutmütig und gerecht auch gegen die Kleinen, welche im Herzen und womöglich auch werktätig auf Seite des Gegners gestanden. Man muß als brutal, ränkevoll, rachsüchtig bekannt sein, wenn man von Krämerseelen geliebt und verehrt sein will."

Freydorf an einen Verwandten. (Auszug.)

Karlsruhe, den 8. März 1875.

„Vorerst — ich denke auf lange Jahre — behalten wir Frieden. Frankreich kann nicht, wie es gerne möchte, hat innere Schwierigkeiten; solange es Republik bleibt, sind ihm die Hände gebunden. Allein einen Krieg anzufangen, verbieten die Erfahrungen von 1870—71; einen Alliierten findet es vorerst nicht; die orientalische Frage, welche ihm solchen zuführen soll, wird in Schwebe und Ruhe gehalten.

Für seine Rüstungen haben wir ihm dieser Tage durch ein Pferde-Ausfuhrverbot abgewinkt. Es sollten 10 000 Pferde — meist in Deutschland — gekauft werden. — Der Stern des jungen Königs Alfons von Spanien beginnt schon zu erbleichen. Er hat keine Erfolge gegen die Karlisten, die Truppen sind mißmutig, die Gemäßigten und Liberalen wenden sich ab, weil er in die Hände der Moderados und Geistlichkeit gerät, welche ihn zu reaktionären Maßregeln drängen.

Gegen Deutschland hetzt vor allem Rom. Die neueste Enzyklika (zu deutsch: ‚Rundfluch‘), Aufreizung zum Ungehorsam gegen die staatlich-kirchlichen Gesetze, wurde in Preußen mit einer Gesetzesvorlage beantwortet, welche die Beiträge des Staates zu den Bedürfnissen des Klerus sistiert, Zahlungen nur an diejenigen Geistlichen gestattet, welche die Staatsgesetze ausdrücklich anerkennen. So ist der Konflikt an einen sehr praktischen Punkt gekommen, die ‚Kirche‘ an einer empfindlichen Seite gefaßt. So wenig als das französische Heer wollen wir das vatikanische mit deutschem Gelde bezahlen."

Freydorf an den vormaligen Gesandten der Vereinigten Staaten George Bancroft in Washington. (Auszug.)

Karlsruhe, den 29. Juli 1875.

„Julius v. Mohl, mit Thiers und seinen Freunden gut bekannt, behauptet, die Franzosen seien jetzt sehr friedliebend, wenigstens die verständigen und heute maßgebenden. Wir können nichts Besseres wünschen. Euer Exzellenz haben

bemerkt, daß die Engländer vor zwei Monaten sich stellten, als glaubten sie den Franzosen, wir seien im Begriff, sie mit Krieg zu überziehen. Wozu das? Im günstigsten Falle würden wir Sieger und in großer Verlegenheit sein, was wir mit den Besiegten anfangen, was von ihnen verlangen sollten. Das ganze war, daß man in der Presse Deutschland und die übrige Welt auf die überspannten Rüstungen der Franzosen (bei Gelegenheit der Vermehrung ihrer Cadres, wodurch sie 170 Bataillone Infanterie mehr schaffen, als wir haben) aufmerksam machen, vielleicht diese Rüstungen aufhalten und beschränken und so mittelbar für die Möglichkeit der Erhaltung des Friedens wirken wollte."

Der nationalliberale Landtags- und Reichstagsabgeordnete Dr. v. Schauß an Freydorf. (Auszug.)

München, den 30. Juli 1875.

„In der Politik stehen uns schwere Tage bevor, nicht als ob die Bäume in den Himmel wachsen könnten, die Rom so dauernd pflanzt — es ist schon schlimm genug und bringt ohne Zweifel Aufregung genug, daß die Klerikalen sich aus den schlimmsten Elementen rekrutieren und damit, was sie an Stimmenzahl verloren, an Energie gewonnen haben. Trotzdem fürchten wir die zwei Plus nicht. Wir sehen auf Seine Majestät den König mit dem vollen Vertrauen, daß er das Ministerium nicht in klerikalem Sinne ändert und damit eine für das Reich nicht unbedeutende Schwierigkeit hervorruft.

Der große Kampf will eben durchgeführt sein und hat sein natürliches Terrain bei uns gemäß der bayrischen Geschichte, der konfessionellen Mischung der Bevölkerung und gemäß der wunderlichen Staatsweisheit, mit der man die schwarzen Scharen in der Meinung großzog, ein geordneter Staat könne ohne die hilfreiche Autorität der Kirche nicht existieren. Das ist vielleicht die Lichtseite dieses Kampfes, daß jenes Vorurteil gründlich zuschanden wird. — Die Reichsidee gewinnt denn auch bei uns sichtlich mehr Boden, und so können wir trotz alledem und alledem getrost in die Zukunft sehen."

Freydorf an Dr. v. Schauß. (Auszug.)

Karlsruhe, den 6. August 1875.

„An der Tätigkeit, Energie und den Erfolgen der nationalen deutschen Partei in Bayern haben wir uns sehr erfreut. Die klerikale Mehrheit von zwei Stimmen fällt aus verschiedenen, in der bayrischen und deutschen Presse erörterten Gründen nicht sonderlich ins Gewicht, ändert wenigstens an dem bisherigen Stande nichts zum Nachteil der nationalen Sache und Ihrer Partei. Ich habe immer zu denen gehört, welche auch den denkbar schlimmsten Erfolg einer klerikalen Mehrheit, ein ultramontanes Ministerium, nicht fürchteten. Ein solcher klerikaler Karneval, welcher bei den heutigen Verhältnissen zum Reiche doch wohl einige Monate nicht überdauern würde, wäre vielleicht eine abschließende

Radikalkur. Man kann allerdings einwenden, ein solches Ministerium sei nicht zu erwarten, die betreffenden Kandidaten seien unmöglich, und es sei der schlimmere Fall eines Ministeriums von politisch auf beiden Schultern tragenden reinen Geschäftsmännern und Bureaukraten zu fürchten, welche allerdings ihre ministerielle Existenz länger fristen könnten. Inzwischen suchen wir zu behalten, was wir haben.

Neben den guten Anzeichen eines Biegens der hohen Klerisei in Preußen zeigen sich bei uns Spuren, daß das Episkopat durch den des Brummens und Martyriums für die hohen Würdenträger müden niederen Klerus ins Gedränge gebracht und bei folgerichtigem Widerhalt seitens der Regierung einen Ausweg suchen wird."

Freydorf an den vormaligen Gesandten der Vereinigten Staaten in Berlin George Bancroft in Washington. (Auszug.)

Karlsruhe, den 6. August 1866.

„Mein Brief vom 29. v. Mts.,[1]) den v. Bayer überbringt, schließt mit Bemerkungen über Leute, welche dergleichen tun, als hielten sie uns einer in den Krieg treibenden Politik fähig. In der anliegenden Rede unsers verehrten Professors Mommsen sind die Gründe sehr gut auseinandergesetzt, aus welchen deutsche Staatsmänner und Fürsten eine solche Politik gar nicht verfolgen können. Und ich möchte noch weiter behaupten, daß wir durch die im deutsch-französischen Kriege bewiesene Ueberlegenheit unsrer Wehrverfassung auch andre europäische Völker, zunächst die Franzosen, zur Annahme der allgemeinen Wehrpflicht gedrängt haben und drängen werden, und daß, wenn dies System einmal in ehrlicher Ausführung begriffen sein wird (in Frankreich finden noch Ausnahmen und Begünstigungen statt), es auch andern Völkern erschwert oder unmöglich sein wird, abenteuerliche und frivole Kriege zu beginnen. Jedem ist der Gedanke an die Opfer nähergelegt, welche der Krieg dann von jeder Familie verlangt.

In unserm staatlich-kirchlichen Konflikt geschehen Zeichen, welche auf den Beginn eines Nachgebens seitens der hohen Geistlichkeit deuten. Nur dürfen die Regierungen nicht zu bald zuversichtlich und zutraulich werden und in ihrer energischen Verteidigung der Grenzen der Gewalt des Staates der Kirche gegenüber nachlassen. Sonst kommt ein fauler Friede und fängt die ‚Kirche' unter ihr günstig scheinenden Kombinationen den Kampf von neuem an.

Es gibt Leute, welche glauben, daß man in den Vereinigten Staaten zu vornehm und mit zu großem Gefühl der Ueberlegenheit und Sicherheit auf unsre staatlich-kirchlichen Konflikte herabsehe, und daß die Vereinigten Staaten dereinst die unter der blendenden aber falschen Devise ‚ecclesia libera in statu libero' großgezogene Macht der katholischen Kirche (der Jesuiten) noch zu fühlen bekommen werden."

---

[1]) cf. oben S. 288.

Freydorf an eine hochgestellte Person. (Auszug.)

Karlsruhe, den 24. August 1875

(Hinweis auf v. Freydorfs Vorarbeiten in Sachen der mecklenburgischen Verfassungsfrage.)

„Bis jetzt hat niemand, auch nicht von der Rechten oder dem Bundesratstische, die bestehenden Verfassungszustände Mecklenburgs [1]) verteidigt und als ferner haltbar dargestellt. Die Gegner der im Reichstage gestellten Anträge beschränkten sich auf den Ausdruck der Zuversicht, daß es bei den guten Intentionen S. K. H. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin gelingen werde, die nötige Reform ohne Hilfe seitens des Reiches im eignen Lande anzubahnen und durchzuführen. Diese Erwartungen sind unwiderleglich gescheitert, und das Reich wird die Sache nicht länger dilatorisch behandeln können."

Freydorf an den Legationsrat v. Bohlen und Halbach. (Auszug.)

Karlsruhe, den 8. Januar 1876.

„Unsre sogenannte Ministerkrisis bestand in kleinen Differenzen mit unserm gnädigsten Fürsten und Herrn über den Inhalt namentlich eines der dem Landtage vorzulegenden, nun vorgelegten Gesetze, einer Novelle zum Schulgesetz, in welcher S. K. H. den konfessionellen Standpunkt mehr, als uns gut und möglich schien, gewahrt wissen wollte. Zu einem förmlichen Entlassungsgesuch kam es nicht; S. K. H. gab schließlich den Vorstellungen, insbesondere Jollys, des Urhebers des Entwurfs, nach, und Sie finden in der vorgestrigen ‚Karlsruher Zeitung' ein entschiedenes Dementi der noch immer fortlaufenden Nachrichten und Besorgnisse über einen möglichen Wechsel (allerdings des ganzen Ministeriums), verbunden mit ‚Die Wissenschaft ist die Umkehr' (Stahl)."

Freydorf an den Staatssekretär Staatsminister v. Bülow in Berlin. (Auszug.)

Karlsruhe, den 22. April 1876.

„Sehr willkommen waren die freundlichen und beruhigenden Eröffnungen, welche der Reichskanzler Fürst Bismarck bei wiederholten Besprechungen dem Unterzeichneten und Ministern andrer Bundesstaaten bei kürzlicher Anwesenheit in Berlin über den Stand der Frage der Abtretung zunächst preußischer Eisenbahnen an das Reich machte; diese in einer Depesche Eurer Exzellenz an Herrn Grafen v. Flemming bestätigten und präzisierten Mitteilungen wurden auch hier mit großer Befriedigung entgegengenommen."

Ein Reichstagsabgeordneter aus Baden an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 2. Mai 1876.

„Sie erlauben mir, Ihnen noch vertraulich etwas über die Demission des

---

[1]) v. Freydorf hatte im Bundesrat das Referat über diese Frage, auch ein eingehendes Buch darüber geschrieben.

Präsidenten des Bundeskanzleramts Dr. Delbrück auszusprechen. Der Hauptgrund für die Entlassung soll darin liegen, daß Seine Majestät der Kaiser zweimal, zuletzt am Geburtstag, sich gegen Herrn Delbrück mißbilligend über die in Deutschland geltende Zollpolitik ausgesprochen habe."

Der badische Gesandte Freiherr v. Türckheim an Freydorf.
(Auszug.)

Berlin, den 28. Mai 1876.

„... Minister Delbrück ist seit gestern abend zurück. Am 1. Juni soll die Uebergabe der Geschäfte an seinen Nachfolger Hofmann u. s. w. erfolgen, an diesem Tage wird noch eine Sitzung des Bundesrats stattfinden und dann Delbrück so bald wie möglich die Amtswohnung verlassen und in eine gemietete Wohnung in der Alsenstraße ziehen.

Es wird anläßlich der gemachten Reise des Staatsministers Delbrück nach Paris rühmend hervorgehoben, wie liebenswürdig man in Paris in amtlichen Kreisen im Augenblick, offenbar einer Weisung von oben und politischen Erwägungen Rechnung tragend, zu sein sich bemühe.

Delbrück wollte als einfacher Reisender seiner Frau, die noch nie dagewesen, Paris zeigen, zu offiziellen Besuchen hatten sich beide kaum mit Toilette versehen.

Herzog Décazes und andre Minister machten ihnen unaufgefordert den ersten Besuch, und als sie diesen zurückgaben, erfolgte die Einladung zum Diner, welcher Fürst Hohenlohe[1]) und Herr v. Wesdehlen[2]) nicht Folge leisten konnten, weil sie schon eine andre Einladung angenommen hatten. Daraus machten einige Blätter eine absichtliche Betretung eines entgegengesetzten Weges von einer und der andern Seite.

Die gleiche auffallende Höflichkeit wurde auch dem kurz zuvor erschienenen Polizeipräsidenten von Madai erwiesen (also nicht etwa Delbrück, nur weil man glaubte, er sei politisch verstimmt). Auf weiter hinuntergehende gesellschaftliche Schichten soll sich aber das bessere Einvernehmen mit Deutschen nicht im entferntesten bemerkbar machen."

Freydorf an den Großherzog von Baden.

Karlsruhe, den 8. September 1876.

„Gestatten Euer Königliche Hoheit die Uebersendung meiner besten und aufrichtigsten Glückwünsche zu dem morgigen Tage, an welchem Höchstdieselben in das 50. Lebensjahr eintreten. Ein Rückblick auf Höchstihre bald 25jährige Regierungstätigkeit und auf die hohen Verdienste, welche sich Höchstdieselben in dieser Zeit um das Wohl unsers engeren und weiteren Vaterlandes erworben haben, verheißt, wenn es irgendeine gibt, die Gewähr und Bürgschaft, daß die

---

[1]) Der deutsche Botschafter.
[2]) Der deutsche Botschaftsrat.

Wünsche, welche morgen zum Himmel steigen werden, in Erfüllung gehen und dem allverehrten und geliebten Fürsten noch lange Jahre einer glücklichen und segensreichen Regierung vergönnt sein werden. Mögen Höchstdieselben in wohlverdienter Ruhe und Frieden die Früchte einer zum Teil in schweren Kämpfen errungenen guten Verfassung und Gesetzgebung des Landes genießen. Auch Schwierigkeiten lassen sich guten Mutes überwinden, wenn man auf dem festen Grunde eines reinen und glücklichen, gesegneten Familienlebens steht."

Fr. Kiefer an Freydorf. (Auszug.)

Mannheim, den 28. September 1876.

(Ausdruck des Bedauerns über Freydorfs Rücktritt vom Ministerium.)

„Seit einer langen Reihe von Jahren habe ich Sie hochgeschätzt als den mutig und energievoll angelegten, freundlich, human und redlich denkenden und handelnden Mann, als den die Erfahrungen des Lebens Sie vor meinen Augen bewährt hatten. Aufrichtig habe ich es daher begrüßt, als Sie aus dem Berufskreise des Beamten zur Wirksamkeit des Leiters eines Ministeriums berufen wurden. Ich war überzeugt, daß alle die trefflichen menschlichen Eigenschaften, welche ich aus dem engeren Lebensgange und seinen Begegnungen kennen und hochschätzen gelernt hatte, auch in den bedeutungsvollen Aufgaben eines vielfach schweren und ernsten Berufswirkens sich in ehrenvollster Weise bewähren würden. In nichts hat sich meine Voraussicht, welche bestärkt war durch meine herzliche Zuneigung zu Ihnen, getäuscht. Sie haben — vom ersten Tage Ihrer Amtsführung bis zum letzten — den schönen Seiten Ihres Charakters, in einer der inhaltreichsten Epochen der neueren Zeit, einen hochachtungswerten Ausdruck verliehen.

Ich darf wohl um so eher mit dieser Versicherung an Sie herantreten, als Sie jederzeit auch an mir erfahren haben, daß ich die ehrenhafte Treue und Erfüllung politischer Pflichten nicht nur zu schätzen, sondern auch selbst zu bewähren wußte und in meiner Handlungsweise als Mitglied der Volksvertretung persönlich jederzeit bereit gewesen bin, der rückhaltlosen Vertretung der öffentlichen Interessen stets jeden eignen Vorteil unterzuordnen.

So hoffe ich denn, daß es für Sie nicht ohne Wert sein wird, wenn ich der Ueberzeugung folge, daß ich nur die Gesinnung aller unsrer Parteigenossen der Zweiten Kammer ausdrücke, indem ich versichere, daß wir alle — eingedenk Ihres freundlich-humanen Waltens im Amte, Ihrer stets bewährten nationalen Gesinnung und Ihrer stets vorhandenen Bereitwilligkeit zum einträchtigen Zusammengehen mit einer freisinnigen Volksvertretung — nur mit größtem Bedauern Sie aus der bisherigen Amtsstellung scheiden sehen.

Jollys treffliche und bis dahin keineswegs ersetzte Kraft aus uns unerkennbaren Ursachen dem Lande verloren zu sehen, ist ein ernstes und hochbedauerliches Ereignis. Ich habe nicht unterlassen, auch dieser Auffassung der neuesten Karlsruher Ereignisse in einigen Zeilen an den scheidenden Staatsminister gesinnungstreuen Ausdruck zu verleihen."

Freydorf an den Geheimen Rat Dr. Gebhard in Berlin. (Auszug.)

Karlsruhe, den 1. Oktober 1876.

„Ich scheide leichten Mutes aus dem Amte, schwerer wird mir die Trennung von den Kollegen und aus einer liebgewonnenen Tätigkeit in der Reichsjustizgesetzgebung. Mein Gesuch um Zuruhesetzung wurde mit allen Gnaden, mit Dankschreiben, Orden, höherem Ruhegehalt bewilligt, und ich kann ruhig zu wissenschaftlicher Tätigkeit zurückkehren. Mein Gesuch um Zuruhesetzung beruhte nicht auf politischen Gründen — eine Schwenkung ist weder ausgesprochen noch wahrscheinlich —, ebensowenig auf voller Solidarität mit Jolly, welcher, vom Großherzog aufgefordert, seine Entlassung eingab. Man sprach mir ernstlich zu, mein Portefeuille, so wie es war, zu behalten — ich konnte es a prima vista nicht verwinden, mich einem jüngeren Kollegen[1]) unterordnend, mit beiden Füßen in ein Kabinett einzuspringen, das doch den Schein von etwas Neuem hat, und anderseits war rasche Entschließung geboten. Im übrigen schätze ich Turban als einen liebenswürdigen, mir ganz sympathischen, verständig und frei denkenden Mann."

Der badische Gesandte Freiherr v. Türckheim an Freydorf. (Auszug.)

Berlin, den 4. Oktober 1876.

„Daß auch andre die Empfindung des Bedauerns über das wenigstens zeitweilige Brachlegen Deiner Arbeitskraft teilen, das hatte ich in einem Berichte an das Großherzogliche Staatsministerium (vom 27. v. M.) auszusprechen. — Herr v. Bülow[2]) erwiderte mir auf meine Eröffnung über den stattgehabten Wechsel, er werde natürlich den Männern der Wahl des Großherzogs mit vollstem Vertrauen entgegenkommen; das einzige, worüber er mir sein Bedauern auszusprechen habe, sei, daß bis jetzt ihm nicht näher bekannte Umstände Männer von der bewährten Arbeitskraft und den nationalen Gesinnungen u. s. w. wie Jolly und Dich, die an der Entwicklung seit 1867 so rühmlichen Anteil genommen haben, bestimmt hätten, ihrer bisherigen Stellung zu entsagen.

Ich hoffe, Dein Austritt aus der Wirksamkeit im öffentlichen Leben wird nicht dauernd sein, ebensowenig wie der Jollys, mit dem ich nie näher befreundet war, aber den ich als Charakter und Mann von seltener Klarheit der Auffassung und Arbeitskraft verehre und überaus hochstelle.

Für mich beginnt jetzt wieder die harte Zeit eines Winterfeldzuges mit ihren Anforderungen an die Kraft eines alternden Ballvaters."

Prof. Dr. Gneist an Freydorf. (Auszug).

Berlin, den 1. August 1878.

„In der klerikalen Frage sind manche wackere Männer unsicher geworden; auch bei Ihnen scheint man in der Frage der konfessionellen Schulen nicht ganz klar

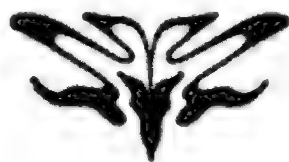
[1]) Turban, bis dahin mit der Leitung des Handelsdepartements betraut.

[2]) Der Staatssekretär des Auswärtigen.

zu sein. Ich möchte einmal ausführlich darüber schreiben, habe aber noch nicht dazu kommen können. Unser Kaiser ebenso wie der Kronprinz sind im wesentlichen vollständig über die Tragweiten der Hauptfragen informiert und beide vollkommen fest. Bis jetzt hält auch der Reichskanzler die Zügel noch fest. Ganz sicher bin ich freilich nicht, ob die tiefe Verstimmung über den Ausgang der Wahlen nicht ernste Versuche zu Kompromissen herbeiführen könnte. Indessen ist er doch zu klug, um nicht die Hauptfragen richtig zu würdigen, und soviel ich bisher gesehen habe, ist er gerade in diesem Punkte für sachverständigen Rat zugänglich. Gerade die preußischen Verhältnisse sind aber so scharf gespannt, daß bei uns ein fauler Friede nicht leicht zu schließen ist, und ebenso halte ich eine Ueberstürzung kaum für möglich, da wir zu viele Gesetze zu ändern haben. Ich bin daher auch bei dieser Frage ohne Besorgnis für die nächste Zukunft.

Meine Wiederwahl in den Reichstag ist ziemlich sicher; bis jetzt scheint es, daß ich ohne Stichwahl durchkomme, obgleich ich Konservative und Ultramontane im schönsten Bunde mir gegenüber habe. Erfreulich werden die nächsten Landtags- und Reichstagssessionen nicht sein."

Die allgemein gehegte Erwartung, daß die eminente Kraft Freydorfs dem badischen Staatsdienste bald wiedergewonnen werden würde, hat sich nicht erfüllt. Er starb, noch nicht 64 Jahre alt, am 16. November 1882 an einem Herzschlag. Von den höchsten Autoritäten im Reiche sind Freydorfs Verdienste voll und stets anerkannt worden. Kaiser Wilhelm schenkte ihm, wie er nach Freydorfs Ableben seiner Witwe durch den preußischen Gesandten in Karlsruhe mit dem Ausdrucke seiner Teilnahme sagen ließ, „seine ganze Achtung und sein Vertrauen". Auch der Reichskanzler Fürst Bismark gedachte bei diesem Anlaß „mit Dankbarkeit der tätigen Mitwirkung des Herrn von Freydorf bei der Grundlegung unsrer Reichszustände". Nicht minder hat der Großherzog von Baden seine Teilnahme an dem gerechten Schmerz der Hinterbliebenen eines seiner treuesten Diener zu erkennen gegeben.



Anfang des Lebens in der Natur.

Von

Dr. D. A. Goldhammer, o. Prof. a. d. Universität Kasan.

„Organisches Leben hat entweder zu irgendeiner Zeit angefangen zu bestehen, oder es besteht von Ewigkeit."
Helmholtz.

I.

Diese von mir zum Motto gewählte Alternative von Helmholtz wurde bekanntlich bei der Gelegenheit einer Polemik mit Zöllner vor etwa 30 Jahren ausgesprochen.

Es war gerade zu dieser Zeit ganz fest aufgestellt, daß „alle Bemühungen der Menschen, Organismen aus lebloser Substanz sich erzeugen zu lassen", als gescheitert angesehen werden sollen, und es war daher nach der Meinung Helmholtz' „ein vollkommen richtiges wissenschaftliches Verfahren", wenn man fragte, „ob überhaupt das Leben je entstanden, ob nicht seine Keime, von einem Weltkörper zum andern herübergetragen, sich überall entwickelt hätten, wo sie günstigen Boden gefunden". Dementsprechend hat der berühmte Naturforscher diese Ansicht schon im Frühling 1871 in einem Vortrage erwähnt; im Herbst desselben Jahres äußerte sich im ähnlichen Sinne auch ein andrer großer Mann unsrer Wissenschaft — Sir W. Thomson.

Vor etwa einem Jahrhundert war es für die Menschheit schwer, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß das Himmlische und das Irdische prinzipiell nicht verschieden seien. So wollte der berühmte Lavoisier nicht anerkennen, daß die Meteoriten wirklich vom Himmel herabfallen: solche direkte Verhältnisse mit dem Himmel schienen dem Begründer der modernen Chemie ganz unwahrscheinlich. Etwas später ließ bekanntlich der nicht minder berühmte Bessel einen Pendel aus dem Meteorstein schwingen.

Alle diese, für uns jetzt lächerlich erscheinenden Irrtümer der Männer und sogar berühmter Männer hatten ihren Grund darin, daß den Leuten die Kühnheit fehlte, im Gedanken die Erde zu verlassen und auf sie vom Himmel aus einen Blick zu werfen, wie es einst Kopernikus in bezug auf die Rolle unsrer Erde im Sonnensystem getan hatte. Es ergab sich dabei, daß sogar unsre Sonne selbst nichts mehr ist als ein ganz gewöhnlicher Stern in dem unzähligen Schwarme der andern ebensolcher Sterne, und unsre Erde — nur einer der unbedeutenden Planeten, die auf der Himmelsfeste wandern. Jetzt ist es nicht mehr so, wie in der Zeit von Lavoisier und Bessel; jetzt sind wir sicher, daß es keine Naturgesetze gibt, die *nur* auf unsrer Erde wirken: es gibt nur Gesetze des Weltalls.

Ein Stein fällt auf den Boden — eine ganz gewöhnliche, ganz „einfache"

Erscheinung; aber dasselbe Gesetz, das diesen Fall reguliert, reguliert auch die Bewegung der sogenannten Fixsterne, wovon das Licht als „schnellster aller Boten“ zu uns nur in mehreren Jahrtausenden ankommt.

Licht und Wärme sind im ganzen Universum dieselben, wie bei uns auf der Erde; auf den zu uns zufällig gelangten Himmelswanderern — Meteoren — finden wir dasselbe Eisen wie auf unsern Bergen, in unsern Gruben. All dies berechtigte wohl die Annahme von Helmholtz und W. Thomson.

Die Frage über größere oder kleinere Wahrscheinlichkeit einer solchen Hypothese lassen diese beiden Forscher beiseite: sie behaupten nur, daß die Hypothese nicht unwissenschaftlich sei, daß eine solche Uebertragung der Lebenskeime von Welt zu Welt physikalisch nicht unmöglich sei.

Die Einwände von Zöllner gegen diese Annahme hat Helmholtz widerlegt. Schon in den allerhöchsten und dünnsten Schichten der Erdatmosphäre müssen die Keime von der Oberfläche eines Meteorsteines durch den gewaltigen Luftzug herabgeblasen sein, so daß für sie die später folgende starke Erwärmung der äußersten Meteorschichten ohne Einfluß bleibt. Diejenigen Keime, die möglicherweise in den Spalten des Meteoriten steckten, wären auch in der Atmosphäre nicht verbrannt, da die Erwärmung der Meteoriten nur an ihrer Oberfläche vor sich geht, so daß sie im Innern „kalt oder sogar sehr kalt“ bleiben.

Da nun die Meteorsteine zuweilen Kohlenwasserstoffverbindungen enthalten, und da Kohlenstoff das charakteristische Element für alle organischen Verbindungen ist, die einen lebenden Körper bilden, so lag die Vermutung nahe, ob nicht diese Bruchstücke der Himmelskörper, diese geheimnisvollen Wanderer durch den Weltraum auch Keime des Lebens durch das Weltall ausstreuen, und zwar des dem unsrigen verwandten Lebens.

Diese Frage bietet aber jetzt auch ein andres Interesse dar. Das Ende des 19. Jahrhunderts zeichnete sich durch die Neugierde aus, die die Menschen in betreff der andern Planeten offenbart haben.

Man beschäftigte sich mit dem Leben auf dem Mars u. dergl., und es wurde eine große Reihe phantastischer, sehr interessanter Beschreibungen eines solchen Lebens in verschiedenen Literaturen publiziert. Und in der Tat, warum kann das Leben z. B. auf dem Mars nicht existieren? Wären aber mindestens einige Planeten unsers Sonnensystems bewohnt, so könnte das auch für Planeten andrer Fixsternsysteme wohl möglich sein; dann existierte das organische Leben in der Welt von Ewigkeit.

Und eine solche Ewigkeit des Lebens in dem Weltall scheint nicht unmöglich, nicht unwissenschaftlich. Eine andre Frage, ob diese Ewigkeit überhaupt wahrscheinlich ist und ob nicht gerade der andre Teil der Alternative weit möglicher, weit wahrscheinlicher sein würde, wollen wir in folgenden Zeilen untersuchen.

II.

Jeder Planet — um die Ideen zu fixieren, wollen wir nur von unserm Sonnensystem reden — war einst in geschmolzenem, flüssigem Zustande und besaß

eine sehr hohe Temperatur. Der flüssige Kern war dabei von einer Gas- oder Dampfatmosphäre umgeben, die ebenso stark erhitzt wurde.

Unter solchen Bedingungen war die Möglichkeit des Lebens auf dem Planeten vollkommen ausgeschlossen, aufs mindeste des Lebens in unserm gegenwärtigen Sinne, da das Plasma aus dem Eiweis schon bei etwa 100° C getötet wird.

Somit sind wir zu der Annahme geführt, daß die Keime des Lebens zu uns von andern Sternsystemen gelangt seien. Nun glaubte man wirklich zur Zeit Laplaces, daß z. B. die Kometen Teile andrer Weltsysteme seien, die zufällig in die Attraktionssphäre unsrer Sonne gefallen seien. Daher hielt man auch die Kometenorbiten für parabolisch. Jetzt aber hat solche Meinung wenig Anhänger: die Kometenorbiten sind Ellipsen, nur mit einer Exzentrizität, die sehr wenig von Eins abweicht, mit andern Worten: die Kometen bilden Teile unsers Sonnensystems. Ist es aber für Kometen der Fall, so gilt dies natürlich auch für die Meteoriten. Wir schließen daraus, daß bisher kein Grund vorliegt, anzunehmen, daß verschiedene Weltsysteme untereinander durch irgendwelche Himmelskörper in Verbindung stehen.

Ferner, gesetzt, es sei einmal eine solche Verbindung geschehen, mittels der das Leben von irgendeiner Stelle des Weltraumes auf die Erde übertragen wurde: warum beobachten wir analoge Erscheinungen nicht mehr? Wir wissen, daß in den Meteoriten Kohlenwasserstoffe vorhanden sind, kein Mensch aber hat bisher darin wirkliche Lebenskeime irgendeiner Art gefunden.

War endlich unser Sonnensystem aus einem Nebelflecken, aus einer zerstreuten Materienmasse durch Kontraktion und Anziehung gebildet, so muß es auch für andre Systeme gelten; auch dort mußte einst sehr hohe Temperatur geherrscht haben. Wie wird es dann mit der Ewigkeit des Lebens?

Aber auch vom andern Standpunkt scheint die Ewigkeit des Lebens im Universum höchst unwahrscheinlich.

Was ist in der Natur ewig? Soweit unsre jetzigen Kenntnisse reichen, ist Zeit, Raum, Masse, Energie ewig. Weder Zeit und Raum, noch Masse und Energie können wir zerstören oder schaffen. Ganz anders steht es mit dem Leben.

Freilich sind wir nicht imstande, ein Lebewesen, einen Lebenskeim aus leblosem Material zu erzeugen, also das Leben zu *schaffen*, doch das Leben *zerstören* können wir mit einem ganz minimalen Aufwande der Energie.

Alle mechanischen Gesetze haben nur für endliche Systeme ihre Geltung; für ein unendliches System verliert selbst das Gesetz von der Erhaltung der Energie seinen Sinn. Haben wir irgendeinen Grund, zu behaupten, unsre Welt sei in Materie und Energie unendlich? Gewiß nicht!

Nun sind alle Vorgänge in der Natur nicht nur durch das Gesetz von der Erhaltung der Energie, sondern auch durch das dem großen Publikum weniger bekannte sogenannte Gesetz von der *Zerstreuung*, richtiger von der *Entartung* der Energie, reguliert. (*Sir W. Thomson.*)

Wir haben nämlich in dem Weltall Energie in sehr verschiedenen Formen: wir können von der Energie der mechanischen Bewegung, der chemischen Prozesse,

von den elektrischen, magnetischen u. dergl. Energieformen sprechen. Nach dem Gesetze von der Energieerhaltung sind alle ihre Umwandlungen äquivalent; „von der Energie geht dabei nichts verloren". Die Richtungen aber, in denen diese Energieumwandlungen, die wir Naturprozesse nennen, vor sich gehen, sind nicht gleichwertig. Diese Richtungen sind immer derart, daß der Wärmeinhalt in dem Weltall fortdauernd zunimmt, indem alle möglichen Energieformen in Wärme umgewandelt werden. Die Energie wird also entartet.

„Wenn also das Weltall ungestört dem Ablaufe seiner physikalischen Prozesse überlassen wird, wird endlich aller Energievorrat in Wärme übergehen und alle Wärme in das Gleichgewicht der Temperatur kommen. Dann ist jede Möglichkeit einer weiteren Veränderung erschöpft, dann muß vollständiger Stillstand aller Naturprozesse von jeder möglichen Art eintreten. Auch das Leben der Pflanzen, Menschen und Tiere kann natürlich nicht weiter bestehen ... Kurz, das Weltall wird von da an zu ewiger Ruhe verurteilt sein." (Helmholtz.)

Somit ist das Leben in dem Universum etwas Vergängliches. Ist es nun wahrscheinlich, daß so etwas Vergängliches von Anfang ewig wäre?

Aus diesen Zusammenstellungen geht zunächst hervor, daß die Annahme eines ewigen Lebens (im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes) in der Welt sehr wenig wahrscheinlich zu sein scheint. Wir müssen aber auch andre Umstände dabei in Betracht ziehen, wenn wir von der Uebertragung der Lebenskeime von Planet zu Planet, von Welt zu Welt denken oder reden wollen.

III.

Die Gase und Dämpfe, die in der Form einer glühenden Atmosphäre jeden Himmelskörper umgaben oder noch jetzt umgeben, können nach der Erkaltung des Körpers nur dann dauernd auf ihm verbleiben — in der Form einer Atmosphäre oder in der Gestalt von verschiedenen chemischen Verbindungen —, wenn gewissen Beziehungen zwischen den Geschwindigkeiten der molekularen Bewegung der Gase, den Dimensionen des Himmelskörpers und der Größe der Schwere auf ihm Genüge geleistet wird.

In der Tat, wird ein Stein auf der Erdoberfläche nach oben geworfen, so kann er nur dann zu uns wiederkehren, wenn seine anfängliche Wurfgeschwindigkeit nicht mehr als etwa 11 Kilometer in der Sekunde beträgt; sonst wird der Stein auf den Mond fallen. Daraus folgt, daß auf unsrer Erde kein Gas dauernd existieren kann, dessen mittlere molekulare Geschwindigkeit größer als etwa 11 Kilometer ausfällt.

Wir wissen ferner, daß bei 0° C diese molekulare Geschwindigkeit für Wasserstoff 1840 Meter in der Sekunde ist, und daß sie mit der Temperatur zunimmt; bei 1000° C beträgt diese Geschwindigkeit etwa 4 Kilometer, bei 10 000° C 11,3 Kilometer u. s. w.

Da aber der Wasserstoff auf der Erde in der Form des Wassers und andrer chemischer Verbindungen geblieben ist, so müssen wir daraus schließen: Niemals war die Temperatur der glühenden Erdatmosphäre so hoch, daß die molekulare

Geschwindigkeit des Wasserstoffs mehr als 11 Kilometer betrug. Das bedeutet, daß diese Temperatur niemals größer als etwa 9400° C war.

Man kann anderseits mit einer sehr großen Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die maximale Temperatur der Erde niemals niedriger als etwa 4600° C war, da nur bei dieser Temperatur alle chemischen Elemente gasförmig werden und da wir die Temperatur von 3500° C schon in dem Kohlenbogenlichte haben.

Es lag daher die maximale Temperatur des geschmolzenen, flüssigen Erdballs zwischen 4600 und 9400° C.

Wäre aber diese maximale Temperatur nur 4500° C, so könnten auf der Erde chemische Elemente bleiben, deren Dichtigkeit im Gaszustande nur halb so groß wäre als die des Wasserstoffs. Daraus folgt, daß es kaum möglich ist, auf der Erde ein Element mit so kleiner Dichtigkeit zu finden.

Ganz analoge Betrachtungen lassen sich auch auf andre Himmelskörper anwenden. Da aber die Planetendichtigkeiten untereinander sehr verschieden sind — (so z. B. beträgt beim Mars die Dichte nur drei Viertel der irdischen) —, desgleichen auch die Dimensionen, die Größe der Schwere u. dergl., so schließen wir: obwohl man in allen unsrer Untersuchung zugänglichen Teilen des Weltalls im ganzen nahezu denselben chemischen Elementen begegnet, die auch bei uns auf der Erde vorkommen, sind doch die Kombinationen dieser an verschiedenen Stellen des Universums sehr verschieden. Damit steht im Einklang z. B. der Umstand, daß die Hauptbestandteile der Meteoriten — Eisen, Sauerstoff, Silizium, Aluminium und andre Elemente (in ganz unbedeutenden Mengen) — zusammengenommen nur etwa 20 von mehr als 70 Elementen, die auf der Erde bekannt sind, bilden.

Auf der Sonne fehlt auch eine ganze Reihe von irdischen Elementen, z. B. die bei uns so verbreiteten wie Silizium, Stickstoff, Phosphor, Schwefel u. a.; auf andern Fixsternen aber wieder andre Elementenkombinationen, wie es z. B. aus dem Spektrum von Aldebaran zu ersehen ist. So zeigen auch die Spektra mehrerer Nebelflecken nur das Vorhandensein von Wasserstoff, Stickstoff und eines uns noch unbekannten Elementes.

Für organisches Leben unsrer irdischen Art ist flüssiges Wasser unentbehrlich; aber das Vorkommen des Wassers im flüssigen Zustande auf einem Himmelskörper ist an gewisse Temperatur- und Druckgrenzen gebunden. So könnte Wasser auf dem Monde oder auf dem Mars nur etwa als Eis vorkommen, doch unter der Bedingung, daß bei der größten vom Mond resp. Mars erreichten Temperatur Sauerstoff und Wasserstoff — die Bestandteile des Wassers — nicht zerstreut werden.

Nun entspricht der „kritischen Geschwindigkeit" von 11 Kilometern auf der Erde die von 2,4 Kilometern auf dem Monde, von 5 Kilometern auf dem Mars. Wäre die maximale Mondtemperatur niemals größer als 4200° C, so könnten auf dem Monde nicht solche Elemente bleiben, wie z. B. Wasserstoff, Helium, Lithium, Berillium; wäre die maximale Temperatur niemals höher als 9400° C, so müßten auf dem Monde auch Bor, Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff ver-

schwunden sein. In beiden Fällen ist die Existenz des Wassers auf dem Monde überhaupt ausgeschlossen; im zweiten Falle aber auch die Existenz von Kohlensäure.

Das Vorkommen von Wasserstoff auf dem Monde wäre nur dann möglich, wenn seine Temperatur niemals mehr als 190° C betrüge; auf dem Mars dürfte die Temperatur niemals höher als 1700° C sein.

Beide Annahmen sind offenbar vollkommen unmöglich. Wie grob solche Rechnungen sein mögen, so zeigen sie doch die Unmöglichkeit des Vorkommens des Wassers auf beiden Planeten.

Darin liegt der Grund, daß man auf dem Monde keine Atmosphäre findet, indem auf den großen Planeten die Atmosphären sehr dick und dicht sind. Was eigentlich den Mars anbetrifft, so besitzt dieser nicht nur eine Atmosphäre, sondern auch Wolken. Die periodischen Aenderungen der Form und der Größe von weißen Flecken auf den Marspolen zeigen scheinbar das Vorkommen auch der Niederschläge in Schneeform an. Ebenso sind Wolken auch in der Atmosphäre der Venus vorhanden.

Die chemischen Bestandteile dieser Wolken, Atmosphären und Niederschläge wissen wir nicht; es wird aber wohl niemand behaupten, daß diese Atmosphären etwa wie unsre irdische aus Stickstoff und Sauerstoff, daß Wolken und Schnee aus Wasser beständen.

Dem entgegengesetzt kann man behaupten, daß diese Atmosphären in chemischer Hinsicht von unsern irdischen stark abweichen, daß der atmosphärische Druck auf die Planeten ein ganz andrer ist, nicht unsrer von 760 Millimeter Quecksilber, daß also auch die chemischen Reaktionen auf und in dem „Boden“ dieser Himmelskörper ganz andre sind, wie bei uns auf der Erde.

Die Hauptbestandteile unsers irdischen Plasmas sind bekanntlich Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Schwefel; wie kann nun ein organisches Leben von irdischer Art auf einem Himmelskörper bestehen, wo das Vorkommen des einen oder andern von diesen chemischen Elementen so gut wie ausgeschlossen ist? Wie können unsre Eiweißarten auf einem Planeten bestehen, wo die mittlere Temperatur z. B. etwa 100° C beträgt?

Wir können somit als bewiesen betrachten, daß es vollkommen wenig wahrscheinlich wäre, auf irgendeinem der Himmelskörper etwas Lebendiges nach irdischer Art, aus unserm irdischen Plasma, unsern irdischen Eiweißstoffen zu finden. Dann ist aber auch die Uebertragung des Lebens von Welt zu Welt unwahrscheinlich.

Wir müssen daher den Anfang des Lebens auf der Erde als eine abgesonderte und ganz selbständige Erscheinung ansehen.

IV.

Die Geschichte unsrer Erde lehrt uns, daß „Art nach Art ins Leben getreten ist“. Wir finden keinen Anfang der Welt, der Materie, aber „es muß einen Anfang des Lebens gegeben haben, denn die Geologie führt uns in

Epochen der Erdbildung, wo das Leben unmöglich war, wo sich keine Spur, kein Rest von ihm vorfindet. Hat es aber einen Anfang des Lebens gegeben, so muß es auch der Wissenschaft möglich sein, die Bedingungen dieses Anfangs zu ergründen .... Vorläufig ist hier eine große Lücke in unserm Wissen. Dürfen wir sie durch Vermutungen ausfüllen? Gewiß, denn nur durch Vermutungen werden die Wege der Forschung in unbekannte Gebiete vorgezeichnet". So sprach R. Virchow vor etwa einem Halbjahrhundert; doch bleibt die von ihm erwähnte Lücke in unserm Wissen auch bisher bestehen. Und die natürliche, erste wissenschaftliche Annahme, die wir hier zugrunde legen können, ist die Annahme über eine Evolution des Lebendigen aus dem Leblosen, des belebten Eiweiß aus seinen elementaren Bestandteilen. Was ist Leben? Diese Frage gehört zu denen, die zurzeit noch offen bleiben. Was ist Elektrizität, was ist Trägheit? Das sind Geheimnisse, nicht minder große als das Geheimnis des Lebens.

Wir streben, die elektrischen Wechselwirkungen der Körper als Aeußerung gewisser verborgener Bewegungen von gewissen verborgenen Massen (Lichtäther) zu erklären; wir suchen alle Naturerscheinungen in der Welt „in der Mechanik aufzulösen", weil alle Verschiedenheit in der Welt eine Verschiedenheit in der Bewegung und weil die Bewegung der Materie ein für uns so „klarer" Vorgang ist, daß dieser nicht weiterer „Erklärung" bedarf.

Von diesem Standpunkte aus müssen wir auch das Leben als einen eigentümlichen physikalisch-chemischen Vorgang betrachten. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, es wirkten in den Lebensprozessen irgendwelche Kräfte derart, daß diese in den Erscheinungen der „leblosen" Natur nicht vorkommen. „Nun zeige man noch den Unterschied zwischen der chemischen und organischen Arbeit!" fragte einst R. Virchow; „der pflanzliche und tierische Körper baut sich aus chemischen Stoffen auf, die sich untereinander verbinden, wie sonst auch."

Nun stelle man sich vor, es befinde sich ein Tropfen Wasser unter irgendeiner Flüssigkeit, die wir vorläufig „Oel" nennen wollen, und es sei alles von einer unbegrenzten Atmosphäre von Knallgas umgeben. Knallgas nennt man eine Mischung von Sauerstoff und Wasserstoff, die unter der Wirkung eines elektrischen Funkens explodiert und dabei flüssiges Wasser bildet; dasselbe Resultat kann man aber auch ohne Explosion erhalten, wenn man in die Mischung ein wenig Platinschwamm oder sogenanntes kolloidales Platin bringt. Dann geht die Bildung von Wasser nur langsam vor sich.

Wir bringen noch in den Wassertropfen eine Spur von obengenannten Platinarten. Das Oel wird das Knallgas in kleinen Mengen langsam absorbieren, gerade so wie gewöhnliches Wasser eine andre Mischung von Gasen, die wir Luft nennen, absorbiert. Diese absorbierten Gase werden nun durch das Oel auch zum Wassertropfen diffundieren, auch in den Tropfen selbst gelangen. Hier tritt ins Spiel ein geheimnisvoller chemischer Vorgang, den man Kontaktwirkung oder Katalyse nennt. In Gegenwart von

Platin verbinden sich die Gase langsam zu Wasser; der Tropfen wächst, wird größer und größer und teilt sich endlich in zwei.

Hat man hier nicht einen Prozeß vor sich, der dem Aufbau eines lebenden Körpers (wie z. B. niederer Organismen — Protozoen) vollkommen ähnlich sieht?

Die Biologen können mit Hilfe von mikroskopischen flüssigen Tropfen fast alle Lebensäußerungen von diesen Protozoa (sogenannte Amöben) nachahmen. Solche Tröpfchen werden sich bewegen, die „Speise" aufnehmen, gewisse aufgenommene Körper auswerfen (Defekation), sich eine Schale bauen u. s. w. (L. Rhumbler u. a.), mit einem Worte, man kann sich eine „künstliche Amöbe" konstruieren, die aber freilich nur ein Automat nach der Art von berühmten Werken von Vocanson und Droz sein wird.

Ein „lebendes Wesen" üblicher Art auf dem physikalisch-chemischen Wege aus leblosen Stoffen zu schaffen, sind wir aber jetzt sicher nicht imstande, wie „einfach" auch dieses Wesen sein mag. Doch liegt die Ursache des Mißlingens nicht etwa in den besonderen geheimen vitalen Kräften des alten und des neuen Vitalismus, sondern einfach darin, daß wir die Bedingungen nicht kennen, unter denen jemals das lebende Protoplasma aus einfachen chemischen Stoffen entstanden ist.

Es mögen einige Beispiele diese Idee erläutern.

Das allgemein bekannte Glyzerin kennen wir als Flüssigkeit seit dem Jahre 1783; aber bis 1867 konnte man diese Flüssigkeit nicht zum Erstarren bringen. In diesem Jahre erstarrte in England zufällig beim Transport per Eisenbahn eine Menge von Glyzerin. Dann konnte man seine Schmelztemperatur bestimmen, was etwa + 15° C ergab. Doch kristallisiert sich das Glyzerin weder bei — 55° C, noch dann, wenn man dieses unter 225 Atmosphärendruck bei — 20° C komprimiert und dann plötzlich den Druck wegnimmt (N. P. Sluginow, 1890). Sehr leicht läßt sich aber bei 15° C das Glyzerin dadurch kristallisieren, daß man in die Flüssigkeit ein Kristallstück desselben Stoffes bringt.

Wir sehen daraus, daß man bei Temperaturen zwischen + 15° C und — 55° C und unter Drucken von hunderten Atmosphären das feste Glyzerin nur aus dem festen erhalten kann, gerade so wie das Plasma aus dem Plasma das Eiweiß aus dem Eiweiß, das Belebte aus dem Belebten.

Das Schießpulver ist bekanntlich eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle, die beim Brennen Gase und Rauch erzeugt. Diese letzten lassen sich aber bei keiner Temperatur wieder in Schießpulver verwandeln. Das kann man nur auf einem Umwege tun.

Der Körper A verbindet sich bei keiner Temperatur mit dem Körper B; hat man aber die Körper C und D, die Verbindungen von der Form AC und BD gestatten, und ist die „Verwandtschaft" (wieder ein geheimnisvolles Wort!) von C und D genügend groß, so kann man nicht nur die Verbindung CD, sondern auch AB bekommen, indem man auf AC mit BD reagiert. Im Moment des Zerfallens von AC und BD befinden sich die sie bildenden Stoffe in einem

besonderen, tätigen Zustande, den man in der Chemie mit einem geheimnisvollen Namen „Status nascendi" bezeichnet. Und dieser „Status nascendi" ist nicht minder wunderlich als die Kontaktwirkungen, die Katalyse.

Man glaubte sehr lange, es sei für die Menschen unmöglich, organische Stoffe künstlich zu erzeugen, die lebende Organismen schaffen. Doch ist es Wöhler (1828) gelungen, künstlich den Harnstoff zu erzeugen; etwa 60 Jahre später hat E. Fischer die Synthese des Trauben- und Fruchtzuckers vollbracht und es ist sicher die Zeit nahe, da man auch den gewöhnlichen Rohr- und Rübenzucker künstlich zubereiten wird.

Wir finden ferner in unsern Gruben und Bergen mehrere Mineralien, die wir nicht künstlich herzustellen wissen: man erinnere sich nur z. B. an den Magneteisenstein und an den Diamanten, von denen der letztere ganz neuerdings freilich von Moissan in winzigen Teilchen künstlich erzeugt wurde.

Das lebende Plasma ist also unsrer Ansicht nach eine chemische Verbindung, die unter uns bisher unbekannten Bedingungen der Temperatur, des Druckes u. dergl. aus den chemischen Elementen einst entstanden ist und jetzt unter bestimmten äußeren Bedingungen einen bestimmten Zyklus von chemischen Verwandlungen vollzieht, ganz ebenso wie jede chemische Substanz eine ganz bestimmte Reihe von Verwandlungen vollzieht, wenn man auf diese gewisse andre Stoffe einwirken läßt.

Das Geheimnis dieser Bedingungen und Verwandlungen ist ein Geheimnis der Chemie und der Physik, nicht das des Lebens. Und wenn wir die Bedingungen des Entstehens des lebendigen Eiweißes der Zellen aus seinen Bestandteilen kennen lernen werden, dann wird auch „das Problem des Lebens" gelöst.

V.

Lebensfähig auf der Erde sind nur Eiweißstoffe, nur Zellen mit ihrem Plasma. Nun fragt es sich, warum ist ein chemischer Prozeß gewisser Natur — der Lebensprozeß — nur an eine einzige Reihe sehr ähnlicher Stoffe gebunden? Die Antwort ist kaum schwer zu finden: Die äußeren Bedingungen, die im Momente des ersten Entstehens des Lebens geherrscht hatten, wie auch diejenigen der späteren Zeit waren derart, daß aus dem auf der Erde damals vorhandenen leblosen „rohen" Material nur die Eiweißstoffe nicht nur entstehen, sondern auch dauernd bestehen konnten. Jetzt sind wir aber imstande, die Temperatur zwischen etwa — 260° C und + 3500° C (und höher) zu variieren; wir haben dabei leicht zur Verfügung Drucke beliebiger Größe bis zu mehreren Tausenden Atmosphären; es ist uns ferner möglich, künstliche Gasatmosphären von fast beliebiger Zusammensetzung herzustellen und mit mehreren Tausenden von chemischen Verbindungen in allen drei Zuständen der Materie zu operieren.

Bei diesem Reichtum der Mittel ist es vollkommen unwahrscheinlich, daß wir nicht imstande wären, die passenden Bedingungen zum Entstehen von Organismen herzustellen. Aber diese Organismen würden natürlich auch von ganz andrer chemischer Zusammensetzung als unser Plasma sein können. Diese

Organismen würden aus andern chemischen Elementen bestehen, in den Atmosphären leben, die chemisch von unsrer verschieden sind, bei andern, nicht unsern gewöhnlichen Bedingungen von Temperatur, Druck u. dergl.

Diese Organismen würden aber wohl alle Funktionen der uns bekannten einfachsten Eiweißorganismen erfüllen: d. h. sie würden sich mit gewissen Substanzen nähren, wachsen, sich vermehren, sterben u. s. w.

Und wäre es vielleicht nicht zu vermessen, zu denken, daß die oben erwähnten Versuche mit einer „künstlichen Amöbe“ gerade einen Schritt zur Erzeugung solcher ganz besonderer Organismen darstellen?

Wie wir gesehen haben, sind die physikalisch-chemischen Bedingungen auf den Himmelskörpern im allgemeinen von denen der Erde ganz verschieden. Daher ist auch das Leben auf diesen Weltkörpern nur als Leben von ganz besonderer Art möglich.

Was ist also das Resultat unsrer ganzen Untersuchung?

Das ewige Leben ist so gut wie unmöglich; wenn das Leben auf verschiedenen Himmelskörpern vorhanden ist, so sind die Organismen daselbst chemisch wie physikalisch von den irdischen vollkommen verschieden; daher und aus andern Gründen ist eine Uebertragung der Lebenskeime von Planet zu Planet, von Welt zu Welt ganz unwahrscheinlich.

Ueberall, wo das Leben einst entstanden ist, hat es selbständig angefangen als eine Evolution eigner Art, und wir sollen imstande sein, diesen Prozeß zu wiederholen, sei es für unser irdisches Plasma, sei es für das „Plasma“ von ganz besonderer Natur.

Man wird nun vielleicht fragen: Und die Psychik der Organismen?

Fast alle Naturforscher stimmen zurzeit der Meinung bei, die Zelle habe eine, wenn auch elementare Psychik. Das Leben ohne Psychik ist unmöglich und existiert nicht. Wir sehen also, daß die Psychik, die früher nur das Eigentum der Menschen war, jetzt sehr stark „deklassiert“ worden ist. Nicht nur Tiere, die Descartes für Automaten hielt, nicht nur Pflanzen, sondern schon einfache Zellen haben ihre Psychik. Es erübrigt daher nur, einen Schritt weiter zu machen, d. h. anzunehmen, daß auch alle „leblose“ Materie die Spuren oder Keime der Psychik in sich trägt. Dann wird auch der Anfang des Lebens ganz verständlich sein, dann werden alle Lebenserscheinungen in die allgemeine Reihe der Naturvorgänge eingeschlossen, und das ist dringend notwendig für jede wissenschaftliche Naturanschauung.

Somit liegt das Geheimnis des Lebens vollkommen in den Händen der Wissenschaft: die Metaphysiker mögen davon denken, was sie wollen.

Aus zwei Weltteilen.

Erinnerungen

von

Marie Hansen-Taylor.

(Schluß.)

Amerikanische Gesandtschaft, Berlin.

Sonntag morgen, 23. Juni 1878.

Da die Post heute früh nichts Offizielles bringt, das mich persönlich in Anspruch nimmt, so kann ich sogleich einen Brief an Dich beginnen. Der Tag ist wolkenlos und heiß, und ich werde mich im schattigsten Teil des Tiergartens ergehen. Gestern nach dem Diner bei Delbrücks, das sehr angenehm verlief, forderte ich Schlözer zu einer Spazierfahrt im Tiergarten auf. Um 10 Uhr ging ich dann in die französische Botschaft. St. Vallier stellte mich Graf Nesselrode vor, welcher mir sagte, die Kaiserin wünsche sehr, mich zu sehen, und würde mich vermutlich auf Montag um 1/2 2 Uhr zu sich entbieten. Er riet mir, mich jedenfalls in Bereitschaft zu halten. Kommt es dazu, so werde ich mich unverzüglich zur Vorstellung bei der Kronprinzeß melden lassen. Ich sprach absichtlich mit St. Vallier, Lord Odo und Carolyi über Grants erwartete Ankunft und erhielt die dringendsten Einladungen zu ihren diplomatischen Soireen, für den General und Mrs. Grant. Lord Odo trug mir auf, auszurichten, daß er sich ‚stolz und geehrt fühlen' würde, sie bei sich zu sehen. Er war auffallend freundlich, vielleicht weil der Marquis von Salisbury mich so warm empfing. Letzteren fragte ich: ‚Finden Sie die Temperatur jetzt besser?' worauf er ebenso laut lachte, wie ich es oft tue. Wir waren eben im heitersten Gespräch begriffen, als Nothomb hinzutrat und mich bat, ihn vorzustellen. Auch machte ich die Bekanntschaft des Prinzen Hohenlohe. Er ist klein von Statur, ruhig und liebenswürdig in seinem Wesen. Die Grafen Corti und de Launay waren außerordentlich freundlich, und ich empfand, alles in allem, daß man mir bereits auf vertraulichem Fuße begegnete. Mitternacht kam heran, ehe ich mich's versah. Lord Odo und St. Vallier meinten beide, es würde mir große Schwierigkeiten bereiten, gerade jetzt Grant ein offizielles Diner zu geben, und es sei durchaus nicht von mir zu erwarten. Als ich dann mit Philipsborn über eine Zusammenkunft zwischen Grant und Bismarck sprach, sagte dieser, Bülow werde das für mich anordnen.

„Also! Du siehst, daß ich für alles im voraus gesorgt habe, was sich allenfalls tun läßt, und wie mir scheinen will, auf die einfachste und bestmöglichste Art!" ...

Dienstag morgen, 25. Juni 1878.

„Da es nichts in der Botschaft zu tun gibt, habe ich jetzt Zeit zu einigen Zeilen an Dich. Nachdem ich gestern abend meinen Brief abgeschickt, legte ich

mich auf das Sofa und schlief so fest ein, daß Harris mich um ½10 nur mit Mühe wecken konnte. Ich traf eine kleine, aber angenehme Gesellschaft in der englischen Botschaft an. Graf Nesselrode sagte mir, daß die Kaiserin mich gestern nicht empfangen konnte,[1]) weil der Graf von Flandern unerwartet eingetroffen wäre. Beaconsfield begrüßte ich mit den Worten: ‚Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner wieder erinnern?‘, worauf er entgegnete: ‚Jawohl, Sie sind sans peur et sans reproche!‘ Der Marquis von Salisbury kam zu mir mit dem Ausruf: ‚Es wird immer heißer!‘ und brach in das gewöhnliche Gelächter aus. Ich stellte die Baronin Jaurù Waddington und den japanischen Gesandten Beaconsfield vor. Lady Odo war in Weiß, alle andern Damen in Schwarz. Die Trauer geht allmählich zu Ende. Ich blieb nur eine Stunde. Aber nachdem ich diese Nacht acht Stunden geschlafen, bin ich immer noch schläfrig. Ich denke mir, daß es ein gutes Zeichen ist. Gestern abend telegraphierte mir Grant, daß er ‚most happy‘ sein werde, mich in Stendal anzutreffen. Coleman wird mich begleiten. U. S. Grant hat vortreffliches Quartier im Kaiserhof, vier Zimmer, erste Etage. Wenn nichts von Geschäften dazwischenkommt — wovor mich der Himmel behüte —, so werde ich alles gut überstehen können.“

Mittwoch morgen, 26. Juni 1878.

„Soeben erhalte ich Deinen gestrigen Brief und gestehe aufrichtig, wie froh ich bin, daß Du kommst. Ich fange in der Tat an, etwas Ermüdung zu spüren. Es liegt so viel auf meinen Schultern, daß ich kaum wüßte, was ich mit Mrs. Grant beginnen sollte ohne Deinen Beistand ... Coleman hat heute Fiebersymptome, und so bin ich seiner nicht mehr sicher; Du kannst Dir deshalb leicht denken, daß der Grantsche Besuch möglicherweise ein wenig zu viel für mich sein möchte.

„Das Diner gestern abend bei Rodenberg war reizend. Auerbach, Max Maria von Weber, Etienne von der Wiener Freien Presse, Kruse von der Kölnischen Zeitung und Dr. Abel von der Londoner Times ...

„Nachher ging ich zu Bunsens zum Tee, wo ich alle im Garten fand und bis 11 Uhr blieb. Ich sprach mit Falk, und da wir an einer einsamen Stelle uns gegenseitig Adieu sagten, hielt ich ihn bei der Hand, und sagte: ‚Stehen Sie fest und harren Sie aus!‘ In dem Moment trat Lasker hinzu und ergriff meine andre Hand. So standen wir einen Augenblick lang, wie die drei Männer vom Grütli.[2]) Falk gefällt mir sehr gut. Helmholz und viele andre berühmte Leute waren gleichfalls zugegen. Ich ergriff die Gelegenheit, Waddington wegen Grant um Rat zu fragen. Er sagte mit entschiedenem Tone: ‚Versuchen Sie es nicht, ein Diner zu geben — es würde Ihnen sehr schwer fallen, und die Etikette Ihnen große Not bereiten. Als ich General Grant in Paris ein Diner

[1]) Ihre Majestät empfing Bayard Taylor am folgenden Freitag in Privataudienz.

[2]) Falk war noch Kultusminister, und Bismarck stand vor dem Kreuzweg, der nach Canossa führt.

gab, konnte ich aus diesem Grunde nicht das diplomatische Korps einladen.' Ich erwähnte dann, daß ich an ein Frühstück gedacht hätte, worauf er meinte, das ließe sich tun, doch setzte er hinzu, ‚wenn Sie Bülow einladen, so hat er den Vorrang'. ‚Wie wäre es,' entgegnete ich, ‚wenn ich Bülow meinen Platz gäbe?' ‚Ah,' rief er, ‚das würde alles gut machen!' — ‚Würden Sie kommen?' fragte ich. — ‚Ja, gewiß, wenn es gerade ein Tag sein sollte, an dem der Kongreß keine Sitzung hält. Ich kann tun, was mir beliebt, und würde es sicherlich mit der Etikette nicht genau nehmen.'

„Dies gereichte mir, wie Du Dir denken kannst, zum Troste. Als ich nach Hause kam, fand ich, daß Graf Eulenburg und Herr v. Mohl[1]) dagewesen waren und ersterer mich dringend sprechen wollte. So fuhr ich heute früh um ½10 nach dem Palais und traf ihn zu Hause. Der Kronprinz wird Grant (und mich) morgen empfangen und ihm (auch mir) am Freitag ein Diner in Potsdam geben. Wegen Mrs. Grant soll ich an die Gräfin Brühl schreiben. Die Kronprinzeß weiß, daß ich erst warten muß, bis die Kaiserin mir Audienz gewährt, wird mich dann aber vor dem Diner zur Vorstellung empfangen. Ich erklärte deine Abwesenheit zur Genüge, und es steht Deinem Hierherkommen, solange es nicht offiziell ist, durchaus nichts im Wege."

Das Geständnis meines Mannes, daß er anfange, sich ermüdet zu fühlen, bedeutete weit mehr, als die Worte besagten. Ein Telegramm, das ich am folgenden Tage von ihm erhielt, lautete: ‚Komm ja morgen, ich bedarf Deiner.' Ich betrieb meine Abreise so schnell als irgend möglich und traf am Freitag abend in Berlin ein, wo mich die beiden Legationssekretäre auf der Bahn erwarteten. Von ihnen erfuhr ich, wie ernstlich krank mein Mann plötzlich vor zwei Tagen gewesen; sein Arzt habe ihn indes wieder soweit hergestellt, daß er General Grant bis Stendal entgegenreisen konnte und auch im übrigen seine Pflichten zu erfüllen vermochte. Mr. Everett leistete mir Gesellschaft, bis nach einer halben Stunde Taylor vom Diner in Potsdam zurückkehrte. Er trat ein, einen leichten Ueberrock um die Schulter geschlagen, ein Blumensträußchen im Knopfloch, bleich von Angesicht, doch freudig erregt. Fast seine ersten Worte lauteten: ‚Ich bin so froh, ich habe meinen ersten diplomatischen Sieg davongetragen!' Dann erzählte er, Herr v. Bülow habe ihm während des Diners zugeflüstert: ‚Es soll alles nach Ihrem Wunsch gehen.'[2]) Auch, wie er zu den Blumen im Knopfloch gekommen war, erzählte er. Nach aufgehobener Tafel hatte er sich ihr nochmals genähert und von einem der Tafelaufsätze eine rote Verbene genommen, da bemerkte er, daß der Kronprinz und die Kronprinzeß es von der andern Seite her mit ansahen. Er verbeugte sich und sagte: ‚Ich gestehe, daß es ein Raub ist; ich sehe nie Blumen, ohne daß sie mich locken.' Beide lächelten, und der Kronprinz erwiderte: ‚Nehmen Sie nur so viel Sie wollen.'

---

[1]) Vorleser der Kaiserin und früher Konsul in Cincinnati.

[2]) Dies bezog sich auf den bereits erwähnten streitigen Naturalisationsfall.

Am folgenden Morgen machte ich Mrs. Grant meinen Besuch und bot ihr meine Dienste an. Von früh bis spät war der Tag besetzt, und abends fand großer Empfang bei uns statt, wozu sämtliche in Berlin anwesende Amerikaner Einladungen empfangen hatten. Die nicht großen Räume (wir befanden uns noch in unsrer interimistischen Wohnung) faßten kaum die Zahl der Gäste, und alle wünschten natürlich dem General und Mrs. Grant vorgestellt zu werden und ihnen nach heimischer Sitte die Hand zu schütteln. Jeder andern Gasterei unserseits beugte der General vor und verstand sich nur zu einem Diner en famille. Er erkannte, wie die Dinge lagen, und war viel zu einfach und republikanisch gesinnt, um den Gesandten seines Landes in Ungelegenheit zu bringen. So lösten sich alle Schwierigkeiten wie von selbst durch die Rücksichtnahme des Expräsidenten. Wie er es gewünscht, luden wir zu unserm kleinen Mahl außer den Ehrengästen nur die beiden Legationssekretäre und den amerikanischen Konsul nebst Gattin ein. Taylor, der sich unterdessen leidlich von seinem Uebelbefinden erholt hatte, machte, wie gewöhnlich, den liebenswürdigen, die Gäste aufheiternden Wirt, und hatte als besonderes Kompliment für den General die folgende amüsante Menükarte entworfen:

Soup.
Hasty Plate, à la Win Field.
Fish.
Salmon du Mississippi, à la Vicksburg.
Entrée.
Sweetbreads, à la Appomattox (furnished to the hungry Rebels).
Roast.
Beef Américain douteux.
Ices
(to counteract the warmth of the reception in Berlin).
Fruits.
Reconnaissants, à la White House.
Coffee.
Cordial de Cedarcroft.[1]

[1]
Suppe.
Schnellplatte à la Sieg-Feld.
Fisch.
Lachs vom Mississippi à la Vicksburg.
Entrée.
Kalbsbriesen à la Appomattox (den hungrigen Rebellen ausgeliefert).
Braten.
Amerikanisches Roastbeef (von zweifelhafter Güte).
Gefrorenes
(als Gegenstück des warmen Empfangs in Berlin).
Früchte.
Erkenntlichkeiten à la White House.
Kaffee.
Likör von Cedarcroft.

Außer dem Diner beim Kronprinzen mußte sich notgedrungen die offizielle Aufmerksamkeit, die man dem Expräsidenten und berühmten Kriegshelden erwies, auf eine ihm zu Ehren veranstaltete Revue verschiedener Heeresabteilungen außerhalb der Stadt beschränken. Auffallend war es dabei dem deutschen Militär, daß er in Zivil erschien. Er hatte in der Tat als schlichter Republikaner die Uniform daheimgelassen. Am Tage darauf gab ihm Fürst Bismarck ein Diner von 20 Gedecken, zu dem auch der amerikanische Gesandte nebst Gemahlin eine Einladung erhielt. Mrs. Grant erhielt den Ehrenplatz zur Rechten des großen Kanzlers, ich saß zu seiner Linken, während uns gegenüber die Fürstin zwischen dem General und dem Gesandten Platz nahm. Weil das Diner nicht offiziell war, fehlte jeder Zwang, den nicht die gute Sitte allein auferlegte, und die Unterhaltung bewegte sich, wenn auch nicht über Allgemeinheiten hinausgehend, in ungezwungener Weise. Anfangs wollte mich allerdings die Wucht der Persönlichkeit meines großen Tischnachbars schier erdrücken, bald aber verlor sich meine Befangenheit, da er mir versicherte, er habe nie einen anziehenderen, liebenswürdigeren Menschen als meinen Mann getroffen. Ich sah hieraus, daß auch er ein Mensch sein konnte, wie andre. Während des Diners machte ich die spezielle Bekanntschaft von Tyras, dem „Reichshund". Die mächtige Dogge steckte plötzlich den dicken Kopf zwischen mich und den Fürsten und erlaubte, daß ich ihn streichelte, was man mir als große Gunstbezeugung pries.

Der Hund hätte einige Tage darauf beinahe eine europäische Katastrophe herbeigeführt. Als Fürst Gortschakoff sich beim Reichskanzler einstellte, ergriff Tyras die Laune, den Stellvertreter des Zaren so anzurennen, daß der greise und durch Krankheit geschwächte Diplomat zu Boden fiel. Es folgten zahllose Entschuldigungen in gewissen Salons des diplomatischen Korps, aber man erzählte sich die Begebenheit mit vernehmlichem Kichern, und es fehlte nicht an Leuten, die äußerten: Tyras sei vielleicht inspiriert gewesen.

Nach dem Diner führte uns Fürst Bismarck in den großen Saal, wo die Sitzungen des Kongresses abgehalten wurden. Der grüne Tisch, an dem die hohen Abgesandten ihre Beratungen pflogen, nahm die Mitte des weiten, düsteren Raumes ein. Um ihn herum standen feierlich die Lehnstühle, sonst war der Saal leer; nur an den Wänden hingen mächtige Landkarten, auf denen die in Frage kommenden Länder und Provinzen sich dem Auge darboten. In diesem Saale fanden vier Wochen lang die in höfliche Worte eingekleideten Debatten statt, die damit endeten, daß England als Resultat seiner geheimen Umtriebe Rußland um die Hauptfrüchte seines Sieges über die Türkei betrog.

Der Kaffee ward im Salon serviert, wobei die Mehrzahl der Gäste sich stehend unterhielt. Der Kanzler und der General waren die einzig Rauchenden. Sie hatten in Armstühlen nebeneinander Platz genommen, ersterer die lange Pfeife, letzterer seine Zigarre im Munde, und saßen so friedlich da, als hätte es nie Kämpfe und Schlachten gegeben, die von glänzenden Siegen gekrönt in der Weltgeschichte leuchten.

Vom Diner im Reichskanzlerpalais fuhren wir mit dem General und

Mrs. Grant zur englischen Botschaft, wo bereits zahlreiche Gäste die Reihe der Salons füllten. Lord und Lady Odo Russell empfingen uns mit großer Höflichkeit, und es verstrichen rasch ein paar interessante Stunden. Von allen Diplomaten, die mir vorgestellt wurden, steht mir nach so vielen Jahren Lord Beaconsfield als die bedeutendste Persönlichkeit in der Erinnerung. Er war schon deshalb ein hervorragender Mann, weil er im Kongreß die Karten in der Hand hielt; was mir aber besonders an ihm auffiel, war das nachlässig zur Schau getragene vornehme Selbstbewußtsein, mit dem er auftrat. Er hatte allerdings guten Grund, sich über seine Kollegen erhaben zu fühlen, hatte er doch den englisch-türkischen Vertrag in der Tasche, der England mit Cypern bereicherte, und den er ein paar Tage darauf vor dem Kongreß und der Welt als Triumph ausspielte.

Es sollte dies die einzige Gelegenheit bleiben, wo ich in der großen diplomatischen Gesellschaft Berlins erschien. Ein bekannter Arzt, ehemals Leibarzt des Großherzogs von Toskana, sagte einst in Rom zu mir: „Das Leben ist anfangs ein Lustspiel, im weiteren Verlauf ein Drama und schließlich eine Tragödie.“ Die Tragödie hatte für uns begonnen, ohne daß wir uns dessen klar bewußt waren.

General Grant und seine Gemahlin reisten am 3. Juli wieder ab, und nach der Feier des großen amerikanischen Nationaltages am 4. Juli begleitete mich Taylor nach Friedrichroda, um dort die nötige Erholung zu finden. Kaum hatte ihn jedoch die würzige Waldluft einigermaßen erfrischt, als er in übertriebener Gewissenhaftigkeit wähnte, seine Pflicht zu vernachlässigen, wenn er nicht auf seinen Posten zurückkehrte. Vergebens schrieben ihm die Sekretäre, deren Obhut er die Gesandtschaft übergeben, daß alles seinen ruhigen Gang gehe und nichts sich ereignet habe, was die Anwesenheit des Chefs erfordere; er fühlte sich rastlos, konnte nicht ruhen und flog hin und her zwischen dem Thüringerwald und Berlin, während sein körperliches Befinden sich bald besserte, bald verschlimmerte. Im August kam Auerbach nach Friedrichroda, was meinen Mann aufzuheitern schien. Während der wenigen Tage, die der geniale Schriftsteller dort verlebte, sahen wir ihn täglich. Er zeigte sich von seiner angenehmsten Seite, kameradschaftlich, humorvoll und die mannigfachsten geistigen Interessen berührend. Mir sagte er viel Schmeichelhaftes über meinen Mann und meine Ehe. Ueber jenen äußerte er unter anderm: „Bei seiner zügellosen Phantasie, die gern über die Stränge schlägt, ist er doch stets der vornehme Herr, der sich wie ein Lord benimmt.“ Die Veränderung in seinem Aussehen war ihm auffällig. Er riet mir dringend, sobald ich nach Berlin käme, auf einer ärztlichen Konsultation zu bestehen. Um Mitte August schien sich jedoch die Gesundheit meines Mannes plötzlich entschieden zu bessern, so daß er erklärte, seine Sommerferien seien nun zu Ende, und am 20. des Monats definitiv nach Berlin abreiste.

Seit dem Schlusse des Kongresses war alles gesellschaftliche Leben in der Hauptstadt tot, und Taylor hätte ein zeitweiliges Stilleben pflegen dürfen, wäre die Vermählungsfeier der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Karl mit dem Prinzen Heinrich von Oranien nicht dazwischengekommen. Sie fand am

24. August in Potsdam statt, und alle anwesenden Mitglieder des diplomatischen Korps waren dazu entboten worden. Die Heirat war, wie bekannt, politischer Natur. Da der alte König von Holland ein Witwer und kinderlos war, und niemand damals an seine zweite Heirat dachte, galt Prinz Heinrich für den nächsten Thronerben. Er war an Jahren seiner Braut weit voraus; auch meinte man zu wissen, daß sie nur gezwungen in die Heirat gewilligt habe. Ueber die Vorfeier der Hochzeit, die in einer Festvorstellung im königlichen Opernhause bestand, schrieb mir mein Mann:

„Ich fand meinen Platz in der Vorderreihe einer Proszeniumsloge, neben dem Grafen Venomar und dem Grafen de Launay, mit R., P. und D., der jetzt Chargé ist, hinter uns. Prinz Friedrich Karl und der Kronprinz von Holland saßen gegenüber, die Damen in der königlichen Loge waren aber so entfernt, daß ich sie, da ich kein Opernglas hatte, nicht erkennen konnte. Operette und Ballett waren recht unterhaltend. Das Ganze währte drei Stunden, und ich ging erst um elf, ein wenig müde, zur Ruhe ...

„Ich nehme Karl diesen Abend mit mir nach Potsdam. Die Feierlichkeit nimmt ihren Anfang um sieben, und gestern in der diplomatischen Loge hieß es, daß sie etwa zwei und eine halbe Stunde dauern und wir nicht die ganze Zeit würden still stehen müssen. Man wird uns ein gutes Souper geben und uns ungefähr um elf mit Extrazug zurückführen lassen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß ich alles ohne Schaden überstehen kann, und nachdem ich gestern in der Oper war, kann ich überhaupt heute abend nicht füglich wegbleiben."

Am Tag nach der Hochzeitsfeier erhielt ich einen langen Brief von meinem Manne; es war der letzte von seiner Hand, außer einigen späteren kurzen Zeilen. Er lautete:

Sonntag, 11. a. m. 25. August 1878.

„In den letzten 24 Stunden hat sich viel ereignet, und ich muß versuchen, Dir alles so gut als möglich zu erzählen. Glücklicherweise brachte mir die Post heute früh nicht einen einzigen Brief, und niemand fragte nach mir. Nachdem ich also bis zu später Stunde geschlafen, gut gefrühstückt, sämtliche Zeitungen gelesen und ein russisches Bad genommen, bin ich in der richtigen Verfassung zum Schreiben.

„Am Freitag abend, als ich eben den Hut aufsetzte, um in die Oper zu fahren, kamen in großer Eile und Aufregung drei Männer. Der eine, ein Deutscher, sagte, daß er den zweiten, der ein Amerikaner war, arretiert habe. Der dritte war ein in Alarm versetzter Freund des letzteren. Der erste wollte wissen, ob ich für den Gefangenen einstehen würde; er sei angeklagt, gegen das Patentgesetz verstoßen zu haben. Der Gefangene nannte seinen Namen und reichte mir seinen Kreditbrief; ich aber entgegnete, daß dieser ihm, wenn er echt wäre, ebensogut als Legitimation beim deutschen Gericht dienen würde; daß ich mich vorerst von seinem amerikanischen Bürgertum überzeugen wolle; daß die Bureaus bereits geschlossen seien und sich zurzeit nichts tun ließe; überdies

müßte ich einer offiziellen Einladung folgen; sie sollten alle drei am nächsten Morgen wiederkommen.

„Gestern morgen kam indes nur einer von ihnen, ein Dr. D. aus Boston, ein hübscher, feiner und einnehmender junger Mann. Es war der Freund, welcher den Abend vorher mitgekommen war. Er erzählte mir, daß Mr. C. (der Gefangene) Großfabrikant aus Worcester, Massachusetts, ein mehr als zweifacher Millionär, Erfinder des berühmten C.'schen Webstuhls und ein intimer Freund von Ward, dem Bildhauer, und mehrerer andrer Künstler sei. Eine Fabrikfirma in Chemnitz habe seinen Webstuhl in Benutzung genommen und ihm dafür kontraktlich einen gewissen Prozentsatz des Reingewinns zugesichert. Da man ihm indes nichts zahlte, reiste er, C., nach Chemnitz, wo er fand, daß die Firma seinen Webstuhl ungesetzmäßig selbst herstellte. Er verklagte sie, und um sich zu rächen, sandte jene eine telegraphische Depesche an den Staatsanwalt in Berlin, welche C.'s Festnehmung wegen Verletzung des deutschen Patentgesetzes zur Folge hatte. Der Fall schien so ernster Art, daß ich Coleman mit Dr. D. gehen hieß, um eine Einsicht in die Sache zu gewinnen. Mittlerweile empfing ich vier Amerikaner. Einer davon, Kreisrichter W. aus Pennsylvanien, brachte mir einen Empfehlungsbrief von Evarts[1]). Er und Kreisrichter P. aus Illinois sind Abgeordnete zur Konvention für Gefängnisreform in Stockholm und wünschen die hiesigen Gefängnisse in Augenschein zu nehmen. Ich hielt es für notwendig, sie zu einem einfachen Essen einzuladen, und die Anordnungen dafür sind getroffen. Johanna und Karl habe ich die gehörigen Befehle erteilt. Auguste ist bestellt, um zwischen jedem Gang die einzigen sechs silbernen Messer und Gabeln zu waschen.[2]) Hier ist das Menü: Suppe, Lachs mit Kartoffeln, Koteletten mit Tomaten, Rebhühner mit Erbsen, Auflauf, Käse, eine nicht zu verachtende Affäre für diese einfachen Leute.

„Nun also: Coleman kam zurück, nachdem er C. im Gefängnis gesprochen und dann auf dem Polizeiamt gewesen war. C., der die ganze Nacht gefangen gesessen, war in angstvoller Verzweiflung und beinahe krank davon. Wir berieten, was sich am besten tun ließe, verfaßten eine stark gepfefferte Depesche an den amerikanischen Konsul in Chemnitz und fuhren zusammen auf die Polizei. Zuerst wollten die Beamten mich den Gefangenen nicht sehen lassen, es sei niemand da, sagten sie, der es auf sich nehmen könne. Ich bestand aber darauf, verlangte, die Depesche zu sehen, die zu seiner Arretierung geführt hatte, wies auf ihren nichtigen Inhalt hin, stellte ein paar verfängliche Fragen, und so gelang es mir, der ganzen Gesellschaft Furcht einzujagen. C., ein Bild des Jammers, ward mir vorgeführt; ich sagte ihm nur ein paar tröstende Worte, reichte ihm aber absichtlich in Gegenwart der Beamten die Hand. (Fortsetzung folgt später.)

---

[1]) Bayard Taylors Chef in Washington.

[2]) Das Silberzeug war, weil der Hausherr während des Sommers häufig abwesend war, bis auf das Unentbehrlichste verschlossen worden, und der Schlüssel abhanden gekommen.

„Bei meiner Rückkehr hatte ich nur noch 40 Minuten Zeit, um zu speisen und für die Abfahrt nach Potsdam Toilette zu machen. Ich lud Coleman ein, obgleich es nichts weiter als einen einzigen Karpfen gab, und er gesagt hatte, daß er sich nichts aus Karpfen mache. Ich gab ihm den einen Teller Suppe und trank Bouillon. Zum Glück war der Karpfen groß und vorzüglich gekocht, so aß ich ein Drittel und er zwei Drittel davon, denn er meinte, er müsse sich wohl geirrt und bisher einen andern Fisch für Karpfen gehalten haben. Auf der Station warteten 300 Gäste; es regnete, und alles war in Verwirrung. Endlich fand ich Platz neben zwei Herren, die sich als der Präsident der holländischen Deputiertenkammer und der Sekretär der mexikanischen Legation auswiesen. Dem Grafen de Launay, dem einzigen in Berlin anwesenden ordentlichen Gesandten, begegnete man mit der größten Unterwürfigkeit, während wir andern für uns selbst zu sorgen hatten. Ich erwartete kaum, daß Karl mitgekommen sei, als wir aber beim Wildpark anlangten, da stand er schon bereit und schob Sekretäre und Chargés beiseite, um mir einen Vordersitz in einem der Wagen zu verschaffen.

„Es war ein Viertel nach sechs, als wir beim Palais vorfuhren, wo man uns Versammlung im Jaspissaal um halb sieben ansagte. Im Hof war ein solches Gedränge, daß ich und meine Gefährten ohne Karls Hilfe wohl schwerlich durchgedrungen wären. Beim Eintritt ins Palais empfing uns nach allen Seiten hin ein Glanz von Lichtern und ein Gewirr von Menschen. Was mir zuerst auffiel, waren die riesigen wachthabenden Grenadiere in der Uniform des vorigen Jahrhunderts. — Was für prächtige Gestalten! Sechs bis sieben Fuß hoch, stark gebaut und alles hübsche Gesichter; ich konnte meine Augen kaum abwenden. Nach ihnen zogen die Pagen meine Aufmerksamkeit auf sich: Jünglinge zwischen 14 und 17, in einem Renaissancekostüm von Scharlach und Silber, mit schwarzen Samtbaretts und weißen Straußenfedern. Es mochten ihrer 60 bis 70 sein. Mitten im Jaspissaal war ein Altar errichtet, von einer Galerie her erscholl Musik; die immer mehr anschwellende Menschenmenge blendete durch Farbenpracht und Juwelen. Zwei Reihen Pagen hielten den mittleren Raum frei für die hohen Fürstlichkeiten, und eine Anzahl von Zeremonienmeistern, die ein alter, krittliger Baron anführte, wiesen den Gästen die Plätze an. Er wechselte meinen Platz dreimal, bis ich sagte: ‚Ich würde Ihnen verbunden sein, wenn Sie mir endlich einen Platz geben wollten, wo ich bleiben kann!‘ Hiernach war er zur Verwunderung höflich. Ich war der einzige in Zivil,[1]) und das hätte als Auszeichnung gelten dürfen. Ich fand, daß R. mein Vorgänger im diplomatischen Korps ist, sonach wußte ich, wo ich hingehörte. Die Fürstin R. stand neben mir und beklagte sich, noch vor Beginn der Feierlichkeit, bitterlich über Ermüdung. Ich sprach lange mit ihr, um sie auszuholen. Das Ergebnis ist: Liebenswürdig, ziemlich natürlich, gescheit, aber oberflächlich, innerlich hochmütig, doch darauf bedacht, nicht so zu erscheinen, und im ganzen einigermaßen interessanter und angenehmer als die meisten der vornehmen Damen.

[1]) Den amerikanischen Gesandten ist nicht gestattet, eine Uniform zu tragen.

„Die Trauung war auf 7 Uhr angesetzt, und die höchsten Herrschaften waren pünktlich. Trompeten verkündeten ihr Nahen. Vier Geistliche in schwarzen Basilikas — oder Dalmatikas, was weiß ich! — erwarteten sie am Eingang, und einen Augenblick lang war alles in feierlicher, atemloser Erwartung. Voran gingen prunkende Lakaien, dann der Oberhofmarschall, Prinz von Salm-Etwas, den hohen, in silbernem Knopf auslaufenden Stab in der Hand; dann die beiden offiziellen Kavaliere der Braut, zwei Pagen und — das Brautpaar. Und was für ein sonderbares Brautpaar! Sie, mit gesenktem Haupt schreitend, die Augen zu Boden geschlagen und eine tiefe Röte über Antlitz und Nacken gebreitet. Er, ein kleiner, gutmütig, fein, verwelkt und abgelebt aussehender Sechziger, mit angenehmen, aber eingefallenen Zügen und unsicheren Schritten. Hinter der Prinzessin, je zu beiden Seiten ihrer Schleppe, ging ein weiblicher preußischer und ein ebensolcher holländischer Zeremoniendrache; darauf, nach etwa fünfzehn Schritten Zwischenraum, kamen vier Brautjungfern, welche die wie ein Pfauenrad ausgebreitete Schleppe von Silberbrokat trugen. Sie waren reizend von Antlitz und Gestalt, lieblich wie ein Bild und gruppierten sich anmutiger mit jedem ihrer Schritte. Niemals sah ich etwas Schöneres. Die Braut trug oben auf dem Haar die Krone einer Prinzessin, die mit ihren 100 großen Brillanten einen Glanz über die ganze Gestalt zu verbreiten schien. Dazu trug sie den diamantenen Brustlatz aus dem Schatz der Kronjuwelen.

„Auf das Brautpaar folgte die Menge der Hofchargen, wiederum zwei Pagen, dann der König von Holland mit der Kronprinzessin und Gefolge. Dieselbe Anordnung wiederholte sich bei jedem folgenden Paar, und immer schritten großartige Hofbedienstete und Pagen dazwischen. Der Kronprinz mit Prinzessin Friedrich Karl waren das folgende Paar, dann Prinz Friedrich Karl mit der Großherzogin von Weimar, Prinz Karl von Preußen mit der Erbgroßherzogin von Oldenburg, Prinz Friedrich von Holland mit Prinzessin Albrecht, der Großherzog von Weimar mit seiner Schwiegertochter, der Herzog von Connaught mit seiner Braut (der zweiten Tochter von Prinz Friedrich Karl) und der Großherzog von Oldenburg mit der Erbprinzeß von Meiningen. Vor dem Kronprinzen gingen seine vier jüngsten Kinder, drei kleine Mädchen und ein Knabe in Hellblau und Silber gekleidet, kleine Hochzeitssträußchen tragend. Sie sahen zwar etwas eingeschüchtert, aber doch recht anmutig aus, und es freute mich, daß man vor ihnen sich tiefer verbeugte als vor den hochmächtigen Persönlichkeiten. Ich für mein Teil tat es herzlich gern. Der langsam und stattlich sich vorwärtsbewegende Zug, die melodischen Klänge der Musik, der Glanz von Fackeln und Wachslichtern und die Pracht der Farben bildeten ein imposantes Ganzes, und ich wünschte heiß, ihr hättet mit dabei sein können, Du und L.

„Nachdem ein Choral gesungen und eine kurze Anrede von einem Geistlichen gehalten war, erfolgte die Trauung, die damit anhebt, daß der Bräutigam der Braut eine Bibel überreicht — etwas mir ganz Neues. In dem Moment, wo das Paar die Ringe wechselte, ließ sich ein fernes, dumpfes Donnergeroll ver-

nehmen — so wenigstens schien es mir. Alle zehn Sekunden aber kam es wieder, das Orchester fiel mit neuem Tempo ein, und von da bis zu Ende stimmten Kanonendonner und Musik harmonisch zusammen. Nachdem der Segen gesprochen war, erklang vielstimmig das Halleluja, und verließ der Zug in der vorigen Reihenfolge den Saal, um sich nach dem Muschelsaal zu begeben, wo das Defilee stattfand. Das diplomatische Korps kam zuerst zum Vortritt, und während der alte Umstandskram von einem . . . uns musterte, sagte jemand hinter mir: ‚Guten Abend!‘ Da ich nicht annehmen konnte, daß es mir galt, drehte ich mich nicht um; die Begrüßung ward jedoch wiederholt, wobei ich zugleich einen leisen Rippenstoß erhielt. Es war der Erbprinz von Weimar! Er lachte, als sei es ein guter Spaß, den er sich gemacht. Gleich nachher verbeugte sich vor mir ein Herr so tief, daß ich sein Gesicht kaum sah, und sagte: ‚Exzellenz, ich freue mich, Sie hier zu sehen.‘ Dies war M. von W. Ehe er vor uns zurücktreten mußte, flüsterte er mir noch zu: ‚Sie kommen doch diesen Winter nach Gotha? Wir werden uns bemühen, es Ihnen angenehm zu machen.‘

„Es waren so wenige Gesandte zugegen, daß ich als zehnter in der Reihe stand. Die höchsten Herrschaften saßen auf einer seitlichen Erhöhung. Vor ihnen, inmitten des großen Saales, blieb ein weiter Raum frei, während längs der Wände dicht gedrängt die Gäste, Hofchargen, Pagen und dahinter hochaufgerichtet die riesigen Gardisten standen. Indem ich R. folgte, hielt ich Schritt mit ihm und der Musik. Jeder machte vor dem hochzeitlichen Paar Front, verbeugte sich tief, trat wieder in Reih und Glied, machte nach ein paar Schritten abermals Front vor dem König von Holland und der Kronprinzessin, ging weiter und verbeugte sich zum dritten- und letztenmal vor dem Kronprinzen. Dies alles währte kaum 30 Sekunden. Ich hatte nicht Zeit, Verlegenheit zu spüren. Ohne auf das Ende der Cour zu warten, eilten wir nach oben, unsre Plätze an der Abendtafel aufzufinden. Ich traf es gut, da ich zwischen R. und A. saß und D. gegenüber hatte. Das Souper mochte etwa drei Viertelstunden dauern und war nicht sonderlich gut, mit Ausnahme von einem einzigen Glas Johannesberger und einem Glase Lafitte. Ich raubte drei Teerosen, schnitt ein weißes Knopflochbukett von einem Bonbon und steckte es an. Auch nahm ich das prachtvolle Menü mit für Deine Sammlung und einen Bonbon mit der Photographie des Kronprinzen für Lilian. Da jedermann saß, ruhte man sich beim Souper gut aus, und die Tafelmusik war superb. An der königlichen Tafel, auf erhöhter Plattform, stand hinter jedem Stuhl ein Page, und der Farbeneffekt war überaus schön.

„Nach dem Souper begab man sich wieder in den Jaspissaal, wo wir unsre alten Plätze einnahmen, und der Fackeltanz begann. Der Altar war mittlerweile beseitigt und dafür eine Estrade aufgerichtet worden, auf der alle Gäste von königlichem Geblüt Platz fanden. Der Fackeltanz war anders, als ich erwartet hatte, sehr stattlich, vornehm wirkend — kurz, wirklich schön. Ich stand neben der Fürstin B. von K. (ich unterhielt mich nur mit Fürstinnen),

die sehr liebenswürdig war und mir die Namen der hohen Persönlichkeiten nannte. Den Anfang machte eine schmetternde Musik, dann schafften Pagen und Hofintendanz in weitem Umkreis einen freien Platz. Es traten die Minister in Galauniform auf, jeder mit einer drei bis vier Fuß langen Wachskerze, deren dicker Docht in hellem, weißem Lichte flammte, während eine von Kristall und Gold glitzernde Manschette die Hand schützte. Es waren der Minister zwölf. Bismarck, Falk und noch ein andrer wurden durch Generäle ersetzt. Sie traten paarweise auf, machten Front vor den königlichen Herrschaften und rangierten sich dann zu deren Rechten (gerade vor mir). Die Vermählten stiegen herab, verbeugten sich vor den andern höchsten Herrschaften und folgten den Fackelträgern langsam und feierlichen Schrittes rings im Kreise herum, worauf sie sich wiederum tief verbeugten und die Fackelträger sich von neuem rechts aufstellten. Alsdann nahm der Prinz von Oranien seinen früheren Platz ein, und es erhob sich der König von Holland, stieg herab, reichte der Neuvermählten die Hand, und die Runde begann von vorn. Wiederum tiefe Verbeugungen und Knixe, worauf die Reihe an den Kronprinzen kam und die Geschichte sich wiederholte.

„Das Ganze erinnerte an ein Menuett: ein feierliches, gravitätisches Schritthalten nach dem Tempo der Musik, langsames, majestätisches Verbeugen. Der Rundgang wiederholte sich wohl an die zwanzig Mal, bis ihn die hohe Vermählte mit allen dazu berechtigten Personen vollendet hatte. Dazu reichte sie obendrein gegen das Ende zwei Kavalieren anstatt einem die Hand. Für mich gewann das Schauspiel noch ein besonderes Interesse dadurch, daß währenddessen sich das gesenkte Haupt der Prinzessin in vollendet abgemessenem Grade allmählich emporrichtete und schließlich die niedergeschlagenen Augen selbstbewußt in stolzem Feuer blitzten. Bei jedem Rundgang fiel ihr Schleier etwas mehr nach hinten, erhob sich der Kopf ein wenig höher, ihr Schweigen ward beredt, und die jungfräuliche Schüchternheit und Bangigkeit im Ausdruck wandelte sich zu heller Freude um, und zwar mit einem solchen Anschein von Natürlichkeit, daß ich es für ungekünstelt halten möchte. Dennoch war die allmählich sich vollziehende Umwandlung derart, wie ich sie nie besser auf der Bühne dargestellt sah.

„Alles in allem ist der Fackeltanz äußerst imposant und malerisch. Ich sähe ihn ganz gern noch einmal mit an, — allein kaiserlicher Minister möchte ich nicht sein! Nachdem der Tanz sein Ende erreicht hatte, verließen die höchsten Herrschaften wieder paarweise den Saal. Der Großherzog von Weimar und seine Gemahlin erkannten und grüßten mich. Um $^1/_2$10 Uhr war alles vorbei. Karl stand im Vorzimmer mit meinem Ueberrock, und da er einen Wagen für drei bis vier Personen in Bereitschaft hatte, winkte ich Rangabé und dem mexikanischen Legationssekretär, sich mir anzuschließen. Wir befanden uns so unter den ersten, die abfuhren. Es regnete tüchtig, und der Zug setzte sich erst nach einer halben Stunde in Bewegung. Ich fand indes ein Coupé, wo ich in Gesellschaft von Claparede und zwei andern Chargés rauchen und mich ausruhen konnte.

„Es war gerade 11 Uhr, als ich nach Hause kam. Dort fand ich einen Zettel von Coleman und ein Telegramm von C. vor, mit der Nachricht, daß letzterer zwei Stunden nach meinem Besuch im Gefängnis freigelassen worden sei. Heute früh kam ein Polizist und las mir auf Befehl des Oberpolizeirats in formeller Weise einen Bericht vor, des Inhalts, daß sich nach einem aus Chemnitz eingelaufenen Bericht die Anklage gegen C. als grundlos erwiesen habe. Ich stattete dem Departement meinen Dank ab und versicherte, meine Handlungsweise in dieser Sache sei von der Ueberzeugung ausgegangen, daß es sich so verhalte. Coleman und ich triumphieren über das Resultat, er gesteht jedoch jetzt ein, daß ihn meine nach Chemnitz gesandte Depesche und mein Auftreten den Gefängnisbeamten gegenüber gewissermaßen beunruhigt hätten. Wäre ich nicht gerade hier, so hätte C. noch tagelang sitzen können.

„Montag morgen. Es war mir wirklich nicht möglich, diesen langen Brief gestern zu beendigen. Boyesen kam nachmittags zu mir, sich um ein gut Teil literarischer Kritik zu bereichern; dann trafen die vier Amerikaner zu Tisch ein. Die Mahlzeit ging glänzend vonstatten. Karl und Wilhelm ließen sich kein Versehen zuschulden kommen; das Essen war vorzüglich gekocht, und die Gäste vergossen beinahe Freudentränen, als sie je eine große gebratene Tomate vor sich auf dem Teller erblickten . . .

„Mit jedem Tage merke ich, daß es mir ein wenig besser geht.“

Als ich einige Tage darauf in Berlin eintraf, fand ich allerdings meinen Mann bei scheinbarem Wohlbefinden. Das Schicksal wollte, daß wir noch einmal frohen Hoffens einen Blick in die Zukunft werfen und einen kurzen Monat hindurch uns des lichten Lebens freuen sollten, ehe für uns die Sonne auf immer niederging. Zwei Freunde von drüben trugen damals zu unsrer Erheiterung bei: Professor Hjalmar Boyesen und Professor Willard Fiske, beide von der Cornell University. Auch durchreisende Amerikaner der besten Sorte stellten sich ein, so daß wir uns eines angenehmen, an die Heimat erinnernden Verkehrs erfreuten. Gegen Boyesen äußerte sich Taylor, daß er besonders deshalb sein bisheriges Uebelbefinden beklage, weil es ihn verhindert habe, mit der Goethe- und Schillerbiographie, die nun so lange schon habe warten müssen, einen Anfang zu machen, und er eine brennende Ungeduld empfinde, das erste Kapitel endlich zu Papier zu bringen. Im Juli hatte er zwar einen schwachen Anlauf dazu genommen, aber dabei blieb es auch. Dagegen regte sich seine dichterische Gabe, sobald er sich im August etwas besser fühlte. Nach einer Wagenfahrt von Gotha nach Friedrichroda, wo er wieder einmal beim alten Storchennest auf dem First eines Bauernhauses des kleinen Wahlwinkel vorüberkam, verfaßte er das sinnige Gedicht „The Village Stork“.

Sein letztes Gedicht schrieb er einige Wochen später, als man ihn gebeten hatte, auch seinen Tribut dem Andenken William Cullen Bryants bei Gelegenheit von dessen Totenfeier im Century Club von New York zu zollen. Ungern unterzog er sich dieser Aufgabe, denn er fühlte es wohl, daß er ihr nicht wie ehedem gewachsen war. Als schließlich die Ode „The Epicedium“ fertig vor ihm lag,

war er unzufrieden mit dem Gedicht, er wußte aber, daß er es nicht besser machen konnte. Einmal, während seiner langen, schmerzensreichen Krankheit, die ihn indes nicht an das Bett zu fesseln vermochte, äußerte er gegen mich, daß ihm die Idee zu einem Gedicht im Sinne läge; und nachdem ein unerbittliches Schicksal ihn mir geraubt, fand ich unter seinen Papieren auf die Rückseite eines Manuskripts notiert die Verse:

„I meant to live—I meant to help and save
My fellow-creatures: but the end has come.
You are no more my father or my king:
You are my tyrant, and your face says—Death."

Es war der schmerzensreiche Ausklang jenes andern Verses, den er im Sommer 1877 während seiner Ruhezeit in Westvirginien träumte:

„The ship sails true because the seas are wide." Seit Jahren hatte sich das Ende vorbereitet. Durch einen seltenen Pflichtenfanatismus[1]) beschleunigt, trat die organische Krankheit zu Anfang Oktober plötzlich in das letzte, unheilbare Stadium ein. Das Dämonische, wie Goethe es nannte, das sich bei Bayard Taylor in früheren Jahren durch unermüdliche Tatkraft und starken persönlichen Magnetismus äußerte, hatte ihn endlich übermannt, indem es seine ursprünglich übersprudelnde Lebenskraft zerstörte. Am 19. Dezember 1878 hauchte er sein Leben aus.

Mit seinem letzten Atemzug schließt auch das letzte meiner Erinnerungsblätter. Denn für eine Witwe, der die Ehe alles geboten, was ihr Herz wünschen konnte, gibt es keine Zukunft mehr. Es gehört ihr einzig das Vergangene.

„I have remembered that
Forgotten, when I saw nor understood;
And now remembered since I know."

Epimetheus, „Prince Deukalion", Act. III. Sc. 5.

Was haben die Friedensfreunde für einen möglichst raschen Abschluß des russisch-japanischen Krieges getan?[2])

Von

Bertha v. Suttner.

Auf obige Frage hätten die organisierten Friedensfreunde das Recht in bildlicher Sprache zu antworten:

„Unser Ziel ist die Herbeiführung solcher hygienischer Zustände, bei der gewisse Seuchen nicht ausbrechen, nicht aber die Heilung der Erkrankten." Oder:

---

[1]) So bezeichnete es ein alter Gothaer Freund, Dr. Fritz Henneberg.

[2]) Anmerkung der Redaktion. Die humanen Bestrebungen der Friedensfreunde verdienen die vollste Anerkennung, leider werden aber die Kriegführenden und die neutralen

„Wir erstreben den Bau feuersicherer Häuser, maßen uns aber nicht an, einen bereits wütenden Brand zu löschen.“

Doch diese Antwort, die vor einem Dutzend Jahren, als die Friedensbewegung sich noch auf die rein theoretische Begründung ihrer Postulate beschränken mußte, die einzig mögliche gewesen wäre, kann heute durch eine positivere ersetzt werden. Denn schon stehen Mittel bereit und Wege offen, um sowohl bereits drohende Kriege in letzter Stunde abzuwenden, als um ausgebrochene Feindseligkeiten jederzeit abzubrechen.

Diese Möglichkeit hat den Pazifisten eine Pflicht auferlegt, die zu der in der Ueberschrift enthaltenen Frage berechtigt, und in folgendem soll mitgeteilt werden, was sie getan haben, dieser ihrer Pflicht zu genügen.

Ob mit oder ohne Erfolg, das ist für die vorliegende Frage unerheblich; denn es handelt sich nicht darum, was sie in der Sache erreicht, sondern was sie in der Sache getan haben. Ihre Vorschläge und Ratschläge mögen ja ungehört geblieben sein, das läßt jedoch keinen Schluß auf deren Unausführbarkeit zu, denn sie fußten durchaus auf bereits bestehenden, offiziell eingesetzten, in das neue Völkerrecht aufgenommenen Abmachungen, deren einfache Anwendung genügt hätte, den Ausbruch des ostasiatischen Krieges zu verhindern, und heute noch genügen würde, dem unseligen Massensterben ein Ende zu machen.

Aber neue Pfade müssen, um leicht gewandelt zu werden, erst verschiedene Phasen durchgemacht haben. Vorerst hat man sie zu planen, dann abzustecken, hierauf auszubauen und schließlich — das ist das Schwierigste — Geleise darauf zu ziehen. Ehe das geschehen, wird die Routine (diese schlimmste, wenn auch meist passive Feindin jeglichen Fortschritts) immer noch, so lange als möglich, auf den alten Wegen verharren, wo es so bequeme tiefe Furchen gibt.

Die neuen Pfade, d. h. die neuen Gesetze, die ich meine, die finden sich in den „Vereinbarungen zur friedlichen Schlichtung internationaler Konflikte“, die am 29. Juli 1899 von 26 Mächten, darunter auch Rußland und Japan, unterzeichnet — von ersterem sogar angeregt worden sind. Zum Ausbauen des von den Pazifisten abgesteckten Weges haben sich die Mächte — einige allerdings nur widerstrebend — bereit gefunden. Als es aber in der leidenschaftserregten Entscheidungsstunde zum Befahren kam, dann stürzten die Gefährte wie von selber wieder in die altgewohnten Gleise, und von einem „Zurück“ wollte keiner der Lenker etwas hören. Das hat sich so im südafrikanischen Kriege zugetragen und zeigt sich im ostasiatischen von neuem. Nur immer weiter — „bis zum bitteren Ende“. Quand le vin est tiré, il faut le boire ... es scheint, daß nicht nur der Wein, daß auch Blut, wenn es einmal abgezogen ist, bis zum letzten Tropfen ausgetrunken werden muß!

Mächte sich wenig oder gar nicht nach der Gefühlspolitik dieser Friedensfreunde richten können, sondern die realen Verhältnisse im Auge behalten. Tritt der Zeitpunkt einer Friedensvermittlung ein, so werden gewiß die großen Kabinette alles tun, um dem grausamen Kriege ein Ende zu machen. Die Friedensfreunde wollen wir aber in ihrer idealen Arbeit nicht stören und bringen deshalb gern den obigen Artikel.

Der neue Pfad ist aber schon da. Einmal, vielleicht schon morgen, wird doch ein oder das andre Gefährt ihn benutzen, und dann folgen immer mehr und mehr und zuletzt alle nach. Einstweilen haben die, die ihn geplant — die Friedensfreunde — die Aufgabe, diejenigen, die ihn ausgebaut — die Signatarmächte — unverdrossen und eindringlich zu mahnen: Hier habt ihr zu fahren, hier, wo ihr selber die Tafel mit der Inschrift aufgepflanzt:

„Die Signatarmächte verpflichten sich, alle ihre Bemühungen anzuwenden, um die Schlichtung internationaler Streitigkeiten durch friedliche Mittel herbeizuführen."

Abschnitt I, § 1.

Hier also, in chronologischer Reihenfolge, die Geschichte der pazifistischen Anstrengungen, den gegenwärtigen Krieg abzuwehren — abzubrechen:

15. Dezember 1903. Bange sind die Blicke nach Petersburg und Tokio gerichtet. Ein Streit schwebt, der in Krieg auszubrechen droht. Man weiß, daß die Japaner voll kriegerischen Geistes und voll Ungeduld sind, sich in Kampf zu stürzen; man weiß, daß der Zar den Frieden will — man weiß aber auch, daß neben oder gar über dem Willen des Alleinherrschers eine starke Partei herrscht, die auch nach Krieg dürstet und daher die Verhandlungen verschleppt, die Geduld der Gegner auf harte Proben stellt. Schiedsgericht und Vermittlung sind zwei Worte, die in den Kabinetten, in den Blättern häufig wiederkehren — kurz, Hoffnung und Furcht (die einen hoffen, was die andern fürchten) schwanken hin und her.

Das Berner Internationale Bureau richtet an die Ministerien des Aeußern von Frankreich, Deutschland, England, Oesterreich, Italien und der amerikanischen Union ein Rundschreiben mit der ehrerbietigen Bitte, daß die Minister ihren Einfluß geltend machen mögen, damit ihre betreffenden Regierungen der Menschheitssache ihre wertvolle Hilfe angedeihen lassen, indem sie Schritte zur Verhütung des Krieges unternehmen, der anläßlich der mandschurischen und koreanischen Frage auszubrechen droht. Das Bureau spricht die Ueberzeugung aus, daß dieser Konflikt vermieden werden könnte, wenn die Großmächte sich vereinbaren, um den beteiligten Parteien ihre guten Dienste oder Mediation anzutragen, wie sie in Artikel II der Haager Konvention ausdrücklich vorgesehen sind. Eine solche Vereinbarung könnte leicht auf diplomatischem Wege ausgeführt werden, und die zu diesem Zweck ergriffene Initiative würde der betreffenden Regierung den Anspruch auf die Dankbarkeit der Völker sichern.

Die Regierungen Rußlands und Japans sind von diesem Schritte verständigt worden. Zur Unterstützung dieses Gesuches hat das Berner Bureau ein Memorandum verfaßt und allen Gruppen der Interparlamentarischen Union zugestellt.

Dieses Schriftstück, betitelt: „Mémoire sur le différend russo-japonais relatif à la Mandchourie et à la Corée" (8 Drucks. Gr.-Okt.) bietet einen parteilosen Ueberblick der schwebenden Streitfrage und kann von künftigen Geschichtschreibern als Hilfsquelle zur Vorgeschichte des Krieges benutzt werden. „Wir sind der Ansicht," heißt es in der Einleitung, „daß es unsre Pflicht ist, nicht

dem einen oder dem andern in einem entstehenden Konflikt recht zu geben, sondern den Parlamenten und dem Publikum eine gedrängte Analyse der offiziellen Akten und der Tatsachen zu geben, auf denen der Streitfall beruht. Wir glauben, daß die bloße Untersuchung einer Differenz in häufigen Fällen genügte, um den Mißverständnissen und falschen Urteilen vorzubeugen, die den Ursprung der meisten Kriege bilden."

Nun folgen die historisch dokumentierten Abschnitte: I. Mandschurei; II. Korea: III. Die jüngsten Verträge: russisch-japanischer Vertrag über Korea von 1898; Friedensprotokoll vom 8. September 1901; englisch-deutsche Abmachung über die Integrität Chinas; der englisch-japanische Vertrag; IV. Die Okkupation der Mandschurei; V. Die japanischen Reklamationen; VI. Vermittlungsanträge. In diesem letzten Abschnitte heißt es unter anderm:

„Man muß sich keine Illusion darüber machen, was gegenwärtig ein Krieg zwischen Rußland und Japan, selbst ohne Intervention der verbündeten Mächte, zu bedeuten hätte. Die Japaner haben im Krieg gegen China bewiesen, daß sie in militärischer Hinsicht keine quantité négligeable sind, und es läßt sich voraussetzen, daß sie mit äußerster Energie kämpfen würden, um ihren Einfluß und ihre Interessen im fernen Osten zu wahren.

„Anderseits beträgt der Effektivstand der russischen Infanterie 1 106 000 Mann, wovon schon 185 000 Mann teils in der Mandschurei stationiert, teils dahin unterwegs sind. Japan besitzt eine mächtige Flotte, enorme Vorräte und hinter den Schiffen 800 000 Mann Truppen. Es handelt sich da also nicht um eine einfache militärische Demonstration mit einem Seegefecht oder einer Belagerung, infolge deren der Sieger dem Besiegten sein Gesetz diktiert; der Krieg würde notwendigerweise lang und mörderisch werden; keiner der Kriegführenden würde eine erste Niederlage akzeptieren, da der Einsatz des Kampfes die künftige politische und kommerzielle Vorherrschaft in Ostasien ist.

„Es scheint uns, daß bei dem gegenwärtigen Stande der Verhandlungen eine Annäherung der extremen Forderungen nicht unmöglich wäre. Uebrigens würde ein Krieg im gelben Ozean nichts abschließen und nur, wie die meisten Kriege, zur Vorbereitung andrer Kriege dienen. Er würde notwendigerweise die Schwächung beider Teile mit Bezug auf ihre zivilisatorische Rolle im Osten zur Folge haben, während ein auf gegenseitige Zugeständnisse gegründetes, von den Großmächten angeratenes Arrangement beiden noch genügenden Platz in diesen, dem Handel noch kaum erschlossenen Regionen belassen würde."

Das Schriftstück schließt mit dem Hinweis auf den Artikel II der Haager Konvention, des Wortlauts:

„Im Falle ernsten Streites oder Konfliktes vereinbaren die Mächte, daß sie, soweit die Umstände es erlauben, ehe sie zu den Waffen greifen, zu den guten Diensten oder der Vermittlung einer oder mehrerer befreundeter Mächte Zuflucht nehmen werden."

Unter den Empfangsbestätigungen, die auf dieses Rundschreiben eintrafen, ist besonders die des italienischen Auswärtigen Amtes zu erwähnen, die lautet:

„Es ist in der Tat im höchsten Grade wünschenswert, daß ein solcher Krieg

vermieden werde, und die Königliche Regierung, indem sie eine friedliche Entente zwischen den beiden Mächten wünscht, anerkennt auf das höchste das humanitäre Ziel der vom Berner Komitee ergriffenen Initiative."

Wünschen, wünschen ... warum nicht handeln? Initiativen andrer anerkennen ... warum nicht selber ergreifen? Ja, die Routine ... Wenigstens bedeutet das Wünschen und Anerkennen doch schon einen Schritt aus dem Stadium des fraglosen Verharrens in das Stadium des Zögerns.

28. Dezember. Im Namen der französischen Schiedsgerichtsgesellschaft und der ständigen Delegation der französischen Friedensvereine richten Frédéric Passy und Charles Richet einen gleichlautenden Brief an den Kaiser von Rußland und den Kaiser von Japan, worin diese in würdevoller und ehrerbietiger Sprache beschworen werden, sich des von ihnen selber im Haag geschaffenen Instrumentes zu bedienen, um der Welt das Unglück eines solchen gewaltigen Krieges zu ersparen und sich so die ewige Dankbarkeit der Menschheit zu sichern. Die beiden den beteiligten Mächten alliierten Nationen Frankreich und England würden sich beim ersten Aufruf sehr bereit finden, einer gerechten Lösung der Streitfrage ihre guten Dienste zu widmen.

30. Dezember. Auszug aus dem Protokoll der 12. Sitzung der Schiedsgerichtsgruppe des französischen Parlaments:

Der Präsident lenkt die Aufmerksamkeit der Gruppe auf den Ernst der sich im äußersten Osten vorbereitenden Ereignisse. Er ist der Meinung, daß die Gruppe einen wirksamen Versöhnungseinfluß ausüben solle, und daß ein untätiges Verhalten da ebenso unerklärlich als unentschuldbar wäre. Der Präsident teilt ferner mit, daß er sich versichert habe, daß das „Commercial and arbitration committee" des englischen Unterhauses dieselben Absichten hege.

Januar 1904. Die englische „Peace and arbitration association" wendet sich an den Marquis von Lansdowne, um die Minister S. M. an ihre Pflicht zu mahnen, ihre guten Dienste, dem Artikel II der Haager Konvention gemäß, der russischen und japanischen Regierung anzutragen.

Die Vermittlungsgerüchte hören nicht auf — abwechselnd mit Dementis — in den Blättern zu kursieren; daß Japan sich entschieden sowohl gegen Schiedsgericht als gegen „gute Dienste" weigert, erfährt man; daß in Rußland — namentlich beim Kaiser — eine solche Abneigung nicht besteht, erfährt man auch. Mir wurde bekannt, daß am Tage selbst, als in Petersburg die Nachricht von dem Angriff der Japaner eintraf, für 2 Uhr nachmittags eine Besprechung zwischen dem Völkerrechtslehrer Martens und dem Minister Lamsdorf stattfinden sollte, behufs Ausarbeitung von Modalitäten, unter denen Rußland sich bereit finden würde, die Vermittlung einer befreundeten Macht anzunehmen.

8. Februar 1904. Die wie ein Donnerschlag wirkende Nachricht trifft ein, daß Japan seinen Gesandten abberufen habe. Dazu der Text eines Artikels in einem russischen Regierungsblatte, welches zu dieser Abberufung bemerkt: „Jetzt sind drei Möglichkeiten gegeben: erstens Krieg; zweitens Weiterexistieren ohne diplomatische Beziehungen, aber ohne Krieg; drittens Vermittlung."

In diesem Augenblick war es, daß ich an Präsident Roosevelt ein Kabeltelegramm absandte, dessen Text in der Presse veröffentlicht wurde. Daß die Depesche in den Organen der mir feindlichen Publizistik Deutschlands viel verhöhnt wurde, will ich nicht verhehlen.

„Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Japan und Rußland" — so telegraphierte ich dem Oberhaupt der amerikanischen Union, von dessen Förderung der Friedensidee ich sichere Kenntnis habe — „müßte unweigerlich zum Kriege führen, wenn nicht ein Neues in die Welt getreten wäre, das in der Haager Konvention (Einleitung: Mediation, §§ 2, 3, 8, 27) niedergelegt ist und das auf die gegenwärtige Lage seine volle Anwendung findet. Es ist wenig Hoffnung, daß die europäischen Mächte — vielleicht können sie es auch nicht — eine solche Vermittlung anbieten, während das moderne Staatswesen der Union zu dieser Aufgabe hervorragend berufen scheint. Gerade auf Sie, Herr Präsident, der Sie für die Verwirklichung der Haager Konvention so energisch eingetreten sind, dürfen sich jetzt die ängstlichen aber vertrauensvollen Blicke derjenigen richten, welche die Aera der internationalen Justiz anbrechen sehen. Und wenn ich es wage, an Ihre Weisheit mit der Bitte zu appellieren, Sie mögen in dieser entscheidenden, so gefahrvollen Stunde Ihre helfende Hand ausstrecken, so tue ich dies nicht nur in meiner Eigenschaft als Vizepräsidentin des Internationalen Friedensbureaus in Bern, sondern ich glaube der Dolmetsch von Millionen Mitmenschen zu sein, die es als Triumph der Zivilisation betrachten würden, wenn, gerade jetzt, die neuen Ideen (die in Ihnen, Herr Präsident, so oft einen mächtigen Verteidiger gefunden haben) über die bisher geübte verderbliche ultima ratio obsiegen würden.

Bertha v. Suttner,
Vorsitzende des österreichischen Friedensvereins."

Die Depesche war eigentlich schon in der Stunde ihrer Absendung gegenstandslos geworden, denn der japanische Einfall in Port Arthur — ohne vorherige Kriegserklärung — war geschehen, und wieder stand die Welt im Zeichen der losgelassenen Furie des Krieges.

10. Februar. Das Organ des Berner Bureaus schreibt:

Der Geist der Gewalttätigkeit in der Umgebung des Mikado und des Zaren hat also gesiegt. Der Ausbruch des Krieges ist unglückseligerweise vollbrachte Tatsache. Die beiden Gegner beschuldigen sich gegenseitig, und jeder will auf den andern die Verantwortung eines Krieges abwälzen, dessen Folgen unberechenbar sind. Die russische Regierung wirft der japanischen vor, nicht einmal ihre Antwort abgewartet zu haben vor Abbruch der diplomatischen Beziehungen,

und Japan wirft Rußland berechnete Verschleppung sovor wie die Drohung, die in den militärischen Vorbereitungen der Mandschurei enthalten sei.[1]) Die Friedensfreunde haben nichts vernachlässigt, um den Ausbruch zu verhindern; der König von England, der Präsident der französischen Republik und der König von Italien haben sich persönlich zugunsten der Friedenserhaltung ausgesprochen. Noch niemals sind zwei Gegner die Gegenstände so vieler Versöhnungsversuche, die Empfänger so vieler weisen Ratschläge gewesen, wie Rußland und Japan in diesem Falle. Wenn es doch nicht verhindert werden konnte, daß der Streit zu einem blutigen Konflikt ausartete, so liegt dies gewiß an unheilvollen Einflüssen, deren Geheimnis erst später enthüllt werden wird. — Unter den obwaltenden Umständen hätte ein neuer Schritt des Bureaus keinerlei Aussicht auf Erfolg. Nur der Vermittlungsantrag der Haager Signatarmächte könnte nach wie vor nützlich gestellt werden, da sie laut Text berechtigt sind, auch „während der Feindseligkeiten" Mediationsversuche zu machen.

Das Bureau richtet an alle Organe der Presse einen Aufruf, daß diese ihren ganzen Einfluß auf die öffentliche Meinung geltend machen möge, um in allen Ländern eine Agitation zugunsten der baldigen Einberufung einer Staatenkonferenz in die Wege zu leiten, zu dem Zwecke, einen Einhalt der Feindseligkeiten zu fordern und den Kriegführenden die Wege der internationalen Justiz zu öffnen.

22. Februar. An diesem Tage haben sämtliche Friedensvereine der Erde eine Versammlung abgehalten, bei der eine gleichlautende, vom Zentralbureau vorgeschlagene Erklärung abgegeben wurde, nachstehenden Wortlauts:

„Unter dem schmerzlichen Eindruck des in Ostasien ausgebrochenen Krieges richtet die in N. N. am 22. Februar abgehaltene Versammlung des N. N. Friedensvereins an die Regierungen, welche die Haager Konvention zur friedlichen Schlichtung internationaler Konflikte unterzeichnet haben, die dringende Bitte, aus ihrer im russisch-japanischen Konflikt bisher beobachteten passiven Haltung herauszutreten. Die Versammlung ist überzeugt, daß, wenn die neutralen Regierungen ernstlich die Rechte ausüben wollen, die ihnen die Haager Vereinbarung verleiht, so würden sie ihren Willen durchsetzen und so der Zivilisation den größten Dienst leisten, der ihr geleistet werden kann, und dies durch die einfache loyale Anwendung der nachstehenden Paragraphen der Konvention:

Die Signatarmächte erachten es für nützlich, daß eine oder mehrere dem Konflikte fremden Mächte aus eigner Initiative, wenn die Umstände es erlauben, den streitenden Mächten ihre guten Dienste anbieten.

Dieses Recht bleibt den unbeteiligten Mächten auch im Laufe der Feindseligkeiten gewahrt.

Die Signatarmächte betrachten es als eine Pflicht, im Falle als ein kriegerischer Konflikt zwischen zweien oder mehreren unter ihnen auszubrechen droht, dieselben daran zu erinnern, daß ihnen der ständige Gerichtshof offensteht.

---

[1]) Eine neuerliche Illustration für die Unhaltbarkeit des bei den Militärparteien so beliebten: si vis pacem, para bellum. Die Kriegsvorbereitungen des einen werden immer vom andern als Rechtfertigung des Losschlagens geltend gemacht. B. S.

Die Anerbietung von Vermittlung kann niemals als ein unfreundlicher Akt betrachtet werden.[1])

März 1904. Die „Internationale Liga für Frieden und Freiheit in Paris“ bringt nachstehendes in Erinnerung und zu allgemeiner Kenntnis:

„Artikel 8[2]) der Friedenskonvention im Haag sieht an Stelle direkter Verhandlungen, wenn solche die Lösung einer Differenz zwischen Nationen nicht erreicht haben, indirekte Verhandlungen in folgender Form vor:

Die streitenden Staaten wählen je eine Macht, der sie die Mission anvertrauen, sich in direkte Verbindung mit der vom andern Teile gewählten Macht zu setzen.

... Diese beiden Mächte müssen jedmögliche Anstrengung machen, den Streit zu schlichten. Sie bleiben mit der Mission betraut, jede allgemeine Möglichkeit zu benutzen, den Frieden wiederherzustellen.“

Frau Horst, Komiteemitglied der norwegischen Gruppe des „Frauenbundes für Frieden durch Erziehung“, schlägt dem Bunde vor, Petitionen an die Mächte zu schicken, welche die Konvention von Haag unterschrieben haben, um sie zu mahnen, kraft dieser Abmachungen den Versuch zu machen, dem Kriege Einhalt zu tun.

Vom 7. bis 10. April tagt in Nimes der zweite französische National-Friedenskongreß. Das heißt, ein Kongreß, der im Gegensatz zu den alljährlichen allgemeinen nur von den Friedensgesellschaften Frankreichs beschickt ist. Unter den dort angenommenen Resolutionen (durch die Presse verbreitet und den Regierungen übermittelt) befindet sich der folgende, von dem Referenten Lucien Le Foyer vorgeschlagene Text:

„Der Kongreß — indem er den blutigen Konflikt bedauert, der in Ostasien ausgebrochen ist — und ohne die Verantwortung der beiden Teile beurteilen zu wollen —; ferner bedauernd, daß der Krieg dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen auf dem Fuß gefolgt ist, ohne daß die verschiedenen Lösungsmethoden versucht wurden, die die Haager Konventionen, durch die die beiden kriegführenden Mächte gebunden sind, ihnen offenließen — erneuert den Appell u. s. w.“ (folgt die Erinnerung an die betreffenden, auch im Laufe der Feindseligkeiten gültigen Paragraphen).

10. April. Die „Association la paix par le droit“ richtet an Herrn Delcassé eine Glückwunschadresse zum Abschluß des französisch-spanischen Schiedsvertrags und knüpft an diesen neuen Fortschritt der Friedensbewegung die Hoffnung, daß einige neutrale Staaten im eignen Interesse sowie im „höheren Interesse“ der Zivilisation erreichen werden, daß die kriegführenden Parteien die durch die Haager Konventionen vorgesehenen und geregelten guten Dienste annehmen und so den momentan unterbrochenen Sieg des Friedens sichern, der

---

[1]) Urheber des letzten Paragraphen ist der italienische Botschafter Graf Nigra.

[2]) Urheber dieses Paragraphen war der amerikanische (seither gestorbene) Delegierte Dr. Holls.

die einzige Garantie der nationalen Verteidigung und die einzige Quelle wahren Ruhmes ist."

Emile Arnaud, Vorsitzender der „Ligue de la paix et de la liberté", veröffentlicht und verbreitet ein Flugblatt, worin nochmals auf Art. 8 der Haager Konventionen zurückgekommen und auf dessen Anwendbarkeit zur Anbahnung von Friedensverhandlungen in der russisch-japanischen Sache hingewiesen wird.

5. Mai. Das Berner Bureau entsendet an die Minister des Auswärtigen Amtes von Rußland und Japan folgendes Schreiben:

„Ew. Exzellenz!

Der gegenwärtige Krieg in Ostasien und dessen Fortsetzung bedroht die vitalen Interessen der beiden kriegführenden Nationen und der Länder, in welchen gekämpft wird. Auch die vom Kriegstheater entfernten Länder empfinden schon die in ihre Handelsbeziehungen gebrachten Störungen, und man kann nicht ohne tiefen Schmerz an die gegenwärtigen und künftigen Leiden der in diesen Konflikt mitgerissenen Völker denken. Die Unterzeichneten, indem sie im Namen der Friedensfreunde und der Solidarität der Völker sprechen, maßen sich durchaus nicht an, irgendwie die Verantwortlichkeit der Ereignisse abzuwägen, die zur Eröffnung der Feindseligkeiten geführt haben; aber sie erachten es für ihre Pflicht, die beiden Kriegführenden zu ermahnen, die Friedfertigungsmittel nicht abzuweisen, über welche sie noch verfügen können, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben." Folgt der Hinweis auf die mehrfach erwähnten Paragraphen, und das Schreiben schließt mit den Worten: „Genug Blut ist bisher geflossen, genug Trümmer haben sich aufgehäuft. Auf dieser Bahn zu verharren, bis zur Erschöpfung der Kräfte der Kämpfenden, wäre verderblich für die ganze menschliche Familie, sowohl vom moralischen wie vom materiellen Standpunkt.

Wir haben die Ehre u. s. w.

Für das Internationale Friedensbureau:

Der Präsident: Frederic Bajer.

Der Ehrensekretär: Elie Ducommun."

Juni. Das Organ des Berner Bureaus (Correspondance bi-mensuelle) bringt als Beilage eine Broschüre, deren Verfasser, Dr. Max Kolben, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, eine Lösung der mandschurischen Frage vorschlägt. Er ist der Meinung, daß es eine schlechte Politik der Mächte wäre, dem Kriege bis zur Erschöpfung der beiden Teile gleichgültig zuzusehen, und empfiehlt eine Vereinbarung zur Neutralisierung der Mandschurei, deren Verwaltung einem fremden Prinzen übertragen würde — wie dies für Kreta geschah —, so lange, bis China in die Lage käme, diese Administration mit den für die Sicherheit aller nötigen Garantien wieder zu übernehmen.

*

Ich breche ab und lasse die vielen Aufsätze und Aufrufe unerwähnt, die von hervorragenden Friedensfreunden vor und nach Ausbruch des Krieges bis

heute in den Blättern veröffentlicht worden sind. Auf die vorgelegte Frage glaube ich eine zwar nicht erschöpfende, aber doch orientierende und dokumentierte Antwort gegeben zu haben. Es blieben aber in derselben Angelegenheit noch zwei gar interessante und wichtige Fragen zu stellen:

„Was haben die maßgebenden und einflußreichen Kreise (Regierungen, Volksvertretungen, Presse u. s. w.) unterlassen, was zur Herbeiführung einer friedlichen Lösung nötig gewesen wäre?“

„Was haben diese selben Faktoren und die Kriegsparteien aller Länder getan, um eine solche Lösung zu verhindern?“

Auch das müßte registriert werden.

Aus der Zeit des Frankfurter Parlaments.

Aus dem Nachlasse des Abgeordneten Georg Friedrich Kolb.

(Fortsetzung.)

Während der Pfingsttage machten etwa 50 Parlamentarier von der Linken eine Rundreise durch die östliche Pfalz, die einen wahren Jubelzug darstellte und die ohnehin hier herrschende Begeisterung für Freiheit und Einheit nicht wenig steigerte.

Nach dem Wiederzusammentritt der Versammlung heischte eine schwierige Angelegenheit rasche Lösung. Der allgemein verhaßte Bundestag mußte beseitigt werden; es bedurfte deshalb der Einrichtung einer neuen, allerdings nur provisorischen Zentralgewalt, ohne deren kräftiges Wirken alle Beschlüsse der Nationalversammlung in der Luft schwebten; definitive Bestimmungen konnte und sollte erst die zu erlassende Reichsverfassung treffen. Doch gleich hier zeigte es sich, welchen unverbesserlichen Fehler das Vorparlament begangen, indem es den Antrag auf Permanenzerklärung zurückgewiesen hatte. Durch seine Permanenz hätte es wenigstens versucht, sich die Gewalt zu sichern, die unentbehrlich war zur Durchführung des Anspruches einer „einzig und allein“ bestimmenden Nationalversammlung. Während der letzten Wochen und Monate hatten die alten Dynastien in aller Stille ihre Kräfte wieder zu sammeln, ihr Ansehen wieder herzustellen begonnen. Allerdings war die moralische Macht des Parlaments noch keineswegs gebrochen, und die Klugheit gebot den Regierungen noch immer, mit Vorsicht auf ihre reaktionären Ziele hinzusteuern; allein sie fanden eine mächtige Unterstützung in jener Versammlung selbst, in der die weitaus größte Anzahl der Mitglieder monarchistisch gesinnt war und in diesem Sinne zu wirken nie ermangelte.

Am 19. Juni begannen die Verhandlungen der Plenarversammlung. Schon beim Beginne lagen 50 verschiedene Anträge vor und hatten sich 113 Mitglieder zum Worte gemeldet. Die Zahl der angemeldeten Redner stieg am vierten Tage der Verhandlung bereits auf 189, indes die der Anträge sich gleichsam jeden Augenblick vermehrte. Eine provisorische Zentralgewalt ward einhellig von allen Parteien gefordert; aber wie sollte sie gebildet und von wem ernannt sein? Noch wagte niemand offen zu verlangen, daß die Sache den Händen der Regierungen überlassen werde; aber viele forderten bereits eine „Vereinbarung" zwischen Parlament und Regierungen, indes die Linke darauf bestand, dem früher verkündeten „Einzig und allein" gemäß müsse ausschließlich das Parlament bestimmen. Und welche Form sollte die Zentralgewalt erhalten? Eine Trias war vorgeschlagen; Oesterreich, Preußen und Bayern waren dabei ins Auge gefaßt, da man annahm, keiner der beiden erstgenannten Staaten werde sich dem andern unterwerfen, die Beiziehung Bayerns sollte eine Anerkennung der Stellung der Kleinen sein, etwa mit dem Hintergedanken, die Bevorzugung Bayerns werde die Ausgeschlossenen unzufrieden gegen dieses machen und sie den beiden Großen besser zuführen. Die Republikaner ihrerseits erstrebten einen Vollziehungsausschuß, gebildet aus Mitgliedern der Versammlung, während die Monarchisten unter allen Verhältnissen einen Prinzen, wenn auch etwa unter Ausschluß der regierenden Fürsten, an der Spitze wissen wollten. Eine Menge weiterer Fragen knüpfte sich natürlich an die ebenerwähnten. Die Debatten verlängerten sich ins Unabsehbare, bis man sich endlich zu einer Beschränkung entschloß, wonach nur je zwei Redner aus jeder der acht Hauptparteien zum Worte zugelassen werden sollten, je nach der Wahl dieser Parteien selbst. Schließlich bestieg dann Gagern am sechsten Verhandlungstage die Tribüne. Noch stand er in vollem Nimbus, und er sprach im Bewußtsein seiner moralischen Macht, scheinbar vermittelnd. Der wichtigste Streitpunkt lag in der Frage: Wer soll die neue Zentralgewalt ernennen? Fest und zuversichtlich rief Gagern die Worte: „Ich tue einen kühnen Griff, und ich sage Ihnen, wir müssen die provisorische Zentralgewalt selbst schaffen! Wir müssen sie schaffen, weil sie Vertrauen haben muß und weil wir ihrer schnell bedürfen." Der zu Wählende aber müsse den höchsten Sphären angehören; ein Privatmann finde nicht die notwendige Zustimmung in allen Ländern; nicht weil ein Fürst, sondern obgleich ein Fürst!" Eine Andeutung wies jetzt schon auf den Erzherzog Johann von Oesterreich hin. — Mit dieser Rede war eigentlich die Frage entschieden.

Der nächste Tag, ein Sonntag, schuf eine Pause, ward aber von einigen Seiten zu verschiedenen Intrigen benutzt. Der 26., Montag, sollte die Entscheidung bringen, nun aber kam die Rechte, obwohl die Diskussion geschlossen war, mit neuen Anträgen, und außerdem machte sie alle möglichen Schwierigkeiten wegen der Fragestellung. Der vorsitzende Vizepräsident Soiron steigerte die Erregung durch ungeschicktes und parteiisches Verhalten zum förmlichen Tumult. Eine zweistündige Unterbrechung der Sitzung nutzte nichts; der Tumult

begann aufs neue; die Entscheidung mußte auf den folgenden Tag ausgesetzt werden. Auch an diesem gelangte man erst um 1 Uhr zum Beginn der Abstimmung. Zunächst handelte es sich nur um einen Antrag von Vincke, beginnend: „Die Nationalversammlung beschließt, vorbehaltlich des Einverständnisses mit den deutschen Regierungen ...“ Dieser von den Heißspornen der Legitimität unterstützte Antrag ward dann doch mit der imposanten Majorität von 577 gegen 31 Stimmen verworfen, dagegen ein weiterer Antrag, der das „vorbehaltlich“ hinwegließ, fast mit Stimmeneinheit angenommen. Bei Feststellung der einzelnen Bestimmungen wurde die, die es der provisorischen Zentralgewalt aufgeben wollte, die Beschlüsse der Nationalversammlung verkünden zu müssen, mit 277 gegen 261 Stimmen verworfen, womit der Zentralgewalt ein absolutes Veto eingeräumt ward. Dagegen erlangte die Bestimmung, wonach die Zentralgewalt (nur) im Einverständnis mit der Nationalversammlung über Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten beschließen könne, 408 gegen 143 Stimmen. (Die letzteren wollten auch diese Beschränkung beseitigen!) — Antrag: „Die provisorische Zentralgewalt wird einem Präsidenten übertragen (Vorschlag der Linken), verworfen mit 355 gegen 171, dagegen in der Fassung „einem Reichsverweser“ (statt Präsidenten) mit großer Mehrheit angenommen; dann mit 403 gegen 135 Stimmen beschlossen: „Der Reichsverweser wird von der Nationalversammlung gewählt.“ (Stürmischer Beifall; viele Mitglieder der Rechten erklären übrigens zu Protokoll, sie hätten mit der Majorität gestimmt „im Vertrauen auf die Zustimmung der Regierungen“.) Der Reichsverweser ward übrigens auch „unverantwortlich“ erklärt und dies sogar ohne Beschränkung auf die politischen Dinge, für die wenigstens formell die Minister einzustehen hatten.

Am 29. Juni erfolgte endlich die Wahl des Reichsverwesers, die Monarchisten hatten sich verständigt. Zahl der Abstimmenden 546; Erzherzog Johann von Oesterreich erhielt 436 Stimmen (die Preußen von der Rechten stimmten diesmal, wo es sich nur um ein Provisorium handelte, für den österreichischen Prinzen, in der Voraussetzung, daß dann die Oesterreicher bei der definitiven Erledigung der Oberhauptsfrage für einen Preußen sich erklären würden); die Opposition spaltete sich: 52 votierten für Gagern, 32 für Itzstein, 25 verweigerten jede Stimmenabgabe für einen Unverantwortlichen. —

Mitten in den Verhandlungen über die Zentralgewalt hatte sich ein Zwischenfall ergeben, dessen formelle Erledigung, als dringlich erklärt, sofort erfolgte. Der König von Sardinien hatte sich Feindseligkeiten gegen die Stadt Triest, sohin (damals) deutsches Bundesgebiet, erlaubt. Am 20. Juni beschloß nun die Versammlung einhellig, es sei deshalb jenem Könige der Krieg zu erklären. Die bald darauf erfolgten Siege Radetzkys erledigten die Angelegenheit.

Am Abend des 11. Juli traf der Erzherzog Johann in Frankfurt ein, und am nächsten Tage folgte die Installation als Reichsverweser in der Nationalversammlung; der Erwählte legte das Gelöbnis treuen Vollzugs des ihm hierbe besonders vorgelesenen Gesetzes über die Zentralgewalt ab. Natürlich fehlte es

nicht an Feierlichkeiten, meistens bestanden sie in einfacher Wiederholung der dem Vorparlamente, dann der zusammentretenden Nationalversammlung dargebrachten Begrüßungen, Schmücken der Häuser, Fackelzug, Beleuchtung, Glockengeläute, Kanonendonner und Paradieren der Bürgerwehr. Im ganzen aber fehlte das Leben, die Begeisterung vom Märzmonate; Neugierde hatte die Massen auf die Straßen gebracht, stumm und freudelos zogen sie einher. Die schönen Hoffnungen hatten sich bereits stark vermindert, die unbedingte Zuversicht auf eine bessere Zukunft war bereits von Zweifeln angekränkelt.

Am 15. Juli wurde der Nationalversammlung die erste Bildung des Reichsministeriums bekannt gegeben. Es bestand aus: v. Schmerling (Oesterreicher) für das Innere und Auswärtige, Heckscher (Hamburger) für Justiz, und v. Peucker (Preußen) für das Kriegswesen. Eine Vervollständigung blieb vorbehalten.

Die Nationalversammlung beriet unterdes die ersten Artikel der Grundrechte des deutschen Volkes. Wenn man sieht, wie damals die Angehörigen aller Parteien, die sich liberal nannten, den äußersten Scharfsinn aufboten, um ja nicht das kleinste der Volksrechte zu vergessen und diese gegen jede reaktionäre Sophistik im Leben sicherzustellen; wenn man beachtet, wie wenigstens zu Anfang selbst die Leute von der Rechten großenteils sehr freisinnige Ansichten vertraten (so erlangte z. B. der Beschluß wegen Abschaffung der Todesstrafe wesentlich durch die Beredsamkeit und die Begeisterung eines Abgeordneten von der Rechten, Scheller aus Frankfurt a. d. Oder, die Majorität — 288 gegen 146 Stimmen) —, und wenn man gegenüber diesen Erscheinungen die Gleichgültigkeit gewahrt, mit der Dezennien später die sich nationalliberal nennenden Volksvertreter bei Beratung erst der Norddeutschen Bundes-, dann der Reichsverfassung über Feststellung von „Menschenrechten“ (Grundrechten) hinweggingen — wie sie auf jede Erwähnung solcher Volksrechte verzichteten, ja wohl eigens gegen jede Aufnahme derartiger Bestimmungen votierten, etwa unter dem lächerlichen Vorwande, die Anträge rührten von Ultramontanen her (warum haben sie selbst es versäumt, derartige Anträge zu stellen?) —, wenn man auf diese Tatsachen zurückblickt, so muß sich einem die Ueberzeugung aufdrängen, daß das deutsche Volk, von Chauvinismus berauscht, in freiheitlicher Richtung von 1848 bis jetzt keine Fort-, vielmehr die enormsten Rückschritte gemacht hat. Dabei haben wir eine Verfassung, nicht wie sie für eine große Nation paßt, sondern zugeschnitten bloß auf den Leib eines einzelnen, höchst eigenartigen Mannes, der ohne Konsequenz in seiner inländischen Politik, heute die wirtschaftlichen Fäden selbst zerreißt, die er gestern gesponnen, heute auf diese, morgen auf die entgegengesetzte politische, wirtschaftliche oder kirchliche Partei Pläne zu gründen sucht, an einem Tage den Freihändler, am andern den Schutzzöllner herauskehrt, bald für Gewerbefreiheit, bald für Innungszwang sich erklärt, das eine Mal Miene macht, den Klerus aus der Schule zu verdrängen, das andre Mal ihm alles wieder einräumen will, wenn die Geistlichkeit um diesen Preis ihre Hilfe in politischen Dingen erhandeln läßt. Es ist richtig,

alle andern Völker Europas fürchten uns, aber wir haben dies erkauft durch Erwecken des äußersten Mißtrauens, der Mißgunst und des Uebelwollens aller andern Völker. Damit ist der Unterschied des 1848 waltenden Geistes gegenüber dem von 1866 und 1870/71 bezeichnet, und es gibt kaum ein törichteres Gerede als das oft wiederholte: „Was in jenen Märztagen erstrebt wurde, das haben wir ja jetzt erlangt.“ Das Ziel des Strebens von 1848 war, daß die Lage des Volkes in jeder Beziehung besser werde. Man wollte die Einheit (die Einheit der ganzen deutschen Nation, mit Einschluß der deutsch-österreichischen) als Mittel zum Zweck; vorangestellt wurde aber das Prinzip der Freiheit, das, nebenbei bemerkt, absolut unvereinbar ist mit Ausnahmegesetzen gegen einzelne Klassen. Man beharrte unbedingt auf dem Selbstkonstituierungsrechte der Nation, während statt dessen Generale ein Erbkaisertum geschaffen haben, unter der von diesen nicht zu versagenden Zustimmung der Kleinfürsten, sogar ohne ein nur formelles Befragen der Nation, die verächtlich zur Seite geschoben ward.

Der Abschluß der Grundrechte ward indes, sowohl durch die ungeheuere Ausdehnung der Diskussionen als durch das Dazwischenschieben der verschiedenartigsten andern Dinge, gewaltig in die Ferne gerückt. Zunächst machte sich der Partikularismus des Königs von Hannover breit, der beim Auseinandergehen des hannoverschen Landtags eine Erklärung an diese „Ständeversammlung“ erließ, in der der König aussprach, daß er die Erhebung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser nur im Vertrauen auf dessen Persönlichkeit jetzt nicht beanstande. Es war eine unverkennbare Deklaration, daß der Fürst sich der Nationalversammlung nicht unterworfen erachte. Der hannoversche Landtag, dem das Aktenstück bei seiner Vertagung zur Vorlage gebracht ward, konnte nicht mehr antworten, wogegen sich aber ein wahrer Sturm in der Paulskirche erhob. Der weimarsche Minister v. Wydenbruck erklärte insbesondere: Wenn der König seine Drohung wahr machen wolle, so sei er ein Rebell; er müsse zur Anerkennung der Befugnisse der Nationalversammlung gezwungen werden. Der Antrag, die hannoversche Regierung sei durch die Zentralgewalt zur ausdrücklichen Anerkennung der Rechte der Nationalversammlung anzuhalten, erlangte sofort eine entschiedene Majorität; es stimmten namentlich auch viele Preußen von der rechten Seite zu. Ohne Zweifel waren sich nicht alle bei ihrem Verhalten vollkommen klar; man möchte daher fast sagen, dieses Verhalten sei ein instinktives gewesen und habe dahin geführt, mitzuwirken, die (besonders norddeutschen) Regierungen der Mittelstaaten permanent in dem übeln Lichte zu erhalten, in das sie sich allerdings töricht genug selbst zu setzen pflegten — um ihre Volksstämme für eine spätere preußische Annexion reif zu machen. Ein wenige Wochen später eingetretener Fall, von dem wir alsbald reden müssen, sollte den gewaltigen Unterschied anschaulich machen, der geltend gemacht wurde, je nachdem ein Glied der hohenzollernschen oder der welfischen Dynastie in Frage kam.

Die Träger der Reaktion waren sich vollkommen bewußt, daß ihre Sache

durch nichts so wirksam gefördert werden könne als durch Vermehrung des stehenden Heeres. Die Mehrzahl der Freigesinnten wünschte zwar allerdings Verminderung der Militärlast, erkannte aber nicht die volle Tragweite des gegnerischen Strebens; nur wenige zielten auf Ersatz des stehenden Heerwesens überhaupt durch wenigstens teilweise Schaffung des Milizsystems. So hielt es denn jenen Schlauen nicht schwer, unter Vorspiegelung zahlloser Gefahren von allen Seiten, Rußland, Frankreich, Dänemark, Italien her, eine Majorität für den Antrag zu gewinnen: die Zentralgewalt zu ermächtigen, das deutsche Heer bis zu zwei Prozent der Bevölkerung zu vermehren; 303 Stimmen gegen 149 erteilten diese Ermächtigung — der Militarismus war damit aufs neue angebahnt. Bald ward auch in der Posener Frage, in welche die Versammlung allerdings etwas überstürzend eingetreten war, eingelenkt; nur ein Teil von Posen sollte Deutschland nicht inkorporiert werden.

Von vielen Seiten waren indes Eingaben erfolgt, welche für die republikanischen Insurgenten in Baden eine Amnestie forderten. Die Linke unterstützte das Verlangen ebenso eifrig, als die Rechte und das Zentrum dieses bekämpften. Im Laufe der Diskussion, 7. August, erhielt u. a. der bis dahin wenig bekannte Abgeordnete Advokat Brentano das Wort, ein persönlicher Freund Heckers, wie er sich selbst ankündigte. Im Laufe seines Vortrags für Amnestie gebrauchte er den allerdings unpassenden Ausdruck: „Wollen Sie jene Leute (die badischen Insurgenten) zurücksetzen gegen einen Prinzen von Preußen?“ — (der nämlich tatsächlich doch auch amnestiert worden sei). Doch ehe die Phrase ausgesprochen, brach ein unbeschreiblicher Tumult los; preußische Abgeordnete, unter ihnen namentlich v. Vincke, Plathner, Bally, Lichnowsky und Kerst, stürzten sich nach der Rednerbühne, wollten den Sprecher mit geballten Fäusten herabreißen und mißhandeln, schimpften und forderten ihn auf der Rednerbühne. Mehrere von der Linken eilten zum Schutze des Redners herbei. Der Vorsitzende, v. Soiron, wußte sich nicht anders zu helfen, als indem er die Sitzung plötzlich aufhob, unter noch lange fortdauerndem Tumulte.

Am folgenden Tage begann der Sturm aufs neue. Der unfähige Vizepräsident v. Soiron war unglaublicherweise wieder zum Vorsitze gelangt. Er begann: „Alle beklagten wohl den gestrigen Sturm; es seien ihm verschiedene darauf bezügliche Anträge eingereicht worden, darunter einer von Vincke und 170 Genossen, auf Mißbilligung der in Brentanos Rede enthaltenen Angriffe auf — ‚einen deutschen Volksstamm!‘“ — Ein Antrag von der Linken erblickte dagegen im persönlichen Angriff des Redners, dessen Fordern auf der Tribüne u. s. w. einen schweren Bruch des Friedens des Hauses und erwartete, daß der Präsident die Ordnung handhaben werde. Darauf erklärte denn Soiron: „Der Abgeordnete Brentano hat durch seine Vergleichung große deutsche Volksstämme (!) schwer verletzt; ‚aus diesen Gründen‘ ...“ — Nun neuer, furchtbarer Losbruch des Sturmes: „Diskussion! Kein Ordnungsruf, zuvor Diskussion!“ Soiron: „Niemand darf mich unterbrechen!“ Stimmen von der Linken: „Der Vizepräsident ist Partei, er hat den Antrag mit ausgeheckt!“ Rühl (von Hanau): „Wer

gestern in der Sokratesloge den Antrag mit beraten hat, ist Partei." Stimmen: „Herunter vom Präsidentenstuhle!" Nach längeren vergeblichen Bemühungen die Ruhe herzustellen, erklärt Soiron die Sitzung auf eine Stunde ausgesetzt. —

Um 11 Uhr bestieg er aufs neue den Präsidentenstuhl mit den Worten: „M. H.! Sie haben meinen Ordnungsruf gehört." — Wiederholter Ausbruch des Sturmes. „Nein, nein!" Soiron: „Also Sie haben jetzt meinen Ordnungsruf gehört, und ich glaube, die ganze Versammlung wird damit einverstanden sein; ich erkläre somit alle Anträge darauf erledigt." Neuer Sturm; mehrere Mitglieder von der Linken drängen sich um den Präsidentensitz. — Gagern sucht darzutun, daß der Ordnungsruf des Präsidenten kein Gegenstand der Diskussion sein könne; bittet dringend, im Interesse der Sache, in geordneter Weise zu diskutieren. — Neuer Ausbruch. Brentano erhält das Wort. Er wird mit stürmischem Beifall von der Linken und den Galerien begrüßt. Soiron befiehlt, die Ruhestörer zu entfernen. Neue Bewegung. Obschon sich dieselbe alsbald legt, befiehlt Soiron, nun alle Galerien zu räumen, eher werde er die Diskussion nicht fortsetzen lassen. Nach einiger Zeit weichen die gleichfalls zur Entfernung aufgeforderten Damen; die Zuhörer auf den andern Galerien dagegen bleiben unbeweglich, bis auch sie schließlich durch die Frankfurter Bürgerschutzwache verdrängt werden; selbst die Berichterstatter der Zeitungen werden nicht geduldet.

Nun weiß Soiron erst recht nicht, was anfangen. „Es fragt sich," so spricht er, „wie unsre Sitzung fortgesetzt werden soll? Ob nun eine geheime Sitzung stattfinden müsse oder ob das Publikum sogleich wieder zugelassen werden darf?" Von der Linken wird erwidert, geheime Sitzungen seien nur zulässig, wenn solche vorher ausdrücklich beschlossen worden seien. Nach längerer Verhandlung werden die Journalisten wieder eingelassen; durch einen mit 380 gegen 91 Stimmen gefaßten Beschluß bleibt aber das übrige Publikum ausgeschlossen. Endlich erhält Brentano das Wort, um als ungehört Verurteilter nachträglich sich zu verteidigen. Es sei ihm in keiner Weise eingefallen, daß man in seinen gegen den Prinzen von Preußen gesprochenen Worten einen „Angriff auf den preußischen Volksstamm" finden könne. Als kürzlich der König von Hannover ein „Rebell" genannt und ihm der Rat erteilt worden sei, zu seinen Hochtories nach England zu wandern, habe kein Mensch darin einen Angriff auf den hannoverschen Volksstamm gefunden. Indem Brentano weiter sich beklagt, gestern sei das Unerhörte geschehen, daß Hand an den Redner auf der Tribüne gelegt worden, widerspricht der Vorsitzende und erklärt, „dazu haben Sie das Wort nicht". Natürlich neuer Tumult. Da Soiron neuerdings seine Gewalt im Parteiinteresse verwendet, verläßt die äußerste Linke die Paulskirche. Nach lange weiter fortgesetzten stürmischen Verhandlungen werden alle Anträge auf Amnestie mit 317 gegen 90 Stimmen abgelehnt. Eine Anzahl Abgeordneter lehnt jede Stimmabgabe ab, da die Paulskirche durch Militär umstellt sei.

In der Sitzung vom 10. August wird die Vervollständigung des

Ministeriums angekündigt: der Fürst Karl von Leiningen ist Ministerpräsident, Schmerling behält das Innere, tritt aber das Aeußere an Heckscher ab, Duckwitz ist Handels-, Beckerath Finanz-, Robert Mohl Justizminister, Peucker behält das Militärwesen; Unterstaatssekretäre: Max Gagern und Briegleb im Aeußern, Bassermann und Würth aus Wien im Innern, Mevissen und Fallati im Handels-, Mathy im Finanz-, Wiedemann im Justizdepartement. —

In der nämlichen Sitzung war über die Gültigkeit der im badischen Bezirk Thiengen auf Hecker gefallenen Wahl ins Parlament zu entscheiden. Formell ließ sich gegen diese Mandatserteilung nichts einwenden, kein Gesetz hatte sie verboten und alle Vorschriften der Wahlordnung waren eingehalten. Die stürmischen Szenen der vorangegangenen Tage wiederholten sich; ich unterlasse ihre Schilderung; das Ergebnis war, daß Heckers Wahl mit 350 gegen 116 Stimmen, angeblich auf Grundlage der Souveränität der Versammlung, für ungültig erklärt ward. Daß man sich auf kein Gesetz berufen könne, ward ausdrücklich anerkannt, aber Hecker sei Rebell gegen die deutsche Nation.

Die Versammlung machte nun einige Tage Ferien; ihre Mitglieder waren zum Dombaufeste nach Köln eingeladen und die von der Rechten beteiligten sich massenhaft dabei. Präsident Gagern hielt eine huldigende Ansprache an den König von Preußen, ward aber mit einer Erwiderung übergossen, in der es hieß, die Nationalversammlung möge nicht vergessen, daß es in Deutschland Fürsten gebe und daß er einer derselben sei. In jeder Beziehung wenig befriedigt kehrten diese Gäste zurück. Es war augenscheinlich, daß die Reaktion sich bereits wieder erstarkt fühlte, wenngleich der König von Hannover in dieser Zeit sich bequemte, die kürzlich geforderte Anerkennung abgeben zu lassen. Der königlich preußische Sermon hatte übrigens die Unrechten getroffen, die denn auch mehrfach den Spott ihrer Kollegen von der Linken und den des Publikums hinnehmen mußten.

In dieser Zeit hatten sich die Abgeordneten nach der Verschiedenheit ihrer politischen, zum Teil auch religiösen Ansichten vollständig gruppiert; das Klubwesen hatte eine Ausbildung erlangt, wie bis dahin niemals und nirgends in Deutschland, und es ist deshalb nötig, hier eine Uebersicht einzuschalten.

I. Linke Seite. Sie umfaßte folgende drei Gruppen: 1. äußerste Linke, ursprünglich im Holländischen Hofe, dann im „Donnersberg", wuchs von anfänglich etwa 20 auf mehr als 50 Angehörige, darunter Ruge, Zitz, Simon von Trier, Brentano, Schaffrath, Zimmermann von Stuttgart; 2. „Linke", im „Deutschen Hofe" sich zusammenfindend, der auch das gewöhnliche Versammlungslokal bei gemeinsamen Besprechungen der gesamten Linken bildete, ebenfalls etwa 50 Mitglieder, worunter Robert Blum, Vogt, Itzstein, Löwe, Nauwerck, Rödinger und Tafel von Stuttgart, Kolb und überhaupt die meisten Pfälzer; 3. „Westendhalle", gegen 40 Mitglieder, wobei Heinrich Simon von Breslau, Schoder, Schott, Venedey, Reh, anfangs auch Raveaux, der sich aber bald mehr links wendete. — Sonach betrug die Gesamtstärke der Linken etwa 140 Mann.

II. Linkes Zentrum. „Württemberger Hof", ungefähr 60, worunter v. Hermann von München, Wurm aus Hamburg.

III. Rechtes Zentrum, nicht weniger als ungefähr 120 bis 130, ursprünglich vereinigt, bald jedoch geschieden in die beiden Klubs: 1. „Mainlust", 50 bis 60, dabei Pagenstecher, Fuchs, und 2. Kasino, früher Hirschgraben, etwa 70, besonders aristokratische Beamte, protestantische Prediger, wie Jürgens, auch katholische; konservative Oesterreicher, Preußen und Bayern.

IV. Rechte Seite, sich versammelnd im „Steinernen Haus", das Hauptquartier von Radowitz, Vincke, Lichnowsky, überhaupt der starrsten preußischen Junker.

Selbstverständlich gab es auch eine nicht unbedeutende Anzahl sogenannter „Wilder".

Dies vorausgesendet, wenden wir uns wieder zum Gange der Ereignisse. Am 1. September war ordnungsgemäß eine Neuwahl des Präsidiums der Versammlung vorzunehmen. Konnte auch an ein Verdrängen Gagerns nicht gedacht werden, so hatte doch Soiron als erster Vizepräsident eine solche Unfähigkeit kundgegeben, daß im Interesse der Geschäftsführung eine andre Besetzung der Stelle gefordert werden mußte. Aber schon war die Erbitterung der Rechten und des rechten Zentrums gegen die Linke so weit gediehen, daß bloß aus diesem Motiv und unter Hintansetzen aller andern Rücksichten Soiron bei 435 Votierenden mit 284 Stimmen wiedergewählt wurde. Als zweiter Vizepräsident erhielt v. Hermann aus München 270 Stimmen. Es waltete bereits eine unheimliche Stimmung; vielfach ließ sich Mißbehagen und Unzufriedenheit wahrnehmen.

Da kam die Nachricht von einem zwischen der preußischen und dänischen Regierung am 26. August zu Malmö abgeschlossenen Waffenstillstande. Die deutsche Zentralgewalt hatte allerdings das Berliner Kabinett zu Unterhandlungen ermächtigt, der Reichsminister Heckscher mußte jedoch sofort (4. September) im Parlament erklären, daß sich Bestimmungen im Vertrage befänden, die nicht im Einklang stünden mit den erteilten Vorschriften. Begreiflicherweise herrschte in der Versammlung große Aufregung. Ein Antrag von Waitz fand Annahme, daß der betreffende Ausschuß innerhalb 24 Stunden Bericht erstatten solle. Trotz Heckschers Gegenbemühungen gelangte der Ausschuß mit elf gegen acht Stimmen zu dem Antrage, daß ein Zurückziehen der Truppen (wie dies im Vertrage zugestanden und womit bereits begonnen war) zu sistieren sei, bis sich die Nationalversammlung über Genehmigung oder Nichtgenehmigung des Traktats ausgesprochen haben werde.

In der Sitzung vom 5. September erstattete Dahlmann den Ausschußbericht. Er gab zunächst eine kurze Uebersicht der Verhandlungen, erinnerte dann an die mit entschiedenem Beifall aufgenommenen früheren energischen Erklärungen der Minister und zeigte, wie die preußische Regierung die in ihrer Vollmacht enthaltenen ausdrücklichen Bedingungen völlig beiseite gesetzt habe. Das Reichsministerium habe noch in den allerletzten Tagen geglaubt, daß es

sich nur um einen dreimonatlichen Waffenstillstand handle; statt dessen sei ein solcher auf sieben Monate abgeschlossen, also auf so lange, daß das deutsche Heer gehindert sei, die den Dänen gegenüber zur Kriegführung günstige Winterszeit irgend zu benutzen; „unser armes Deutschland ist dann gerade in den ersten April hineingeschickt; wenn der Vertrag zur Geltung gelangt, so ist die von Preußen längst anerkannte Regierung in Schleswig vernichtet; ihr Berichterstatter (Dahlmann) befindet sich dann ungesetzlich hier; zum Präsidenten in Schleswig ist der verhaßteste Mann ernannt, der sich im Lande nicht sehen lassen darf (ein Moltke).“ Obwohl Minister Heckscher die Ueberschreitung der Vollmachten durch Preußen anerkenne, „finde er doch nichts Entehrendes in dem Traktate, er habe vielmehr auf die Gefahren eines europäischen Krieges hingewiesen; doch dies habe den Ausschuß nicht bestimmen können, es gelte das Wohl, die Ehre, die Einheit Deutschlands.“ — Schubert, Wortführer der Ausschußminorität, ist mit „blutendem Herzen“ gegen Sistierung des Vertragsvollzugs, weil man dadurch 16 Millionen Preußen möglicherweise gegen sich aufbringe. — Minister Schmerling: Eine Sistierung eines einzigen Artikels wäre Verwerfung des ganzen Vertrages; das Reichsministerium habe die Angelegenheit zur Kabinettsfrage gemacht. — Zimmermann aus Stuttgart: Die ganze Vollmacht sei verletzt; man müsse die Autorität der Zentralgewalt aufrechterhalten. — Bassermann: Nie hätte er geglaubt, daß der Berichterstatter (der zahme doktrinäre Dahlmann!) so sehr die Leidenschaften aufregen würde; alle Errungenschaften seien in Frage gestellt. — Radowitz: Preußen müsse den Vertrag aufrechterhalten; droht mit Rußland, Schweden, Frankreich und England. — Blum: Während man aus demselben Munde noch kürzlich verkündete, daß wir der ganzen Welt trotzen könnten, wenn wir unser Heer um 340000 Mann vermehrten, sollen wir uns nun vor Schweden und Gott weiß wem fürchten. Gegen die Behauptungen des „begeisterungslosen“ Bassermann, man müsse sich entscheiden, ob Preußen in Deutschland oder Deutschland in Preußen aufzugehen habe. — Es folgen noch lange bewegte Verhandlungen, während deren Schmerling wiederholt den eventuellen Rücktritt des Ministeriums ankündigt. Endlich erhält Wurm an Dahlmanns Stelle das Schlußwort: Die Kabinettsfrage kann uns nicht bestimmen; der Vertrag soll vollzogen werden, ehe der Waffenstillstand von der Zentralgewalt genehmigt ist. Dulden Sie nicht solche Herabwürdigung; wollen Sie lieber Krieg mit dem Ausland oder Verachtung von dem Ausland? Preußen hat die Früchte des Baseler Friedens gekostet, Preußens Volk wird nicht dulden eine Wiederholung dieses Baseler Friedens.

Zur Abstimmung gelangt zunächst ein Minoritätsantrag, erst nach Verhandlung über die ganze Angelegenheit sei über den Waffenstillstand abzustimmen, — abgelehnt mit 244 gegen 230 Stimmen; darauf wird der Majoritätsantrag auf Sistierung des Truppenrückzugs mit 238 gegen 221 Stimmen angenommen, — somit ministerielle Minorität 17. — Noch am Abend

des gleichen Tages reichten die Minister ihre Entlassungsgesuche ein, die sofort angenommen wurden.

Der Erzherzog-Reichsverweser betraute nun den siegreichen Berichterstatter Dahlmann mit Bildung eines neuen Kabinetts. Dieser schwache Mann fand aber alsbald, daß seine Kräfte nicht ausreichten, um so weniger, als es sich nicht verkennen ließ, daß manche Angehörige der neuen Minorität hintennach über ihre eigne Kühnheit erschraken. Es ward Hermann von München berufen; er und nicht wenige seiner Genossen vom Württemberger Hof strebten unverkennbar nach den Ministersesseln. Mittlerweile ward der Beschluß der Nationalversammlung vom 5. nicht einmal an Preußen expediert, wogegen dieses seine Truppen in Eilmärschen aus Schleswig zurückzog. Es war ein Hohn auf das Parlament und die Zentralgewalt!

Der Reichstag mußte sich schlüssig machen über Genehmigung oder Verwerfung des Traktats (während es sich ursprünglich nur um Suspendierung des Vollzugs gehandelt hatte). Zwei Ausschüsse wurden vereinigt, um den Bericht zu erstatten. Manche Machinationen spielten sich ab, manche Schwankungen in der Stimmung der Ausschußmitglieder ergaben sich. Trotzdem stimmten schließlich 11 gegen 10 für Verwerfung des Vertrags.

Die Verhandlungen im Reichstage dauerten drei Tage, vom 14. bis 16. September; die letzte dieser Sitzungen dauerte von morgens neun bis abends acht Uhr ohne Unterbrechung. Die Debatten waren sogar noch mehr als sonst aufgeregt und heftig; selbst der Exminister Heckscher mußte wegen Beleidigung seiner Gegner wiederholt zur Ordnung gerufen werden. Das Verhalten der preußischen Regierung konnte kaum von irgend jemand verteidigt werden; es war sichtlich verletzend und verhöhnend gegenüber dem Reichstag und der Zentralgewalt, ehrverletzend für das neue Deutschland. Aber, so hieß es, wir dürfen mit Preußen in keinen Konflikt uns einlassen! Eine Anzahl derjenigen, die noch am 5. gewaltig tapfer gesprochen, desertierten im entscheidenden Moment ihrer Fahne. Vier Schleswig-Holsteiner selbst — Francke, Droysen, Michelsen und Neergard — waren es, die einen Antrag einbrachten, dahin gehend, den Vollzug des Vertrags nicht weiter zu hindern, — und dafür stimmten nun 257, dagegen 236! Die Sache war entschieden, selbstverständlich aber auch die moralische Macht des Parlaments und der Zentralgewalt unwiederbringlich vernichtet.

Es lag in der Natur der Dinge, daß ein solcher Ausgang in weiten Kreisen Unzufriedenheit und Erbitterung verbreiten mußte. Die Masse des Volkes, der so vielfach eine glückliche neue Zeit in Freiheit und Einheit und als Ergebnis davon, auch in Besserung der materiellen Verhältnisse, in Aussicht gestellt war, mußte sich getäuscht und betrogen sehen. Kein Wunder, daß in rohen, zum Teil allerdings auch durch ehrgeizige Demagogen aufgereizten Naturen ungezügelte Ausbrüche folgten. Wie immer drängen sich in solchen Momenten auch unreine Elemente hervor. Aber auch an edlen, selbstlosen, opferwilligen fehlte es nicht; dafür zeugte das Blut, das so viele junge Leute

Digitized by Google

im Kampfe vergossen, denen persönlich ja kein Gewinn aus ihrem gefährlichen Spiele erwachsen konnte und die sich trotzdem tollkühn und fast absolut hoffnungslos in den Kugelregen stürzten.

Während der ganzen Verhandlung über den Malmöer Vertrag herrschte unter den die Paulskirche umgebenden Menschen eine starke Erregung. Als das Ergebnis der Abstimmung bekannt wurde, entstand starker Tumult. Es wurde von vielen das Heckerlied gesungen, dessen Töne in die noch nicht beendigte Sitzung hineinschallten. Die Erbitterung in und außerhalb der Versammlung war besonders groß gegen diejenigen schleswig-holsteiner Abgeordneten, die mit der Majorität gestimmt, dann gegen sieben Angehörige des „Württemberger Hofes", die ihrer Partei untreu geworden. Als die Sitzung beendigt war, wagten es die meisten Abgeordneten von der Rechten nicht, zu der ihnen zunächst gelegenen Türe herauszutreten; es hieß, einige der Ihrigen, die dort zuerst den Ausgang versucht, seien die Stufen hinabgerissen worden; so suchten denn viele den Umweg nach den Türen der Linken, nicht ohne Lächeln der gewöhnlich dort Sitzenden.

Die Angehörigen der drei Fraktionen der Linken versammelten sich nach der Sitzung allmählich wieder im „Deutschen Hofe", um zu beraten, was weiter zu tun sei. Noch hatte sich erst eine kleine Anzahl von ihnen eingefunden, als eine ungeheure Menschenmasse heranwogte, den Hof und die Straße anfüllend. Von seinen Kollegen dazu aufgefordert, sprach Robert Blum in besänftigender Weise, wurde aber oft durch den Ruf unterbrochen, die Linke solle austreten, ein eignes Parlament bilden und sich permanent erklären, das Volk stelle ihm Gut und Blut zur Verfügung. Blums Rede genügte nicht, die Menge rief nach Ludwig Simon (von Trier). Auch er befriedigte die Aufgeregten nicht, doch entsprachen sie endlich langsam der Aufforderung, sich zu entfernen und nunmehr der Linken Zeit zur Beratung zu lassen. Kaum konnte diese begonnen werden, so erschienen Deputationen von den fünf in Frankfurt bestehenden Volksvereinen. Vier davon erklärten, bereit zu sein, den Weisungen der Linken zu folgen; der fünfte Verein erklärte, Gut und Blut der Linken zur Verfügung zu stellen unter der Bedingung, daß sie aus der Versammlung austrete und sich permanent erkläre, beifügend, die vier schleswig-holsteinischen Abgeordneten, deren Antrag angenommen worden, müßten „an Händen und Füßen mit Stricken gebunden ihren Landsleuten ausgeliefert werden; wenn diese sie nicht an den höchsten Laternenpfahl aufhingen, dürfe aber auch kein Tropfen deutschen Bluts für Schleswig-Holstein vergossen werden." Nachdem diese Redner sich endlich entfernt, begannen die Abgeordneten aufs neue ihre Beratung über die Frage des Austritts oder Nichtaustritts. Sie verständigten sich schließlich, die Verhandlungen am nächsten Abend zur Entscheidung zu bringen, da man nicht zahlreich genug sei, über einen so folgenschweren Schritt zu beschließen; doch unterlag es kaum einem Zweifel, daß die Mehrheit der Anwesenden einen Austritt als einen entschiedenen Fehler betrachtete.

Unterdessen zogen Volkshaufen in der ganzen Stadt umher; sie ließen die

Republik hochleben und sangen das Heckerlied. Dem Minister Heckscher (im Bethmannschen Hause wohnend) wurden die Fenster zertrümmert; Aehnliches geschah im „Englischen Hof“, wo überdies der Abgeordnete Zell (der in dieser Angelegenheit mit der Linken gestimmt hatte, ohne Zweifel, weil man das Gegenteil glaubte) mit einem Prügel einen Schlag auf den Kopf erhielt. Ein Haufe wälzte sich nach der Westendhalle, Läden, Scheiben und Gaslaternen zertrümmernd. Der alte Jahn, der vielfach Erbitterung gegen sich hervorgerufen, ward glücklich noch versteckt und von den Nachsuchern nicht aufgefunden; zwei anwesende Abgeordnete von der Linken blieben durchaus unbehelligt.

Am nächsten Tage — Sonntags den 17. September — fand eine große Volksversammlung auf der Pfingstweide statt. Es mögen 12 bis 15000 Menschen versammelt gewesen sein. Heftige Reden wurden gehalten. Von Parlamentsabgeordneten sprachen Zitz und Schlöffel, zwar nicht direkt zum Aufstande aufreizend, doch zweideutig, indes Ludwig Simon und Wesendonck hervorhoben, das deutsche Volk möge seinen Willen in der Weise kundgeben, daß es diejenigen seiner Abgeordneten, die seinen Wünschen nicht entsprächen, abberufe, mögen sie links oder rechts sitzen, denn der Wille des ganzen deutschen Volkes könne allein maßgebend sein. Schließlich ward ein Beschluß gefaßt, durch den die Majorität der Nationalversammlungsmitglieder „für Verräter des deutschen Volkes, der deutschen Freiheit und Ehre erklärt“ wurde; eine Deputation habe diesen Beschluß der Nationalversammlung am nächsten Morgen zu überbringen. Gegen 6 Uhr war die Volksversammlung beendigt. Obwohl man große Erregung in den Straßen wahrnahm, kamen doch keine Exzesse mehr vor.

Am nämlichen Abend vereinigten sich die Angehörigen der drei Fraktionen von der Linken wieder im Deutschen Hofe. Mit großer Majorität ward beschlossen, aus dem Parlamente nicht auszutreten, um so weniger, als ein solcher Schritt überhaupt nur Bedeutung haben könnte, wenn er von einer großen Anzahl ausgeführt würde, woran nicht zu denken; dagegen sei eine Ansprache an das deutsche Volk zu erlassen mit der Aufforderung, jeder Wahlkreis möge den Abgeordneten, der seinen Ansichten nicht entspreche, abberufen. Es kamen wieder Deputationen, darunter eine, deren Hauptsprecher Bamberger war. Man teilte ihnen den eben gefaßten Beschluß mit, worüber dieselben entschiedene Unzufriedenheit äußerten; beifügend, das Volk werde in seiner Verzweiflung die Linke für ebenso ehrlos ansehen wie die Rechte.

Noch am Abend hatte das Reichsministerium das Heranziehen von Truppen aus der Festung Mainz angeordnet. Des Nachts zwischen 2 und 3 Uhr traf denn ein österreichisches und ein preußisches Bataillon zu Frankfurt ein. Außerdem lag ein kurhessisches und das (schwache) Frankfurter Linienbataillon in der Stadt und andre, namentlich von den aus Schleswig-Holstein zurückgezogenen Truppen befanden sich in deren Nähe.

Als die Abgeordneten sich am Morgen des 18. September (Montags) nach der Paulskirche begaben, fanden sie dieselbe von den aus Mainz gekommenen

Truppen umstellt. Man verhandelte über die Grundrechte, doch herrschte nur geringe Aufmerksamkeit. Zwischen hinein hörte man Lärm an einer der Türen. Als nämlich einem der Abgeordneten diese Türe geöffnet wurde, suchte ein Haufen aus dem das Gebäude umstehenden Volke nachzudrängen; es sollen etwa 50 bis 60 Individuen gewesen sein; sie trugen zwar teilweise Stöcke, waren jedoch sonst unbewaffnet. Es gelang, die Türe von innen wieder zu schließen. In diesem Augenblick ließ der das preußische Militär an dieser Stelle befehligende Offizier eine rasche Schwenkung machen; ohne vorangegangene Warnung drangen die Soldaten mit gefälltem Bajonett vor; ein Spenglermeister ward durch einen Bajonettstich im Rücken verwundet, und unmittelbar darauf erzählte man, ein alter Mann aus Soden, der beim Fliehen gefallen, sei, am Boden liegend, von einem preußischen Soldaten in den Rücken gestochen und lebensgefährlich verwundet worden. Unter den Umstehenden herrschte nun große Erbitterung gegen die Preußen, die sich jedoch nur in Worten Luft machte.

Gegen 1 Uhr ward die Sitzung geschlossen. Kurz vor dieser Zeit hatten Jungen nicht ferne von der Paulskirche Kisten von Meßbuden weggenommen und damit eine Barrikade zu bauen begonnen. Niemand störte sie dabei. Das Beispiel wirkte ansteckend; auch an andern Stellen entstanden Barrikaden. Man sah zunächst nur Jungen, zum Teil bloße Knaben sich damit beschäftigen, indem sie Wagen umstürzten, das Straßenpflaster aufrissen u. s. w. Fast überall geschah dies angesichts des aufgestellten Militärs, sogar unmittelbar zur Seite der von kurhessischen Truppen besetzten Konstablerwache; anderwärts ließen die aufgestellten österreichischen und preußischen Truppen das Gleiche geschehen; niemand jagte die Jungen weg oder suchte sie sonst zu stören; dazu, hieß es, sei kein Befehl da. Es wurde sogar ein Fall konstatiert, in dem ein preußischer Offizier einen Frankfurter Bürger verhinderte, eine Barrikade vor seinem Hause zu zerstören. So entstanden denn in vielen Teilen der Stadt Barrikaden. Sie waren meist ungeschickt und jedenfalls so planlos angelegt, daß die Verteidiger zugleich von den Seiten und im Rücken gefaßt und abgeschnitten werden konnten. Es sammelten sich mehr Leute, zum Teil mit Flinten bewaffnet. Gegen 3 Uhr endlich erfolgten Angriffe der Truppen auf die Barrikaden. Einige wurden ohne allen, andre nach sehr geringem Widerstand genommen; nur an wenigen Punkten fand ein irgend ernster Kampf statt. Es war in dieser Zeit auch hessisches Militär aus Darmstadt herangezogen, und zwar außer Infanterie und Kavallerie auch Artillerie, an der es gefehlt hatte. Abgeordnete von der Linken suchten zu vermitteln. Es wurde zwar oom Reichskriegsministerium eine halbstündige Waffenruhe bewilligt, da aber infolge des bereits stattgehabten Blutvergießens die Erbitterung im Volke gestiegen war, so gelang es nicht, die Leute an den Barrikaden einfach zur Zerstörung derselben zu bestimmen; sie forderten vielmehr, die preußischen Soldaten (nur diese) sollten von den Kampfplätzen zurückgezogen werden.

Gegen 6 Uhr abends begann dann der Kampf aufs neue, und zwar heftiger als zuvor, auch mit Artillerie. Die Zahl der Insurgenten betrug

höchstens ein paar Hundert, und kaum 150 derselben mögen mit brauchbaren Flinten bewaffnet gewesen sein. Dennoch war die Verteidigung an verschiedenen Punkten eine entschieden mutige. Bei der Planlosigkeit des ganzen Unternehmens konnte das Resultat nicht zweifelhaft sein; nur an wenigen Punkten konnten die Insurgenten den Kampf bis etwa um Mitternacht fortsetzen. Kläglich war das Verhalten der Frankfurter Bürgerwehr, obwohl 6 bis 7000 Mann zählend und durch Generalmarsch von 11 Uhr morgens an zusammenberufen, erschien sie nirgends; man konnte nicht 100 Mann zusammenbringen. Militäre sollen angeblich nur sieben gefallen sein; Leichen vom Zivil lagen am nächsten Morgen 28 im Heilig-Geist-Spitale, worunter notorisch völlig Unbeteiligte, z. B. ein Dienstmädchen, das einen Laden schließen wollte. Eine allerdings unsichere Notiz spricht von 32 Toten und 72 Verwundeten vom Zivil; daß die Zahl der gefallenen Militäre weit größer gewesen sei als sieben, ward allgemein geglaubt.

Aber es schloß sich noch eine besonders tiefen Eindruck hervorbringende Episode an diese Ereignisse. Die beiden Parlamentsabgeordneten von der äußersten Rechten, Fürst Lichnowsky und General Auerswald waren, wie es scheint, um Kundschaft wegen etwaigen Zuzugs von außen zu erheben, aus den Toren der Stadt geritten. Sie trafen auf Haufen von Unzufriedenen, wußten nicht was tun, sprangen von den Pferden, suchten sich zu verstecken, wurden entdeckt und schließlich elend gemeuchelmordet. Dieser Vorfall kam der Reaktion besonders zu statten und wurde dann in jeder Art ausgebeutet. Das prunkvolle Leichenbegängnis der Umgekommenen schon mußte dazu dienen, und namentlich benutzte der nachmalige Mainzer Bischof von Ketteler diese Gelegenheit, die Freisinnigen mit Anklagen und Verdächtigungen zu überhäufen. Den übrigen Gefallenen vom Zivil gewährte man dagegen nicht einmal die allergewöhnlichste Begräbnisfeier, obwohl sich völlig Unschuldige, wie das erschossene Dienstmädchen, unter ihnen befanden; zu einer verheimlichten Stunde wurden sie in die Grube gesenkt und selbst nachträglich durfte niemand eine kirchliche Feierlichkeit an dieser Stelle verrichten.

Der Belagerungszustand ward über die Stadt Frankfurt verhängt, die Entwaffnung der Bevölkerung angeordnet und mehrere Tage und Nächte hindurch mußten die von allen Seiten herbeigezogenen Truppen in den Straßen auf Stroh kampieren. Allgemein ward als unzweifelhafte Tatsache ausgestreut, der Aufstand sei ein wohlorganisiertes, prämeditiertes Werk gewesen. Aus dem eben Gesagten schon ergibt sich das Gegenteil. Hätte es sich um einen ausgedachten Plan gehandelt, so würden die Barrikaden nicht so höchst unzweckmäßig angelegt worden sein, man hätte für rechtzeitigen Zuzug aus den stark aufgeregten Nachbarorten (insbesondere Offenbach, Hanau u. s. w.) gesorgt, während in Wirklichkeit erst auf die Kunde von den Vorfällen in Frankfurt am Nachmittag und Abend des 18., ja selbst erst am Dienstag den 19. September da und dort Volksversammlungen stattfanden, um zu beraten, was sich tun lasse; ebenso würde nicht Hecker wenige Tage zuvor von Straßburg nach Havre

und Amerika abgereist, sondern nach dem Orte der Tat geeilt sein oder allermindestens den Ausgang abgewartet haben. In Wirklichkeit war das Ganze nichts anders als ein spontaner Ausbruch der allerdings weitverbreiteten Volksunzufriedenheit. Unerwähnt darf übrigens nicht bleiben, daß die Insurgenten vielfach an die Haustüren (z. B. des Rothschildschen Geschäftslokals) die Worte geschrieben hatten: „Heilig ist das Eigentum," oft mit dem Beisatze „Tod", gleichsam jedem Räuber den Tod androhend. Der Tat nach kam auch nicht ein Raub vor!

Daß die zurückgetretenen Minister nicht nur während des Kampfes im Amt blieben, sondern nachher ihre Stellen definitiv aufs neue übernahmen, konnte niemand wundern. Einige Gesetzentwürfe, die sie aus Veranlassung des Insurrektionsversuches einbrachten, erhielten die Zustimmung der Majorität, so der zum Schutze der Nationalversammlung, durch den u. a., so lange diese letztere tage, auf fünf Meilen in der Runde alle Versammlungen unter freiem Himmel verboten wurden. Eine projektierte Ansprache an das Volk im Sinne der Rechten erfuhr jedoch auf der Tribüne, namentlich durch eine tief einschneidende Rede von Karl Vogt eine solche vernichtende Kritik, daß die Versammlung es schließlich geraten fand, mit 197 gegen 173 Stimmen zur Tagesordnung, also darüber hinweg zu gehen.

Am 2. Oktober fand die gewöhnliche (monatliche) Wahl des Präsidiums wieder statt. Gagern erhielt neuerdings eine große Majorität (307 von 377 Stimmen), als Vizepräsidenten wurden aber neue Leute gewählt: Simson von Königsberg mit 215 und Rießer von Hamburg mit 225 Stimmen; nicht nur von Hermann aus München, der durch eine höchst ungeschickte Art Ministerkandidatenrede vor dem Aufstande seine Sache verdorben, sondern endlich auch v. Soiron, der geradezu Unfähige, sahen sich sonach beseitigt.

Waren bisher schon tumultuarische, immer solcher Versammlungen unwürdige Szenen oft genug vorgekommen, so mehrten und steigerten sich dieselben in der nächsten Zeit noch weiter. Wohl am unschicklichsten ging es in der Sitzung vom 6. Oktober zu. Der „edle" von Vincke erlaubte sich perfide Verdächtigungen des württembergischen Abgeordneten Schoder, allerdings ohne diesen zu nennen. Der Angegriffene forderte offene Erklärung, ob er gemeint sei. In seiner Verlegenheit leugnete dies der westfälische Junker, wollte aber eine Partei gemeint haben, als die die gesamte Linke gemeint sein mußte. Darauf natürlich heftige Aufregung. Rösler (von Oels) erlaubt sich das Schimpfwort: „Es ist Frechheit!" Selbst Gagern, der übrigens nicht präsidierte, kann seine Ruhe nicht bewahren, indem er Rösler zuruft: „Es ist Frechheit, dies zu sagen!" Darauf Rösler gegen jenen: „Selbst frech!" Stavenhagen von der Rechten schreit: „Der Kerl muß hinausgeworfen werden!" worauf der Präsident gegen Stavenhagen den Ordnungsruf ausspricht. — Beschwerden werden von beiden Seiten erhoben, eine auch gegen Gagern; sie werden an einen Ausschuß verwiesen, verlaufen jedoch nach längerer Zeit im Sande.

Andre stürmische Auftritte hatte unmittelbar zuvor das Verlangen des

Frankfurter Appellhofs veranlaßt, eine gerichtliche Verfolgung und selbst die Verhaftung der Abgeordneten Zitz, Schlöffel und Simon von Trier wegen ihrer Reden auf der Pfingstweide zu gestatten. Diese Mitteilung, die an einen Ausschuß zur Vorprüfung ging, ward ruhig vernommen, nicht so ein Antrag Plathners, diesem Ausschuß das Recht der Zeugenvernehmung zu entziehen, wonach eigentlich die ganze Ermächtigungserteilung zu einer wertlosen Formfrage herabgedrückt worden wäre. Erbittert brachten Schmidt aus Schlesien und Wiesner aus Wien den für die Majorität allerdings verletzenden Antrag ein, die Versammlung möge, um ihren wahren Charakter zu zeigen, kurzweg die Erlaubnis zur Verhaftung jener ihrer Angehörigen erteilen. Darauf wieder Sturm und Verweisung eines Antrags gegen diese Antragsteller an einen Ausschuß. Als Schmidt aus Löwenberg die Tribüne betrat, rief Minister Schmerling ziemlich laut: „Das ist auch eine von den Canaillen, die man hinausschaffen muß!“ — Es mag hier gleich bemerkt werden, daß in einer späteren Sitzung das Verlangen zur Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung gegen Zitz, Schlöffel und Simon genehmigt, dagegen das auf eventuelle Verhaftung abgelehnt ward (145 gegen 140 Stimmen). Es stellte sich heraus, daß bei den gerichtlichen Vorerhebungen insbesondere der ultramontane Abgeordnete ... aus Bayern eine sehr wenig würdige Rolle gespielt hatte, indem er Unwahrheiten vorgebracht, dreimal seine Aussagen geändert und schließlich das Ansinnen an den Untersuchungsrichter gestellt, dieser möge seine gesamten Aussagen kassieren; auf den ihm von der Tribüne aus ins Gesicht geschleuderten Vorwurf der Verleumdung wußte er nichts zu entgegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Russischer Besuch am preußischen Hof vor 100 Jahren.

Von

Bogdan Krieger, Königlicher Hausbibliothekar.

(Schluß.)

Sobald die Annäherung des Kaisers durch den russischen Obermarschall Grafen Tolstoi gemeldet war, ritt er daher mit seinen Adjutanten dem Gaste bis zu einer 1500 Schritt von der Stadt entfernten Ziegelei entgegen. Dorthin wurden auch der für jenen bestimmte Wagen und Reitpferde geschickt, um dem Kaiser die Wahl zu überlassen, entweder mit dem König in die Stadt zu fahren oder hineinzureiten. Als dieser seinen kaiserlichen Freund herannahen sah, sprang er in einer Entfernung von ungefähr zwölf Schritten vom Pferde. Kaum hatte der Kaiser das bemerkt, als auch er seinen Wagen verließ und dem

König entgegenging, um ihn herzlich zu umarmen. Vor die Wahl gestellt, ob er weiter fahren oder reiten wollte, wählte Alexander das letztere und hielt gegen 11 Uhr mittags an der Seite des Königs seinen Einzug durch die Ehrenpforte am „Liebauer Baum“, wo er vom Magistrat und dem Stadtgericht empfangen wurde. An der Spitze des Zuges ritt die blaue Garde der Kaufmannschaft in vier Zügen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, dann folgten die Dragoner unter Massenbach, hinter diesen die Majestäten, gefolgt von der Adjutantur und einer großen Menge von Stabs- und Subalternoffizieren, teils von den in Memel stationierten Truppen, teils auswärtige, die die Erlaubnis erhalten hatten, in diesen Tagen nach Memel zu kommen. Den Schluß bildete der für den Kaiser bestimmte Staatswagen. „In allen Straßen,“ schreibt Gräfin Voß in ihrem Tagebuch, „waren Musikchöre aufgestellt. Freudenschüsse, Vivats und Hochrufe erfüllten die Luft mit festlichem Spektakel.“ So ging es, während die Truppen präsentierten und ein Marsch geschlagen wurde, bis zur königlichen Wohnung, wo sämtliche Generale, der Etatsminister v. Schroetter, einige Honoratioren und der Kammerpräsident von Auerswald versammelt waren. Als die Majestäten vom Pferde gestiegen und vom Hofmarschall v. Massow und Kammerherrn v. Buch begrüßt worden waren, nahm der König seinen Gast bei der Hand und führte ihn ins Haus, wo die Oberhofmeisterin Gräfin Voß und die Hofdame Gräfin Moltke zum Empfange bereitstanden und vom König vorgestellt wurden.[1]) Darauf geleitete der König den Kaiser in den ersten Stock zur Königin, die ihm bis an die Tür ihres Vorzimmers entgegenkam. Er küßte ihr die Hand, während sie die in Rußland übliche Bewegung machte, als wollte sie ihn umarmen. Nach einigen Begrüßungsworten traten die Majestäten wieder in das Vorzimmer, wo der Kaiser der Königin sein Gefolge vorstellte. Es bestand aus dem Minister des Auswärtigen, Grafen Kotschubey, dem Generaladjutanten Lieven, Fürst Dolgoruki, der kurz vorher gelegentlich einer Instruktionsreise auf den Wunsch des Kaisers den Manövern bei Berlin beigewohnt hatte, dem Fürsten Wolkowsky und dem Kammerherrn und Staatsrat Nowossiltzow, während der Obermarschall Graf Tolstoi die Königin schon vor seines Herren Ankunft begrüßt hatte. Dem Könige wurde Graf Lieven und Fürst Wolkowsky vom Hofmarschall v. Massow, Kotschubey und Nowossiltzow vom Obersten v. Koeckritz vorgestellt.

Da die Parole noch nicht ausgegeben war, traten auf Befehl des Königs die Generale v. Courbière, der Befehlshaber der in Memel vereinigten Truppen, und Graf Kalckreuth an den Kaiser heran, um sich die Parole, das Feldgeschrei und zugleich den Befehl zu erbitten, wann am nächsten Morgen die Truppen zum Manöver ausrücken sollten. Der Kaiser lehnte diese Ehrung ab, ging selbst zum König und bat, er möchte ihn nicht so fremd und zeremoniell behandeln. Da dieser aber auf seinem Wunsch beharrte, gab der Kaiser die Parole „Wil-

---

[1]) So auch nach der Aufzeichnung der Gräfin Voß. Königin Luise dagegen sagt, sie hätte die Damen dem Kaiser vorgestellt.

helm" und das Feldgeschrei „Memel". Die Manöver aber ersuchte er zu derselben Stunde beginnen zu lassen, zu der der König sie abzuhalten pflegte. Königin Luise bot ihm während der fast eine Stunde währenden Vorstellung und Unterhaltung einige frische Pfirsiche an, die der Kaiser mit Dank und der Bemerkung entgegennahm, daß er in dem Jahre noch keine Pfirsiche gesehen habe. Gräfin Voß erzählt, der König habe auch mit ihr in sehr verbindlicher und liebenswürdiger Weise gesprochen. Sie schilderte ihn als einen schönen, blonden Mann, mit „einer sehr zarten Physiognomie, aber die Gestalt ist nicht schön oder vielmehr, er hält sich nicht gut. Er scheint ein weiches, menschenfreundliches Gemüt zu haben, jedenfalls ist er überaus höflich und freundlich."

Ein Gemälde von J. C. Dähling stellt in frei erfundener Komposition die Begrüßungsszene in Memel dar. Es ist nach einem Boltschen Kupferstiche von Horn in seiner Biographie der Königin Luise wiedergegeben worden. Eine stärkere contradictio in adjecto konnte sich der Maler wohl kaum zuschulden kommen lassen, als die bekanntermaßen in alten Etikettefragen bis ins Unerträgliche empfindliche Oberhofmeisterin bei dem Empfange eines fremden Herrschers mit der Schleppe über dem Arm darzustellen.

Um 2 Uhr ging man zu Tisch, nachdem vorher noch alle zur Tafel geladenen Gäste dem Kaiser vorgestellt waren. Er führte die Königin, die während der Mahlzeit es unangenehm empfand, daß während des ganzen Mahles die Herren der russischen Umgebung die Blicke auf sie gerichtet hatten. Die Worte der Gräfin Voß: „Sie war heute schöner denn je", können das erklären, aber nicht entschuldigen. Die an große Repräsentation nicht gewohnte Königin mochte sich auch durch die gebotene Unterhaltung mit diesen ihr unbekannten Herren geniert fühlen. Auf jeden Fall war es ihr behaglicher, als sie nach aufgehobener Tafel ihr schweres Staatskleid, besetzt mit „quelques millions de diamants" ausziehen und mit Zustimmung des Kaisers, den sie freundlich scherzend darum gebeten hatte, zum Tee ein leichtes Musselinkleid anziehen und in bequemerer Haarfrisur erscheinen konnte. In der Abneigung gegen alle Gezwungenheit kam ihr Alexander entgegen. Er hatte schon durch seine Schwester und seinen Schwager bitten lassen, man möchte bei diesem Besuche alles überflüssige Zeremoniell beiseite lassen, damit er ungestört möglichst viel mit seinen Wirten verkehren könne. Dem Könige scheint mehr daran gelegen zu haben, dem Besuche einen offiziellen Charakter zu geben; er war durchaus und immer bemüht, seinen Gast auch als Kaiser zu ehren. Ganz natürlich. Der „comte de Russie" konnte ihm für seine politischen Zwecke nichts nutzen.

Nach aufgehobener Tafel fuhr Alexander mit dem achtspännigen Staatswagen nach seiner Wohnung. Er nahm die Gräfin Kotschubey und Tolstoi mit, während die Herren seiner Begleitung in einem andern Wagen folgten. Beim Aussteigen von Hofmarschall v. Massow empfangen, bat er, ihm in Zukunft nicht mehr als zwei Pferde vor den Wagen zu geben, von einer Aufwartung durch Pagen in seinen Gemächern abzusehen und statt zweier nur einen Kammerdiener für ihn in den Dienst zu stellen. Alle diese Wünsche wurden natürlich befolgt.

Eine Stunde später fuhr der Kaiser bei allen Generalen des königlichen Gefolges, deren Namen er durch den Grafen Kotschubey hatte feststellen lassen, vor und stattete ihnen seinen Besuch als comte de Russie ab. Bald darauf empfing er den Besuch des Königs, der mit seinen Brüdern Wilhelm und Heinrich und gefolgt von den Adjutanten zu Pferde zu ihm kam. Den Prinzen wurde unmittelbar nach diesem Besuch ein hoher russischer Orden durch den Minister des Auswärtigen überreicht.

Um 1/2 7 Uhr erschien der Kaiser bei seinen Wirten wieder zum Tee. Sie waren ein und eine halbe Stunde allein, und die Königin servierte den Tee selbst, da es ihr Gast so liebte. Erst um 8 Uhr vereinigten sich die Hofstaaten mit ihnen, und die nun folgende Stunde bis zum Abendessen verging mit Kommen und Gehen, Unterhaltung mit der gegenseitigen Umgebung, mit Kartenspielen, an dem sich die Majestäten nicht beteiligten, und mit zwanglosem Geplauder, in das sich die Klänge der Musikstücke mischten, die von verschiedenen Kapellen auf dem in der Nähe des Hauses vorbeifließenden Flußlauf der Dange vorgetragen wurden. Die Königin erzählt, wie sie sich den Mut faßte, während dieser Zeit ihrem Gaste, der möglichst wenig geniert sein wollte, eine größere Anzahl von Persönlichkeiten vorzustellen, über die sich Alexander nachher in freundlichen Worten aussprach. Er freute sich über ihre biedere, aufrichtige und natürliche Art, von der die Russen noch so sehr weit entfernt seien. Befriedigt schreibt die Königin darüber: „Ceci fait voir qu'il sent à quel peuple il a à faire."

Das Souper wurde um 9 1/2 Uhr[1]) auf besonderen Wunsch des Kaisers, um allem Zeremoniell vorzubeugen, an kleinen Tischen eingenommen. Auch die Königin fand diese Form weniger lästig. Bald nach Tisch verabschiedete sich der Kaiser. Als er vor seiner Wohnung eine Ehrenwache von einer Kompagnie Grenadiere vorfand, bat er, diese ein für allemal zu entlassen. Dem Major v. Below, dem Chef des Grenadier-Bataillons, wie den Offizieren schenkte er goldene Dosen, den Unteroffizieren und Gemeinen 200 Dukaten.

Da das Rendezvous zum Manöver am nächsten Tage auf 6 1/2 Uhr angesagt war, holte der König seinen Gast gleich nach 6 Uhr ab. Auch die Königin fuhr hinaus. Nachdem die Majestäten die Front abgeschritten hatten, wobei Friedrich Wilhelm III. den Kaiser mit gezogenem Säbel begleitete, fanden sogenannte Schulmanöver statt. Darauf defilierte zuerst die Kavallerie mit dem König an der Spitze, dann ebenso die Infanterie, deren Uebungen den besonderen Beifall Alexanders fanden. Beim Beginn des Parademarsches sprang er vom Pferde und stand gebückt und mit entblößtem Haupte, bis der König und die ersten beiden Züge vorbei waren. Nach dem Manöver frühstückte er bei der Königin, die ihm wieder, wie bei allen folgenden Besuchen, den Tee selbst bereitete. Die lebhafte Unterhaltung drehte sich in Anlehnung an die voraufgegangene Truppenbesichtigung vornehmlich um militärische Dinge. Der Kaiser

---

[1]) Nicht, wie Gräfin Voß sagt, erst um 11 Uhr.

fuhr darauf nach Hause, um sich zur Tafel um 2 Uhr umzukleiden. Da der Raum nicht mehr gestattete, mußte man sich auf 37 Gedecke beschränken. Nach beendigter Mahlzeit wurden 30 Kosaken unter dem Kommando des Majors v. Platen, des Sohnes des Kosakenhetmans, vorgeführt. Der König hatte am Abend zuvor den Wunsch geäußert, einige Vertreter dieser spezifisch-russischen Truppe zu sehen, und Alexander hatte daraufhin sofort einen Kourier nach Polangen geschickt, um ein Kommando von 30 Mann nach Memel zu beordern. Der sehr gut deutsch- und französischsprechende Führer bat den König, ihm seine Leute, die noch vor dem Tore standen, vorführen zu dürfen, und bald darauf defilierten sie, kommandiert von drei Offizieren, zu zweien an der königlichen Wohnung vorüber. Sie waren ganz neu und besonders gut gekleidet. Das Kommando wurde dann auf einem Vorwerk in der Nähe der Stadt einquartiert, und der Präsident von Auerswald erhielt den Befehl, für gute Beköstigung der Leute und für ihre Pferde zu sorgen.

Um 6½ Uhr vereinigte man sich wieder zu einem kleinen Ausflug zu Pferde, an dem auch die Königin teilnahm. Man ritt nach dem Truppenlager und dann durch die Straßen der Stadt und kam erst zum Abendessen nach Hause. Dieses wurde wieder an kleinen Tischen eingenommen. Danach sprachen die beiden Herrscher lange Zeit, von der übrigen Gesellschaft getrennt, leise miteinander. Das Gespräch muß ein eingehendes gewesen sein und wichtige Dinge betroffen haben. Denn, als es beendet war, führte Friedrich Wilhelm III. den Kaiser zu seiner Gemahlin, die an einem offenen Fenster stand, und sagte ihr: „Voilà ce que je peux vous assurer, c'est que les Russes n'ont jamais eu un empereur comme celui-ci, il m'a parlé longtemps et il a manifesté des principes qui lui font bien honneur et qui m'attachent à lui pour la vie." In dem sich daran anschließenden Gespräch mit der Königin rühmte der Kaiser besonders die Freundlichkeit, mit der sie die Offiziere behandele. Sie antwortete darauf, daß man einem so angesehenen Stande, dessen Beruf so viele Mühsale und Wechselfälle mit sich bringe, nicht genug Achtung und Interesse beweisen könne. — An demselben Abend war Alopeus, der bald darauf zum russischen Gesandten am preußischen Hofe ernannt wurde, aus Berlin angekommen. Die Zusammenkunft erhielt dadurch auch nach außen hin ihr politisches Gepräge, und es begannen nun die Verhandlungen und Erörterungen, von denen Lombard spricht, und die wir oben erwähnten.

Der Vormittag des 12. Juni verlief wie der des vorhergehenden Tages. Beim Manöver zeichnete sich besonders das Füsilierbataillon von Thümen durch die Schnelligkeit seiner Evolutionen aus und erregte dadurch des Kaisers Bewunderung. Auch die Kosaken führten verschiedene Uebungen vor. Bei der Rückkehr vom Manöverfelde beobachteten die beiden Herrscher das Einlaufen zweier englischer Schiffe und frühstückten dann wieder bei der Königin, die am Vormittag noch auf den Wunsch des Kaisers den nach Portugal zurückkehrenden russischen Gesandten de Riza empfing. Er nahm mit Alopeus und dem russischen General v. Diebitsch, der am 30. Dezember 1812 York zum Abschluß der

Konvention von Tauroggen bestimmte, an der Tafel teil. An demselben Vormittag wurde auch das Kosakenkommando wieder entlassen. Der Major v. Platen erhielt von Friedrich Wilhelm III. einen prächtigen Ring, die Offiziere Dosen oder Uhren und die Gemeinen zusammen 100 Dukaten.

Am Abend fand zu Ehren der hohen Gäste Memels eine große, von der Kaufmannschaft der Stadt gegebene Festlichkeit im Hause des Kaufmanns Wachs statt. Auf dem Wege dorthin war ein Triumphbogen errichtet, der am Abend illuminiert wurde; das Haus selbst war schön ausgeschmückt. Am Eingang empfingen die angesehensten Kaufmannsfrauen die Majestäten. Junge Mädchen streuten vor ihnen Blumen, als sie die Treppe hinaufgingen. Das anregend und hübsch verlaufene Fest litt unter der grenzenlosen Hitze, die an diesem Tage herrschte. Die Königin fühlte sich so wenig wohl, daß sie einen Tanz unterbrechen mußte. Doch tanzte sie noch kurz vor Tisch einen Walzer mit dem Kaiser. Das Souper wurde an Büfetts serviert. Nur ein kleiner Tisch mit zwölf Kuverts wurde gedeckt, an dem die Königin, der Kaiser, der Erbprinz von Mecklenburg, Prinz Georg von Hessen-Darmstadt, der Bruder der Mutter der Königin Luise, Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, Gräfin Voß, Frau Generalin von Kunheim und andre Platz nahmen. Der Kaiser saß zwischen der Königin und ihrer Oberhofmeisterin, der König aber ging wie die übrigen herum und ließ sich Speisen von den Büfetts bringen. Um 11 Uhr verließen die hohen Herrschaften den Ball und sahen noch die Illumination an, die dem guten Willen der Bürgerschaft alle Ehre machte. Das Wachssche Haus selbst war prächtig erleuchtet und seine Fenster mit allegorischen Gemälden verziert.

Zum Manöver am nächsten Morgen fuhr die Königin nicht mit hinaus, da sie sich vom vorigen Tage angegriffen fühlte. Ihre Stimmung scheint das aber nicht beeinträchtigt zu haben. Denn der Vormittag verlief unter fröhlichen Scherzen besonders heiter. Der Kaiser, der sich mit der Königin und seinem Schwager, dem Erbprinzen von Mecklenburg, zwischen zwei von ihm selbst drapierte Vorhänge gesetzt hatte, neckte den König mit seiner Neigung für die Großfürstin Helene, dieser wiederum seinen Gast mit einigen Damenbekanntschaften aus Riga. Es kam hinzu, daß der Erbprinz an dem Tage seinen Geburtstag feierte. Unter dem Eindruck dieses fröhlichen und behaglichen Vormittags ließ sich der Kaiser leicht bewegen, seine Abreise um einen Tag hinauszuschieben. Die für den nächsten Morgen angesagte militärische Uebung wurde daher abgesagt und den Truppen ein Ruhetag gegeben. Dafür konnte sich dann auch der kleine Ball, den der König und die Königin am Abend gaben, recht lange ausdehnen. Es waren nur 15 Paare geladen, die Musik schlecht und die Gesellschaft, wie die Königin sagt, nicht die angenehmste. Außer einigen Offiziersfrauen waren mehrere kurländische und polnische Damen geladen, die zu dem Zweck nach Memel kamen. Von den dort anwesenden Regimentern wurden noch je zwei junge Offiziere, die besten Tänzer, gebeten. Der Kaiser und die Königin eröffneten den Ball mit einer Polonaise, die kürzlich von neuem herausgegeben

worden ist.[1]) Anglaisen, Polonaisen und Ecossaisen wechselten miteinander ab. Der Kaiser tanzte mit allen Damen, eine Polonaise auch mit der Oberhofmeisterin. Während der Kaiser und die Königin nach einem Tanze im Gespräche ausruhend beisammen saßen, erschollen von der Straße her Hilferufe. Ein kleiner Knabe von acht bis neun Jahren war ins Wasser gefallen. Alexander eilte sofort hinunter, fand das Kind schon gerettet und brachte es mit in die königliche Wohnung, um es mit Tee zu erwärmen. Um 10½ Uhr wurde wiederum an kleinen Tischen das Souper eingenommen. Dann tanzte man von neuem, „vergnügte sich wie die Kinder und sprang herum wie die Böckchen, alles war glücklich und zufrieden“. Erst um ½3 Uhr ging man auseinander.

Infolgedessen vereinigten sich die fürstlichen Gäste am nächsten Morgen erst um 11 Uhr bei dem König und der Königin zum Frühstück. Hiernach sang die Königin einige französische Romanzen, die ihrem Gaste außerordentlich gefielen. Leider bekam sie beim Mittagessen während des Desserts Brust- und Weinkrämpfe. Es waren die ersten Symptome des Leidens, das acht Jahre später ihren Tod herbeiführte. Eine für den Nachmittag auf der Ostsee geplante Wasserfahrt mußte nun unterbleiben. Der Etatsminister von Schroetter hatte ein mit russischen Flaggen reich geschmücktes Schiff für diesen Zweck in Bereitschaft gestellt. Es sollte von mehreren Schaluppen und Gondeln in die See begleitet werden. Unter der Behandlung des kaiserlichen Leibarztes Baronet James Wylie, eines geborenen Schotten, erholte sich die Königin bis sieben Uhr abends und unternahm dann auf sein Anraten, obwohl noch sehr matt, mit der Prinzessin von Württemberg, die an diesem Tage mit ihrem Gatten, dem Herzog Alexander, auf der Durchreise nach Riga angekommen war, und mit der Gräfin Voß eine Ausfahrt nach dem Leuchtturm von Memel, an dem einige Monate vorher bei einem großen Sturme zwei Schiffe gestrandet waren. Der Kaiser, der König und die Prinzen waren hinausgeritten. Das Abendessen nahm die Königin mit dem Kaiser, ihrem Gemahl und den andern fürstlichen Gästen allein in ihrem Zimmer, während die übrige Gesellschaft zu 24 Gedecken gesondert speiste. Die Nacht verbrachte die Königin ziemlich gut.

Das für den nächsten Morgen auf 6½ Uhr angesetzte Manöver mußte wegen starken Regens verschoben werden. Die Truppen rückten erst um 10 Uhr aus. Vorher erschien der Kaiser mit dem König bei der Königin, die mit Frisiermantel und Morgenhaube auf ihrem Sofa lag. Nach Beendigung der militärischen Uebungen besuchten sie die Patientin wieder und blieben so lange, daß sie kaum Zeit fand, für die Mittagstafel Toilette zu machen. „Der Arme ist ganz begeistert und bezaubert von der Königin,“ schreibt die Gräfin Voß an diesem Tage in ihr Tagebuch. Nach der Tafel fand die Abschiedscour für das russische Gefolge statt. Bei dieser Gelegenheit erhielt General Graf Kalckreuth

[1]) Polonaise. Getanzt von J. M. der Königin Luise von Preußen mit S. M. Kaiser Alexander I. von Rußland vor 100 Jahren. 1902 herausgegeben von Luise Baronesse Schimmelpenninck van der Oye. Eine historische Begründung fehlt.

einen hohen russischen Orden, General von Courbière eine Tabatiere mit dem Bildnis des Kaisers im Wert von 8000 Talern, Minister von Schroetter eine gleiche von geringerem Wert, General von Kunheim eine Tabatiere mit dem Namenszug des Gebers, General von Treskow und Major Graf Dönhoff einen sehr schönen Ring, Graf Lehndorff, der als Obermarschall des Königreichs Preußen an den Vorbereitungen für die Zusammenkunft in Memel eifrig beteiligt gewesen war, eine Dose im Wert von ungefähr 2000 Talern, Oberst von Koeckritz und Hofmarschall von Massow jeder einen Solitär, Gräfin Voß Brillantohrringe und die Hofdame Gräfin Moltke ein Perlenhalsband. Bei der Verteilung dieser Geschenke muß sich noch irgend etwas Besonderes ereignet haben. Denn der Sohn des obenerwähnten Grafen Lehndorff, Graf Karl Lehndorff, schreibt über die Memeler Tage bald darauf an seinen Vater: „J'ai beaucoup vu Madame de Voss, que j'aime et qui paraît me vouloir du bien. Elle m'a conté en long et en large tout ce que vous avez fait à Memel ce qui m'a fort intéressé et l'article de botte qui m'a fait un plaisable plaisir.[1]) Auch die übrigen Generale, Adjutanten und Kammerherren erhielten ansehnliche Geschenke; unter die Offizianten, Unterbeamte und Diener wurden 2000 Dukaten verteilt. Dagegen verlieh Friedrich Wilhelm III. dem Minister Grafen Kotschubey den Schwarzen Adlerorden, die übrigen Herren der Umgebung des Zaren erhielten je nach dem Rang Geschenke im Wert von 2000—6000 Talern, die Dienerschaft Alexanders, die nur sehr gering an Zahl war, 500 Dukaten.

Gegen 8 Uhr abends an diesem Vorabend des Abschieds, der seine Schatten auf die Stimmung der Wirte und des Gastes schon vorauswarf, unternahmen die Majestäten noch einen Spazierritt. Da die Pferde auf sich warten ließen, erging sich die Königin mit dem Kaiser im Garten, der zu ihrem Hause gehörte, wobei ihr dieser die russischen Kommandos für militärische Exerzitien erklärte. Während des Rittes sagte er der Königin, wie sehr er ihren Gemahl verehre und wie sehr er sich freue, auch ihre Umgebung und ihre Art zu leben kennen gelernt zu haben. Es sei ihm lieb, jetzt aus eigner Erfahrung und Kenntnis falschen Gerüchten, die über den preußischen Hof in Umlauf wären, entgegentreten zu können. Resigniert, doch der Richtigkeit solchen Geredes sich voll bewußt, schreibt die Königin: „Ce qui fait voir cependant qu'il en existait sur notre sujet." Sie benutzte die Stunde, um auch ihrerseits dem Kaiser zu sagen, was ihr Herz bewegte. Sie bat ihn, der zu bleiben, der er sei. Sie stellte ihm die mannigfachen Gefahren vor, denen er bei seiner Unerfahrenheit und Jugend ausgesetzt sei, und hatte die Genugtuung, daß er ihre Ratschläge gut aufnahm, da er wußte, daß nur Freundschaft für ihn sie so freimütig sprechen ließ. Nach dem Abendessen verabschiedeten sich die Kavaliere des Kaisers, die am nächsten Morgen noch vor ihm abreisen wollten. Ebenso entließ der Zar die Herren vom Gefolge des Königs, da er nicht wollte, daß sie sich in

---

[1]) Christian Friedrich Karl Ludwig Reichsgraf Lehndorff-Steinort. Ein Lebensbild herausgegeben von Maximilian Schultze. Berlin 1903. S. 97.

der Frühe des kommenden Tages noch zu ihm bemühen sollten, und weil er die letzten Stunden mit seinen ihm so lieb gewordenen Wirten ungestört genießen wollte. Die Majestäten zogen sich dann in das Wohnzimmer der Königin zurück. Der Kaiser ging mit dem König in ein anstoßendes Gemach und hatte dort eine längere Unterredung mit ihm, ohne Frage politischen Inhalts. Die lähmende Abschiedsstimmung charakterisiert die Königin mit den Worten: „Tout le monde fut triste, on parla peu, pensa beaucoup et soupira de temps en temps.“

Als Alexander am 17. früh 7 Uhr zur Königin kam, fand er sie damit beschäftigt, zwei Briefe an seine Mutter und Gemahlin, die Kaiserinnen Maria Feodorowna und Elisabeth, zu versiegeln. Wie Bailleu mit Recht vermutet, hatte sie die letztere wohl noch als badische Prinzessin während ihres Darmstädter Aufenthaltes kennen gelernt. Diese Briefe sind nicht erhalten. Der Kaiser setzte sich zu ihr, und sie sprachen von vielen Dingen, die ihnen der Abschied eingeben mochte. Mit Tränen in den Augen sagte er ihr und dem König um 9 Uhr Lebewohl. Alle drei waren sehr ergriffen. Während der König und seine Brüder den Kaiser hinunterbegleiteten, blieb die Königin an einem Fenster, das nach dem Hofe hinausging, stehen. Dort war der Wagen zur Abfahrt bereit. Der General Graf Kalckreuth begleitete den Kaiser bis Polangen. Die Truppen bildeten jetzt nicht Spalier, sondern standen in Parade vor dem Zaren außerhalb der Stadt. Die Batterien feuerten mit Geschwindschüssen, und Dragoner und Husaren eskortierten den kaiserlichen Wagen wie bei der Ankunft bis zur Grenze. Zwei Stunden nach der Abfahrt des Kaisers verließen auch der König und die Königin die Stadt, um nach Tilsit zu fahren und von dort am nächsten Tage die Reise nach Neupreußen und Warschau fortzusetzen, wo weitere militärische Revuen stattfanden.

In liebevolleren Worten konnte die Königin ihr Urteil über den kaiserlichen Gast nicht zusammenfassen, als wenn sie sagte; „Tout le monde l'aime l'Empereur, le Roi à la tête. Il n'est point faible et il a un fonds de bonté et de probité que je ne puis comparer qu'à la façon de penser du Roi.“ Unter dem Eindruck seiner liebenswerten Persönlichkeit schreibt sie wenige Wochen später an ihren Bruder, den Erbprinzen Georg, auf einen von ihm aus der Schweiz erhaltenen Brief: „Ich sah zwar keine Alpen, aber ich sah Menschen, oder vielmehr einen Menschen, im ganzen Sinne des Worts, der durch einen Alpenbewohner [1]) ist erzogen worden, dessen Bekanntschaft mehr wert ist als alle Alpen der Welt. Denn diese wirken nicht, aber jener wirkt, verbreitet Glück und Segen mit jedem Entschluß, mit jedem Blick macht er Glückliche und Zufriedene durch seine Huld und himmlische Güte. Daß ich von dem Kaiser, von dem einzigen Alexander, spreche, hast Du wohl beim ersten Wort verstanden. Lieber Georg! Ach wie viel, wie viel ist mir diese Bekanntschaft wert! Nicht ein Wort, welches man zu seinem Lobe spricht, kann je in Schmeichelei aus-

[1]) La Harpe, der Erzieher Alexanders, war geborener Schweizer.

arten. Denn er verdient alles, was man nur Gutes sagen kann... Die Memeler Entrevue war göttlich. Die beiden Monarchen lieben sich zärtlich und aufrichtig, gleichen sich in ihren herrlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit, Menschenliebe und Liebe zum Wohl und zur Beförderung des Guten. Auch ihr Geschmack ist gleich. Viele Einfachheit, Haß der Etikette und Gepränge des Königs- und Kaisertums." [1]) Und an den Kaiser selbst schreibt sie wenige Tage nach der Trennung zusammen mit dem König, der wegen der Ratifikation des russisch-französischen Entschädigungsvertrages mit ihm zu verhandeln hatte: „Je chercherai en vain à vous dépeindre la peine que m'a faite votre départ. Il était affreux, il n'y a que l'espoir de revoir V. M. dans deux ans qui me consolait un peu. Je ne cesse de faire mille vœux pour vous, mon cher cousin, ainsi que le Roi. Soyez heureux, content, et que Dieu vous bénisse de tous ses dons. Le Roi compte beaucoup sur la réussite de nos vœux de vous revoir dans deux ans." In einer Nachschrift bestellt sie Grüße an das Gefolge des Kaisers, besonders an seinen Leibarzt Wylie. Aehnlich beglückt über das Zusammensein mit Alexander äußert sich der König an den Erbprinzen von Mecklenburg nach seiner Rückkehr aus Ostpreußen. Dankte er doch seiner Gattin und ihm in erster Linie die Bekanntschaft mit Alexander. Die mit jenem verlebten Tage würden immer zu den glücklichsten und interessantesten seines Lebens gehören. Mit den Worten: „Ceci ne sont pas des phrases, mais les véritables sentiments de mon cœur," schließt er seine Charakteristik des Freundes.

So bedeutend der Eindruck war, den die gewinnende Persönlichkeit Alexanders auf den König und seine Gemahlin gemacht hatte, so wenig verwirklichten sich die Hoffnungen, die besonders wohl der König auf die Memeler Zusammenkunft gesetzt hatte. Der französisch-russische Vertrag war zustande gekommen, ohne daß Preußen dabei seinen Einfluß geltend machen oder gar sein Gewicht in die Wagschale werfen konnte. Es gelang ihm nicht, die beiden großen Nachbarmächte zu einem den europäischen Frieden garantierenden Bunde mit sich zu vereinen. Denn Alexander I. erkannte, daß Rußland mit dem fränkischen Koloß, der immer drohender wurde, dereinst werde ringen müssen. Und Napoleon wiederum wollte Preußen in jeder Frontstellung, die er nahm, nur als Werkzeug benutzen, ohne ihm dabei eine gleichzeitige Rücksichtnahme auf Rußland zu gestatten und ohne überhaupt in der kleinen Macht einen Frankreich gleichgestellten Bundesgenossen zu sehen. Insofern hatte die Memeler Zusammenkunft keine unmittelbaren politischen Folgen. Eine ganz andre Beurteilung gewinnt sie, wenn man die weitere Zukunft ins Auge faßt. Unter diesem Gesichtspunkt gibt ihr Peter Lombard, der dem preußischen Gesandten in Paris, Lucchesini, attachiert war, die richtige Stellung, wenn er sagt, daß längere Trennung und Intrigen die dort geschlossenen Bande wohl wieder lockern könnten, daß es aber niemals dahin kommen würde, das stillschweigende Uebereinkommen zu

---

[1]) Bailleu, Archivpublikationen Bd. 75, S. 537, Anm. 1.

stören, das sich auf der gegenseitigen Wertschätzung der Monarchen begründet hatte. Eine nicht zu unterschätzende Mitwirkung bei diesem „engagement facile" schreibt er mit Recht der Königin zu, der „fée qui soumet tout au pouvoir de ses enchantements".

Bis es aber dahin kam, daß im Jahre 1805 durch den Potsdamer Vertrag das Verhältnis Preußens und Rußlands eine feste Form bekam, waren die Beziehungen der beiden Mächte mannigfachen Schwankungen unterworfen. Diese hatten ihren Grund in der Neutralitätspolitik Preußens, deren Träger der König war. Er sah das Heil im Anschluß an Napoleon, an den er sich halten wollte, solange dieser die Hegemonie Preußens in Norddeutschland gelten ließ. Die Schwierigkeit dieses politischen Systems lag nun aber darin, daß Friedrich Wilhelm III. gleichzeitig mit Rußland Freundschaft pflegen wollte, das gar bald in natürlichen Gegensatz zu Frankreich kam, weil es angesichts der Napoleonischen Uebergriffe weniger langmütig war als Preußen. Vergeblich war daher der Versuch, den Haugwitz im Herbst des Jahres 1803 unternahm, Rußland dadurch zum Mitgaranten des Friedens in Deutschland zu gewinnen, daß es während des französisch-englischen Kampfes Frankreich gegen einen Angriff Oesterreichs zu schützen versprach, während Napoleon sich dafür verpflichten sollte, die Besatzung von Hannover nicht über 16- oder 20000 Mann zu erhöhen. Rußland lehnte diesen Vorschlag ab, da Frankreich durch die im Prinzip zugestandene Besetzung Hannovers auch gegen einen Angriff auf dem Festlande gesichert wurde. Preußen war nun ganz auf Frankreich angewiesen, das auf eine die preußische Macht zu seinen Gunsten völlig bindende Allianz hindrängte, ohne ein wesentliches Aequivalent dafür bieten zu wollen. Die Forderungen Frankreichs wurden so anmaßend, daß selbst Haugwitz die Möglichkeit eines Waffenganges mit Napoleon ins Auge faßte (Februar 1804) und jetzt für einen Anschluß an Rußland eintrat. Als Alexander Preußen für alle Fälle seiner Unterstützung versicherte, brach man die Unterhandlungen mit Frankreich ab und sprach nur die Erwartung aus, daß es die sonst guten Beziehungen zu Preußen durch Vermehrung der Besatzungstruppen von Hannover nicht stören werde. Die Okkupation des deutschen Landes nahm man also als fait accompli hin (3. April 1804). Das Scheitern eines russisch-französischen Allianzvertrages veranlaßte nun auch Alexander, sich seinerseits Preußen zu nähern und sich mit ihm zur Aufrechterhaltung der Integrität Norddeutschlands zu verbinden. In seinen Briefen vom April 1804 sucht er, besonders durch die Erschießung des Herzogs von Enghien erregt, den König mit allen Mitteln der Ueberredungskunst zu einem Vorgehen gegen Napoleon zu bestimmen. Dieser Briefwechsel führt dann schließlich zu der geheimen Deklaration[1]) vom 24. Mai desselben Jahres, deren Rücksendung Friedrich Wilhelm III. mit den Worten begleitet: „nos sentiments, nos principes sont absolument les mêmes." Die beiden Monarchen verpflichten sich darin, trotz der

[1]) Vergl. Mertens, Recueil des traités etc., VI., S. 341—345.

Schwierigkeiten, die für Norddeutschland bei der Okkupation Hannovers durch die Franzosen bestehen bleiben, jede Offensive gegen Frankreich zu unterlassen, solange dieses den status quo wahrt, andernfalls aber gemeinsam zu den Waffen zu greifen. Man will die französischen Truppenverschiebungen in Deutschland genau im Auge behalten, setzt die Bedingungen fest, unter denen der casus foederis eintritt — Uebergriffe der Franzosen auf das rechte Weserufer und besonders gegen Dänemark und Mecklenburg —, einigt sich über die Art des russischen Truppentransportes durch Deutschland und zu Wasser, will beim Ausbruch der Feindseligkeiten Dänemark und Sachsen zum Anschluß bestimmen u. s. w. Anknüpfend an die Zustimmung Friedrich Wilhelms III. zu diesem Defensivvertrag versuchte nun Alexander I. den König zu offensivem Vorgehen gegen Frankreich zu veranlassen. Dieser aber ließ sich nicht weiter drängen, sondern hielt sich für die eventuelle Aggressive an die in dem Deklarationsvertrag festgesetzten Bedingungen. Auf Grund dieser gab Hardenberg auch auf die Anfrage, ob man im Fall eines Krieges zwischen Rußland und Frankreich russischen Truppen den Durchmarsch durch Preußen gestatten würde, die Antwort, daß man durchaus die Neutralität bewahren und daher weder russischen noch andern Truppen den Durchzug durch preußisches Gebiet erlauben werde, unter der Voraussetzung, daß auch Napoleon die Bestimmungen des Abkommens vom 3. April beachten und weder die Truppenzahl in Hannover vermehren noch die Neutralität Norddeutschlands verletzen würde. Am 28. Juni 1804 beglückwünschte der König Napoleon zur Annahme der erblichen Kaiserwürde von Frankreich, wenn er auch den von Napoleon in seinem diesen Entschluß anzeigenden Brief gebrauchten Ausdruck „allié et confédéré" nicht wieder aufnimmt.

Als aber Napoleon den englischen Geschäftsträger beim niedersächsischen Kreise, Ritter Rumbold, in Hamburg in der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober 1804 gefangennehmen ließ, weil er in seinen Papieren Beweise für verbrecherische, von England ausgehende Anschläge gegen sein Leben zu finden hoffte, war der casus belli auf Grund des mit Rußland geschlossenen Abkommens gegeben, und der Krieg schien unvermeidlich. Aber wider Vermuten befahl Napoleon angesichts der kriegerischen Stimmung in Berlin nach Empfang eines persönlichen Schreibens Friedrich Wilhelms III. die sofortige Freilassung Rumbolds. In der kritischen Zeit bis zur Erledigung der Angelegenheit war für Friedrich Wilhelm III. persönlich der zum kriegerischen Austrag drängende Vertrag mit Rußland geradezu lästig. Denn selbst für den Fall der Weigerung Napoleons, der preußischen Forderung gerecht zu werden, wollte der König den Krieg vermeiden und schrieb an den entlassenen Minister Haugwitz, bei dem er am ehesten Zustimmung für seine Friedensbestrebungen zu finden hoffte: „Mehrere Personen stimmen hier für den Krieg, ich nicht. Mir scheint, daß man sich wohl herausziehen könnte, ohne zum Aeußersten zu schreiten. Denn es widerstrebt mir, das Feuer des Krieges auf dem Festlande einzig wegen eines solchen Grundes zu entzünden, wenn auch die Tat als unverzeihlich und unwürdig betrachtet werden muß." Daher drang er bei seinen Ratgebern darauf, daß die nach Ver-

tragsabschlüssen üblichen Geschenke von der Art, wie sie in Memel ausgeteilt wurden, soweit ihre Annahme noch nicht die königliche Genehmigung gefunden hatte, an Alexander zurückgegeben werden sollten. Hardenberg gelang es, den König hiervon abzubringen, da ein solches Vorgehen zum Bruch mit Rußland hätte führen müssen. Durch Napoleons schnelles Entgegenkommen bekam man in Preußen die Hände wieder frei, um einerseits die noch nicht aufgegebenen Vermittlungsversuche zwischen Frankreich und Rußland, anderseits die Verhandlungen mit Frankreich über Hannover, dessen Besetzung in der Rumbold-Affäre sich von neuem als so gefährlicher Zündstoff für die Erhaltung des Friedens erwiesen hatte, wieder aufzunehmen. Nach beiden Richtungen hatte man keinen Erfolg. Frankreich dachte gar nicht daran, irgendwelche Nachgiebigkeit in Hannover zu zeigen. Alexander I. war zwar im März 1805 kurz vor dem Abschluß des Vertrages mit England bereit, nach Vereinbarung mit der großbritannischen Macht durch einen Spezialgesandten Frankreich den Frieden anzubieten. Er bat sogar Friedrich Wilhelm III. darum, auf Napoleon dahin einzuwirken, daß er die Differenzen mit Rußland im Zusammenhang mit den allgemeinen Angelegenheiten Europas zur Erledigung bringen möchte. Der Justizminister Nowossiltzow war zum Gesandten bestimmt. Hoffnungsfreudig, endlich seine Lieblingsidee verwirklichen zu können, schreibt der König am 28. April 1805 an Napoleon, daß Rußland bereit sei, als Beauftragter Englands den Frieden zu vermitteln, und bittet ihn um Ausstellung eines Passes für Nowossiltzow, der inzwischen schon nach Berlin gegangen war. Napoleon entsprach den Wünschen Alexanders. Da er aber noch vor der Entsendung des Gesandten Genua dem französischen Kaiserreich einverleibte, wurde Nowossiltzow zurückberufen, und die Friedensaussichten schwanden gänzlich. In Berlin hatte dieser gleichzeitig den Auftrag, den König für den Fall der Ablehnung der russischen Forderungen mit in die Koalition zu ziehen. In demselben Sinne schreibt Alexander persönlich an Friedrich Wilhelm III.: „Si V. M. se trouvait obligée par la force des circonstances à prendre un parti, elle ne balancera pas entre le salut de l'humanité et sa perte.“ Der König hält aber nach wie vor an den Bestimmungen der Deklaration vom 24. Mai des vorigen Jahres fest und antwortet: „Nous avons tracé nous-même les lignes dans lesquelles ma neutralité restera circonscrite.“ Weitere Versuche des Kaisers blieben ebenso erfolglos. Denn gerade um dieselbe Zeit hatte Friedrich Wilhelm III. auch Frankreich gegenüber, das für das Zugeständnis eines festen Bündnisses mit Preußen Hannover sofort abzutreten und diese Abtretung im Frieden mit England zur Bedingung zu machen gewillt war, dieses Anerbieten zurückgewiesen, wenn nicht gleichzeitig zur Herstellung des Friedens auf dem Festlande die allgemeinen Ansprüche Oesterreichs und Rußlands, die europäische Gesamtlage betreffend, von Napoleon befriedigt würden. Es handelte sich dabei besonders um die Unabhängigkeit Hollands und der Schweiz und die Integrität der noch freien italienischen Staaten. So wenig Friedrich Wilhelm III. in seinem durch nichts zu erschütternden Gerechtigkeitsgefühl und in seiner aus tiefstem Herzen ent-

springenden Friedensliebe sich durch die Lockungen Napoleons bestimmen ließ, von seinem Neutralitätsprinzip abzugehen, an dessen mögliche Durchführung er immer noch aufrichtig glaubte, so wenig vermochten ihn russische Drohungen einzuschüchtern. Beeinflußt, wie wir sahen, vom Fürsten Czartoryski hatte Rußland an den preußischen Grenzen große Truppenmassen zusammengezogen und neigte dazu, den preußischen Nachbar zum Anschluß zu zwingen oder ihn zu überrumpeln. Dieser Plan geht aus dem Schreiben hervor, das der Fürst im April des nächsten Jahres an seinen Herrn richtete, und in dem er ohne alle Umschweife ausspricht, daß der Zweck der russischen Truppensammlung zunächst sein sollte: „se dépêcher de réduire la Prusse comme Bonaparte s'est dépêché avec l'Autriche."

Da wir in dem weiteren Verhalten Alexanders gegenüber solchen Plänen unverkennbar eine Wirkung der Memeler Zusammenkunft sehen können, anderseits aber die Verwicklungen jener Zeit zu dem Besuch in Potsdam führten, so verlangen diese Ereignisse im Zusammenhang unsrer Aufgabe eine nähere Darlegung. Unter dem 4. September spricht Alexander in einem längeren Schreiben an den König die Hoffnung aus, daß er sich mit ihm und Oesterreich vereinigen werde, um den Frieden zu befehlen oder wenigstens die Beachtung des Völkerrechts in Europa, das Napoleon überall mit Füßen trete, durchzusetzen. Halte der König aber den Augenblick für eine offene Erklärung nicht gekommen, so genüge ihm die Zusicherung, daß er den Durchmarsch russischer Truppen durch preußisches Gebiet gestatten wolle. Gleichzeitig bittet Alexander in diesem Briefe um eine Zusammenkunft, um persönlich mit dem König zunächst über Defensiv-, nötigenfalls aber auch über Offensivmaßregeln gegen Napoleon zu beraten. Eine Drohung oder direkte Mitteilung, daß die Russen die preußische Grenze überschreiten würden, ist aus diesem Briefe nicht herauszulesen. Hüffer sowohl wie Oncken [1]) gehen zu weit, wenn sie sagen, der Durchmarsch sei nicht erbeten, sondern angekündigt worden. Zunächst hatte auch Alopeus nur den Auftrag, mit allen Mitteln die Autorisation des Königs dazu zu erwirken. Um sich aber für alle Fälle auch gegen Rußland zu sichern, falls es durch den Einmarsch seiner Truppen die von Preußen beobachtete Neutralität brechen sollte, wurde in einem Konseil am 19. September 1805 die Mobilisierung der Armee und die Zusammenziehung größerer Truppenmassen an der Ostgrenze beschlossen. Denn in der Tat war für den 28. September für den Fall der Ablehnung der russischen Bitte, wie Hardenberg in seinen Denkwürdigkeiten berichtet, der Einmarsch der Russen vorgesehen. Noch zur rechten Zeit aber wurde durch das persönliche Eingreifen des Kaisers der dann unvermeidliche Bruch vermieden. Beide Herrscher erscheinen in dieser kritischen Zeit rein menschlich betrachtet im besten Licht. Ein großartiger Zug geht durch den freimütigen Brief, den

---

[1]) Vgl. Hüffer, Herm., Die Kabinettsregierung in Preußen und Johann Lombard, Leipzig 1891, S. 166, und Oncken, W., Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege, Berlin 1886, II, S. 163.

Friedrich Wilhelm III. dem Zaren auf sein dringendes Schreiben vom 4. September schickt. Offener und ehrlicher kann es niemand zum Ausdruck bringen, wie es des Menschen erstes Gebot ist, sich selbst treu zu bleiben und seine Würde zu wahren, mag daraus folgen, was da will. Aus jenen Zeilen spricht ein Selbstbewußtsein und eine Energie, die wir nicht immer beim König zu finden gewohnt sind. „L'entrée de ses troupes dans mes provinces est impossible sous les rapports existants.“ „Je poursuivrai sans crainte pour la prosperité de mes peuples la route que le devoir et ma raison me prescrira et puissent tous les genres de gloire vous suivre dans celle que vous préférez. A quelques destins qu'elle vous conduise, on ne me fera jamais ni craindre votre puissance ni bien moins encore mettre en doute votre loyauté.“ Auf der andern Seite aber zeigte auch Alexander, daß er nicht ohne den zwingendsten Grund die in Memel geschlossene Freundschaft auf das Spiel setzen wolle. Gewiß hatte er dabei wohl seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Fürsten Czartoryski, gegenüber einen schweren Stand. Dennoch hatte er sich, ohne die Antwort des Königs auf seinen Brief vom 4. September abzuwarten, infolge der schon wiederholt abgegebenen Neutralitätserklärung Friedrich Wilhelms III. dazu entschlossen, den Gegenbefehl zum Truppeneinmarsch zu geben. Durch seinen Gesandten in Berlin ließ er erklären, er habe in der Hoffnung, der König werde der vorgeschlagenen Zusammenkunft zustimmen, den Einmarsch der Truppen bis zu diesem Zeitpunkt verschoben. Er werde sich bemühen, ihm dann zu beweisen, daß es ihm fern gelegen habe, ihn zu irgendeinem Schritte zu zwingen. Dabei hoffte er aber weiter, es werde ihm gelingen, den König zu einem gemeinsamen Vorgehen zu bestimmen. Ein Handschreiben des Kaisers vom 27. September, das Fürst Dolgoruky überbringt, spricht weiter für die Loyalität des Kaisers. Ich bin demnach überzeugt, daß er selbst die Maßregeln für den Einmarsch nur für den Fall der Zustimmung des Königs getroffen hatte, während allerdings die polnische Partei an seinem Hofe und in seinem Ministerium sie unter allen Umständen durchgeführt wissen wollte. Natürlich mußte dem Kaiser viel daran liegen, die Truppen vorgehen lassen zu können. Denn darin hat Fürst Czartoryski in seinem schon mehrfach erwähnten Schreiben recht, daß jeder Tag des Zögerns für Rußland verloren, für Napoleon gewonnen war. Daher bittet Alexander dringend, die Zusammenkunft möglichst bald stattfinden zu lassen. In gleichem Maße aber suchte sich ihr der König zu entziehen, um der persönlichen Beeinflussung des Kaisers aus dem Wege zu gehen. Ebensowenig wollte er mit Frankreich, das durch General Duroc neue Angebote machte, einen Vertrag abschließen, sondern auch dort nur seine Neutralität zusagen und dafür mit größtmöglicher Garantie sich der späteren endgültigen Erwerbung Hannovers versichern. Zu dem Zweck verlangte er zunächst die Räumung des Landes durch die Franzosen, auf die diese natürlich nicht eingehen wollten. Unterdessen ließ Alexander nicht nach, auf die Zusammenkunft zu drängen. Er hatte ursprünglich nicht an Berlin als Ort der Vereinigung gedacht. Daran hatte Friedrich Wilhelm III. angeknüpft, um trotz aller freundlichen Versicherung, wie lieb ihm nach dreijähriger Trennung das

Wiedersehen sein würde, zu betonen, daß er unter den augenblicklichen politischen Verhältnissen nicht in der Lage sei, seinen Posten zu verlassen. Der Kaiser aber ist erfreut, den König wenigstens prinzipiell dem Plane geneigt zu finden, und schickt den Fürsten Dolgoruky von Krezsc aus mit jenem schon erwähnten Schreiben vom 27. September nach Berlin. Von Drohungen, wie Oncken will, ist auch in diesem Briefe nicht die Rede. Er enthält nur die wiederholte Bitte, die Entrevue zu beschleunigen, damit dann der Vormarsch der Russen beginnen könne. Drei Tage darauf schlägt der Kaiser in einem neuen Brief Gruszcina an der Weichsel als Ort für die Zusammenkunft vor. Am 4. Oktober war Dolgoruky in Berlin angekommen, zwei Tage später wurde er mit Alopeus in Potsdam empfangen. Nach Hardenberg[1]) lehnte der König den Durchmarsch der Truppen ab und erklärte, jede Macht, die durch Verletzung seines Gebiets die Neutralität brechen würde, als feindliche ansehen zu müssen. Unmittelbar darauf[2]) hatte Hardenberg eine Besprechung mit dem König, in der er nach dem Scheitern der Verhandlungen mit Frankreich vergeblich zum Anschluß an Rußland riet. Noch hatte er Potsdam nicht verlassen, als er zurückgerufen wurde und vom König selbst hörte, daß Bernadotte am 3. Oktober durch seinen Durchmarsch durch die fränkischen Besitzungen des Königs in frivoler Weise die Neutralität Preußens verletzt habe. In der ersten natürlichen Aufwallung über diesen Uebergriff wollte Friedrich Wilhelm III. nicht nur den französischen Gesandten Laforest und den General Duroc sofort aus Berlin ausweisen — nur mit Mühe brachte ihn Hardenberg von so schnellem Entschlusse ab —, sondern er schrieb auch unter dem 9. Oktober an den Zaren: „Un événement inattendu a donné à toute ma manière d'envisager les affaires une tendance nouvelle, mais décisive ... Tous mes devoirs vont changer. Si quelque chose me console, Sire, c'est qu'ils vont s'identifier avec les vôtres.“ Zu seinem Bedauern könnte er in der gespannten Situation, die sich aus diesem herausfordernden Schritt Napoleons ergeben habe, Berlin nicht verlassen und bäte daher, die Zusammenkunft auf kurze Zeit hinauszuschieben. Dagegen gestattete er jetzt den Durchmarsch der russischen Truppen, bat nur, für ihre Marschrichtung in Rücksicht auf seine Provinzen und seine eigne Armee durch Vermittlung des zu dem Zweck an Alexander abgesandten Generals Kalckreuth Direktiven angeben zu dürfen. Nicht ohne die Empfindung, dem König mehr entgegenzukommen, als diesem lieb war, beginnt Alexander sein Antwortschreiben vom 19. Oktober mit den Worten: „Pardonnez, Sire, si je mets de côté toutes les formalités.“ Er fährt dann fort, daß er wohl verstehe, wie der König jetzt an Berlin gebunden sei, und daß er daher, um beider Wünschen gerecht zu werden, am 25. Oktober dorthin kommen werde. Wiederum bittet er, wie in Memel, ihn „absolument sans façon et sans apprêts“ zu empfangen. Da der Kaiser schon für den 20. Oktober seine Abreise festgesetzt hatte, konnte der König ihm erst am Tage

[1]) Vgl. Hardenberg, Denkwürdigkeiten, II, 253.

[2]) Nach Hüffer, a. a. O., S. 166.

vor der Ankunft in Berlin seine freudige Zustimmung zu seinem Entschluß ausdrücken und beauftragte den General Koeckritz mit der Ueberbringung dieses Begrüßungsschreibens. Die außerdem zum Dienst beim Kaiser bestimmten Herren blieben in Berlin und erwarteten dort die Ankunft des Zaren. Die Brüder des Königs, die ihm bis Friedrichsfelde entgegengingen, hatten aber den Auftrag, ihm dort anzuzeigen, daß die „abbestimmte Aufwartung ernannt, aber, da Seine Kaiserliche Majestät sich alle Zeremonien verbeten hätte, befehligt wäre, die Orders Seiner Majestät in Berlin zu empfangen“. Ueber den weiteren Verlauf der Kaisertage möge der nun folgende Bericht aus den Akten des Oberhofmarschallamts Aufschluß geben.

„Nachricht

von der Ankunft und dem Aufenthalt Seiner Russischen Kaiserlichen Majestät Alexanders I. in Berlin und Potsdam. Den 25. Oktober 1805.

Nachdem des Königs Majestät von dem hohen Besuch des russischen Kaisers Majestät am 23. Oktober 1805 bestimmte Nachricht eingezogen hatten, die Allerhöchstdemselben durch zwei Furiere — einer von des Herrn Generals der Kavallerie Herrn Grafen v. Kalckreuth und zwei Stunden darauf von einem zweiten von des Kaisers Majestät selbst — überbracht wurde, so erhielt des Herrn Generalmajors und Generaladjutanten Herrn v. Koeckritz Hochwohlgeboren den Allerhöchsten Befehl, sich sofort nach Frankfurt a. O. zu begeben und dort des Kaisers Majestät im Namen Seiner Majestät des Königs zu bewillkommnen. Hiernächst wurde dem hohen Gast königliche Equipage bis Vogelsdorf entgegengeschickt.

Als Seine Kaiserliche Majestät nun die letzte Nacht in Müncheberg zugebracht hatten, begaben Allerhöchstdieselben sich am folgenden Vormittag, den 25. Oktober, auf den Weg nach Berlin, und nach einem bei der Fürstin von Holstein-Beck in Friedrichsfelde, wohin die beiden Prinzen Heinrich und Wilhelm, Brüder Seiner Majestät, sich verfügt hatten, zuvor eingenommenen Dejeuner kamen Allerhöchstdieselben nachmittags um 2 Uhr in dem Wagen des Prinzen Heinrich und in Höchstdero Begleitung hier in Berlin an. Die hiesigen Grenadierbataillons und das Regiment Möllendorff paradierten in zwei Reihen von der Langen- bis zur Hundebrücke[1]). Von hier aus zog sich das Regiment Gensdarmes zu Pferde in zwei Reihen am Schlosse und Lustgarten lang. An diese schlossen sich die Gardedukorps und vollendeten diese Linie bis an das Portal des königlichen Schlosses unweit der Hofapotheke. Im Lustgarten waren zwölf Kanonen aufgepflanzt, die, solange der kaiserliche Zug durch die Stadt dauerte, ununterbrochen bis zur Ankunft im Schloßportal abgefeuert wurden. Der von einer unzählbaren Menge Zuschauer mehreremal wiederholte Ruf: „Es lebe Seine Majestät der Kaiser Alexander“ erfüllte die Luft. Der Stallmeister Schur ritt vor dem kaiserlichen Wagen. Seine Majestät der König in Be-

---

[1]) Die jetzige Schloßbrücke.

gleitung des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Königliche Hoheit empfing Seine Kaiserliche Majestät beim Aussteigen an der Treppe,[1]) und so ging der Zug in Begleitung der kaiserlichen und königlichen Suite nach den Kammern des Höchstseligen Königs Friedrich Wilhelms II. Majestät.[2]) Hier waren der Königin Majestät, alle Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses nebst einer zahlreichen Hofnoblesse versammelt. Der Königin Majestät empfing des Kaisers Majestät in dem Zimmer am Gardedukorpssaal. Nun wurden in den daranstoßenden Courkammern Seiner Kaiserlichen Majestät die königliche Familie und die hohe Noblesse vorgestellt. Hierauf zeigte des Herrn Feldmarschalls v. Möllendorff Exzellenz des Kaisers und Königs Majestät an, daß die Kavallerie und Infanterie, die die Chaîne gemacht hatten, auf die Allerhöchsten Befehle warteten, en parade vorbeizumarschieren, worauf beide Majestäten nebst Dero Suite sich herunterverfügten und dann genannte Truppen in Allerhöchsten Augenschein nahmen. Die Herren Offiziers salutierten vor des Kaisers Majestät. Nachdem das ganze Militär abmarschiert war, begaben sich beide Majestäten wieder nach oben angezeigten Courkammern, und nach einem von dem Kaiser und der königlichen Familie eingenommenen Dejeuner verfügten Allerhöchstdieselben sich um 3½ Uhr nach Potsdam, wobei des Kaisers, des Königs und der Königin Majestät in einem Wagen fuhren.

In dem Gefolge Seiner Kaiserlichen Majestät befanden sich der Obermarschall Graf v. Tolstoi, Fürst Czartoryski, Prinz Dolgoruky, Graf v. Lieven, Graf v. Uwarow, Etatsrat und Leibarzt Seiner Majestät Willé,[3]) Etatsrat Herr D'Oubril, Sekretärs des Militärdepartements, zwei Jägeroffiziers, vier Feldjäger, zwei Kammerdiener, zwei Kammerlakeien, ein Grenadier und ein Leibkutscher. Von seiten des Königs Majestät wurden zur kaiserlichen Aufwartung und Bedienung folgende Personen bestimmt: der General von der Kavallerie Graf v. Kalckreuth, Etatsminister v. Reck, Generalleutnant v. Elsner, Kammerherr und Maître des spectacles Baron v. Reck, Graf v. Neale, Obristleutnant v. Krusemarck, Major v. Prittwitz von den Gardedukorps, zwei Pagen, v. Witzleben und v. Wilczek, und verschiedene Bedienstete.

Sonntag den 27. nachmittags gegen 2 Uhr trafen des Kaisers Majestät und der königliche Hof aus Potsdam hier wiederum ein. Des Kaisers Majestät stiegen im königlichen Schloß in Höchstdero Zimmer ab und geruhten dann bei dem Kronprinzen, dem Prinzen Friedrich,[4]) der Prinzessin Heinrich, dem Prinzen Ferdinand und bei allen zur königlichen Familie gehörigen hohen Personen sowie auch bei der Fürstin v. Holstein-Bevern Durchlaucht und bei dem Feld-

---

[1]) Nach Hardenbergs Mitteilung begrüßte der Kaiser den König mit den Worten: „Je viens pour vous demander pardon des inquiétudes que je vous ai causées involontairement."

[2]) Sie heißen heute noch die Königskammern und sind eines der prächtigsten Fürstenquartiere des königlichen Schlosses.

[3]) Gemeint ist der schon genannte James Wylie.

[4]) Wohl der jüngste Bruder Friedrich Wilhelms III.

marschall v. Möllendorff und Staats- und Kabinettsminister Graf v. Schulenburg Besuche abzustatten. Gegen 3 Uhr war großes Diner im Rittersaal des königlichen Schlosses, wobei von dem goldenen Service an einer Tafel von 48 Kuverts unter einer von der königlichen Kapelle aufgeführten Musik gespeist wurde. Während der Tafel brachten des Königs und der Königin Majestät die Gesundheit Seiner Majestät des Kaisers unter Trompeten- und Paukenschall aus, bei der sich sämtliche allerhöchste, höchste und hohe Herrschaften von ihren Sitzen erhoben, die des Kaisers Majestät an des Königs und der Königin Majestät sowohl als an die sämtliche glänzende Tischgesellschaft mit sichtbarer freudiger Ueberraschung erwiderten. Die zweite Tafel bestand aus 42 Kuverts, die in der Gelben Kammer serviert war. Nach aufgehobener Tafel um 5 Uhr nahmen sämtliche höchste und hohe Herrschaften in dem an dem Rittersaal zunächst liegenden Zimmer den Kaffee ein, wobei des Kaisers Majestät sich wechselweise mit beiden Königlichen Majestäten und allen übrigen anwesenden höchsten und hohen Herrschaften unterhielten. Gegen 6 Uhr verfügten des Kaisers Majestät sich in Dero Appartements, um dort die Cour von allen hiesigen Gesandten anzunehmen. Nach beendigter Cour, gegen 7 Uhr, erhoben Allerhöchstdieselben sich ins Schauspielhaus, woselbst die Oper „Armida" von Gluck gegeben wurde. Seine Kaiserliche Majestät wurden bei der Ankunft unter Trompeten- und Paukenschall und unter dem lauten, frohen Zuruf sämtlicher Zuschauer empfangen; ebendieses geschah auch nach geendigter Oper beim Herausgehen des Kaisers.

Abends war bei des Königs Majestät in Dero Palais Souper; es wurde in dem großen Gelben Saal an einer Tafel von 56 Kuverts gespeist. Eben an diesem Tage trafen auch Seine Durchlaucht der regierende Herzog von Weimar, desgleichen die Fürstin v. Thurn und Taxis und die Fürstin Solms-Braunfels hier ein[1]). Dem Herzog wurden im königlichen Schloß, den beiden Fürstinnen Durchlaucht aber im Prinz Ludwigschen[2]) Palais die Zimmer angewiesen. Auch war der Prinz Georg von Mecklenburg[3]) hier eingetroffen und in letzterem Palais einquartiert. Der Suite des Kaisers waren die Quartiere in der „Stadt Paris" angewiesen, und nur dem Obermarschall Grafen v. Tolstoi wurde eine Kammer im königlichen Schlosse neben der Schlafkammer des Kaisers angewiesen.

Montag den 28. morgens um 10 Uhr statteten des Kaisers Majestät bei des Königs und der Königin Majestät einen Besuch ab. Vor dem Palais waren die hier befindlichen Grenadierbataillons en parade aufmarschiert, die des Kaisers und des Königs Majestät nach eingenommenem Dejeuner in Augenschein nahmen und sie dann vorbeidefilieren ließen. Alsdann besichtigten Allerhöchstdieselben das Zeughaus, die Académie militaire und das Kadettenhaus und

1) Die Schwestern der Königin.

2) Der jüngere, verstorbene Bruder des Königs, erster Gemahl der Prinzessin Friederike.

3) Der Bruder der Königin.

speisten hierauf mit den königlichen Herrschaften bei dem Prinzen Ferdinand in Bellevue. Abends war im königlichen Palais Tafel von 50 Kuverts, der Seine Kaiserliche Majestät beiwohnte. An diesem Tage vormittags trafen auch Seine Durchlaucht der Erbprinz von Weimar [1]) und abends des Herrn Herzogs von Braunschweig Durchlaucht, letzterer aus Hildesheim, hier ein.

Dienstag den 29. vormittags um ½10 Uhr verfügten des Königs Majestät sich nach dem königlichen Schloß zu des Kaisers Majestät. Hier waren bereits der Herr Herzog von Braunschweig, der Feldmarschall v. Möllendorff und der Kabinettsminister v. Hardenberg versammelt. Nach einer zweistündigen Konferenz nahmen des Kaisers Majestät die Cour von der Noblesse an. Hierauf begaben Allerhöchstdieselben in Begleitung Seiner Majestät des Königs sich nach der Reitbahn der Gensdarmes und deren Ställen, verfügten sich darauf zu Pferde nach der Porzellanmanufaktur, besahen dort das Warenlager und dann einen Teil der von Friedrich II. verschönerten Straßen der Friedrichstadt, besonders aber den Wilhelmsplatz und die daselbst aufgestellten Bildnisse preußischer Generale, fuhren dann in Begleitung Seiner Majestät des Königs nach Charlottenburg zum Diner, von wo Allerhöchstdieselben mit dem ganzen königlichen Hof und dem kaiserlichen Gefolge sich nachmittags gegen 5 Uhr nach Potsdam verfügten.

Anwesenheit zu Potsdam.

Den 26. Oktober vormittags nahmen des Kaisers Majestät Schokolade bei ihrer Majestät der Königin ein, nahmen darauf die im Lustgarten paradierenden Garden in Augenschein, speisten zu Mittag in der Bronzenen Kammer an einer Tafel von 32 Kuverts und die Suite im Muschelsaale. Nach aufgehobener Tafel verfügte jeder der Herrschaften sich nach ihren Kammern.

Nach 7 Uhr nachmittags ward Generalmarsch geschlagen, die Garnison versammelte sich und bildete vom Schlosse ab zum Berliner Tor hinaus bis an den Garten des Geheimkämmerers Ritz eine Chaine. Am Schlosse stand das erste Bataillon Garde, von der Grünen Treppe ab bis zur Langen Brücke hielten die Gardedukorps zu Pferde. In einem achtspännigen Wagen fuhr der Kaiser, der König und die Königin (der Kaiser saß der Königin zur Rechten, und der König saß rückwärts) und sahen die aufgestellten Truppen an und kamen darauf an das Schloß herangefahren und stiegen bei der Rampe aus. Dem königlichen Wagen folgte der Wagen des Prinzen Wilhelm Königliche Hoheit, mit sechs Pferden bespannt, worin sich der Prinz, Prinzessin und Herzog von Weimar Durchlaucht befanden, und darauf der Wagen des Prinzen Heinrich, ebenfalls mit sechs Pferden bespannt, worin sich der Prinz befand. Im Marmorsaal paradierte die Leibkompagnie der Garde unter dem Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz [2]). In diesem Saal befanden sich die jüngsten Kinder des Königs

---

[1]) Der Schwager Alexanders I.

[2]) Der jüngste Bruder der Königin.

Majestät, die dem Kaiser präsentiert wurden, desgleichen die Oberhofmeisterin, Hofdamen, Kammerherren, ferner sämtliche Generals und Offiziers.

Abends war Comédie und nach dieser ward wieder an zwei Tafeln gespeist.

Den 27. vormittags paradierte die ganze Garnison im Lustgarten, der Kaiser ward vom König die Reihen hinuntergeführt, wobei die militärischen Honneurs gemacht wurden. Hierauf verfügten sich die höchsten Herrschaften zu Ihrer Majestät der Königin, um daselbst zu dejeunieren, und fuhren nach Endigung desselben dann nach Berlin.

Den 29. Oktober gegen Abend trafen die höchsten Herrschaften wieder in Potsdam ein. Abends war Comédie, die der Kaiser nicht besuchte. Soupiert ward gewöhnlich an zwei Tafeln.

Den 30. morgens begaben sich sämtliche hohe Herrschaften nach dem veranstalteten Manöver der hiesigen Garnison, dejeunierten auf Sanssouci, nahmen das Diner im Orangeriehause des Neuen Gartens ein und versammelten sich abends im Mormorpalais zum Ball und Souper.

Den 31. Dejeuner bei der Königin Majestät. Gegen 12 Uhr trafen des Erzherzog Anton Kaiserliche Hoheit ein. Bis Zehlendorf war ein königlicher Wagen entgegengegangen, dem der Stallmeister Schur vorritt. Seine Kaiserliche Hoheit traten in den Kammern der Prinzessin von Oranien ab. An Bedienung erhielten Dieselben den General v. Knobelsdorff, den Flügeladjutanten Grafen Dönhoff und zwei Pagen, zwei Hofjäger und zwei Hoflakaien.

Mittags war eine gemeinschaftliche Tafel bei des Kaisers Majestät. Der Erzherzog saß der Königin zur Rechten. Abends war Schauspiel und nach demselben Souper im Apartement des Kaisers.

Den 1. November war nach der Parade Dejeuner bei der Königin Majestät. Vormittags um 10 Uhr erhielt der General Duroc Abschiedsaudienz. Er wurde mit königlicher Equipage, von einem Hofjäger und Hoflakai begleitet, ins Schloß und so wieder in sein Hotel gebracht. Mittags war Tafel im Orangensaal des Neuen Gartens. Die zweite Tafel war im Kavalierhause. Abends waren wie gewöhnlich zwei Tafeln im Appartement des Kaisers Majestät.

Den 2. waren wie gewöhnlich die Mittags- und Abendtafel in dem Appartement des Kaisers.

Den 3. Nachdem die große Parade in Augenschein genommen worden, ward bei der Königin Majestät dejeuniert, nächstdem das Neue Palais in Augenschein genommen und mittags und abends im Appartement des Kaisers gespeist.

Den 4. November. Nachdem die hohen Herrschaften der Parade beigewohnt hatten, war Dejeuner bei der Königin Majestät und dann wie gewöhnlich beim Kaiser. Des Kaisers Majestät hatten gewünscht, vor der Abreise noch die Gruft Friedrichs II. zu sehen. Nach dem Souper, das um 11 Uhr aufgehoben ward, verfügten sich des Kaisers und beide Königliche Majestäten nach ihren Kammern. Um 12 ½ Uhr begaben sich der Kaiser und die königlichen Herrschaften nach der in aller Eile erleuchteten Garnisonkirche, worin die Gruft

eröffnet war. Die innigste Rührung hatte jeden der hohen Herrschaften ergriffen, und der Kaiser Alexander, überwältigt von seinen Empfindungen, küßte den Sarg, der die Ueberreste des großen Mannes einschließt. Hier war es, wo der Kaiser den rührendsten Abschied von der königlichen Familie nahm, die er wiederholentlich umarmte, und von da er seine Weiterreise nach Weimar fortsetzte."

Soweit der Bericht. Der Kaiser reiste erst am 5. in aller Frühe zu seiner Schwester, der Großfürstin Maria Paulowna, Erbprinzessin von Weimar, um von dort zur Armee nach Oesterreich zu gehen. In damals üblicher Weise wurden von den beiden Majestäten außer den Orden sehr ansehnliche Geschenke verteilt. Die Brüder des Königs, Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm, der Herzog von Braunschweig, Feldmarschall Möllendorff und Hardenberg erhielten den St. Andreas- und damit verbunden den Alexander Newsky- und St. Annen-Orden, der Herzog und Hardenberg den ersteren mit Brillanten, Koeckritz den Alexander Newsky-Orden, Haugwitz, der den Andreas-Orden schon hatte, ebenso wie Generalleutnant v. Elsner und Minister von der Reck je eine Dose mit Brillanten, die vier Hofdamen Ohrringe mit Brillanten, der Hofmarschall von Massow einen Ring von 3—4000 Talern an Wert u. s. w. Auch die Hofbeamten und Diener wurden reich bedacht. So bekam der Hofrat Lentze eine Dose mit Brillanten, die Kammerdiener Delley, Reuter und Ewald, der Oberkastellan Rhode und der Kastellan Knopf jeder einen Ring, drei Küchenmeister und zwei Stallmeister je eine goldene Dose, ebenso alle Offiziere vom 1. Bataillon Garde. Außerdem gelangten an das Hofmarschallamt 3000 Taler, an den Marstall 1000 Taler zur Verteilung. Der König verlieh dem Obermarschall Grafen Tolstoi den Schwarzen Adlerorden, dem Fürsten Czartoryski eine Dose von 6000 Talern Wert, dem Fürsten Dolgoruky, Grafen Lieven, General Tolstoi und General Uwarow je eine Dose von 3000 Talern, dem Leibarzt Wylie eine solche von 1600 Talern Wert u. s. w. bis zu den Stallmeistern und Ofenheizern.

Das Resultat der während der Anwesenheit des Zaren von den dazu bestimmten Diplomaten gepflogenen Verhandlungen war der Vertrag von Potsdam vom 3. November 1805. Um zu verhindern, daß sie zu sehr im russischen Sinn und Interesse geführt wurden, hatte Friedrich Wilhelm III. kurz vor der Ankunft Alexanders Haugwitz wieder berufen und eine Kabinettsorder erlassen, nach der die auswärtigen Angelegenheiten von ihm und Hardenberg gemeinsam bearbeitet werden sollten. Das hätte beinahe zum Rücktritt Hardenbergs geführt. In Rücksicht auf die so nahe bevorstehende Zusammenkunft aber wurde eine definitive Regelung dieser Angelegenheit verschoben. Aus gleichem Grunde wollte der König, daß Lombard als Protokollführer den Verhandlungen beiwohne. Da ein Protokoll aber gar nicht geführt wurde, unterblieb das, und er erhielt nun den Auftrag, die bei einer der Ankunft des Zaren vorausgehenden Konferenz gefaßten Beschlüsse gewissermaßen als Richtschnur für die kommenden Besprechungen mit den Russen zu einem Bericht zusammenzufassen. Er legte seine Gedanken in zwei Aufsätzen nieder, von denen der erste dem König in

seinen persönlichen Unterredungen mit Alexander als Leitfaden dienen, während der andre die Grundlage für die Besprechungen der Diplomaten bilden sollte. Bei dem nahen Verhältnis, in dem Lombard zum Könige stand, und bei seiner Bereitwilligkeit, durchaus nur die Ansichten seines Herrn zu vertreten, ist man zu der Annahme berechtigt, daß das, was Lombard in seinem ersten Entwurf sagt, die Anschauungen des Königs wiedergibt. Die Einleitungsworte mögen daher hier folgen: „J'ai eu," dirait le Roi, „une répugnance invincible à entrer dans la coalition, car le moment de la guerre, en général, ne me paraissait pas heureusement choisi et d'ailleurs juste pour les deux cours impériales (Rußland und Oesterreich), elle ne l'était pas pour moi. Les Français avaient été fidèles à leurs engagements et les objets de leurs dernières usurpations étaient étrangers à la Prusse. Ils l'ont voulu, je dois voir autrement les choses (nach der Territorialverletzung in Ansbach)..." In beiden Berichten handelt es sich in erster Linie um die Bedingungen, unter denen die Koalition von einem offensiven Vorgehen gegen Napoleon Abstand nehmen würde, zweitens um die Formen, unter denen, falls Napoleon jene ablehnt, die Beteiligung des Königs zu erfolgen haben würde. Hardenberg verwarf beide als schlechte, phrasenhafte Apologien der preußischen Politik. Er hatte mit Frankreich jetzt völlig gebrochen und trat durchaus für den Anschluß an Rußland ein, während der König immer noch geneigt war, an der Neutralität festzuhalten, und sich nur ungern zu einer so markanten Frontstellung gegen Napoleon verstieg. Hardenberg schloß das auch aus dem Unbehagen, das er dem König anmerkte, der außerdem zu dem schlesischen Minister Grafen Hoym sagte: „Ich habe unterzeichnet, aber mein Gemüt ist in der äußersten Unruhe vor den Folgen." Daß man beim König nur eine gezwungene Zustimmung erreichte, geht auch aus der Darstellung Metternichs über seine erste Begegnung mit dem Zaren hervor, die er dem Reichsvizekanzler Colloredo gibt. Danach sagte Alexander dem österreichischen Gesandten: „Vous avez parfaitement bien mené la barque; il s'agit maintement de lui donner le dernier coup pour la mettre à flot." Der Kaiser geht dann im Gespräch die einzelnen maßgebenden politischen Persönlichkeiten am preußischen Hofe und ihre Stellung zur Koalition durch; er hat die Königin mutvoller gefunden, als er dachte, nur Koeckritz ist ihm entgegen, und dieser war „das zweite Gewissen" des Königs, den Alexander bezeichnenderweise nicht erwähnt.[1]) In der Tat mußte jedem, auch den beteiligten Bevollmächtigten Czartoristy, Dolgoruky und Alopeus von russischer, Hardenberg und Haugwitz von preußischer und Metternich von österreichischer Seite, klar sein, daß der von Sieg zu Sieg schreitende Napoleon sich von den Federn der Diplomaten kein Halt gebieten lassen würde. Daher boten die Russen alles auf, den König zu einem offenen und sofortigen Beitritt zur Koalition zu bewegen. Es gelang diesem aber in der einzigen Beratung, an der er mit dem Kaiser persönlich teil-

---

[1]) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, herausgegeben von Fürst Richard Metternich-Winneburg, Wien 1880, II., S. 70.

nahm, zunächst den Versuch einer erneuten Vermittlung, diesmal aber einer bewaffneten, durchzusetzen und diesen Gedanken zum Hauptgesichtspunkt des Vertrages zu machen. Während bis zu diesem Tage die Verhandlungen von Czartoryski mit Haugwitz und Hardenberg allein geführt waren, wurden jetzt auch die andern obenerwähnten Unterhändler zugezogen. Besonders am 31. Oktober wurde beim Fürsten Czartoryski bis tief in die Nacht hinein verhandelt, später bei Hardenberg, der durch die amtlichen Erregungen und durch die Hoffestlichkeiten so sehr angegriffen war, daß er drei Tage lang größtenteils zu Bett liegen mußte. Unterzeichnet wurde der Vertrag im Zimmer des Kaisers im Stadtschloß zu Potsdam. Die Monarchen bekräftigten ihn durch Handschlag und Umarmung.

Ihn im einzelnen zu besprechen, würde zu weit führen. Er ist sowohl im zweiten Bande der Denkwürdigkeiten Hardenbergs wie bei Mertens in der schon zitierten Recueil des traités, Band VI, abgedruckt. Die Hauptbestimmungen waren, daß Preußen die bewaffnete Vermittlung zwischen den kriegführenden Mächten übernahm. Man verlangte von Napoleon die Wiederherstellung des Königreichs Sardinien und die Unabhängigkeit von Neapel, Holland, der Schweiz und des Deutschen Reichs. Dagegen wollte man ihn in dem durch den Frieden von Luneville (1801) garantierten Besitzstand belassen. Aber schon während der weiteren Verhandlungen sollten sich preußische Truppen dorthin begeben, wo sie, wenn Napoleon diese Bedingungen zurückwiese, vertragsmäßig zu wirken haben würden. Für diesen Fall verpflichtete sich Alexander, bei England die Abtretung Hannovers an Preußen durchzusetzen. Die Unterhandlungen mit Napoleon, mit denen Haugwitz beauftragt wurde, sollten so geführt werden, daß sie in vier Wochen, vom Tage der Abreise des preußischen Unterhändlers an gerechnet, beendigt sein sollten. Haugwitz trat die Reise erst am 14. November an. Man schob diese Frist absichtlich hinaus, weil nach einer Denkschrift des Herzogs von Braunschweig die notwendigen militärischen Vorbereitungen vor dem 15. Dezember nicht beendet sein konnten.

Wie alle bei Potsdam getroffenen Abmachungen durch den glänzenden Sieg Napoleons über die vereinigten Russen und Oesterreicher bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 zuschanden wurden und wie dann Preußen in Schönbrunn (15. Dezember 1805) und in Paris (15. Februar 1806) unter dem Eindruck jenes französischen Erfolges sich unter Zusicherung des Besitzes von Hannover zum Vertrage mit Napoleon verstehen mußte, ist bekannt und steht infolge der Wucht der seit dem 3. November 1805 so völlig veränderten Situation gänzlich außerhalb der Wirkungssphäre der Potsdamer Zusammenkunft. Erst viel später sollte auch sie auf dem Schlachtfelde von Leipzig ihre Früchte tragen.

Der Brauch.

Skizze von

B. Rittweger.

Die Kartoffelernte ist beendigt. David Geisenhöhner zahlt die Taglöhner aus. Drei sind abgelohnt, und er gibt ihnen einen Wink, daß sie gehen sollen. Der letzte, ein dürftiges Männlein, wartet noch geduldig und mit demütig geneigtem Kopf. Der Bauer zählt das Geld ab und tritt ganz nahe zu dem Wartenden: „Da is dein Lohn, Karle, fünf Tag, macht sieben Mark fünfzig. Damit wären mir fertig miteinander. Auf mein'm Hof hast in Zukunft nix mehr zu suchen."

„Ach du lieb's Gottle, Bauer, das is doch net dein Ernst. Wo ich gearbeit' hab', was ich nur gekonnt hab'."

„Dagegen sag' ich nix. Hast gearbeit', is recht. Aber jeden Abend hast ein' Stümmel[1]) Erdäpfel beiseit' geschafft."

„Bauer —"

„Du, sag nix, ich weiß. Deine Kinder hast bestellt, die haben's fortgeschleppt. So is, und du wirst's net leugnen können. Mir sind geschiedene Leut'. Spitzbuben duld' ich net auf mein'm Hof."

„Ach, Bauer, wenn mer so arm is, und 's is doch auch net weiter schlimm, 's is der Brauch so beim Erdäpferaustun von altersher. Da darfst net so sein und einen armen Teufel gleich davonjag', bloß wegen so ein paar Stümmel Erdäpfel."

„'s is mir net um die Erdäpfel. Ich halt's immer so, daß jeder noch außerm Lohn sein Teil kriegt zuletzt. Aber so ein' Brauch gibt's bei mir net, daß einer sich selber nimmt, was ihm gut dünkt. Für unrecht Ding sollt's überhaupt kein' Brauch geben. Zum mindesten net beim David Geisenhöhner. Damit basta. Da is dein Geld, den Sack Erdäpfel, den die andern kriegen, hast du dir vorneweg genommen. Also sind mir fertig miteinander." Während des Hinundherredens ist die Bäuerin in die Tür getreten. Sie hat alles mitangehört und läßt nun den Taglöhner, der sich ganz bestürzt zum Gehen wendet, an sich vorüber. Dann setzt sie die Teller, die sie im Arm hält, nieder.

„Geh, Alter, hätt'st net so sein sollen. Der Karle hat ein halb Dutzend hungrige Mäuler zu Haus, un —"

„Red mir nix drein. Ich will keine Spitzbuben auf mein'm Hof. Bei mir kriegt jeder, was recht is. 's is der Brauch so — jawohl, das is eine schöne Ausred'. Aber ich sag's noch einmal: Für was Unrecht's gibt's kein Brauch. Damit ist's gut." Die Frau schweigt; sie kennt ihren Mann und weiß,

---

[1]) Stümmel = kurzer Sack.

daß da nichts mehr zu machen ist. Sie deckt den Tisch — es ist bald Essenszeit.

Als sie fertig ist, setzt sie sich auf die Ofenbank. „So ein Tag is halt lang, Alter. Mir tun alle Knochen weh. Bin wahrlich froh, daß die Erdäpfel 'raus sind. Man wird halt net jünger, und ich merk's doch recht, daß die Anne nimmer im Haus is. Das hat man nun von seine Kinder. Hat man sie glücklich aufgezogen, nacher lassen sie einen im Stich. Die Anne heirat', der Jung' muß zu die Soldaten, die Bärbe —"

„Hm, die Bärbe. Weißt, Mutter, die Bärbe muß wieder heim. Hab' ja nix dagegen gehabt, daß sich das Mädel einmal wo anders umguckt. Solang' die Anne daheim war, konnt's ja schon gehn, wenngleich's meine Mädle net nötig haben, unter fremden Leuten ihr Brot zu verdienen; 's war ihr Will'! Aber den Sommer hat dir die Bärbe halt doch gefehlt. 's wird am besten sein, mir schreiben ihr, daß sie zu Petri ihrer Herrschaft kündigt und heimkommt. Nacher hast eine Hilf', wenn's wieder 'nauswärts geht."

„Hast recht, Vater."

„Ewig wird freilich die Bärb' auch net daheim bleiben. Der Eppler-Fritz hat, mein' ich, ein Aug' auf sie. Aber da geht noch Zeit drüber hin, und derweil kommt unser Jung' vom Militär frei. Nacher wird er auch heiraten wollen, und du kriegst an der Schwiegertochter ein' Beistand. Wird sich alles schicken. Aber die Bärbe muß wieder heim. Bleibt sie noch lang in der Stadt, nacher is sie zuletzt gar verdorben zur Bäuerin."

„Da kannst wieder recht haben, Alter. Die Bärbe hat immer so was Apartigs gehabt. Wer weiß, ob sie wieder heim wird wollen."

„Wollen? Wenn ich schreib': Zu Petri kommst heim, nacher will ich doch sehn, ob sie net kommt. Meine Kinder haben zu gehorchen. Wär' mir eine neue Mod'."

Jetzt trägt die Magd Kartoffeln, saure Milch und Speck auf, und Mann und Frau, Knecht und Magd nehmen am Tisch Platz. Schweigend nach Bauernart verzehren sie ihre Mahlzeit. Die Dienstboten sagen, nachdem sie die Löffel abgewischt, „Gute Nacht". Sie sind rechtschaffen müde, die Arbeit ist getan, nun freuen sie sich aufs Bett.

David Geisenhöhner stopft sich eine Pfeife und greift nach der Zeitung, die, wenn auch nicht allerneuesten Datums — sie wandert im Dorf von Haus zu Haus — ihm doch berichtet, wie's in der Welt zugeht. Die Frau nimmt den Strickstrumpf zur Hand, aber nur mehr zum Schein. Die Schwarzwälder Uhr tickt so einschläfernd, der Regen schlägt an die Fensterscheiben — sonst ist alles still. Das Strickzeug sinkt der Bäuerin aus den müden Händen, und die Augen fallen ihr zu.

Da schlägt draußen der Hofhund an; die Frau fährt aus ihrem „Nickerchen" in die Höh', der Bauer springt auf und späht nach der Tür. Die öffnet sich langsam und in ihrem Rahmen erscheint eine jugendliche weibliche Gestalt. „Bärbe," schreit die Mutter auf — „Mädle, wo kommst du denn her? — man

erschreckt ja völlig!" Der Bauer spricht noch nicht. Prüfend, mit zusammengezogenen Brauen schaut er die Heimgekehrte an. Erst nach längerem Schweigen — der Blick des Mädchens weicht dem des Vaters scheu aus — hebt er an: „Nu, kannst der Mutter net antwort'? Bist aus'm Dienst gelaufen oder was soll's, daß du bei Nacht und Nebel daherkommst, wie 's böse Gewissen?"

„Vatter, Mutter, erbarmt euch — ich —" Das Mädchen reißt das verhüllende Tuch ab und steht zitternd vor den Eltern. Ein Wutschrei bricht aus dem Mund des Bauern. Die Mutter atmet schwer und verbirgt ihr Gesicht in der Schürze. „So — so steht's, du — Dirne! So kommst heim? Und meinst, Vatter und Mutter sind gut dazu, die Wiegen vom Boden zu holen und — Aber da wird nix draus, da hast dich verrechnet. Auf mein'm Hofe ist kein Platz für einen Wechselbalg."

„Vatter!" Der Bauer nimmt keine Notiz von dem flehenden Ruf seiner Frau. „Geh nur wieder hin, wo du herkommen bist. Meine Tochter bist gewesen. Ich will die Schand' net haben und den Spott. Herrgott, totschlagen sollt' ich dich, du schlechtes Frauenzimmer, aber ich will mich net an dir vergreifen. Geh mir aus den Augen."

„Vatter, sei net so hart. 's is doch unser eigen Fleisch und Blut. Und wo soll sie hin, jetzt in der Nacht, bei dem grauslichen Wetter. Hör nur, wie's an die Fenster klatscht."

„Meinethalben kann sie auf'm Heuboden übernachten. Morgen mit frühstem geht sie ihrer Weg'. — Mach jetzt, daß du mir aus den Augen kommst. Aber nä, erst sag mir, wer is der Kerl, der dich so weit gebracht hat?"

„Er ist tot." Kaum verständlich sind die Worte. Eintönig spricht das Mädchen weiter: „Er hat mich heiraten wollen, gleich, wenn er ausgekleidet wär'. Er hatt' sein eigen Gütle im Preuß'schen. Seine Eltern sind gestorben. Und er hätt's wahr gemacht. Wir haben uns so arg lieb gehabt. Und im Manöver, da hat ihn ein Hitzschlag getroffen, und er is tot geblieben. Und ich hab' meine Schand' verborgen, solang's gegangen is. Und meine Herrschaft war gut gegen mich, auch wie sie's gemerkt haben, und haben mich behalten, bis heut. Und nun bin ich da. Ach, lieber Gott, Vatter, ich bin doch zu Haus bei euch — wo soll ich denn sonst hin in meiner Not?"

Die Mutter schluchzt laut — sie will mit ein paar Schritten auf die Tochter zu, es ist, als wollt' sie sie in die Arme nehmen. Doch mit hartem Griff reißt sie der Mann zurück. „Halt, Kathrine. So haben wir net gewett'." Er weist nach der Tür. „Hinaus! Ich will keine Tochter, auf die jeder mit Fingern zeigt. Ich will keine, die Gott danken muß, wenn sich zuletzt einer find't, der ihre Schand' mit seinem Namen zudeckt, der die Mitgift höher taxiert als einen unbescholtenen Namen. Ich will keine Tochter, die ohne Kranz in die Kirchen muß. Hinaus auf den Heuboden, und morgen früh machst, daß du weiter kommst, 's braucht dich keiner zu sehen. Ein paar Taler sollst haben. Seh', wie du dich unterbringst dort in der Stadt. Ein Vaterhaus hast net mehr."

„Vatter, es is doch unser Kind —"

„Schweig, zum Donnerwetter. Oder ich tu', was mich reut, und vergreif' mich an der da. Wie ich's gesagt hab', so geschieht's. Basta!"

Blaß, zitternd an allen Gliedern, die Augen niedergeschlagen, so wendet sich die Bärbe zum Gehen. Die Mutter will ihr nach, aber wieder hält der Bauer sie zurück, ihren Arm umklammernd wie mit eisernen Schrauben. „Hiergeblieben!"

„Aber die Bärbe muß doch was zu essen —"

„Sie wird ja noch wissen, wo sie 'was find't. 's Brot liegt am alten Fleck draußen im Schrank. Und da" — er schließt ein Schubfach im Wandschrank auf und nimmt einen Beutel heraus — „da is Geld. Morgen früh, wenn der Hahn kräht, bist net mehr unter mein'm Dach, verstanden? Gibt ja Plätz' genug in der Stadt für solche, wie du eine bist. Nu, wird's bald? Mach, daß du mir aus den Augen kommst, noch einmal sag' ich's nicht, du —"

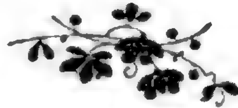
Lautlos verschwindet das Mädchen.

„So, nu is meine Stub' wieder rein. Nu hör mir zu, Kathrine. Die Bärbe is meine Tochter gewesen. Sie soll kriegen, was ihr zukommt, aber ich will nix mehr von ihr wissen. Sie soll liegen, wie sie sich gebett't hat. Und wenn mich jemand drauf anred't — so was bleibt ja net verborgen —, so sollen's die Leut' erfahren, wie hoch der David Geisenhöhner seine Ehr' taxiert. Herrgott im hohen Himmel, wer mir das gesagt hätt', daß eine von mein' Mädlen — —" er fährt mit der Faust durch die Luft — „is gut. Fertig!" Die Bäuerin ist auf einen Stuhl niedergesunken. Es ist eine große Stille in der Stube. Der Bauer hat wieder zu seiner Zeitung gegriffen und liest. Tut so, als ob er läse. Aber seine Frau bemerkt wohl, daß sein Auge abirrt von den Zeilen, daß seine Gedanken ganz wo anders sind. Endlich legt er das Blatt zusammen und spricht, wie jeden Abend: „So, Alte, 's is spät. Wir wollen ins Bett." Aber heut ist ein Zittern in seiner Stimme, und dieses Zittern gibt ihr Mut, zu sagen, was sie sagen will, sagen muß. „Alter, jetzt laß mich einmal reden. Ich bin die Mutter, und unser Kind bleibt die Bärbe halt doch. Ich will sie aber gar nicht etwa weiß brenn' — 's ist mir ja selbst ein Herzeleid, daß sie in Unehr' kommen is. Aber, David, denk an eine Nacht, es war ein paar Tag' vor unsrer Hochzeit. Wenn du nach der Nacht zu Tod wärst gekommen, eh' daß ich vorm Altar mit dir gestanden hätt', nachher hätt' ich auch ohne Kranz in die Kirchen gemußt, wenn sich noch ein Freier für mich gefunden hätt'." Die Bäuerin schweigt und schaut ihrem Mann ins Auge. Der weicht ihrem Blick aus und lacht kurz, halb verlegen auf. „Was soll das Gered'? Das is doch was ganz andres. Mir zwei waren versprochen mit dem Wissen und Willen von unsern Eltern, und da — nun ja — 's is doch einmal der Brauch so, daß ein forscher Bursch sich net geduld' bis nach der Hochzeit! Das hast gut genug gewußt, daß dir das nix von deiner Ehr' 'runter tut —"

„Ja, David, das hab' ich freilich gewußt. Aber wenn's Unglück sein' Willen gehabt hätt', nacher hätt' unser Anne kein' Vatter gehabt, nacher wär' ich um kein Haar besser gewesen wie die Bärbe."

„Ach, dummes Geschwätz; ich sag' dir doch, 's is der Brauch so."

„David —" die Kathrine legt ihre beiden Arme auf die Schultern ihres Mannes und zwingt ihn, sie anzusehen — „Alter, wie hast vorhin — 's is noch keine zwei Stund' her — zum Karle gesprochen? Für was Unrecht's gibt's kein' Brauch. Frag doch den Herrn Pfarr', ob das recht is, wenn zwei schon vor der Hochzeit sind wie Mann und Frau, und gehn nachher mit allen Ehren zum Altar. Weiß Gott, ich hab' net gern davon angefangen, von den Dingen, die schon so lang her sind. Is mir schwer genug geworden jenesmal, daß ich dir zu Willen war. Warst halt ein gar wilder Bursch, und ich hab' dich halt so arg gern gehabt. Unser Bärbe, die hat ihren gewiß auch so gern gehabt, und daß es so unglücklich is ausgange, das is halt ein Schicksal von unserm Herrgott. Ich mein', du hast kein Recht, dein Kind zu verstoßen, es hat nix anders getan, wie seine Eltern." Der Bauer hat keinen Versuch wieder gemacht, sein Weib zu unterbrechen. Eine ganze Weile vergeht, bis er tief aufatmend spricht: „Geh 'nüber und hol die Bärbe, Kathrine. Sie soll sich auf der Ofenbank ein Lager machen die Nacht. Da hat sie's warm. Und morgen — morgen woll'n mir weiter reden miteinander. Bitter ist's, arg bitter, aber ich hab' eingesehen, daß ich unrecht gehabt hab', und wenn der David Geisenhöhner das einmal eingesehen hat, nachher tut er auch danach."



Die politischen Beziehungen Großbritanniens zu Deutschland.

Von

Sir Charles Bruce.

Ein Artikel über die politischen Beziehungen Großbritanniens zu Frankreich und Deutschland, den ich im Juni in der „Empire Review" veröffentlicht habe, hat eine günstige Aufnahme gefunden und mir die Ehre einer Einladung, einen Artikel für die „Deutsche Revue" zu schreiben, verschafft. Mit Freuden ergreife ich die Gelegenheit, meine Sympathie für eine Nation zum Ausdruck zu bringen, mit der für mich viele freundliche Erinnerungen an Jahre, die einen bedeutenden Einfluß auf mein Leben ausgeübt haben, verbunden sind. Im Jahre 1861 ging ich auf die Universität Tübingen, um bei Professor Roth Sanskrit zu studieren, und ich hatte das Glück, mit vielen der hervorragenden Gelehrten, die damals die Universität zu hohem Ansehen auf den Gebieten der Theologie, der klassischen und orientalischen Studien und der Naturwissenschaften gebracht hatten, auf vertrautem Fuße zu verkehren. Unter diesen hochgeschätzten Bekannten möchte ich besonders den Dichter Uhland erwähnen. In demselben

Jahre vollendete ich mein Werk „Die Geschichte von Nala,“ [1]) das von der Kaiserlichen Akademie in St. Petersburg veröffentlicht worden ist. Es wurde ein Textbuch für das Studium des Sanskrit an der Universität Berlin und andern Universitäten und gab den Anlaß, mich in freundliche Beziehungen zu vielen europäischen Gelehrten zu bringen. Später lernte ich vollends durch wiederholten Aufenthalt in Deutschland, besonders im Jahre 1866, und durch die Verbindung mit deutschen Freunden in England die Angehörigen einer Nation schätzen und lieben, die in höherem Grade als irgendeine andre die politischen und sozialen Prinzipien des Viktorianischen Zeitalters beeinflußt hat. Wenn daher auch die Umstände und Verhältnisse einer langen Beamtenlaufbahn und besonders meine Tätigkeit als Gouverneur der Insel Mauritius mich die Entente cordiale und die jüngsten Konventionen zwischen Großbritannien und Frankreich haben mit Enthusiasmus willkommen heißen lassen, so ist es doch zugleich mein aufrichtiger Wunsch, die herzlichen Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland sich erneuern zu sehen. Ich glaube, daß die Wiederherstellung solcher Beziehungen nicht nur ohne Schaden für die Entente mit Frankreich erfolgen, sondern von ganz Europa mit Sympathie und Wohlwollen aufgenommen werden kann.

Es kann nicht geleugnet werden, daß in den letzten Jahren die Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland durch Regungen des Mißtrauens und Antipathien gekennzeichnet worden sind, die den günstigen Einflüssen, die ein herzliches Einvernehmen zwischen der größten Seemacht und der größten Landmacht auf das europäische Gleichgewicht unfehlbar ausüben müßte, Eintrag tun.

In meinem Artikel in der „Empire Review“ sprach ich die zuversichtliche Hoffnung aus, daß der Besuch König Eduards in Kiel nicht weniger glückliche Resultate zur Folge haben möge als der Austausch von Besuchen zwischen König Eduard und dem Präsidenten Loubet; und ich legte dar, daß die englisch-französischen Beziehungen drei Stadien durchlaufen haben: eine Periode der Annäherung, die durch die Besuche des Königs und des Präsidenten gekennzeichnet ist; eine Periode zunehmenden Erfolgs, charakterisiert durch das Abkommen vom 14. Oktober 1903, das die Regelung gewisser Arten von Fragen, die zwischen den Regierungen des Vereinigten Königreichs und Frankreichs auftauchen könnten, durch schiedsrichterlichen Spruch vorsieht; und eine Periode des Einvernehmens, die durch die Verträge und Erklärungen vom 8. April 1904 gekennzeichnet wird.

Meine Hoffnungen haben sich bald verwirklicht. Es würde für den schärfsten Kritiker, der sich mit den auswärtigen Angelegenheiten befaßt, schwer sein, im Verlauf der Besuche des Königs in Kiel und Hamburg eine Aeußerung oder eine Handlung zu finden, die nicht der Freundschaft zwischen Deutschland und Großbritannien und dem Frieden Europas dient. Es war ein glückliches Omen, daß gleichzeitig mit der Ankunft des Königs in Kiel die deutsche

---

[1]) Die Geschichte von Nala, Versuch einer Herstellung des Textes. St. Petersburg 1862.

Regierung ihre Zustimmung zu dem mit dem englisch-französischen Abkommen verknüpften Erlaß des Khedives bezüglich Aegyptens gab, und auf die Besuche des Königs in Kiel und Hamburg folgte sofort ein mit dem englisch-französischen Abkommen vom 14. Oktober 1903 übereinstimmendes Abkommen mit Deutschland über die Regelung von Fragen durch schiedsgerichtlichen Spruch. Es muß zugegeben werden, daß diese Abkommen mit ihren elastischen Vorbehalten keinen positiven Wert haben als Werkzeuge, durch die die friedliche Beilegung internationaler Streitigkeiten, die andernfalls zum Kriege führen könnten, so gut wie gesichert wäre; aber das englisch-deutsche Abkommen ist für Europa eine Bürgschaft für den Wunsch König Eduards und der Minister Seiner Majestät, zu Deutschland ebenso freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten wie zu jeder andern Macht. Es ist vielleicht vor allem von Wert als ein Beweis dafür, daß das englisch-französische Abkommen vom 8. April 1904 weder direkt gegen Deutschland gerichtet ist noch durch eine Wiederaufnahme herzlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland gefährdet werden kann.

Auf das englisch-französische Abkommen vom 14. Oktober 1903 folgte seinerzeit der Vertrag vom 8. April 1904, der alle Streitfragen beseitigte, die lange Jahre hindurch in den Beziehungen Großbritanniens und Frankreichs die Ursache von Reibungen und gereizten Stimmungen gewesen waren. In den Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland gibt es nichts, was ein derartiges Abkommen erfordern würde, da glücklicherweise keine solchen Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen sind. Alles, was jetzt zu tun übrigbleibt, ist, die Mißverständnisse, die eine Zeitlang zu einer Entfremdung geführt haben, aus der öffentlichen Meinung in England und Deutschland zu entfernen. Ein Artikel in dem Juliheft einer englischen Zeitschrift, der „National Review", hat zum mindesten das Verdienst, in den unzweideutigsten Worten die Ansichten einer deutschlandfeindlichen Partei in England darzulegen, die offen ihre Ueberzeugung bekennt, die herrschende Idee der auswärtigen Politik Englands müsse sein, daß Deutschland Englands Feind sei. Selbstverständlich sind die Leute, die von diesen Anschauungen durchdrungen sind, gegen jede Annäherung zwischen den beiden Ländern, und bemühen sich, die öffentliche Meinung in Großbritannien gegen Deutschland einzunehmen, und zwar durch Argumente, die sich folgendermaßen kurz zusammenfassen lassen:

1. die Gefährdung des englisch-französischen Abkommens;

2. die Bedrohung des englischen Handels und der englischen Industrie durch die deutsche Konkurrenz;

3. die Gefahr einer starken deutschen Flotte für das britische Reich.

Die „National Review" erklärt, daß das englisch-französische Abkommen mit allgemeiner Befriedigung als ein nicht mißzuverstehender Schritt zur Trennung von Deutschland begrüßt worden sei. Was diesen Punkt betrifft, so wage ich dafür einzustehen, daß weder die britische noch die französische Regierung, weder das britische noch das französische Volk die jüngsten Konventionen mit

der Voraussetzung willkommen geheißen haben, daß ein Teil des von England bezahlten Preises eine geheime Verpflichtung, Deutschland zu „boykottieren", gewesen ist. Es ist in der Tat unmöglich, die Tatsache zu übersehen, daß die erfolgreiche Wirkung des englisch-französischen Abkommens, soweit es Dritte betrifft, von der Beihilfe andrer Parteien abhängt, deren Interessen, wiewohl sie dem überragenden Einfluß Großbritanniens und Frankreichs untergeordnet sind, in Lord Lansdownes Depesche vom 8. April an Sir L. Monson anerkannt werden und in Betracht zu ziehen sind. Die Lage ist von einem angesehenen englischen Publizisten, Edward Dicey, sehr klar gekennzeichnet worden:[1])

„... Indessen kann der Vertrag, durch den England zur Entschädigung für die Anerkennung der englischen Suprematie in Aegypten durch Frankreich die französische Suprematie in Marokko anerkannte, kaum von andern Mächten, die subsidiäre Interessen in Aegypten oder Marokko haben oder zu haben glauben, mit völliger Gleichgültigkeit betrachtet werden. Es kann keine vollständige Regelung der Stellung Englands in Aegypten stattfinden, ehe wir zu einer Verständigung mit den Kontinentalstaaten gelangt sind, die vermöge der Verträge, der internationalen Gerichtshöfe und Verwaltungsbehörden und der Konsulargerichtsbarkeit ein qualifiziertes Recht zur Einmischung in die ägyptischen Angelegenheiten haben und dessen nicht durch ein Abkommen zwischen Frankreich und England, an dem sie nicht beteiligt waren, beraubt werden können. Es ist einleuchtend, daß diese Erwägungen unfehlbar sowohl in Downing Street wie am Quai d'Orsay in Betracht gezogen werden müssen. Es ist wahrscheinlich, daß in Kürze Unterhandlungen eröffnet werden — wenn sie nicht schon eröffnet worden sind — zu dem Zweck, zu einer Verständigung zu gelangen über die Stellung aller bedeutenden Staaten (außer den an dem englisch-französischen Abkommen beteiligten Parteien) in den beiden Ländern im äußersten Nordosten und Nordwesten von Afrika, die de facto, wenn auch nicht dem Namen nach, unter das Protektorat Englands bezw. Frankreichs kommen sollen. Ich brauche kaum zu sagen, daß, je mehr Deutschland davon überzeugt ist, daß England sein Wohlergehen wünscht und auf seine berechtigten Interessen Rücksicht nimmt, diese Unterhandlungen um so größere Aussicht haben, eine freundliche Aufnahme zu finden."

Doch es ist unnötig, noch weiter über diesen Punkt zu sprechen, da das neue englisch-deutsche Abkommen in Frankreich als ein bemerkenswerter Schritt auf dem Wege zum internationalen Frieden mit den besten Gefühlen aufgenommen worden ist.

Bei der Frage, ob die Entwicklung des Handels und der Industrie Deutschlands, die es unzweifelhaft zu einem furchtbaren Konkurrenten auf wirtschaftlichem Gebiete gemacht hat, ein feindseliges Gefühl gegen Deutschland rechtfertigen kann, brauche ich nicht lange zu verweilen. Herr Chamberlain hat bei einem Bankett am 8. Juli die Bedürfnisse der moderuen Reiche mit Worten be-

[1]) „The Empire Review", Juli 1904.

zeichnet, die ebensogut auf Deutschland wie auf Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika passen. Die folgende Stelle aus seiner Rede wird, wie ich hoffe, nicht als zu lang für ein Zitat erscheinen:[1])

„Die Lehre der Geschichte.

„Was ist die Lehre der Geschichte? Die Zeit für die kleinen Staaten ist vorüber. Welche Erfahrung ergibt sich aus der Vergangenheit? Man sieht Städte zu Staaten, Staaten zu Königreichen, Königreiche zu Kaiserreichen werden — und das ist eine Notwendigkeit ihrer Existenz. Wenn sie nicht vorwärts schreiten, verschwinden sie. Was sehen wir im gegenwärtigen Augenblick in den Verhältnissen Europas? Italien hat sich verjüngt und behauptet seine Stellung unter den Nationen; und warum? Infolge der Vereinigung seiner verschiedenen Teile. Wir sehen Deutschland sich ausdehnen und entwickeln, ein großes Reich werden, infolge einer Föderation, die auf einem vorhergegangenen kommerziellen Zusammenschluß basiert war. Auf der andern Seite sehen wir Länder, die ehemals groß waren, die ehemals ruhmreiche Ueberlieferungen und eine große Geschichte und Macht besaßen, jetzt auf der Stufenleiter sinken, weil sie die Herrschaft verloren haben, die festzuhalten sie nicht stark genug waren, und wir wünschen nicht, in dieselbe Position hinabzusinken. Ich habe gestern eine Rede gelesen, eine köstliche Rede des Kapitäns Mahan; denn niemand hat ein besseres Recht, zu Engländern zu sprechen, als er, da er in der Tat in seiner eignen Person der wahrste und vernünftigste imperialistische Staatsmann ist und er diese und verwandte Fragen mit einer gegen die Mutternation freundschaftlichen Gesinnung behandelt hat; und daher spricht er mit einer Autorität, die nur von jemand beansprucht werden kann, der freundschaftlich und zugleich unparteiisch ist. Kapitän Mahan sagte, daß dies eine Zeit des Zusammenschlusses, nicht der Trennung sei. Er nahm Bezug auf die Analogien der Vereinigten Staaten von Nordamerika, und diese sind in der Tat beachtenswert. Was würden die Vereinigten Staaten heute sein, wenn die verschiedenen Kolonien gesonderte Gebiete mit besonderen Interessen, besonderen Eifersüchteleien und gesonderter Existenz geblieben wären? Sie wurden durch unendliche Geduld, durch fast übermenschliche Geschicklichkeit zu einem Ganzen vereinigt."

Lord Lansdowne sprach in seiner Depesche vom 8. April an Sir E. Monson den Wunsch aus, die internationale Politik der Zukunft auf eine offene wechselseitige Anerkennung berechtigter Bedürfnisse und Bestrebungen basiert zu sehen, und gewiß muß zu den ersten Bedürfnissen eines Reiches die Ausdehnung des Handels gerechnet werden.

Die Konkurrenz des Handels und der Industrie Deutschlands berührt Großbritannien natürlicherweise in zwei Sphären seiner Tätigkeit: auf dem ausländischen und auf dem heimischen Markt. Was die Konkurrenz auf den ausländischen Märkten betrifft, so ist es klar, daß die kommerzielle Supremazie der kommerziellen Intelligenz und Aktivität folgen wird. Die Jahresberichte der

[1]) „The Times", 9. Juli d. J.

britischen Konsuln in der ganzen Welt haben seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit auf die Ausdehnung der auswärtigen Handelsinteressen Deutschlands durch die wissenschaftlichen Kenntnisse seiner Fabrikanten und die unermüdliche Rührigkeit seiner Commis Voyageurs gelenkt. England wacht endlich auf — um den einfachen, aber verständlichen Ausdruck des Prinzen von Wales zu gebrauchen — und gedenkt in dem ehrenvollen Wettbewerb der Nationen um die Superiorität auf dem Gebiete des Handels seine Stellung zu behaupten. Man kann nur hoffen, daß der Wettbewerb in dem vom Deutschen Kaiser in seiner Depesche an den Präsidenten Loubet nach dem Gordon-Bennett-Rennen bezeichneten Geist fortgesetzt wird — einem Geist, der ohne erbitterte Eifersucht den von einem Mitbewerber durch Intelligenz und Mut auf einem Feld wechselseitiger Interessen errungenen Erfolg zu würdigen vermag. Was die deutsche Konkurrenz auf unsern heimischen Märkten betrifft, so ist es natürlich genug, daß die englischen Fabrikanten Einwendungen machen, wenn ihre Waren von den britischen Märkten durch Waren „made in Germany“ oder anderswoher stammende Fabrikate verdrängt werden, infolge eines fiskalischen Systems, vermöge dessen fremde Länder einen prohibitiven oder doch die Einfuhr unsrer Waren in ihre Gebiete erschwerenden Zolltarif aufrechterhalten, während ihre Produkte zu unsern Märkten frei zugelassen werden. Ich für meinen Teil kann keinen vernünftigen Grund zu der Besorgnis finden, daß Deutschland sich über eine Neuordnung dieses Systems auf der Basis der Gegenseitigkeit beklagen würde. Ich bin daher der Ansicht, daß der gegen eine Annäherung erhobene Einwand, Deutschlands Konkurrenz bedrohe unsre kommerzielle und industrielle Existenz, keine Berechtigung hat.

Ich gehe nun zu dem häufig vorgebrachten Argument über, daß eine starke deutsche Flotte eine Gefahr für unser Reich sei. Es gibt leider eine Partei in England, die zu glauben vorgibt, daß die Schaffung und Unterhaltung der deutschen Flotte kein andres Ziel habe als einen Angriff auf die britischen Interessen und die britische Macht. Der Besuch König Eduards in Kiel und Hamburg ist ein höchst wirkungsvoller Protest gegen dieses Vorurteil gewesen. Alle Vorgänge bei diesem Besuch beweisen die Anerkennung der Wahrheit, daß die Ausdehnung des Handels, eine leistungsfähige Handelsmarine und eine entsprechende Kriegsflotte eine dreifache *ἀνάγκη* für den modernen Großstaat sind, der den Gegenstand der Bemerkungen Chamberlains bildete. Die internationale Politik der Zukunft muß anerkennen, daß diese Dinge zu den berechtigten Wünschen und Bedürfnissen der Nationen gehören.

Um zum Schlusse zu kommen: der Wunsch nach Anknüpfung freundlicher Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland hat in der Gestalt eines englisch-deutschen Abkommens, das die Regelung gewisser Fragen durch schiedsrichterlichen Spruch vorsieht, Ausdruck gefunden. Es ist Sache jedes englischen und deutschen Patrioten, zu tun, was in seinen Kräften steht, um zu beweisen, daß England und Deutschland keinen Groll gegeneinander hegen, sondern gleicherweise darauf bedacht sind, daß alle Erinnerungen an vergangenes Miß-

trauen und vergangene Mißverständnisse in einer auf gegenseitigen Respekt und wechselseitige Interessen gegründeten Freundschaft begraben werden mögen.

Lord Percy hat kürzlich im Hause der Gemeinen erklärt, Englands Politik sei eine Politik administrativer Konzentration und Konsolidation. Dies scheint sich im wesentlichen mit der Politik Deutschlands zu decken, wie sie Graf Bülow im April d. J. im Reichstag vorgezeichnet hat, indem er sagte:

„Ich glaube, daß gerade jetzt, wo im fernen Osten ein Krieg entbrannt ist, dessen Rückwirkung noch unberechenbar ist, daß gerade jetzt, wo im näheren Orient noch vieles ungeklärt ist, für uns eine Politik besonnener Ruhe und selbst der Reserve die den Interessen des Reiches nützlichste ist. Wir stehen mit zwei großen Mächten in einem sicheren Bundesverhältnis, zu fünf andern Mächten in freundschaftlichen Beziehungen. Im übrigen glaube ich, daß wir uns vor der Isolierung, von der Herr Bebel sprach, gar nicht so sehr zu fürchten brauchen. Deutschland ist zu stark, um nicht bündnisfähig zu sein. Für uns sind mancherlei Kombinationen möglich; und wenn wir nur unser Schwert scharf erhalten, brauchen wir das Alleinsein nicht zu fürchten."

Die Zeit hat die Politik des Grafen Bülow bereits gerechtfertigt. Deutschland ist wie England in Frieden und in Ehren über jede Gefahr einer Isolierung hinausgekommen. Seine Macht wird respektiert, seine Freundschaft wird gesucht und begehrt. Ich will in diesem Artikel nicht die inneren und auswärtigen Angelegenheiten Rußlands erörtern, aber in diesem Augenblick scheint der Friede Europas von dem Einvernehmen Großbritanniens, Frankreichs und des Dreibundes abzuhängen; und im Dreibund ist Deutschland der dominierende Teil. Die innere und äußere Politik Englands will eine Politik administrativer Konzentration und Konsolidation innerhalb des Reiches sein, verbunden mit einer Politik des Wohlwollens und gegenseitiger Konzessionen in den auswärtigen Angelegenheiten. Auf dieser Politik beruht die Entente mit Frankreich; es ist die zuversichtliche Hoffnung Englands, daß sie ihm die Freundschaft und, sollte der Friede Europas gefährdet werden, die Bundesgenossenschaft Deutschlands sichern wird.

Literarische Berichte.

In doppelten Banden. (La double Maitresse.) Roman von Henri de Régnier. Aus dem Französischen übersetzt von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Preis geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Der Autor, ein Schüler Mallarmés, hat in diesem seinem „standard work" sich der Form nach an die Vorbilder des altfranzösischen Romans gehalten, dabei aber gerade durch moderne Psychologie und Stimmungsmalerei ein in hohem Grade fesselndes Buch geschaffen. Schon die gleichfalls von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski mustergültig übertragene Novellensammlung „Seltsame Liebschaften" (in der Deva-Sammlung des gleichen Verlages erschienen) hat Régniers Gabe, sich

und den Leser in vergangene Kulturepochen zu versetzen, glänzend offenbart, aber in noch höherem Grade tritt sie in diesem Roman zutage. Dieser schildert die Welt des ancien régime, die Zeit des Rokoko unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans und unter Ludwig XV., mit ihrer Frivolität und Sittenverderbnis, die unter der raffinierten Eleganz der vornehmen Welt überall zutage tritt. Den Mittelpunkt des Romans bildet die originelle Gestalt des Grafen Nikolaus v. Galandot, der als Jüngling im Bann eines leichtfertigen Mädchens liegt, das er nicht besitzen darf, und dann in reifen Jahren der römischen Kurtisane Olympia zur Beute wird. Régnier hat in diesem Buche ein Meisterwerk von angewandter Psychologie, von historischer Milieu- und Sittenschilderung geliefert, das bald an Prevosts „Manon“ und bald an Couvrays „Faublas“ erinnert. „In doppelten Banden“ ist eine der eigenartigsten und fesselndsten Hervorbringungen der neuesten französischen Literatur, und die vorliegende Verdeutschung darf deshalb bestens willkommen geheißen werden. Fr. R.

Die Grausamkeit mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren. Mit zahlreichen Illustrationen. Von Hans Rau. Berlin, H. Barsdorf.

Der Verfasser behandelt in dem vorliegenden Schriftchen die Ausschreitungen des Geschlechtslebens, die man in neuerer Zeit mit einem Worte, das sich mit der Sache allerdings nicht ganz deckt, als Sadismus zu bezeichnen pflegt. Sein Bestreben ist es, aufklärend zu wirken und den Gegenstand seiner Darstellung möglichst weiten Kreisen verständlich zu machen, ein Bestreben, das namentlich im Hinblick auf gewisse sensationelle Prozesse der jüngsten Zeit als wünschenswert zu bezeichnen ist. Im einzelnen wäre hier und da eine sorgsamere Quellenanführung erwünscht, wenn immerhin im Schlußkapitel eine ziemlich vollständige Bibliographie den Nachweis für das verarbeitete Material erbringt. h.

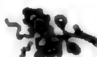
Aus bewegter Zeit. Abhandlungen und Reden von Generalmajor Auspitz. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1904.

Generalmajor Auspitz, von dem das Juliheft der „Deutschen Revue“ einen gehaltvollen Aufsatz über Prinzenerziehung gebracht hat, veröffentlicht in dem vorliegenden Werke Arbeiten, die in einem Zeitraum von dreißig Jahren entstanden sind und denkwürdige Phasen der staatlichen Entwicklung, sowie einschneidende Fragen der Heeresverfassung behandeln. Der Inhalt des Werkes zerfällt in zwei Abschnitte: „Militärisches“ und „Politisches und Literarisches“, denen als dritter ein Anhang, stimmungsvolle Betrachtungen über „Haus und Heim“ enthaltend, beigegeben ist. Nach einem einleitenden Artikel „Unser Allerhöchster Kriegsherr“, einer stark panegyrisch gefärbten Charakteristik des Kaisers Franz Josef I., folgen längere oder kürzere Abhandlungen über das moralische Element in der Armee, die Uebungen, die Beförderungsvorschriften, die Reorganisation des preußischen Heeres in der Epoche 1807—1813, über den italienischen Feldzug in der Erythräa u. s. w. — Aus dem zweiten Abschnitte sind besonders Auspitz' Aeußerungen über die Idee des ewigen Friedens bemerkenswert. Es dürfte wohl nicht viele hohe Offiziere geben, die so begeisterte Anhänger der Friedensidee sind und ihrer Ueberzeugung so unumwunden Ausdruck verleihen. Der mannigfache Inhalt dieses Abschnittes legt auch sonst vollgültiges Zeugnis für die Vielseitigkeit und Vorurteilslosigkeit des Verfassers ab.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Eduard Mörikes Briefe. II. Band (1841—1874) von Karl Fischer. Mit einem Bildnis Mörikes aus seinen späteren Lebensjahren nach Karl Bauer. Berlin, O. Elsner.

In immer weitere Kreise dringt die Wertschätzung Mörikes, dessen Zentenarfeier am 8. September sicherlich eine große Gemeinde von Literaturfreunden begehen wird, der der größte schwäbische Lyriker ans Herz gewachsen ist. Allen Verehrern Mörikes zur Freude liegt nun diese Auswahl aus den reichen Briefschätzen seines Nachlasses abgeschlossen vor. Den ersten, seinerzeit ebenfalls hier besprochenen Band hat der Stuttgarter Archivrat R. Krauß herausgegeben, diesen zweiten der Mörike-Biograph Karl Fischer, der die von 1841 bis zum Tode des Dichters reichenden Briefe durch kurze Lebensnachrichten verbunden hat. Die erläuternden Fußnoten sind mit Recht auf das Notwendigste beschränkt. Ueber die in den Briefen vorkommenden Personen gibt ein Verzeichnis am Schluß Auskunft. Der Band bildet eine willkommene Ergänzung des ersten und umfaßt die letzten von Mörike als Pfarrer in Cleversulzbach verbrachten Jahre, dann die Uebergangszeit in Wermutshausen und Schwäbisch-Hall, den Aufenthalt in Mergentheim, den Uebergang nach Stuttgart und Mörikes Heirat, die Zeit in der schwäbischen Hauptstadt, dann die Uebersiedlung nach Lorch und Nürtingen, die Trennung von seiner Frau und endlich die letzten Jahre in Stuttgart, wo Eduard Mörike am 4. Juni 1875 in den Armen der treuen Schwester Klara verschied. Fr. R.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Bechtolsheim, Hans v., Dreikönigsabend. Komödie in 5 Akten. Würzburg, Stahel'sche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Brandt, M. v., Fremde Früchte. Sienkiewicz, Hearn, Kipling, Gorki. Essays. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 2.50.

Czernin, Rudolf Graf, Die Duellfrage. Wien, Karl Gerolds Sohn. M. 2.—.

Eggert-Windegg, Walther, Eduard Mörike. Stuttgart, Max Kielmann. M. 2.—.

Flynt, Josiah, Auf der Fahrt mit Landstreichern. Aus dem Englischen „Tramping with Tramps" von Lili du Bois-Reymond. Berlin, J. Guttentag. M. 3.—.

Forster, Bill, Anders als die Andern. Berlin, Hugo Schildberger. M. 5.—.

Galatti, G., La Rivoluzione e l'Assedio di Messina (1674—78). Studio storico-critico. Messina Tipografia editrice Nicotra. L. 4.—.

Gaudig, Prof. Dr. H., Didaktische Ketzereien. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.—.

German, Wilhelm, Jesus von Nazareth. Ein historisches Lebensbild. Zweite Auflage. Schwäb. Hall, W. German's Verlag.

Heisler, Herm., Gedanken über das Denken. Stuttgart, Strecker & Schröder. M. 1.—.

Hessische Blätter für Volkskunde. Herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde von Adolf Strack. Band II. Leipzig, B. G. Teubner. M. 11.60.

Jaeger, Jacques, Die Nordische Atlantis (Island und Faeröer). Kulturbilder und Landschaften. Mit 48 Illustrationen. Wien, Gg. Szelinski. K. 5.—.

Jaffé, Dr. A., Gedanken und Gleichnisse. Berlin, Max Schildberger. Gebunden M. 3.50.

53 Jahre aus einem bewegten Leben. Vom Verfasser der „Memoiren eines österreichischen Veteranen". II. Band. Wien, Wilh. Braumüller. M. 5.—.

Kretzschmar, Fr., Politische Pädagogik für Preussen. Teil I: Erziehungsobjekte. Leipzig, P. Schimmelwitz. M. 2.—.

Lenbach, Franz v., Gespräche und Erinnerungen mitgeteilt von W. Wyl. Mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile Lenbachs und vier bisher unveröffentlichten Bildern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Liepmann, Dr. M., Duell und Ehre. Ein Vortrag. Berlin, Otto Liebmann. 75 Pf.

Müller, August, Arbeitersekretariate und Arbeiterversicherung in Deutschland. München, G. Birk & Co. M. 3.—.

Nöldeke, Theodor, Compendious Syriac Grammar. Translated from the second and improved German edition by James A. Crichton, D. D. London, Williams & Norgate. 18 sh.

Oloff, Robert, Die Religionen der Völker und Gelehrten aller Zeiten. Ein Laien-Brevier. Berlin, Hermann Walther. M. 3.—.

Pflug, Sieg. R., Anno Neunzehnhundertdrei. In Freilichtmalerei. Wien, J. Eisenstein & Co.

Plüß, Dr. B., Blumenbüchlein für Waldspaziergänger, im Anschluß an „Unsere Bäume und Sträucher". Zweite verbesserte Auflage. Mit 254 Bildern. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. M. 2.—.

Potapenko, J. N., Ein Stern. Roman. Berlin, Rich. Taendlers Verlag. M. 2.—.

Reichenau, Generalleutnant v., Die wachsende Feuerkraft und ihr Einfluss auf Taktik, Heerwesen und nationale Erziehung. Berlin, Vossische Buchhandlung. M. 4.50.

Sammlung Göschen. Nr. 203/4: Gewerbewesen von Prof. Werner Sombart. Nr. 209: Die gewerbliche Arbeiterfrage von Prof. Werner Sombart. Nr. 216/17: Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Prof. Oskar Jäger. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Pro Band in Leinwand gebunden 80 Pf.

Scharlau, Willy, Die Brücke. Roman. Berlin, Rich. Taendlers Verlag. M. 4.—.

Siewert, Elisabeth, Die schönen Herbsttage. Roman. Berlin, Rich. Taendlers Verlag. M. 3.—.

Sodeur, Dr. G., Luther und die Lüge. Eine Schutzschrift. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Staatsstreich oder Reformen! Politisches Reformbuch für alle Deutschen verfaßt von einem Ausland-Deutschen. I. Teil. Zürich, Zürcher & Furrer. M. 2.—.

Villari, Luigi Antonio, Memorie di Oliviero Olivierio. Scritte da lui. Catania. Nicc. Giannotta. L. 3.50.

Ziegler, Dr. J. H., Die wahre Einheit von Religion und Wissenschaft. Vier Abhandlungen. Zürich, Orell Füssli. M. 4.—.

═══ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═══

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

═══ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═══

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Hervorragende Qualitäten

biete ich mit meinem

„Holländer Sortiment".

Naturgetreue Abbildung nebenstehend. Jede Kiste enthält 5 hochfeine Marken à 50 Stück, zusammen 250 Stück. Charakter lieblich, milde, dabei aromatisch und würzig.

Preis p. Kiste Mk. 20.— franko.

Garantie: Zurücknahme bei Nichtgefallen auf meine Kosten.

Hauptkatalog
auf gefl. Anfrage gratis u. franko.

Heinrich Reesing, Vlotho i. Westf., Postfach 136.
Cigarren- und Tabakfabrik.

Neu! Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. **Neu!**

Peips Taschen-Atlas

über alle Teile der Erde

36 Haupt- und 70 Nebenkarten. ⁕ Mit geographisch-statistischen Notizen von **Otto Weber.** Gebunden **M. 2.50.**

Peips Taschen-Atlas im Umfange eines handlichen Notizbuches bringt ein alle Teile der Erde umfassendes Kartenmaterial in klarster und tadelloser Ausführung nebst einer erstaunlichen Menge geographischer, statistischer und geschichtlicher Notizen. Beim Lesen der Zeitung, in der Unterhaltung, wo so oft über eine geographische oder statistische Frage gestritten wird, immer wird sich Peips Taschen-Atlas erweisen als

ein wahrhaft zeitgemässes, praktisches, überaus billiges und unentbehrliches Vademekum für jedermann.

Digitized by Google

* Paris 1900 * Grand Prix *

CHOCOLAT SUCHARD

Specialitäten:

Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Chocolat fondant.
Suchard's Pralinés, Noisettes, Dujas.
Suchard's Cacao (1 K = 200 Tassen).

Hervorragende Neuheiten:

SUCHARD'S
MILKA
Vollrahm-Chocolade.

SUCHARD'S
VELMA
Feinste Dessert-Chocolade.

…antwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121 [illegible]

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von * * * * *

Richard Fleischer

Neunundzwanzigster Jahrgang. Vierter Band
Oktober bis Dezember 1904

Stuttgart und Leipzig 1904 Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalt

des

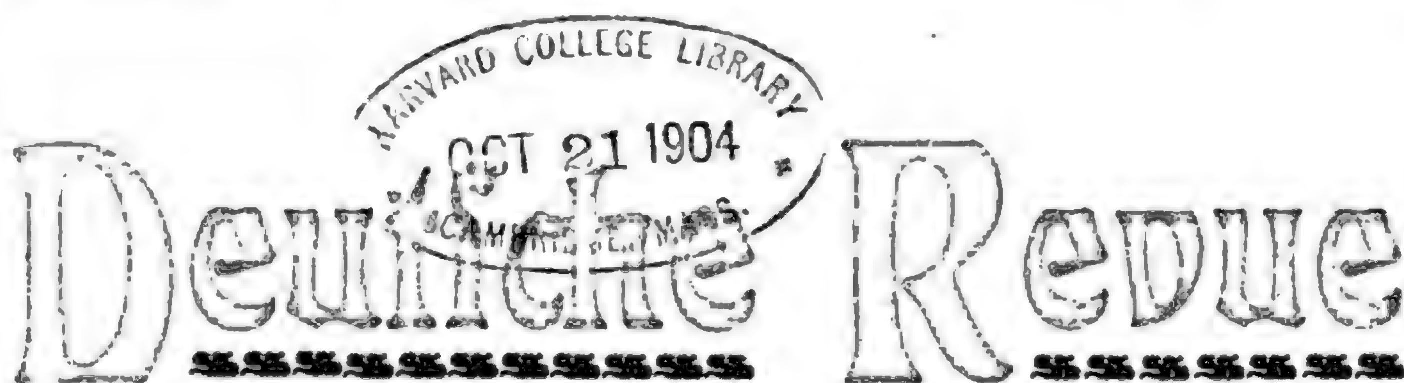
Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXIX

(Oktober bis Dezember 1904)

Berichte aus allen Wissenschaften

Kleine Revuen

Neunundzwanzigster Jahrgang   Oktober 1904   Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld



Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis   Seite

Stuttgart   Deutsche Verlags-Anstalt   Leipzig

1904

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Seiden-Grieder-Zürich.

Verlangen Sie Muster von neuesten Seidenstoffen (schwarz, weiss und farbig).
Porto- und zollfreier Versandt. Briefporto 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union

ADOLF GRIEDER & C^IE, Kgl. Hofl., ZÜRICH G 40.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).

Gegründet 1854 auf reiner Gegenseitigkeit.

Alle Ueberschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand Ende 1903	681	Millionen M.
Bankvermögen Ende 1903	228	„ „
Seit Bestehen ausbezahlte Versich.-Summen . . .	157	„ „
„ „ an die Versicherten bezahlte Dividenden	80	„ „

Sanatorium Oberwald bei St. Gallen (Schweiz), die schönste und größte Naturheilanstalt der Schweiz, in milder geschützter Lage über dem Bodensee mit herrlichem Alpenpanorama und subalpinem Klima erfreut sich, infolge seiner ausgezeichneten Kurerfolge bei den verschiedensten Krankheiten, recht guten Besuches. Oberwald eignet sich infolge seiner wundervollen Lage und vorzüglichen inneren Einrichtungen zur Durchführung von Spezial Obst- und Weintraubenkuren, sowie zu Nachkuren im Nachsommer und Herbst für Nervöse, Verdauungsleidende, Frauenkrankheiten, Rekonvaleszenten und Stärkungs- resp. Abhärtungskuren für den kommenden Winter. Zwei approb. Aerzte und eine Aerztin sind im Sanatorium tätig. Aller Comfort, elektrisches Licht, Centralluftheizung, Lese- und Billardsaal, großer Waldpark u. dergl. ist vorhanden und das Sanatorium das ganze Jahr geöffnet.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Soeben erschien das 4. Tausend von

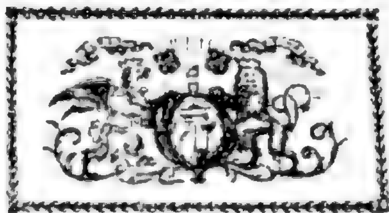
Franz von Lenbach

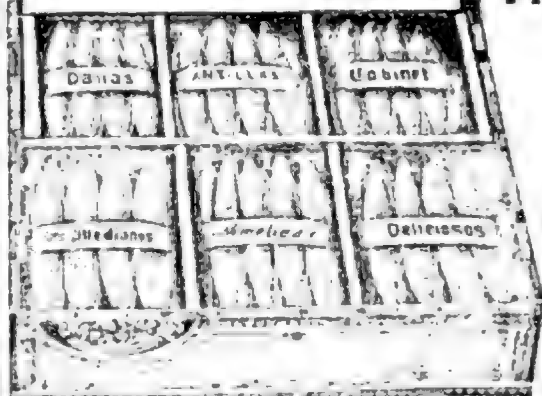
Gespräche und Erinnerungen.

Mitgeteilt von **W. Wyl.**

Mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile Lenbachs und vier bisher unveröffentlichten Bildern.

Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—





Sortiment „Zwischenakt"

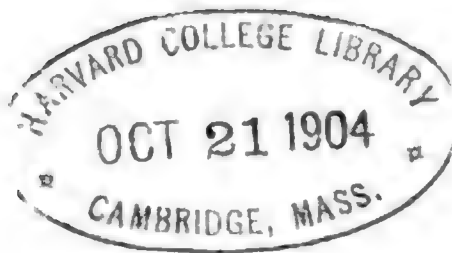
wovon naturgetreue Abbildung nebenstehend, enthält allerfeinste Qualitäts-Cigarren in **kleinen** Façons, und zwar 6 Sorten à 25 Stück, zusammen 150 Stück.
Charakter: Durchweg würzig, pikant, dabei aber nicht ohne angenehme Milde.

Preis p. Kistchen à 150 Stück Mk. 10.— frco.

Garantie: Zurücknahme bei Nichtgefallen auf meine Kosten.

Illustrierter Hauptkatalog
auf gefl. Anfrage gratis und franco.

Heinrich Reesing, Vlotho i. Westf.,
Postfach 136.
Cigarren- und Tabakfabrik.


HARVARD COLLEGE LIBRARY
OCT 21 1904
CAMBRIDGE, MASS.

Vermittlung?

Von einem Diplomaten.

Von der „Deutschen Revue" ist als Nachtrag zum September-Heft der Brief eines russischen Staatsmannes veröffentlicht worden, der sich eingehend mit der Frage des möglichen Ausgangs des russisch-japanischen Kriegs beschäftigt und diesen nur in einer vollständigen Niederwerfung Japans sehen will. Nur wenn Rußland zufrieden ist, kann Asien auf Ruhe rechnen, so variiert der Schreiber des Briefs einen alten Spruch, der einst von Frankreich und Europa handelte. Manches in dem Briefe kann von vornherein beiseite geschoben werden. Niemand, der sich mit der ostasiatischen Frage auch nur oberflächlich beschäftigt hat, wird, wie der Verfasser dies tut, Rußland in der Rolle des kein Wässerchen trübenden Lämmchens sehen, dem der böse Wolf Japan ans Leben will, und auch die Aufzählung der angeblich von Japan in Aussicht genommenen Friedensbedingungen dürfte kaum anders als mit Achselzucken aufgenommen werden. Hat doch die „Nowoje Wremja" soeben erst über ganz andre japanische Bedingungen berichtet, nach denen Japan zwar Port Arthur, Dalny, Korea, Sachalin, Kamtschatka und einige Inseln verlangen, Rußland aber die Mandschurei behalten würde, während die japanische Regierung, die doch am meisten von der Sache wissen müßte, schon wiederholt erklärt hat, daß es ihr gar nicht einfiele, schon jetzt an die Aufstellung irgendwelcher Friedensbedingungen zu denken. So bleibt von den verschiedenen Behauptungen des Briefstellers eigentlich nur die übrig, daß Rußland weder nachgeben könne noch werde, bevor die Japaner nicht in Moskau ständen oder gänzlich niedergeworfen seien. Beide Möglichkeiten dürften freilich noch in weitem Felde stehen, es ist jedoch immer lehrreich, hier eine Auffassung wiederzufinden, die auch schon an andern Stellen wiederholt zutage getreten ist, bei der aber wohl die Frage erlaubt sein dürfte, ob sie nicht mehr den Ansichten, Wünschen und Bedürfnissen des herrschenden Systems als denen der großen Masse des russischen Volks oder auch nur größerer Kreise von dieser entspricht. Jedenfalls haben heute Handel und Verkehr ihr Netz so eng um den Erdball gezogen, daß, wenn selbst in der ultima Thule zwei Völker aufeinanderschlagen, die Wirkungen des Konflikts bis in die entferntesten Gegenden und Verhältnisse nachzittern. Man spürt sie nicht nur auf den ersten und letzten Seiten der Zeitungen, wo die Leitartikel und neuesten Telegramme zu stehen pflegen, sondern auch an Stellen, an denen die Gemütlichkeit aufhört, in den

Börsenberichten, in den Kurszetteln, in den Prämien der Versicherungsgesellschaften und schließlich auch in den Preisen aller Bedürfnisse. Da ist die Frage zum mindesten nicht unbescheiden, ob diejenigen, die mitleiden, nicht auch mitzureden berechtigt seien, und ob es nicht an der Zeit wäre, zu versuchen, die Handelnden davon zu überzeugen, daß es auch vielleicht in ihrem Interesse liegen könnte, vom Schwert und der ultima ratio regis an den Verstand zu appellieren und die im Haag so schön ventilierten Grundsätze ins Praktische zu übertragen. Daß damit der Menschlichkeit und der wahren Kultur ein Dienst erwiesen werden würde, kann keinem Zweifel unterliegen, und schließlich kann es doch auch Russen und Japanern, Japanern und Russen nicht gleichgültig sein, das Gebiet, das sie ihr eigen zu nennen wünschen, mit dem Blut und den Leibern von Tausenden ihrer Mitbürger gedüngt zu sehen. Aber freilich, auch die jüngsten Schiedsgerichtsverträge, die von vielen Seiten als ein großer Fortschritt auf dem Wege der internationalen Ethik angesehen und gepriesen worden sind, enthalten die Beschränkung, daß Fragen, welche die vitalen Interessen der vertragschließenden Staaten oder ihre Ehre berühren, von der Vereinbarung ausgenommen sein sollen, und es ist doch kaum anzunehmen, daß Rußland und Japan die Frage, die ihnen die Waffen in die Hand gegeben hat, als nicht zu dieser Klasse gehörig ansehen könnten.

Ein Schriftsteller, der sich viel und eingehend mit Rußland beschäftigt hat, Ernst von der Brüggen, betont ganz besonders, daß es seit dem polnischen Aufstande von 1863 die nationale Aktionspartei, die Vertreterin des jungen Rußlands, aber des Altrussentums und des Panslawismus gewesen sei, welche die Herrscher, oft gegen den Widerstand ihrer berufenen Ratgeber, zu den inneren und äußeren Kämpfen gedrängt habe, die seit dieser Zeit die Politik der russischen Regierung kennzeichnen. Er führt als die Ursache der Erfolge dieser Partei an, daß man an maßgebender Stelle im Nationalismus ein Gegengewicht gegen den gleichzeitig emporstrebenden Sozialismus zu finden geglaubt, und daß der Einfluß, den man der Presse und dem Moskauer jungen Rußland in der polnischen Frage eingeräumt, dahin geführt habe, daß diese und besonders ihre Hintermänner der Regierung über den Kopf gewachsen seien. In diesen Kreisen wie in der öffentlichen Meinung seien dann mit dem schrecklichen Ende Alexanders II. und der Thronbesteigung seines Nachfolgers die alten Bestrebungen nach einem liberaleren System beiseite gelegt und dafür die absolute Selbstherrschaft, absolute kirchliche Orthodoxie und absolute russisch-nationale Herrschaft und mit ihr der Haß und die Kämpfe gegen die Deutschen, Kleinrussen, Kaukasier, Finnen (und schließlich Armenier) gekommen. In dieser doppelten nivellierenden Tätigkeit, die alles einerseits dem Kaiser, anderseits dem russischen Nationalgefühl und dem Bestreben, dieses in die Praxis zu übertragen, unterwirft, liegt auch die Hauptursache des gegenwärtigen Konflikts und die Schwierigkeit, ihm vorzeitig, das heißt ehe er ganz durchgekämpft worden, ein Ende zu bereiten. Wie das Selbstgefühl des Herrschers und die Ueberhebung des nationalen Gefühls gegen die Warnungen der berufenen Berater den Konflikt herbeigeführt haben,

so bäumen sie sich auch gegen den Gedanken auf, ihn anders als durch einen vollständigen Sieg über den Feind, dessen Wert man erst nachträglich erkannt hat, zu beenden.

In Japan liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Der Gedanke einer Vorherrschaft Japans in Korea ist mit dem nationalen Fühlen und Denken des Volks seit Jahrhunderten, man kann fast sagen, seit Jahrtausenden eng verwachsen; er ist dem heute immer noch eine maßgebende Rolle spielenden Samurai in Fleisch und Blut übergegangen, und die stets große, durch die schnelle Aneignung äußerer Ergebnisse der westlichen Zivilisation ins Maßlose gesteigerte Eitelkeit der radikalen Partei und Jungjapans überhaupt hat in ihm das Feld für ihre auswärtige Betätigung gefunden. Auch in Japan ist wie der Krieg gegen China 1894 auch der gegen Rußland 1904 über den Kopf der besonneneren Staatsmänner hinweg in Szene gesetzt worden und hat dann, wie das bei der geistigen Veranlagung des Volks nicht anders zu erwarten war, einen Taumel von Enthusiasmus und Patriotismus hervorgerufen, der viel tiefer in alle Schichten des Volks als in Rußland eingedrungen ist und sich ebenso gegen eine vorzeitige Beendigung des Kampfes erheben würde, wie in Rußland die Kreise, welche die Krisis hervorgerufen, man darf wohl sagen, verschuldet haben.

Wenn so keine Aussicht vorhanden ist, bei den Kriegführenden eine Stimmung zu finden, die Vermittlungsvorschlägen Gehör zu schenken bereit sein würde, so fehlt außerdem jede praktische Grundlage für solche Schritte. Vor dem Ausbruch des Kriegs wäre es vielleicht möglich gewesen, eine solche in einer räumlichen Teilung der in Frage kommenden Gebiete, von denen Korea an Japan und die Mandschurei an Rußland gefallen wäre, zu finden, aber seit dem ersten Kanonenschuß ist jede Verständigung auf einer solchen Basis ausgeschlossen. Wem soll die Mandschurei zufallen, von der der größere Teil sich noch im Besitz der Russen befindet, wem Port Arthur, das die Japaner noch nicht erobert haben, das aber in den letzten Zügen zu liegen scheint? Was soll aus der Mandschurischen Bahn werden, was aus dem Recht der Russen, zum Schutz dieser Polizeitruppen im Lande zu halten? Und endlich, was soll die Stellung der am Kriege nicht beteiligten Mächte sowohl in der Mandschurei wie in Korea sein? Mit welchem Maße und nach welchem Prinzip soll ihr Recht auf die Beteiligung an Handel und Verkehr in diesen Gebieten gemessen und entschieden werden? Das alles sind Fragen, die auch, nachdem die Waffen den erschöpften Kämpfern aus den Händen gefallen sein werden, nicht leicht zu regeln sein dürften und an die gar nicht gerührt werden kann, solange die Gegner sich noch unbesiegt gegenüberstehen.

Und endlich, wer sollte, wer könnte die Vermittlung übernehmen, die — man darf das nicht vergessen — von keinem der beiden Gegner erbeten oder auch nur gewünscht worden ist? England? Dieses leidet freilich am meisten unter den Uebelständen, die der Krieg auch für die Neutralen mit sich bringt, und ein durchschlagender, dauernder Erfolg eines der beiden Kriegführenden würde für seine Handelsinteressen in Ostasien resp. für seine Herrschaft in den dortigen

Gewässern von den weittragendsten Folgen sein können. Aber glaubt man, daß es sich darum zu der latenten Konkurrenz Rußlands in Asien auch dessen offene Feindschaft zuzuziehen bereit sein würde, die, wenn auch nicht in diesem Augenblick, so vielleicht in einer nicht zu fernen Zukunft von entscheidendem Einfluß sein könnte. Frankreich? Ein großer Teil der Ersparnisse seiner Bevölkerung ist in Rußland und in russischen Papieren angelegt, und ein Zusammenbruch der Finanzen des russischen Reichs oder auch nur ihre ernsthafte Erschütterung würde für Frankreich eine Katastrophe bedeuten, gegen die der Zusammenbruch der Panamagesellschaft ein Kinderspiel gewesen wäre. Aber — und das wird bei der Beurteilung der Haltung Frankreichs in der Frage nicht außer Augen zu lassen sein — das Zünglein der politischen Aspirationen Japans schwankt zwischen der Ausdehnung nach Norden oder der nach Süden, und man wird in Paris wenig geneigt sein, sich den Traum eines hinterindischen Reichs durch ein Eingreifen Japans in die Verhältnisse dort stören zu lassen. Die Vereinigten Staaten? Bis zur beendigten Wahl der Wahlmänner für die Präsidentenwahl (3. November) wird man in Washington sich sorgfältig hüten, irgendeine politische Aktion von größerer Tragweite in Szene zu setzen, und nachher würde man sich wahrscheinlicherweise darauf beschränken, wie man das 1894/95 bei dem Kriege zwischen China und Japan getan hat, die etwaigen Wünsche eines der Kriegführenden dem andern zu übermitteln. Und endlich Deutschland? Vom großen Kanzler wird erzählt, daß er seine Vermittlung zwischen England und Rußland nach dem Frieden von St. Stefano, statt es ihnen zu überlassen, die Frage unter sich zum Austrage zu bringen, später selbst als eine Politik à la Stadtverordneter bezeichnet habe, und E. von der Brüggen schreibt: „Als dann in Berlin die Schlußrechnung dürftig ausfiel, als während des anfangs unglücklichen Gangs der Dinge in dem Heere bedenkliche Zeichen der Mißstimmung bemerklich wurden, da suchten diese Slawenbefreier die eigne Schuld auf Bismarck und Deutschland abzuwälzen. Die Verleumdung und Verhetzung begann und hatte Erfolg sowohl beim Volk, das an die deutsche Treulosigkeit sich zu glauben gewöhnte, als bei Alexander, der den nun verdoppelten Vorwürfen, russische Interessen seiner Vorliebe für Deutschland zu opfern, nicht mehr zu widerstehen vermochte.“ Liegen die Verhältnisse etwa heute anders als damals? Deutschland hat sich den Quertreibereien gegen Rußland in Peking absolut ferngehalten, es ist in der korrektesten und ehrlichsten Weise Rußland und den andern Mächten gegenüber seiner Erklärung treu geblieben, daß es kein Interesse an der Frage der Mandschurei habe, aber Fürst Uchtomskij sucht und findet in St. Louis die Gelegenheit, einem japanischen Berichterstatter das Märchen aufzubinden, daß Deutschland die ganze Schuld an dem Konflikt zwischen Rußland und Japan trage, indem es Rußland auf die Mandschurei gehetzt habe. Warum nicht auch auf Sachalin, auf den Amur, auf Ili, auf den Pamir und Tibet? Und während der Russe dort hetzt, kommt kein Bericht von Reuters Agentur oder dem Times-Korrespondenten aus Tokio oder Peking, in dem Deutschland nicht eines Bruchs der Neutralität zugunsten

Rußlands und zum Schaden Japans angeklagt wird oder das Märchen von geheimen russisch-deutschen antijapanischen Abmachungen wiederholt wird. Hat doch sogar der Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrags zu der Geschichte herhalten müssen, daß mit ihm zugleich ein politischer Vertrag zwischen den beiden Mächten unterzeichnet worden sei. Wenn dann einer der kleineren Vögel ein solches Ei gelegt hat, brütet die Mutterhenne Times es sorgsam aus und begrüßt mit lautem Gegacker den Leitartikel, der ihm entschlüpft, und in dem die Geschichte von der Treulosigkeit Deutschlands mit frommem Entsetzen aufgetischt wird. Es wäre wirklich der Gipfel der Torheit, wenn Deutschland unter solchen Umständen sich in eine Sache mischen wollte, die es im Grunde genommen gar nichts angeht und die, was immer ihr Ausgang wäre, es auf Jahrzehnte hinaus mit einem — wenn nicht, was viel wahrscheinlicher ist, mit beiden Beteiligten verfeinden würde.

Deutschland hat oft erklärt, daß es der mandschurischen und koreanischen Frage interesselos gegenüberstehe, es wird, wenn es sein wirkliches Interesse versteht, an dieser Auffassung festhalten und im übrigen beiden Kriegführenden gegenüber seine Neutralität streng bewahren. Das kann nicht oft und scharf genug betont werden, denn abgesehen von Anzapfungen in englischen Blättern haben solche in der letzten Zeit auch in französischen stattgefunden.

Kurz gefaßt liegt, wenn vielleicht eine Veranlassung, keinerlei Aussicht für eine Vermittlung vor, und wenn europäisch-asiatische Mächte, wie England und Amerika, die man in der letzten Zeit häufiger erwähnt hat, das Bedürfnis spüren, aus eignen Rücksichten weder die japanischen noch die russischen Bäume in den Himmel wachsen zu lassen, so kann Deutschland nur sagen: „Messieurs les Anglais, tirez les premiers ... les marrons du feu!“

In den Grund gebohrt.

Von

Vizeadmiral z. D. **Valois.**

In den Grund gebohrt haben russische Kriegsschiffe dies und jenes neutrale Fahrzeug, und nicht nur das mit den Notwendigkeiten des Seekriegs unbekannte Publikum, sondern auch Pharisäer und Schriftgelehrte — die es gegebenenfalls nicht anders machen würden — schreien über die Barbarei russischer Kriegführung.

Es ist allgemein anerkannt, daß neutrale Schiffe der Aufbringung unterliegen, wenn sie Kriegskonterbande an Bord führen, die für feindliche Häfen bestimmt ist oder auch nur bestimmt sein kann.

Der Begriff der als Kriegskonterbande zu betrachtenden Objekte ist niemals allgemein festgestellt worden, Produkte wie Kohlen, die vor hundert Jahren in dieser Richtung gar nicht in Betracht kamen, gehören jetzt zu den notwendigsten Erfordernissen der Seekriegführung, und die Neutralen denken in derartigen Punkten sehr oft anders wie die Kriegführenden.

Die ersteren wünschen ihren Seehandel — dem gerade zu solchen Zeiten großer Gewinn in Aussicht steht — so wenig wie möglich beschränkt zu sehen, vergessen aber oft, wenn für sie der Casus belli vorliegt, das zu beobachten, was sie als Neutrale verlangt haben.

Die Prisenreglements sind rechtlich als innere Angelegenheiten zu betrachten. Es wäre aber im höchsten Grade wünschenswert, wenn allgemeine Gesichtspunkte durch internationales Uebereinkommen festgelegt würden, um die Zahl der Fälle zu verringern, wegen deren Kriegführende und Neutrale in Gegensatz geraten können.

England hat zwar während der Haager Friedenskonferenzen durch seine Weigerung die Beratung über derartige Angelegenheiten verhindert; es scheint aber dringend geboten, von neuem den Versuch zu machen, darüber in Verhandlungen einzutreten.

Sollte auch keine völlige Einigung über Konterbande und Prisenreglements erreicht werden, so wird wenigstens darüber Klarheit geschaffen, was einer vom andern zu erwarten hat.

Man vergißt im großen Publikum, daß die Kriegführung zur See auf die Schädigung und Zerstörung des Handels nicht verzichten kann, und es sei hinzugefügt, auch niemals darauf verzichten wird.

Mahan gibt seine Ansicht darüber in nachstehenden Worten kund:

Schiffe und Ladungen auf See sind nur in sehr beschränktem Sinne als Privateigentum anzusehen.

Im weiteren Sinne muß der Seehandel als eine Vervielfältigung der nationalen Werte in ausgiebigster Weise angesehen werden; denn die betreffende Nation wird dadurch nicht nur auf die eignen Hilfsmittel beschränkt, sondern kann auch die ganze übrige Welt zu ihrer Unterstützung heranziehen.

Der Angriff auf den Handel ist daher durchaus gerechtfertigt, und es ist menschlicher, dadurch seine Ziele zu erreichen, als durch Blutvergießen.

Die vollständige Freiheit des Seehandels im Kriege würde bei den Nationen, die im Seehandel die Grundlagen ihres Kredites, die Quelle ihrer Macht und des Wohlbefindens ihrer Untertanen erblicken, die zwingendsten Gründe für die Erhaltung des Friedens hinwegräumen.

So hat sich die Union nach dieser Richtung völlige Freiheit bewahrt; sie gehört zu den wenigen Mächten, die der Pariser Deklaration nicht beigetreten sind. Das Prisenreglement muß daher solche Bestimmungen enthalten, die es den Kreuzern möglich machen, in energischer Weise gegen den Handel vorzugehen, ohne indessen den Boden der Pariser Deklaration zu verlassen.

Von größter Wichtigkeit für die Tätigkeit der Kreuzer sind diejenigen Be-

stimmungen, die den Modus festsetzen, in welcher Weise mit den genommenen Handelsschiffen verfahren werden soll.

Allgemein anerkannt ist der Grundsatz, daß ein Schiff als gute Prise erst dann anzusehen ist, wenn ein ordnungsmäßig besetztes Prisengericht darüber den Spruch gefällt hat, welches Verfahren auch eingehalten werden muß, wenn das Objekt inzwischen verloren gegangen ist (gescheitert, gesunken, verbrannt oder zerstört).

Meinungsverschiedenheit existiert aber darüber, welche Gründe den Kaptor zur Zerstörung der Prise berechtigen.

Diese Differenzen basieren indessen nicht etwa auf Humanitätsgründen, die übrigens auch kaum nachzuweisen sein würden, sondern, wie nachstehend erörtert werden wird, auf sehr praktischen Gesichtspunkten.

England mit zahlreichen über die ganze Welt zerstreuten Besitzungen und Stützpunkten hält im allgemeinen an dem Grundsatze fest, daß Prisen nur in den größten Ausnahmefällen zerstört werden dürfen (Havarie, Seeuntüchtigkeit, Kohlenmangel u. s. w.).

Abgesehen davon, daß durch Zerstörung der Prisen dem Staate sowohl wie den Kaptoren[1]) ein erheblicher Gewinn entgeht, werden englische Kreuzer stets imstande sein, ihre Prisen ohne lange gefährliche Reisen und ohne erhebliche Gefahr der Wiedereroberung nach einer englischen Besitzung zu dirigieren. Kann England dem Grundsatze allgemeine Anerkennung verschaffen, daß Prisen nur unter wenigen ausnahmsweisen Bedingungen zerstört werden dürfen, so würde sich der englische Seehandel im Kriege mit vielen andern Mächten fast einer völligen Immunität zu erfreuen haben;[2]) und das ist der Grund, weshalb gerade in England über die Zerstörung des „Knight Commanders", eines Schiffes, das unstreitig Kriegskonterbande für die japanische Regierung an Bord hatte, ein solcher Lärm erhoben wird.

Während in bezug auf die Gunst der geographisch-politischen Lage kein Land der Welt sich mit England vergleichen kann, hat Rußland in dieser Hinsicht mit den denkbar ungünstigsten Verhältnissen zu rechnen.

Wenn wir das Schwarze Meer außer Betracht lassen, sind fast alle russischen Häfen während einer Hälfte des Jahres durch Eis geschlossen, und auch zur guten Jahreszeit dürfte es kaum einer russischen Prise während eines Krieges gegen maritime Großmächte gelingen, einen russischen Hafen zu erreichen.

Daß diese Verhältnisse in den Bestimmungen des russischen Prisenreglements zum Ausdruck kommen, ist daher nicht erstaunlich, es wäre geradezu unverantwortlich,[3]) wenn es nicht der Fall wäre.

---

[1]) Das preußische Prisenreglement spricht den Kaptoren 2/3 des Wertes der Prise als Prisengeld zu.

[2]) Würde z. B. ein russischer Kreuzer im Südatlantischen Ozean ein englisches Schiff nehmen, so dürfte selbst zur Sommerzeit unter zehn Chancen kaum eine sein, daß das Schiff, ohne wieder unterwegs zurückerobert zu werden, in einen russischen Hafen gelangt.

[3]) Vom Standpunkte der russischen Staatsleitung.

So sieht das russische Prisenreglement von 1869 im § 108 fünf besondere Fälle vor, in denen die Zerstörung der Prise ausdrücklich gestattet ist.

Von diesen sei nur der Fall (sub 4) angeführt:

„Wenn der Kreuzer, ohne seine eigne Sicherheit zu beeinträchtigen, nicht in der Lage ist, einen Teil seiner Besatzung für das Geleit abgeben zu können,"

weil dieser schon allein ausreichend für jeden Kaptor ist, zur Zerstörung der Prise zu schreiten.

Ob der Grund stichhaltig ist oder nicht, wird stets nur die eigne Regierung zu entscheiden haben.

Wenn es mir auch nicht möglich ist, zurzeit die Bestimmungen der Prisenreglements aller Nationen über diesen Punkt anzugeben, so sei wenigstens erwähnt, daß auch zwei andre maritime Großmächte sich der russischen Anschauung anschließen.

Frankreich gestattet die Zerstörung von Prisen (Instruktion von 1870 § 20), „si la conservation de la prise compromettait le succès des operations du croiseur", ebenso wie Nordamerika[1]) aus demselben Grunde, und auch noch unter andern Verhältnissen (Naval Mar. Code 1900 Art. 50). Die Verpflichtung zur Aburteilung durch das rechtmäßige Prisengericht wird durch die Zerstörung in keiner Weise aufgehoben und natürlich ebensowenig die Verpflichtung des Schadenersatzes, falls der Kaptor im Unrecht gewesen sein sollte.

Jedes Schiff, feindlich oder neutral, sofern es als gute Prise erklärt ist, geht den Eigentümern verloren; bei Uebergriffen oder Unregelmäßigkeiten tritt hingegen voller Ersatz des erlittenen Schadens ein.

Die Zerstörung solcher Schiffe ist daher nur als die natürliche Konsequenz der Ausübung des Seebeuterechts anzusehen, Proteste dagegen können weder durch Humanitäts- noch Rechtsgründe gestützt werden. Solchen liegt entweder Unkenntnis der Verhältnisse oder die vorher angeführte Absicht vor, das Seebeuterecht dem Gegner gegenüber möglichst illusorisch zu machen.

Spricht man nun von der Barbarei, die aufgenommenen Prisenmannschaften den Gefahren auszusetzen, die ein Gefecht des Kaptors für diese Unbeteiligten haben würde, so vergißt man, daß die eine Hälfte dieser Leute sich stets in dieser Lage befinden würde.

Denn es pflegt der Regel zu entsprechen, daß der Kaptor, um sich nicht zu sehr zu schwächen und auch um die Rückeroberung der Prise durch die eigne Mannschaft zu erschweren, die Hälfte der Prisenmannschaft zu sich an Bord nimmt.

Das Los der an Bord des eignen Schiffes verbliebenen Leute kann aber unter Umständen härter sein als das der an Bord des feindlichen Kreuzers eingeschifften, wie aus der Schilderung der Kreuzfahrt unsrer Korvette „Augusta" an der französischen Küste in den Jahren 1870—71 ersehen werden kann.

---

[1]) Hat trotzdem auch gegen die russischen Maßregeln demonstriert.

Bei ruhiger Erwägung der Sachlage muß man zu dem Schlusse kommen, daß die Zerstörung neutraler Schiffe, auf die der Begriff der guten Prise Anwendung findet, nicht als eine Verletzung der betreffenden Nation, zu der das Schiff gehört, angesehen werden kann, und daß gegen die Zerstörung feindlicher Schiffe rechtlich noch viel weniger einzuwenden ist. Der im Kriegsbereiche streitender Parteien geführte Handel ist sehr gewinnbringend, und wer viel gewinnen will, muß auch ein hohes Risiko in den Kauf nehmen; in den meisten Fällen haben übrigens nicht einmal die Eigentümer, sondern die Versicherungsgesellschaften den Schaden zu tragen.

Derartige Fragen werden freilich oft von so großer Wichtigkeit für Nationen, daß die Frage des Rechtes in den Hintergrund tritt und der Schwächere aus Zweckmäßigkeitsgründen auf die Ausübung seines Rechtes verzichten muß.

Ob Rußland sich trotz der klaren Bestimmungen seines Prisenreglements fernerhin enthalten wird, genommene Handelsschiffe zu zerstören, muß abgewartet werden. Nach den schweren Verlusten, die seine Flotte im fernen Osten erlitten hat, ist von ihr wohl kaum noch eine Tätigkeit im freien Wasser zu erwarten.

Zur Betrachtung dieser Verhältnisse hat weniger das Interesse für Rußland die Veranlassung gegeben, als die Erwägung, daß auch Deutschland sich in bezug auf seine Küsten und überseeischen Stützpunkte in wenig günstiger Lage befindet und dies von unserm Prisenreglement in keiner Weise berücksichtigt wird.

Ein Prisenreglement für die Kaiserlich deutsche Marine gibt es überhaupt nicht; zurzeit würde im Kriegsfalle nur das preußische Prisenreglement vom 20. Juni 1864 Anwendung finden können.

Seit dieser Zeit — da die dänische Flotte imstande war, unsre Häfen erfolgreich zu blockieren — sind nun 40 Jahre vergangen, und auch einem durchaus nicht Neuerungssüchtigen dürfte eine Prüfung, ob die jetzigen Verhältnisse nicht eine Umarbeitung des Prisenreglements notwendig machen, wohl am Platze erscheinen. Schon Perels sagt im „Internationalen öffentlichen Seerecht", daß die preußischen Reglements und Bestimmungen (Anmerkung zu Seite 301) veraltet sind, und gestatte mir hinzuzufügen, daß dies nicht nur zutrifft — das preußische Prisenreglement sogar für seine Aufgaben gänzlich unbrauchbar und nur geeignet ist, den Kommandanten der Kreuzer Verlegenheiten zu bereiten.

Es gibt **keine** Bestimmung, die den Kommandanten zur Zerstörung einer Prise berechtigt; der § 14 verpflichtet ihn, das genommene Schiff in einen preußischen Hafen oder in den einer verbündeten Macht zu bringen, und der § 27 schärft die sorgfältige Beobachtung dieser Bestimmungen ein unter Androhung, bei Verstößen dagegen zur Verantwortung gezogen und zur Leistung des eventuellen Schadenersatzes verurteilt zu werden.

Der deutsche Kommandant muß demgemäß — solange er mit Rücksicht auf die Gefechtsbereitschaft seines Schiffes noch Mannschaften abgeben kann — die Prisen besetzen und einen Teil ihrer Besatzung an Bord nehmen, dann aber seine Tätigkeit in dieser Richtung als beendet ansehen.

Ob die Möglichkeit vorliegt, daß die Prisen einen deutschen Hafen erreichen

können, ohne wieder in Feindeshand zu fallen, darf seine Entschließung nicht beeinflussen, denn das Reglement schreibt die unbedingte Heimsendung vor.

Die §§ 7 und 16 sind aber derartig gefaßt, daß ein Eingehen darauf allein eine längere Abhandlung nötig machen würde, die jedoch nicht beabsichtigt wird. Es soll nur der Anstoß gegeben werden, daß man an maßgebender Stelle sich mit der Angelegenheit befaßt.

Eine Erklärung für die Unzulänglichkeit der beiden Paragraphen mag vielleicht darin gefunden werden, daß zur damaligen Zeit das Verständnis maritimer und überseeischer Verhältnisse in maßgebenden Stellen nur recht mäßig war, [1]) und der Verstand sozusagen dort aufhörte, wo das Salzwasser anfing.

Ob man den Operationen unsrer Kreuzer in einem Zukunftskriege gegen feindlichen und neutralen Seehandel mehr oder weniger Wichtigkeit beimißt, ist ganz gleichgültig.

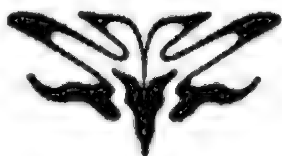
Auch derjenige, der die letztere Auffassung vertritt, muß zugestehen, daß eine für diesen Fall zu erlassende Instruktion genügende Klarheit und Schärfe besitzen muß, um im Kriegsfalle als brauchbares Instrument verwendet werden zu können.

Diesen Anforderungen entspricht das preußische Prisenreglement vom Jahre 1864 in keiner Weise. Die Forderung, daß für die deutsche Marine auch ein deutsches Prisenreglement unter Berücksichtigung der jetzigen Verhältnisse erlassen werde, muß als unbedingte Notwendigkeit bezeichnet werden.

Da die Tätigkeit der Kreuzer — wie zurzeit aus den Verhandlungen zwischen Deutschland, England und Rußland zu ersehen ist — in der Regel auch das Auswärtige Amt der betreffenden Nationen in Mitleidenschaft ziehen wird, ist es notwendig, daß das Reichsmarineamt und das Auswärtige Amt bei Aufstellung des Tenors des Prisenreglements zusammenwirken. — Möge dies rechtzeitig geschehen, denn kurz vor oder nach dem Ausbruch eines Krieges wird es an Zeit und Ruhe fehlen, diese wichtige Instruktion in erforderlicher Weise zu erwägen und festzusetzen.

---

[1]) Es ist kaum 22 Jahre her, als ein hervorragender General die Errichtung einer Brigade für wichtiger hielt als die Existenz der ganzen Marine.



Aus den Jugendbriefen Rudolf v. Bennigsens.

Mitgeteilt von

Hermann Oncken.

III.

Vom Juni 1850 bis zum Frühjahr 1852 arbeitete Rudolf von Bennigsen, nachdem er im Dezember 1848 sein Staatsexamen bestanden hatte, als Assessor in der Justizkanzlei zu Aurich, der Hauptstadt Ostfrieslands: aus diesen Jahren stammen die Briefe, die wir in folgendem vorlegen können. Ihr politisches Interesse ist geringer als die temperamentvollen Aeußerungen aus den Revolutionsjahren. Nur gelegentlich bricht noch der Zorn über das Mißlingen des großen nationalen Freiheitskampfes in starken Worten durch. Die tiefe Unbefriedigtheit, die aus dieser Wurzel stammt, wird durch seine neue Umgebung noch gesteigert. Hatte er schon in den vorhergehenden Jahren es nur schwer ertragen, von der „Philisterstadt" Osnabrück aus den großen Bewegungen Deutschlands zuzusehen, und von neuem hinausgestrebt auf ein größeres und freieres Feld seiner Betätigung, so fühlte er sich in Aurich wie in der Verbannung. So nehmen die gereizten Klagen über die enge und drückende Atmosphäre der kleinen Stadt, über die unerfreuliche Reibung der Kollegen untereinander, über den Mangel an geistiger Anregung den breitesten Raum in seinen Familienbriefen ein. Wie die Ostfriesen den althannoverschen Beamten nur mit Mißtrauen ansahen, so blieb ihm wiederum Menschenschlag und Landesart verhaßt, und er konnte sich kaum genug tun, um dieser Abneigung Ausdruck zu geben. Es ist natürlich, daß man nicht jedes seiner ärgerlichen Worte auf die Goldwage legen darf, und anderseits wird es einer besonderen Inschutznahme der Ostfriesen gegen diese Anschuldigungen auch nicht bedürfen. Der beste Beweis, daß man sich mit der Zeit doch näher kam, darf wohl darin erblickt werden, daß Bennigsen, nachdem er schon längere Zeit die ihm so unwirtlich scheinende Stätte verlassen hatte, im Jahre 1856 gerade von Aurich aus in die Zweite hannoversche Kammer gewählt wurde: den Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn, die entscheidende Wendung zur Politik hin — denn die Verweigerung seines Eintritts in die Kammer durch die Regierung veranlaßte ihn, bald darauf seinen Abschied aus dem Staatsdienst zu nehmen — verdankte er also den „bleiernen Seelen", bei denen er sich in diesen Jahren ein bleibendes Vertrauen erworben hatte. Im übrigen lassen wir die Briefe, die keiner weiteren Erläuterung bedürfen, ohne Unterbrechung folgen.

Aurich, 25. Juni 50.

„Mein bester Vater!

Verzeih, daß ich Dir nicht schon früher Nachricht über meine Ankunft und Aufenthalt in Aurich gegeben habe. Da ich aber bei meiner Herreise von

Celle Mutter in H(astenbeck) getroffen hatte, durch die Du gewiß bald von meiner Abreise von Celle nach Aurich erfahren haben wirst, so habe ich hier erst einige Wochen zubringen wollen, um Dir sodann bestimmtere Eindrücke mitteilen zu können, als es nach den ersten Tagen über einen neuen Wohnort möglich ist. Leider ist nun von Aurich wenig Erfreuliches zu melden. Darein, daß ich in diesem unseligen Neste bis zur neuen Gerichtsorganisation, die spätestens doch in einem Jahre ins Leben getreten sein wird, aushalten muß, habe ich mich zwar einmal ergeben. Sollte mein Aufenthalt hier aber sich längere Zeit hinausziehen, so weiß ich wahrhaftig nicht, wie ich das ertragen soll, ohne ganz zu versauern. Man muß sich schon zusammennehmen, wenn man hier nicht in einem Jahre ganz mißmutig werden will. Es ist hier in der Tat fast alles trübselig, von dem stinkenden Moorrauche an, der den Frühling und den Sommer verscheucht, bis zu den gelangweilten, argwöhnischen Gesichtern, die das Mittagessen und die Kanzleiakten sauer machen. Kein Mensch traut dem andern. Ob die Menschen in Aurich Gutes tun an ihrem Nächsten, weiß ich noch nicht; Gutes reden über einen Mitmenschen habe ich hier aber noch nicht gehört. Aurich ist ein großes Lästerkonzert, in welchem einige begabte Menschen, durch den längern Aufenthalt vergällt, die Vorsänger machen, während das gesamte profanum vulgus, ein jeder nach seinen Kräften, den Chorus anstimmt. Nicht nur herrscht hier die herzlichste Abneigung der Friesen gegen die Hannoveraner, die von den ersten insgesamt als Ausländer betrachtet werden, welche als arme Schlucker nach dem freien Friesenlande geschickt werden, um es, von dessen Fette gemästet, wieder zu verlassen, sondern es hassen und beneiden sich auch noch die einzelnen um jeden Vorzug an geistigen oder körperlichen Gaben, Rang oder Besitz. Die Kollegialität ist zwar überhaupt in den hannoverschen Behörden nicht übermäßig groß, trauriger sieht es damit aber gewiß an keinem Orte aus als hier, sowohl in der Kanzlei wie in der Landdrostei. So haben wir in der Kanzlei außer zwei streng gesonderten Parteien, der friesischen und der hannoverschen, auch noch allen möglichen Widerwillen der einzelnen gegeneinander, der sich kaum immer an dem Minieren und dem leisen, freundlichen Giftspritzen genügen läßt, und durch den losen Firnis der geselligen Bildung — ein Produkt, das übrigens der friesische Boden nur widerwillig hervorbringt — nicht immer von plumpen Ausbrüchen zurückgehalten wird. Dabei wird aller wissenschaftliche Sinn bei langer Beschäftigung mit dem Mechanismus und der endlosen Kasuistik der preußischen Legislation[1]) notwendig getötet. Dies ist zu andern innern und äußern Gründen hinzugekommen, um die Originalitäten und Seltsamkeiten, die sich in den meisten juristischen Kollegien, bei denen die Richter, dem Leben entfremdet, nur mit Akten und der haarspaltendsten aller Wissenschaften zu tun haben, entwickelt finden, in der Auricher Kanzlei bei den älteren Räten L., G., H., M. zur vollendetsten Karikatur zu steigern.

---

[1]) In Ostfriesland galt das Preußische allgemeine Landrecht.

1. Juli.

„Mein Brief ist nun doch noch eine Woche länger liegen geblieben. Es fängt allmählich an, Sommer zu werden auch in Aurich, da die Zeit des Brennens in den Moorkolonien fast zu Ende geht. Mit diesen Moorkolonien hat der große Friedrich sich gewiß die wenigsten Verehrer gewonnen, aber ein unverbesserliches Geschlecht von Tausenden an Leib und Seele ungesunden Familien, eine ewig frisch wachsende Hyder von Bettlern und Dieben ins Dasein gerufen. Im dem jetzt schon vergessenen Jahre 1848 haben die friesischen Bauern, zu deren Tugenden der Mut überhaupt nicht gehören soll, auch genug gezittert vor dieser Bande verwahrloster Menschen, die schon in den gewöhnlichen Zeiten nur durch die außerordentlichsten nächtlichen Ueberwachungen von verstärkten Gendarmenpiketts einigermaßen in ihrem erbitterten Kampfe gegen die menschliche Gesellschaft beschränkt werden können. Die alte Kriminalrechtspflege war hier ganz ratlos. Die schlimmsten Verbrecher entgingen in den meisten Fällen ihrer Strafe, da diese Leute überall selten ein Geständnis ablegen, was in Ostfriesland aber ganz gegen alten Brauch verstößt, wo unter den Verbrechern der Satz gilt: „düt is dat Land vom Bewis," und die meisten Zeugen aus Furcht mit ihren Aussagen zurückhalten. Das Geschworenengericht wird daher von der besitzenden Klasse wie eine Erlösung begrüßt, während ich fest überzeugt bin, daß es der Niedersächsischen Zeitung nicht schwer fallen wird, unter dem hiesigen Pöbel viele hundert Unterschriften für die Wiederaufhebung dieser ruchlosen, revolutionären Einrichtung zu gewinnen. Gnade Gott den praktischen Kommunisten, die von den hiesigen Geschworenen gerichtet werden sollen. Der Beweis wird sie wenig kümmern, die Persönlichkeit aber desto mehr. Im ganzen wird es gute Dienste tun; und den Unrechten wird es ohnehin selten treffen. Ich hoffe übrigens, daß die nächste Assisensitzung einen bessern Eindruck machen wird als die neuliche, die trotz der musterhaften Haltung des Staatsanwalts Wiarda durch die Unsicherheit und Verlegenheit des Präsidenten Knyphausen sehr wenig befriedigt hat. Statt seiner ist für die Septembersitzungen der O. A. R. Bezin, ein scharfsinniger Jesuit aus Osnabrück, zum Präsidenten ernannt, der seine Sache gewiß besser machen wird. Hat sich aber nicht im allgemeinen bei dieser neuen Einrichtung der ruhige Verstand, der Ernst und Takt des niedersächsischen Stammes glänzend bewährt? Im hannoverschen Lande hat das Geschworenenverfahren, kaum geboren, schon einen großen Teil seiner Feinde abgeschüttelt.

Ich habe hier eine freundliche Wohnung in einem Hause, welches durch eine Brücke über den Graben mit dem Walle verbunden ist. Ein Garten ist auch beim Hause. Bislang ist aber zum Sitzen im Freien das Wetter häufig zu rauh gewesen. Die Stadt ist überhaupt viel freundlicher, als ich dachte, und in der Umgegend sind ganz hübsche Hölzer mit Kaffeehäusern (Eschen 1/4 Stunde, Popens 1/2 Stunde, Egels 1 Stunde), die von uns nach Tisch viel besucht werden. Meistens geh' ich mit dem Kanzleiassessor Schulze, den ich von Osnabrück her schon näher kenne, und dem Landdrosteiassessor Gruner, den ich auch in

Osnabrück bereits flüchtig hatte kennen lernen. Beide sind aber leider auch sehr verstimmt durch ihren hiesigen Aufenthalt. Es gibt hier aber auch wenig Althannoveraner in der Provinz, die sich nicht wie in einem Gefängnisse betrachten und vom ersten Tage an Schritte tun, um so bald als möglich wieder fortzukommen. Auf die Weise fühlt sich freilich notwendig ein jeder fortwährend unbehaglich. Familienverkehr ist hier auch wenig. Ein Haus in größerem Stile macht niemand aus seit dem Weggange des Militärs, namentlich der Kavallerie. Bis dahin soll es hier freilich auch viel angenehmer gewesen sein ....

In der Niedersächsischen Zeitung las ich eben bestätigt, was übrigens der Landdrost Marschalck schon vor acht Tagen von Hannover mitgebracht hat, daß nämlich die Stimmung am Hofe dermaßen royalistisch ist, daß es nur von Münchhausen abhängt, in welchem Augenblicke er Minister werden will.[1]) In diesem Augenblicke hat man von der Londoner Abstimmung hier noch keine Nachricht. Wenn Palmerston gestürzt ist, bleibt Stüve gewiß keine 14 Tage mehr am Ruder; und auch abgesehen davon, paßt er überhaupt nicht mehr in die gemütliche Familienwirtschaft, die jetzt wieder über Deutschland hereingebrochen ist. Die Zweifel müssen allmählich aber dem Vertrauendsten schwinden. Denn die Schrift, die man jetzt schreibt, ist von einer meisterhaften Deutlichkeit. Dieser fürstliche Wahnwitz wird in wenigen Jahren auch die ruhigsten Männer zur Verzweiflung und Leidenschaft und an die Seite der Partei treiben, welche vor Jahren allerdings zum großen Teil aus unreifer Jugend, blinder Wut und entfesselter Roheit zusammengesetzt war, die aber dann auch gewiß durch äußere und innere Erfahrungen gekräftigt und geläutert den Kampf beginnen und den Sieg festhalten wird. Ich fühle auch, daß ich immer ruhiger werde, je fester mein Glaube wird, daß es bald anders geworden sein muß. Je allgemeiner aber die Siegesgewißheit wird, um so mehr, hoffe ich, wird die giftige Erbitterung mit der Lust an unnützer Grausamkeit und blutiger Rachsucht aus den Gemütern schwinden. Leb recht wohl, mein bester Vater. Ich hörte gern bald von Euch etwas in meiner Verbannung.

Mit vielen Grüßen Dein treuer Sohn

Rudolf."

Aurich, 9. Juli abends 1850.

„Meine beste Mutter!

Dein lieber Brief hat mir viel Freude gemacht, da ich bis zu seinem Empfange noch gar nicht einmal wußte, ob und wann Du mit den Kindern glücklich wieder in Frankfurt angekommen warst. Nach so langer Trennung von Deinen hannoverschen Verwandten und Freunden mußte Dir eine solche Rundreise von Hastenbeck bis ins Wendland doppelt angenehm sein, und Julie und Minna haben sich auch gewiß sehr gefreut, die Menschen und Orte einmal zu sehen, von denen sie so viel gehört, die sie aber gar nicht gekannt oder doch fast vergessen hatten. Wenn

---

[1]) Das Ministerium Münchhausen ersetzte das Märzministerium Stüve-Bennigsen am 28. Oktober 1850.

es nur nicht so weit von Hannover bis Frankfurt wäre! Ich hoffe noch immer, daß Vater einmal in späteren Jahren, wenn er der militärischen Diplomatie müde ist, sich im Hannoverschen niederläßt, wo er seine Kinder bei sich oder doch in der Nähe haben kann. Wer weiß, ob Vater nicht doch noch einmal Lust bekommt, seinen Wohnplatz in Bennigsen aufzuschlagen. Vorher müßtest Du freilich von Deiner Abneigung gegen das Landleben bekehrt sein. Mir scheint das gesellige Leben in den mittleren und kleineren Städten hierzulande immer flacher und öder zu werden, während das Leben auf dem Lande immer mehr gewinnen muß, je leichter und rascher der geistige und physische Verkehr werden wird. Vor allen Dingen müßte Vaters Arrangement mit Onkel Rudolf freilich erst fertig sein; und Onkel Rudolf scheint sich nicht eben zu übereilen. Den Preis der Schreibfaulheit unter den nicht allzu schreibseligen Mitgliedern unsrer Familie wird ihm gewiß kein Gericht versagen.

Von hier kann ich Dir eigentlich gar nichts schreiben. Man lebt hier einen Tag wie den andern. Bis zum Mittag zwei Uhr beschäftigt mich die Jurisprudenz. Viermal die Woche haben wir auf der Kanzlei Session von zehn bis ein Uhr, und die übrige Zeit der Vormittage habe ich genug zu tun mit Vorbereitung der Vorträge und theoretischem Studium der neueren Gesetzgebung und der dahin gehörigen Materien. Ich studiere fast nur Kriminalwissenschaftliches, da die andre Jurisprudenz meinen hiesigen praktischen Arbeiten zu fern liegt. Leider fehlen auf der hiesigen Kanzlei, wo fast alles schlechter ist als in den übrigen Justizkanzleien, von den unbequemen Stühlen, auf denen wir sitzen, an bis zu den unsicheren Mauern des alten Schlosses, das wohl in nicht sehr langer Zeit über dem juristischen und administrativen Aktenstaub zusammenbrechen wird, alle neueren Werke der Wissenschaft fast gänzlich. Die Nachmittage bin ich viel zu Haus, da das unfreundliche Wetter vom Spazierengehen, wenigstens von weiteren Gängen abhält. Der Moorrauch ist nun freilich fort. Nach wenigen schönen Tagen haben wir aber fast fortwährend rauhes und nasses Wetter gehabt, so daß — sogar im Juli — einzeln wieder eingeheizt ist und alle Welt an Schnupfen, kaltem Fieber u. s. w. laboriert oder doch wenigstens noch mißmutiger ist als gewöhnlich. Ich treibe des Nachmittags viel Geschichte, auch etwas Philosophie, zu recht ernster Arbeit und Nachdenken kann ich aber in diesem verwünschten Neste die Stimmung noch nicht finden. Bleibe ich hier längere Zeit, so wird das allerdings die einzige Hilfe gegen den ostfriesischen Spleen sein, der hier die Leute alle stumpfsinnig macht. Von guten Büchern, die Vatern und vielleicht auch Euch andre interessieren werden, habe ich unter andern Macaulays kleine historische und biographische Schriften gelesen, und Oersteds, des großen dänischen Physikers, dem wir die Entdeckung des Elektromagnetismus verdanken, ‚Geist in der Natur‘. Letzteres Buch, in noch weit einfacherer und klarerer Form als der Humboldtsche ‚Kosmos‘, verbindet in einer wahrhaft erquickenden Weise heitere Milde mit tiefem Ernste, den begeisternden Wissensdurst mit der wahrhaften Religiosität, die den göttlichen Geist überall sucht und findet, in der toten Natur und im lebendigen Menschen wie in der

ewigen Kraft und Liebe, die alles zusammenhält, was unsern Sinnen sich offenbart und was unsre Herzen fühlen. Solche Fürsten der Wissenschaft wie Humboldt und Oersted sind um so wohltuendere Erscheinungen in einer Zeit, welche die Einheit des Seins und Denkens verloren hat, und auch bei den eminentesten Geistern und gerade bei diesen uns nur die traurigen Gegensätze eines Atheismus des vergötterten Verstandes und eines verzweiflungsvollen Rücksturzes in den Aberglauben einer Dogmatik zeigt, welche zwar aus einer gewaltigen religiösen Kraft aufgewachsen, aber auch mit all dem trüben Dämmerschein behaftet ist, der den menschlichen Geist auf Irrwege führen mußte in einer Periode seiner Entwicklung, wo er nicht den hundertsten Teil der Kunde seiner selbst und der ihn umgebenden Natur besaß, welche die Riesenarbeit aller der großen Denker und Wohltäter der Menschheit ihm seit 18 Jahrhunderten aufgeschlossen hat. An solchen Männern mit klassischem Geiste, die den inneren Frieden bei dem gerechten Stolze auf den immer sich vergrößernden Gewinn menschlicher Arbeit und dem demütigen Bewußtsein der Ferne des Zieles und der Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft überhaupt, selbst inmitten einer furchtbaren, beispiellosen Auflösung alles dessen, was für eine irdische Ewigkeit gesichert und fest erschien, nicht verloren haben, muß man eine Zuversicht stählen, daß es der Menschheit, wenn auch vielleicht erst nach einigen Generationen, gelingen wird, sich aus der heutigen Anarchie der Geister und der Zerstörung aller staatlichen und kirchlichen Fundamente dereinst zu herrlicherem Dasein und einer schöneren Gesittung zu erheben. —

Am 20. beginnen unsre Ferien. Ich könnte sodann leicht Urlaub auf sechs Wochen erhalten bis zur ersten Woche des September, wo am 2. die nächsten Assisen eröffnet werden."

Im weiteren Verlaufe seines Briefes erörtert B. seinen Wunsch, seine Ferien in einem Seebade zu verleben, am liebsten auf Helgoland, falls nicht seine Mutter und Schwester nach Wangeroog zu gehen vorzögen; von Helgoland, wo er mit alten Bekannten zusammenzutreffen hoffe, möchte er gern auf einer der kleinen Inseln, wie Spiekeroog, auf acht bis vierzehn Tage das Charakteristische des insularischen Lebens mit Jagd und Fischfang kennen lernen.

*

Aurich, 22. Oktober 1850.

„Meinen herzlichen Glückwunsch zu Deinem Geburtstage, meine liebe Mutter, den Ihr, hoffe ich, alle recht wohl in dem Augenblicke, wo diese Zeilen in Frankfurt ankommen, feiert.

Von hier etwas Vernünftiges zu schreiben, ist nicht leicht. Verwandte und Bekannte, für die Du Dich interessierst, gibt es hier ja gar nicht, und mein Leben schleppt sich auch so einförmig und gleichmäßig hin, daß wenig davon zu berichten ist. Augenblicklich ist hier alles sehr gespannt auf die neueste Komödie in Hannover gewesen.[1]) Alle Welt glaubt jedoch, daß diese Krisis gerade so

[1]) Gemeint ist der am 28. Oktober erfolgte Rücktritt des Ministeriums Stüve-Bennigsen und sein Ersatz durch das Ministerium Münchhausen, in dem der Generalmajor Jacobi den Posten des Kriegsministers bekleidete.

ablaufen wird wie alle früheren auch; es müßte denn etwa Jacobi Kriegsminister werden. Bei den jüngeren Offizieren, die ich hier und an andern Orten zu sprechen Gelegenheit hatte, ist er eher verhaßt als beliebt. Seine Kenntnisse und Fähigkeiten erkennen alle an. Daß er aber dem Könige entschiedener als seine Vorgänger entgegentreten werde, will niemand recht glauben. Wollte er einmal aufräumen, wie es unter den Offizieren für dringend notwendig erklärt wird, so bekäme er bei einer Armee, die trotz der günstigsten Verhältnisse in Formation, Bewaffnung und Bepackung unglaublich zurück sein soll, ein gutes Stück Arbeit. Am Ende wird aber Jacobi so wenig wie ein andrer, der seine Zukunft schont, für die wenigen Tage, welche unser alter König noch zu leben hat, einen riskanten Ministerposten übernehmen wollen.

Für Schleswig-Holstein geschieht hier auch seit kurzem etwas mehr. Eine Damenlotterie ist in diesen Tagen veranstaltet, die hoffentlich einige hundert Taler aufbringen wird. Die Monatssammlungen sollen auch in den letzten Tagen dieses Monats noch wieder mit Eifer angegriffen werden. Man hoffte, daß die bisherigen monatlichen Beiträge, 60 bis 70 Taler, sich auf das Doppelte steigern lassen. Der Seelenzahl nach sind diese Summen für Aurich nicht unverhältnismäßig gering. Hier wohnen aber so viele wohlhabende Leute, daß diese Kleinigkeiten doch eine Schande sind. Ueberdies wird von den reichen friesischen Landleuten in der Provinz noch fast gar nichts gegeben.

Was helfen aber am Ende alle Geldsummen, und wären es auch Millionen, solange gar keine Aussicht ist, den Schleswig-Holsteinern eine tatkräftige oder moralische Stütze durch Preußen zu gewähren. Solange die nationale Partei nicht in Preußen regiert — und noch in diesem Augenblicke schwanken die Führer, ob sie der jetzigen Regierung überhaupt eine ernsthafte, auf deren Sturz berechnete Opposition für den nächsten Landtag machen sollen! —, ist der heldenmütige Kampf dieses deutschen Landes vergebens. Ich fürchte nur zu bestimmt, daß wir, um das Maß der Schande und der Erbitterung übervoll zu machen, für einige Jahre wenigstens, die gänzliche Unterwerfung Schleswig-Holsteins erleben werden. Die Ruhe unsrer europäischen Königsgeschlechter über so viel Gräbern soll aber nicht durch böse Erinnerungen und Träume allein gestört werden. In höchstens einem Dutzend Jahren wird es ja wohl wieder gewittern und dreinschlagen, und von uns jüngern schwören täglich mehrere im stillen, daß man, einerlei, ob Konstitutioneller oder Radikaler, durch elende Versprechungen im Augenblicke der Furcht sich nicht wieder täuschen lassen will. Man wird die ganze Gesellschaft nach Amerika schicken und nachher sich zu einigen suchen, ob man sich einen König oder Präsidenten setzen will. Und das werden die Anhänger von Gagern und Dahlmann schwerlich wieder hindern, noch auch zu hindern Lust haben. — — —"

*

Aurich, am Grünen Donnerstag 1851.

„Meine beste Mutter!

Du mußt nicht böse sein, daß ich so lange mit der Antwort auf Deinen und Louisens Brief gezögert habe. Mein Leben ist hier so einförmig und steril, daß ich kaum glaubte, Ihr würdet an meinen Berichten darüber sonderliches Interesse nehmen. Da ich aber doch gerne über Euch und über Karl etwas Näheres erfahren möchte, so muß ich wohl zunächst wieder ein Lebenszeichen von mir geben und also Deine Geduld für eine Viertelstunde mit meinen Klageliedern aus diesem Pfuhle der Roheit und Langeweile auf die Probe stellen.

Karl[1]) hat mir nicht geschrieben. Ich bin also ganz im unklaren, ob er Ostern zur Universität gehen wird oder nicht. Wüßte ich bestimmt, daß er fertig geworden ist und wo er sich aufhält, so könnte ich ihm über sein Studium u. s. w. noch einige nützliche Ratschläge geben. Das würde ihm freilich die eignen Erfahrungen nicht ersparen. Auch wäre das nicht einmal wünschenswert. Wie die Menschen sind, werden sie doch nur durch eigne Erfahrungen und Schäden klüger. Das ganze Universitätstreiben mit der ungebundenen Stellung des Studenten steht aber so eigentümlich da und wird meistenteils — und von niemand mehr als einem Abiturienten — so schief beurteilt, daß für Karl einige Winke, die ich ihm über sein Studium und sein Leben auf der Hochschule geben kann, wenn sie auch nicht viel nutzen, doch gewiß nicht schaden werden. Soviel ich im vorigen Jahre in Braunschweig erfahren habe, hat sich das Leben auf der Universität, alles in allem genommen, seit der ersten Hälfte der vierziger Jahre nicht wesentlich geändert. Wie es damals war, habe ich es in den mannigfachsten Beziehungen kennen gelernt. Für das Studium habe ich freilich meine drei Jahre schlecht genug benutzt, und kann nur wünschen, daß Karl einen größeren Fond von Kenntnissen von der Universität mit ins Leben bringt.

Habt Ihr schon entschieden, welche Universität er beziehen soll? Göttingen halte ich im ersten Jahre für den schlechtesten Aufenthalt. Die Jurisprudenz ist in Göttingen in keiner Weise glänzend vertreten. Anregung für Wissenschaft überhaupt und Humaniora wird Karl bei den Göttinger Lehrern nicht übermäßig viel finden. An der Spitze der deutschen Geistesbewegung hat Göttingen in der Art wie nach und nach Wittenberg, Leipzig, Halle, Jena, Berlin, Heidelberg, selbst in seinen besten Zeiten, als es in den exakten und eleganten Wissenszweigen glänzte, nie gestanden. Und den Rest von geistigem Leben hat man im Jahre 1837 mit Keulen totgeschlagen. Unter den Studenten findet sich — zu meiner Zeit wenigstens, und nach allem, was mir erzählt ist, auch jetzt noch — bei der weit größten Zahl auch nicht eine Spur von wissenschaftlichem Sinn; Fleiß bei den solideren jungen Leuten, die dereinst die Stützen des hannoverschen Beamtenstaats werden, im letzten Jahre gerade so viel, als die Furcht vor dem Examen hervorruft. Hinzukommt im ersten Jahre noch der große Reiz des freien und romantischen Studententreibens und die

[1]) Jüngerer Bruder Rudolfs v. B. Er fiel Anfang März 1855 in Göttingen im Duell.

ganze Dürre der römischen Rechtswissenschaft in der Art, wie sie von den gewöhnlichen Handwerkern — und dazu gehören die Göttinger Dozenten fast alle — gelehrt wird, mit all dem toten Kram einer zweitausendjährigen Gelehrsamkeit und dem erdrückenden Wust der fremdartigsten Notizen, in die der Lehrer wenig Licht bringt und in denen der Schüler daher nichts als Finsternis findet. Der Erfolg ist dann leicht einzusehen. Nach 14 Tagen wirft man seine juristischen Hefte, in Göttingen obendrein Diktate, in die Ecke und kehrt dem Kollegium für das erste Jahr den Rücken. Wenn aber auf einer Universität dem Studenten keine geistige Speise geboten wird, so sucht und findet er irdische. An Exzessen und Roheit hat daher Göttingen sich vor andern hervorgetan.

Habt Ihr nicht an Heidelberg gedacht? Karln nur drei Stunden entfernt zu wissen, ist doch auch viel wert. Ob und wie die traurigen badischen Verhältnisse auf den Zustand der Universität eingewirkt haben, wird man in Frankfurt besser beurteilen als hier. Zu meiner Zeit war nicht nur der Geist auf der dortigen Universität einer der besten, sondern auch mit Ausnahme von Berlin die größte Auswahl vortrefflicher Lehrer. Ist es doch schon ein großer Gewinn, wenn man das Recht nach der einseitigen romanistischen Doktrin von einem genialen, klaren Verstande traktieren hört, wie Vangerow ist, anstatt von einem Göttinger Strohkopfe. Dabei sind aber in Heidelberg auch immer die andern Rechtsschulen vertreten gewesen, und vor allem hat es in Heidelberg nie an tüchtigen Lehrern der Geschichte und Philosophie gefehlt, aus deren Vorträgen der junge Student Anregung und Erfrischung empfangen wird, wenn in den ersten Monaten die Masse des neuen juristischen Materials ihn zu ersticken droht. Auch zweifle ich gar nicht, daß, wenn überhaupt, gerade in Heidelberg jüngere Dozenten in enzyklopädischen Vorträgen das Recht mit den übrigen Wissenschaften, Philosophie und Geschichte und die einzelnen Zweige der Rechtswissenschaften miteinander in lebendigern und übersichtlichen Anschauungen verknüpfen und so einen noch frischen und empfänglichen Sinn beschäftigen und für ein spezielleres Rechtsstudium anregen werden.

Für Bonn möchte ich nicht raten. Die unübertroffene Roheit habe ich durch die mannigfaltigsten Erzählungen und eigne Anschauung kennen lernen. Bedeutende Lehrer hat es meines Wissens — Dahlmann etwa ausgenommen — auch nicht. In Berlin fehlen zwar die Mittel zum Studium in keiner Weise. Dagegen existiert dort gar kein Studentenleben, wenigstens für Ausländer. Und das ist doch gewiß ein empfindlicher Mangel für einen angehenden Studenten. Auch hat Berlin für einen jungen Menschen, der zum ersten Male eine völlige Freiheit erhält, wohl zu viel Verführungen. Meiner Meinung nach wäre es am besten, Karln zunächst 1 oder 1½ Jahr nach Heidelberg zu schicken, dann ½ oder 1 Jahr nach Berlin und zuletzt 1 Jahr nach Göttingen, oder wenn Ihr einen doppelten Wechsel des Orts bedenklich findet, 1½ Jahr nach Heidelberg und 1½ Jahr nach Göttingen. Nach zwei Jahren wird Karl, wenn auch dann noch in Göttingen wenig äußere Anregung sein sollte, fast alles durch Selbststudium erreichen können."

Freitag.

Mit meinen Hoffnungen, in den nächsten Monaten von hier fortzukommen, sieht es kläglich aus. Ostfriesische Kanzleiassessoren gibt es nicht. Und freiwillig geht hierher auch nicht einmal ein Ostfriese, wenn er eine Zeitlang in den andern Provinzen gelebt hat. An einen Tausch ist also nicht zu denken. An eine einfache Versetzung aber noch weniger. Es soll vielmehr noch ein Hilfsarbeiter bei unsrer Kanzlei angestellt werden. Ob ich auch nur am 1. September erlöst werde, ist ebenfalls unsicher. Was aus unsern Organisationen werden wird, mag Gott wissen. Am wenigsten scheinen die Minister an ihre Reformen zu glauben. Sonst läßt sich nicht begreifen, weshalb hier und anderswo mit den Bauten für die Gerichtslokale, die am 1. September fertig sein sollten, noch immer nicht begonnen wird. Wer mit der hannoverschen Gründlichkeit, auf deutsch Langsamkeit, einigermaßen vertraut ist, kann sich der gerechtesten Bedenken nicht erwehren, daß diese Bauten, auch wenn in der Tat im Mai angefangen wird, bis zum 1. September nicht fertig werden. Die Justizreformen müssen freilich eingeführt werden, da der jetzige provisorische Zustand ganz unerträglich ist und mit der Zeit einen allgemeinen Geschäftsbankrott herbeiführen muß, die einfache Zurückführung auf das Frühere aber unmöglich ist. Hat man aber doch schon ganz andre Unzuträglichkeiten jahrelang ertragen. Weshalb sollte also die jetzige klägliche Wirtschaft nicht noch ein bis zwei Jahre dauern können?

Zum Glück, oder soll ich sagen zum Unglück, wird hier der Mensch nach kurzem Aufenthalt so stumpf in seinen Sinnen, Gefühlen und Denken, daß er nur noch passiven Widerstand leistet und mit trägem Gleichmut in die öde Zukunft solcher ein bis zwei Jahre starrt, die er in späterer Zeit einfach von seinem Leben streichen wird. Noch einige Jahre länger, und alle Träume schwinden und alle Farben verblassen. In geometrischen Progressionen nimmt der Stumpfsinn zu, bis daß die Unglücklichen, die zehn Jahre an diese Galeeren geschmiedet sind, mit dem Reste von Empfänglichkeit für äußere Eindrücke endlich selbst das Gefühl ihres Elends verlieren. Gefühlvolle Menschen werden Skeptiker, geistvolle beißend, und die weder das eine noch das andre waren, Tiere. Das Lästern, wie es hier getrieben wird, ist so naiv und ungewöhnlich, daß es anfangs selbst komisch wirkte, aber natürlich bald ekelhaft wird. An unserm Tisch essen etwa 14 Junggesellen von dem verschiedensten Alter und sämtlich aus der hohen und höheren Beamtenhierarchie — daß sich hier niemand verheiratet, ist auch bezeichnend —, und unter diesen 14 Personen sind kaum immer je zwei, die sich nicht gegenseitig alles erdenkliche Böse wünschen, und soweit Geist und Mut reichen, auch nachsagen oder nachlügen. Wer nicht anwesend ist oder fortgeht, wird unbarmherzig mitgenommen. Der große Reichtum an Schwächen und Lächerlichkeiten bietet einen unerschöpflichen Stoff, und das Unglück hat auch noch gewollt, daß neben gewöhnlich giftigen und boshaften Menschen ein Assessor G. mit am Tische ißt, der, von Natur gar nicht ohne Gutmütigkeit, mit einer selten feinen Beobachtungsgabe ein Darstellungs- und Nachahmungstalent verbindet, wie es auf jeder Bühne Aufsehen machen würde.

Und wenn es noch bei den Schwächen und Lächerlichkeiten bliebe. Ist der Kreis enger, so kommen auch allerlei Schandtaten der Abwesenden an die Reihe, die teils erlogen sind, teils wahr sein mögen, da alle gentilen und achtbaren Gesinnungen hier bald einen Stoß bekommen. Mich wundert nichts mehr, als daß diese Summe von Haß und Verbissenheit nicht alle Augenblick Mord und Totschlag herbeiführt. Hierbei wirkt freilich der allgemeine Stumpfsinn außerordentlich besänftigend. Sottisen und Brutalitäten, die an andern Orten die schlimmsten Szenen herbeiführen würden, machen auf die Rhinozeroshaut dieser Menschen kaum einen Eindruck. Die Dummheit vieler ist auch so kolossal, daß, während doch jeder sich sagen sollte, daß, wenn er abwesend ist, die ganze Meute über ihn herfällt, vielmehr fast jeder glaubt, daß er der einzige ist, der ohne Fehl ist und der verschont bleibt. Doch genug und aber genug von all diesem Jammer. Schreien möchte man aber und prügeln, um sich Luft zu machen.

Von Verwandten und Bekannten aus andern Provinzen habe ich nur spärliche Nachrichten .... Ein Sohn von Dahlmann hat sich mit Fräulein v. Duesberg aus Münster verlobt, die zu meiner Zeit in Osnabrück war, einer katholischen Nichte des preußischen ci-devant-Ministers, und wird einen katholischen Hausstand führen! Schämt sich denn der alte protestantische Kaisermacher nicht, seine Enkel katholischen Götzendienst treiben zu lassen! Wundern soll sich freilich niemand. Tut Buße, kreuzigt eure Vernunft und fallet vor uns nieder, predigen die Jesuiten schon am Rhein, in Münster, in Osnabrück. Das protestantische pietistische Gesindel, welches freilich der Kreuzigung der Vernunft überhoben bleibt, drängt sich zu ihren Predigten. Thiers fällt Montalembert in die Arme. Und der preußische Minister lächelt blödsinnig über die Niederlagen der Revolution und bereichert die Literatur mit albernen Gleichnissen und Noten, während die Kreuzzeitung lehrt, daß die Zeit erfüllt ist und die Rückkehr in den Schoß der einen, alleinseligmachenden Kirche kommt. Die Träume der Romantiker und die Phantasien von Radowitz erhalten Form und Wirklichkeit. In dem einen Jesuitenorden ist wieder mehr Wille und Kraft als in sämtlichen protestantischen Regierungen. In seinen größten Zeiten von 1600 hat er nicht mehr Tätigkeit entwickelt und Anhang geworben als eben jetzt. Was seine Macht nicht tut, bewirkt der entsetzliche Taumel und jene angstvolle Verblendung, die in einer Zeit, wo die Reiche zerfallen, die Kirchen sich auflösen, wo den Gesetzen die Furcht und dem Glauben die Hoffnung genommen ist, alle Menschen überwältigten, welche den festen Halt nicht in sich, sondern nur in äußern Schranken und Mächten tragen. —

Du fragtest in Deinem letzten Briefe, ob die anderweiten Schriften von Oersted gut zu lesen und zu verstehen seien. Ich halte sie für sehr sinnvoll und gedankenreich. Auch sind sie wenigstens ebenso leicht, wo nicht leichter zu verstehen als sein ‚Geist in der Natur'. Vatern möchte ich zu seinen geographischen Studien ein neues Werk empfehlen, wenn er es nicht etwa schon kennt: Grundzüge der vergleichenden physikalischen Erdkunde in ihrer Beziehung zur Geschichte

der Menschheit, Vorlesungen für Gebildete von Arnold Guyot, deutsch bearbeitet von Dr. Birnbaum. Es enthält eine sehr lebendige Verarbeitung der neuesten Forschungen von Ritter, Humboldt, Dove und andern, und wird in vieler Hinsicht auch Dich und Louise interessieren. Droysens Werk über York v. Wartenburg kennt Ihr vielleicht. Sehr interessante Aufschlüsse über die Charaktere preußischer Fürsten und Staatsmänner und über die inneren bewegenden Ursachen der Geschichte finden sich in einem neu erscheinenden Werke von Vehse, Geschichte der deutschen Höfe und des deutschen Adels, bislang drei Hefte preußischer Geschichte bis 1786. Manche Stellen sind freilich — namentlich in den Briefen der Herzogin von Orleans, geb. Pr. v. d. Pfalz — nicht zum Vorlesen geeignet. Das beste aller in den letzten Jahren erschienenen Werke ist aber gewiß Macaulay, Geschichte Englands.

Hierbei fällt mir ein andrer Umstand ein, den mir der Neffe des Ministers Bennigsen, Kanzleiassessor v. Lenthe in Celle, erzählt hat, daß nämlich nach dem Tode des Generals [1]) die Familie zwar die Memoiren u. s. w. des alten Herrn für eine Pension an die Tochter Alexandrine, wenn ich nicht irre, an Rußland ausgeliefert, aber Abschriften behalten hat, die dereinst vielleicht erscheinen könnten. Sehr vorsichtig, aber nicht sehr loyal! — — —

Es wird aber so spät, daß ich abbrechen muß. Ich sehe, der Brief ist übermäßig lang geworden und abscheulich geschrieben. Ich werde es mal wieder mit Stahlfedern versuchen. Mit den Gänsekielen will es nicht recht mehr. Durch eine rasche Antwort würdest Du mich recht erfreuen, meine beste Mutter, namentlich in diesem Skythenlande, wohin Ihr wohl öfter Briefe schreiben könntet, um mich den Aufenthalt von Zeit zu Zeit vergessen zu lassen. Leb wohl, meine liebe Mutter.

Mit tausend Grüßen

Dein treuer Rudolf."

*

Aurich, 11. Jan. 52.

„Soeben erhalte ich Deinen lieben Brief, meine teuerste Mutter, und will nun auch keinen Augenblick länger zögern, Dir zu schreiben. Die Festtage scheint Ihr ja recht heiter zusammen verlebt zu haben. Ich wäre auch lieber in Frankfurt oder in Hastenbeck zum Weihnachtsfest gewesen als in dem traurigen Aurich. An Urlaub war aber nicht zu denken, da die Kanzlei, seitdem H. v. Hartwig zur Landdrostei übergegangen und Justizrat Wiarda Generalsekretär geworden ist, mit Geschäften überhäuft ist, zwei Mitglieder auch noch als Deputierte zur Cour nach Hannover geschickt waren. Auf meiner Stube habe ich den Weihnachtsabend jedoch nicht zuzubringen brauchen, da Marschalcks so freundlich waren, mich auf denselben in ihr Haus zu laden, wo ich denn den Abend, da ich in der eignen Familie nicht sein konnte, wenigstens ganz froh verlebt habe. An

[1]) Der bekannte russische Feldmarschall Graf Levin v. Bennigsen, Vater des hannoverschen Märzministers.

der Freude der beiden kleinen Mädchen konnte man sein rechtes Vergnügen haben. Ein paar allerliebste lebendige kleine Dinger von vier und sechs Jahren mit den poetischen Namen der alten nordischen Königinnen Ingeborg und Hildar. Das Marschalcksche Haus ist mir überall sehr wert. Ich bin sehr häufig geladen und ungeladen da. Der Landdrost ist zwar eine kalte Verstandesnatur, aber ein interessanter Mann, voller (reaktionärer) Aufmerksamkeit, wenigstens gegen Menschen, die ihn nicht langweilen. Dazu ohne die albernen und lästigen Prätensionen, die man bei unsern hohen Bureaukraten der alten Schule so häufig findet, meistens in umgekehrtem Verhältnisse zu dem geistigen Gehalte. Seine Frau, geb. Gräfin Wedel-Jarlsberg aus Norwegen, ist sehr liebenswürdig, gebildet und mit dem klaren Verstande begabt, Eigenschaften, die, wie es scheint, immer seltener werden. Unter den hiesigen Frauen, die bis zum Ekel schlecht erzogen, manieriert oder pietistisch, einige auch alles dieses zusammen sind, zeichnet sie sich wenigstens sehr vorteilhaft aus, wird aber dafür und ihrer hohen Stellung wegen von den meisten übrigen auch hinreichend angefeindet. Den Zorn und das Entsetzen der hiesigen Pietistinnen, die leider auch hier immer zahlreicher werden, meiner Kollegin X. an der Spitze, einer ebenso lächerlichen als intriganten und unangenehmen Dame, hat sie sich namentlich kürzlich dadurch zugezogen, daß sie in dem Schulverein für arme Kinder erklärt hat, auch arme Judenkinder sollten aufgenommen werden. Eine Aeußerung, die das ganze stereotype Geheul von christlicher Grundlage, Judenemanzipation u. s. w. hervorgerufen hat. Auch ein schönes Zeichen der Zeit, namentlich in einer Provinz, die in besserer Zeit das römische Joch mit einem Schlage abgeschüttelt und das Zölibat niemals recht respektiert hat.

Eure hübschen Geschenke mit den Zeilen von Minna, der ich wohl noch antworten muß, erhielt ich am ersten Weihnachtstage. Allen großen und kleinen Gebern herzlichen Dank dafür, daß sie sich für die Festtage meiner erinnert und mich mit so hübschen Sachen ganz unerwartet überrascht haben.

Ueber mein Leben hier läßt sich nicht viel Interessantes mitteilen. Gesellschaften haben wir genug, und zwar sehr langweilige. Daß nicht getanzt werden darf, ist das größte Unglück, da die hiesigen jungen Mädchen einmal mehr Verstand in den Füßen als im Kopfe haben. Durch den Tod des alten Königs sind aber die von mir entreprenierten Kasinos nach dem ersten Balle suspendiert, und solange unsre Offiziere nicht zu tanzen wagen, kann an eine Wiederaufnahme derselben nicht gedacht werden. Die Abendgesellschaften mit Damen sind übrigens immer noch kurzweiliger, auch im buchstäblichen Sinne, aber Gnade Gott, wenn man zu einem ostfriesischen Herrensouper geladen ist. So vorgestern bei meinem Kollegen Schnedermann. Um 11 Uhr fingen wir an zu essen, und um $1/2$3 Uhr stand man erst auf.[1]) Ich habe auch sonst wohl mit einem oder

---

[1]) Ueber diese Sitte schreibt Bennigsen bei einer andern Gelegenheit an seine Schwester Louise am 13. Oktober 1850: „Du verlebst Deine Zeit gewiß viel angenehmer als ich in dieser Stadt, die Gott in seinem Zorn erschaffen hat. Da jedoch fromme und weise Männer behauptet haben, daß es nichts Ersprießlicheres für den Menschen gebe, als von Zeit zu Zeit

dem andern Bekannten in die Nacht hinein gesessen. Dann war aber nicht nur der Punsch, sondern auch die Unterhaltung besser. Diese bleiernen Zungen kann aber nicht einmal der Wein lösen. Mein näherer Umgang mit den jüngeren Herren ist durch die Versetzung der Regierungsräte Groner und Harling nach Hildesheim sehr zusammengeschmolzen. Meine Tischgesellschaft — 4 Uhr nachmittags — besteht augenblicklich sogar nur aus dem Staatsanwalt Schulze und dem Assessor Schnedermann, beide alte Bekannte von Osnabrück und Iburg. In diesen Tagen wird noch der hierher versetzte Kanzleiassessor Allershausen, auch ein alter Osnabrücker, eintreffen. Auch hoffe ich noch immer, daß der Kanzleiassessor Planck [1]) von Osnabrück hierher versetzt wird, da derselbe in Osnabrück politisch nicht guttun will und hier Arbeitsnot ist. Des letzteren Umgang namentlich würde mir hier sehr viel wert sein, auch für die Juristerei anregend, was hier total fehlt.

Seit den letzten Monaten habe ich viel für die Kanzlei zu arbeiten gehabt, da mir die gesamte Expedition des Assessors v. Hartwig zuteil geworden ist. Diesem als besoldetem Hilfsarbeiter war dem Gebrauche gemäß reichlich viel aufgeladen. Ueberdies gehörte dieser Treffliche auch zu jener Kategorie von Beamten, die der Landdrost v. M. mit dem Namen ‚Arbeitspferde‘ von den ‚Luxuspferden‘ unterscheidet und seinen eignen Neigungen gemäß geringschätzt. (Nebenbei gesagt, erzählte mir derselbe Herr eine gute Geschichte von dem durch seine kolossale Faulheit sich auszeichnenden Grafen Bennigsen. Dieser ist nämlich sein Hilfsarbeiter bei der hannoverschen Landdrostei gewesen, wo er durch eine seltene Arbeitsscheu sich ausgezeichnet und fortwährend die furchtbarsten Reste

---

eine tüchtige Dosis Unannehmlichkeit, so werde ich mir den hiesigen Aufenthalt zur Züchtigung und Erziehung dienen lassen.

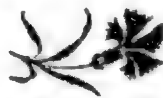
Der schlimmste Teil der Probe hat jedoch erst seit kurzem mit dem Anfange der hiesigen Gesellschaftssaison begonnen. Zu der Kälte der Gesichter und der Säure des Weines gesellt sich bei dem für den friesischen Menschen wichtigsten Teile der Wintervergnügen, nämlich den Herrensoupers, auch noch ein förmlicher Wahnwitz der Einrichtung. Bei dem vierten Essen dieser Art — Du siehst, man wird es in der Zahl bis Ostern noch weit bringen — haben wir uns gestern abend, nachdem mehrere Stunden Karten gespielt wurden, um 11 Uhr zu Tisch gesetzt, um nach 2 Uhr erst wieder aufzustehen. In ähnlicher Weise die frühern Male. Der Regel nach sind keine Damen bei Tische zugegen, nicht einmal immer die Wirtin. Am besten ist bei diesen Gelegenheiten mein Osnabrücker Freund, der Assessor Schulze, daran, der notorisch keine Karten spielt und deshalb das Privilegium hat, erst gegen 11 Uhr kommen zu dürfen. Wenn er nun nach der Natur des Wirts und der Gäste auf eine entschieden langatmige Schlacht gegen Ceres und Bacchus rechnen muß, so legt er sich um 9 Uhr zu Bette wie andre rechtschaffne Arbeiter und hat dann, wenn es zum Treffen kommt, zwei Stunden an Munterkeit voraus. An Bällen wird es uns auch nicht fehlen. Die Tanzlust scheint aber hier auch nicht größer zu sein als an andern Orten in diesen traurigen Zeiten. Ich wüßte auch nicht, wen es wundernehmen könnte, daß es der heutigen Jugend mehr in den Fäusten als in den Füßen juckt."

[1]) Ueber die Freundschaft, die B. mit G. Planck, dem noch heute lebenden ehrwürdigen Juristen, in Osnabrück im Jahre 1849 schloß, siehe diese Publikation im Aprilheft der „Deutschen Revue“.

gehabt hat. Als er nun versetzt wird — ich glaube ins Ministerium — schickt er H. v. M. diese in einem ganzen Berge zu mit der cavalieren Aufschrift „Vivat sequens", was Wilhelm Dir vielleicht verdeutschen kann.) Mit der Ankunft des Assessors Allershausen wird mir jedoch ein Teil meiner Geschäfte wieder abgenommen werden. Bei den langen Vormittagen bis 4 Uhr ist mir jedoch noch immer Zeit genug geblieben, die juristische Theorie nicht ganz liegen zu lassen. Abends habe ich viel Naturwissenschaften, Philosophie und Geschichte getrieben. Letztere namentlich, wozu ich auf der Bücherauktion des verstorbenen Kanzleidirektors Brandis viele ältere Werke gekauft habe. (Bei der zu diesen gehörenden interessanten Geschichte Amerikas von Robertson wurde ich sehr lebhaft an Hameln und den seligen Campe erinnert, der dieses Werk in seinem Cortez und Pizzarro für die Jugend bedeutend ausgeschrieben hat.) Leider fehlt es mir hier ganz an jemand, der sich für Geschichte und Philosophie interessiert. Derartige Dinge gelten überhaupt in Hannover leicht als unpraktischer Ballast, um so mehr in Ostfriesland. Ferdinand Rudloff vermisse ich hier sehr. Gerade in dieser Beziehung wünschte ich sehr, daß Planck hierher käme. Er wird sich freilich sehr sträuben, hat schon von Advokatwerden gesprochen, und aufs Aeußerste wird das Justizministerium diesen fähigsten der jüngeren Juristen nicht gern treiben. Wenn er seinen Vorteil recht verstände, sollte er sich gern herschicken lassen. Er ist nämlich Idealist und abstrakt trotz seiner 27 Jahre, wie ich es selbst auf der Universität nicht gewesen bin. Und das ist nicht zu leugnen, Lebenserfahrung, namentlich was die schlechte und gemeine Seite des Menschen betrifft, kann man hier, wo die Augen mit Gewalt geöffnet werden, in einem halben Jahre mehr sammeln als in den andern Provinzen in sechs Jahren. Von dieser Seite ist mein Aufenthalt für mich unschätzbar. Zum vollständigen Pessimisten à la Rochefoucauld habe ich keine Natur. In meinem elterlichen Hause habe ich aber die Menschen zu sehr von der guten, auch auf der Universität und später verhältnismäßig wenig von der schlechten Seite kennen lernen. Ein solches Schmutzbad von Aurich hat deshalb seine großen Verdienste, vorausgesetzt, daß man Gelegenheit hat, sich nicht zu spät wieder reinzuwaschen. Rochefoucauld, den ich früher für einen menschenfeindlichen Narren gehalten habe, habe ich hier in etwas Abbitte getan, wo man mit seinen ‚Maximes' in der Hand beim Beurteilen von Menschen und Handlungen am sichersten geht. Die Menschen, mit denen er gelebt hat, sind auch keine Musterexemplare gewesen, und seine Beobachtungen für eine verrottete Kaste und eine gesunkene Zeit gewiß nicht allein fein, sondern auch treffend. Wenn nur das verzweifelte Generalisieren nicht wäre. Bei alledem kann es mir natürlich nur lieb sein, bald von hier versetzt zu werden. Deshalb war es mir sehr tröstlich, durch den hiesigen Justizrat Müller, der mit dem abgegangenen Generalsekretär Schmidt persönlich befreundet, mitgeteilt erhalten zu haben, daß ich unter den Versetzten sei. Es liegen nämlich die Gerichtsorganisationen mit allen Personalien schon seit zwei Monaten fertig im Ministerium. Ueber das einzelne wird aber das größte Geheimnis beobachtet. Aus den übrigen Reformen wird zwar unter den jetzigen Machthabern

wohl nichts werden. Die Justizreform wird man aber wohl im Laufe des Jahres einführen müssen, schon um dem jetzigen unerträglichen Provisorium und dem drohenden Geschäftsbankrott zu entgehen. — — —"

Schon bald darauf wurde Bennigsen von seiner Auricher Dienstzeit erlöst und nach Osnabrück versetzt. Sein dortiger Aufenthalt war nur von kurzer Dauer. Nachdem König Georg durch Gesetz vom 4. Mai 1852 den Zeitpunkt, an dem das neue Gerichtsverfassungsgesetz vom 8. November 1850 ins Leben treten sollte, auf den 1. Oktober 1852 festgesetzt hatte, wurde er als Obergerichtsassessor und Vertreter des Staatsanwalts nach Hannover versetzt und verblieb in dieser Stellung bis zum Juli 1854.



Die schwedische Südpolarexpedition, ihr Schicksal und ihre Tätigkeit.

Von

Dr. Otto Nordenskjöld.

Unter den Aufgaben der geographischen Forschung, die das neue Jahrhundert von dem vergangenen übernommen hat, war eine weit größer als alle andern: die Erforschung der Südpolarländer und ihrer Natur. Es dauerte nicht lange, bis man sie in Angriff nahm. Während des Jahres 1901 zogen drei Expeditionen von dem germanischen Europa nach dem fernsten Süden hinaus. Deutschland sandte den Dampfer „Gauß" unter Leitung des Professor Erich v. Drygalski; Führer der englischen Expedition war Kapitän R. Scott, und die schwedische, die das Polarschiff „Antarctic" erworben hatte, stand unter meiner Leitung. Es galt einen Wettkampf zwischen drei Ländern, die in Fragen der Polarforschung stets an der Spitze gestanden hatten. Aber es galt nicht einen feindlichen Wettkampf, nicht einen Rekord für das weiteste Vordringen. Die Arbeit der drei Expeditionen war so verteilt, daß eine jede die Wege untersuchen sollte, die von den drei großen Weltmeeren nach Süden führen, und an erster Stelle unter unsern Aufgaben standen die meteorologischen und magnetischen Untersuchungen, die nach einem für alle Expeditionen gemeinsam aufgestellten Programm auszuführen waren. Die wissenschaftliche Forschung war für alle Expeditionen der Hauptzweck.

Zuletzt ausgerüstet, als die letzte unter den Schwesterexpeditionen Europa verlassend, hatte die schwedische Expedition doch den Vorteil, daß ihr Arbeitsbereich, die Länder südlich von Südamerika und dem Atlantischen Ozean, das nächstgelegene war, und als es galt, die Arbeit zu beginnen, waren wir ebenso

weit wie unsre Kameraden. Den 10. Januar 1902 kam die südliche Shetlandsgruppe in Sicht, und nun begann eine Zeit eifriger Wirksamkeit, die gleich in den ersten Tagen durch wichtige geographische und andre wissenschaftliche Entdeckungen belohnt wurde.

Es galt jedoch, so schnell wie möglich in unser eigentliches Arbeitsfeld, an die Ostküste des Landes zu kommen. Der 15. Januar wurde ein bemerkenswerter Tag in der Geschichte unsrer Expedition. Früh am Morgen liefen wir in einen breiten eisfreien Sund ein, der die Joinville-Insel vom Festlande scheidet, eine breite Einfahrtstraße in das ganze Gebiet, die sicherlich noch von vielen unsrer Nachfolger benutzt werden wird. Dieses Fahrwasser habe ich „Antarctic-Sund" genannt nach unserm guten Schiffe, das nun, wenige Meilen weiter nach Südosten, in den Wogen begraben liegt.

Am westlichen Strande dieses Sundes beobachtete ich eine kleine Einbuchtung, die mich auf das höchste interessierte. Mächtige Berggipfel erheben sich aus einem Mantel von ewigem Eis, und dazwischen erstreckt sich eine Talschlucht, gefüllt von einem stattlichen Gletscher, dessen Oberfläche von den bestentwickelten Moränebildungen bedeckt war, die ich in dem ganzen Südpolargebiete beobachtet habe. Längs der Küste breitet sich eine weitgestreckte schneefreie Fläche aus, sehr einladend zur Anlage einer Winterstation. Ich hatte keine Lust zu einer Landung, aber ich bezeichnete mir doch den Platz besonders in meinem Tagebuch unter dem Namen „Depottal" für den Fall, daß ich später Veranlassung haben sollte, hier ein Depot für künftigen Gebrauch anzulegen.

Ostwärts ging nun unsre Fahrt entlang der Südküste der Dundee-Insel. Weit vor uns erhebt sich aus den Wellen eine schwarze Felsenmasse. Es ist die kleine Paulet-Insel, seit alters beschrieben als ein erloschener Vulkankrater. Hier gedachte ich eine Landung vorzunehmen, und dieser Plan wurde auch ausgeführt, am Strande inmitten einer ungeheuern Kolonie von Pinguinen, der größten, die ich je gesehen habe; Hunderttausende von Vögeln waren hier beisammen. Zahlreiche Robben lagen und sonnten sich am Strande, und wo alle diese Tiere ihre Nahrung holen, konnte man leicht erfahren, wenn man ein Fangnetz in das Meer warf — ein so ungeheuer reiches Tierleben, wie es sich dann zeigte, und von dem man sich kaum eine Vorstellung machen kann, war für uns, wenigstens nach allem, was wir über die antarktischen Gegenden gehört hatten, durchaus unerwartet.

Lange weilten wir hier nicht; am Abend ging die Fahrt wieder südwärts. Mein nächstes Ziel war die Seymour-Insel, einer der merkwürdigsten Plätze in dieser Größe und vielleicht das größte zusammenhängende schneefreie Gebiet, das innerhalb der Antarktis existiert, und gleichzeitig bekannt als der einzige Ort, wo in letzterer bis jetzt einige Spuren von Versteinerungen aufgefunden wurden: ein paar Muscheln und ein Stückchen versteinertes Holz, heimgebracht von Larsen 1893.

Schwerlich konnte ich an jenem Tage ahnen, welche Rolle die drei Orte, die ich hier schilderte, für unsre Expedition und in der ganzen Geschichte der

Südpolarforschung spielen sollten. Für uns folgte nun ein Monat voll von Gefahren und zahlreichen Versuchen, die Packeismassen zu durchdringen, die sich aber — wenigstens in der Nähe des Landes — als durchaus undurchdringlich erwiesen.

Auf unsre wissenschaftlichen Resultate aus dieser Zeit kann ich hier nicht eingehen. Mit unserm Fahrzeug gelangten wir allerdings beinahe bis zum Polarkreise, aber einen geeigneten Platz zur Ueberwinterung fanden wir dort nicht, und so kam es, daß wir wieder nach Norden umwenden mußten zu der Snow-Hill-Insel, unmittelbar südlich von der Seymour-Insel auf ungefähr $64^1/_2{}^0$ südlicher Breite gelegen. Am 21. Februar stand ich dort am Strande mit fünf Kameraden, drei Männern der Wissenschaft und zwei Matrosen, und sah, wie unser Fahrzeug mehr und mehr am Horizont verschwand. Ein Jahr der Einsamkeit lag vor uns, aber auch ein arbeitvolles, das an Interesse auf Erden kaum übertroffen werden kann. — Wir konnten nicht ahnen, daß die doppelte Zeit vergehen sollte, bis wir wieder Menschen finden, und daß wir das von uns verlassene Fahrzeug niemals wiedersehen würden.

Auf dem Platze, wo wir an Land gesetzt worden, führten wir nun unser Wohnhaus und unsre Observatorien auf, und hier stellten wir während 20 Monaten, gewöhnlich jede Stunde Tag und Nacht, Beobachtungen an über die uns umgebenden Erscheinungen, und es war von höchstem Interesse, was wir dabei aufzeichnen konnten. Ein Winterklima, reich an Stürmen, wie es kaum seinesgleichen hat, und dabei die ganze Kälte der Polarzone — für einen Ort, wo Menschen wohnen sollen, schwerlich behaglich zu nennen, aber eine Entdeckung, die in wissenschaftlicher Hinsicht wichtig war. Die ganze Umgebung ist reich an Versteinerungen, aber von besonderer Bedeutung war es, daß Schichten mit zahlreichen Blattabdrücken entdeckt wurden, die zeigten, daß die ödesten Gegenden dieser Erde noch während der Tertiärzeit mit üppig grünenden Wäldern bewachsen waren. Nicht eine Spur einer höheren Tierwelt jener Zeit vermißte man — riesengroße Pinguine lebten am Strande, und ich fand einige Knochenstücke von einem noch größeren Tiere, die aber noch nicht näher untersucht worden sind.

Auf einer Reihe von Schlittenpartien, die unter meiner Leitung stattfanden, wurde die Umgebung der Station erforscht und in die Karte eingezeichnet. Das Eis selbst ist im Winter leicht zu befahren, aber die größte Schwierigkeit liegt in dem antarktischen Klima mit seinen gewaltigen Stürmen. Einmal mußten wir fünfmal 24 Stunden wegen des Sturmes im Schlafsack liegen, und ein paarmal wurde unser Zelt vom Sturm entzweigerissen, wobei wir in großer Lebensgefahr schwebten. Aber wir machten auch interessante Entdeckungen. Die wichtigste darunter war die großartige Eisterrasse, die ungefähr 80 Kilometer südlich der Station beginnt und das Land gegen Süden, soweit man es kennt, umsäumt; ein niederes Plateau, Tausende von Quadratkilometern groß, das weder Land noch Meer genannt werden kann und ein mindestens in den nördlichen Polargegenden unbekanntes Zwischenglied zwischen beiden ist.

Der erste Winter ging, und der Sommer kam, eine Jahreszeit mit Schnee und Nebel, kälter als der Winter im südlichen Schweden, kälter als der Sommer draußen im Treibeis in der Nähe des Nordpols, wo die Expedition von Nansen seinerzeit mit ihrem Fahrzeug trieb; aber die Jahreszeit wurde Sommer genannt, weil sie die wärmste in diesen Gegenden ist. Vergebens schauten wir Tag für Tag von der höchsten Erhebung aus nach einer Oeffnung, aus der ein Schiff hervorkommen konnte, und als schließlich die Herbststürme das Eis zu brechen begannen, hatte unsre Ausschau nach dem Fahrzeug ebensowenig ein Resultat. Wir mußten uns auf eine neue Ueberwinterung vorbereiten und begannen alsbald Robben und Pinguine zu erlegen, um Speck zum Feuer und Fleisch zur Nahrung für den Winter zu erhalten.

Der Winter kam und ging mit neuen Stürmen, aber sonst mit einem Klima, so abweichend von dem des vorigen Jahres, daß schon deswegen unser verlängerter Aufenthalt wissenschaftliche Bedeutung erhielt, abgesehen von den neuen vielseitigen Möglichkeiten zu Schlittenfahrten und sonstigen Arbeiten, die sich für uns eröffneten. Wir hofften, daß das nächste Jahr uns die „Antarctic" mit unsern Kameraden zuführen sollte, aber Gewißheit hatten wir nicht bezüglich der Hunderte von Fragen über das Geschick, das sie betroffen hatte. Darauf gab es keine Antwort!

Nun kennen wir dieses Schicksal! Nach einem wohlangewandten Winter von acht Monaten, reich an Resultaten, die unter Gefahren in einem weit sich erstreckenden Gebiete zwischen Südamerika und Südgeorgien gewonnen waren, hatte die „Antarctic" im November 1902 sich wieder südwärts begeben. Glücklicherweise war das große Material von zoologischen, botanischen und geologischen Sammlungen, das wir im vergangenen Jahr zusammengetragen hatten, vorher nach Hause gesandt oder geborgen worden. Man war noch nicht weit gekommen, als sich bereits deutlich ersehen ließ, daß man in einem Eisjahr ausgefahren war, das ganz ungewohnte Schwierigkeiten bot. Man mußte deshalb den Versuch aufgeben, zu unsrer Station vorzudringen, und wandte dagegen den Frühsommer dazu an, die eigentümliche Hydrographie und die außerordentlich reiche Tier- und Pflanzenwelt dieser Meeresgegend zu untersuchen, die wir im letzten Jahre entdeckt hatten.

Aber es kam ein Tag, an dem der Aufbruch nicht mehr länger aufgeschoben werden konnte. Gleichzeitig sollte es für das Fahrzeug äußerst schwer werden, bis zu unsrer Station vorzudringen. Um allen Möglichkeiten zu begegnen, stellte man deshalb einen doppelten Plan auf. Unter der Leitung von Dr. J. G. Andersson sollte eine Abteilung von drei Personen versuchen, mit Schlitten eine Verbindung über das Eis mit uns herzustellen, und wenn das Eis fortgesetzt stark genug blieb, uns an ihren Landungsplatz zurückzuführen, wo wir später abgeholt werden konnten. Unterdessen sollte das Schiff, geführt vom Kapitän Larsen, auf eigne Faust sich den Weg durch die Eismassen nach Snow-Hill zu bahnen suchen.

Diese beiden Versuche mißglückten. Jede Gelegenheit benutzend, auch die kleinste Oeffnung im Eise, drang die „Antarctic" vor, soweit dies einem

Schiffe möglich war; sie drang vor, bis sie endlich festsaß und unverrückbar in eine unübersehbare Masse von Treibeis und Eisbergen eingeschlossen war. Ein Sturm erhebt sich und treibt das Eis gegen das Land! Lange widersteht das Fahrzeug der eisernen Umklammerung. Zoll für Zoll wird es höher geschraubt, bis es nicht mehr weiterkommt, und bis das Eis es an seinem verwundbarsten Teile, dem Kiele, fassen kann. Dieser bricht, die Bodenplanken werden aufgerissen, der Achtersteven wird zusammengepreßt — das Fahrzeug ist wrack! Länger als einen Monat leisten alle an Bord eine übermenschliche Arbeit, um das Schiff zu retten; jedes Mittel, das Fahrzeug und unsre kostbaren Sammlungen und Vorräte wiederzugewinnen, wird versucht, aber alles ist vergebens. Am 12. Februar 1903 muß das Schiff aufgegeben werden, und von einer Eisscholle aus betrachten alle schweigend, wie es langsam versinkt, bis die höchste Mastspitze mit der schwedischen Flagge im Grabe der Wellen verschwunden ist.

Nun galt es, mit dem was gerettet war, das nächste Land zu erreichen, die Paulet-Insel. Der Ort war ja bekannt, man wußte, daß dort Robben und Pinguine in Menge zu finden waren. Aber es war nicht leicht, dahin zu kommen, und es kostete 16 Tage der härtesten Arbeit, in denen man die rettende Küste zu erreichen suchte mit Booten, meistens geschleppt über eine unebene Eismasse, die oft schneller hinaustrieb, als man landwärts marschieren konnte. Der größte Teil der Vorräte, die man vom Schiffe gerettet hatte, mußte da auf dem Eise verloren gehen.

Der Winter stand vor der Tür, und es war unmöglich, eine Verbindung mit uns auf der Winterstation herzustellen. 20 Mann gingen von dem Fahrzeug an Land und mußten nun eine Hütte von Stein ausführen, die mit Robbenfellen bedeckt wurde und in der sie unter den schwierigsten Verhältnissen den Winter zubrachten. Der kleine Vorrat von Proviant, den man mitführen konnte, wurde zum größten Teile gespart für eine noch schwerere Lage, aber auch an den Festtagen machte dieser Vorrat einen wesentlichen Teil der Bewirtung aus. Die gewöhnliche Speise war Pinguinfleisch, gekocht oder gebraten in Speck. Salz hatte man nicht, statt dessen mußte man Meerwasser verwenden. Der gerettete Vorrat von Kleidern war auch unzulänglich, und wenn es kalt war, mußte man in den Schlafsäcken still liegen; bei mildem Wetter aber verwandelte sich der Boden der Hütte in eine stinkende Masse. Einer von den Geretteten, ein Matrose, konnte das harte Leben nicht aushalten, er starb im Winter; aber die übrigen waren trotz allem mit Eintritt des Frühjahres in guter Verfassung und zu neuer Arbeit bereit.

Keineswegs besser war das Los, das die drei erwartete, die mit Schlitten unsre Station zu erreichen suchten. Unter dem Einfluß der Sommersonne erwies sich das Eis für ihre schweren Schlitten als unpassierbar, und sie mußten wieder zu dem Platze zurückkehren, wo sie gelandet waren und einen kleinen Vorrat für den Sommer niedergelegt hatten. Dieser Platz befand sich gerade an derselben Bucht, die bei unsrer ersten Durchfahrt durch den Antarctic-Sund einen so starken

Eindruck auf mich gemacht hatte. Es war ein unberechenbares Glück, daß der Ort sich von einer Pinguinkolonie bebaut erwies, die beinahe so zahlreich war wie jene auf der Paulet-Insel. Diesem Umstande hatten die an Land Gesetzten wahrscheinlich ihr Leben zu verdanken.

Anfangs hegte man keine Besorgnisse wegen der Rückkehr der „Antarctic", aber als die Zeit verging, begann man zu fürchten, das Schiff sei im Eise eingeschlossen, falls ihm nicht ein noch größeres Unglück begegnet sein sollte, und man bereitete sich deshalb für eine Ueberwinterung vor. Die niedergelegten Vorräte waren ausschließlich für den Sommer berechnet; keine Winterkleider, keine Gerätschaften, keine Bücher, und Lebensmittel nur für wenige Monate. Allein mit Hilfe der Hände baute man eine niedere Steinhütte ohne Fenster und versah sie durch eine sinnreiche Einrichtung mit doppelten Wänden, indem man das Zelt innen vor den Wänden aufspannte. Tausende von Pinguinen und alle die Robben, die man antraf, gaben Speise und Brand in hinreichender Menge. — Wer kann sich die Gefühle dieser Braven vorstellen, da sie nach langem Warten unwiderruflich einsehen mußten, daß sie den Winter allein zubringen sollten! Langsam vergingen ihnen die Tage in ihrer Hütte, ohne eine Zeile zu lesen, ohne Zeitvertreib, oft für mehrere Tage lebendig begraben unter den Schneemassen, welche die kleine Behausung meterhoch einhüllten. Trotz allem ließen sie den Mut nicht sinken, und der Name, den ihr Winterplatz damals von ihnen erhielt, „Hoffnungsbucht", wird für alle Zeiten die Kunde davon bewahren, was ein Mensch aushalten kann.

Es wäre interessant, einen Vergleich anzustellen zwischen den Winterstationen auf der Paulet-Insel und an der Hoffnungsbucht. Eins ist ja einleuchtend — daß es von Vorteil war, wenn bei einer derartigen Ueberwinterung nicht allzuviele in einer Gesellschaft beieinander waren. Drei sind vielleicht eine allzu kleine Abteilung, aber hier konnten sie doch von der Natur ausreichende Vorräte erhalten, während man auf der Paulet-Insel oft hungern mußte, weil die Robben nicht einmal hinreichend waren, um Feuerung für so viele zu verschaffen.

Man vermag es sich kaum vorzustellen, daß die Ueberwinterung unter solchen Verhältnissen ein einigermaßen reicheres wissenschaftliches Resultat zeitigen könne, und doch war dies hier der Fall. Aber leider hatte man nur auf der Paulet-Insel die Ausrüstung für regelmäßige meteorologische Beobachtungen. Letztere waren an dieser Stelle von großem Interesse, da sie einen Uebergang bildeten zwischen denen, die wir bei Snow-Hill ausführten, und denen, die weiter nördlich von Bruce auf den Südorkney-Inseln und noch nördlicher von der argentinischen Station auf der Neujahrs-Insel gemacht wurden. Dagegen wurden die Arbeiten auf Hoffnungsbucht bedeutungsvoll durch die Entdeckung von besonders interessanten Pflanzenversteinerungen, die einer viel älteren Periode angehören als die auf der Seymour-Insel gefundenen (Juraperiode). Die ganze Umgebung dort ist so interessant, daß ohne Zweifel am selben Platze früher oder später eine größere, voll ausgerüstete Expedition überwintern wird.

So verging dieser eigentümliche Winter, den wir in drei Partien in drei

verschiedenen Ecken derselben großen Bucht zubrachten, ohne daß wir auf unsrer Station bei Snow-Hill eine Ahnung davon hatten, daß Menschen sich in unsrer Nähe befanden, und es erübrigt nun noch, zu erzählen, wie diese Abteilungen wieder miteinander vereinigt wurden. Die Umstände waren dabei so unerwartete und wunderbare, daß dieser Teil der Geschichte unsrer Expedition kaum anderswo ein Gegenstück finden dürfte.

Es war am 12. Oktober 1903, ich befand mich nach einer langen Schlittenfahrt mitten in einer unbekannten Umgebung zwischen Inseln, Buchten und Meerengen, die ich in den letzten Wochen in die Karte eingezeichnet und untersucht hatte, da kamen mir plötzlich einige schwarze Punkte zu Gesicht, die sich an dem weißen Rande der senkrechten schwarzen Bergwand bewegten. Das Fernglas heraus! Aber wer kann meine Ueberraschung und Freude schildern, als ich sah, daß sich dort zwei Menschen bewegten. Meine Freude ging jedoch sofort in eine Verwunderung über, so tief, daß alle meine Gedanken in Aufruhr kamen, als wir uns einander näherten und ich vor mir zwei Wesen sah, gegen die Grönlands Eskimos oder Feuerlands Indianer als Menschen einer hochstehenden Kultur erschienen wären. Die wildesten Ideen kreuzten sich in meinem Kopfe, nur die eine nicht, daß ich Ueberlebende von dem erfolgten Schiffbruche der „Antarctic“ vor mir habe, und nicht eher, als bis mir Dr. Andersson und sein Kamerad ihre Namen genannt hatten, konnte ich sie erkennen. Der dritte der Gefährten vereinigte sich bald ebenfalls mit uns.

Wir gingen nun gemeinsam nach der Station bei Snow-Hill, die wir wenige Tage später erreichten. Auch jetzt, nachdem ich ihre Geschichte erfahren hatte, waren wir noch weit entfernt, zu ahnen, welches Drama sich in unsrer Nähe beim Untergange der „Antarctic“ abgespielt hatte. Erst als mehrere Wochen später, am 8. November, ein argentinisches Fahrzeug so nahe zu unsrer Station vordrang, wie das Eis es zuließ, und dessen Führer uns erzählte, daß noch keine Nachrichten von der „Antarctic“ eingegangen seien, auf die wir so lange hofften, schlug das Glücksgefühl beinahe mit einem Schlage um in Trostlosigkeit bei dem Gedanken, daß wir einen von den 20 Kameraden wiedersehen sollten, die wir dort an Bord zurückgelassen hatten.

Wunderbares Zusammentreffen! Als diese niederschmetternden Nachrichten zu uns kamen, lagen mehrere dieser Kameraden auf dem Eise und schlummerten ihrem letzten Marsch nach unsrer Station entgegen, und noch waren keine zwölf Stunden verflossen, als wir in der Dämmerung des Frühlingsabends Kapitän Larsen mit fünf Kameraden sichteten, die im Boot von der Paulet-Insel ausgezogen waren, um uns von ihrem Aufenthalte Kenntnis zu bringen. Viele traurige Neuigkeiten hatten sie uns zu berichten, und doch war alles voll Jubel ohne Grenzen. Die Verluste waren groß, aber keiner von uns konnte leugnen, daß sie mehr als aufgewogen wurden von dem Resultate, das wir erreicht hatten, und zu dem gerade unsre Verteilung auf verschiedene Plätze und die lange Dauer der Expedition in hohem Grade beigetragen hatte.

Jahre wird es dauern, bis dieses Resultat vollständig dargelegt werden

kann. Der schwedische Staat hat die Mittel zur Bearbeitung der Sammlungen und Beobachtungen bewilligt, und die genaue Beschreibung der Expedition und ihres Schicksales wird demnächst fertig sein und in mehreren Sprachen erscheinen. Näher auf diese Fragen einzugehen, ist hier nicht der geeignete Platz.

Aber einige Worte muß ich doch beifügen über die Fortschritte, die für unsre Kenntnis der südlichen Polarwelt gewonnen wurden, über das Ergebnis, das erzielt wurde durch die großartige internationale Zusammenarbeit, die nunmehr, seit auch die englische Expedition sich in unsrer Nähe befindet, als beendigt angesehen werden kann. Auf verschiedenen neuen Stellen hat man die Grenze des antarktischen Weltteiles erreicht, der nun deutlicher aus dem Nebel der Phantasie hervorzutreten beginnt. Daß dieser Weltteil zum unvergleichlich größten Teile von Eis und Schnee bedeckt ist, kann kaum bezweifelt werden, und wir haben nun begonnen, die Beschaffenheit dieses Eises kennen zu lernen, das bisher beinahe nur bekannt war durch die von ihm ausgehenden merkwürdigen Eisberge mit ihren den arktischen so unähnlichen Formen. Ueberall, wo man das Klima dieses Weltteils kennen lernt, zeichnet es sich aus durch kalte und äußerst stürmische Winter und verhältnismäßig noch kältere Sommer; hierin sehr ungleich der arktischen Zone. Interessant ist es übrigens, zu sehen, daß die unsrer Expedition zugewiesene Gegend im Verhältnis zu ihrer Lage die kälteste von allen ist. Im Gegensatz zu dem, was man sonst annimmt, breitet sich nach unsrer Meinung ein Kältegebiet im Süden vom Atlantischen Ozean aus. So rauh ist das Klima hier unten, daß beinahe alles Tier- und Pflanzenleben auf dem Lande fehlt. Um so reicher aber ist die Tierwelt, die im Meere lebt oder ihren Lebensunterhalt darin findet.

Aeußerst interessant wird es sein, diese Tierwelt in den Sammlungen, die heimgebracht werden, näher zu studieren; sicherlich wird dadurch auf manche Fragen der Verteilung der Lebewesen auf der Erdoberfläche neues Licht geworfen werden. Denn nicht immer waren die Verhältnisse dieselben wie in unsern Tagen. Es gab eine Zeit, wo das Klima hier warm war und weite Strecken Landes von Wald bedeckt waren, der wahrscheinlich einer reichen Tierwelt Unterkunft bot. Lange Zeit hat man angenommen, daß der Südpolarkontinent einmal bei der Verteilung der lebenden Wesen auf der südlichen Halbkugel eine Rolle gespielt habe, und daß vielleicht manche Tier- und Pflanzentypen hier ihre erste Entwicklung durchgemacht haben. Nun erst beginnt man Material zu erhalten für das nähere Studium dieser Fragen.

Dies ist ein kleiner Teil der die Südpolarforschung am nächsten berührenden Probleme. Auf zahlreiche andre Wissenschaften, den Erdmagnetismus, die Bakteriologie, die Hydrographie u. s. w. habe ich nicht eingehen können. Es ist eine wunderbare und fremde Welt, die sich dem Beobachter dort erschließt, und doch eine, deren Naturverhältnisse ihre Wirkung über die ganze Erde erstrecken. Vieles bleibt künftigen Expeditionen in diesen Gegenden noch zu erforschen übrig.

Der Donnerschlag von Sadowa.

Auf Grund bisher ungedruckten Materials.

Von

Germain Bapst (Paris).

I.

Die Schlacht bei Sadowa ist die verhängnisvolle Epoche, in der Napoleon III. und seine Ratgeber die nicht wieder gutzumachenden Fehler begingen, die den Sturz des Kaiserreiches und die Verstümmelung Frankreichs zur Folge hatten.

Seit langer Zeit bestand in Deutschland ein Antagonismus zwischen Oesterreich und Preußen, und man hatte schon im Sommer 1865 geglaubt, daß der Krieg bevorstehe, als die Gasteiner Konvention den Stand der Dinge wieder übertünchte; aber es war klar, daß der Friede sich nicht lange aufrechterhalten lassen, und daß ein Krieg zu entscheiden haben würde, welcher von den beiden Mächten die Suprematie in Deutschland zufallen sollte.

Die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen setzte den Wünschen Napoleons III. die Krone auf, indem sie ihm die Hoffnung gab, Venetien für Italien zu erlangen.

Gedachte er auch für sein Land irgendeinen territorialen Vorteil daraus zu ziehen? Wir glauben, daß eine derartige Idee, die all seinen Grundsätzen zuwidergelaufen wäre, ihm niemals ernsthaft in den Sinn gekommen ist, und wenn er auch in manchen Augenblicken dem Drängen der Kaiserin, einiger seiner Räte und der öffentlichen Meinung nachgab, so kam er doch immer wieder auf seine Lieblingsidee zurück, daß die Völker in der Wahl ihrer Nationalität frei sein müßten.

Napoleon III. hatte mehr als irgend jemand eine hohe Vorstellung von Frankreich. In seinen Augen würde sein Land, das über allen andern Nationen stand, durch eine Vergrößerung keinen Vorteil errungen haben. Sein Tun war darauf gerichtet, die andern Völker von fremder Bedrückung zu befreien, und nur moralische Siege konnten seine Autorität und seinen Ruhm vergrößern.

*

Alter, Krankheit und Ausschweifungen hatten Napoleon III. geschwächt; er hatte seine frühere Geistesschärfe und Bestimmtheit verloren; seine Autorität hatte sich vermindert, und um ihn herum stritten sich verschiedene Persönlichkeiten um die Macht, indem sie Einfluß auf ihn zu gewinnen suchten, um unter seinem Namen und ohne es merken zu lassen, die Regierung nach ihren Ideen zu leiten.

Dem Kaiser unmittelbar zur Seite stehend, war in diesem Augenblick die noch immer von Schönheit strahlende Kaiserin nach ihm die einflußreichste Per-

sönlichkeit Frankreichs. Sehr intelligent und ehrgeizig, wie sie war, kannte sie nichts Höheres, als sich mit Politik zu beschäftigen und sogar zu regieren, denn sie hatte nach ihren verschiedenen Regentschaften die Ueberzeugung gewonnen, daß sie die Eigenschaften eines Staatsoberhauptes besitze. Sie wohnte allen Sitzungen des Staatsrates bei und suchte sich über die Ereignisse auf dem laufenden zu halten und den Faden der geheimsten Verhandlungen in die Hand zu bekommen. Sie empfing die Gesandten, besonders die von Oesterreich und Preußen, fortwährend unter vier Augen und unterhielt sich mit ihnen in aller Vertraulichkeit. Sie hatte ihre Schützlinge, und wenn ein Minister ihr mißfallen hatte, so lief er große Gefahr, durch einen andern ersetzt zu werden. Indem sie die verschiedenartigsten Fragen besprach, über die sie stets allgemeine Ansichten hatte, gewann sie manche Leute für sich und machte Eroberungen unter den Ministern, die auf diese Art die Repräsentanten ihrer Politik und ihrer Ideen wurden.

Sie wünschte ein Bündnis Frankreichs mit Oesterreich gegen Preußen. Sie legte eine große Bewunderung für den Kaiser Franz Josef an den Tag; sie liebte Italien nicht; seit 1859 fand sie, daß „der Beruf eines Völkerbefreiers ein Beruf für Dummköpfe“ sei, und die Dankbarkeit der Italiener hatte ihre Ideen seitdem nicht geändert. Die Hauptursache ihres Einflusses lag in der Furcht, die der Kaiser vor Eifersuchtsszenen und Vorwürfen hatte, mit denen sie ihn beständig bedrohte; um sie zu vermeiden, machte Napoleon III. ihr alle Zugeständnisse, die sie forderte, und so kam es, daß sie sich berufen fand, sich in alle Geschäfte zu mischen.

Der erste Prinz von Geblüt, Prinz Napoleon, der noch immer ebenso oppositionslustig und heftig war wie je, bekannte sich zu Ideen, die denen der Kaiserin diametral entgegengesetzt waren: er war ein glühender Anhänger des Bündnisses mit Preußen und der italienischen Einheit. Im Grunde stand er mit seinen Ideen auf demselben Boden wie der Kaiser, der ihm stets sein Vertrauen schenkte, aber er war in seinen Handlungen waghalsig, brutal und oft verletzend, was ihm viele Feindschaften zuzog.

Unter den Ministern war Rouher, „der Vizekaiser“, der bedeutendste.

Ein schöner, breitschulteriger Mann mit einem mächtigen Kopf, machte er einen imponierenden Eindruck, wenn er auf der Rednerbühne erschien, ebenso wie er in intimem Kreise durch seine Einfachheit und seine gute Laune gefiel.

Ein vorzüglicher Sachwalter, im Besitze eines unglaublichen Assimilations- und Absorptionsvermögens, hatte er ein kolossales Gedächtnis, das alles bis auf die geringfügigsten Einzelheiten behielt, und alle Dinge nahmen in seinem Gehirn mit wunderbarer Ordnung ihren Platz ein.

Ein Charakter von absoluter Rechtschaffenheit, war er zuerst Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten und leistete als solcher seinem Lande die größten Dienste. Durch die Art und Weise, wie er für die Entwicklung der Eisenbahnen, der Schiffahrt und aller Zweige der Industrie sorgte, hat er den Grund zu dem Reichtum gelegt, dessen sich Frankreich noch heute erfreut.

Im Jahre 1863 nahm ihn der Kaiser aus dem Geschäftsministerium weg, in dem er so Bedeutendes geleistet hatte, und übertrug ihm das Staatsministerium, das heißt er beauftragte ihn, vor der Kammer die allgemeine Politik zu verteidigen.

Um diese Aufgabe erfüllen zu können, mußte er über alle Geschäfte sowohl der inneren als auch der äußeren Politik auf dem laufenden sein. Er nahm also, ohne den Titel zu haben, den Platz eines Premierministers mit einem bedeutenden Einfluß bei den Beratungen des kaiserlichen Konseils ein.

Vor allem andern wollte Rouher, der in den diplomatischen Fragen wenig bewandert war, Drouyn de Lhuys, den damaligen Minister des Aeußern, zu Rate ziehen und tat zu diesem Zwecke mehrere Schritte bei seinem Kollegen, der unglücklicherweise mit seinem gewöhnlichen Hochmut sich abweisend gegen ihn verhielt.

Das war eine Ungeschicklichkeit von ihm und ein Unglück für Frankreich, denn wenn er zur Verteidigung seiner Ideen, sowohl vor dem Ministerrat wie in der Kammer, das Rednertalent und die Autorität Rouhers auf seiner Seite gehabt hätte, so würde er seine Pläne durchgesetzt und seine Feinde entwaffnet gesehen haben. Statt dessen blieb Rouher gekränkt und rachsüchtig und hatte, um sich in die auswärtigen Angelegenheiten einzuarbeiten, kein andres Hilfsmittel, als sich bei Staatsmännern Rats zu erholen, deren Ansichten das Gegenteil von denen Drouyn de Lhuys' waren.

Vielleicht fühlte er auch mit dem Wachsen seiner Stellung seinen Ehrgeiz größer werden, und so begann er nach einem Mittel zu suchen, sich an die Stelle der andern Minister zu setzen und allein die ganze Regierung zu sein.

Für den Advokaten, der er geblieben war, war das ein Prozeß, der gewonnen werden mußte, und jedes Mittel, das ihm den Erfolg erleichtern konnte, war ihm recht.

Auch wechselte er, wiewohl er gegen Drouyn de Lhuys unveränderlich feindselig gesinnt blieb, oft mit seinen Ideen und seinen Freundschaften.

Bald stützte er sich auf die Kaiserin, um den einen Minister zu stürzen, bald auf Prinz Napoleon, um einen andern zu entfernen; einmal trat er für das Bündnis mit Preußen ein, ein andres Mal suchte er das mit Oesterreich zu fördern; heute war er Anhänger der italienischen Unabhängigkeit, am nächsten Tage trat er für die weltliche Macht des Papstes in die Schranken und erklärte feierlich, daß die Italiener niemals nach Rom kommen würden. Vor allen Dingen bemühte er sich, die Ideen des Kaisers zu erraten, um sie sich anzueignen und als deren Förderer und Verteidiger zu gelten.

In einem einzigen Punkte blieb er unveränderlich: in bezug auf das autoritäre Regime, das er für Frankreich als absolut notwendig erachtete, und in dieser Hinsicht befand er sich in vollständigem Einverständnis mit der Kaiserin.

Um als Herr ohne den kaiserlichen Staatsrat zu regieren, mußte er außer Drouyn de Lhuys auch noch Herrn Boudet, den Minister des Innern, der unabhängig war, verdrängen. So ließ er ihn zu Beginn des Jahres 1865 durch den

ihm ergebenen Marquis de la Valette ersetzen, und bei dieser Intrige hatte er die Kaiserin zur Verbündeten gehabt.

Die Kaiserin, die von Natur sehr wohltätig war, liebte es, selber Nöte zu entdecken, die zu lindern sie auf sich nahm.

Als sie eines Tages auf dem Jahrmarkt von St. Cloud spazieren ging, trat sie in eine Seiltänzerbude, in der sich ein Riese befand; dieser hatte rasch den Vorteil erkannt, der sich von diesem Besuch der Kaiserin ziehen ließ; er warf sich ihr zu Füßen und flehte sie an, ihm eine Tätigkeit zu verschaffen, die mehr im Einklang stehe mit der sorgfältigen Erziehung, die er genossen habe.

In ihrem edelmütigen Feuereifer ließ die Kaiserin ihren Schützling im Ministerium des Innern anstellen.

Der neue Beamte war vollständig unfähig und hatte mehrere entehrende Bestrafungen erlitten; doch in Anbetracht der hohen Vermittlung, der er seine Stellung verdankte, ließ man ihn darin vegetieren. Boudet, der durch Budgetrücksichten genötigt worden war, einige sechzig Aemter aufzuheben, konnte sich bei dem Riesen bedanken, der sicher der wenigst ehrenhafte und nutzloseste seiner Beamten war.

Die Kaiserin war sehr ärgerlich über diese Maßregel, und kurz darauf erhielt Boudet vom Kaiser einen Brief, der ihm mitteilte, daß er durch den Marquis de la Valette ersetzt werde, der ein guter Freund Rouhers war und der Kaiserin klug zu schmeicheln verstand.

Drouyn de Lhuys war schwerer zu stürzen, und um seinen Rücktritt durchzusetzen, scheute sich Rouher nicht, ihn Fehler begehen zu lassen, die verhängnisvolle Folgen für das Land hatten, und die er mit einem Worte hätte verhindern können.

Im Jahre 1863 glaubte Rouher zum erstenmal mit seinem Kollegen fertig werden zu können.

Drouyn de Lhuys war zu jeder Zeit ein entschiedener Feind Rußlands gewesen. Als nun der polnische Aufstand ausbrach und der Minister die Proklamation des aufständischen Komitees von Warschau erhalten hatte, schickte er sie an den „Moniteur“ mit einem Brief, in dem er den Leiter des Blattes, Herr Dalloz, bat, sie einrücken zu lassen. Dalloz, der die Sache für wichtig hielt, eilte zu Rouher, der zu Bett lag.

Nachdem Rouher die Proklamation und den Brief gelesen hatte, antwortete er: „Das geht mich nichts an ... tun Sie, was Sie wollen.“ — „Ja, aber ...?“ — „Sie haben einen Brief von einer Persönlichkeit, der es zusteht, diese Veröffentlichung zu verlangen; um so schlimmer für sie, wenn es ein Fehler ist. Sie haben sich gedeckt, das übrige geht Sie wenig an.“

Die Veröffentlichung dieses Schriftstücks war eine Beleidigung für den Zaren, die wir in der Folge zu büßen hatten.

Für diesmal blieb Drouyn de Lhuys auf seinem Posten, aber diese Vorkommnisse erneuerten sich im Jahre 1866 unter wesentlich ernsteren Umständen, deren Folgen verhängnisvoll für Frankreich wurden.

Drouyn de Lhuys, der Minister des Aeußern, dessen Sturz Rouher so sehnlich wünschte, war wie die Kaiserin ultra-österreichisch. Diese Voreingenommenheit trübte seine Urteilskraft: er war von Oesterreichs Sieg vollständig überzeugt und wünschte den Krieg, weil er glaubte, für alles vorgesorgt zu haben, indem er sich auf das Unterliegen Preußens verließ.

Da er seine Stellung von Rouher und de la Valette angegriffen sah, war er entschlossen, den Kampf gegen sie aufzunehmen. Er hatte den Nachteil, nicht mehr ebenso sehr wie früher das Ohr des Kaisers zu besitzen; er hatte auch nicht die Autorität Walewskis, und als er die Kabale einer geheimen Unterhandlung entdeckte, die im Widerspruch mit der offiziellen Diplomatie stand, vermochte er den Kaiser nicht dazu zu nötigen, diesen unterirdischen Umtrieben kurzerhand ein Ende zu machen.

Er hatte beim großen Examen den Ehrenpreis bekommen und war in der Diplomatie der gute Schüler, der Erste seiner Klasse geblieben, der er in der Schule gewesen war. Er hatte weder die Menschen, noch ihre inneren Triebfedern, noch ihre Leidenschaften kennen gelernt; er kannte keine Koterien und Intrigen und glaubte, daß eine richtige Ueberlegung in allen Fällen Recht bekomme und daß Leidenschaften und Interessen gegen eine unwiderlegliche Beweisführung nicht aufkommen könnten. Ein großer Sprecher, erschien er immer wie ein Professor, der sich an seinen umständlichen, feierlichen und nur zu oft leeren Perioden berauscht, und seine Depeschen glichen den Reden und lateinischen Versen, die er verfaßt hatte, als er in der Unterprima saß.

Der Marquis de la Valette, der neue Minister des Innern, ein vollendeter Weltmann voll Geist, und zwar echt gallischem Geist, war das gerade Gegenteil von Drouyn de Lhuys; ebenso unbewandert in Doktrinen und Theorien, wie der Minister des Aeußern darin unterrichtet war, verstand er sich dafür vorzüglich auf Charaktere und wußte besser als irgend jemand eine Intrige zu leiten und die Leidenschaften der Menschen ins Spiel zu bringen.

In der Politik hegte er Ideen, die denen seines Kollegen entgegengesetzt waren, und war in demselben Grad ein Feind Oesterreichs und des Papsttums, wie Drouyn de Lhuys deren Verteidiger war. Dem Prinzen Napoleon stand er sehr nahe; er teilte dessen Ansichten über die italienische Einheit und wünschte im Jahre 1866 vor allem die Aufrechterhaltung der Neutralität Frankreichs. Der Minister, ein kleiner dicker Mann mit großen, boshaften Augen und einem skeptischen Lächeln, das über seine fleischigen, sinnlichen Lippen huschte, stützte sich auf die Kaiserin, die er sich durch seine Witzworte, seine heitere Unterhaltungskunst, seine Komplimente zur Verbündeten zu machen gewußt hatte, obwohl er entgegengesetzte Ansichten hatte. Er gab Rouher seine Ideen ein, wenn der Vizekaiser die des Kaisers nicht zu entwirren vermochte.

Von diesen verschiedenen Persönlichkeiten waren der Prinz Napoleon, Rouher und de la Valette die einzigen, die über die Pläne des Kaisers fortlaufend unterrichtet waren; außerdem holte sich Napoleon III. oft Rat bei dem italienischen Senator Graf Arese, dem preußischen Botschafter Grafen

Digitized by Google

von der Goltz und dem italienischen Gesandten Kommandeur Nigra, so daß Ausländer dazu berufen waren, die Geschicke Frankreichs zu lenken.

Diese beiden Gesandten, die im Vertrauen des Kaisers so hoch standen, waren hervorragende Diplomaten, die ihrem Lande, leider zum Schaden unsers eignen, große, sehr große Dienste geleistet haben.

Graf von der Goltz war eine Art Koloß mit abgerissenen Bewegungen, der an eine Holzpuppe mit beweglichen Gliedern erinnerte. Er hatte einen eckigen Kopf, eine breite Stirne, eine dicke Nase, einen großen Mund mit dicken Lippen, den teilweise sein Schnurrbart verdeckte, und eine mächtige Kinnlade mit einem Doppelkinn. Er lachte fortwährend und geräuschvoll, in kurz abgesetzten Lauten. Vermittels dieses plumpen, lauten, jovial klingenden Lachens, das alle Augenblicke erscholl, hielt er jedes Mißtrauen fern, und in der Tat konnte man nicht glauben, daß hinter einem so gemütlichen Lebemann, der so überschwenglich heiter war, einer der geriebensten Füchse der Diplomatie steckte. In seiner Physiognomie hätten allein seine tiefliegenden und mitunter sehr glänzenden Augen seine Verschlagenheit enthüllen können.

Ein vollendeter Weltmann, verstand er sich beliebt zu machen; der Kaiser schätzte ihn sehr und tat ihm gegenüber die vertraulichsten Aeußerungen wie die folgende: „Geben Sie niemals etwas auf die Versicherungen eines meiner Minister; ich allein weiß, welches die Politik Frankreichs sein wird."

Den gleichen Erfolg hatte er bei der Kaiserin, für die er eine große Bewunderung an den Tag legte und der er beständig Komplimente machte. Es war ihm gelungen, es in ihrer Vertrautheit so weit zu bringen, daß er gegen allen Brauch von ihr in jedem Augenblick in Privataudienz empfangen wurde: er brauchte nur ein fein gedrechseltes Billett zu schreiben, um noch am selben Tage eine Antwort zu bekommen, worin die Stunde bestimmt war, zu der er zugelassen würde, um seine Aufwartung zu machen.

Im Jahre 1866 litt er schon an der entsetzlichen Krankheit — dem Zungenkrebs — der er erliegen sollte. Während seiner letzten Tage bot ihm die Kaiserin, die seine Leiden zu lindern wünschte, den Pavillon Sully in Fontainebleau an, in dem er sich installierte und in dem er starb; einige Tage vorher hatte sie ihm eine Fußdecke geschickt, die sie eigenhändig für ihn gestickt hatte.

Es war für den Grafen von der Goltz nicht schwer, die wirkliche Stellung eines jeden am Hofe zu unterscheiden, und er wußte, ohne sich um den Minister des Aeußeren zu kümmern, sich direkt mit dem Kaiser zu verständigen und die wahren Gedanken der Regierung zuerst bei ihm, dann, wenn er nicht da war, bei Rouher zu suchen.

Der Kommandeur Nigra, der Schüler und Vertraute Cavours, glich wegen seiner langen zurückgestrichenen Haare eher einem deutschen Pianisten als einem italienischen Diplomaten. Aber er war einer der klügsten und schlauesten Männer, die man finden konnte. Er verstand sich sehr gut mit dem Kaiser und affektierte wie Graf von der Goltz eine feurige Liebe zur Kaiserin. Im Jahre 1869 schickte er ihr für den Teich in Fontainebleau eine venezianische Gondel mit

zwei Gondoliers, die unaufhörlich Barkarolen sangen, deren Thema stets das Unglück dieser bezaubernden, in den Ketten der Sklaverei zugrunde gehenden Stadt bildete.

An einem schönen Juliabend des Jahres 1865 machte die Kaiserin mit mehreren Personen vom Hof und Eingeladenen, unter denen sich auch Kommandeur Nigra befand, eine herrliche Spazierfahrt in der Gondel, und die Gondoliers sangen ihr ganzes Repertoire. Der Kommandeur Nigra machte Ihrer Majestät unaufhörlich Komplimente, und sie verlor bei einer etwas lebhaften Bewegung ihren kleinen Schuh aus weißem Atlas. Dieser Schuh war ein wahres Kleinod. Der Kommandeur Nigra ergriff ihn und bat so dringend, ihn behalten zu dürfen, daß die Kaiserin ihm lachend die Erlaubnis dazu gab. So mußte die Kaiserin nur mit einem Schuh versehen ins Palais zurückkehren, und der italienische Gesandte behielt den kleinen weißen Atlasschuh der Kaiserin als kostbare Erinnerung.

Außer der Kaiserin hatte der Kommandeur Nigra noch einen Verbündeten, Prinz Napoleon, auf den er zu jeder Stunde des Tages und sogar der Nacht zählen konnte, denn er kam oft noch spät in der Nacht zu ihm.

Vom Kaiser sehr gut empfangen, wußte er auch gelegentlich, wenn er fühlte, daß der Brocken, den es ihm zu entreißen galt, zu groß war, den alten Jugendfreund Napoleons III., den Grafen Arese, als Vermittler zu benutzen. Wenn in den Tuilerien die Anwesenheit dieses Genossen aus den Tagen der Verbannung und Gefangenschaft bevorstand, konnte man sicher sein, daß Italien irgendeinen großen Vorteil erringen werde.

Unter den Staatspersonen von Bedeutung war der Marschall Canrobert vielleicht am besten über diese Situation unterrichtet. Sein früherer Adjutant im Kriege gegen Italien, Graf Vimercati, hielt ihn über die Politik des Kaisers auf dem laufenden, wobei er ihm fortwährend erklärte, daß er sehr hoffe, noch unter seinem Befehl in den Krieg zu ziehen.

In diesem Augenblick hatte Graf Vimercati zugleich den Titel eines Ehrenrates und eines Militärattachés bei der italienischen Gesandtschaft. Tatsächlich war er der geheime und persönliche Agent des Königs Viktor Emanuel, dessen Vertrauen er gewonnen hatte, während General La Marmora, der damalige Konseils-Präsident und Minister des Aeußeren, der im Krimkrieg sein Ausscheiden aus der sardinischen Armee von ihm gefordert hatte, nicht zugeben wollte, daß er irgendwelche offizielle Stellung einnähme.

Während dieser Krisis und bis zum Jahre 1870 suchte Graf Vimercati die Gesellschaft des Marschalls, und er sprach oft mit ihm über einige der zahlreichen ultra-geheimen Verhandlungen, in die er verwickelt war.

Die ersten Male, als der Marschall den Kaiser nach seiner Ankunft in Paris sah, war er über seine physische Entkräftung betroffen: er war schwerfällig geworden und ging mühsam, indem er in einem fort stehen blieb. Nero, der große Windhund des kaiserlichen Prinzen — den Carpeaux an seiner wunderschönen Statue des jungen Prinzen zu dessen Füßen angebracht hat —,

sprang vertraulich auf den Sitz des Fauteuils, auf dem der Kaiser saß, und ließ sich darauf nieder, den Kaiser in den Rücken stoßend. Weit davon entfernt, ihn hinunterzujagen, gab der Kaiser dem drängenden Tiere nach und rückte vor, um ihm Platz zu machen; Nero, dem es dort noch zu eng war, schüttelte sich, streckte sich aus und machte es sich so bequem, daß der Kaiser, der immer weiter vorrückte, schließlich auf dem äußersten Rand seines Fauteuils saß, während der Lieblingshund sich darauf nach Behagen breit machte.

Nichts konnte, wie Marschall Canrobert sagt, eine bessere Vorstellung von dem Charakter des Kaisers geben. Er war gegen die Menschen wie gegen seinen Hund, er konnte keiner Bitte widerstehen, er suchte nur andern angenehm zu sein und zögerte nicht, sich für die andern zu opfern. Er hatte gar keinen Egoismus; er besaß dessen nicht genug für sein Land, das er vor allem dazu bestimmt glaubte, andern Völkern das Glück zu geben. Nahm man ihn von der Gefühlsseite, sprach man ihm von Philanthropie, so konnte man mit ihm machen, was man wollte. Bismarck hatte das schon im Jahre 1855 gemerkt, und er konstatierte es noch deutlicher im Jahre 1865.

Am 20. Juli 1865 ging der Kaiser zu einer Badekur nach Plombières; dann begab er sich in das Lager von Châlons, wo mehrere Divisionen unter dem Kommando des Marschalls Niel vereinigt waren, und am Tage nach seiner Ankunft befiel ihn eine sehr schmerzhafte Krisis. Er hatte einen großen Teil des Tages zu Pferd gesessen, um die Manöver zu verfolgen, dann war er zurückgekehrt und wechselte vor dem Diner in seinem Zimmer die Kleidung, als der Marschall Niel aus Versehen die Türe öffnete und zu seiner größten Bestürzung den Kaiser entkleidet und in einem Hemd voll Blut erblickte.

Er zog sich, um Entschuldigung bittend, zurück, und am Abend nahm der Kaiser ihn beiseite und sagte zu ihm: „Sie haben gemerkt, daß ich mich ein wenig verletzt habe. Es hat nichts zu bedeuten, sprechen Sie nicht davon." Am Tag darauf bekam er nachts einen schrecklichen Anfall; er litt so sehr, daß er den Doktor Larrey rufen ließ. Dieser erklärte ihm, ohne seinen Zustand genau festzustellen, daß er alle Symptome eines Steinleidens habe, und daß er ihm rate, sich gründlich untersuchen zu lassen. Der Kaiser wollte nichts davon hören und nahm dem Baron Larrey wie dem Marschall Niel das Versprechen ab, vollkommenes Stillschweigen darüber zu bewahren, weil vor allem niemand erschrecken sollte. Dank den angewandten Arzneien und hauptsächlich der völligen Ruhe, die der Kaiser zwei Tage lang pflegte, fand ihn die Kaiserin, als sie am 14. August wieder mit ihm zusammentraf, nicht angegriffen und schien sich nicht zu beunruhigen. Am folgenden Tag, seinem Namenstage, stieg er gegen 2 Uhr zu Pferd, nachdem er ein Dekret unterzeichnet hatte, in dem er Heuzey und Daumet „für außerordentliche Leistungen" zu Rittern der Ehrenlegion ernannte, ritt im Schritt die Front der im Lager vereinigten Truppen ab und ließ sie vor sich vorbeidefilieren. Diese Uebung strengte ihn nicht an, denn er fühlte sich am 16. August wohl genug, um nach der Schweiz zu reisen, wo er inkognito das Schloß von Arenenberg, in dem er als Verbannter seine Kind-

heit zugebracht hatte, und in dem seine Mutter gestorben war, wiedersehen und der Kaiserin zeigen wollte.

Zu Ende des Monats nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er Aufenthalt in Fontainebleau und empfing alle vier Tage und in der strengsten Intimität den Grafen von der Goltz und den Kommandeur Nigra.

Graf von der Goltz kam am 28. August. Der Kaiser führte ihn vor dem Diner in sein Kabinett und sprach mit ihm über die so sehr gespannte Lage in Deutschland. „Ich wünsche nichts," sagte er, „ich will mich nicht binden und wünsche neutral zu bleiben. Sie kennen meine Gefühle Preußen gegenüber. Ich halte seine Vergrößerung für notwendig, und ich wünsche, daß es sich von den fremden Einflüssen befreie, die es seit 1815 dazu getrieben haben, unser Feind zu werden.

„... Im Jahre 1859 habe ich den Italienern große Versprechungen gemacht, die ich nicht habe halten können, und ich habe mir geschworen, künftig nichts mehr zu versprechen, als wessen ich sicher sein kann."

Beim Diner erzählte der Kaiser dem Grafen, daß Oesterreich ihn gebeten habe, einen Kongreß zur Regelung der Frage der Herzogtümer vorzuschlagen, und daß er dies formell abgelehnt habe.

Nach dem Diner nahm er den Botschafter noch einmal beiseite und sprach ihm beim Rauchen seine Bewunderung für die preußische Armee aus, er rühmte den militärischen Geist der Nation und das Wissen des Offizierkorps, und indem er ihm einen kleinen Spaziergang im englischen Garten am Ufer des Karpfenweihers vorschlug, fügte er hinzu: „Schreiben Sie an den Grafen Bismarck, daß ich im Falle eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen eine für Sie wohlwollende Neutralität beobachten werde." — „Aber," fragte von der Goltz, „wenn diese Krisis nach ihrer Beilegung sich später wiederholen würde, dürften wir auch dann noch auf diese wohlwollende Neutralität rechnen?" — „Gewiß," antwortete der Kaiser. Damit gingen sie in den Salon zurück, wo der Botschafter der Kaiserin den Hof machte.

Der Kommandeur Nigra, der für den 27. geladen war, befand sich gegen 5 Uhr unter vier Augen beim Kaiser. „Was soll Italien unter den gegenwärtigen Umständen tun?" sagte er. In ernsten Situationen pflegte er in der Weise vorzugehen, daß er um Rat fragte. Wenn der Rat, den der Kaiser gab, nach dem Geschmack der Italiener war, machte man sich ein Verdienst daraus, seinen Wünschen zu gehorchen, und wenn die Sache schief ging, wälzte man alle Verantwortung auf ihn; wenn sein Rat mißfiel, so hielt man sich nicht daran und sprach nicht mehr davon, da man sicher sein konnte, daß Napoleon keine Verstimmung darüber zeigen würde.

Auf die Frage des Kommandeurs bemerkte Napoleon vor allem, daß er als Freund und Vertrauter antworte. „Ich rate Ihnen," fuhr er fort, „die Gelegenheit nicht vorübergehen zu lassen, die sich Ihnen durch die Aussicht auf einen Krieg in Deutschland eröffnet. Kompromittieren Sie sich nicht, schrecken Sie Preußen nicht ab bei seinem Entgegenkommen gegen Sie, und ergreifen Sie den günstigen Augenblick, um sich mit ihm zu verständigen."

Der Kommandeur bat alsdann den Kaiser, den Konflikt herbeizuführen. „Nein, alles was ich tun würde, würde ein entgegengesetztes Resultat herbeiführen,“ antwortete der Kaiser. In der Tat schrieb an demselben Tage Bismarck an den Grafen von der Goltz: „Da der Kaiser den Bruch zwischen Oesterreich und uns wünscht, so muß uns das doppelt mißtrauisch machen.“

Am 6. September reisten die Kaiserin und der kaiserliche Prinz nach Biarritz. Der Kaiser ruhte sich gern in diesem wunderschönen Ort aus, wo das herrlichblaue Meer tief in die Höhlungen der unendlich zerklüfteten und mit einer üppigen Vegetation bedeckten Felsen dringt. Auch die Kaiserin freute sich des Aufenthaltes an der fernen Küste, wo sie ihrem Lande nahe war, und ihre Neffen und ihre Jugendfreunde, die Arcos, Xiffrey und Errazu wiederfand.

Zu den Persönlichkeiten, die während der ganzen Saison als Gäste in der kaiserlichen Villa weilten, gehörten Graf von der Goltz und Herr v. Radowitz, einer der Sekretäre der preußischen Botschaft; sie lebten beide auf dem vertrautesten Fuße mit dem Kaiser und der Kaiserin, als ob sie zu ihrem Hofstaat gehörten, und nahmen an allen Partien und geselligen Veranstaltungen, Spazierfahrten und Vespermahlzeiten in den Bergen, Ausflügen auf dem Meer oder dem Adour und selbstverständlich an den Dejeuners, den Diners und vor allem den Abendgesellschaften und -festlichkeiten teil.

Biarritz war übrigens der Mittelpunkt eines Kommens und Gehens von Majestäten und Fürstlichkeiten. Eines Tages machten der König von Spanien und die Königin Isabella den französischen Majestäten einen Besuch, dann kam der Großherzog von Mecklenburg, die Großherzogin Katharina, der König von Portugal, der Prinz von Sachsen-Weimar u. s. w.

Der September ging zu Ende, als die bevorstehende Ankunft des Grafen Bismarck mit seiner Gemahlin und seiner Tochter gemeldet wurde. Schon im Jahre vorher war der preußische Minister zur selben Zeit nach Biarritz gekommen, um sich zu erholen, und er kam dieses Jahr wieder mit der Absicht, mit dem Kaiser zu sprechen.

Was wollte er erreichen? Einen Vertrag? Viele haben es behauptet, er selbst hat es geleugnet und berichtet, daß der König von Preußen ihm die Erlaubnis, sich nach Frankreich zu begeben, lange verweigert und nur auf das Versprechen hin, daß er Napoleon III. gegenüber keinerlei Verbindlichkeit eingehen werde, nachgegeben habe. So viel ist sicher, daß Graf Bismarck kam, um sich über die Ideen des Kaisers zu vergewissern, d. h. ob er Preußen gestatten würde, durch Annexion eines Teiles von Norddeutschland eine bedeutende Macht zu werden, und, wenn er sich dem widersetzte, welche Kompensationen er verlangen würde, um es geschehen zu lassen.

Es konnte ihm nicht in den Sinn kommen, daß der Herrscher Frankreichs an seiner Grenze ein Reich von mehr als fünfzig Millionen Einwohnern entstehen lassen würde, ohne daß ihm dafür Vorteile geboten würden.

Graf Bismarck kam direkt von Berlin nach Paris, und am 1. Oktober machte er, während seine Gemahlin und seine Tochter in Begleitung des Prinzen

von Reuß in die Läden gingen, einen Besuch bei Rouher, den er als den wirklichen und einzigen Minister kannte und von dem er erklärte, daß er alle Ursache gehabt habe, sehr zufrieden mit ihm zu sein.

Drei Tage darauf wurde Graf Bismarck, nachdem er in Biarritz Wohnung genommen hatte, vom Kaiser in Audienz empfangen. In den folgenden Tagen kam er noch oft zum Dejeuner in die Villa Eugénie, und man sah ihn täglich im Gespräch mit Napoleon III. am Strand spazieren gehen.

Er war der Held des Strandes; wenn er mit seiner Tochter zum Baden ging, betrachtete ihn die Menge der Touristen aufmerksam, und wenn die photographischen Momentapparate schon erfunden gewesen wären, so wären die Schaufenster der Buchhandlungen und Papeteriegeschäfte voll von Porträts des großen Ministers im Badekostüm gewesen.

Auch bei Hof war er der Gegenstand aller Gespräche. Mérimée fand ihn „comme il faut und geistreich, so eine Art diplomatischer Humboldt“. Eine Dame aus der Familie des Kaisers, die Gräfin Tascher, schwärmte für ihn, sie nannte seinen Namen bei jeder Gelegenheit und sprach von ihm, als ob sie eine heftige Leidenschaft für ihn gefaßt hätte; man begann sie wegen dieser Bewunderung zu necken und machte ihr „Angst vor den Keckheiten dieses Riesen, zu denen sie ihn nur allzu sehr ermutigt habe“.

Eines Abends wurde der Scherz noch weiter getrieben. Mérimée, der der Sohn eines Malers war, führte ein sehr wohlgelungenes Porträt vom Kopfe Bismarcks aus, das er ausschnitt, und der Kaiser und die Kaiserin, die mit Mérimée in das Zimmer der Dame gegangen waren, stellten mit Kopfpolstern und Kopfkissen den Körper eines liegenden Mannes her, legten dann den Kopf, ein Meisterwerk Mérimées, auf das Kopfkissen; die Kaiserin legte ihr Taschentuch als Nachthaube darauf, so daß die Täuschung eine vollständige war.

Alle zogen sich zurück und warteten auf das Wiedererscheinen Madame de Taschers. Endlich kam sie herein, und nachdem sie die Türe geöffnet hatte, fuhr sie erschrocken zurück und schrie: „Es ist ein Mann in meinem Bett!“

Schallendes Gelächter, das hinter den nächsten Türen hervorkam, klärte sie darüber auf, daß es sich um eine Mystifikation handelte.

Der Kaiser sprach während des Aufenthaltes des Grafen Bismarck fortwährend mit ihm, vermied es aber, sich irgendwie zu binden.

Bei ihrer ersten Unterhaltung gestand der Kaiser, er habe geglaubt, daß hinter der Gasteiner Konvention, die im vorhergegangenen Sommer vom König von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich geschlossen worden war, sich ein Einvernehmen der beiden deutschen Mächte berge, das sich gegen Frankreich wende. Graf Bismarck leugnete es formell.

Indessen erklärte er etwa 25 Jahre später dem Historiker Friedjung, daß er Oesterreich vorgeschlagen habe, Frankreich anzugreifen; Oesterreich habe unrecht daran getan, diesen Vorschlag abzulehnen, denn es würde dabei Straßburg, Preußen Hessen-Darmstadt gewonnen haben.

Am Ende dieser ersten Unterredung fragte der Kaiser den Grafen, indem

er auf jedes seiner Worte Nachdruck legte, ob Preußen Oesterreich den Besitz Venetiens garantiert habe.

Der Graf leugnete wiederum: er würde sich niemals in eine Situation begeben haben, die ihn gezwungen hätte, um der schönen Augen Oesterreichs willen und ohne Vorteil für Preußen Krieg zu führen.

Bei dieser Frage und andern auf dasselbe Thema bezüglichen überzeugte sich Bismarck schnell, daß der Kaiser keinen andern bestimmten Gedanken hatte, als den, Venetien an Italien zurückzugeben, und daß, um dieses Resultat zu erreichen, an dem er vor allem festhielt, er in jedweder andern Frage nachgeben würde.

In den folgenden Unterredungen beobachteten die beiden Männer die gleiche Zurückhaltung und übernahmen keine Verbindlichkeiten. Es scheint sogar, daß jedesmal, wenn Graf Bismarck auf ein Thema kam, das geeignet war, zu irgendeinem Einvernehmen zu führen, Napoleon III. dem Gespräch eine andre Wendung gab. Dem Kaiser machte es Vergnügen, mit dem Grafen über die unwichtigsten Dinge zu sprechen: so weihte er ihn z. B. in seine Pläne ein, die sich auf die Verschönerung seiner Villa, auf die Aufführung von Deichen oder die Bepflanzung des Randes der Terrasse mit Sandrohr und andern Strandgewächsen zum Schutz gegen das austretende Meer erstreckten.

Oder er unterhielt sich auch mit ihm über die Assanierung der großen Städte und die Mittel zur Bekämpfung der Cholera.

„Diese Krankheit kommt von Mekka, von wo die ins Abendland zurückkehrenden Pilger ihre Keime nach Europa mitbringen," sagte er zu ihm. „Wenn mehrere europäische Mächte miteinander übereinkämen, beim Sultan Schritte zu tun, um diese Plage zu lokalisieren, würden sie dann auf den Beistand Preußens rechnen können? Es ist dabei zu bedenken, daß eine von der Christenheit vorgeschlagene Maßregel zur Reglementierung der Pilgerzüge nach Mekka den muselmännischen Fanatismus aufbringen würde, und es liegt mir also daran, zu wissen, welche Mächte geneigt sind, in dieser Frage vorzugehen, weil es wahrscheinlich ist, daß ich in Kürze Vorschläge über diesen Gegenstand machen werde."

Schließlich hatte Bismarck die Ueberzeugung gewonnen, daß er die Hände frei haben würde, um Oesterreich anzugreifen; er fühlte sogar, daß Napoleon III. Preußen unterstützen würde, wenn dieses sich mit Italien zu dem Zwecke, ihm Venetien zu verschaffen, verbände. Er hatte, nachdem er in diesen Punkten seiner Sache sicher war, es nicht nötig, Vorteile anzubieten oder verbindliche Zusagen zu verlangen.

Der Kaiser kehrte am 12. Oktober nach St. Cloud zurück, wo er den Grafen Bismarck am 2. November wieder zum Dejeuner empfing und noch eine letzte Unterredung mit ihm hatte. Er setzte ihm seine Theorien über die Nationalitäten und über das Recht der Völker, sich die ihrige zu wählen, auseinander, und riet ihm bei dieser Gelegenheit, jede Annexion, die Preußen machen würde, durch eine Volksabstimmung sanktionieren zu lassen. Er erklärte sich sodann in allen Punkten mit dem Minister einverstanden. „Der König kann mir direkt

schreiben," fügte er hinzu, „sobald die Umstände einen Meinungsaustausch erfordern; es wird dann leicht sein, sich zu verständigen." In bezug auf Oesterreich bemerkte er: „Ich habe eine abergläubische Abneigung dagegen, mich in seine Schicksale einzumischen." Ein Bündnis mit Oesterreich schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit, und er vertraute dem Grafen Bismarck an, daß Fürst Metternich kurze Zeit vor der Gasteiner Konvention ihm einen Vorschlag zur Verständigung gemacht habe, der energisch zurückgewiesen worden sei, da Oesterreich in der venezianischen Frage unerschütterlich sei.

Wenn Graf Bismarck in Biarritz über die wohlwollenden Intentionen des Kaisers Preußen gegenüber noch keine vollständige Sicherheit gewonnen hatte, so gewann er sie jetzt, und er verbarg seine Genugtuung nicht. Er schrieb im Laufe des Abends an den König, um ihn davon in Kenntnis zu setzen, und er ließ diejenigen, mit denen er vor seiner Abreise nach Berlin zusammentraf, seine Befriedigung merken.

An dem Tage, an dem er zum Dejeuner beim Kaiser war, dinierte er am Abend in kleinem Kreise in der preußischen Gesandtschaft; außer dem Prinzen von Reuß und Herrn v. Radowitz waren Fürst und Fürstin Metternich mit dem Grafen und der Gräfin von Pourtalès zugegen. Diese beiden Ehepaare kannten den preußischen Minister seit langer Zeit. Sie hatten ihn im Jahre 1862 in Trouville in einer Villa, die sie für den Sommer gemietet hatten, bei sich empfangen; die beiden Damen hatten damals mit ihm einen hartnäckigen Krieg geführt, um ihn zu zwingen, Leinenkragen zu tragen, denn Herr v. Bismarck hatte bis dahin um den Hals, sogar bei den Soireen, nur eine Halsbinde aus schwarzem Roßhaargewebe getragen, wie sie die Militärs in Uniform trugen; es war ihnen gelungen, ihn zu überreden, seine Gewohnheit aufzugeben, und von diesem Augenblick an erschien er in der Gesellschaft mit einem weißen Kragen.

Fürst Metternich, der Sohn des berühmten Ministers, war seit 1859 Botschafter; er und seine Frau hatten sich dank ihrer Liebenswürdigkeit eine exzeptionelle Stellung in Paris geschaffen. Ihre Empfänge waren die schönsten der Hauptstadt, und beide gehörten zu den Intimen der Majestäten, besonders der Kaiserin. Ihre gesellschaftliche Stellung war eine hervorragende, und dennoch gelang es, wie der Kaiser am selben Tage zu Bismarck bemerkt hatte, dem Fürsten Metternich nicht, den Kaiser für die Sache Oesterreichs zu gewinnen.

Graf und Gräfin Pourtalès waren gleichfalls sehr beliebt. Wer Paris besucht, hat ihr reizendes Hotel in der Rue Tronchet, ein Meisterwerk des Architekten Duban, bewundert. Die Gräfin lebt noch, berühmt wegen ihrer Schönheit, und ebenso geistreich wie liebenswürdig, beschäftigt sie sich tatkräftig mit philanthropischen Werken. In ihrem Salon, einem der wenigen, die noch bestehen, versammeln sich die hervorragendsten Persönlichkeiten der Gesellschaft, der Literatur, der Wissenschaft und der Künste.

Sie stand damals im vollen Glanze ihrer Schönheit, und Herr v. Bismarck plauderte gern mit ihr und mit der lebensprühenden Fürstin Metternich. Das Diner gestaltete sich denn auch sehr lustig, und Herr v. Bismarck sprach

sehr offenherzig. „Der Kaiser,“ sagte er, „ist die Güte selbst; wenn ich mit ihm über Philanthropie oder über das Glück der Völker spräche, würde ich ihn mir um den Finger wickeln ... Wir haben lange zusammen gesprochen; er ging langsam auf und ab, die Hände auf dem Rücken und mit seinen Ringen spielend, die er abzog und wieder an den Finger steckte, wobei er sie mit wunderbarer Geschicklichkeit verschwinden ließ; wenn er auf dem politischen Boden mit derselben Geschicklichkeit spielt, wird er mit Europa machen, was er will ... Aber da ist nichts mit ihm zu machen, er sinnt nur auf das Glück aller.“

Die Anwesenden behielten von dieser Gesellschaft den Eindruck, daß der Minister gewünscht hätte, sich mit dem Kaiser zu verbünden, daß es ihm nicht gelungen sei, aber daß er beruhigt abreiste.

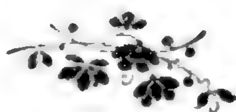
Graf Bismarck verließ Paris nicht ohne den Kommandeur Nigra aufgesucht zu haben. „Frankreich,“ versicherte er ihm, „wird Preußen gewähren lassen, und wenn die letztere Macht infolge eines Krieges sich um mehrere Provinzen vergrößern würde, so würde Frankreich keinerlei Kompensation an deutschem Gebiet fordern. Der Augenblick ist günstig für einen Krieg, Rußland ist für uns, und unsre Armee ist imstande, für sich allein Oesterreich zu schlagen; aber es wäre von großem Interesse für Italien, ein Arrangement mit Preußen zu treffen.“

Die Reise des Grafen Bismarck hatte weder die Ruhe des Publikums noch der Höflinge getrübt; nur einige Politiker, wie Thiers und Walewski, und mehrere Militärs, wie der Marschall Canrobert und der General Bourbaki, begannen besorgt zu werden.

Graf Walewski machte sich zum Dolmetsch dieser verschiedenen Persönlichkeiten beim Kaiser, der natürlich entgegengesetzte Gedanken aussprach. „Glauben Sie mir,“ antwortete er ihm, „der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen ist eine jener unverhofften Eventualitäten, die unmöglich schienen, und es ist nicht an uns, kriegerische Velleitäten zu durchkreuzen, die unsrer Politik mehr als einen Vorteil versprechen.“

Der Kaiser sehnte also den Krieg aufs angelegentlichste herbei.

(Fortsetzung folgt.)



Der russisch-japanische Krieg.

Betrachtungen über den Landkrieg.

Von
v. Lignitz,
General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz.

V.

Die Niederlage der russischen Hauptarmee unter General Kuropatkins persönlicher Führung bei Liaojang-Jantai ist ein schwerer Schlag für Rußland und bedeutet für Europa eine ungünstige Wendung in den Beziehungen zur ostasiatischen Welt. Bei aller Anerkennung für die Tapferkeit und die militärische Tüchtigkeit der Japaner, Führer und Soldaten, muß man sagen, daß ein für Rußland schließlich unglücklicher Ausgang des Kampfes nicht im Interesse derjenigen europäischen Mächte liegen kann, die in ihren Handelsbeziehungen eine gewisse Nachgiebigkeit der Japaner und der Chinesen wünschen müssen.

Rußlands Hilfsmittel sind sehr groß, sein Kredit noch unerschüttert, so daß eine Fortsetzung des Riesenkampfes mindestens bis über das nächste Jahr zweifellos möglich ist und auch noch Erfolg verspricht.[1]) Der endliche Erfolg ist aber nur möglich, wenn die Herrschaft der Japaner zur See gebrochen, wenigstens so weit vermindert wird, daß eine dauernde Gefährdung ihrer Seekommunikationen möglich erscheint. Mit der baltischen Flotte — oder vielmehr dem „zweiten Geschwader des Stillen Ozeans",[2]) so wie dessen Gefechtskraft jetzt noch zu sein scheint, wird dies kaum zu erreichen sein; das entscheidende Duell zur See könnte nicht vor Ende November stattfinden, wird also wohl bis zum nächsten Sommer verschoben werden. Bis dahin kann Rußland dank seinen überlegenen Einrichtungen für den Schiffsbau eine materielle Ueberlegenheit erreicht haben.

Wie die letzten Seegefechte erkennen ließen, ist die japanische Schiffsartillerie der russischen in Schießfertigkeit überlegen, und dies würde auch voraussichtlich gegenüber dem zweiten Geschwader der Fall sein, da dieses noch ungeübt ist.

Die Japaner werden mindestens zwei Monate Zeit haben, ihre Kriegsschiffe in den zahlreich vorhandenen Docks ausreichend zu reparieren und von der sechs Monate langen unausgesetzten Indienststellung zur guten Fahrtgeschwindigkeit herzustellen.

---

1) Nach dem von der „Deutschen Revue" als Nachtrag zur Septembernummer publizierten Briefe eines russischen Staatsmannes denkt in Rußland noch niemand an Frieden: der Krieg könne zwei bis vier Jahre dauern, nur Rußland könne die Friedensbedingungen vorschreiben.

2) Bestehend zur Zeit aus sechs Panzerschlachtschiffen und sechs Panzerkreuzern. Vier ältere Panzer und fünf Kreuzer würden in Kronstadt zurückbleiben.

Die Stellung der russischen Hauptarmee im flachen Halbbogen südlich von Liaojang, mit dem Rücken gegen den kaum furtbaren Taitzeho, war recht gewagt. Man mußte annehmen, daß die Befestigungen sehr stark und an allen Stellen gut und sicher verteidigungsfähig waren, daß mit dem bereits eingetroffenen XVII. Armeekorps, Teilen des V. sibirischen (die 54. Division) und des I. europäischen Armeekorps die bisherige numerische Unterlegenheit ausgeglichen war. Man kann als sicher annehmen, daß General Kuropatkin 12 bis 13 Divisionen zur Stelle hatte, während die Japaner mit 9 bis 10 Divisionen und 3 bis 4 aus Reservebrigaden zusammengestellten Reservedivisionen angriffen. Die Zahl der Divisionen war auf beiden Seiten annähernd gleich, die Zahl der Bataillone auf russischer Seite höher, da fast alle Regimenter 4, die japanischen nur 3 Bataillone haben. Wahrscheinlich war aber die Kombattanten-Kopfzahl bei den Japanern höher als bei der Mehrzahl der russischen Truppen. Die Front der russischen Stellung, bestehend aus lange vorbereiteten Feldbefestigungen, zum Teil mit schweren Geschützen [1]) armiert, war zweifellos sehr stark, [2]) die Flanken waren angelehnt an den durch mehrtägigen Regen sehr angeschwollenen Taitzeho, der kaum furtbar erschien, im Rücken führten zwei permanente und zwei Pontonbrücken über den Fluß. So konnte man hoffen, den voraussichtlich wieder mit starker Artillerie und mit fanatischer — oder, wie die Russen jetzt sagen, dämonischer Tapferkeit erfolgenden Angriffen gewachsen zu sein. Sonst hätte man besser getan, dem Kampfe auszuweichen und erst bei Mukden, nachdem noch weitere Verstärkungen ein numerisches Uebergewicht sicher gestellt — eine Schlacht anzunehmen, die für das erste Feldzugsjahr entscheidend werden konnte.

Die Rücksicht auf die sehr großen Vorräte, die bei Liaojang angehäuft waren, mag mit entscheidend gewesen sein für den Entschluß, auszuhalten, die Verstärkungen hier abzuwarten, statt ihnen im weiteren Rückzuge entgegenzugehen. [3])

An den ersten beiden Tagen des Kampfes schien man dem Angriff gewachsen zu sein, aber schon am 29. August begannen die Japaner 20 Kilometer oberhalb Liaojang den tiefen Fluß zu passieren, am 1. September erfuhr das russische Oberkommando, daß an diesem Tage, 5 Uhr früh, eine ganze japanische Division den Fluß bereits durchfurtet habe und daß eine Pontonbrücke gebaut werde. Das hier gestandene russische Detachement war zurückgedrängt worden. [4]) Gleichzeitig war auf dem rechten Flügel die Höhe von Hsinlitun durch einen

---

[1]) Der Verlust von 24 schweren Geschützen wurde zuerst zugegeben, später aber widerrufen. Es blieben Geschütze stehen beim Rückzuge in die Hauptstellung.

[2]) In russischen Berichten ist von Forts die Rede.

[3]) Wenn jetzt russischerseits behauptet wird, es habe gar nicht die Absicht bestanden, Liaojang zu halten, und daß die Schlacht für die Japaner einen strategischen Mißerfolg bedeute, so ist dies vom militärischen Standpunkt aus nicht einzusehen.

[4]) Seit dem 28. August stand aber noch ein ganzes Armeekorps auf dem rechten Flußufer.

überraschenden, vor Tagesanbruch unternommenen Sturm verloren gegangen, die Japaner vermochten von hier aus den Bahnhof und das Hauptquartier mit Geschützfeuer zu erreichen. Hiermit trat der Umschlag ein, der rechte Flügel und ein Teil des Zentrums mußte auf Liaojang zurückweichen.[1])

General Kuropatkin hatte der drohenden Umfassung nördlich des Taitzeho das I. sibirische Armeekorps, sowie die 54. Division des V. sibirischen Armeekorps entgegengeworfen. Als diese in ihrem Angriffe keinen Erfolg hatten, befahl er, am 3. September Liaojang[2]) zu räumen und den Rückzug nach Norden anzutreten. Es konnte sich jetzt nur noch darum handeln, die nördlich des Taitzeho umfassenden und sich mehr und mehr verstärkenden Japaner durch Entgegenwerfen starker Kräfte von der schon nahe bedrohten Rückzugsstraße nach Mukden abzuhalten. Dies gelang auch vom 3. bis zum 5. September durch eine starke Truppenansammlung bei dem Kohlenbergwerk Jantai, 15 Kilometer östlich der Straße. Die in Mukden eingetroffenen Verstärkungen wurden den Japanern ebenfalls entgegengeschickt. Beide Maßregeln haben das Gros der Armee vor einer Umklammerung bewahrt. Diese Umklammerung konnte allerdings niemals die Stärke derjenigen bei Sedan erreichen, hierzu waren die Japaner numerisch nicht genügend überlegen. Es ist zurzeit zweifelhaft, ob sie überhaupt überlegen waren. In jedem Falle war die japanische Schlachtleitung eine außerordentlich geschickte und erfolgreiche, indem ein annähernd gleich starker Gegner gezwungen wurde, eine seit langer Zeit vorbereitete starke Stellung unter großen Verlusten an Menschen und Material zu räumen und sich auf weitere 50 bis 60 Kilometer von Port Arthur zu entfernen. Die für die russische Bahn so wichtigen Kohlengruben von Jantai gingen ebenfalls verloren.

Port Arthur liegt von Liaojang 350 Kilometer entfernt. General Kuropatkin hätte selbst im Falle eines Sieges bei Liaojang der eingeschlossenen Festung nicht mehr Hilfe bringen können. Nach einem Telegramm aus Liaojang soll General Stössel etwa am 20. August gemeldet haben, er könne sich noch sechs Wochen halten, d. h. bis Anfang Oktober. Die japanischen Angriffstruppen haben also kaum noch nötig, sich weiteren Verlusten auszusetzen, weder die russische Landarmee, noch die baltische Flotte können die voraussichtlich im Oktober notwendige Kapitulation verhindern.

Die energische und heldenmütige Verteidigung von Port Arthur ist ein Lichtpunkt in der russischen Kriegführung, ebenso wie es die Verteidigung von Sebastopol im Krimkriege war. In Port Arthur liegen die Verhältnisse noch ungünstiger für die Verteidiger, es wird daher jeder Soldat ihnen die Anerkennung gönnen, daß ihnen nach dem Vorbilde von Sebastopol je ein Monat Verteidigungszeit als ein Jahr Dienstzeit angerechnet wird.

Leider sind die Mitteilungen über die tapfere Verteidigung russischerseits wieder sehr übertrieben ausgefallen, die Japaner sollen in wiederholten Stürmen

---

[1]) Die alte Stadtbefestigung war als dritte Linie erweitert und verstärkt worden.
[2]) Stadt und Station brannten seit dem 2. September.

schon 65 000 Mann verloren haben, während mehr wie 60 000 Lebende überhaupt nie vor der Festung gewesen sind, nämlich die 1., 6. und 11. japanische Division mit ein paar Reservebrigaden. General Stössel dagegen hatte zur Verfügung 9 Infanterieregimenter, 9000 Mann Besatzungstruppen und ein paar tausend Mann von der Flotte, im ganzen etwa 35 000 Mann. Stürme auf die Festung selbst, d. h. auf die gemauerten und mit Annäherungshindernissen versehenen eigentlichen Forts werden überhaupt noch nicht stattgefunden haben. Diese aus der chinesischen Zeit stammenden, von Engländern gebauten Forts liegen zu nahe an dem inneren Hafen — nur 3 bis 5 Kilometer entfernt —, so daß sie diesen mit den darinliegenden Schiffen vor Bombardement nicht schützen können. General Stössel mußte daher die weiter vorwärts angelegten provisorischen Befestigungen möglichst lange halten, die Japaner mußten diese verhältnismäßig starken und von zahlreichen Truppen verteidigten Werke zunächst erobern. Es ist ihnen dies am 30. Juli[1]) und später gelungen, so daß der Hafen als solcher seinen Wert verloren hat, während die eigentliche Festung sich noch hält.

Die in Port Arthur erscheinende Zeitung „Nowi Krai" hat unter dem 26. August berichtet, daß die Japaner von der Luisabucht her einen ungeheuern Artilleriepark herangebracht haben, also stand das Brescheschießen wohl noch bevor. Permanente und kasemattierte Forts können durch Bombardements nicht bezwungen werden, ohne Breschen können sie in der Regel auch nicht gestürmt werden.

Der große Erfolg war, daß die russische Flotte am 10. August in einem sehr gewagten Unternehmen den unter Bombardement liegenden Hafen verlassen und sich der bereitliegenden japanischen zum Kampf stellen mußte. Die Hoffnung, die noch seetüchtigen Schiffe nach Wladiwostok zu retten und im Gefecht einen Teil der japanischen Schiffe für den bevorstehenden Kampf gegen die baltische Flotte unschädlich zu machen, hat sich nicht erfüllt. Die besten Schiffe kamen schwer beschädigt durch und liegen jetzt desarmiert in neutralen Häfen, der Kreuzer „Nowik" liegt auf dem Strand an der Insel Sachalin, das entgegenkommende Wladiwostokgeschwader verlor sein bestes Schiff, die beiden andern Kreuzer entkamen schwer beschädigt — und das Gros der Flotte, die Linienschiffe „Retwisan", „Pobjeda", „Pereswjet", „Sewastopol", „Poltawa", die Kreuzer „Bajan" und „Pallada" mit den Torpedoschiffen kehrten nach Port Arthur zurück. Der kommandierende Admiral Withöft, der sich an Bord des durchbrechenden Linienschiffs „Cesarewitsch" befand, gab noch kurz vor seinem Tode den Signalbefehl: „Nach Wladiwostok fahren — nicht zurück nach Port Arthur", der Nachfolger im Kommando, Admiral Fürst Uchtomski, gab jedoch den Durchbruch auf und führte die sieben Schiffe in den Hafen zurück. Er wird dafür lebhaft getadelt, wahrscheinlich waren aber diese Schiffe infolge der voraufgegangenen Beschädigungen nicht mehr genügend seetüchtig.

---

[1]) Eroberung des Weißen Wolfshügels im Südwesten, das Bombardement des Hafens und der Stadt begann Anfang August.

Voraussichtlich wird schon jetzt in Japan eine Expedition gegen Wladiwostok vorbereitet, die russischen Verwaltungsbehörden sind von dort nach Chabarowsk am Amur übergesiedelt. Wladiwostok scheint weniger stark zu sein wie Port Arthur. Es liegt ebenfalls auf einer Halbinsel, sie ist 25 Kilometer lang und nur 12 Kilometer breit, kann also durch Feuer von zwei Seiten, der Amur- und der Ussuribai aus beherrscht, unter Umständen auch von der letzteren Bai aus nach Norden abgeschnitten werden. Der Hafen mit den Docks und Werften würde von der Amurbai aus und auch von der im Süden gelegenen Insel Rußki bombardiert werden können. Diese Insel ist 10 bis 12 Kilometer lang und breit, ihr Verlust würde die Verteidigung des Hafenplatzes sehr erschweren. —

Bei Mukden scheint eine Verteidigungsstellung nicht vorbereitet zu sein, es ist daher wohl möglich, daß die Russen vor den wieder vorgehenden Japanern bis Tieling, 40 Kilometer, oder Khaiyüan, 70 Kilometer nördlich Mukden zurückgehen. An diesen beiden Stellen kann der rechte Flügel an den Liaojo, die chinesische Demarkationslinie, der linke an unwegsames Gebirge angelehnt werden.[1]) Jenseits Khaiyüan und bis Charbin mit der Sungarastrombarrière, 400 Kilometer, gibt es dann keine Stellungen mehr, die nicht umfaßt werden könnten.

Es verlautet, daß noch drei russische Armeekorps, das IV. (Minsk), das VIII. (Odessa) und das XIII. (Smolensk) mobilisiert und nach Ostasien gesandt werden sollen.[2]) Anderseits haben sich die Japaner zu weiteren außerordentlichen Rüstungen entschlossen. Der Krieg wird also noch von langer Dauer sein.

Vierzig ungedruckte Briefe Leopold v. Rankes.

Herausgegeben von seinem Sohne

Friduhelm v. Ranke.

(Fortsetzung.)

Am 25. Juni 1864 sandte Mignet für diesen Brief wärmsten Dank und fügte herzliche Grüße von Thiers hinzu. Mein Vater schildert in seinem[3]) „Diktat vom November 1885“ sein freundschaftliches Verhältnis zu Adolphe Thiers. Es hat auch zweifellos zu dem guten Einvernehmen zwischen diesem

---

[1]) In letzterer Beziehung ist die Stellung bei Khaiyüan sicherer wie die vordere bei Tieling.

[2]) Am 6. September wurde die Mobilmachung des Odessaer Militärbezirks befohlen. Das VIII. Armeekorps wird Ende des gleichen Monats nach dem Osten abgehen.

[3]) S. Leopold v. Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte, 53. und 54. Band der Sämtlichen Werke, S. 72 ff.

als Präsidenten der französischen Republik und dem Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee, General Manteuffel, beigetragen. Somit war es auch dazu förderlich, die Intrigen Graf Harry Arnims [1]) wettzumachen, und ist also indirekt ein Werkzeug zur Erhaltung des Weltfriedens geworden. Damals hoffte Manteuffel Ranke zu einem Besuch in Nancy besonders dadurch zu bewegen, daß er ihm mit Hilfe des französischen Generalkommissars bei der Okkupationsarmee, Grafen St. Vallier, eine Einladung von Thiers nach Paris verschaffte. Darauf schrieb mein Vater am 16. Juni 1872 an den letzteren:

22.

„Herr Präsident! [2])

Geben Sie mir die Genugtuung, daß ich Sie mit diesem Titel anreden darf, denn es ist mir im höchsten Grade eine solche, Sie an der Spitze der französischen Republik auf einem Posten zu sehen, den Sie wohl verdient haben und noch besser behaupten.

Herr v. Manteuffel hat mich von einem Telegramm benachrichtigt, in dem Sie mich einladen, Sie in Versailles zu besuchen. Ich bin von der Herzlichkeit, mit der die Depesche abgefaßt ist, gerührt, obgleich sie mir nichts Neues ist. Sie haben mich stets mit vollendeter Güte behandelt: Ihre Freundschaft hat immer zu meinem Lebensglück gehört. Welche Freude würde es für mich sein, Sie in Ihrer gegenwärtigen Stellung wiederzusehen, in der Sie die Grundprinzipien der Gesellschaft und der Zivilisation stützen, und Sie in der vollen Tätigkeit für die Wiedergeburt Frankreichs zu beobachten.

Unglücklicherweise stecke ich tief in historischen Forschungen. Diese erfordern mehr Zeit und Ausdauer, als ich in dem Augenblicke vermutete, in dem ich meine baldige Reise nach Nancy in Aussicht stellte. Gegenwärtig kann ich meine Studien nicht unterbrechen. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, mich gegen Ende des Sommers dorthin zu begeben. Wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, mir mitzuteilen, wie Sie über die Herbstmonate verfügt haben, so werde ich mein möglichstes tun, Sie zu begrüßen, mich Ihrer Freundschaft zu erfreuen und meine Huldigungen Ihrer Familie darzubringen, die ich in zärtlichster Erinnerung habe.

Vor allem bitte ich Sie, meine aufrichtigsten Danksagungen und die Versicherung meiner ewigen Anhänglichkeit entgegenzunehmen.

Leop. Ranke.“

Wenn es auch zu diesem Besuch niemals kam, so blieb mein Vater doch Thiers treu bis zu seinem Tode. Als er in der zweiten Hälfte August 1877 den Feldmarschall Manteuffel auf seinem Landgute Topper aufsuchte, schickten beide ein Telegramm an Thiers und bekamen am folgenden Tage die Versicherung „de ses plus tendres amitiés“. Acht Tage darauf, am 3. September,

---

[1]) Vergl. Gabriel Hanotaux, Histoire de la France contemporaine, I, S. 357.

[2]) Der Brief ist in französischer Sprache abgefaßt.

starb Thiers. Ranke richtete damals einen Kondolenzbrief an die Schwägerin des Verstorbenen, Mlle. Dosne, in dem er u. a. schreibt: „In seinen letzten Tagen war die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf ihn gerichtet. Es ist mir eine hohe Befriedigung, von ihm eine herzliche Antwort auf ein Telegramm bekommen zu haben, das ich gemeinsam mit einem berühmten Freunde an ihn gerichtet hatte. Die Nachricht von seinem Tode acht Tage später traf mich wie ein Blitz. Wir erwarteten, ihn in einen großen Kampf treten zu sehen: er ist gestorben wie der Befehlshaber einer Armee, den der Tod unmittelbar vor der Schlacht ereilt."

Mlle. Dosnes Antwort ist zu charakteristisch, um sie nicht im Wortlaut vorzulegen. Freilich war es mir nicht möglich, in die Uebersetzung den gleichen Ton innigen Gefühls hineinzulegen, von dem das Schreiben selbst erfüllt ist.

Paris, 3. November 1877.

„Mein Herr!

Meine Schwester und ich sind von dem Brief, den Sie im vergangenen Monat an uns gerichtet haben, innig gerührt worden, und wenn ich das nicht früher ausgesprochen habe, so liegt das an der Tiefe des Schmerzes, der uns dazu nicht die Kraft gelassen hat.

Ich danke Ihnen, daß Sie die glückliche Zeit in der Erinnerung behalten haben, wo wir die Freude hatten, Sie in unsrer Häuslichkeit zu sehen, als meine liebe Mutter und Herr Thiers rings um uns ihren Zauber verbreiteten. Sie konnten damals ihre anziehenden Eigenschaften beurteilen, und Sie können jetzt die volle Größe unsers Schmerzes verstehen.

Herr Thiers ist uns in einem Augenblick entrissen worden, als seine gute Gesundheit uns hoffen ließ, ihn noch länger zu behalten. Wenn sich auch auf seinem Haupte die Jahre häuften, so hatten diese nur dazu gedient, seine gute Laune, seine Duldsamkeit, sein unvergleichliches Wohlwollen zu vermehren und seinen gewaltigen Geist zu erhöhen.

Für Ihr Telegramm war er von der größten Dankbarkeit erfüllt gewesen und er hatte, wie auch sonst oft, mit Verehrung und Freundschaft über seine beiden berühmten Freunde gesprochen, die ihm von ihrer Anhänglichkeit ein so herzliches Zeugnis gegeben hatten.

Glauben Sie, mein Herr, daß ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar bin für das, was Sie über den sagen, über dessen Verlust wir untröstlich sind, und genehmigen Sie den Ausdruck unsrer schmerz- und dankerfüllten Gefühle.

L. Dosne."

„Würdig der Schule Mme. de Sévignés" nennt Ranke diesen Brief in einem Dankschreiben an Mme. Thiers, die ihm Ende 1877 die drei ersten Bände der Reden ihres Gatten geschickt hatte. Er bezeichnet darin diese Herausgabe als das schönste Denkmal, das man dem berühmten Verfasser hätte setzen können. „Aber was sage ich," fügt er hinzu, „alles, was jetzt in Frankreich vor sich geht, ist

sein Denkmal; überall folgt man den Spuren, die sein Geist vorgezeichnet hat. Nach seinem Tode ist er der Hindernisse Herr geworden, gegen die er sein Leben lang gekämpft hat."

Zu den historischen Arbeiten, die meinen Vater im Sommer 1872 an einer Reise nach Frankreich hinderten, gehörte u. a. die Herausgabe des Briefwechsels Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, zu der er damals die Allerhöchste Ermächtigung täglich erwartete. Schon vor Jahren war er von der verwitweten Königin Elisabeth, mit der er immer im regen Verkehr geblieben war, zu dieser Arbeit aufgefordert worden. Auf ihre Veranlassung hatte am 26. Februar 1869 König Wilhelm das Hausministerium beauftragt, Ranke von dem Briefwechsel Kenntnis zu geben, sich aber dabei die Genehmigung zur Veröffentlichung vorbehalten. Erst im Winter 1871/72 vollendete mein Vater die Bearbeitung. Damals — Februar — schrieb er an den Direktor im Königlichen Hausministerium, Wirkl. Geheimen Rat v. Obstfelder:

23.

„Eurer Exzellenz

überreiche ich anbei drei nicht eben sehr präsentabel aussehende Hefte. Wenigstens sind sie, zwar nicht schön, aber hoffentlich deutlich geschrieben. Sie enthalten meinen Auszug aus der mir durch Allerhöchstes Vertrauen mitgeteilten Korrespondenz Seiner hochseligen Majestät König Friedrich Wilhelms IV. mit dem Geheimen Rat Freiherrn v. Bunsen nach der Zeitfolge und den Gegenständen in verschiedene Kapitel gesondert und mit den erforderlichen historischen Erläuterungen versehen. Der Titel, den ich gewählt habe, und der Entwurf meines Werkes zeigen, daß ich alles als Privatarbeit betrachte und betrachtet zu sehen wünsche. Nur in dieser Form glaube ich Eingang bei dem Publikum zu finden. Ich habe, wie sich versteht, alles zu vermeiden gesucht, was begründeten Anstoß erregen könnte. Ob es mir gelungen, werden Euer Exzellenz beurteilen. Ich verberge mir nicht, daß auch so die Publikation Aufsehen machen und manche Widerrede hervorrufen wird. Das kann meines Erachtens nicht von derselben zurückhalten, wenn es mir gelingt, aus den eigensten Aeußerungen des Königs ein getreues Abbild seines Wesens aufzustellen und dem Publikum vorzulegen. Ich denke, die Zeit ist dazu angetan, da die öffentlichen Zustände sich so gewendet haben, daß man auch das, was vor einigen Jahren starken Anstoß hätte erwecken können, gegenwärtig verstehen wird, und so eine objektive Anschauung der vergangenen Epoche möglich machen.

Ich bitte, Seiner Exzellenz dem Herrn Minister Mitteilung davon zu machen, daß ich seiner Instruktion Folge geleistet habe.

Ehrerbietigst

Euer Exzellenz gehorsamster

L. v. Ranke."

Eine gewisse Komplikation trat noch für Ranke durch folgendes Schreiben des Reichskanzlers ein:

Berlin, den 7. März 1872.

„Nach einer vertraulichen Mitteilung des Generals der Kavallerie Freiherrn v. Manteuffel sollen Euer Hochwohlgeboren den Briefwechsel zwischen weiland Seiner Majestät Friedrich Wilhelm IV. und dem früheren Gesandten v. Bunsen bearbeitet haben und dessen demnächstige Herausgabe beabsichtigen.

Es würde mir sehr erwünscht sein, über das Tatsächliche dieser Mitteilung von Euer Hochwohlgeboren nähere gefällige Auskunft zu erhalten, da es sich bejahendenfalls nach dem, was ich über den Inhalt jenes Briefwechsels in Erfahrung gebracht habe, vielleicht empfehlen dürfte, die Herausgabe zu beschleunigen und dadurch den sehr gangbaren Irrtum zu widerlegen, als ob die Politik des jetzt regierenden Königs Majestät zu der des hochseligen Königs Majestät sich im Gegensatz befinde.

v. Bismarck."

So hatte nun das Answärtige Amt ein gewichtiges Wort mitzusprechen, und es wurde vom Kaiser der Unterstaatssekretär v. Thile mit der Berichterstattung beauftragt. Dieser schrieb am 18. Mai 1872, daß er dem Kaiser melden werde, daß seitens des Auswärtigen Amts der Veröffentlichung nichts im Wege stehe, und zwei Tage darauf, daß Seine Majestät diese Anzeige mit Befriedigung entgegengenommen habe, aber ehe der Druck angefangen würde, selbst das Manuskript einzusehen wünsche. Sofort schrieb Ranke seinem Verleger Karl Geibel, „daß es mit dem Druck des Briefwechsels nun doch wohl Ernst werden wird. Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen: wenn mich nicht alles täuscht, wird es nicht mehr lange auf sich warten lassen". So schnell ging es aber nicht. Am 6. Juni 1872 schrieb ihm die Oberhofmeisterin bei der Königin Elisabeth, Gräfin Editha Hacke aus Sanssouci:

„Verehrter Herr Professor!

Von Ihren gütigen Zeilen machte ich Ihrer Majestät der Königin sofort die Mitteilung, und Ihre Majestät hofft Sie vor Ihrer Abreise nach Nancy noch zu sehen. Der Tod der Erzherzogin Sophie, Schwester der Königin, hat die Königin außerordentlich erschüttert; gottlob ist sie augenblicklich körperlich wohl. Daß Seine Majestät der Kaiser sich nun schließlich doch meine Abschrift des Manuskripts hat geben lassen und es sich wohl schon 14 Tage in seinen Händen befindet, wissen Sie wohl noch nicht. Man fürchtet, daß es beim guten Willen und Wunsch es durchzulesen bleiben, gewiß aber noch einige Zeit vergehen wird, ehe man Nachricht und Entschluß darüber erfahren wird.

In der Hoffnung, Sie bald hier zu begrüßen, unterzeichne ich mich als Euer Hochwohlgeboren ergebene

E. Hacke.

Nachschrift. Graf Keller trägt mir noch auf, Ihnen zu sagen, daß Herr v. Thile den günstigsten Bericht an Seine Majestät über Ihr Werk gemacht habe, infolgedessen hätte der Kaiser es aber doch zu lesen gewünscht, und Herr v. Thile hätte nun versprochen, wieder Seine Majestät zu erinnern, damit Sie

nicht zu lange ungelesen bleiben, da Ihre Majestät die Königin den Druck so bald wie möglich wünscht."

Allein Ranke mußte noch bis zum Herbst warten. Erst am 8. Oktober sandte ihm Unterstaatssekretär v. Thile ein Telegramm Balans aus Baden-Baden, das er soeben erhalten hatte: „Seine Majestät hat die Genehmigung des fraglichen Werkes erteilt." Nun konnte zum Druck geschritten werden: Mitte Februar sollte das Buch erscheinen. Aber vorher hatte es noch einen Ansturm zu bestehen, der den Druck verzögerte. Der Kaiser hatte noch immer Bedenken, wie das der Chef des Zivilkabinetts, Geheimrat v. Wilmowski, Ranke am Heiligen Abende 1872 mitteilte. Auf die Rückseite dieses Schreibens entwarf am Weihnachtsmorgen Ranke mit eigner Hand die Antwort:

24.

„Euer Hochwohlgeboren

haben mir gestern die Ehre erwiesen, mir von einigen Bedenklichkeiten Nachricht zu geben, welche Seine Majestät der Kaiser und König in bezug auf die von Allerhöchstdemselben genehmigte Publikation, die unter dem Titel: „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen" bereits unter der Presse ist, zu äußern geruht haben. Sie betreffen hauptsächlich zwei Punkte, erstens, daß lebende Persönlichkeiten verletzt werden, und zweitens, daß die drastischen Ausdrücke, deren sich der hochselige König zuweilen bedient hat, einen unangenehmen Eindruck machen könnten.

Ueber beide Punkte bin ich in der Lage beruhigende Versicherungen zu geben. Von lebenden Persönlichkeiten ist in der Schrift nur wenig die Rede, und nirgends auf eine beleidigende Weise. Die Aufnahme von Stellen solcher Art habe ich von vornherein vermieden, gemäß einem allgemein anerkannten literarischen Gebrauch. Ich habe dies selbst da getan, wo Verstorbene erwähnt wurden, deren Nachkommen noch in angesehenen Stellungen lebend sich verletzt fühlen könnten. In bezug auf die drastischen Redewendungen Seiner hochseligen Majestät, die in dem Briefwechsel vorkommen, habe ich ein ähnliches Verfahren beobachtet. Manche Stellen dieser Art konnte ich weglassen, da sie nicht gerade unbedingt zur Sache gehörten und ich nur einen Auszug mitzuteilen hatte. In einer oder der andern Stelle, welche notwendig mitzuteilen war, soll der von Seiner Majestät Allergnädigst erteilten Weisung Folge geleistet werden. Denn nichts sollte mir schmerzlicher sein, als Seiner Majestät auch nur ein geringes Mißbehagen zu verursachen. Die Absicht bei der Publikation war dahin gerichtet, den Gedankenkreis, in welchem Seine hochselige Majestät lebte, die Ideen und Tendenzen, in denen er sich bewegte, seine geistige Persönlichkeit der heutigen Generation, welche dieselbe zum größeren Teile verkennt, zur Anschauung zu bringen und sein Gedächtnis für die Nachwelt rein zu erhalten. Da kommt es nun allerdings vor, daß die entgegengesetzten Richtungen, welche der hochselige Herr für verderblich hielt, abschätzig und mit einer gewissen Wegwerfung behandelt werden. Die Welt wird das nicht anders erwarten; und niemand hat

Grund, da der Streit im Reiche der Ideen spielt, sich darüber ernstlich zu beklagen. Es wegzulassen würde den authentischen Charakter der Publikation schwächen und ihre Wirkung vernichten. Der Herausgeber hofft um so mehr auf Allerhöchste Nachsicht, da die Publikation von mehr als einem hochgestellten Staatsmann durchgesehen worden ist und die Erinnerungen derselben beachtet worden sind. Er ist auf Widerrede und verschiedene Urteile gefäßt, würde aber sich sehr unglücklich fühlen, wenn ihm der Beifall Seiner Majestät fehlen sollte.

Euer Hochwohlgeboren ersuche ich ganz ergebenst, Seiner K. und K. Majestät von dieser Antwort auf Ihr gütiges Schreiben Mitteilung machen zu wollen und die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung zu genehmigen, mit der ich bin Ihr ergebenster

L. v. Ranke."

Es war nunmehr Rankes Wunsch, am 22. März 1873 das Werk dem Kaiser als Geburtstagsgeschenk darbringen zu können. Da er aber die letzten Bogen erst am 16., die Vorrede sogar erst am 18. März an die Verlagsbuchhandlung sandte, so ist es gewiß als eine großartige Leistung von dieser anzusehen, daß sich das machen ließ. Die kaiserliche Anerkennung erfolgte am 7. April durch folgendes Handschreiben:

„Das von Ihnen herausgegebene, den Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen enthaltende Buch durch Ihre freundliche Fürsorge an Meinem Geburtstage in Empfang nehmen zu können, ist Mir eine sehr angenehme Ueberraschung gewesen. Ich werde das Buch, an dessen sorgsam gesichtetem Inhalt Ich mit Befriedigung das Wirken Ihrer feinfühlenden Hand erkannt habe, nicht allein als eine kostbare Erinnerung an Meines in Gott ruhenden Herrn Bruders Majestät, sondern auch als einen erneuten Beweis Ihrer pietätvollen Gesinnung stets in hohen Ehren halten, und lasse es Mir zum besonderen Vergnügen gereichen, Ihnen für dasselbe Meinen herzlichen Dank zu bezeigen.

Berlin, den 7. April 1873. Wilhelm."

Rankes Verhältnis zur Königin Elisabeth gestaltete sich nun in diesem ihrem letzten Lebensjahre noch inniger als zuvor. Noch zehn Tage vor ihrem Erlöschen schrieb ihm Ihre Majestät:

„Ihre herzlichen, dem Tage, an welchem vor fünfzig Jahren Ich das Gebiet des preußischen Staates betreten habe und der einer der erinnerungsreichsten für Mich ist, gewidmeten Worte haben Mich tief gerührt und geben Mir einen neuen Beweis Ihrer alten, unwandelbar treuen Anhänglichkeit an Meinen teuren entschlafenen König und Mich. Nehmen Sie dafür, sowie für die beiden übersendeten Bücher, über die noch mündlich mit Ihnen zu sprechen Ich mir vorbehalte, Meinen freundlichsten Dank, und seien Sie der unveränderten Fortdauer Meiner herzlichsten Wertschätzung und Wohlgeneigtheit von neuem versichert.

Dresden, den 4. Dezember 1873. Elisabeth."

An dem Hofe Friedrich Wilhelms IV. und später der Königin-Witwe war Ranke häufiger mit Alfred v. Reumont zusammengekommen, der, ursprünglich Diplomat, sich durch seine Arbeiten über italienische Geschichte und Kunst einen Namen gemacht hat. Beide Männer hatten einander im Sommer 1830 viel in Florenz gesehen: jetzt war aus der Bekanntschaft innige Freundschaft geworden. Bald nach dem Tode der Königin Elisabeth schrieb Reumont an meinen Vater:

Bonn, 29. Dezember 1873.

„Verehrter Freund!

Ich komme, Ihnen ein glückliches Jahr zu wünschen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich das alte mit traurigem Herzen beschließe, denn Sie können denken, wie unendlich hart der Verlust der trefflichen Königin Elisabeth mich trifft. Noch vor kurzem war sie während ihres Aufenthaltes auf Stolzenfels voll Güte gegen mich, während sie so lebendig und teilnehmend war, daß der Gedanke an ihr Scheiden wahrlich ferne lag. Am 10. Oktober nahm ich Abschied von ihr in Köln — es sollte das letztemal sein: Segen ihrem Andenken! Auch Sie haben in ihr eine Gönnerin verloren, welche Ihnen jederzeit mit der Treue anhänglich blieb, die unter ihren ausgezeichneten Eigenschaften in vorderster Reihe stand. Der Verlust hat mich in dem Moment betroffen, wo der Tod eines lieben Brudersohnes mich in tiefe Trauer versetzt hatte, so daß ich doppelte Last des Schmerzes trage.

Während meines letzten Aufenthaltes in Italien ging mir Ihr Briefwechselband insofern zu, als er hier für mich anlangte. Wäre ich in der Heimat gewesen, so würde ich versucht haben, in der ‚Allgemeinen Zeitung' etwas darüber zu sagen, obgleich, wie Sie leicht denken können, mehr als eine Partie des Buches mir Schwierigkeiten gemacht hätte. Als ich Mitte Juli heimkehrte, war es zu spät. Ich habe das Buch mit lebendigstem Interesse gelesen und danke Ihnen herzlich für dessen Herausgabe. Es macht einen wehmütigen Eindruck, weil ein Mißverhältnis zwischen Erstrebtem und Erreichtem sich darin herausstellt (was auch die Königin Elisabeth durchgefühlt zu haben scheint, wenn ich mich nicht sehr irre), aber es enthält unendlich viel Schönes und für unsern teuern König Ehrenvolles. Seitdem habe ich Ihren ersten Band Preußischer Geschichte gelesen, d. h. stehe im Begriff ihn zu beendigen. Das Buch ist mir ein wahrer Trost in dieser traurigen Zeit. Da Sie mir dasselbe nicht gesandt, habe ich einstweilen das Sybelsche Exemplar genommen. Für die kleine Münchner Gedächtnisrede danke ich bestens und habe mich über das, was Sie, wahr und billig, über Raumer sagen, sehr gefreut.

Gegen Ende Winters wird Ihr Verleger Geibel Ihnen zwei starke Bände von mir senden, die er in diesem Moment druckt, Lorenzo il Magnifico. Nachdem ich zwei Frühlinge hindurch im Florentiner Archiv die unermeßliche Korrespondenz des Mannes und seiner Zeit durchgesehen, aus welcher Fabroni eine gute Auswahl getroffen, und die Masse neuerer Publikationen zusammengestellt, schien es mir der Mühe wert, eine eingehende Darstellung zu versuchen, mit der ich denn

'mal, immer leidender werdend, meine literarische Tätigkeit beschließen werde.[1]) Vor 43 Jahren begann ich von Ihnen zu lernen — nun fühle ich mich dem Ziel nahe, während Sie noch so rüstig sind. Mögen Sie's noch lange bleiben! Glauben Sie mich stets aufrichtig den Ihrigen

A. Reumont."

Ranke beantwortete dieses Schreiben sehr bald, aber, wie er Reumont am 8. Juni 1874[2]) schreibt, hat er es nicht über das Herz bringen können, diesen Brief abzuschicken.

25.

„Hochgeehrter Freund und Gönner!

Sie brauchen nur einen Blick auf dieses Blatt zu werfen, so werden Sie inne, daß Sie mich in bezug auf meine physischen Kräfte nicht gerade zu beneiden haben. Denn ich muß mich für meine Korrespondenz einer fremden Feder bedienen, während Ihre Schriftzüge immer gleich eben und leserlich ausfallen. Und doch litten Sie früher als ich an den Augen. Aber man mißbraucht leider in der Regel auch seine physischen Fähigkeiten. Mit zunehmenden Jahren habe ich immer schlechter geschrieben und bin jetzt sehr zufrieden, wenn ich meine eignen Schriftzüge wiederlesen kann.

Ich habe heute die beiden Damen besucht, denen wir so oft an der Tafel und in der Gesellschaft der Königin Elisabeth begegneten. Welch ein Schicksal ist das der Gräfin Hacke! Seit 33 Jahren kein Tag, an welchem sie nicht den Dienst der Königin als ihre heiligste Pflicht betrachtet hätte, die sie mit ihrem ganzen Herzen umfaßte. Sie fand in der Huld und Freundschaft ihrer Gebieterin dankbare Erwiderung. Alle Gedanken identifizierten sich mit denen der Königin: jetzt ist sie gleichsam verwaist. Denn nicht allein durch den Tod ihrer Eltern verwaisen die Menschen, sondern durch den Heimgang aller derer, die sie lieben. Der Vater verwaist selbst, wenn seine Kinder ihn verlassen. Der Freund, wenn der Freund aus seiner Gesellschaft entfremdet wird. Die Einsamkeit kann eine sehr partielle sein, allmählich wird sie allgemein. Es gibt Monate, in denen man kaum ein Zeitungsblatt öffnet, ohne den Tod eines Bekannten, der doch den Umgang, den man genoß, bilden half, angezeigt zu finden. Die ganze Atmosphäre, in der man atmet, ändert sich. Haben Sie es nicht auch erfahren, daß Ihnen Gedanken entstehen, die gerade gegen gewisse Personen geäußert sein wollen, Gedanken, die entspringen, indem man an sie denkt, und aus einer inneren Gemeinschaft hervorgehen? Diese Richtung des Gemütes oder des Geistes zerfällt in nichts, wenn ein Todesfall eintritt. Mir ging es so mit der jetzt verstorbenen Königin, nicht mein ganzes Leben, aber allezeit in den Epochen, wo ich sie häufig sah. Ihr sinnvoller Ernst und gesunder Verstand; ihr Verhältnis

[1]) Reumont täuschte sich: er hat noch vielerlei geschrieben und ist erst ein Jahr nach meinem Vater am 27. April 1887 gestorben.

[2]) S. Band 53/54 der Sämtlichen Werke, Brief 272.

selbst zu den Neuerungen der Zeit, während ihr Geist in den Zuständen der Restaurationsepoche Wurzel geschlagen hatte, das mannigfaltige, eigenartige Interesse an der Literatur aller Zeiten bildeten ein Gesamtleben, zu dem man notwendig in ein inneres Verhältnis kam, aus dem Gedanken entsprangen, die nur eben unter diesen Bedingungen verstanden werden konnten. Sie, mein Freund, befriedigten einen Teil ihrer Wißbegier durch die Präsenz Ihrer Kunde der mannigfaltigsten Verhältnisse der lebenden Welt und ihrer genealogischen Beziehungen. Sie waren so recht geeignet zur Unterhaltung mit ihr. Auch in dieser Beziehung wird sie Ihnen fehlen.

Schade ist es doch, daß Sie nicht bei ihren Lebzeiten sich über den Briefwechsel äußern konnten, von dem ich bei allen Mängeln der Redaktion doch überzeugt bin, daß er dem öffentlichen Urteil über Friedrich Wilhelm IV. eine andre Wendung gegeben hat. Für die Königin bedurfte es dessen nicht, noch auch für Sie, aber für die Welt. — Staatsmänner, die längere Zeit hier verweilten, sind doch erstaunt gewesen, in den einzelnen Akten, die sie als willkürlich und inkonsequent betrachteten, einen Zusammenhang und eine Folgerichtigkeit nachgewiesen zu sehen, die ihnen im Lauf der Geschäfte entging. Aber in diesem inneren Zusammenhange eben besteht das Wesen der Menschen, vor allem des Fürsten. Ich wünsche wohl zu wissen, ob Sie mir in alledem beistimmen und meine Anschauungen teilen.

Fräulein v. Hacke sagte mir, daß unter den Büchern der täglichen Andacht am Bette der Sterbenden auch die neue Auflage des Briefwechsels gelegen habe. Ich glaube nicht, daß sie vollkommen befriedigt war: wie könnte das sein! Aber in der Hauptsache stimmte sie bei und war erfreut darüber. — Sie sehen, wie sehr ich mich mit dieser nahen Frage beschäftige. Sie bildet den Hintergrund meiner persönlichen Gefühle in diesem Augenblick; doch gehe ich nicht gerade darin auf.

Herr Geibel sagte mir schon von Ihrem Werke über Lorenzo de Medici, auf das ich mich freue, da der Gegenstand Ihren Studien so ganz entspricht. Ich hoffe noch immer, daß es mir möglich wird, ein Heft, das ich Mediceische Geschichte nenne und das ich in der Zeit verfaßt habe, als wir uns in Florenz kannten, noch selbst herauszugeben, d. h. zugleich der Herausgabe würdiger zu machen, als es ist; sollte ich früher sterben, so mag es in der fragmentarischen Gestalt erscheinen, in der es ist: es sollte auch Savonarola umfassen.[1])

Leben Sie wohl, teurer Freund, möge jedes Gebrechen schwinden, das Sie an Ihren Arbeiten hindern könnte; ich wünsche das Ihnen wie mir selbst.

(Eigenhändig) Der Ihre L. R."

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) In Rankes „Historisch-biographischen Studien", Band 40/41 der Werke, ist der zweite Abschnitt Savonarola und der florentinischen Republik gewidmet.

Physikalische Chemie und naturwissenschaftliches Weltbild.

Von
Privatdozent Dr. F. Willy Hinrichsen (Aachen).

Der beispiellose Aufschwung, den die physikalische Chemie in den wenigen Dezennien ihres Bestehens genommen hat, konnte naturgemäß nicht ohne Rückwirkung auf die chemische Industrie bleiben. Und so sehen wir denn auch in den letzten Jahren in vielen Betrieben auf Grund der modernen Anschauungen neue Methoden in die Technik eingeführt, die, wie das Schwefelsäurekontaktverfahren, die älteren Darstellungsweisen bereits so gut wie vollständig verdrängt haben, während teils, wie in der Salzindustrie oder der Stahlfabrikation, durch die neueren Theorien überhaupt erst ein Ueberblick über die im einzelnen außerordentlich verwickelten Vorgänge ermöglicht war. Ebenso groß wie in rein praktischer Beziehung erweist sich nun die Bedeutung der heutigen theoretischen Ansichten in rein wissenschaftlicher Hinsicht für die naturwissenschaftliche Weltanschauung.

Die naturwissenschaftliche Weltanschauung findet ihren Ausdruck im Materialismus. Dieser wieder gründet sich auf die Atomhypothese, wie sie in der heutigen Gestalt zuerst von Dalton ausgesprochen wurde. Danach bestehen alle Elemente, die ja alles Unorganische und Organische im Weltall zusammensetzen, aus diskreten kleinen Masseteilchen, die unter sich gleich und von bestimmtem Gewicht als die Träger der spezifischen Eigenschaften der einzelnen Grundstoffe erscheinen. Die Verbindungen bilden sich durch das Zusammentreten mehrerer derartiger Elementarteilchen nach einfachsten Gewichtsverhältnissen, wie sie durch die Lehre von der Wertigkeit oder Valenz der chemischen Grundstoffe geregelt werden. Da die Existenz von mehr als 70 Elementen dem monistischen Gefühle zuwiderläuft, sah man sich von jeher veranlaßt, das Zugrundeliegen einer hypothetischen Urmaterie anzunehmen, aus der durch verschiedenartige Kondensation die zufällig stabilen, heute bekannten Grundstoffe sich gebildet haben sollten. Schon Dalton betrachtete die Elemente nur als unzerlegt, aber nicht als unzerlegbar, so daß der alte Traum der Alchemisten, vielleicht eines der bekannten Elemente in ein andres umwandeln zu können, auch nach Aufstellung der Daltonschen Hypothese nach wie vor bestehen blieb. Der erste, der in greifbarer Form den Versuch machte, alle jetzigen Elemente auf ein einziges Urelement zu beziehen, war Prout. Dieser Forscher stellte die recht plausible Hypothese auf, daß das Element mit dem niedrigsten Atomgewicht, der Wasserstoff selbst, das Urelement darstelle. Eine Folgerung, die leicht experimentell zu prüfen war, war die, daß die Verbindungsgewichte aller Elemente, bezogen auf Wasserstoff, durch ganze Zahlen ausgedrückt werden müßten, eine Konsequenz, die bekanntlich durch die klassischen Atomgewichtsbestimmungen von Stas als unrichtig erwiesen wurde. Trotzdem blieb

das Problem der Urmaterie nach wie vor bestehen, vornehmlich, nachdem es durch die Aufstellung des periodischen Systemes der Elemente eine neue Stütze erhalten hatte. Ordnet man die chemischen Grundstoffe nach steigenden Atomgewichten, so erhält man bekanntlich Gruppen von chemisch einander nahestehenden Elementen, deren Verbindungsgewichte gewisse Beziehungen zueinander erkennen lassen. Nehmen wir beispielsweise in der Gruppe der Alkalimetalle die drei ersten Glieder, Lithium mit dem Atomgewichte 7, Natrium mit dem Werte 23 und Kalium 39, so sehen wir die konstante Differenz zwischen den Werten für je zwei zu 16. Diese konstante Differenz 16 erinnert an die analoge Erscheinung in der organischen Chemie, wo innerhalb homologer Reihen je zwei Glieder die konstante Differenz zwischen ihren Molekulargewichten aufweisen. Da wir nun wissen, daß in der organischen Chemie diese Differenz durch den Eintritt einer CH_2-Gruppe bedingt ist, so liegt es nahe, anzunehmen, daß ähnlich bei den unorganischen Grundstoffen die konstante Differenz 16 durch den Eintritt einer gewissen, in den verschiedenen Fällen gleichen Menge Urmaterie bedingt sei. So etwa stand dieses für die naturwissenschaftliche Weltanschauung fundamentale Problem, als es durch die auf Grund physikalisch-chemischer Erfahrungen aufgestellte Elektronentheorie in vollständig neuem Lichte erschien.

Nach der Elektronentheorie, die in gewissem Sinne die alte Fluidumstheorie der Elektrizität wieder aufnimmt, besteht die Elektrizität ebenfalls aus Atomen. Diese werden gemessen durch das Elementarquantum, das sogenannte Elektron. Zu dieser Auffassung gelangte man zuerst durch das eingehende Studium der elektrolytischen Vorgänge. Das von Faraday aufgefundene und nach diesem Forscher benannte Gesetz sagt aus, daß der gleiche Strom in derselben Zeit aus den verschiedensten Elektrolyten stets äquivalente Mengen abscheidet. Faraday folgerte daraus, daß jedes in Lösung befindliche Atom eines Elektrolyten die gleiche Ladung transportiere und nahm als einfachste Deutung dieser Tatsache an, daß diese stets gleiche elektrische Ladung als elektrisches Atom aufzufassen sei, daß mit dem Atom, seiner Valenz entsprechend, verbunden das den Strom leitende Jon darstelle. Diese Anschauung wurde später von Helmholtz, und in neuester Zeit von Nernst aufgenommen. Der bei den einzelnen Elementen verschiedene Grad der elektrischen Positivität bezw. Negativität ist danach also nicht durch verschiedene Größe der Ladung bedingt, sondern durch die verschieden große Haftintensität, mit der die Ladung von den einzelnen Atomen festgehalten wird, die Elektroaffinität.

Die Einführung des Begriffes des Elektrons, des elektrischen Atomes in Physik und Chemie, erwies sich ungemein fruchtbar. Die heterogensten Erscheinungen fanden ihre plausible Erklärung durch diese Hypothese. Ich möchte an dieser Stelle nur ihre Anwendung auf Optik und das Gebiet der Kathodenstrahlen hervorheben.

In der Optik hatte Lorentz gezeigt, daß die bekannten Tatsachen, vornehmlich die Gesetze der Dispersion, sich unter der Annahme ableiten lassen, daß die Lichterscheinungen bedingt sind durch die Schwingungen elektrisch geladener kleiner

Teilchen. Eine von der Theorie vorausgesehene, bereits von Faraday vergeblich gesuchte Tatsache war die Beeinflussung optischer Vorgänge durch das elektrische Feld. Zeemann gelang es, diesen Einfluß nachzuweisen. Setzt man nämlich in einer Bunsenflamme leuchtenden Natriumdampf der Einwirkung des elektrischen Feldes aus, so erhält man je nach der Beobachtungsrichtung eine Veränderung der Spektrallinien des Natriums, indem eine Verdoppelung bezw. Verdreifachung der Linien eintritt. Es handelt sich hierbei gewissermaßen um das Auftreten optischer Schwebungen, die durch den Spektralapparat in die einzelnen Schwingungen zerlegt werden. Die Untersuchungen Zeemanns sind für unser Problem in doppelter Beziehung wichtig, erstens weil dadurch die Anwesenheit im Atom schwingender elektrischer Teilchen nachgewiesen war, denn nur auf Grund dieser Hypothese war die von Zeemann gefundene Tatsache zu erklären und vorauszusehen gewesen, zweitens, weil es aus der Lorentz-Zeemannschen Theorie möglich war, für dieses schwingende elektrische Teilchen auf Grund der Zeemannschen experimentellen Daten das Verhältnis der elektrischen Ladung zur Masse eines solchen Teilchens e/m zu berechnen. Es ergab sich für dieses Verhältnis ein Wert, der den entsprechenden für das elektrolytische Wasserstoffatom um etwa das 2000 fache übertraf.

Eine überraschende Bestätigung fand dieses Resultat auf einem ganz andern Gebiete der Physik, dem der Kathodenstrahlen. Hier hatte Crookes bereits im Jahre 1874 in einem Vortrage über die strahlende Materie oder den vierten Aggregatzustand aus den anscheinend mechanischen und Wärmewirkungen der Kathodenstrahlen sowie vornehmlich aus ihrer Ablenkbarkeit durch den Magneten auf die materielle Natur der Strahlung geschlossen. Von der Annahme ausgehend, daß stets beim Uebergang in einen höheren Aggregatzustand, vom festen in den flüssigen und gasförmigen, eine Verringerung der charakteristischen Eigenschaften, verbunden mit einer totalen Veränderung, eintrete, folgerte er, daß dementsprechend beim Evakuieren die Gasteilchen im Kathodenrohr ebenfalls ihre Eigenschaften änderten und an der Kathode, negativ geladen, selbst die Kathodenstrahlen darstellten. Die Theorie in dieser Form wurde bald verlassen, als Schuster nachwies, daß beim Verdampfen einer elektrisch geladenen Flüssigkeit die Dampfpartikelchen ihre Ladung nicht behalten. Als jedoch infolge der Entdeckung der Röntgenstrahlen sich wieder das allgemeine Interesse diesem Teile der Physik zuwandte, zeigte Kaufmann, daß man unter der Annahme, die Kathodenstrahlen beständen aus materiellen Teilchen, aus der Ablenkung durch den Magneten bei bekannter Feldstärke das Verhältnis von Ladung zur Masse eines einzelnen Teilchens berechnen könne. Kaufmann führte diese Versuche und Rechnungen aus und erhielt überraschenderweise innerhalb der Fehlergrenzen für den Ausdruck e/m den identischen Wert, wie ihn Zeemann aus seinen optischen Beobachtungen abgeleitet hatte, also eine Zahl, die etwa 2000 mal so groß war wie der entsprechende Wert für das elektrolytische Wasserstoffatom. Dieser Unterschied konnte nun einmal darauf beruhen, daß die Ladung so viel größer war als die des Wasserstoffatomes, oder aber darauf, daß die Masse nur einen Bruch-

teil der eines H=Atomes betrug. Zur Entscheidung dieser Frage stellte Thomson folgenden Versuch an: Läßt man ein mit Wasserdampf gesättigtes Luftvolumen sich ausdehnen, so kühlt es sich naturgemäß ab, und es tritt Uebersättigung an Wasserdampf ein und damit die Tendenz, ihn in tropfbar=flüssiger Form niederzuschlagen. Dazu ist aber nur die Möglichkeit gegeben, wenn gleichzeitig Partikelchen vorhanden sind, die als Kondensationszentren dienen können. Es sind dies gewöhnlich die Staubteilchen in der Luft. In vollkommen staubfreier Luft tritt demnach keine Nebelbildung auf. Die Staubteilchen können nun auch ersetzt werden durch elektrisch geladene Teilchen. In ionisierter Luft tritt ebenfalls Nebelbildung ein. Thomson zeigte nun zunächst, daß in solchem Falle, wenn man die Luft zum Beispiel durch Röntgenstrahlen ionisierte, nur die geladenen Teilchen als Kondensationszentren dienen können. Denn läßt man gleichzeitig ein starkes elektrostatisches Feld zwischen zwei Metallplatten als Elektroden einwirken, so daß die durch die Ionisation geladenen Teilchen, ähnlich wie es bei der Elektrolyse der Fall ist, entladen werden, so findet keine Nebelbildung statt. Ebenso ließ sich einfach beweisen, daß sogleich alle Teilchen die Verdichtung des Wasserdampfes bewirken. Denn bei Wiederholung der Ausdehnung bildete sich nach einmal erfolgter Ausscheidung keine neue Wassermenge. Indem Thomson nun in geeigneter Weise die Anzahl der so gebildeten Tröpfchen zählte, konnte er mit gewissen Hilfsgrößen die Ladung der einzelnen Teilchen ermitteln. Es ergab sich hierbei ein Wert, der mit der Ladung übereinstimmte, die bei elektrolytisch dissoziierten Substanzen an eine Valenz gebunden ist. Da nun das von Kaufmann und Zeemann ermittelte Verhältnis e/m 2000 mal so groß ist als für ein Wasserstoffion, die Ladung e aber in beiden Fällen die gleiche, so folgt, daß die Masse des elektrischen Elementarquantums nur $^1/_{2000}$ des Wasserstoffatomes beträgt. Man kann sich von der Größenordnung des Elektrons eine Vorstellung machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß nach Kaufmann die Größe des Elektrons zu der eines Bazillus sich etwa verhält wie die Größe des Bazillus zu der gesamten Erdkugel.

Nachdem einmal im Zeemann=Effekt nachgewiesen war, daß im chemischen Atom schwingende Elektronen anzunehmen seien, lag der Gedanke nahe, in den Elektronen das lange gesuchte Urelement zu vermuten, zumal bereits, abgesehen von den Erscheinungen der Elektrolyse, eine Reihe von weiteren Beziehungen zwischen Elektronen und chemischen Atomen bekannt waren.

Sollten nun die Elektronen wirklich durch Kondensation unsre heutigen Elemente gebildet haben, so mußte man verlangen, daß entweder die bei chemischen Umsetzungen eventuell in Freiheit tretenden Elektronen direkt gewichtsanalytisch nachgewiesen werden würden, oder aber sich eines unsrer Elemente wirklich unter Elektronenabgabe in ein andres verwandelte. Für beide Forderungen haben neuere physikalisch=chemische Messungen in der Tat Anhaltspunkte ergeben. Die mit äußerster Sorgfalt angestellten Wägungen von Landolt über Gewichtsänderungen bei chemischen Umsetzungen haben ergeben, daß in der Tat kleine, die Versuchsfehler aber weit übersteigende Differenzen auftreten, wenn man in

geschlossenen Gefäßen chemische Reaktionen vor sich gehen läßt. Immerhin sind diese klassischen Untersuchungen zurzeit doch noch nicht genügend abgerundet, um mit Bestimmtheit etwas über die vorliegende Frage aussagen zu können.

Besser steht es mit dem Problem der Umwandlung eines Elementes in ein andres, denn hier sind in letzter Zeit einige Versuche veröffentlicht worden, die eine derartige Umwandlung zum mindesten sehr wahrscheinlich machen. Es handelt sich hierbei um die radioaktiven Elemente.

Bekanntlich lagen in diesen Substanzen vor, die kontinuierlich Energie ausstrahlten. Diese Energie zeigte sich als optische, elektrische Wärme- und chemische Energie. Es entstand nun die schwierige Frage, auf welche Ursachen die fortgesetzte Energieaussendung zurückzuführen sei. Zur Lösung dieses Problemes wurde eine Reihe von Hypothesen aufgestellt, aber meist binnen kurzem wieder fallen gelassen. Man glaubte zuerst, daß irgendeine von der Sonne herrührende Strahlungsart die Aktivität bedinge. Aber Versuche, die zur Nachtzeit angestellt wurden, ergaben die gleichen Resultate wie am Tage. Ein Uranpräparat, das Becquerel jahrelang im Dunkeln aufbewahrt hatte, zeigte ebenso fortdauernd eine rätselhafte Wirkung wie eine Substanz, die Elster und Geitel in einem 840 Meter tiefen Schachte prüften. Und es war doch wohl kaum anzunehmen, daß die Sonnenstrahlung durch so dicke Gesteinsmassen hätte hindurchdringen können. Auch Temperaturunterschiede sind ohne Einfluß auf das Strahlungsvermögen. Frisch geschmolzenes Baryumchlorid zeigt ebenso wie bei der Temperatur der flüssigen Luft dieselbe Stärke. Da lag denn der Gedanke nicht fern, die Elektronentheorie, die schon so vieles geleistet hatte, auch für diese Erscheinungen zur Erklärung heranzuziehen. Man stellte die Hypothese auf, daß das Radium zu einem sehr kleinen Bruchteile fortwährend zerfällt und dieser Zerfall unter Energieentwicklung (Elektronenabgabe) vor sich geht. Diese Auffassung wurde zunächst begründet und sehr wahrscheinlich gemacht durch die interessanten Versuche von Rutherford und Soddy über die induzierte Radioaktivität.

Eine der ersten Beobachtungen beim Studium der radioaktiven Substanzen, die anfangs manche Irrtümer veranlaßte, war die gewesen, daß alle in der Nähe der Präparate befindlichen Verbindungen ebenfalls aktiv wurden, allerdings diese Aktivität nach geraumer Zeit wieder verloren. Genaue Versuche der Curies ergaben, daß diese induzierte Radioaktivität, wie sie es nannten, nicht durch Staubteilchen übertragen wurde, wohl aber der Luft als Ueberträgerin bedurfte. Das Abklingen der Aktivität ging nach bestimmten mathematischen Gesetzen vor sich. Ferner hatte sowohl Becquerel wie Crookes beobachtet, daß man durch gewisse chemische Operationen dem radioaktiven Uran einen beträchtlichen Teil seines Strahlungsvermögens entziehen konnte, und daß der verbleibende Rest nach einiger Zeit seine ursprüngliche Aktivität zurückerlangte. Zur Erklärung dieser Erscheinungen machten Rutherford und Soddy die Annahme, daß die Radioaktivität bedingt sei durch die unter Energieabgabe erfolgende Umwandlung eines Stoffes in einen zweiten X, der sich dann unter weiterem Energieverlust in einen

inaktiven Stoff Y umwandeln möge. Bei genügender Intensität der Energieabgabe würde eine Substanz die Erscheinungen der Radioaktivität zeigen. Als Ursache der induzierten Aktivität betrachten die englischen Forscher ein von den radioaktiven Substanzen abgegebenes materielles Etwas, dem sie den Namen Emanation beilegen. Diese Emanation verhält sich wie ein radioaktives inertes, der Argonreihe zugehöriges Gas. Es gehorcht den Gasgesetzen und läßt sich in flüssiger Luft kondensieren. In Verfolgung der Versuche von Becquerel und Crookes studierten Rutherford und Soddy am Thor die gleichen Erscheinungen wie am Uran. Durch Fällen des Nitrates mit Ammoniak erhält man ein sehr stark aktives Filtrat, während der Rückstand bis auf 25 Prozent der ursprünglichen Stärke gebracht werden kann. Das eingedampfte Filtrat verliert mit der Zeit seine Wirksamkeit, die anfangs 1000 mal so groß ist als die des Ausgangsmateriales. Das zurückgebliebene Thorhydroxyd gewinnt nach 14 Tagen sein Emanationsvermögen wieder.

Rutherford spricht bereits die Vermutung aus, daß das letzte inaktive Reaktionsprodukt möglicherweise das Helium sein könnte, und zwar auf Grund folgender Beobachtung: Löst man ein Radiumpräparat in Wasser auf, so findet eine kontinuierliche Zersetzung unter Gasentwicklung statt. Das Gleiche gilt auch für festes Salz. Da nun die Emanation und auch das Endprodukt, falls dieses ein Gas ist, aus der festen Verbindung nur sehr langsam entweichen kann, so findet in dem Salze allmählich eine beträchtliche Anreicherung dieser Substanzen statt. Demzufolge gibt ein altes Radiumpräparat im Gegensatz zu einem erst frisch hergestellten bei der Auflösung in Wasser eine äußerst stürmische Gasentwicklung. Dasselbe muß für die natürlich vorkommenden radiumhaltigen Mineralien gelten. In diesen muß also das Endprodukt sich ebenfalls in beträchtlicherer Menge angesammelt haben. Nun findet sich in diesen Mineralien stets Helium, und Rutherford schließt daher, daß möglicherweise dieses Gas das Endprodukt der Umwandlung darstelle.

Diese Anschauung fand unvermutet schnell eine glänzende Bestätigung durch eine Mitteilung von Ramsay und Soddy. Diese beiden Forscher untersuchten die in altem Radiumbromid enthaltenen Gase und fanden nach Entfernung von Wasserstoff, Sauerstoff, Kohlensäure und Emanation deutlich das Spektrum des Heliums. Mehrere Kontrollversuche ergaben das nämliche Resultat. Endlich wurde noch die folgende Beobachtung gemacht. Ramsay und Soddy sammelten so viel Emanation, als sie gewinnen konnten, um das Spektrum zu erhalten. In der Tat zeigte sich ein neues Spektrum, das wahrscheinlich der Emanation angehörte, aber noch nicht genauer identifiziert werden konnte. Nach einigen Tagen war es aber vollständig verschwunden und dafür die charakteristischen Linien des Heliums sichtbar geworden. Ein Kontrollversuch lieferte das identische Ergebnis. Da die Strahlung der radioaktiven Substanzen nach heutiger Anschauung aus fortgeschleuderten Elektronen besteht, so würden diese Erscheinungen also auf einen Zerfall der betreffenden Stoffe in die Urmaterie, eben die Elektronen, deuten.

Wir können daher, wenn auch die interessanten Resultate Ramsays noch einer Bestätigung bedürfen, alles in allem genommen das Problem der Urmaterie in gewissem Sinne als gelöst ansehen. Gleichzeitig bietet die Elektronentheorie einen neuen Beweis für die außerordentliche Anpassungsfähigkeit der Atomhypothese. Es hatte eine Zeitlang fast den Anschein, als ob diese Grundauffassung zur Erklärung vornehmlich der elektrolytischen Erscheinungen nicht mehr ganz zu genügen vermöchte. Trotzdem ist sie, wie auch bisher in allen übrigen Fällen, z. B. der Stereochemie, durch eine kleine Modifikation auch dazu imstande gewesen.

Nachdem wir uns so von der Festigkeit des Fundamentes überzeugt haben, auf dem die naturwissenschaftliche Auffassung des Weltbildes beruht, können wir nunmehr daran gehen, den Einfluß zu studieren, den die Anwendung physikalisch-chemischer Prinzipien auf die Nachbardisziplinen, die für das naturwissenschaftliche Weltbild in erster Linie in Betracht kommen, ausgeübt hat. Wir betrachten zunächst die Astronomie.

Nach der Kant-Laplaceschen Hypothese war die Urmaterie anfänglich als Urnebel im Weltall verteilt. Diese Urmaterie besteht, wie wir soeben zeigten, aus den Elektronen, den Trägern von Licht und Elektrizität. Durch verschiedenartige Kondensation dieses Urstoffes bildeten sich auf den rotierenden Sonnen und den von ihnen ausgestoßenen Planeten unsre heutigen chemischen Elemente, naturgemäß zuerst diejenigen mit den niedrigsten Atomgewichten. Hier war es die Spektralanalyse, die uns zuerst in den Stand setzte, die wirkliche Zusammensetzung der Gestirne zu ermitteln.

Tatsächlich waren nun auf einigen Urnebeln, die ja den Urzustand auch unsrer Erde repräsentieren, nur Elemente mit niedrigstem Atomgewicht spektralanalytisch nachweisbar, wie Wasserstoff, Helium und Stickstoff. Erwähnt sei ferner noch, daß von auf der Erde unbekannten Grundstoffen in der äußersten Atmosphäre der Sonne, der Chromosphäre, ein Element Coronium entdeckt wurde, dem man ein noch niedrigeres Atomgewicht als dem Wasserstoff zuzuschreiben geneigt ist.

Wenden wir uns jetzt zu unserm eignen Planeten, so finden wir auch hier physikalisch-chemische Methoden zur näheren Erforschung der Erdkruste angewandt. Hier bot sich ein verlockendes Problem dar in der Entstehung der großen Salzlager durch ozeanische Ablagerungen. Wie Ihnen bekannt sein dürfte, haben van't Hoff und seine Mitarbeiter dieses Gebiet seit einigen Jahren mit größtem Erfolge bearbeitet. Das vorliegende Problem lautete: Welche Salze kristallisieren aus und in welcher Reihenfolge, wenn man Meerwasser bei bestimmter Temperatur einengt? Indem van't Hoff die Löslichkeits-, Bildungs- und Umwandlungsverhältnisse bei allen auftretenden Einzelsalzen, ihren Hydraten und den Doppelsalzen quantitativ verfolgte, gelang es, eine klare Uebersicht über die hier herrschenden Verhältnisse zu erlangen.

Wenden wir uns nunmehr zu den organisierten Wesen, so finden wir sehr interessante Anwendungen moderner physikalisch-chemischer Anschauungen auf die

Physiologie. Daß gerade hier ein besonders großer Einfluß ausgeübt wurde, ist vornehmlich auf zwei Faktoren zurückzuführen: Erstens handelt es sich in der Lehre vom Stoffwechsel u. s. w. stets um sehr verdünnte Lösungen, und gerade für solche sind die aus der Erweiterung des Avogadroschen Satzes sich ergebenden Konsequenzen für die Theorie der Lösungen bindend, zweitens spielt gerade bei den hier in Betracht kommenden Prozessen der von Pfeffer aufgefundene, von van't Hoff theoretisch verwertete osmotische Druck eine große Rolle. Dies zeigte sich zuerst bei der Untersuchung von de Vries über die Ursache des Quellens und Zusammenschrumpfens der Pflanzenzellen. Bei der Prüfung, in welcher Weise sich die frische Pflanze von der verwelkenden unterscheidet, fand de Vries, daß die Erscheinung auf Wasseraufnahme bezw. -abgabe des sogenannten Protoplasten beruhe. Es ist dies eine jede Zelle anfüllende elastische Haut, die beim Eintauchen in konzentrierte Salzlösung sich von der Zellwand ablöst und frei in der Zelle als Kugel schwebt. Beim Einsetzen der Zellen in reines Wasser dagegen schwillt der Protoplast auf, erfüllt wieder die ganze Zelle, und es ist wieder Gelegenheit zu erneuter Zellteilung und neuem Wachstum gegeben. Diese Tatsachen finden ihre einfache Deutung durch die Annahme, daß die Haut des Protoplasten eine semipermeable Wand bildet, durch die Wasser zu dem Protplasteninhalt, der aus Pflanzensäuren, Zucker u. s. w. besteht, hindurchdiffundieren kann. In der Tat ergeben die verschiedensten Substanzen unabhängig von ihrer Natur die gleichen Wirkungen, wenn der von ihnen ausgeübte osmotische Druck der gleiche ist. Auf dieses Verhalten konnte de Vries daher ein Verfahren zur Erkennung isotonischer Lösungen gründen. Die Wichtigkeit des osmotischen Druckes für das Wachstum der Pflanze wird dadurch zur Genüge erwiesen. In vollständig analoger Weise macht sich der osmotische Druck auch bei den Vorgängen im tierischen Organismus geltend, die wiederum als Maß für die Größe des Druckes verwandt werden können. Ich erinnere an das Verhalten der roten Blutkörperchen in defibriniertem Blut, die je nach der Konzentration ihren roten Blutfarbstoff abgeben oder ihn in stärkeren Lösungen behalten, dafür aber zu Boden sinken. Von den höchstorganisierten bis zu den niedrigsten Lebewesen ist eine ähnliche Einwirkung zu erkennen, so daß ebenso das menschliche Auge wie die kleinsten Bazillen gegen osmotische Einflüsse empfindlich sind.

Von hervorragendem Interesse aber sind die Beobachtungen, die Loeb in Chicago an Seeigeleiern gemacht hat. In unbefruchtetem Zustande gehen diese nämlich im Meerwasser stets zu Grunde. Dagegen gelang es dem amerikanischen Physiologen, sie zur Weiterentwicklung bis zur beginnenden Bewegungsfähigkeit dadurch zu zwingen, daß er sie für einige Zeit in Lösungen erhöhter Konzentration brachte. Aus der zuerst verwandten Chlormagnesiumlösung wurde anfangs auf eine spezifische Wirkung dieses Salzes geschlossen, jedoch zeigte es sich auch hier, daß die gleiche Einwirkung vollkommen unabhängig von der chemischen Natur der angewandten Substanz stattfand, man mochte Zucker, Harnstoff oder beliebige Salze zur Erzeugung des hohen osmotischen Druckes benutzen.

Einen weiteren Aufschluß bei physiologisch wichtigen Problemen hat die physikalische Chemie auf dem Gebiete der Enzyme gegeben. Nachdem Buchner gezeigt hatte, daß sich aus der Hefe durch bloßes Abpressen ein Hefepreßsaft gewinnen ließ, der keine lebende Hefe, sondern nur noch ein Enzym, die Zymose, enthielt, aber seine Gärkräft unverändert behalten hatte, lag es nahe, in den Enzymen Katalysatoren zu erblicken, die nicht in die Reaktion selbst eingehend und ohne den Endgleichgewichtszustand zu verschieben, die Reaktionsgeschwindigkeit erheblich beeinflußten. Für solche Katalysatoren gilt der Satz, daß sie stets in beiden Richtungen beschleunigend wirken können. Es war demnach vorauszusehen, daß ein solches Enzym ebenso wie es z. B. Spaltung bewirkte, in gleicher Weise auch den Wiederaufbau aus den Spaltungsstücken bewirken müsse. In der Tat liegen bereits Mitteilungen von Emmerling vor, dem es gelang, mit Hilfe der Maltose das Amygdalin in Mandelsäurenitrilglukosid und Glukose zu zerlegen und aus diesen beiden Verbindungen wieder zu synthetisieren. Diese Reaktionen sind besonders wichtig deshalb, weil einerseits es mit Hilfe der Enzyme möglicherweise gelingen kann, zu Synthesen komplizierter organischer Verbindungen zu kommen, die sich auf anderm Wege nicht ermöglichen ließen, zweitens aber deswegen, weil man hierbei anscheinend den gleichen Weg geht, den die Pflanze selbst in ihrem Organismus zum Aufbau hochmolekularer Substanzen beschreitet.

Fassen wir nunmehr die bisherigen Resultate zusammen: Die auf der Atomhypothese basierende mechanistische Weltanschauung stellt sich heute nicht zum wenigsten auf Grund der neueren Ergebnisse physikalisch-chemischer Forschung als ein überaus stolzer Bau dar. Das Problem der Urmaterie, das Viktor Meyer noch im Jahre 1895 auf der Heidelberger Naturforscherversammlung als das erst später Zukunft vorbehaltene Endziel aller Atomistik dargestellt hatte, dürfen wir heute als im Grunde gelöst ansehen. Die großen Erfolge bei der Anwendung physikalisch-chemischer Vorstellungen auf physiologische Fragen lassen für eine nahe Zukunft weitere Fortschritte als sicher erscheinen. Es dürfte kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß auch die Synthese der kompliziertesten Verbindungen des Eiweiß glücken wird. Die atomistische Hypothese hat sich in geradezu staunenswerter Weise an alle neuen Forschungsergebnisse anzupassen verstanden und damit immer wieder von neuem als denkbar brauchbarste und anschaulichste Theorie bewährt.

Wie steht es nun aber mit der allerletzten Frage, dem Rätsel des Lebens? Reicht die mechanistische Weltanschauung auch zur Lösung der letzten Welträtsel aus? Hierauf muß die Antwort lauten: nein! Denn nehmen wir selbst an, die Synthese des Eiweiß wäre gelungen, das Protoplasma künstlich dargestellt. Was hätten wir damit erreicht? Doch nur die Herstellung des toten Protoplasmas, nicht des lebenden. Betrachten wir doch einmal die bisherigen Erfolge der Atomistik auf physiologische Probleme näher. Gewiß wirkt bei den Versuchen von de Vries die Zellhaut als semipermeable Membran, gewiß diffundiert da das Wasser nach den Gesetzen des osmotischen Druckes, aber ist das eine

Lebenserscheinung? Gewiß wirkt das Auge, streng den Gesetzen der Optik gehorchend, als Camera obscura. Das Licht wird in bekannter und genau berechenbarer Weise durch die Linse gebrochen und das Bild auf der Netzhaut entworfen wie auf der Mattscheibe eines photographischen Apparates, aber hierbei verhalten sich ja die Zellen, das Auge vollständig passiv. Es sind dies ja gar keine Lebenserscheinungen. Alle diese Vorgänge können wir ja auch hervorrufen an der toten Membran, am toten Auge. Lebenserscheinungen sind das Wachstum der Pflanze, die Wahrnehmung des auf der Netzhaut entworfenen Bildes. Hier versagt die Atomistik, denn die exakt naturwissenschaftliche Forschung beantwortet stets nur das „Wie", nicht das „Warum". Daraus entnehmen wir: Der Materialismus allein genügt nicht, uns ein vollständiges Weltbild zu liefern. Er bietet uns nur die eine Hälfte des Problemes. Er betrachtet die Vorgänge der Außenwelt und zieht daraus seine Schlüsse auf den Menschen und dessen Innenleben. Daß diese Methode nicht zu richtigen Resultaten führen kann, leuchtet ohne weiteres ein. Denn das primär Gegebene ist das Selbstbewußtsein, das bei der mechanistischen Weltanschauung durchaus an zweite Stelle gerückt ist. Und doch bleibt auch heute noch der Fundamentalsatz des Descartes bestehen: cogito, ergo sum. Die Vorgänge der Außenwelt werden uns durch unsre Sinnesorgane vermittelt. Wir nehmen aber erst davon Kenntnis, nachdem die Sinnesempfindungen sich in noch gänzlich unbekannter Weise in Vorstellungen umgewandelt haben und so uns zum Bewußtsein gekommen sind. Von dieser Ueberlegung muß daher die weitere Entwicklung ausgehen, die Psychologie muß der physikalisch-chemischen Beobachtung der Außenwelt zu Hilfe kommen.

Allerdings ist man in der Psychologie auch heutzutage noch nicht sehr weit gekommen, vor allem, weil in erster Linie noch jedes quantitative Maß für psychische Vorgänge fehlt. Aber es ist sehr wohl denkbar, daß eines Tages auch auf diesem Gebiete der Fortschritt so groß ist, daß beide Disziplinen sich ergänzen. Es ist, um ein wohl von Schopenhauer gebrauchtes Gleichnis anzuwenden, wie in einem Bergwerke, wo die Arbeiter von zwei Seiten her in Stollen vordringen, bis schließlich durch das Gestein der eine die Hammerschläge des andern vernimmt.

Und dazu wird es über kurz oder lang einmal kommen. Denn der Gedanke, den die Naturwissenschaft des letzten Jahrhunderts der Menschheit als unverlierbaren Besitz erworben hat, ist das Prinzip der stetigen Entwicklung, derjenigen Entwicklung, die den Fortschritt in sich trägt. „Es hat die Zeit gegeben," heißt es in dem schönen Vortrage von Bunge über Vitalismus und Mechanismus, „es hat die Zeit gegeben, wo verständnislos im Urmeer umherwimmelnde Infusorien die einzigen empfindenden Wesen auf diesem Planeten waren, und es wird die Zeit kommen, wo ein Geschlecht unsre Erde beherrscht, das uns in seinen geistigen Gaben ebenso hoch überragen wird als wir mit unserm Verstande den Infusorien überlegen sind, die als erste Bewohner unsers Planeten das Urmeer belebten. Der Fortschritt der Wissenschaft aber ist unbegrenzt."

Das vergangene Jahrhundert hat uns einen staunenswerten Aufschwung der gesamten Naturwissenschaften gebracht, aber Hand in Hand mit dieser rapiden Entwicklung ging auch eine immer zunehmende Zersplitterung und Spezialisierung der einzelnen Wissenszweige. Die neuesten Forschungen zeigen dagegen deutlich wieder das Bestreben, an Stelle der Dezentralisierung die Zentralisierung zu setzen und wieder volle Einheitlichkeit zu gewinnen. Man hat das verflossene Jahrhundert die Zeit der Naturwissenschaften genannt, das neue, an dessen Schwelle wir stehen, verspricht das Zeitalter der einen umfassenden Naturwissenschaft zu werden.

Ist Gottfried Kinkel zum Tode verurteilt worden?[1]

Von

Regierungsrat **Dr. Joseph Joesten** (Bonn).

Seit den Befreiungskriegen hat der Rhein, Deutschlands nationaler Strom, seine eignen Sänger gehabt, deren unvergängliche, von deutschem Nationalgefühl durchwehte Lieder von Mund zu Mund gehen. Die meisten dieser Dichter, wie Geibel, Freiligrath, Wolfgang Müller, Simrock, Pfarrius, Rittershaus, hat das deutsche Volk in den letzten Jahrzehnten durch würdige Denkmäler in Erz und Stein verewigt: als Restschuld ist ihm die Ehrung des unvergeßlichen Rheinsängers und Dichters des „Otto der Schütz“ geblieben.

Gottfried Kinkel! Was liegt nicht alles in diesen beiden Worten für deutsches Empfinden! Hat doch der auf seinen Lebenspfaden schwer genug geprüfte Dichter noch im Exil keinen sehnlicheren Wunsch gehabt, als daß man ihn wieder zum Deutschen werden ließe mit Deutschen! Ist auch der Dichter schon vor Jahrzehnten fern von seiner rheinischen Heimat heimgegangen, so lebt sein Name und sein Lied im deutschen Volke doch unvergänglich fort, das mit treuer und inniger Teilnahme seinen Lebensgang auch immer begleitet hat.

Mit Genugtuung erfüllt es daher das Herz jedes Deutschen, daß man der Ehrenpflicht gegen den Dichter sich endlich bewußt geworden ist und daß ein großer Kreis von deutschen Männern aller Stände und Parteien des In- und Auslandes die alte Ehrenschuld abzutragen sich entschlossen hat, um dem Rheinsänger in seinem Geburtsorte Obercassel bei Bonn am Rhein ein würdiges Denkmal zu setzen.

Der im Januar d. J. veröffentlichte Aufruf zur Errichtung eines Kinkel-

[1]) Abdruck von Teilen dieses Artikels mit Quellenangabe gestattet.

denkmals hat denn auch, wie vorauszusehen war, in allen Teilen des deutschen Vaterlandes und im Auslande begeisterte und opferwillige Aufnahme gefunden.[1]) Nicht das, was die Menschen bei der Beurteilung und Wertschätzung des Mannes trennt, sondern was sie eint und alle an ihm freut, seine Sangeskunst, hat die Freunde der Denkmalsache zusammengeführt. Da das Interesse für den vornehmen Herold des Rheinstroms hiermit immer mehr in den Vordergrund getreten ist und in dieser Zeitschrift in den letzten Jahren mehrfach ungedruckte Briefe aus der Zeit der Gefangenschaft Kinkels in Rastatt gebracht worden sind,[2]) so glaube ich, Ihren Lesern und der Oeffentlichkeit einen Dienst zu erweisen, wenn ich an der Hand einiger Briefe Kinkels eine bisher noch wenig beachtete Tatsache aus seinem Leben ein- für allemal klarstelle.

In vielen, selbst wissenschaftlichen Geschichts- und Literaturgeschichtswerken ist Kinkel als „zum Tode verurteilt" bezeichnet worden. Noch in der neuesten Auflage seiner „Allgemeinen Weltgeschichte", Band 15, S. 398, schreibt Georg Weber, „daß der Dichter Gottfried Kinkel von der über ihn verhängten Todesstrafe befreit und nach einer preußischen Zwangsanstalt abgeführt worden sei."

Wir sind in der glücklichen Lage, den Tatbestand auf Grund uns vorliegender eigenhändiger Briefe und Abschriften von Briefen Kinkels für die Geschichtsschreibung festzulegen.

Wir verdanken diese Mitteilungen dem damaligen preußischen Pionier Johann Daniel Moog aus Trarbach, der im Jahre 1849 als Schreiber auf der Rastatter Kommandantur dem gefangenen Dichter näher getreten und auch die Gattin Kinkels, Johanna, treu mit Nachrichten über ihren unglücklichen Gatten versehen hat. J. Trojan hat schon vor einigen Jahren Auszüge aus diesem Briefwechsel, wie ich den Mitteilungen Moogs entnehme, in der Nationalzeitung veröffentlicht. Der alte Kamerad Moog hat sich nun die Mühe gemacht, alles auf Kinkel Bezügliche sorgfältig aufzubewahren und einen Brief Kinkels an seine Gattin Johanna, d. d. Rastatt, Fort A, 28. September 1849, den der Festungskommandant von Gansauge wegen einer von ihm beanstandeten Stelle nicht zur Beförderung gelangen ließ, abzuschreiben.

Kinkel war bekanntlich am 29. Juni 1849 in dem Gefecht bei Muggensturm[3]) am Kopfe verwundet, in Gefangenschaft geraten und zuerst nach Karlsruhe und von da in die Kasematten Rastatts übergeführt. Auf seine Begeisterung für das Evangelium der Völkerfreiheit sollte ewige Nacht des Kerkers die Antwort

[1]) Der Verfasser ist zur Entgegennahme von Beiträgen für den Kinkel-Denkmalfonds gern bereit.

[2]) 1899 Januarheft. 1901, Januar- und Februarheft. 1902 Januarheft. Deutsche Revue 1894.

[3]) Man braucht kein Realpolitiker nach heutigem Schnitt zu sein, um zu erkennen, daß die pfälzisch-badische Erhebung eine Zeitwidrigkeit gewesen ist, sagt Scherr. Denn was nicht einmal im März 1848 gelingen konnte, weil die Deutschen zum Revolutionsmachen weder Hang noch Schick haben, mußte im Mai 1849 unbedingt mißlingen.

derer sein, die nicht ahnen, daß der Mensch ewig dem Lebenssterne seiner Entwicklung folgen muß, bis er an seinem Ziele durch rastloses Streben vom Schatten zum Licht gelangt ist.

Die Festung Rastatt, deren Kommandant Tiedemann und deren Offiziere von Biedenfeld, der alte Bönning, der Pole Mniewski und mehrere andre kriegsrechtlich erschossen wurden, ergab sich am 23. Juli auf Gnade und Ungnade dem Großherzog von Baden durch folgende Kapitulationsverhandlung:

Verhandelt
im Lager zu Niederbühl am 23. Juli 1849.

Es erschienen unter heutigem Dato als Abgesandte der Besatzung der Festung Rastatt, die in den beiliegenden Documenten als Oberst von Biedenfeld und Oberstlieutenant Otto Corvin Wiersbitzki bezeichneten mit Vollmacht ausgerüstet, um über die Uebergabe der Festung Rastatt zu unterhandeln.

Als Bedingungen wurden festgesetzt:

1. Die Besatzung unterwirft sich auf Gnade und Ungnade Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Baden und ergiebt sich den vor der Festung stehenden Preußischen Truppen. Sie nimmt dabei die Gnade Sr. Königl. Hoheit in Anspruch, die andern Truppen unter ähnlichen Verhältnissen bewilligt sein soll. Eine feste Zusage kann der kommandierende General nicht geben, wird aber seine gestern gegebene Verheißung zu erfüllen bemüht sein.

2. Heute Nachmittag um 4 Uhr wird das Fort C. den Preußischen Truppen übergeben, welche zum Ottersdorfer Thor einrücken und von einem Offizier der Besatzung werden geführt werden. Dieser Offizier meldet sich schon in Rheinau bei dem Oberst von Rommel.

3. Die Besatzung rückt in 3 Kolonnen heut um 5½ Uhr und zwar möglichst gleichmäßig verteilt aus, voran die Artillerie, dann Linie, dann Volkswehr; die Kavallerie zu Fuß unter Zurücklassung der Pferde.

4. Auf dem Glacis werden sämmtliche Waffen abgelegt; das Gepäck der Offiziere wird auf Wagen aus der Festung unter Preußischer Bedeckung nachgeführt. Die höhern Führer können zu Pferde sein.

5. Der Kommandant übergiebt einem Preußischen Offizier, welcher um 2½ Uhr sich bei der Festung als Parlamentair ankündigt, das Verzeichnis sämmtlicher vorhandenen Truppentheile, nach Waffen geordnet, sämmtlicher Geschütze, Gewehre, Munition, Provision, Pläne und Alles dessen, was zur Ausrüstung der Festung gehört.

6. Die Preußischen Truppen werden um 4½ Uhr am Iffezheimer Walde bei Niederbühl und an der Carlsruher Straße im Niederrastätter Walde stehen und die Besatzung daselbst in Empfang nehmen.

7. Die Bürgerwehr legt heut um 2½ Uhr Mittag auf dem Rathhause die Waffen ab.

Im Auftrage des comandirenden General des II. Corps der Rhein-Armee
Generallieutenant Graf von der Groeben
v. Alvensleben.
Major im General-Stabe.

v. Biedenfeld — Oberst.
Corvin Wiersbitzki — Oberstlieutenant.

*

Kinkel und seinen Verteidiger hatte man in Rastatt in dem Glauben gelassen, daß er nach dem milden badischen Gesetze beurteilt werden würde, unmittelbar vor dem Kriegsgericht aber das strengere preußische Gesetz als das maßgebende erklärt. Ein Offizier in Freiburg, wo die Gattin Kinkels bei dem kommandierenden General von Hirschfeld vorstellig geworden war, ging sogar so weit, der unglücklichen Frau zu erklären, das Kriegsgericht werde Kinkel zum Tode verurteilen, und nur die Gnade des Königs könne ihn retten. (Vergl. Otto Henne am Rhyn, Gottfried Kinkel. Zürich 1883, S. 51 und 52.)

Als Kinkel am 4. August nach der Verhandlung des Kriegsgerichts in die Kasematten zurückgekehrt war, müssen ihn auch bange Ahnungen erfaßt haben, es könnte dennoch ein Todesurteil ausgesprochen werden, da in diesem Augenblicke die ergreifenden Gedichte „Vor den achtzehn Gewehrmäulern" und „Mein Vermächtnis" sich von seiner gequälten Seele lösten.[1])

Die Bestätigung des auf lebenslängliche Festungshaft lautenden Urteils blieb unbegreiflicherweise sehr lange aus. Wie die Gattin Kinkels genügend klargestellt hat (vergl. Henne am Rhyn a. a. O., S. 55), konnte der Grund kein andrer sein, als daß die Feinde Kinkels den König bestürmten, das Urteil entweder zu verschärfen oder zu kassieren und hierdurch ein Todesurteil herbeizuführen. Es kam bekanntlich anders.

In diese schwere Zeit fällt die Niederschrift des vorhin erwähnten, von dem Kommandanten beanstandeten Briefes des gefangenen Dichters an seine Gattin, in dem wir den Dichter als den Verkünder des bekannten Verses aus „Otto der Schütz": „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann" sogleich wiedererkennen, und der eine seltene Seelenstärke und bewunderungswürdigen Lebensmut mit des Gatten unentwegter Liebe zu Weib und Kindern zum innigen Ausdruck bringt. Dieser Brief hat folgenden Wortlaut:

---

[1]) Johanna Kinkel schrieb am 5. Juli 1849 an eine Freundin: „Er ist fröhlich und ungebeugt auch im Angesicht des Todes. Ihn straft man nicht, wenn man ihn zum Märtyrer macht. — Aber Kinkels Tod stürzt uns in Verzweiflung." Am 27. August: „Was ich leide in diesem Schwanken zwischen Rettungsträumen und Todesangst, mag ich Dir gar nicht schildern. — Gott, wie ist es möglich, daß man diesem himmlisch gütigen, liebevollen, prächtigen Menschen das Leben nehmen könnte!"

Rastatt, Fort A, den 28. Sept. 1849.

Liebe treue Johanna!

Gestern früh hatte ich einen Brief voll von Ruhe und Heiterkeit an Dich angefangen, aber ich zerriß ihn, weil seitdem eine Veränderung in meiner Lage eingetreten ist, die mir sehr leid thut. Ich bin nähmlich aus Bastion 30 in eine andere Abtheilung des Fort A, warum weiß ich nicht, versetzt worden und ging gestern nach Tische hierhin ab. Du weißt, wie froh jenes kleine, aber heitere Zimmer mich gemacht hatte: ich war dort so glücklich, als man überhaupt in der Haft sein kann. Es lag hoch, man sah über den weiten Hof, der stets von Menschen belebt war, man durfte lange spazieren gehen und in dieser schönen Herbstsonne unter einer Gruppe grüner Bäume ausruhen. Sonne und alle Gestirne grüßten dort fröhlich hinein, und Nachts, in schöner milder Stille, ließen die Kerkermauern sich vergessen, auch sah man in nun einmal uns bekannt gewordene freundliche Gesichter. Und vor allem war mir der Ort werth, weil ich Dich dort zum letztenmale gesehen, weil Dein Bild dort noch zu schweben schien, wo Du den letzten Scheidegruß mir zugewinkt. So hatte die Gewohnheit mir jeden Stein, jede Spinne am Fenster, jedes Häkchen, wo man ein Kleidungsstück hinhängte, lieb gemacht — und Du weißt, wie treu ich im praktischen Leben dem Gewohnten bin und an wechsellosem Besitz mich erfreue. Aus dem Allen bin ich nun herausgerissen, und über das Weswegen zu fragen hat freilich kein Gefangener Recht! wenigstens keiner im meinem unglücklichen Mittelzustand zwischen Untersuchungs- und Strafhaft. Der Raum, wo ich jetzt bin, ist allerdings groß und schön, aber er liegt bei einer Küche, wie ich vermuthe, und es wird darin noch von Bauhandwerkern gearbeitet: so dringt Nacht und Tag ein farbenloser Lärm ans Ohr. Wie der Spaziergang beschaffen ist, werde ich heut erst erfahren.

Das die Kehrseite. Auch das Gute will ich nicht verschweigen. Der Raum ist hell, obwohl er sein Licht durch Schießscharten empfängt, und bietet durch die große mittelste, für ein Geschütz bestimmte, einen Blick auf die grünen Wälle und darüber hinaus auf einen schönen blauen Bergstreifen, der jetzt im kühlen Morgennebel vor mir liegt. An sich ist Alles im Innern schöner und neuer als dort; auch scheint das Zimmer, das 15 Fuß Quadrat hat (größer als die obere Stube im elterlichen Hause), mir sehr gesund zu sein, da seine Außenwand nach Süden liegt und von der Sonne den ganzen Tag beschienen wird. Nur die Zugluft ist stark hier, obwohl alle Oeffnungen gut schließen, und man muß mit Offenstehen der Fenster etwas vorsichtig sein. Doch habe ich das durch Verstopfen des Loches für die Ofenröhre schon größtentheils beseitigt. Mein Schreibzeug, das ich von dort mitzunehmen versäumte, werde ich verlangen und zuverläßig erhalten, die übrigen Bequemlichkeiten, mein reinliches Bette, Koffer u. s. w. sind von dort mit hierher transportiert worden. Ich habe den Grundsatz, ein fliehendes Glück nie krampfhaft festzuhalten, sondern dem Neuen gefaßt und frisch entgegenzutreten. Diesem Grundsatz nach werde ich auch hier heimisch zu werden suchen: hat doch selbst das häßliche Gefängniß, wo ich zuerst war,

am Denken und Arbeiten mich nicht hindern können. Uebrigens dürfte nun doch die längste Frist vorüber sein bis zur Bestätigung meines Urteils, und wenn diese eintrifft, so ändert sich ja doch alles wieder und wie Du mit Platen so schön sagst: „schlimmre Zeiten werden kommen, die wir auch sodann ertragen!“ Vielleicht ja auch beßere, für uns wenigstens!

Und nun, nachdem ich Dir mein Gefühl ausgesprochen, Dich wie einen Stern über der ruhelosen Flut meines Innern aufgehen lasse, fasse ich mich wieder in Gleichmuth. Auch mit dieser Veränderung werde ich fertig werden, und bitte Dich, daß Du Dich meinetwegen nur niemals grämen mögest. Dein letzter Brief vom 16., begleitet von dem Bericht des Kleinen über des Vaters Jubiläum, zeigte Dich mir, wie ich Dich wünsche, resignirt, aber geistig frei und ohne Trotz, doch fest und klar. Freilich beweist er mir auch wieder, wieviel ich an Dir und den Kindern entbehre. Nicht die Gefangenschaft ist hart, nur die Trennung: das äußere Entbehren an Bequemlichkeit &c. ist theils nicht vorhanden, theils nicht drückend. Da man auf die äußere Gesellschaft nicht Rücksicht zu nehmen hat, fällt vieles unter den Gesichtspunkt des Luxus, was sonst unentbehrlich schien. Darum lebe Du Dein Leben zwischen Kindern, Blumen und Kunst nur mit voller Kraft und ohne Gram um mich durch. Von neuen Sachen bedarf ich gar nichts; als Mantel habe ich einen alten Soldatenmantel octroyirt bekommen, der ganz ausreicht, so lange ich in Baden bin, und bei einem etwaigen Transport ist der Schlafrock über dem Rocke doch wärmer als der Mantel. Auch sonstige Winterkleider, Fußteppich u. s. w. sind nicht nöthig. Wollene Strümpfe schicke erst dann, wenn bis zum 20. Oktober mein Geschick noch immer nicht entschieden ist, oder ich überhaupt noch hier verweile. Diesen füge alsdann ein paar Handschuhe bei, die allenfalls auch anständig zu tragen sind. Mein Rheumatismus scheint eher abzunehmen, als daß er Fortschritte macht. Die Haft ist grade gut dazu, alles Alte allmählig aufzutragen: und ich will lieber, wenn ich einmal wieder frei werde, dann nach der Mode Alles neu machen lassen, die dann (Gott weiß welche) unsre untermondliche, aber doch dem Monde sehr unterworfene Welt regiert. Von jener Kerkermattigkeit, die unser Kölner Freund G. nach einigen Monaten Haft spürte, merke ich glücklicherweise bis heute noch nichts, es müßte denn das sein, daß jedes Hinaustreten an die Außenwelt mich einen Augenblick verdumpft, so gestern der Transport hierher. Doch das wird leicht wieder abgeschüttelt, sobald erst das Leben wieder zu vollen Tafeln geistigen Verkehrs ladet.

Es muß Dich nicht befremden, wenn meine Briefe kürzer und inhaltsloser sind, als die Deinigen. Das, was der Gefangene besitzen kann, Gefühl und Gedanke, das läßt sich in vollem Maß nur Aug in Auge austauschen; Thatsachen aber hat er ja nicht mitzutheilen! Darin bist Du nun reicher, und ich bitte Dich von Herzen, mich hiemit wie bisher ausführlich zu bedenken. Wenn Du wüßtest, welche Wonne mir jedesmal die ausführlichen Nachrichten von den Kindern geben, wie schmerzlich-süß, wenn mich bei ihnen der Gedanke faßt, daß eins derselben mir sterben könnte, ehe ich Euch wiedersähe! Es ist mir sehr

lieb, daß Du mit den Kindern fleißig ausgehst, wie Du von dem Gange nach Endenich[1]) erzählst. Auch was Du von unserer Phyllis erzählst, hat mich entzückt. An Auguste hatte ich gestern einen Brief ganz fertig geschrieben, aber da er eine Stimmung aussprach, die sich heute seit meiner Versetzung hierher verdunkelt hat, zerriß ich ihn mit dem an Dich. Gleichfalls die Notiz über die Mutter als Ninon d'Enclos war anbei zählbar. Was Du über die Heimathlosen schreibst, entzückt mich: ich habe übrigens ähnlich im Stillen mir's gedacht, auch geahndet, daß Dir von dort eine geistige Erquickung kommen werde. Schreibe mir doch auch, wenn's angeht, was Du selbst jetzt componirst oder unter der Feder hast.

Ich ende hier diesen Brief. Das Geld (5 rt.) die Du beischlossest, sind mir sofort von Seiten des Hrn. Commandanten zugestellt worden: ich reiche schon noch eine Weile damit. Gegen den 8. Oktober bitte ich um eine neue Sendung, vorausgesetzt, daß Du Dir gut helfen kannst. Das nächstemal schreibe ich Dir, soweit es meine Armuth an Erlebnissen möglich macht, ausführlicher, frischer und gewiß auch fröhlicher, hoffentlich auch wieder mit ordentlichem Schreibzeug. Das Bildchen mit Deiner Wohnung steht stets vor meinen Augen in der Geschütz-Schießscharte. Grüße die Eltern, küsse alle Kinder von mir. Ich bin in Noth und Tod Dein getreuer Mann

Kinkel.

28. Sept., 9 Uhr.

Bis hierher hatte ich diesen Brief geschrieben, als der Commandant Herr von Weltzien nebst einem General-Auditeur und einem Lieutenant bei mir eintraten und mir das Urtheil des Kriegsgerichts publizirten. Es lautete auf lebenswierige Festungsstrafe. So ist vom Kriegsgericht ausgesprochen: Das General-Auditoriat in Berlin hat Kassation des Kriegsgerichts beantragt, weil dasselbe auf Todesstrafe hätte erkennen müssen. Durch Cabinetsordre vom 3. hat aber der König diesen Antrag verworfen und aus Gnade, wie in der Cabinetsordre ausdrücklich stand, das Urtheil nur bestätigt, mit der bittern Modification, daß die Festungshaft in einer Civilstrafanstalt abgebüßt werden soll, wodurch ich die Vortheile größtentheils verliere, welche stets an die Festungshaft sich knüpfen. Als Strafort ist mir Groß-Naugard oder Naugard, glaube ich, bestimmt. Meine geographischen Kenntnisse reichten nicht so weit, diesen Ort zu kennen: man sagte mir, es liege in Pommern. Heute um 1 Uhr werde ich von hier auf der Eisenbahn ab-

---

[1]) Dorf am Fuße des Kreuzberges bei Bonn. Das dort an der Landstraße gelegene trauliche Wirtshaus „Zum Haideweg" war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Sammelpunkt bedeutender Geister. Als Kinkel in Bonn Universitätslehrer war und sich um ihn der in der deutschen Literaturgeschichte unter dem Namen „Der Maikäferbund" bekannte Dichterkreis scharte, wurden hier die Festessen zur alljährlichen Feier des Stiftungsfestes des Maikäferbundes abgehalten; hier war es, wo Kinkel seine Zuhörer durch den Vortrag seiner größeren Dichtungen, wie u. a. des „Grobschmied von Antwerpen" entzückte.

geführt und gehe so an Dir (wenn's nicht über Frankfurt geht) vorbei, ohne daß Du es ahnest. Um 12 Uhr werde ich noch einmal Essen aus dem Schwanen erhalten und zum letztenmale rheinischen Wein trinken. Den Vormittag verbringe ich mit Packen meines Koffers, der mich begleitet.

So ist denn nun der Schlag geschehen, und wie jedes Unglück, das eine bestimmte Gestalt gewinnt, hat er mein Herz über sich selbst hinausgehoben und von der Dumpfheit dieses Wartens befreit. Das Urtheil ist härter als ich glaubte erwarten zu dürfen, aber es ist hiermit auch das schärfste nun einmal ausgesprochen, und von diesem Punkte ist nur noch Milderung möglich, nicht mehr Schärfung. Was jetzt geschehen muß, ist klar. Auf vielen Punkten meiner frühern Thätigkeit als Schriftsteller und Poet müssen die verschiedenen Klassen der Nation an mich erinnert werden, so daß der Wunsch, mich frei zu wissen, überall erwacht und laut wird. Der General-Auditeur sagte mir, zur öffentlichen Verhandlung in Köln[1]) werde ich schwerlich kommen, sondern das Urtheil mir nach Naugard mitgetheilt werden. Denn Naugard wird wol der Name sein, nicht Großnaugard, Großnaugard ist der alte deutsche Name für Nowgard, und nach Rußland wird's vor der Hand noch nicht gehen. Jedenfalls bin ich froh, aus Rastatt weg zu kommen und wieder im engern Vaterlande zu sein. Das Eine kann ich Dir nun nicht ersparen: Du wirst mich sofort in Naugard besuchen und darauf hinwirken müssen, daß mein äußeres Leben human und vor Allem gesund sich regelt. Frauen vermögen in diesem Stücke viel. Jetzt mußt Du ohnehin mit mir überlegen, ob Du nicht in einer Stadt, die mir näher ist, Dich ansiedeln willst, worauf auch der Herr Commandant freundlich hindeutete. Ich hoffe also, trotz der weiten Reise, die übrigens bis Stettin ganz zu Eisenbahn gemacht werden kann, Dich bald bei mir zu sehen. Dort wird es leichter sein, mich zu sprechen. Jetzt dürfte doch am Ende der Plan, nach Berlin zurückzukehren, von Dir wieder aufnehmbar sein. Sehr nöthig habe ich jetzt dort Geld, und bitte Dich, mich damit zu versorgen. Hier im Schwanen lasse ich meine Rechnung stehen, welche an Dich eingesendet werden soll. Im Uebrigen bin ich für die Reise noch mit Geld versehen.

Dem Commandanten habe ich für sein Wohlwollen noch gedankt, ehe er mein Arrestlokal verließ. Die nöthigen Winterbedürfnisse, Fußteppich, meinen Mantel, ein paar Strumpfbänder (welche, die Du getragen hast), und wollene Strümpfe bringe Du mir mit. Du fühlst wohl selbst, daß ich nicht disponirt sein kann, sofort hinterher mein Ruflexikon zu machen: ich muß diese Thatsache erst in mir verarbeiten. Da es nichts giebt, was mich gänzlich verwirren könnte, habe ich die Verkündigung ohne schnellern Herzschlag angehört, und wenn es

---

[1]) In Köln hatte sich Kinkel wegen des denkwürdigen und abenteuerlichen Zuges der Bonner Freischärler zur Erstürmung des Zeughauses zu Siegburg vom 10. Mai 1849 noch zu verantworten. Die Verhandlungen vor dem Kölner Assisenhofe vom 29. April bis 2. Mai 1850 endeten bekanntlich mit der Freisprechung Kinkels, dessen Verteidigungsrede als ein Muster der Rhetorik bekannt ist.

ein Todesurtheil gewesen wäre, würde wohl auch der Puls nicht rascher gegangen sein. Nur dann, wenn in die lange, lange Haft mir gemeldet wird: Gestern starb Dein Sohn — gestern Deine Tochter — heut früh Deine Mutter — dann will ich in den Schmerz versinken, wie ich oft als Taucher in meinen schönen grünen Rhein mich versinken ließ. Heute will ich noch nicht mich grämen, weil für eilf Freischaarentage man mein Leben inmitten seiner Kraft vernichtet. Die Welt spricht nach den Richtern ihre Urtheile, und die Instanz ist oft viel anders als die erste Gerichtsstelle. Ich will meine Koffer packen und dann noch einige Zeilen hinzufügen. Nochmals, ich bin wenigstens froh, daß man endlich weiß, woran man ist!

Um halb 12 Uhr. Die Stunde meiner Absahrt nähert sich. Ich bin fertig: meinen Koffer habe ich gepackt und danke für Deine Vorsicht, mir damals den größeren hier zu lassen. Ein Wechselhemde und was zur Reinlichkeit unumgänglich Nachts nöthig, nehme ich in einem kleinen Bündelchen mit. Erst heute scheide ich nun ganz aus den Lebenden ab, erst heute schließt sich wirklich der Kerker hinter mir. Die badischen Offiziere, die wie Corvin verurteilt sind, andere Männer, welche in Gefechten mehrmals commandirt haben, bekommen 10 Jahr, ich werde für das Leben ausgestrichen. Die Person verschwindet: stat magni nominis umbra. Und doch bin ich heute froher als gestern, denn der Würfel liegt nun, und alles Ungewisse hat ein Ende. Heute aber, wo ich jedenfalls auf lange Zeit vom Leben scheide, sei noch einmal und aus voller Seele Dir Dank gesagt für Deine Treue. Ich habe nur Ein Glück in meinem furchtbar düstern Leben gehabt, in all seinen Entbehrungen, unter allen Zurücksetzungen und Ungerechtigkeiten, und dies Glück warst Du.

„Ich besaß es doch einmal,
Was so herrlich ist!“ —

Ich habe mich besonnen. Du sollst nicht sofort nach Naugard zu mir kommen, sondern warte von dort zuvörderst einen Brief von mir ab. Ich muß mir mein Schicksal dort erst ansehen, erst dann kann ich mit Ruhe und Weisheit bestimmen, was ich bedarf. Aber kommen mußt Du, mache Dich also zur Reise bereit, sprich auch im Rheinlande und vor Allem zu Berlin mit den Freunden, was Du jetzt am besten thun kannst und verschaffe Dir Empfehlungen nach Naugard. Für den Augenblick muß man wohl am Besten die Hände im Schooße ruhen laßen: genug, wenn wir den großen Schlag verwinden. Jedenfalls erwarte ich von Dir Seelenstärke und Fassung. Man muß sich über unser Unglück keine Illusionen machen, aber man muß es auch nicht als unabwendbar ansehen. Mein Essen kommt, ich muß schließen und diesen Brief an die Commandantur absenden. In allem Schmerz bleibt mir nur ein Gefühl ewig — es ist meine grenzenlose Liebe zu Dir und den Kindern. Muth und Hoffnung! Leb wohl, mein treues Weib! In der Welt und außer ihr Dein

Kinkel.

Aus dem Schwanen hat man mich noch mit Reisegeld, Wein, Fleisch und Backwerk für die Reise versorgt. Die guten Menschen!

*

Auf die Rückseite des Briefes schrieb der Kommandant:

Dieser Brief geht nicht ab, wegen der von mir unterstrichenen Stellen.

R. 2./10. 49. v. Gansauge.

Aus dem Briefe geht also klar hervor, daß Kinkel keineswegs zum Tode verurteilt worden ist, daß vielmehr nur das General-Auditoriat in Berlin die Kassation des Urteils des Rastatter Kriegsgerichts vom 4. August 1849 beantragt hat, „weil dieses seiner Meinung nach auf Todesstrafe hätte erkennen müssen." Durch Kabinettsorder vom 13. September hat der König von Preußen den Antrag abgelehnt und aus Gnade, wie die Order ausdrücklich ausspricht, das Urteil mit der Maßgabe bestätigt, daß die Festungshaft in einer Zivilstrafanstalt abgebüßt werden soll. In Wirklichkeit war aber eine reformatio judicii in pejus für Kinkel eingetreten.

Nachstehend gebe ich den Wortlaut der kriegsgerichtlichen Erkenntnisse gegen Kinkel, wie sie der Kommandanturschreiber Moog damals kopiert hat, wörtlich wieder:

Kriegsrechtliches Erkenntniß.

In der Untersuchungssache wider den Freischaar Wehrmann Johann Gottfried Kinkel erkennt ein vorschriftsmäßig besetztes und vereidetes Kriegsgericht, den Akten und Gesetzen gemäß, hiermit für Recht, daß

der Angeschuldigte Johann Gottfried Kinkel, wegen Kriegsverraths mit Verlust der National-Kokarde und mit lebenslänglicher Festungsstrafe ordentlich zu belegen.

V. R. R. W.

Rastadt, den 4. August 1849.

Das kommandirte Kriegsgericht.

*

Das vorstehende kriegsrechtliche Erkenntniß vom 4. August c. bestätige ich auf Grund der in der Sache ergangenen Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 13. September c. hiermit dahin:

daß der Angeschuldigte Johann Gottfried Kinkel wegen Kriegsverraths mit dem Verluste der National-Kokarde und mit lebenswieriger, in einer Civil-Strafanstalt zu verbüßenden Festungsstrafe ordentlich zu bestrafen.

Hauptquartier Freiburg, den 23. Sept. 1849.

Der kommandirende General des I. Armee-Korps der Königlich preußischen Operations-Armee am Rhein

gez. von Hirschfeld.

Die Richtigkeit der Abschrift attestirt

Freiburg, den 23. Sept. 1849.

Divisions-Auditeur der Garde.

gez. Heymann.

*

G. K. I. A. K. in O. A. a. Rh. Hauptqu. Freiburg, den 25. Sept. 1849.

Durch kriegsrechtliches Erkenntniß vom 4. August bestätigt von mir den 23. September c. ist

der ehemalige Professor und Freischaar Wehrmann Johann Gottfried Kinkel aus Bonn wegen Kriegsverraths zu dem Verlust der National-Kokarde und zu lebenswieriger, in einer Civil-Strafanstalt zu verbüßender Festungsstrafe verurtheilt worden.

Die Königliche Direction ersuche ich hiermit, den genannten Verurtheilten in der dortigen Strafanstalt anzunehmen und zur Verbüßung der rechtskräftig gegen ihn erkannten Zuchthausstrafe[1]) sicher unterzubringen. Beglaubigte Abschrift des bereits publicirten Erkenntnisses und das Signalement des Verurtheilten füge ich ergebenst bei.

Der kommandirende General
gez. von Hirschfeld.

An
die Königliche Direction der Strafanstalt
zu
Naugard.

*

Hiermit dürfte das Märchen der Geschichtsschreiber „von der Todesstrafe Kinkels" endgültig beseitigt erscheinen.

Aus der Untersuchungsgefangenschaft Kinkels liegen mir noch drei weitere Originalschreiben des Dichters vor, die ein getreues Bild aus dem Leben des

---

[1]) Zu Anfang des Oktober 1849 erschien folgende amtliche Bekanntmachung in den Zeitungen:

Der ehemalige Professor und Wehrmann in den Freischaren, Johann Gottfried Kinkel aus Bonn, wurde, weil er unter den badischen Insurgenten mit den Waffen in der Hand gegen preußische Truppen gefochten, durch das zu Rastatt angeordnete Kriegsgericht zu dem Verlust der preußischen Nationalkonkarde und, statt zu Todesstrafe, (merkwürdige Logik des kommandierenden Generals!!) nur zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt. Zur Prüfung wurde dies Urteil von mir dem k. Generalauditoriate, und von diesem als ungesetzlich Seiner Majestät dem König zur Aufhebung überreicht. Allerhöchstdieselben haben jedoch aus Gnaden die Bestätigung des Erkenntnisses mit der Maßgabe zu befehlen geruht, daß der p. Kinkel die zuerkannte Festungsstrafe in einer Zivilanstalt verbüße.

Diesem allerhöchsten Befehle gemäß ist von mir das kriegsgerichtliche Erkenntnis dahin bestätigt: daß der p. Kinkel mit dem Verlust der preußischen Nationalkokarde und einer zu verbüßenden Festungsstrafe zu bestrafen, und ist zum Vollzuge des Erkenntnisses die Abführung des Verurteilten nach dem Zuchthause (noch weniger Logik!) angeordnet worden, was hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht wird.

Hauptquartier Freiburg, 30. September 1849.

Der kommandierende General
der k. preuß. Operationsarmee am Rhein:
v. Hirschfeld.

Gefangenen auf der Festungsbastion 30 zu Rastatt geben und die ich daher dem Leser nicht vorenthalten möchte. Diese Eingaben lauten:

An
die Königlich Preußische Commandantur
zu
Rastatt.

Der hohen Commandantur für meine Versetzung in ein gesunderes Lokal dankend, gestatte ich mir die Bitten:

1. Es möge mir das bei der letzten Visitation mir abgenommene Geld gewechselt zurückgegeben werden, damit ich etwas Wein trinken kann, indem ich von dem feuchten Gefängniß in Fort A mich körperlich angegriffen fühle.
2. Es möge mir Dinte, Federn und Papier gestattet werden, da ich bei der voraussichtlich noch dauernden Verzögerung meiner Urtheilsgenehmigung den Wunsch habe, eine wissenschaftliche Arbeit anzufangen. Ich erkläre mich bereit, was ich schreibe stets controliren zu lassen, zu welchem Zwecke die Bogen des mir auszuhändigenden Papiers einfach vorher gezählt zu werden brauchen. Da meine Haft seit 12 Tagen eine einsame ist, wird man dieses Begehren eines arbeitgewohnten Geistes nicht versagen wollen.
3. Ich ersuche endlich um eine Handvoll Charpie, da meine Kopfwunde, nahe daran sich jetzt zu schließen, keinen Arzt mehr, sondern bloß noch das Auflegen von Wickeln bedarf, was ich selbst besorgen kann. Ich habe aber heute früh hierzu die letzte noch von Karlsruhe mitgebrachte Charpie verbraucht.

Mit Ehrerbietung

Gottfried Kinkel.

Rastatt, Bastion 30, 11. August 1849.

Der hohen Commandantur

gestatte ich mir zwei Bitten vorzutragen. Erstens ist das von mir in meine hiesige Haft mitgebrachte Geld, das in zwei Raten im Gesammtbetrag von 5 fl. 42 x. Seitens der Commandantur mir rückgezahlt wurde, in den vierthalb seit dem 11. August verlaufenen Wochen nunmehr aufgezehrt, und ich bitte daher um eine Ratenzahlung von den seither durch meine Frau eingesandten 5 Thalern.

Die andre Bitte bezieht sich auf meinen hierselbst, wie der Commandantur durch meine Frau angezeigt worden ist, beim Schwanenwirth Herrn Katzenberger deponirten Koffer, welcher Wechselwäsche und Kleidungsstücke enthält. Seit meinem Transport von Karlsruhe hierher bin ich dieser Sachen beraubt, die ich nebst Koffer größtentheils in meiner dortigen Haft bereits besaß, aber nicht mitnehmen konnte, da man mir damals bei der höchst schleunigen Abreise nicht anzeigte, daß ich im Wagen fahren würde. Namentlich was Wäsche betrifft,

vermisse ich jene Sachen zum Theil: es kommt aber noch Ein Umstand dazu. Sollte nämlich, worauf ich mich doch gefaßt halten muß, abermals ein so rascher Transport über mich beschlossen werden, so würde ich in eine andere Haft in Ermangelung jenes Koffers abermals meine Effekten nicht mitnehmen können, und so vielleicht abermals der nöthigsten körperlichen Erfrischung entbehren, wie dieß nach Ablauf der ersten Tage hier in Rastatt bei mir der Fall war.

Die Commandantur weiß, daß ich meine Kerkermuße zu ernsten Fachstudien verwende: ich darf hoffen, daß man dabei wohlwollend die körperlichen Erleichterungen eintreten lasse, die sich überhaupt mit der Natur der Haft vertragen. Ich gedenke also bezüglich auf den Koffer, nachdem selbiger nach Belieben der Commandantur revidirt worden, keine Fehlbitte zu thun.

Mit Ehrerbietung

Gottfried Kinkel.

Rastatt, Fort A, Bastion 30, 8. Sept. 1849.

*

Von der Kön. Preuß. Commandantur zu Rastatt habe ich heute durch den Soldaten Herrn Moog einen Brief meiner Frau nebst fünf Thalern Preußisch erhalten, welches mit Dank bescheinigt

Rastatt, Bastion 30, 21. Sept. 1849.

Gottfried Kinkel.

*

Wie ich schon vorhin hervorhob, hat der wackere Pionier Moog der schwergeprüften Gattin des Dichters, die unter unsäglichen Schwierigkeiten ihren gefangen gehaltenen Mann in der Festung am 13. August aufgesucht hat, Nachrichten übermittelt. Das nachfolgende Schreiben der Gattin Kinkels gibt dem Danke Johannas beredten und gefühlvollen Ausdruck:

Bonn, 5. Okt. 1849.

Geehrter Herr!

Ihre beiden Zuschriften habe ich empfangen und danke aus voller Seele für Ihre Aufmerksamkeit. Wer so vom Glück verstoßen ist wie ich es in diesem Augenblicke bin, dem ist jede menschliche Theilnahme ein Labsal. Und wer dürfte in dieser Zeit, wo die Menschheit sich in zwei schroffe einander unversöhnlich hassende Parteien zu scheiden droht, den einen Fremden nennen, der sich noch das Mitleid mit den Gegnern mindestens bewahrte.

Leben Sie wohl, und empfangen Sie nochmals meinen gerührtesten Dank für all Ihre Güte und Freundlichkeit.

Hochachtungsvoll

J. K.

Als Kinkel von dem Magdeburger Gardelandwehrbataillon, das auf der Rückkehr nach der Heimat den Bahnhof zu Rastatt berührte, daselbst zur Beförderung nach Naugard in Empfang genommen wurde, eilte der treue Kommandanturschreiber Moog in den Wartesaal, um dem rheinischen Sänger und

politischen Dulder Lebewohl zu sagen. „Die Augen standen ihm voll Thränen," schreibt er, „da trat auch der Kommandant in den Wartesaal und traf seinen Schreiber da, ohne ihn deshalb zu rügen. — — —"

„Wenn das Denkmal Kinkels in Obercassel enthüllt werden sollte und ich noch unter den Lebenden sein sollte, dann werde ich dabei sein," so schließt der wackere Soldat aus dem denkwürdigen badischen Feldzuge. Hoffentlich wird er den Tag der Enthüllung des Kinkel-Denkmals, der voraussichtlich nach Jahresfrist kommen wird, in seinem hohen Alter noch frisch und froh erleben![1])

Erinnerungen an Roderich Benedix.

Von

Rudolf v. Gottschall.

Im Jahre 1864 siedelte ich nach Leipzig über, einem Rufe der Firma F. A. Brockhaus folgend, die mir die Redaktion der beiden Zeitschriften „Unsere Zeit" und „Blätter für literarische Unterhaltung" anvertraut hatte, Redaktionen, die ich bis zum Jahre 1887 leitete. Leipzig war damals nicht mehr die Literaturstadt, wie einige Jahrzehnte vorher; doch erschienen dort immer noch die „Grenzboten", die unter der Leitung von Gustav Freytag und Julian Schmidt eine führende Stellung einnahmen. Die grünen Hefte hatten etwas von einem kritischen Inquisitionstribunal, und übel mitgespielt wurde den Andersgläubigen, die an den alleinseligmachenden Realismus nicht glauben wollten, der dort das große Wort führte. Der kleine Julian Schmidt, der ein wenig auf die Schultern seines berühmteren Mitredakteurs kletterte, hielt seine schützende Hand über neuauftauchende oder neuentdeckte Literaturgenossen, wie Gottfried Keller und Otto Ludwig, und in der Tat hat die spätere Literaturgeschichte der Universitätsprofessoren, die von ihren Kathedern herab orakelten, die Wechsel honoriert, welche Julian Schmidt auf die Zukunft ausstellte, und seine Schützlinge sind zu Klassikern avanciert, wenn auch ihre Klassizität von einem späteren Geschlecht nicht für waschecht gefunden werden wird; denn die literarischen Dynastien halten sich nicht lange, und es findet da ein sehr häufiger Thronwechsel statt. Während sie aber das Szepter führen, sammelt sich um sie ein

---

[1]) Vergl. auch: „Gottfried Kinkel. Sein Leben, Streben und Dichten für das deutsche Volk. Mit einer Auswahl Kinkelscher Dichtungen." Von Regierungsrat Dr. Joesten. Köln 1904, Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G.

byzantinischer Kreis von Höflingen, die ihren Stil studieren, darüber lange Abhandlungen schreiben und außerdem die Papierkörbe ihrer Literaturkönige leeren. Der kleine Julian Schmidt hatte damals gerade aus seinen Grenzbotenartikeln eine Literaturgeschichte zusammengeheftet und war im Begriffe, diesen Papierdrachen vor dem versammelten deutschen Volke steigen zu lassen. Ich sah ihn mit den Exemplaren des ersten Bandes unter dem Arm durch die Grimmaische Straße wandern; ich hatte ihn schon früher in seiner Wohnung in dem einzigen Hause in Lehmanns Garten, das bei den jetzigen baulichen Umwälzungen stehen geblieben ist, besucht; denn ich gehörte zwar zur feindlichen Partei, war ein Anhänger und Freund Karl Gutzkows, der die bête noire der „Grenzboten“ war, und auf den bald Julian Schmidt, bald Gustav Freytag ihre giftigen Pfeile absendeten, und was mich selbst betrifft, so war ich zwar auch vom hohen Pferde herab in den „Grenzboten“ heruntergekanzelt worden; immerhin hatte Julian Schmidt sowohl über meine „Göttin“, als auch über meinen „Carlo Zeno“ je einen kritischen Artikel von zehn bis zwölf Seiten verfaßt, was doch immerhin eine Auszeichnung war; auch konnte es bei einer so eingehenden Besprechung nicht ganz ohne einiges Lob abgehen. Auch war Julian Schmidt wie ich ein Schüler von Karl Rosenkranz in Königsberg und ein Hegelianer; auch er hatte den Albertus an der Mütze getragen und der Königsberger Burschenschaft angehört; und so gab es zwischen uns der Berührungspunkte genug, ganz abgesehen davon, daß ich ihn für einen klaren, nüchternen Kopf hielt, was in unsrer Literatur, wo so viele konfuse Köpfe das Wort ergreifen dürfen, immerhin von einigem Werte ist.

Auch Gustav Freytag lebte den Winter über in Leipzig, im Sommer freilich auf seinem Gute Siebleben bei Gotha, wo er seine hervorragendsten Werke geschaffen, das Lustspiel „Die Journalisten“ und den Roman „Soll und Haben“; sie werden seinen Namen in die Zukunft hinüberretten; was er sonst geschrieben, wird wohl nur Futter für Pulver sein. Wir wollen diese andern Schriften und Dichtungen durchaus nicht geringschätzig behandeln; doch was soll die Nachwelt mit diesem unermeßlichen geistigen Ballast anfangen, mit dem die Meßkataloge von den deutschen Schriftstellern belastet werden; sie kann sich doch nur das Beste aussuchen und behalten, das übrige überläßt sie zur Notiznahme den Bibliographen und Literarhistorikern. Ich selbst erkannte die Bedeutung der „Journalisten“ und des Romans „Soll und Haben“ vollkommen an; gleichwohl konnte ich zu Freytag in kein rechtes Verhältnis kommen. Es gibt so törichte Jugenderinnerungen, die man nicht los werden kann. Als ich in Breslau studierte, war Gustav Freytag dort Privatdozent; aber die akademische Jugend hatte viel an ihm auszusetzen; er bewegte sich vorzugsweise in kaufmännischen Kreisen; er war ein maître de plaisir im Zwinger, in der Börsenressource, studierte bei Molinari & Comp. den Handel mit Materialwaren und arrangierte die Feste der Kaufmannschaft. Das wurde von den akademischen Kreisen als eine Art von Fahnenflucht betrachtet; die Studenten bezeichneten ihn als „Schwung“ und rechneten ihn zu den „Ellenreitern“. Und nun begab es sich gleichzeitig,

daß dieser Börsenritter einen Band Gedichte: „In Breslau“ veröffentlichte, der kaum mittelmäßigen Produktionen an die Seite gestellt werden konnte und selbst nur Interesse erregen kann als ein Beweis dafür, daß man ein berühmter Dichter werden kann, während man doch ein miserabler Lyriker ist. Alle diese Eindrücke konnte ich nicht ganz verwinden, hierzu kam, daß ich die Angriffe auf Gutzkow und die Jungdeutschen um so mehr mißbilligte, als Freytag in seinen ersten Dramen: „Die Valentine“ und „Graf Waldemar“ ganz im Fahrwasser der jungdeutschen Schule steuerte. In Leipzig hatte sich Freytag vorzugsweise an Universitätsprofessoren angeschlossen, von denen einige zu Porträts in der „Verlornen Handschrift“ Modell gestanden hatten, neben den Hutmachern in der Rosenthalgasse, die mit veraltetem Langbeinschem Humor geschildert wurden, und was man von der Idylle in Siebleben hörte, war auch nicht dazu angetan, den sittenrichterlichen Ton zu rechtfertigen, mit dem in den „Grenzboten“ einige Poeten, besonders Robert Prutz, wegen ihrer Liebesgedichte zur Ordnung gerufen wurden. Ueberdies hatte Gustav Freytag, wie Heinrich Laube, etwas Gönnerhaftes in seinem Wesen — und das war ein Ton, der gerade mir sehr mißliebig war.

Noch ein andrer namhafter Schriftsteller, Roderich Benedix, hielt sich damals in Leipzig, seiner Geburtsstadt, auf. Ich war Dramaturg des Königsberger Theaters gewesen, als junger Mann, doch bereits promovierter Doctor juris. Viele seiner Lustspiele hatten dort wie überall schöne Erfolge gehabt; er galt zusammen mit Frau Birch-Pfeiffer damals als Beherrscher der deutschen Bühne. Doch wir jüngeren Schriftsteller verhielten uns gegen diese Beherrscher der Bühne so revolutionär wie die heutige Jugend, die vom Parnaß alles herunterfegen will, was sich dort nach ihrer Ansicht mit Unrecht breitmacht. Wir waren zwar nur mit Junghegelschen Theorien und nicht mit Nietzeschen fixen Ideen genährt; aber wir ließen es nicht an jener schroffen Einseitigkeit fehlen, die einmal der schnell mit dem Worte fertigen Jugend eigen ist und die erst später durch eine unbefangene Betrachtung der Dinge und vergleichende Würdigung der literarischen Leistungen gemildert wird. Benedix war uns ein geschickter Bühnenfabrikant, aber philiströs und geistesbeschränkt, und Urteile, mit denen jetzt die Jüngsten großtun, konnte man damals genug in unsern Kreisen hören und lesen. Wenn es mich auch interessierte, gelegentlich die Bekanntschaft von Roderich Benedix zu machen, so drängte ich mich doch nicht besonders eifrig an ihn heran, sondern wartete ruhig ab, bis uns der Zufall einmal zusammenführte.

Gerade in jener Zeit hatte Benedix keine besonderen Bühnenerfolge aufzuweisen; einige Stücke fanden nur mäßigen Beifall, andre wurden entschieden abgelehnt. Man pflegt da gleich vom Anfang des Endes zu singen und zu sagen und vergißt, daß bei einer Produktion, die als Resultat der Lebensarbeit hundert Dramen schafft, natürlich in der Glückslotterie der Thalia auch manche Nieten gezogen werden müssen. Selbst ruhmreiche Feldherren haben Niederlagen erlitten, und von den Stücken Lope de Vegas und Kotzebues gehört auch

ein beträchtlicher Teil zur minderwertigen poetischen Ware. Wer weiß, ob Sophokles, wenn wir seine hundert Tragödien besäßen, nicht auch für manche davon eine Zensur erhielte, die ihn einige Bänke in der Literaturgeschichte hinuntersetzen würde. Doch wenn das Publikum bei jedem Mißerfolg genötigt ist, über den Poeten die Achsel zu zucken oder gar den Stab zu brechen, so haben die Dichter selbst eine unglückliche Vorliebe gerade für ihre mißratenen Geisteskinder. Und so erging es auch Benedix. Ich erinnere mich, daß bei einer Whistpartie in seinem Hause Heinrich Brockhaus, der damalige Chef der berühmten Firma, ein umsichtiger und vielgewandter Herr, ein großer Literaturfreund und Literaturkenner, den Dichter, ehe er noch seinen Strohmann geordnet hatte, zur Rede setzte, wie er ein so schwächliches Lustspiel wie die „Zwischenträgereien“ habe schreiben können. Benedix aber verteidigte das Lustspiel mit einer Beredsamkeit, als wenn es ein großes Meisterwerk wäre, und schob die Schuld des Fiaskos den ungünstigen Sternen, der Aufführung, dem Publikum zu. Es kommt immer wieder darauf hinaus, was sich einmal am Wiener Burgtheater zutrug. Hebbels „Herodes und Mariamne“ machten Fiasko. Der Dichter aber sagte: Heute ist das Wiener Publikum bei mir durchgefallen. Uebrigens erschienen schon im Kriegsjahr 1866 die „Zärtlichen Verwandten“ und hatten einen unbestrittenen Erfolg, der auch bald darauf dem Lustspiel „Aschenbrödel“ zuteil wurde.

Roderich Benedix hatte eine patriarchalische Persönlichkeit; jedenfalls dachte man sich einen Lustspieldichter anders. Stämmig, gedrungen, schon früh mit einem ehrwürdigen Silberhaar behaftet, hatte er nicht das leicht Bewegliche, das man bei einem solchen Günstling der Thalia, der den Pfingstgeist des Esprit über die Theaterabende ausgießt, voraussetzen durfte. Wenn er mit dem Gartenlauben-Hoffmann, dem pietätvollen Thüringer, dem man in Ilmenau ein Gedächtnismal errichtet hat, im Neuen Theater an den Pforten des Mittelbalkons stand, so sahen die Wanderer im Foyer sich wohl nach den beiden silberhaarigen Alten um, die in gleicher Körperstatur, als gewichtvolle Wächter, den Zutritt zum Musentempel zu hüten schienen. Hoffmann hatte freilich nur als der Textdichter zum „Rattenfänger von Hameln“ Beziehungen zur Bühne der Gegenwart, während Benedix zu ihren Beherrschern gehörte. Er sah durch sein Silberhaar älter aus, als er war; er hatte damals noch nicht die Sechzig erreicht. Jetzt steht sein Bild im Foyer des Neuen Theaters zu Leipzig, und die plastische Form, der Schnitt seiner Gesichtszüge beweisen, daß wir es nicht mit einem der Sterblichen zu tun haben, von denen zwölf auf ein Dutzend gehen. Freilich, was der Marmor verschweigt, seine Gesichtsfärbung war nicht ideal; sie trug die Spuren von Lebensgewohnheiten, die nie ins Unmäßige und Tadelnswerte ausarteten, aber doch kenntliche Merkmale zurückließen. Benedix war ein guter Bierbänkler. Draußen in Gohlis, an der Hauptstraße, an der weiterhin das wackelige Schillerhaus steht, hatte er in der Schenke seinen Stammtisch, der noch heute seinen Namen trägt und wo noch zu seinem Geburtstag ihm zu Ehren stets eine kleine pietätvolle Feier ver-

anstaltet wird. Auch beim Kegelschub würdigte er die Stärkung, die ihm Gambrinus darbot, und verschmähte es auch nicht, die verschwemmenden Wirkungen der braunen Bierflut durch einige Schnäpschen zu dämmen. Doch das geschah mit Maß, wenn auch vielleicht seine Konstitution eine andre, vorteilhaftere Hygiene verlangt hätte. Dabei schwebt mir das Bild eines andern Leipziger Dichters vor, dem jenes Maß abhanden gekommen war und der durch den Alkoholismus zugrunde gerichtet wurde. Der Uebersetzer Lord Byrons, der formgewandte Adolf Böttger, der in seinem „Frühlingsmärchen“ und seinem „Kain“ beachtenswerte und damals sehr beachtete Dichtungen geschaffen hatte, huldigte dem braunen Safte mehr, als ihm zuträglich war. Zuletzt wurde er der kristallische Quell, aus dem seine Muse schöpfte, und sie verstummte, wenn ihr dieser Nektar aus den Bierbrauereien fehlte. Ich besuchte ihn einmal in seinen letzten Lebensjahren, die allerdings nicht hoch hinaufreichten und von dem biblischen Alter weit entfernt blieben. In jedem Zimmer seiner geräumigen Wohnung in der Gerberstraße fand ich volle und halbvolle Biergläser umherstehen mit den kleinen Giftkelchen, den Likörgläserchen, und er selbst hatte in seinem Wesen das Zitterige und Unsichere, das den Trinkern von Beruf eigen ist. Ein schönes Talent — und wer spricht jetzt noch von seinen Dichtungen? Und eine Zeitlang war er der Mittelpunkt aller Feuilletons und kritischen Blätter. Wie wird es den großen Lyrikern der Gegenwart ergehen, die auch in allen Zeitungen und Journalen ausposaunt werden? Der Rest ist Schweigen — und die Literaturgeschichte ein großer Kirchhof! Wer hat Zeit, die Inschriften von allen diesen Gräbern abzulesen?

Nie hat Roderich Benedix, wie der unglückliche Adolf Böttger, das Gleichgewicht verloren, auch nicht, als er an einer langen, schmerzlichen Krankheit litt, in der als treue Pflegerin ihm seine Gattin zur Seite stand, die ihre künstlerische Laufbahn ihrer Liebe zu ihm geopfert hatte, fürsorglich, verständnisvoll, geistig regsam, mit seinen Töchtern aus erster Ehe in freundschaftlichem Verkehr.

Man hat Benedix oft zum Vorwurf gemacht, daß bisweilen in seinen Lustspielen ein predigerhafter Ton herrsche und der Autor gleichsam die Kanzel besteige, um die Welt zu bessern und zu bekehren. War er doch schon in einem seiner ersten Lustspiele, „Doktor Wespe“, als Gegner der Frauenemanzipation aufgetreten, die damals freilich in Aeußerlichkeiten aufging; denn wenn Madame Dudevant in Paris Männerkleidung trug, so glaubten auch die deutschen Damen einen Abglanz von dem Ruhmesschimmer der George Sand zu erhaschen, wenn sie ihrem Beispiel nachfolgten. Die junge Dame in „Doktor Wespe“ nimmt sogar Fechtunterricht. Die Emanzipationsfrage ist freilich jetzt in ein ganz andres Licht gerückt. Damals konnte Benedix von der Bühne herab seine Strafpredigten gegen ihre kleinlichen Auswüchse richten. Doch das lag in seiner Art; er hatte etwas Lehrhaftes in seinem Wesen: er war überhaupt eine durchaus ernste Natur, und diesen Ernst hatte das flatterhafte deutsche Theater, mit dem er als Tenorist, als Schauspieler, als Schauspielintendant in der Main=

stadt in so nahe Berührung gekommen, nicht von ihm abzustreifen vermocht. Auch im gesellschaftlichen Verkehr mochte er manchmal einen guten spaßhaften Einfall haben, doch das feinere Spiel des Witzes, der Ironie, einer phantasievollen guten Laune war ihm fremd. Auch war er kein leichtlebiger Schriftsteller; er begnügte sich nicht mit Improvisationen, wie viele andre Komödiendichter, die ihren Dialog so stehen lassen, wie sie ihn aus dem Aermeln geschüttelt haben; er feilte unermüdlich an seinem Lustspieldialog und war sehr verstimmt, wenn dessen sprachliche Korrektheit und Reinheit nicht ausdrücklich anerkannt wurde. Die Bände des großen Sanderschen Sprachlexikons lagen aufgeschlagen auf den Tischen seines Studierzimmers. Dem Studium der deutschen Sprache gehörten seine Mußestunden, die er dem dichterischen Schaffen abgewann. Wer daran zweifeln wollte, den brauchen wir bloß auf die drei Bände seines Werkes: „Ueber den mündlichen Vortrag“ hinzuweisen, die ohne Frage das Bedeutendste und Erschöpfendste sind, was die deutsche Literatur über diesen Gegenstand besitzt; nicht genug können sie dem Studium unsrer Bühnenkünstler empfohlen werden. Dieser Ernst seines Strebens hatte auch zur Folge, daß er den Lustspielcharakter seiner dramatischen Erzeugnisse mit aller Schärfe betonte und die Grenzlinie gegen den Schwank hin mit einer peinlichen Gewissenhaftigkeit zog, die ihn sogar einmal einem Mitarbeiter gegenüber in eine mißliche Lage brachte. Dieser Mitarbeiter war Gustav von Moser, der bald einer seiner gefährlichsten Konkurrenten auf dem Gebiete des Lustspiels werden sollte.

Zu meinen Jugenderinnerungen gehört der junge Leutnant des Gardeschützenbataillons, Gustav v. Moser, mit dem ich als Einjährig-Freiwilliger oft auf dem Kasernenhofe in der Köpenicker Straße zusammentraf. Er war ein blutjunger Leutnant, jünger als ich, war Page oder Kadett gewesen und hatte ein lebhaftes Interesse für Literatur und Theater. Das war sonst bei den Neufschatellern nicht zu finden. Denn welches Interesse sollten französische Offiziere wie die Leutnants von Merveilleux und von Mandro an der deutschen Literatur nehmen? Ich selbst hatte damals schon meine „Lieder der Gegenwart“ herausgegeben, was vielfach in den literarischen Blättern besprochen wurde, und wenn auch meine Stellung auf dem deutschen Parnaß eine sehr zweifelhafte war, so konnte doch niemand in Abrede stellen, daß ich unter den Einjährig-Freiwilligen der deutschen Armee als nicht ganz obskurer Poet eine Ausnahmestellung einnahm. Das führte den jungen Moser mit mir zusammen. Er gehörte nicht zu meiner Kompagnie, doch unsre Literaturgespräche hatten nichts mit der grünen Uniform, nichts mit seinen Epauletten und meinen Tressen zu tun. Später gingen dann unsre Wege weit auseinander; er kam nach Görlitz als Offizier der dortigen Garnison, heiratete eine vermögende Gutsbesitzerstochter, hing die Uniform an den Nagel und begann zu schriftstellern. Seine flotten Einakter fanden bald den Weg auf die Bühne. Er suchte eine Anlehnung für größere Stücke, und die glaubte er damals bei Roderich Benedix zu finden. Ohne Mitarbeiter, offen genannte oder verschwiegene, hat er auch später fast nie für die Bühne geschaffen. Ich habe ihn dann noch oft in Leipzig und Berlin getroffen; er war ein echter Kavalier geworden, liebenswürdig in jeder

Hinsicht, ein Lebemann, ein Freund des Champagners und der Frauen und als Schöpfer des zur Mode gewordenen Offizierslustspiels, das ihm seine glänzendsten Treffer verdankt, nicht ohne literarische Bedeutung. Er lebte in letzter Zeit teils in Lauban, teils in Görlitz, hatte in der Neissestadt und in Warmbrunn seine Versuchsbühnen und starb vor kurzem in Görlitz, wo ihm ein Denkmal errichtet werden soll.

Dem Zusammenarbeiten von Moser und Benedix verdankt das Lustspiel „Das Stiftungsfest" sein Entstehen; die Geschichte dieses Zusammenarbeitens ist sehr lehrreich und zugleich sehr bezeichnend für den Charakter von Benedix, der zum Mitarbeiter gar kein Talent hatte und seine Eigenart in schroffer Weise behaupten wollte. Von ihm konnte deshalb auch die Anregung zu einem gemeinsamen Schaffen nicht ausgehen — es war jedenfalls Moser, der für seine Lustspielentwürfe und Lustspielstimmungen einen Geburtshelfer brauchte. Benedix ließ sich jedenfalls leicht für den Plan gewinnen und siedelte auf einige Zeit aus der Pleißestadt nach dem Rittergut Holzkirch bei Lauban über, wo die beiden Autoren gemeinsam den Plan des Lustspiels entwarfen. Es dichtete sich jedenfalls besser dort in der freien Landluft auf dem Boden des schönen und der Dichtkunst so günstigen Schlesierlandes als unter dem Vorbau des Eckhauses der Elster- und Mendelssohnstraße, wo Benedix mitten im Straßenlärm sein dichterisches Atelier aufgeschlagen. Gleichwohl nahm Benedix die Pläne und Szenenentwürfe und Fragmente mit nach Leipzig, wo er sie durch einen zusammenhängenden Dialog aneinanderkittete und das Lustspiel seinerseits fertig machte.

Nun wanderte das Manuskript nach Holzkirch, und Moser ging ans Werk. Er setzte hier und dort einige Lichter auf, stäubte einige Espritfunken, wie sie seiner guten Laune stets zu Gebote standen, über den Text hin, gestaltete Aktschlüsse durch kleine Zusätze wirksamer, fügte im letzten Akt einige Szenen hinzu, wie diejenigen, in denen die Liebenden aus Versehen zusammengesperrt werden, und mit diesen, dem Anscheine nach kleinen Verbesserungen, wanderte das Manuskript wieder nach Leipzig zurück. Doch wie erstaunte Moser, als Benedix sich gegen alle diese Zusätze ablehnend verhielt. Diesen Eigensinn hätte er seinem Mitarbeiter nicht zugetraut; das war ja eine ästhetische Prinzipienreiterei, für die einem so harmlosen Poeten wie Moser alles Verständnis fehlte. Benedix behauptete nämlich, durch diese Zusätze sei das Lustspiel in einen Schwank verwandelt worden, und zu einer solchen Herabminderung seines ästhetischen Wertes wolle er nicht seine Zustimmung geben. Die beiden Autoren waren nicht unter einen Hut zu bringen. Benedix hatte mir das Manuskript eingeschickt; ich konnte daraus ersehen, daß er den Text und Dialog von Anfang bis zu Ende verfaßt; er wollte keinen fremden Ton darin dulden. Irgendein Vergleich mußte abgeschlossen werden, wenn nicht das Lustspiel, das von zwei so erlauchten Häuptern der Komödiendichtung verfaßt war, ganz in der Versenkung verschwinden sollte. Und in der Tat kam ein etwas seltsamer Vergleich zustande, durch den die deutsche Bühne zwei „Stiftungsfeste" erhielt. Benedix gab seinen Namen

zu einem Lustspiel her, das allein seinen durch keine Schwankmotive entweihten Text enthielt, Moser aber versandte das Lustspiel mit seinen Zusätzen und Verbesserungen. Wie die Autoren sich über die Tantiemen- und Honorarfrage geeinigt haben mögen, weiß ich nicht genau; Tatsache aber ist, daß das solide Stück von Benedix nur an einem oder zwei Theatern mit mäßigem Erfolg zur Aufführung kam und ein totgeborenes Kind seiner Muse blieb, während das „Stiftungsfest“ von Moser über alle Bühnen ging und an ersten Hoftheatern, wie dem Berliner Schauspielhause, den nachhaltigsten Erfolg davontrug. Die Moral dieser Geschichte aber ist, daß der Erfolg eines Stückes oft von den kleinsten eingeklammerten Zusätzen abhängig sein kann, wenn sie geeignet sind, die Lachlust zu entfesseln und an der rechten Stelle angebracht werden. Nach diesem ersten Experiment hätte man an dem Talent der Deutschen zur Mitarbeiterschaft, wie sie in Frankreich ja gang und gäbe ist, verzweifeln müssen, wenn Moser selbst nicht später Arm in Arm mit Franz v. Schönthan schöne Erfolge davongetragen und wenn nicht die Firmen Blumenthal-Kadelburg und Koppel-Schönthan zur Genüge gezeigt hätten, daß auch in Deutschland zwei Autoren in schönem Bunde größere Erfolge davontragen können, als jedem einzelnen sonst beschieden sein würden.

Was die pekuniären Erfolge betrifft, so wäre Benedix ein reicher Mann geworden, wenn er für seine Stücke die Honorare und Tantiemen hätte einkassieren können, wie sie jetzt den obengenannten Lustspielfirmen zufallen. Die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten, deren Vorsitzender Benedix eine zeitlang war, bis ich diesen Vorsitz übernahm, hat solchen äußeren Erträgen die Wege gebahnt. Benedix hatte ein großes Foliobuch, in dem er für jedes seiner Stücke ein gewissenhaftes Konto führte; da waren die Bühnen registriert, die diese zur Aufführung brachten, die Zahl der Aufführungen, die Einnahmen. Soviel ich mich besinne, hatte „Das Gefängnis“ den größten pekuniären Erfolg; allein auch dieser blieb weit zurück hinter den Einnahmen, die später L'Arronge für seinen „Doktor Klaus“, Moser-Schönthan für „Krieg im Frieden“, Blumenthal-Kadelburg für das „Weiße Rößl“ davongetragen. Der beliebteste deutsche Lustspieldichter, der Jahrzehnte hindurch die Bühne beherrschte, hat kein nennenswertes Vermögen hinterlassen. Ging doch auch die Sage, daß Frau Birch-Pfeiffer, die Bühnenmama, die für ihre „Grille“ und „Waise von Lowood“ die glänzendsten Erfolge verzeichnen konnte, nur über 8000 Taler testiert habe; wir glauben indes an diese Sage nicht, obschon sie bezeichnend ist für das geringe Zutrauen, das man damals in die Einnahmen der gefeiertsten Bühnenschriftsteller setzte.

In seinen letzten Lebensjahren fühlte Benedix das Bedürfnis, dem Schwan von Avon einige Federn aus seinen Dichterschwingen herauszubrechen. Er hatte mit Shakespeare keine große geistige Verwandtschaft, und der deutsche Shakespearekultus schien ihm übertrieben zu sein. Dazu kam auch, daß er in Shakespeare den Fremden und den Ausländer sah und sein nationales Selbstgefühl sich gegen das Ueberwuchern fremdländischer Dichtung sträubte. Es war das etwas Neues;

von dem Gesichtspunkte aus hatte man Shakespeare nie angesehen; seit länger als einem Jahrhundert stand er in einer Linie mit unsern deutschen Klassikern und wurde mit ihnen stets zusammen genannt; niemand dachte daran, daß er jenseits des Kanals das Licht der Welt erblickt hatte. Benedix machte sich nun daran, die einzelnen Shakespearedramen kritisch zu zerrupfen; bei seiner Abneigung gegen die Romantik ging er dabei etwas philiströs zu Werke, mußte sich manche Entgleisungen nachweisen lassen, traf aber auch mit andern kritischen Bemerkungen ins Schwarze; mindestens der Shakespearomanie und der blinden Nachahmung des britischen Dichters, dessen Fehler man oft als Vorzüge gefeiert hat, wurden einige Dämpfer aufgesetzt. Immerhin gehörte ein großer Mut dazu, mit solchen Anklagen hervorzutreten, das allgemeine Urteil der Gebildeten, die öffentliche Meinung, die sich auch auf ästhetischem Gebiete festgesetzt, herauszufordern. Und man braucht dabei nicht gleich von Herostratenruhm zu phantasieren. Darauf hatte es Benedix nicht abgesehen; es war seine ehrliche Ueberzeugung, die ihn dazu trieb, eine Umwertung allgemein gültiger ästhetischer Werte zu versuchen. Rümelin war ihm darin vorausgegangen; doch Benedix ging mehr als dieser auf das Einzelne, auf die Bühnentechnik, den dramatischen Aufbau ein. Als er das ziemlich umfangreiche Werk fertig hatte, konnte er anfangs keinen Verleger dafür finden. Er fragte mich um Rat; ich riet ihm, sich an die Cottasche Buchhandlung zu wenden, denn für den Verleger Goethes und Schillers war der auswärtige Klassiker immerhin ein Konkurrent, und vom geschäftlichen Standpunkte aus konnte es nichts schaden, wenn ihm einige Steine in den Weg geworfen wurden. Mein Rat hatte den gewünschten Erfolg; die Schrift erschien im Cottaschen Verlag. Viel Freude hat der damals schon kranke Dichter nicht daran erlebt; von allen Seiten hagelte es Anathemen auf den verwegenen Ketzer. Nach dem poetischen Größenmaß gemessen erschien Benedix neben Shakespeare, wie der Knabe David gegenüber dem Riesen Goliath, dem er aber mit seiner Schleuder keinen Schaden zufügen konnte.

Bei der Beerdigung von Benedix auf dem alten Johannisfriedhof in Leipzig hatten sich zahlreiche Freunde und Verehrer eingestellt; auch der damalige Kreishauptmann, der kunstfreundliche und feingebildete Herr von Burgsdorf, fehlte nicht unter ihnen; ich selbst hielt am Grabe die Leichenrede. 30 Jahre sind seitdem vergangen; Benedix ist oft genug von der Kritik totgeschlagen worden, doch lebt er noch immer; seine Stücke erheitern noch immer das Publikum. Er ist der Schöpfer des deutschen Familienlustspiels; man mag dies hausbacken und nüchtern finden, weil ihm die größeren geistigen Perspektiven fehlen; doch man muß jeder Art lebensfähiger Dramatik ihr eignes Recht gönnen; man braucht doch nicht alles über einen Leisten zu schlagen. Für einen frischen Lebensquell deutschen Wesens, der nirgends im Auslande hervorsprudelt, hatte Benedix die feinspürende Wünschelrute — wir meinen das akademische Leben. Schon in seinem ersten erfolgreichen Lustspiele „Das bemooste Haupt“ hatte er dieses zum Milieu gemacht, ebenso im „Alten Magister“ und dann wieder in den „Relegierten Studenten“, und wir meinen, daß der Geist des deutschen Studententums darin tiefer erfaßt

sei als in dem neuesten, mehr genrebildlichen Studentenstück „Alt-Heidelberg“. Immerhin kann man Benedix nicht aus unsrer Literaturgeschichte ausstreichen, wenn auch viele neuere Literaturhistoriker ihm dort nur ein bescheidenes Plätzchen einräumen, während sie ihre kurulischen Sessel für ausgewählte Geister freihalten, die bald klanglos zum Orkus hinabgehen werden.

Der König von Frankreich.

Von

Professor **Frantz Funck-Brentano** (Paris).

V.

Der König von Frankreich war also im wesentlichen ein friedenstiftender Gerichtsherr. Und die Gerechtigkeit, die er spendete, hatte um so mehr Ansehen, als sie in seiner Hand übernatürlich und beinahe göttlich erschien. Das ist, wie man weiß, der Charakter der väterlichen Autorität bei allen Völkern, die ihre Zivilisation beginnen. Fustel de Coulanges hat das für die griechische und römische Zivilisation in unvergeßlichen Worten nachgewiesen. Ebenso war es mit den Uranfängen unsrer Geschichte. Und der Nimbus, von dem der König im Glanz seines Thrones erstrahlt, konnte die geheiligte Majestät, mit der er bekleidet war, in der Einbildungskraft des Volkes nur erhöhen.

„Die Monarchie Hugo Capets“ schreibt Luchaire, „ist das Königtum priesterlichen Charakters; der König ist ein Vertreter Gottes.“ „Das Königsamt“, sagt er weiter, „ist eine göttliche Mission. Wer damit bekleidet ist, ist vom Himmel eingesetzt, um unter den Menschen Gerechtigkeit und Frieden walten zu lassen.“ Suger stellt Ludwig VI. als den „Stellvertreter Gottes, dessen lebendiges Bild er in sich selbst trägt,“ hin. Noch im 15. Jahrhundert „sah man den König als die erste geistliche Persönlichkeit an,“ schreibt de Beaucourt in seinem gelehrten Geschichtswerk über Karl VII. Das Volk warf sich auf dem Weg des Königs nieder, um den Saum seines Gewandes zu berühren wie eine Reliquie.

„Es ist Wahrheit,“ sagt Saint-Gelais von Ludwig XII., „daß überall, wo der König vorüberging, die Leute, Männer und Frauen, von allen Seiten zusammenkamen und drei oder vier Meilen hinter ihm herliefen, und wenn es ihnen gelang, seinen Schuh oder sein Kleid oder sonst irgend etwas von ihm zu berühren, küßten sie ihre Hände und rieben sich damit das Gesicht, mit einer ebenso großen Verehrung, wie sie es mit einem Reliquienschrein getan hätten.“

Man weiß auch, daß die Könige von Frankreich wundertätige Heilungen

ausführten. Das gilt nicht nur von Robert dem Frommen und Ludwig dem Heiligen, sondern auch von den heftigsten Gegnern des Papsttums wie Philipp dem Schönen. Nogaret schreit es Bonifaz VIII. ins Gesicht: „Durch die Hände des Königs, meines Gebieters, hat Gott augenscheinliche Wunder getan."

Und Guiart, der Dichter-Soldat, spricht folgendermaßen von diesen Wunderheilungen:

„Tant seulement par le touchier
Sans emplastre dessus couchier
Ce qu'autres roys ne peuvent faire." [1])

Der Mönch Ives von Saint-Denis, der beim Tode Philipps des Schönen zugegen war, hat über die letzten Worte, die der sterbende König zu seinem ältesten Sohne sprach, den er an sein Bett hatte kommen lassen, folgenden Bericht hinterlassen:

„Vor dem Beichtiger, allein, geheim, lehrte er ihn, wie er es machen müsse, um die Kranken zu berühren, und lehrte ihn die heiligen Worte, die er auszusprechen pflegte, wenn er sie berührte. Desgleichen sagte er ihm, daß er mit großer Hingebung, Heiligkeit und Reinheit so die Kranken berühren müsse, mit reinem Gewissen und reiner Hand."

Noch Ludwig XIV. und Ludwig XV. vollbrachten Heilungen von Skrofeln und Geschwülsten, worüber wir zahlreiche Protokolle besitzen. „Man sieht den König dieses Wunder vollbringen, nicht nur in seinem Königreich," lesen wir in dem Bericht der 1664 nach Paris gekommenen Gesandtschaft Chigi, „sondern auch in den fremden Staaten." So hatten, als Johann I. nach der Schlacht bei Crécy in London und Franz I. nach der Schlacht von Pavia in Madrid gefangen gehalten wurden, Engländer und Spanier nichts Eiligeres zu tun, als die gute Gelegenheit auszunützen. „Diese beiden Könige heilten dort," sagt der Bericht Chigi, „viele Unglückliche, die von ähnlichen Krankheiten befallen waren."

Der Bologneser Locatelli einerseits und andrerseits ein Deutscher, Doktor Nemeitz, geben eine Schilderung der Zeremonie, der sie beigewohnt haben. Die an Skrofeln oder Geschwülsten leidenden Kranken sind in zwei langen Reihen aufgestellt.

Ludwig XIV. legt jedem von ihnen die Hand auf den Kopf und sagt:

„Gott heile dich!"

Dann küßt er ihn. Es waren da oft achthundert Unglückliche, die an diesen Hautkrankheiten litten. Man mochte sie vorher noch so sorgsam gewaschen haben, — um damit fertig zu werden, mußte Ludwig XIV. einen guten Magen haben.

Während der ganzen Zeremonie ertönte der Trommelwirbel der Schweizer.

So gelangt man zur Theorie vom göttlichen Recht. Taine meint, daß sie „von den Theologen geschmiedet" worden sei, die sich den Kopf zerbrochen

---

[1]) Durch bloßes Berühren, ohne ein Pflaster aufzulegen, was andre Könige nicht tun können.

hätten, um aus dem König „den speziellen Abgesandten Gottes“ zu machen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Die Theorie vom göttlichen Rechte wurde spontan vom Volk geschaffen und von den Theologen bekämpft. Sie war die Lehre der Gallikaner und der Parlamentsanhänger. Sie wurde von den Protestanten mit äußerster Energie verteidigt, von den Theologen und Jesuiten hingegen bekämpft. In seinem Buche „L'Éducation de Louis XIV“ hat Lacour-Gayet eine lichtvolle Darlegung über diesen Punkt gegeben. Wer war es, der in den États généraux von 1614, den letzten, die vor 1789 berufen wurden, mit einer wahren Leidenschaft das Einfügen eines die göttliche Macht der Könige verkündenden Artikels beantragte und darauf bestand? Die Gesamtheit des dritten Standes, desselben dritten Standes, der später den Eid im Ballhause leistete. Und wer bekämpfte den Antrag? Die Geistlichkeit und der Adel. Die Geistlichkeit trug den Sieg davon; „aber,“ bemerkt Richer, der Geschichtschreiber der États généraux, „wenn der Artikel des dritten Standes auch nicht unter die Fundamentalgesetze des Königreichs eingereiht wurde, so war er doch fortan in das Herz aller Franzosen eingegraben.“ — „Durch den Triumph der gallikanischen Ideen,“ sagt Hanotaux, „wurde die Maxime vom göttlichen Recht für das Land der Probierstein des Patriotismus.“

Die Jesuiten behaupteten ganz im Gegenteil, daß die Macht der Könige auf einer Vollmacht des Volkes beruhe. Diese Meinungsverschiedenheit, die beinahe zwei Jahrhunderte währte, ist für uns interessant. Die vermittelnden Glieder, durch die Stufe um Stufe die väterliche Macht auf den Thron gestiegen, waren längst verschwunden, und die Geister mußten, um den Ursprung der königlichen Macht zu erklären, sich natürlich an eine der beiden Hypothesen halten, die sich ihnen boten: die göttliche Sendung oder die Vollmacht des Volkes. Aus dem 18. Jahrhundert ist eine einzige richtige Bemerkung auf uns gekommen. Sie konnte nur von einem Geschichtschreiber gemacht werden, der die „Denkmäler“ der Monarchie studiert hatte. Moreau, der Historiograph Frankreichs, schreibt in seiner für den Dauphin verfaßten Abhandlung über die Gerechtigkeit:

„Die ersten Gesellschaften waren Familien, und die erste Autorität war die der Väter über ihre Kinder. Die Könige übten über die Nationen die Autorität aus, die die Väter über die ersten Familien gehabt hatten.“

VI.

Bonald, der glänzendste Theoretiker, den die alte Monarchie im 19. Jahrhundert gehabt hat, schreibt: „Welch hohe Vorstellung müssen unsre Väter von dem Königtum gehabt haben, da sie Königen gehorchten, die sozusagen in ihrer Mitte, ohne all den Prunk, der sie heute umgibt, einhergingen!“ Die Monarchie hatte damals ein „volkstümliches Antlitz“ — um den Ausdruck Merciers in seinem „Tableau de Paris“ zu gebrauchen. Schon im 11. Jahrhundert stellt Guibert de Nogent die väterliche Treuherzigkeit der Könige von Frankreich dem Hochmut der fremden Herrscher gegenüber. „An den Königen von Frankreich,“ sagt er, „tritt eine durch und durch natürliche Bescheidenheit

hervor“. Er bezieht auf sie das Wort der Heiligen Schrift, das sie, wie er sagt, in ihrer Art und Weise wieder lebendig werden lassen: „Fürst, überhebe dich nicht, sondern sei unter deinen Untertanen wie ihresgleichen.“

Im 13. Jahrhundert ging der König zu Fuß durch die Straßen von Paris, wo jeder ohne weiteres an ihn herantrat und mit ihm sprach. Die Geschichte hat einen Dialog erhalten, der zwischen einem Taschenspieler und Philipp August stattgefunden haben soll. Der Gaukler bittet den König um eine Geldunterstützung, weil er, wie er sagt, aus seiner Familie sei.

„Wieso bist du mein Verwandter?“ fragt der König.

„Ich bin Euer Bruder, Herr, durch Adam, den ersten Menschen; nur ist seine Erbschaft schlecht verteilt worden, und ich habe meinen Teil davon nicht erhalten.“

„Gut, komme morgen wieder, dann werde ich dir deinen Teil geben.“

Am folgenden Morgen bemerkt Philipp August in seinem Palast den Gaukler unter seinen Hofleuten. Er läßt ihn vor alle hintreten und übergibt ihm einen Heller:

„Hier hast du den Teil, den ich dir schuldig bin. Wenn ich einem jeden unsrer Brüder, die von Adam stammen, so viel gegeben haben werde, so wird mir von meinem ganzen Königreich kaum ein Heller übrigbleiben.“

Selbst wenn man annimmt, daß die Anekdote in ihren Einzelheiten nicht authentisch ist, so ist doch ihre Ueberlieferung durch einen Zeitgenossen höchst charakteristisch.

Der Florentiner Francesco da Barberino kommt unter der Regierung des großen und gefürchteten Philipp des Schönen nach Frankreich. Er ist ganz überrascht, den schrecklichen Autokraten, dessen Macht sich bis ins Herz Italiens fühlbar machte, wo sie den Zorn Dantes erregte, in den Straßen von Paris spazieren gehen zu sehen, wo er in größter Einfachheit den Gruß der vorübergehenden Leute erwidert. So sah er, wie Philipp der Schöne an einer Straßenecke von drei unansehnlich aussehenden Soldaten der königlichen Fußgarde angesprochen wurde. Der Monarch hörte ihre Klagen geduldig an und sprach einige Augenblicke mit ihnen. Barberino unterläßt nicht, den Unterschied zwischen der Gutmütigkeit dieser königlichen Art und Weise und dem Dünkel der Florentiner Herren hervorzuheben. Karl VII. setzte nach dem Zeugnis des Chronisten Chastellain „für alle Stände Tage und Stunden fest, um sich ihrer anzunehmen, und befaßte sich mit einer Person nach der andern, mit jeder für sich, eine Stunde mit Geistlichen, eine andre mit Adligen, eine andre mit Fremden, eine andre mit Handwerkern, Waffenschmieden, Bombardieren und andern solchen Leuten“. Und dennoch fand der Bischof von Beauvais, daß der König sich nicht genügend in Verbindung mit seinem Volke halte, und scheute sich nicht, ihn ziemlich scharf an seine Pflicht zu erinnern:

„Hat es König Karl, Euer Ahne (Karl V.), etwa so gemacht? Er wollte alles hören und wissen, und so wenig er auch Vergnügen daran finden mochte, so zeigte er sich doch geduldig; er erkundigte sich nach den Namen jener, die ge-

kommen waren, um sie wieder zu erkennen; er ließ sie sich zeigen, rief sie bei ihren Namen, als ob er sie von jeher gekannt hätte, erkundigte sich nach ihrem Stand, ihrer Stadt und ihrem Land und gab ihnen immer irgendeinen wirklichen Trost und keinen trügerischen und nichtigen. Dagegen Ihr, Ihr wollt Euch immer in Schlössern, an bösen Orten und in allen möglichen Kämmerchen versteckt und verborgen halten, ohne Euch zu zeigen und die Klagen Euers Volkes anzuhören. Und wenn Ihr aufmerksam gemacht werdet, gebt Ihr mündlichen Trost, ohne jede Wirkung, was eine sehr große Gefahr für das Heil Eurer Seele ist."

In ihren berühmten Berichten konstatieren die venezianischen Gesandten des 16. Jahrhunderts, daß „keine Person von der Gegenwart des Königs ausgeschlossen wird, und daß die Leute der niedersten Klasse kühn nach ihrem Belieben in das innerste Gemach eindringen". Im Jahre 1561 berichtet der venezianische Gesandte Michele Suriano über die Beziehungen des Königs von Frankreich zu seinen Untertanen:

„Die Franzosen wünschen keine andre Regierung als ihre Könige. Daher kommt die Vertraulichkeit, die zwischen dem Monarchen und seinen Untergebenen herrscht. Er behandelt sie als Gefährten. Niemand ist von seiner Gegenwart ausgeschlossen, die Diener und die Leute des niedersten Standes wagen in sein Geheimkabinett einzudringen." Und im Jahre 1577 schreibt ein andrer venezianischer Gesandter, Geronimo Lippomano: „Während des Mahles des Königs von Frankreich darf beinahe jedermann sich ihm nähern und mit ihm sprechen wie mit einer einfachen Privatperson."

Ludwig XIV. selbst schreibt: „Wenn es eine besondere Eigentümlichkeit in dieser Monarchie gibt, so ist es der freie und leichte Zutritt der Untertanen zum Fürsten." Man trat in den Palast des Königs wie in eine Mühle. Die Fremden können nicht aufhören, ihr Erstaunen darüber auszusprechen. „Ich ging in den Louvre," schreibt Locatelli im Jahre 1665, „ich ging dort völlig unbehindert spazieren, und an den verschiedenen Leibwachen vorüberkommend, gelangte ich endlich an jene Türe, die geöffnet wird, sobald man nur daran rührt, und zwar zumeist vom König selbst. Es genügt, leise daran zu klopfen, und man wird sofort eingelassen. Der König will, daß alle seine Untergebenen freien Zutritt haben." Vor der Verlegung der königlichen Residenz nach Versailles drängt sich das Publikum im Garten der Tuilerien um die königliche Familie, und Locatelli wohnt kleinen intimen Szenen zwischen Ludwig XIV., Marie-Thérèse und dem Dauphin bei, Szenen, die er mit viel Anmut wiedergibt. Während des Aufenthaltes des Königs in Paris betrachteten es manche Bürgersleute als eine Zerstreuung, in den Louvre zu gehen, „bloß um des Vergnügens willen, den König zu sehen, und wurden nicht müde, ihn zu betrachten, sei es beim Mahle oder im Hof des Louvre, wenn er hinunterging, um verschiedene Karossengespanne zusammenzustellen".

Das Haus des Königs wurde ein öffentlicher Platz. Jeder, der kam, bewegte sich ungeniert; jeder war hier wie zu Hause. Man kann sich vorstellen, wie schwierig es war, hier Ordnung und Reinlichkeit zu erhalten. Vom Morgen

bis zum Abend trieb sich hier ein lärmender und ausgelassener Schwarm von Leuten aus allen möglichen Ständen herum. Die Räume unter den Treppen und deren Winkel, die Gänge, die Balkons, die Windfänge waren erwünschte Plätze zur Befriedigung der Notdurft. Die Gänge des Louvre, der Schlösser von Vincennes oder von Fontainebleau wurden zu Kloaken. Um in das Gemach der Königin zu gelangen, mußten die Damen die Röcke hochheben. Bis ins dritte Viertel des 17. Jahrhunderts war der Louvre bekannt wegen seiner Kotmassen und seiner „tausend unerträglichen übeln Gerüche", die einen merkwürdigen Kontrast zu dem Prunk der Gemächer bildeten. Bussy-Rabutin bewunderte Ludwig XIV., daß es ihm gelungen war, ein wenig Ordnung in seinem Palais herzustellen und ihm „die Sauberkeit einer Privatwohnung" zu geben.

Man wird begreifen, daß diese Traditionen eines gemeinsamen Lebens, die man nicht ändern konnte, dem König den Plan eingaben, den Sitz der Monarchie nach Versailles zu verlegen. In Paris war es durch die Vergrößerung der Stadt und die Vermehrung der Beziehungen zwischen dem König und seinen Untertanen dahin gekommen, daß man im königlichen Palast nicht mehr atmen konnte.

Uebrigens war es im Schloß von Versailles ebenso wie in Paris. Es blieb jedem Kommenden geöffnet. „Wir gingen," schreibt der Engländer Arthur Young, der darüber höchst erstaunt ist, „durch eine Menge von Leuten, und es waren mehrere darunter, die nicht allzu gut gekleidet waren."

Der Doktor Nemeitz seinerseits schreibt: „Es war ein leichtes, Seine Majestät soupieren zu sehen. Der König versammelte seine ganze Familie an seinem Tisch, und wenn nicht schon zu viel Leute da waren, was ab und zu vorkam, so wurde man zugelassen. Uebrigens konnte man immer zugelassen werden, wenn man frühzeitig kam. Häufig entspann sich zwischen dem König und den anwesenden Leuten aus dem Volk ein ganz vertrauliches Gespräch." Erwähnungen dieser Tatsache findet man in den Briefen von Frau von Sévigné und in den Memoiren Saint-Simons. Zum Nachtisch ließ der König allen anwesenden Damen Obst und Gefrorenes anbieten. Im Jahre 1772 war Rosalie de Courtant, eine junge Genferin, bei der offenen Tafel des Königs zugegen. „Man bot," so schreibt sie, „allen Damen, die zum Zusehen gekommen waren, das Eis an, das es zum Nachtisch gab. Ich fand es sehr gut."

Von Zeit zu Zeit jedoch wurde, als das Schloß von Versailles schließlich von Bettlern überschwemmt wurde, die dort ihrem Geschäft nachgingen wie auf der Straße, einmal Auskehr gehalten. In dem Tagebuch Dangeaus ist unter dem 2. Juli 1700 zu lesen: „Es sind 50 Schweizer aufgestellt worden, um die Leute aus dem Schloß zu jagen, die darin bettelten."

Unter der Regentschaft wird der junge Ludwig XV. im Louvre installiert. Die Diebe aus Cartouches Bande verbreiten sich in die verschiedenen Säle des Palastes, wo sie sich aufführen, als ob sie zu Hause wären. Auf dem Hofball stiehlt Louison, der Bruder Cartouches, dem Prinzen von Soubise seinen goldenen Degen, der auf 25000 Livres geschätzt wurde. An einem andern Tage bestehlen

„in einem Saal, neben demjenigen, in dem der König speist“, Guillain, Marcant, Ferront und Prévost, genannt Coste, seines Zeichens Schneider, alles Mitglieder der Bande Cartouches, in aller Gemütsruhe die zahlreichen Personen, die sich zu gleicher Zeit mit ihnen dort befanden.

Um die Einwohner von Paris, die den Monarchen zu sehen wünschten, nach Versailles zu transportieren, hatte man eine Art Omnibusse eingerichtet, von denen die einen „carabas“, die andern „pots de chambre“ genannt wurden. Mercier gibt eine Beschreibung dieser Wagen. Die Fahrgäste, die auf dem Vorderteil Platz nahmen, wurden „Affen“ (singes), die hinten Sitzenden „Kaninchen“ (lapins) genannt.

„Der ‚Affe‘ und das ‚Kaninchen‘,“ schreibt Mercier, „steigen am vergoldeten Gitter des Schlosses ab, schütteln den Staub von ihren Stiefeln, nehmen den Degen an die Seite, treten in die Galerie ein, und dort betrachten sie nun nach Behagen die königliche Familie und studieren die Physiognomien und den feinen Anstand der Prinzessinnen. Dann spielen sie Hofstaat soviel sie wollen. Sie stellen sich zwischen zwei Herzoge, sie stoßen an einen allzu eifrigen Prinzen, der den Arm zurückzieht, wenn er bei einer Geste eine übertriebene Bewegung damit gemacht hat, und nichts hindert das ‚Kaninchen‘ und den ‚Affen‘, in den Gemächern und bei der offenen Tafel die Rolle des königlichen Gefolges zu spielen.“ Wie Mercier weiter bemerkt, „unterhält man sich in ganz Frankreich über den Hof von Versailles“, und es ist selten, daß in dem entlegensten Dorf nicht jemand wäre, der, da er im „carabas“ oder im „pot de chambre“ nach Versailles gefahren ist, de visu sagen könnte, wie der König aussieht, wie sehr die Königin die „pommes d'orange“ liebt, ob die Dauphine hübsch ist und ob die Prinzessinnen einen schönen Gang haben.

VII.

Alle Ereignisse, die den König und die Seinigen direkt betreffen, sind für ganz Frankreich Familienereignisse. Das Haus des Königs ist im eigentlichen Sinn „das Haus Frankreichs“. Als Maria Lesczynska, die Braut Ludwigs XV., vom Elsaß nach Paris reiste, eilte das Volk von allen Seiten herzu, um sie zu begrüßen. Ganze Kirchspiele kommen mit ihren Fahnen herbei. Die guten Leute singen Choräle und knien vor ihr nieder. Die Häuser werden mit Vorhängen oder weißen Tüchern behängt, die Straßen mit grünen Kräutern und Blumen bestreut. Dieser Geist tritt in der Rede zutage, mit der die „Damen der Halle“ die junge Königin am 14. November 1725 bei ihrer Ankunft in Fontainebleau begrüßten. Die Frau Gellé führt das Wort:

„Madame, j'apportons nos plus belles truffes à Votre Majesté. Je souhaiterions en avoir davantage. Mangez en beaucoup et faites-en manger beaucoup au Roi, car cela est fort bon pour la génération. Nous vous souhaitons une bonne santé et j'espérons que vous nous rendrez tous heureux.“ („Madame, wir bringen Euer Majestät unsre schönsten Trüffeln. Wir wollten, wir hätten mehr. Essen Sie recht viel davon und lassen Sie

auch den König viel davon essen, denn das ist sehr gut fürs Kinderkriegen. Wir wünschen Ihnen eine gute Gesundheit, und wir hoffen, daß Sie uns alle glücklich machen werden.")

Das war wenigstens eine Rede, die von Herzen kam.

Zu dem bei der Hochzeit Maria Josephas von Sachsen mit dem Dauphin, dem Sohne Ludwigs XV., gegebenen Ball wird alle Welt, das heißt alle Franzosen, eingeladen; es ist ein Familienfest. Manche Gäste sind sehr schlecht erzogen. Auf dem Ball steigen sie mit ihren Schuhen auf die Seidenbänke, um die Tänzer besser zu sehen, und antworten denjenigen, die sie veranlassen wollen herunterzusteigen, mit ebenso energischen wie lakonischen Worten. Bei der Hochzeit Maria Antoinettes mit dem Dauphin, dem späteren König Ludwig XVI., herrscht derselbe Geist. Alles Volk ohne Unterschied geht in die große Spiegelgalerie, in der die königliche Familie versammelt ist. Spieltische sind aufgestellt. Die Damen, die nicht spielen, haben auf Stufen längs der Arkaden Platz genommen. Gegenüber, auf der Fensterseite, ist eine Balustrade aufgestellt, die sich von dem einen Ende der Galerie bis zum andern erstreckt. Auf dieser geht das Volk vorüber. Jedermann wird ohne weitere Formalität zugelassen, wofern er nur nicht zu unsauber oder zerlumpt ist und den vorgeschriebenen Weg einhält. Die Frau Dauphine, die zukünftige Königin von Frankreich, sitzt neben dem König, ihrem Schwiegervater, und mit ihnen hat die königliche Familie um einen großen Tisch Platz genommen, an dem der König, die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen gemütlich plaudern und bürgerlich Karten spielen, während das Volk vorüberzieht und die Neuvermählte, seine künftige Königin, und alle andern Mitglieder des französischen Königshauses betrachtet. Bei einem derartigen Anlaß hatte der König die Pflicht, sich seinem ganzen Volke im Familienkreise zu zeigen.

Am Abend des Hochzeitstages wird die zukünftige Königin von Frankreich in voller Oeffentlichkeit zu Bett gebracht. „Gewiß," schreibt der Marschall von Sachsen, „gibt es Augenblicke, in denen es der ganzen Festigkeit einer fertigen Persönlichkeit bedarf, um diese Rolle mit Würde auf sich zu nehmen. Dazu gehört unter anderm der, in dem die Bettvorhänge geöffnet werden, nachdem der Gatte und die Gattin in das eheliche Bett gebracht worden sind — dieser Augenblick ist schrecklich, denn der ganze Hof befindet sich im Schlafzimmer."

Ist die Königin oder Dauphine verheiratet, so muß sie Kinder bekommen. Das ist ihre Aufgabe. Das Volk rechnet darauf und verfehlt nicht, bis nach Versailles zu gehen und es der Prinzessin ganz rückhaltlos zu sagen. Maria Antoinette zögerte, der Krone einen Erben zu geben, während die Gräfin von Artois niederkam, und die Hökerweiber kamen bis in ihre Gemächer, um von Maria Antoinette „grossièrement", wie de Nolhac sagt, den Dauphin zu verlangen, den sie ihnen schuldete.

Endlich war die Prinzessin guter Hoffnung, und die Niederkunft stand bevor. Der Großsiegelbewahrer, die Minister und Staatssekretäre warteten mit dem Hofstaat des Königs, dem der Königin und den Kronbeamten in dem

großen Kabinett. Der übrige Hof befand sich in dem Spielsaal und der Galerie. Plötzlich ruft eine Stimme:

„Die Königin wird gleich niederkommen.“

Der Hof stürzt sich in wirrem Durcheinander mit der Menge in das Gemach. Der Brauch will, daß alle in diesem Augenblick eintreten und daß niemand zurückgewiesen wird. Das Schauspiel ist öffentlich. Die Menge stürmt mit solchem Ungestüm in den Saal, daß die Wandschirme, die das Bett der Königin umgeben, umgestürzt werden. Das Zimmer verwandelt sich in einen öffentlichen Platz. Ein paar rücksichtslose Burschen steigen auf die Möbel, um besser zu sehen. Eine dicht gedrängte Menge erfüllt den Raum; die Königin ist dem Ersticken nahe.

„Luft!“ schreit der Geburtshelfer.

Der König stürzt sich an die luftdicht verschlossenen Fenster und öffnet sie mit der Kraft eines Rasenden. Die Türsteher, die Kammerdiener sind genötigt, die Gaffer, die einander stoßen, zurückzudrängen. Da das warme Wasser, das der Geburtshelfer verlangt hat, nicht kommt, so macht der erste Wundarzt ohne Wasser einen Stich in den Fuß der Königin. Das Blut springt hervor. Zwei auf einer Kommode stehende Burschen sind in Streit miteinander geraten und sagen sich Schimpfwörter. Es herrscht ein Heidenlärm. Endlich öffnet die Königin die Augen. Sie ist gerettet.

„Als der Dauphin geboren wurde,“ schreibt H. Taine sehr treffend, „war die Freude Frankreichs die einer Familie.“ — „Man redete sich gegenseitig auf der Straße an, man sprach miteinander, ohne sich zu kennen, man umarmte die Leute, denen man begegnete.“ Drei Tage lang rissen die Quacksalber am Pont-Neuf, die sich mit der Zahnheilkunde befaßten, den Leuten gratis die Zähne. In dem großen Hof des Schlosses in Versailles bewegte sich eine große Menge von Menschen „in frischen und eleganten Gewändern“, wie Madame Campan sagt. Es waren die Abordnungen, die ankamen, die meisten mit Musik. „Schornsteinfeger, ebenso gut gekleidet wie diejenigen, die auf dem Theater erscheinen, trugen einen reich dekorierten Kamin, auf dem einer ihrer kleinen Genossen saß. Die Sänftenträger hatten eine reich vergoldete Sänfte mit, in der man eine schöne Amme und einen kleinen Dauphin sah. Die Metzger erschienen mit ihrem Faschingsochsen. Die Kuchenbäcker, die Maurer, die Schlosser, alle Handwerker waren in Tätigkeit: die Schlosser hämmerten auf einem Amboß, die Schuhmacher machten ein Paar kleine Schuhe für den Dauphin fertig, die Schneider eine kleine Uniform seines Regiments.“ Sogar die Leichenträger kamen mit den Abzeichen ihrer Korporation. Im Theater konnten die Schauspieler ihre Rollen nicht mehr spielen. Sie wurden fast bei jedem Satz durch die Rufe unterbrochen:

„Vive le roi! Vive la reine! Vive monseigneur le Dauphin!“

Wie der König auf die Welt gekommen ist, ebenso muß er sterben: von den Seinigen, das heißt von seinem ganzen Volk umgeben. Ludwig XIII. befand sich in Saint-Germain, in dem neuen Schlosse, das heutigentags vollständig zer-

stört ist. Anna von Oesterreich war im alten Schlosse geblieben, das sich noch in unsern Tagen auf der die Seine beherrschenden reizenden Terrasse erhebt. In den Augenblicken, in denen es dem König gut ging, konnte er sich einiger Ruhe erfreuen und in einer relativen Zurückgezogenheit ein wenig aufatmen. Aber sobald sich sein Zustand verschlimmerte, trat die Etikette wieder in ihre Rechte. Wir kennen sie, diese Etikette. Der Strom der Höflinge, die bei der Königin im alten Schlosse bleiben, verstärkt durch einen Strom von Parisern, die aus der Hauptstadt herbeieilen, überschwemmt das Zimmer, in dem der König im Sterben liegt, und preßt sich darin zu einer unruhigen kompakten Masse zusammen. „Das Getrampel, das Gedränge, der Lärm, die Hitze, die herrschte, waren für den König so entsetzlich qualvoll, daß er flehentlich bat, man möge von seinem Bett zurücktreten, um ihm ein bißchen Luft zu lassen.“

Mit seinem tiefen sozialen Gefühl verstand Napoleon vollständig die Ursache dieser erblich eingewurzelten Bräuche im Hause Frankreichs. Er hatte daran gedacht, das „grand Couvert“, das heißt das öffentliche Mahl der Herrscherfamilie, wiedereinzuführen; dann hatte er darauf verzichtet — er würde sich dadurch geniert gefühlt haben. Weder bei Ludwig XIII. noch bei Ludwig XIV., Ludwig XV. oder Ludwig XVI. war dies der Fall. Napoleon sprach darüber folgende Worte, in denen er den Charakter dieser alten Bräuche treffend kennzeichnet:

„Vielleicht hätte man diese Zeremonie auf den kaiserlichen Prinzen und nur auf die Zeit seiner Jugend beschränken sollen, denn er war das Kind der Nation, und er mußte demzufolge allen Gefühlen, allen Augen angehören.“

(Schluß folgt.)

Ueber die Bedeutung der Genußmittel in der Nahrung.[1]

Von

Carl Voit.

Als ich von dem für Errichtung eines Pettenkoferhauses in unsrer Stadt tätigen Komitee aufgefordert wurde, mein Scherflein zum dankbaren Andenken an den Begründer der experimentellen Hygiene durch einen Vortrag beizusteuern, da war ich nicht im Zweifel darüber, was ich zu tun habe. Ich mußte an dem Unternehmen mitwirken und zwar durch eine Mitteilung aus dem auch allgemein interessierenden, aber doch nur wenig bekannten Gebiete der Er-

---

[1]) Vortrag zum Besten eines Pettenkoferhauses in München, gehalten am 10. Dezember 1903.

nährung, auf dem ich während zehn Jahren in beglückender Arbeit tätig war mit dem Manne, der einstens mein Lehrer und dann mein Freund durch ein langes Leben gewesen ist. Ich möchte Ihnen in dieser Stunde darlegen, welche Bedeutung die sogenannten Genußmittel bei der Ernährung haben, worüber ich nach meinen ersten Veröffentlichungen über diese Frage öfter mit meinem Freunde gesprochen habe.

Es ist noch nicht lange, etwa 60 Jahre her, seit man ein besseres Verständnis von den Vorgängen der Ernährung durch die Erkenntnis der Bedeutung der einzelnen Nahrungsstoffe gewonnen hat. Diese Erkenntnis war erst möglich, als mit der Entwicklung der Chemie die näheren Bestandteile der Nahrung sowie des tierischen Organismus und seiner Ausscheidungen bekannt geworden waren; erst dann konnte das physiologische Experiment am Tier mit Erfolg einsetzen.

Infolge der merkwürdigen, außerordentlich komplizierten Bedingungen in den lebenden Zellen des Tierkörpers werden beständig die diese Zellen zusammensetzenden oder die ihnen zugeführten hohen Kohlenstoffverbindungen, wie Eiweiß, Fett, Kohlehydrate, zu denen das Stärkemehl und der Zucker gehören, u. s. w. in einfachste zersetzt und außerdem kohlenstofffreie Verbindungen, wie Wasser und Mineralbestandteile, ausgeschieden. Bei dem Zerfall der hohen Kohlenstoffverbindungen in einfache Exkretionsprodukte wird zugleich die lebendige Kraft für die Eigenwärme sowie für die Arbeitsleistungen des Organismus erzeugt. Diese stofflichen Verluste müssen durch zugeführte entsprechende Stoffe wieder ersetzt oder verhütet werden, wenn der Körper auf seinem stofflichen Bestande bleiben soll.

Wir nennen daher Nahrungsstoffe solche kohlenstoffhaltige und kohlenstofffreie Stoffe, die den Verlust eines für die Zusammensetzung des Körpers notwendigen Stoffes ganz aufheben oder wenigstens geringer machen. Als wesentliche Bestandteile des Körpers kennen wir von den kohlenstofffreien: das Wasser und die Mineralbestandteile, von den kohlenstoffhaltigen: das Eiweiß, das Fett und in geringer Menge einige Kohlehydrate; alle andern kohlenstoffhaltigen Stoffe des Körpers sind aus den drei genannten hervorgegangen. In der Nahrung finden sich als Nahrungsstoffe im wesentlichen die nämlichen Stoffe: wir nehmen den Nahrungsstoff Wasser auf, um den Körper vor Verlust an Wasser zu bewahren; dann die nötigen Mineralbestandteile, um den Verlust dieser Stoffe zu verhüten; ferner den stickstoffhaltigen Nahrungsstoff Eiweiß, um den Eiweißbestand zu erhalten; und endlich die stickstofffreien Stoffe, vor allem Fett und Kohlehydrate, um den Fettbestand zu erhalten. In der Nahrung, welche die Aufgabe hat, den ganzen stofflichen Bestand des Organismus zu erhalten, müssen demnach alle dies bewirkenden Nahrungsstoffe vorhanden sein; kein einziger Nahrungsstoff stellt für sich allein eine Nahrung dar.

Jeder der genannten Nahrungsstoffe ist für die Ernährung so nötig und so wichtig wie die andern, denn es kann keiner auf die Dauer entbehrt werden. Wir nehmen für gewöhnlich in unsrer Nahrung in größter Quantität den

Nahrungsstoff Wasser auf, dann folgt der Menge nach das Kohlehydrat, dann das Eiweiß, dann das Fett, und zuletzt kommen die Mineralbestandteile.

Vielfach hält man, nicht nur in Laienkreisen, das stickstoffhaltige Eiweiß für den wichtigsten Nahrungsstoff; man meint, es wäre ausreichend gesorgt, wenn nur dieser Stoff in genügender Menge vorhanden sei, und man beurteilt häufig den Wert eines Nahrungsmittels nach seinem Gehalt an Eiweiß, das man für besonders nahrhaft, ja für allein nahrhaft ansieht. Aber jeder Nahrungsstoff hat seine besondere Bedeutung; das Eiweiß, indem es in den Zellen die organisierten Formen bildet und durch seine eigentümlichen physikalischen und chemischen Eigenschaften die Lebenserscheinungen ermöglicht. Es muß also das Eiweiß in jeder Nahrung vorhanden sein, jedoch nicht minder die übrigen Nahrungsstoffe mit den ihnen zukommenden Bedeutungen. — Man hält das Eiweiß für den wertvollsten Nahrungsstoff in der falschen Meinung, es liefere bei seiner Zersetzung im Organismus allein die Kraft zur Arbeit und es wäre allein „stärkend"; aber auch die stickstofffreien Stoffe, namentlich das Fett und die Kohlehydrate, tun dies ebenso, wenn sie in den Zellen zersetzt werden. — Noch einen andern verhängnisvollen Irrtum begeht man oft bei der Wertschätzung des Eiweißes, nämlich den, daß man auf seine für die Ernährung notwendige Menge nicht achtet und glaubt, man habe etwas besonders Wertvolles gegeben, wenn außer dem in der übrigen Kost schon enthaltenen Eiweiß in irgendeiner Substanz noch ein wenig Eiweiß zugeführt wird; was kann jedoch die Aufnahme von einigen Gramm Eiweiß für die Ernährung bedeuten, wenn täglich über 100 Gramm davon nötig sind?

Nirgends ist das quantitative Denken wichtiger als bei der Beurteilung des Wertes eines Nahrungsstoffes oder Nahrungsmittels. — Vorzüglich durch diese unrichtigen Vorstellungen ist es zu der Herstellung und zu dem Gebrauch der vielen geschmacklosen Eiweißpräparate gekommen, die gewöhnlich kritiklos angewendet werden und von denen man alle möglichen guten Wirkungen gesehen haben will; solche Präparate können ja für Gesunde, wenn es in der übrigen Nahrung an Eiweiß mangelt und wenn sie wohlfeiler sind als das Eiweiß der zu Gebote stehenden wohlschmeckenden Nahrungsmittel, mit Nutzen gebraucht werden, auch in ganz bestimmten Fällen für Kranke. Jedoch werden die meisten davon wieder verschwinden, sobald man einmal allseitig zur Einsicht über ihre Wirksamkeit gekommen ist; obwohl schon seit langer Zeit Eiweißpräparate derart im Handel vorkommen, haben sie sich doch keinen dauernden Eingang verschafft, weil wohl mit Recht die natürlichen Eiweißträger stets den künstlichen vorgezogen werden.

Man könnte nun nach den bisherigen Auseinandersetzungen meinen, ein Organismus, dem man die notwendigen Nahrungsstoffe gibt, und zwar in der für ihn ausreichenden Quantität, werde sich damit auf seinem stofflichen Bestande erhalten und ernähren; dies ist aber nicht der Fall. In den hier stehenden fünf Gläsern befinden sich die für einen rüstigen Mann bei tüchtiger Arbeit im Mittel täglich nötigen Mengen der hauptsächlichsten Nahrungsstoffe: 3000 Gramm

Wasser, 118 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett, 500 Gramm Stärkemehl (als Kohlehydrat) und 20 Gramm Mineralbestandteile. Würde ich alles mischen und einem auch sonst von ärmlicher Kost lebenden Menschen als Speise für den Tag vorsetzen, er würde das Gemische mit Entrüstung abweisen und sich weigern, es zu verzehren; er würde sagen, das schmeckt mir nicht. Menschen und Tiere würden dabei, obwohl alle Nahrungsstoffe in gehöriger Menge geboten werden, schließlich zu Grunde gehen. Es sind also außer den Nahrungsstoffen noch andre Stoffe in unsrer Kost nötig, wenn diese uns erhalten und ernähren soll.

Merkwürdigerweise hat man lange Zeit dies kaum beachtet und gemeint, nur die Nahrungsstoffe müßten vorhanden sein und nur sie verliehen der Nahrung ihren Wert. Man hat dabei etwas, was wir tagtäglich tun, nicht näher überlegt und nicht gefragt, warum wir aus der nicht sehr großen Zahl der von uns gebrauchten Nahrungsmittel so mannigfache verschiedene Speisen bereiten und mit ihnen beständig wechseln.

Diese andern Stoffe der Nahrung sind demnach für die Ernährung ebenso wichtig wie die Nahrungsstoffe, denn ohne daß es uns schmeckt, findet, wie gesagt, trotz Vorhandenseins aller Nahrungsstoffe keine regelrechte Ernährung statt. Diejenigen Stoffe, welche die Speisen wohlschmeckend und genießbar machen, hat man die Genußmittel oder die Würzmittel jener genannt; der Name „Genußmittel“ oder „Würzmittel“ ist aber, wie wir noch näher ersehen werden, ein zu enger, denn die betreffenden Stoffe rufen nicht nur eine Geschmacksempfindung von der Mundhöhle aus hervor, sondern sie wirken auch noch weiter günstig auf die Verdauung im übrigen Verdauungskanale ein, ja manche beeinflussen sogar vom Blute aus die Vorgänge im Körper. Es gehören also dazu alle in den Verdauungskanal aufgenommenen Stoffe, außer den Nahrungsstoffen, die im normalen Organismus eine angenehme und nützliche Wirkung ausüben. Da diese durch Erregung von Nerven wirken, so können sie vielleicht besser die nervenerregenden Stoffe der Nahrung oder die Reizmittel der Nahrung genannt werden.

Durch den Geschmack wird die Nahrung dem Genießenden angenehm, es wird das Gefühl des Wohlgefallens an der Nahrung erweckt, das zum großen Teil die Gedeihlichkeit der Nahrung bedingt. Die Geschmacksempfindung gibt uns mit der Geruchsempfindung außerdem ein Urteil über die aufgenommenen Speisen, denn wir wissen aus der Erfahrung, welchen Geschmack und Geruch die einzelnen Speisen haben sollen, wenn sie richtig hergestellt sind, und wir beurteilen danach, ob wir sie essen sollen oder bei einem fremdartigen, Widerwillen erweckenden Geschmack und Geruch abweisen müssen. Merkwürdigerweise kann uns deshalb der gleiche Geschmack bei einer Speise angenehm sein, bei einer andern dagegen geradezu anwidern: z. B. sagt der Geschmack und Geruch gewisser in Fäulnis begriffener Käsesorten manchen zu, während der ähnliche Geschmack an einer Fleischspeise mit sehr ausgesprochenem Hautgout ihnen widersteht.

Die hohe Bedeutung der Genußmittel in der Nahrung und für die Ernährung wird immer noch nicht gehörig gewürdigt.

Die in den Nahrungsmitteln neben den Nahrungsstoffen in größter Mannigfaltigkeit, allerdings zumeist in verhältnismäßig sehr geringer Quantität vorkommenden, oder durch ihre besondere Behandlung entstehenden, oder den Speisen zugesetzten Genußmittel haben eine ganz andre Bedeutung wie die Nahrungsstoffe. Während die Nahrungsstoffe nach der gegebenen Definition den stofflichen Bestand unsers Leibes zu erhalten haben, weshalb man sie auch passend „Ersatzstoffe" nennen könnte, tun die Genußmittel dies nicht; sie haben keinen direkten Einfluß auf die Zersetzungen im Körper, sie ersparen keinen Stoff in ihm und bringen auch keinen zum Ansatz; sie sind aber trotzdem für die Herstellung einer Nahrung nicht minder wichtig wie die Nahrungsstoffe, denn ohne sie fände keine Ernährung statt. Eine Nahrung ist demnach ein uns wohlschmeckendes Gemische von Nahrungsstoffen und Genußmitteln, das den Körper auf seinem stofflichen Bestande erhält. Es ist für das Verständnis der Bedeutung der Stoffe der Nahrung und der Lehre von der Ernährung von äußerster Wichtigkeit, die Genußmittel scharf von den Nahrungsstoffen zu trennen.

Es ist recht schwierig, den hohen Wert der Genußmittel deutlich zu machen, da man gewöhnt ist, nur den Nahrungsstoffen einen solchen zuzuschreiben. Einige Vergleiche vermögen vielleicht eine Vorstellung zu geben, wie die Sache aufgefaßt werden muß. Man hat die Wirkung der Genußmittel mit der der Schmiere bei den Maschinen verglichen, aus der weder die Maschinenteile aufgebaut sind, noch die Kraft für deren Bewegung abstammt, die aber den Gang der Maschine leichter und ohne Reibung vor sich gehen macht; man braucht die Kraft gebende Kohle, aber auch die Schmiere, für die man in einem größeren Betriebe beträchtliche Summen ausgibt; die Schmiere ist also für den Gang der Maschine ebenso nötig wie die Kohle, nur spielt sie dabei eine ganz andre Rolle wie die letztere.

Man kann die Genußmittel auch mit der Wirkung der Peitsche oder des Zurufes des Lenkers vergleichen, die das schwer arbeitende Pferd durch Erregung von Empfindungsnerven der Haut im richtigen Augenblicke zu größerer Leistung anspornen und es dazu befähigen, ohne ihm Kraft mitzuteilen. Auf solche Weise leisten auch die Genußmittel für die Prozesse der Ernährung und für andre Vorgänge im Körper durch Reizung bestimmter Nerven wichtige und unentbehrliche Dienste, obwohl sie nach dem Gesagten nicht imstande sind, wie die Nahrungsstoffe den Verlust eines Stoffes vom Körper zu verhüten oder durch ihre Zersetzung uns mit lebendiger Kraft zu versorgen; sie geben höchstens das Gefühl von Kraft durch ihre Wirkung auf das Nervensystem.

Zu den Genußmitteln darf man nicht nur die meist ausschließlich darunter verstandenen: den Tee, den Kaffee, den Tabak, die alkoholischen Getränke und allenfalls noch das den Speisen zugesetzte Kochsalz rechnen, sondern auch und zwar vorzüglich alle die zahllosen Stoffe, die den Nahrungsmitteln, den animalischen und den vegetabilischen, eigen sind und den Speisen den ihnen eigentümlichen, uns angenehm dünkenden Geschmack und Geruch verleihen, sowie die den Speisen zugefügten eigentlichen Würzmittel aus dem Pflanzenreiche, wie

Pfeffer, Senfsamen, Zimt, Vanille, Muskatnuß, Gewürznelken, Ingwer, Anis, Kümmel, die verschiedenen Küchenkräuter, und auch die bei der Zubereitung der Speisen erst entstehenden wohlschmeckenden Stoffe, z. B. beim Braten des Fleisches oder dem Backen des Brotes. In diesem weiteren Sinne aufgefaßt, gibt es keine einzige Speise ohne schmeckende Substanzen, ohne Genußmittel. Eine Speise ohne solche Genußmittel, ein geschmackloses oder uns nicht schmeckendes Gericht wird für gewöhnlich auf die Dauer nicht ertragen, es bringt Erbrechen und Diarrhöen hervor; die Genußmittel machen daher die Nahrungsstoffe erst zu einer Nahrung. Nur bei gewaltigem Hunger, zu Zeiten der Not, in denen entsetzliche Greuel verübt werden, verzehrt der Mensch auch solches, was ihm für gewöhnlich nicht zusagt, ja selbst sonst Ekel Erregendes, da hier das Stillen des Hungers zum höchsten Genusse wird.

Manche Stoffe der Nahrung sind bekanntlich zugleich Nahrungsstoffe und Genußmittel. Dahin gehört das Kochsalz, von dem wir zur Erhaltung des Kochsalzbestandes im Körper nur wenig nötig haben; dann der in so ungeheurer Menge verzehrte Zucker; ebenso dient der zum Ansäuern mancher Speisen verwendete Essig als Nahrungsstoff und als Würzmittel.

Die wahre Bedeutung der Genußmittel konnte nicht richtig erfaßt und gewürdigt werden, solange man sie im Gegensatze zu den Nahrungsstoffen nicht für notwendig zu einer Nahrung, sondern für zufällig vorhanden und für entbehrlich hielt: sie sollten nur gewisse angenehme Empfindungen ohne weiteren Nutzen bereiten oder nur einen unnötigen, luxuriösen Gaumenkitzel bedingen oder sogar nur zu ungesunden und unnatürlichen Zuständen und Erregungen führen. Diese Auffassung wäre nur dann unter gewissen Umständen richtig, wenn man in einseitiger und falscher Weise zu den Genußmitteln ausschließlich die vorher genannten Pflanzenaufgüsse (Tee und Kaffee) und die alkoholischen Getränke zählt und nichts von den vielen ungleich wichtigeren, in jeder Speise vorhandenen Genußmitteln weiß.

Wie wirken nun die Genußmittel oder Reizmittel, wenn sie nicht wie die Nahrungsstoffe den Verlust eines Stoffes im Körper verhüten oder geringer machen können?

Sie beeinflussen durch Erregung von Nerven in erster Linie lokal die Vorgänge im Verdauungskanal.

Schon zur Aufnahme der Nahrung, die man gewöhnlich für ein höchst einfaches und prosaisches Geschäft hält, gehört mehr als das Darbieten und Verschlucken der zur Erhaltung des Organismus nötigen Nahrungsstoffe; es muß dieses Geschäft wie andre Tätigkeiten des Körpers mit einer angenehmen Empfindung, mit einem Gefühl der Lust verknüpft sein. Zu diesem Zweck erregen die schmeckenden Substanzen der Speisen die eigentümlichen, besonders dafür eingerichteten mikroskopischen Geschmackssinnesorgane in der Mundhöhle und bewirken dadurch in bestimmten nervösen Zentralorganen im Gehirn die uns angenehmen Geschmacksempfindungen, die zu dem, was wir Appetit nennen, in innigster Beziehung stehen. Aehnlich wirken die unwägbaren Spuren von flüchtigen

Stoffen, die sich von den Speisen ablösen, auf die Geruchssinnesorgane der Nasenschleimhaut und rufen in den zugehörigen Zentralorganen im Gehirn die Geruchsempfindungen hervor, die ebenfalls für den Appetit bestimmend sind. Vieles, was wir zu schmecken meinen, wird gerochen, weshalb wir bei lokalen Nasenkatarrhen eine Beeinträchtigung der Geschmacksempfindung zu haben glauben.

Von diesen Empfindungszentralorganen aus finden nun durch Nerven vielfache Uebertragungen auf periphere Organe statt, wodurch für die Verdauung vorbereitende wichtige und notwendige Prozesse eingeleitet werden.

Es wird dabei zunächst in den Speicheldrüsen der Mundhöhle unter Ausdehnung ihrer Blutgefäße eine lebhafte Sekretion hervorgerufen, wodurch die trockenen Speisen eingespeichelt und zum Verschlucken geeignet werden; nebenbei findet auch in geringerem Grade eine Verdauung, nämlich eine teilweise Umwandlung des Stärkemehls des Bissens in Zucker, durch den Speichelstoff statt. Es treten schon bei diesen verhältnismäßig einfachen Vorgängen die merkwürdigsten Dinge auf. Der Speichel der verschiedenen Speicheldrüsen ist verschieden zusammengesetzt und verschieden wirksam; dies ist aber auch an ein und derselben Drüse der Fall, je nachdem dieser oder jener Drüsennerv gereizt wird. Nicht nur durch schmeckende Stoffe, sondern auch durch mechanischen und thermischen Reiz sensibler Nerven der Mundhöhlenschleimhaut wird die Speichelsekretion eingeleitet, verschieden, je nach dem Geschmack und dem Grad der Trockenheit der Speisen. Selbst vom Großhirn, von der Psyche aus wird die Sekretion beeinflußt: durch den Anblick eines uns zusagenden Gerichtes wird Speichel abgesondert, ja sogar durch die bloße Vorstellung unsrer Lieblingsspeise fließt uns der Speichel im Munde zusammen. So kann man von einer förmlichen Psychologie der Drüsenabsonderung sprechen, von ihrer Beeinflussung durch Empfindungen, Wünsche und Gedanken.

Weiterhin beeinflußt die Geschmacks- und Geruchsempfindung den Schluckakt; nur uns wohlschmeckende Speisen vermögen wir zu verschlucken. Etwas Geschmackloses oder schlecht Schmeckendes, Unappetitliches und Ekelhaftes ruft von den Zentralorganen der Geschmacksempfindungen aus Zusammenziehungen der Muskeln des Rachens, der Speiseröhre und des Magens, sowie der Muskeln, die das Erbrechen bedingen, hervor, wodurch das regelrechte Verschlucken des Bissens unmöglich wird. Es finden dabei auch noch Uebertragungen auf andre Muskeln statt; mit gewissen Geschmacksempfindungen sind Zusammenziehungen bestimmter mimischer Gesichtsmuskeln verknüpft, wodurch der Gesichtsausdruck bei dem Schmecken von etwas Süßem oder von etwas Bitterem ganz charakteristisch wird. Das kleine Kind führt sein Händchen an die Magengegend, um sein Wohlgefallen an dem Gegessenen auszudrücken.

Die angegebenen, von den Geschmackssinnesorganen der Mundhöhle ausgehenden nervösen Einflüsse bestimmen den Appetit oder die Lust zum Essen; ohne diese bringen wir nicht genügend Speise hinunter, sie widersteht uns vielmehr und bewirkt Uebelkeit. Der Appetit besteht in angenehmen Vorstellungen, die in unserm Großhirn durch die schmeckenden Substanzen oder auch nur durch

das Denken an diese erweckt werden und uns lebhaft danach verlangen lassen. Das Hungergefühl ist nicht damit zu verwechseln; dieses hat direkt mit dem Appetit nichts zu tun, denn hungernde Kranke verspüren nicht selten keinen Appetit, ja verweigern sogar jede Speise. Die hohe Bedeutung des Appetits für die Ernährung ist allbekannt; schon geringe Veränderungen wie z. B. ein Zungenbelag oder ein Katarrh der Magenschleimhaut nehmen den Appetit und können schließlich zur äußersten Abmagerung führen. Die schlimmen Folgen des Mangels der Geschmacksempfindung und des Appetits ersieht man besonders deutlich bei dem sogenannten Abgegessensein der Gefangenen, wenn sie längere Zeit eine monotone Kost von stets breiartiger Beschaffenheit bekommen haben; es tritt Würgen und Erbrechen ein, sobald der Wärter mit dem Gericht in die Zelle kommt, zuletzt in extremen Fällen unstillbarer Magen- und Darmkatarrh und der Tod. Man ist bekanntlich nicht selten noch nach Jahren nicht mehr imstande, Speisen, an denen man sich einmal übergessen oder nach deren Aufnahme man sich einen Magenkatarrh zugezogen hat, auch wenn es vorher unsre Lieblingsspeisen waren, ohne jene schlimmen Folgen zu genießen.

Wie auf die Speicheldrüsen der Mundhöhle findet von den Zentralorganen der Geschmacksempfindungen im Gehirn aus auch eine Uebertragung auf die Drüsen und die Blutgefäße der Magenschleimhaut statt, so daß dadurch, bevor die Speisen in den Magen gelangt sind, der Magen zu seiner Tätigkeit vorbereitet wird. Der russische Physiologe Pawlow erhielt literweise reinen Magensaft bei einem Hunde, dem er Fisteln an der Speiseröhre und am Magen angelegt hatte, indem er ihn mit Fleisch fütterte, das aber durch die Oeffnung an der Speiseröhre wieder heraustrat, also gar nicht in den Magen kam. Auch hier beeinflussen das Sehen und Riechen und die Vorstellung von etwas Leckerem vom Großhirn aus die Vorgänge im Magen; denn wenn man einem nüchternen Hunde mit künstlicher Magenfistel ein Stück Fleisch vorhält, ohne es ihm zu geben, so tritt alsbald Magensaft auf; schon die Durchmusterung des Speisezettels bringt vielleicht eine Wirkung der Art hervor. Pawlow nennt dies ganz treffend den psychischen Magensaft, und er tut durch Versuche dar, daß das Begehren nach Speise, der Appetit, der erste und mächtigste Erreger der Magendrüsen ist.

Ist die Speise in den Magen gelangt, dann wirken gewisse Stoffe von ihnen, nicht alle, chemisch reizend auf die Drüsennerven der Magenschleimhaut ein, ohne daß wir davon eine Empfindung haben, das heißt ohne eine Uebertragung auf die Empfindungszentralorgane im Gehirn. Die mechanische Reizung durch die Speisen, die früher allgemein angenommen wurde, leugnet Pawlow. Sonderbarerweise sollen nach letzterem die meisten Nahrungsstoffe keine chemische Reizung ausüben, z. B. nichtflüssiges Eiereiweiß, Stärkemehl, Fett, die Mineralbestandteile des Fleisches, Kochsalz, Salzsäure, Soda u. s. w., wohl aber Wasser, die Extraktivstoffe des Fleisches in der Fleischbrühe, in Fleischextraktlösungen und im Fleischsaft, sowie Lösungen von verdautem Eiweiß oder von Pepton. In gleicher Weise werden gewiß noch viele andre Stoffe als chemische Reizmittel

direkt die Absonderung von Magensaft und Rötung der Schleimhaut veranlassen; es beruht wohl hierauf die Sitte, als Einleitung eines Mahles stark gewürzte Speisen, zum Beispiel ein gepfeffertes Gericht oder einen Schluck eines alkoholreichen Getränkes aufzunehmen. — In ähnlicher Art wie die Sekretion des Magensafts wird auch die der Galle und des Bauchspeichels, dieser für die Verdauung so wichtigen Säfte, durch Nerven beeinflußt. — Von großer Bedeutung ist es, daß auch die Aufnahme der gelösten Stoffe aus dem Magen und Darm in die Säfte des Körpers nach den im hiesigen Pharmakologischen Institut gemachten Versuchen durch örtliche Reizmittel: durch Kochsalz, Pfefferminzöl, Pfeffer, Alkohol u. s. w. erhöht wird.

Ich möchte die Bedeutung der bis jetzt besprochenen Genußmittel oder Würzmittel noch an einem Beispiel klarmachen. Von den Substanzen, deren wir uns als Genußmittel bedienen, ist eine der bekanntesten und verbreitetsten eine gute warme Fleischbrühe oder das Fleischextrakt, das nichts andres ist als zur Honigkonsistenz eingedickte Fleischbrühe, in der sich die in heißem Wasser löslichen Stoffe des Fleisches befinden. Das Extrakt enthält ja wohl gewisse Nahrungsstoffe, so viel wie manche als treffliche Nahrungsmittel angepriesenen Präparate; es sind z. B. darin die Nährsalze des Fleisches, ein Teil seiner Eiweißstoffe in löslicher Form (Albumosen), ein Kohlehydrat, Milchsäure u. s. w., und man kann es deshalb nach der von uns gegebenen Definition streng genommen als ein Nahrungsmittel bezeichnen; aber in der gewöhnlich angewendeten Menge (5 Gramm) ist von den Nahrungsstoffen, die wir in den übrigen Speisen zumeist schon in genügender Quantität bekommen, nur so wenig vorhanden, daß sie als solche gegenüber dem Bedarf nicht in Betracht kommen. Das Fleischextrakt hat auch keinen berücksichtigenswerten Einfluß auf die Ausnutzung der Nahrungsstoffe im Darm und auf die Zersetzungen im Körper. Es wirkt jedoch durch die in ihm befindlichen riechenden und schmeckenden und sonstige in der Fleischbrühe enthaltene Stoffe des Fleisches im wesentlichen als hervorragendes Genußmittel in der angegebenen Weise, indem es durch seinen besonderen Wohlgeschmack den Appetit mächtig anregt und von dem Geschmackszentralorgan und der Psyche aus weiter die Absonderung der Speicheldrüsen und der Magendrüsen hervorruft, auch direkt die Magenschleimhautnerven chemisch zur Sekretion reizt, wodurch es die Verdauungs- und Ernährungsvorgänge günstig beeinflußt. Seit den ältesten Zeiten wird die Fleischbrühe bei Gesunden und Kranken geschätzt und angewendet; eine gute Fleischbrühe bereitet den Magen auf die mildeste und beste Weise auf das Verdauungsgeschäft vor; wir nehmen als Einleitung zu der Hauptmahlzeit gewöhnlich eine Fleischsuppe auf, und für Kranke oder Rekonvaleszenten dient eine Tasse Bouillon förmlich als Arznei. Daher die glänzenden Erfolge bei Rekonvaleszenten, deren Magen längere Zeit untätig war; niemand würde einem solchen, an dessen abgemagertem und geschwächtem Körper er einen Ansatz von Substanz hervorrufen und den er wieder zu Kräften bringen soll, alsbald eine reichliche Nahrung mit den gewöhnlichen Speisen eines Gesunden darbieten, also zum Beispiel reichlich Schwarzbrot oder viel

Kartoffeln oder fetten Schweinebraten mit Sauerkraut; diese Gerichte würden nicht schmecken, sie würden nicht ertragen und gleich wieder erbrochen werden. Der Appetit muß vielmehr vorerst wieder geweckt und der Magen für die Absonderung von Sekret und für die Aufsaugung der gelösten Stoffe in die Säfte eingerichtet werden. Kurzsichtige und übelwollende Leute haben gemeint, das Fleischextrakt besitze keinen Wert, da es im wesentlichen nur ein Genußmittel sei; diese wissen nicht, daß die Genußmittel nicht weniger bedeutungsvoll für die Ernährung sind wie die Nahrungsstoffe, und daß der Mensch, wie wir noch näher dartun werden, für die Erlangung der Genußmittel mehr ausgibt wie für die der Nahrungsstoffe. Es ist diese Meinung so verkehrt, als ob jemand sagen würde, das Kochsalz habe keinen besonderen Wert für die Menschheit, da es im wesentlichen nur ein Genußmittel sei und nur zum Teil als Nahrungsstoff wirke. So werden auch die Fleischbrühe und das Fleischextrakt für alle Zeiten ihre Bedeutung behalten und als Genußmittel gebraucht werden, wenn andre, dem Publikum zum Teil mit täuschenden Worten angepriesene Säfte vergessen sein werden. Eine merkwürdige Erfahrung, welche die französischen Forscher William Edwards und Balzac schon im Jahre 1832 gemacht haben, tut den Wert der Fleischbrühe besonders schlagend dar; sie beobachteten nämlich, daß Hunde bei Fütterung mit Weißbrot stetig an Gewicht abnahmen, aber bei Zusatz von etwas Fleischbrühe zum Brot sich vollständig ernährten; die Gelehrten wunderten sich, wie ein so geringfügiger Zusatz von einigen Gramm trockener Substanz in einem Löffel Fleischbrühe einen so großen Erfolg haben könne. Hätten sie jedoch die Quantität des von den Tieren verzehrten Brotes bestimmt, so hätten sie erfahren, daß die wohlschmeckende Fleischbrühe jene veranlaßte, mehr von dem Brote aufzunehmen als ohne die Brühe. Die Fleischbrühe hat daher die Tiere vor dem Verhungern bewahrt, obwohl sie so gut wie keine Nahrungsstoffe enthält.

Nun gibt es noch andre, nach unsrer Definition ebenfalls zu den Genußmitteln gehörige Substanzen, die nach ihrer Aufnahme in den Verdauungskanal ihre eigentliche Wirkung erst ausüben, nachdem sie in das Blut gelangt sind, durch das sie bestimmten nervösen Zentralorganen, besonders im Gehirn, zugeführt werden, die dann von ihnen in charakteristischer Weise erregt und beeinflußt werden. Es sind dies die sogenannten allgemeinen Genußmittel: die Aufgüsse von gewissen, ein giftiges Alkaloid enthaltenden Pflanzenteilen, namentlich des Tees, des Kaffees und des Kakaos, dann der nikotinhaltige Tabak und die gegorenen alkoholischen Getränke. Sie wirken zwar auch auf die Geruchs- und Geschmacksnerven oder lokal auf die Schleimhaut des Magens ein, im wesentlichen handelt es sich jedoch bei ihnen um eine Veränderung gewisser Nervenzentralorgane. Die meisten von ihnen greifen auch nicht in die Stoffzersetzungen im Körper ein und ersparen kein Nahrungsmaterial; nur wenige tun dies nebenbei, wie nachher noch näher erörtert werden soll. Es kommt bei Ueberwindung von Schwierigkeiten sehr auf das an, was wir Disposition oder Stimmung nennen, in der wir uns befinden. Bei ganz der gleichen Stoff-

zersetzung im Körper und der Erzeugung von gleichviel lebendiger Kraft wird doch ein Mensch, der mit frischem Mut an die Arbeit geht, sie leichter verrichten als ein durch Kummer gedrückter oder an sich verzweifelnder. Ein zur rechten Zeit angebrachter Zuruf oder Peitschenhieb läßt, wie vorher schon erwähnt wurde, ein arbeitendes Pferd, ohne daß man ihm dadurch Kraft gibt, seine verfügbare Kraft nach außen besser verwenden und ein Hindernis leichter besiegen. In ähnlicher Art wird ein auf dem Marsch ermüdetes Regiment Soldaten durch den Klang der Trompeten oder den Wirbel der Trommeln wiederum zu erhöhter Leistung angespornt, und es überwindet dann noch Hindernisse, die es sonst nicht mehr bewältigt hätte. Man kann sich vorstellen, daß die allgemeinen Genußmittel bestimmte Gruppen unsrer Nervenzentralorgane in einen Zustand versetzen, in dem ihre kleinsten Teilchen leichter beweglich sind und erhöhten Zumutungen bereitwilliger Folge leisten, oder bei dem sie günstiger über ihre Kräfte verfügen.

Ich will hier nicht in die viel diskutierte Frage eintreten, ob und wann diese allgemeinen Genußmittel die Gesundheit schädigen; sie tun dies wohl alle, wenn sie längere Zeit und im Uebermaß genommen werden, die einen früher, die andern später; einige richten dadurch viel Unglück an.

Man könnte daher fragen, ob es nicht besser wäre, diese Art von Genußmitteln gar nicht anzuwenden; aber es ist doch höchst beachtenswert, daß fast jedes Volk ein solches allgemeines Genußmittel besitzt und es kaum einen Menschen gibt, der nicht eines oder das andre genießt. Der bei reich und arm eingebürgerte Verbrauch von Tee und Kaffee ist ein ganz enormer, und es werden jährlich viele Millionen dafür ausgegeben, obwohl sie keine Nahrungsstoffe enthalten. Der in Europa im 16. Jahrhundert aus Arabien bekannt gewordene Kaffee wirkt durch seinen Gehalt an dem giftigen Alkaloid Kaffein; der Tee mit dem dem Kaffein identischen Tein ist in China seit den ältesten Zeiten in allgemeinem Gebrauch. Es ist äußerst interessant und bezeugt die Wichtigkeit solcher Mittel für das Leben des Menschen, daß von ihm in ähnlicher Weise noch andre Pflanzenteile benutzt werden, in denen später das gleiche Alkaloid aufgefunden worden ist: dahin gehören die Blätter des Yerbastrauches, einer Stechpalme, die den Paraguaytee oder den Maté, das Lieblingsgetränke der Bewohner eines großen Teils von Südamerika, liefern; dann die schwarzen Samen des Paullinienstrauchs, aus denen man die Guarana bereitet, die in Brasilien besonders auf Reisen zur Herstellung eines erfrischenden Getränkes verwendet wird; ferner die Nüsse des Colabaumes, die Gurunüsse, aus denen in Guinea der Kaffee des Sudan gewonnen wird; und endlich die Samenkörner der Frucht des in Zentralamerika wachsenden Kakaobaumes, die den Kakao liefern, der das dem Kaffein nahe verwandte Theobromin, reichlich eiweißartige Stoffe, sehr viel Fett und Stärkemehl enthält und daher zugleich ein wichtiges Nahrungsmittel, namentlich auch für die Soldaten in Mexiko, darstellt.

(Schluß folgt.)

Der Glaube.

Von

Ludmilla v. Rehren.

Es war zur Zeit der Ernte. — Noch schien die Sonne, heiß und trübe, aber dort hinter dem Walde bedeckte eine dunkelblaue Wolke die ganze Hälfte des Horizonts. Eine seltsame Stille herrschte; die Vögel schwiegen, die Blumen zogen ihre Kelche zusammen, und der Wermut am Feldrain duftete stärker.

In langen Reihen standen die Schnitter auf dem Felde und mähten mit langsamen, müden Bewegungen. Die weißen und blauen Hemden der Männer waren grau und schmutzig geworden von Staub und Schweiß, und unter den roten Kopftüchern der Frauen, die wie Mohnblüten hier und da auftauchten, rannen perlende Tropfen auf die Wangen herab. Die erstickende Luft nahm allen die Kräfte. Sie vergingen fast unter der unheilverkündenden Glut. Einige standen und sahen besorgt zum Himmel empor, dorthin, wo die Wolke auf die Erde preßte und drohend immer näher heraufzog.

Vom Felde heim kamen der Bauer Juhan Metz und sein Weib. Sie trugen ihre Sensen auf dem gebeugten Rücken und gingen mit schwerfälligen, müden Schritten. Der Mann ging voran; er hatte die Stirn in Falten gezogen und sah ernst vor sich hin, wie jemand, der über irgend etwas tief nachdenkt. Das Weib ging einige Schritte hinter ihm her, mechanisch in seine Fußstapfen tretend. Manchmal wischte sie sich mit dem Rücken der Hand den Schweiß von der Stirn und seufzte dabei tief auf. Aber sie sagte nichts, und so gingen die beiden schweigend immer weiter, und der Staub wirbelte auf unter ihren schweren, schleppenden Tritten.

Die blaue Wolke hatte sich allmählich immer fester zusammengeballt; immer dunkler war sie geworden, und plötzlich fuhr ein rascher Windstoß durch die Bäume und ein paar große Regentropfen fielen klatschend auf die Klettenblätter am Wege.

„Mach schneller, Maret,“ sagte der Bauer, ohne sich umzudrehen, und die Frau beschleunigte mechanisch ihre Schritte, um rascher das Dorf zu erreichen.

Es war ziemlich groß und verhältnismäßig auch reich, dieses Dorf. Seine Bewohner waren zum Teil griechisch-katholisch, zum Teil evangelisch, wie dies sehr oft in den russischen Ostseeprovinzen der Fall ist. Der griechisch-katholische Teil der Bewohner aber überwog bei weitem; das konnte man schon an der Kirche erkennen, die groß und mit vergoldeten Kuppeln mitten im Dorfe lag, während die evangelische Kirche sich ganz am Ende des Dorfes hinter einer dichten Baumgruppe bescheiden zu verstecken schien. Eine kleine Glocke hing in ihrem Turme, mit einer feinen, hellen Stimme, die aber Sonntags ganz übertönt wurde von dem tiefen, summenden Klange der Glocken der andern Kirche.

Ganz im Einklange damit war der lutherische Pfarrer ein kleiner, bescheidener, armer Mann, während der Pope groß und dick war und sehr selbstbewußt auftrat, stets laut und viel sprach und es liebte, die Hand zum Kusse zu reichen.

Der griechischen Kirche gegenüber lag das Haus des Bauern Juhan Metz. Klein und alt stand es da mit seinem strohgedeckten Dache unter den stattlichen Nachbarhäusern. Eine größere Stube und eine kleine Kammer waren die einzigen Wohnräume dieses Hauses. Die weißen Wände und die Decke der Stube waren rauchgeschwärzt, und in dem großen Ofen, der schlecht zog und alles umher mit beißendem Rauche erfüllte, dafür aber die Hälfte des ganzen Raumes einnahm, kochte Maret, wenn es etwas zu kochen gab.

Schwüle, verdorbene Luft herrschte im Zimmer, als Juhan Metz und sein Weib eintraten, aber keines von beiden dachte daran, eines von den kleinen Fenstern zu öffnen, deren halberblindete und teilweise mit Papier verklebte Scheiben das Tageslicht nur schwach eindringen ließen. Im Zimmer war eben immer andre Luft als draußen; daß dies auch anders sein könnte, war ihnen noch nie in den Sinn gekommen.

In der Kammer schrie ein Kind. Die Frau ging hinein, und nachdem sie es beruhigt hatte, kam sie wieder zurück mit einer großen Schüssel saurer Milch, einem Stück Speck und einem Brote. Der Mann hatte unterdessen den Rock ausgezogen und saß in Hemdsärmeln am Tische. Schweigend griff er nach dem Löffel, den das Weib ihm hinhielt, und schweigend fingen die beiden an zu essen.

Das Unwetter war jetzt heraufgezogen. Um das Haus heulte der Wind. Ein wütender Regen peitschte nieder, helle Blitze flammten rasch nacheinander auf, und der Donner krachte in plötzlichen, kurzen Schlägen.

Juhan Metz legte den Löffel beiseite und schnitt sich noch ein Stück Brot ab. „Ein böses Wetter," sagte er dabei.

„Ja," antwortete die Frau gleichmütig, „es ist nur wenigstens gut, daß wir beizeiten nach Hause gingen."

Ihr Mann seufzte nur ein wenig, aß langsam kauend das Stück Brot und starrte dabei in Gedanken vor sich hin. Dann — als fiele ihm plötzlich etwas ein — stand er auf und ging zum Eckschrank neben der Tür, den er aufschloß und aus dem er einen kleinen, schmutzigen Lederbeutel nahm. Damit kam er wieder zurück und fing an Geld aus dem Beutel auf den Tisch zu zählen. Es waren fast lauter Kupfermünzen, nur wenig Silberlinge waren darunter.

Die Frau sah zu, den Kopf in die Hand stützend, mit müden, halbgeschlossenen Augen.

„Maret!" sagte der Mann endlich, „Maret, es langt nicht — lange nicht!" Sie machte die Augen etwas weiter auf und nickte müde. „Ich weiß es," sagte sie ergeben.

Daraufhin saßen sie eine Weile still und starrten zum Fenster hinaus, gegen das der Regen schlug. Dann sagte er wieder, halblaut — als scheue er sich, es auszusprechen:

„Es geht mir etwas im Kopfe herum, das uns vielleicht helfen könnte,

aber es ist schwer, sehr schwer ... Vielleicht findet sich doch noch etwas andres. Denke einmal nach ..."

„Ich weiß nichts," antwortete sie leise.

„Der Pope ist ein harter Mann," murmelte er vor sich hin, „wenn ich ihm nicht die ganze Pacht bezahlen kann, nimmt er mir alles, und ich kann betteln gehen." Er sah bekümmert sein Weib an. „Dein Vater kann wohl auch nicht ..." fragte er zögernd.

Sie zuckte die Achseln. „Wie sollte er wohl — die vielen Kinder und die schlechte Ernte ..."

„Ja, die schlechte Ernte vom vorigen Jahre!" Juhan Metz seufzte tief auf. „Und dies Jahr wird's auch nicht besser." Er stand auf und ging im Zimmer hin und her. Vor dem Fenster blieb er stehen und sprach zurück, die Worte ingrimmig zwischen den Zähnen hervorpressend:

„Es gibt hier genug Leute, die reich sind und einem aus der Verlegenheit helfen könnten. Aber wer tut's? Ja, wenn ich ein Russe wäre, aber so bin ich ja nur ein Este und ... Zum Teufel, deshalb plagt man sich Tag für Tag, sitzt zu Hause, geht fast niemals in den Krug, wie die andern — es nutzt ja doch nichts, wenn man kein Russe ist!" Seine Hand schlug so heftig gegen das Fensterkreuz, daß ein Stück Glas klirrend aus dem Rahmen sprang.

„Die andern sind ja aber auch fast alle Esten," warf die Frau sanft ein.

„Ja, aber sie haben den russischen Glauben — das ist's. Und sie gelten viel mehr als wir Evangelische." Er kam zurück, stellte sich vor sein Weib hin und sah sie lange schweigend an. Ein eigentümlich unruhiger Ausdruck war in seinen Augen, und er schien etwas sagen zu wollen, wozu er sich nicht recht entschließen konnte.

„Wenn es schlecht geht," meinte er endlich zögernd, „— du — du könntest ja vielleicht zu deinem Vater gehen, mit ..." Er sah zur Kammertür hin, hinter der das Kind schlief.

„Ja, das könnte ich," sagte sie leise und traurig. „Arbeit ist da genug, und Hände kann er immer brauchen. Und was ich aufesse — so viel arbeite ich schon ..."

„Ich müßte dann irgendwo als Knecht gehen ..." Finster starrte er vor sich hin. „Verflucht alle miteinander," schrie er dann plötzlich zornig auf und stieß mit den Füßen gegen den Tisch, daß die Schüssel aufsprang. „Verflucht der Pope — ich wollte, der Blitz erschlüge ihn noch heute!"

Ein furchtbarer Donnerschlag folgte diesen Worten, und das Weib schrie hell auf. „Du hast dich versündigt!" sagte sie mit zitternder Stimme.

„Ach was — sündigen! Hätte ich Geld, so würde ich so nicht reden," rief er wild. Und als hätte er jetzt Mut gewonnen, näherte er sein Gesicht dem ihrigen und flüsterte ihr zu:

„Maret — es hat mich schon lange geplagt — aber ich wollte es dir immer noch nicht sagen ... Als ich in diesem Winter beim Popen war — ich brachte ihm die Pacht —, da war der Neuenhofsche bei ihm, weißt du, der Peter,

der die reiche Russin heiratete und sich salben ließ ... dem zählte der Pope hundert Papierrubel auf den Tisch, ich hab's gesehen, Maret, wahrhaftigen Gott! — und als er mich sah, nickte er mit dem Kopfe und sagte: ‚Siehst du, Juhan Metz, der Peter ist klug gewesen und hat sich salben lassen, dafür kriegt er das schöne Geld hier. Jeder, der sich salben läßt, kriegt hundert Rubel.' Dabei lachten sie beide, und der Neuenhofsche ging mit den hundert Rubeln weg." Er atmete schwer.

Die Frau antwortete nicht, aber sie sah ihn an mit großen, entsetzten Augen.

„Und seit der Zeit," fuhr er hastig fort, ihrem Blicke ausweichend, „seit der Zeit muß ich immer an die hundert Rubel denken, die ich da habe liegen sehen. Maret — hast du je hundert Rubel beisammen gehabt — nein? — ich auch nicht. Hundert Rubel, denke ... Maret, ich lasse mich auch salben — ich werde auch russisch ..."

„Juhan, nur das tue nicht!" schrie sie auf und faßte nach seiner Hand. „Um Christi willen, tue das nicht — das ist eine große Sünde. Wer seinen Glauben abschwört, der kommt in die Hölle, sagte mein Vater immer."

„Hölle — weißt du, ob es eine Hölle gibt?" rief er heftig. „Wer ist dort gewesen und kann uns sagen, wie es dort ist? Und des Küsters Sohn, der in der Stadt studiert, sagt: ‚Nein, es gibt keinen Himmel und keine Hölle!' Und wenn das, was ich tun will, Sünde ist — nun, so soll der Blitz in diesem Momente mich erschlagen — ich will's ... das wäre besser als solch ein Leben!" Die Arme ausbreitend stand er da und warf trotzig den Kopf in den Nacken zurück.

Die Frau war zu Boden gesunken und verhüllte sich das Gesicht.

Aber kein rächender Blitzstrahl folgte auf diese Worte. Mit dem letzten Schlage schien sich die Heftigkeit des Gewitters erschöpft zu haben. Nur ganz ferne grollte der Donner noch schwach.

Juhan Metz stand noch eine Weile. Dann lächelte er bitter und höhnisch, faßte nach seiner Mütze, und indem er zur Tür ging und sie öffnete, sagte er in entschlossenem Tone:

„Maret, ich gehe — ich gehe zum Popen!"

Die Frau antwortete nicht. Ganz zusammengesunken saß sie da und weinte leise vor sich hin. — —

Der Regen hatte aufgehört, nur von den Bäumen tropfte es noch. Die Luft war mild und von frischem Dufte erfüllt, und am Himmel war bereits die blasse Sichel des Mondes zu sehen. An den Zäunen standen die Frauen plaudernd beisammen und die Kinder patschten mit nackten Beinchen seelenvergnügt in den Pfützen herum, die der Regen hinterlassen hatte.

Juhan Metz ging mit großen, schweren Schritten unbekümmert durch all diese Pfützen auf das Popenhaus zu.

Dort sah man ihn schon von ferne herankommen. Der Pope saß auf seiner Veranda hinter den grünen Kletterpflanzen, die sich um das ganze Haus rankten, trank Tee und strich behaglich seinen Bart. Er galt für einen schönen Mann

und war sehr eitel auf seinen langen schwarzen Bart und seine wohlgepflegten Hände. Sein langes Haar trug er immer sorgfältig glatt gekämmt, der blauseidene Priesterrock war immer sauber und wurde von einem kostbaren gestickten Gürtel zusammengehalten. Man sah, Vater Alexei liebte Ordnung in allen Dingen.

„Wie schön das Wetter geworden ist — man hat doch einen ganz andern Appetit jetzt," meinte er zu seiner Frau und blickte dabei vergnügt auf den rosigen Schinken, den sie vor ihn hinstellte.

„Ja, Gott sei Dank — die Hitze war ja schrecklich," sagte die runde Popenfrau. „Aber, wer kommt dort — ich glaube, Juhan Metz. Ist er dir nicht noch die Pacht schuldig?"

Der Pope nickte. „Geh nur hinein, Matrona," sagte er kauend, „ich muß ihn heute gehörig vornehmen. Er ist der schlechteste Zahler unter meinen Pächtern, und das darf nicht so weitergehen."

Einige Augenblicke später stand Juhan Metz auf der Veranda, drehte verlegen seine Mütze in den Händen hin und her und schielte dabei nach dem Schinken, der in großen Stücken hinter dem Barte des Vaters Alexei verschwand. Wie gut es der Pope doch hatte!

„Nun, Juhan Metz, du bringst wohl die rückständige Pacht?" fragte Vater Alexei kurz und ernst und bestrich dabei eine Semmel dick mit Butter.

„Nein, Väterchen." — Juhan Metz wurde feuerrot und wußte gar nicht, wohin er sehen sollte.

„Nicht?" Der Pope runzelte die Stirn. „Ja, dann ..." Er machte eine inhaltsschwere Pause.

Juhan Metz wurde womöglich noch verlegener und zerriß die Mütze fast in seinen zitternden Händen. „Väterchen," stieß er dann mit plötzlichem Entschlusse hervor, „— ich will mich salben lassen."

Vater Alexei sah überrascht auf. Das hatte er nicht erwartet. Er ließ sich aber weiter von seinem Erstaunen nicht das geringste merken. Daß Juhan Metz irgendeinen besonderen Grund haben mußte, der ihn zu diesem Entschlusse getrieben, konnte er sich wohl denken, aber was ging ihn das an? Und so sagte er nur salbungsvoll, während er die geleerte Teetasse ein wenig weiterschob:

„Das ist recht von dir, Juhan Metz, daß du zur richtigen Erkenntnis gekommen bist und dich in die Gemeinschaft der Rechtgläubigen aufnehmen lassen willst. Wenn du willst, kann das sehr bald geschehen."

„Ja, aber —" stotterte Juhan Metz, „muß ich da nicht noch lernen —, allzuviel dürfte es freilich nicht sein, mein Kopf begreift nicht mehr so wie früher ..."

Der Pope wollte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand machen, besann sich aber und machte statt dessen das Zeichen des Kreuzes.

„Was sollst du viel lernen?" sagte er nach einer Weile der Ueberlegung, „deine zehn Gebote kannst du doch so ziemlich? Nun also! Einiges wird man dir ja noch sagen müssen, aber nicht allzuviel. Es ist also nicht nötig, daß du

dich ängstigst. Und im übrigen,“ setzte er mit leichtem Lächeln hinzu, „wenn du in der Kirche bist, brauchst du bloß alles nachzumachen, was die andern vormachen. Da geht es schon. Und nun gehe mit Gott, mein Sohn, und bereite dich vor.“

Vater Alexei streckte die Hand zum Segen aus, und Juhan Metz bückte sich und küßte einen Zipfel des seidenen Priesterrockes.

Dann ging er. Etwas verwirrt zwar, aber doch mit leichterem Herzen. Von den hundert Rubeln hatte er freilich nicht sprechen können — aber es war doch wenigstens gut, daß der Pope nichts mehr von der Pacht gesagt hatte. Und er konnte doch unmöglich gleich von den hundert Rubeln anfangen — wie hätte das ausgesehen!

Vater Alexei blickte ihm unterdessen von der Veranda aus mit zufriedenem Blicke nach. Wieder eine Seele mehr, die errettet wurde! Und mit jeder Seele wuchs sein Ansehen bei seinen Vorgesetzten. Er schmunzelte vergnügt bei diesem Gedanken und schenkte sich eine neue Tasse Tee ein. — — —

Juhan Metz war gesalbt worden, das heilige Oel hatte seine Stirn berührt und war auf seine Brust geträufelt. Zum ersten Male stand er jetzt als Rechtgläubiger unter seinen neuen Glaubensgenossen und hörte die Messe mit an. Während der ganzen Zeremonie der Salbung war er wie im Traum gewesen, so daß es ihm jetzt gar nicht so recht zum Bewußtsein kommen wollte, daß er den Glauben gewechselt hatte. Aber es war geschehen.

Er hatte sich ganz in eine Ecke hinter einen Pfeiler gedrückt und stand dicht vor einem Heiligenbilde. Es war ein Bild des heiligen Nikolaus, aber Juhan Metz wußte das nicht. Aengstlich blickte er manchmal seitwärts nach dem Bilde, das mit einem ernsten und zugleich strengen Ausdruck auf ihn herabzublicken schien. Hohe, dünne Wachskerzen brannten vor dem Bilde, deren Licht rötliche Flecke auf das Gesicht des Heiligen warf, die den ernsten, starren Ausdruck der Züge noch erhöhten.

Es war dämmerig dunkel in der Kirche, die nur von dem Licht der Kerzen vor den Heiligenbildern schwach erleuchtet wurde. Weihrauchwolken wallten empor, die singende Stimme des Vaters Alexei erfüllte den ganzen Raum, und dem tiefen Gesange des Priesters antwortete jedesmal ein unsichtbarer Chor heller Knabenstimmen aus dem Hintergrunde. Viele Menschen standen da, ab und zu ging einer heraus, oder ein andrer kam, der sich durch die Menge einen Weg zu bahnen suchte, was allemal ein halblautes Gezänk hervorrief. Dann wieder bei bestimmten Worten verneigten sich alle diese blondhaarigen Bauernköpfe wie Aehren, wenn der Sommerwind über sie hinweggeht, schlugen mit der Stirn den Boden und erhoben sich wieder, während die Hände blitzschnell ein Kreuz schlugen.

Juhan Metz machte alles mit. Er kniete nieder, wenn die andern knieten, und schlug das Kreuz wie die andern, aber bei alledem war ihm sehr elend zu Mute. Tränen traten ihm in die Augen, wenn er an die kleine evangelische

Kirche dachte, in der der alte, weißhaarige Pastor jetzt von der Kanzel sprach. Das waren doch andre Predigten gewesen als die hier, die der Pope in aller Eile in halbsingendem Tone heruntersprach. Erst hatte er Russisch gesprochen und dann Estnisch. Aber Juhan Metz hatte auch das Estnische nicht verstehen können — es ging eben alles zu rasch.

Ueberhaupt — alles, was er sah, kam ihm sehr sonderbar vor. Er war wohl schon oft in der Kirche gewesen, um sich den Gottesdienst anzusehen, aber so seltsam wie heute war es ihm noch nie vorgekommen — heute erschien ihm alles ganz anders, so ganz unheimlich. Der Weihrauchduft legte sich beklemmend auf seine Brust, und ihm schien, als sähen aller Augen fortwährend nach ihm und beobachteten ihn. Und wieder und wieder warf er sich zur Erde und bekreuzte sich und ging schließlich auch den andern nach, um das Kreuz zu küssen, das der Priester am Ende jeder Messe den Gläubigen hinhält. —

Dann drängte das Volk aus der Kirche. Juhan Metz ging mit tief gesenktem Kopf als einer der letzten hinterher. Es eilte ihm nicht, nach Hause zu kommen. Im Blicke seines Weibes las er den Vorwurf, den ihr Mund nicht aussprach. Ihm war, als hätte er allen Halt verloren. Die alte Gemeinschaft hatte er verlassen und in der neuen noch nicht richtig Fuß gefaßt.

Da hörte er, wie jemand seinen Namen rief. Es war Vater Alexei, der hinter ihm her kam. Der Pope hatte schon die reichgestickten Kirchengewänder abgelegt und seinen täglichen Rock angezogen.

„Nun," fragte er, als er neben Juhan Metz war, „wie fühlst du dich denn als rechtgläubiger Christ?"

Juhan Metz senkte die Augen zu Boden. „Ich weiß nicht, Väterchen," sagte er unsicher.

Der Pope lächelte und strich sich den Bart. „Es wird schon werden — wird schon werden," meinte er. „Aber du scheinst ganz vergessen zu haben — wir beide haben doch noch eine Geschäftssache miteinander abzumachen. Wie steht es mit der Pacht? Solange du dich zum Glaubenswechsel vorbereitet hast, wollte ich dich nicht damit stören, aber jetzt wird's endlich Zeit!"

Der Bauer machte große Augen. „Ja, gewiß," stotterte er, „ich weiß und ich werde gleich ... Sobald ich nur die hundert Rubel bekommen habe ..."

„So, das ist schön. Aber von welchen hundert Rubeln sprichst du?"

Juhan Metz sah immer erstaunter aus. „Nun, die hundert Rubel, die man bekommt, wenn man sich salben läßt. Sie haben mir doch selbst gesagt ..."

Der Pope blieb stehen und sah ihn an. Also das war's gewesen. „Was sprichst du da?" fragte er streng. „Was soll ich dir gesagt haben?"

Juhan Metz wurde bleich. „Als der Neuenhofsche sich hatte salben lassen, kam ich gerade dazu, als er die hundert Rubel bekam," stieß er hervor, „und da sagten Sie selbst, Väterchen ..."

Ueber das Gesicht des Popen glitt ein mitleidiges, fast verächtliches Lächeln. „Das ist ein großer Irrtum," antwortete er langsam. „Das war nur Scherz. Der Neuenhofsche hatte mir Kühe verkauft, dafür gab ich ihm das Geld."

Juhan Metz stand wie zu Stein erstarrt. Dann packte ihn plötzlich eine furchtbare Wut.

„Verfluchter Pope," schrie er, „Betrüger — dann — dann gehe ich wieder zurück zum alten Glauben ..." Mit geballten Fäusten, zitternd stand er da.

Der Pope blieb ruhig und sah dem Bauern kühl in die zornglühenden Augen. „Es ist deine eigne Schuld," sagte er, „du hättest mich eben noch einmal fragen müssen. Und zum alten Glauben kannst du nicht mehr zurück. Du und dein Pastor, ihr würdet dann streng bestraft werden. Das weißt du doch, daß, wer rechtgläubig ist, auch rechtgläubig bleiben muß — sonst Sibirien, ja, ja, mit Kosaken ohne weiteres nach Sibirien."

Es war nicht ganz so, wie der Pope sagte, aber er hielt es in diesem Falle für ratsam.

Juhan Metz' Zorn war schnell verflogen — er war jetzt wieder der ängstliche Bauer wie vordem. „Ist das wahr?" fragte er tonlos.

Vater Alexei zuckte die Achseln. „Du kannst ja das Gericht fragen, wenn du mir nicht glaubst — auch wegen der hundert Rubel. Man wird dich nur auslachen. Aber hörst du, die Pacht zahlst du mir bald — sonst ..." Mit diesen drohenden Schlußworten wandte er sich um und ging davon, und Juhan Metz starrte ihm nach.

Das Gericht — was wußte er, wen er fragen sollte. Und der Pope würde schon recht bekommen. Welch ein Dummkopf war er aber auch gewesen!

Taumelnden Schrittes ging er weiter. „Betrogen — seinen Glauben abgeschworen — verdammt — um nichts!" stöhnte er vor sich hin. Seine Knie brachen; er setzte sich am Wege nieder und weinte wie ein Kind. —

Am Abend desselben Tages ging der alte Pastor der evangelischen Gemeinde durch das Dorf.

Im Dorfe wurde Sonntag gefeiert. In den Schenken hörte man singen, und auf einer Wiese spielte jemand Harmonika, und eine Schar junger Burschen und Mädchen tanzte danach.

Der alte Pfarrer ging mit ernstem, müdem Gesichte aus dem Dorfe hinaus und durch die Felder, die halbgemäht einsam dalagen. — Da sah er vom Walde her eine schwankende Gestalt auf sich zukommen — es war Juhan Metz.

Der Pfarrer runzelte die Stirn, blieb stehen und wartete, bis der Bauer herangekommen war. „Höre, Juhan Metz," redete er ihn an, „ich bin sehr traurig über dich; denn man sagte mir, du wärest abgefallen von unserm Glauben. Und jetzt muß ich dich — der früher so nüchtern war, noch so sehen ..."

Juhan Metz sah mit verglasten Augen auf. Sein Haar war verwirrt, er hatte seine Mütze verloren und roch nach Branntwein.

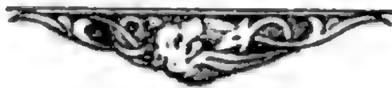
Demütig, als wenn er Schläge fürchtete, bückte er sich und versuchte des Pfarrers Rock zu küssen. Große Tränen rollten ihm dabei aus den Augen, und er stöhnte:

„Ja, Herr, Sie haben recht, ich bin schlecht, ich habe meinen Glauben fortgegeben, ich verdiene dafür, verdammt zu sein."

„Warum hast du das denn getan?“ fragte der Pastor milder.

„Warum, warum?“ Der Bauer faßte an seinen Kopf und stieß ein rauhes und wildes Gelächter aus. „Ja, warum — das weiß ich nicht mehr. Um nichts — es mußte wohl so sein. Ich habe meine Seele verschrieben und nichts dafür bekommen. Und er — er freut sich, er, der sie genommen hat. Dort geht er!“ Und mit einem Schrei des Entsetzens fiel er vor dem alten Pastor nieder und umfaßte seine Knie.

Unwillkürlich erschreckt sah der Pfarrer nach der bezeichneten Richtung. Dort ging eben Vater Alexei quer über das Feld seinem Hause zu, ruhig und mit der Würde eines Mannes, der sich seines Wertes bewußt ist.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegswissenschaft.

Torpedos und Seeminen im Volksempfinden und Völkerrecht.

Der Krieg im fernen Osten hat durch die blitzartige Vernichtung gewaltiger Schlachtschiffe mit Tausenden braver Seeleute die Gemüter lebhaft erregt. Oft ist die Frage aufgeworfen, ob sich denn so schreckliche Vorgänge bei Kriegen zwischen gesitteten Völkern nicht vermeiden lassen, und häufig ist mit scheinbarer Sachkunde behauptet worden, daß das Schicksal des „Hatsuse“, der zehn Seemeilen von der Küste zersprengt sei, auch jedes harmlose Schiff, das in den dortigen Gewässern fahre, ereilen könne, und solche Kriegführung sei völkerrechtswidrig.

Nun ist vorweg klar, daß man im Kriege das Empfinden der unbeteiligten Völker möglichst schonen wird, denn sie können eigne Bundesgenossen oder aber Helfer des Feindes werden. Noch mehr wird man Rücksicht nehmen, wenn völkerrechtliche Abmachungen vorliegen, zu denen sich das Empfinden der Kulturvölker im Frieden verdichtet hat. Freilich, je mächtiger sich jemand fühlt, um so weniger beachtet er die Meinung andrer, und ist der lockende Erfolg sehr groß, so läßt er sich leicht über die Grenzen fortreißen, die er von andern gewahrt wissen will, und sucht höchstens nachher Entschuldigungen hervor, um die erweckte Mißgunst zu beschwichtigen. Völker sind hierbei im besonderen Falle immer sehr viel eigennütziger und ungerechter als der einzelne Mensch, denn sie haben stets den Mantel der Vaterlandsliebe zur Hand, der willig die gegebenen humanitären Blößen deckt.

Allerdings, wo sie unbeteiligt sind, pflegen sie sehr menschenfreundlich zu fühlen und drängen ihre Regierungen, die sich meist nur ungern ihrer Willkürrechte im Kriege begeben, zu humanitären Abmachungen. So ist endlich in der Genfer Konvention 1864 die Fürsorge für die Verwundeten im Landkriege geregelt, in der Petersburger Konvention 1868 ist das Verbot von Explosivgeschossen unter 400 Gramm erlassen und in den Haager Konferenzen 1899 sind Bestimmungen für die Verwundeten im Seekriege vereinbart, aber alle weiteren wesentlichen Anträge haben sich nicht zu allgemeiner Anerkennung und obligatorischer Verpflichtung durchzuringen vermocht. Sie sind durch Klauseln wie „soweit es die Umstände erlauben“ oder „soweit nicht Lebensinteressen oder die Ehre der Nationen in Frage

kommen“ in ihrer Wirksamkeit gehemmt oder durch Erklärungen, wie sie der General Sir John Ardagh im Haag abgab: „England wolle soweit als möglich alle die Artikel annehmen, die es bis jetzt als internationales Gesetz anerkannt habe“, man kann beinahe sagen, ins Lächerliche gezogen. Ueberhaupt fällt bei allen humanitären Verhandlungen besonders auf, wie Professor Zorn, einer der deutschen Delegierten auf der Haager Konferenz, in seinen Berichten ausführt, daß gerade in England und Nordamerika zeit- und stellenweise die Humanitätsschwärmerei das vernünftige Maß überschreitet und in Humanitätsduselei ausartet, und doch deren Regierungen fast immer der Einführung humaner Grundsätze entgegenarbeiten. So ist auf der Haager Konferenz die Erweiterung der Petersburger Konvention auf Gewehrprojektile, die im menschlichen Körper zersplittern oder sich leicht abplatten, und auf Geschosse, deren einziger Zweck ist, stinkende oder betäubende Gase zu verbreiten, allein von den englischen und amerikanischen Delegierten auf das lebhafteste bekämpft und verhindert worden. Professor Zorn glaubt, daß eine solche Verschiedenheit der Anschauungen zwischen Volk und Regierungen daher rühre, daß in den angelsächsischen Ländern zwei starke Strömungen miteinander ringen, von denen die eine keine Gewissensbedenken kennt, wenn es gilt der Welt die Ueberlegenheit der angelsächsischen Rasse zum Bewußtsein zu bringen, die andre aber, sei es nun aus Gründen des Handelsvorteils, sei es aus Gründen der Humanität oder Zivilisaton, sei es aus Gründen rein religiöser Natur, den ewigen Frieden predigt und will. Es gibt aber wohl noch weitere Ursachen. In England und Nordamerika besteht keine allgemeine Wehrpflicht. Die Gedanken über die Unvermeidbarkeit der Kriege sowie alles dessen, was man damit in den Kauf nehmen muß, sind deshalb wenig gewürdigt. Die Regierungen aber, wesentlich in kaufmännischen Interessen aufgehend, betrachten den geworbenen Soldaten leicht als Handelsware, die zwar teuer ist, die man aber unter Umständen beliebig aufs Spiel setzen darf. Außerdem fühlen sich diese Regierungen vornehmlich den gleichgestimmten parlamentarischen Majoritäten gegenüber verantwortlich, die sie wiederum gegen die öffentliche Meinung verteidigen: je absoluter dagegen ein Monarch ist, um so mehr lastet die Verantwortung auf ihm allein und um so sorgfältiger muß er auf die Stimme des Volkes selbst hören.

Dem bisherigen Verhalten der Angelsachsen entsprechen nun auch vollkommen ihre Auslassungen über Humanität im gegenwärtigen Seekriege, und da sie die Seegewaltigsten sind, muß man diese vor allem ins Auge fassen.

Unzählig sind da nun besonders seit der Vernichtung der japanischen Schiffe die Preßstimmen, die den Russen barbarische Kriegführung und völkerrechtswidrigen Gebrauch von Sprengmitteln zur See vorwerfen. Es seien aber nur einige Staatsrechtslehrer mit ihrer vorsichtigen Art angeführt. Professor Moore vom Columbia College in New York sagt, man müsse ja abwarten, bis die russische Schuld „absolut bewiesen“ sei, aber zweifellos sei das absichtliche Treibenlassen von Minen ein unzulässiges Vorgehen. Professor Woolsey von der Yale University behauptet, daß das Verlegen oder Treibenlassen von Minen im Golf von Petschili außerhalb der Küstenseegrenze ein Angriff gegen Neutrale und Kriegführende zugleich und deshalb ungesetzlich sei. In der Sitzung der Royal United Service Institution vom 25. Mai führt Professor T. J. Lawrence vom Royal Naval College in Greenwich aus, daß zwar keine Vorgänge über den Gebrauch von Minen auf hoher See vorlägen, es sprächen aber alle gesunden Grundsätze dagegen, daß man einen Teil der offenen See in ein Minenfeld verwandeln dürfe. Die Regierungen in Washington und London dagegen werden zwar zur Beruhigung der öffentlichen Meinung Untersuchungen versprechen, aber sie werden sich hüten, ohne weiteres bindende Erklärungen abzugeben; wer des Sieges sicher ist, wird sich nicht die Hände binden.

Sehen wir nun zu, wie die aufgeworfenen Fragen tatsächlich militärisch und völkerrechtlich liegen!

Unter Torpedo versteht man jetzt ziemlich allgemein nur Sprenggeschosse mit Eigenbewegung im Wasser, die auf bestimmte Ziele gerichtet werden. Die Haager Konferenz hat

die Anträge auf Verbot unterseeischer Torpedoboote direkt abgelehnt und damit die Verwendung des Torpedos überhaupt zugelassen. Wenn sie ihr Ziel verfehlen oder ihre Eigenbewegung erschöpft ist, so sind sie für den Kriegsgebrauch so eingerichtet, daß sie ohne Entladung alsbald versinken. Anders geartete Torpedos zu verwenden, verbietet schon die Rücksicht auf die eigne Sicherheit. Es ist also im Grunde genommen kein andrer Unterschied zwischen ihnen und denjenigen Explosionsgeschossen, die aus Geschützen verfeuert werden, als daß sie größer und wirksamer sind.

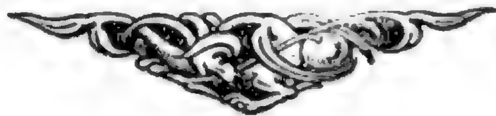
Anders liegen die Verhältnisse bei den Seeminen. Wenn sie auch bei den einzelnen Mächten nach verschiedenen Mustern angefertigt werden, so ist ihnen doch gemeinsam, daß sie in See schwimmen und erst durch einen Anstoß von außen zur Entladung gelangen. Auch sie sind an sich bisher völkerrechtlich nicht verboten. Allein es kommt bei ihnen zur Sprache, daß die hohe See im allgemeinen als nullius regio, als freie Welthandelsstraße gilt, die niemand sperren, also auch nicht durch Minen gefährden darf: ausgenommen sind nur die Küstengewässer. Aber schon die Frage, wie weit diese reichen, ist eine sehr umstrittene. Naturrechtlich begründet ist es wohl, daß das Meer so weit dem Küstenbesitzer gehört, als er es von der Küste aus mit Geschossen beherrschen und so weit demgemäß auch feindliche Schiffe von See aus das Ufer beschießen können, daß jedoch potestatem terrae finiri, ubi finitur armorum vis. Dieser Auffassung hat sich das preußische Obertribunal in einem Erkenntnis vom 28. November 1866 angeschlossen, und auch Franzosen und Italiener pflegen lediglich diese Bestimmung festzuhalten: Russen, Amerikaner und Engländer sprechen dagegen statt einer solchen nach der jeweiligen Tragweite der Geschütze schwankenden Grenze von einer Dreiseemeilenzone (5556 Meter), weil man lange Zeit diese Entfernung als die größte Schußweite ansah, und wie die Darlegungen der englischen Regierung gelegentlich der Territorial Waters Bill in der Sitzung des Oberhauses vom 14. Februar 1878 ergaben, sah sie damals Kanonenschußweite und Dreimeilengrenze sogar als gleichbedeutend an. Dies ist natürlich weder logisch noch heutzutage praktisch zutreffend. Das Gericht in Rotterdam erkannte deshalb schon am 9. Februar 1889, daß das Territorium sich auf eine geographische Meile (7500 Meter) von der Küste erstrecke, und die niederländische Regierung hat 1895 durch eine Kollektivnote einen internationalen Kongreß zur einheitlichen Normierung der Grenzen des Küstenmeeres mit einer Modifikation für den Kriegsfall in Vorschlag gebracht, wonach die Grenze sechs Seemeilen (11 112 Meter) betragen und die neutrale Zone für kriegerische Aktionen auf zwölf Seemeilen festgelegt werden soll. Einen Erfolg hat diese Aufforderung bisher nicht gehabt, und doch müßte ihre Erledigung der Frage über die Verwendbarkeit von Seeminen vorhergehen; da alles darauf ankommt, sie auf die Küstengewässer zu beschränken. Volksempfinden und Presse sollten deshalb zunächst einmal ihre Regierungen dazu drängen, die Erörterungen hierüber aufzunehmen. Ganz einfach sind sie nicht, wie man schon daraus ersehen mag, daß die Engländer die Linie des niedrigsten Wassers, die Franzosen und die meisten andern Völker aber diejenige des höchsten Wasserstandes als Küstenlinie angesehen wissen wollen, was an flachen Küsten mit starker Ebbe und Flut einen großen Unterschied macht.

Die Seeminen an sich betrachtet werden hauptsächlich als verankerte und freitreibende unterschieden. Die ersteren sind in der Regel eine Waffe des Verteidigers und sollen den Angreifer von der Küste, besonders von den Häfen fernhalten. Sie werden meist nicht weit in See hinaus verlegt, weil mit der zunehmenden Meerestiefe die Verankerung immer schwieriger und zeitraubender und der Gürtel der Minen wie deren Zahl immer bedeutender wird, auch ihre Lage schwerer zu vermerken und bei etwaigen Ausfällen eigner Schiffe zu beachten ist. Wenn nun die Benachrichtigung von der Auslage der Minen rechtzeitig bekanntgegeben wird, so hat sich jeder, der in die gefährdete Gegend fährt, das Unheil selbst zugezogen. Es ist also nicht abzusehen, daß ein Verbot verankerter Minen durchzusetzen wäre. Allerdings können sie bei nicht sorgfältiger Festlegung durch Sturm oder sonstige Naturgewalten losgerissen und so zu freitreibenden Minen werden, die, Hunderte von

Kilometern weit verschlagen, für jedwede Schiffahrt eine furchtbare Gefahr bilden. Trotz ihrer heimtückischen Unberechenbarkeit gibt es nun freilich doch Fälle, in denen man versucht ist, von ihnen Gebrauch zu machen. So scheint es, als ob die Japaner, um den Hafeneingang von Port Arthur zu sperren, freischwimmende Minen in größerer Zahl ausgestreut haben, in der Hoffnung, daß einige davon durch die Flut in die Hafeneinfahrt oder sogar in den Innenhafen getragen und dort ihr Zerstörungswerk verrichten würden. Daß die Russen so etwas vor Port Arthur getan hätten, ist sehr unwahrscheinlich, denn sie mußten von vornherein darauf bedacht sein, durch eigne Ausfälle die beobachtenden japanischen Schiffe zu beunruhigen und im äußersten Falle sich die Möglichkeit des Durchschlagens durch die feindliche Flotte offenzuhalten. Ebenso dürften, wenn dort schlecht verankerte Minen ins Treiben geraten sind, das eher japanische als russische sein, denn die Russen haben in aller Ruhe bei Tage unter dem Schutze ihrer Landbefestigungen das Auslegen vorgenommen, während die Japaner unter dem Feuer der feindlichen Seeforts bei Nacht und Nebel arbeiten mußten. Daß man sich russischerseits rühmte, japanische Schiffe vernichtet zu haben, und die Japaner ihren Seeleuten den Erfolg gegen den „Petropawlowsk" zuschreiben, ist menschlich wohl erklärlich, will aber tatsächlich nichts bedeuten, denn offiziell ist über die Herkunft der wirkenden Minen nichts verlautbart, und bewiesen kann davon nachträglich nichts mehr werden. Aus inneren Gründen ist anzunehmen, daß, wenn freitreibende Minen vor Port Arthur angetroffen werden, sie japanischer Provenienz sind; werden sie in der Talienwanbay entdeckt, so werden sie von den Russen ausgestreut sein, um das Landen der Japaner dort zu hindern.

Es ist indessen zurzeit von keinem Interesse, dies festzustellen, da internationale Konventionen in dieser Hinsicht nicht abgeschlossen sind, und die Presse wie die Parlamente sollten sich vielmehr bemühen, den Regierungen der Seemächte anzuliegen, nach Fixierung des Begriffs: „Küstenzone" Seeminen nur wenn sie dort verankert sind zu gestatten. Hiermit sollte man sich begnügen, denn mit Recht wies der französische Delegierte Renault auf der Haager Konferenz bei der Ausdehnung der Genfer Konvention auf den Seekrieg nach, daß die Humanität nicht viel durch die Aufstellung von Regeln gewinnt, die sich nicht durchsetzen lassen, sondern daß man nur Verpflichtungen aufstellen solle, die in jedem Falle ausgeführt werden könnten, und im übrigen den Kriegführenden die Freiheit der Bewegung lassen müsse, deren sie bedürfen. Es ist ja freilich nicht unmöglich, daß eine innerhalb der Küstenzone verankerte Mine auch einmal ins offene Meer hinaustreibt, es kann vielleicht auch nicht ermittelt werden, ob sie nicht von Anfang an schon als treibende Mine ausgelegt ist, aber es kommt ja auch im Landkrieg einmal vor, daß eine im Gefecht fehlgehende Granate unverteidigte offene Städte erreicht, oder daß sogar mit Vorbedacht auf einen Lazarettzug geschossen wird, denn einzelne absichtliche oder unabsichtliche Verfehlungen sind nie ganz auszuschließen, darum bleiben aber doch internationale humanitäre Abmachungen von tiefgehender moralischer Wirkung und sind zweifellos einer der schönsten Ruhmestitel unsrer heutigen christlichen Kultur.

Freiburg i. Br. Richard Geest, Generalleutnant z. D.



Literarische Berichte.

Veränderte Zeiten. Von J. C. Graf v. Wartensleben. Berlin 1904, Dietrich Reimer.

Der Verfasser, der auf vielfachen Reisen Land und Leute, besonders Amerikas und des fernen Ostens, kennen gelernt hat, nimmt die Umwandlung, die seine Anschauungen (diejenigen eines orthodoxen Konservativen der alten preußischen Schule) durch die Erfahrungen erlitten haben zum Anlaß, zu prüfen, ob nicht das gesamte Leben, insbesondere dasjenige der höheren Stände und des Adels in einer gleichen Umwandlung begriffen sind, oder ihr zustreben sollten. Er geht aus von der sich aufdrängenden Entwicklung des Welthandels und der Geldwirtschaft, die er gründlich studiert hat und unter Benutzung guten statistischen Materials und reicher Selbstbeobachtung trefflich zu schildern weiß, wenn auch die Anordnung des Stoffes nicht die straffe eines rein wissenschaftlichen Systems ist. Diese Entwicklung lehrt den Verfasser, daß es insbesondere für seine Standesgenossen unnütz ist, sich dieser Ausdehnung der Geldwirtschaft entgegenzustellen, daß vielmehr es für sie nur darauf ankommen kann, sich ihr anzupassen. So rät er dem Adel, die besonderen Fähigkeiten, die er, vielleicht nach sich selbst alle andern allzu günstig beurteilend, ihm zuschiebt, gleich dem englischen Adel in Handel und Industrie zu verwerten. Er sieht ein neues Geschlecht von Rittern des Handels heranwachsen, das die alten Vorzüge des Adels auf neuer Basis entfaltet. Der Verfasser überschätzt dabei zweifellos den Einfluß, den einige wenige auf das Getriebe des ganzen Wirtschaftslebens haben können, ein Mißverständnis, das um so auffälliger ist, als er sonst den Wert der Masse für das Wirtschaftsleben wohl zu würdigen weiß. Auch übersieht er wohl, daß gegenüber der unaufhaltsam fortschreitenden Demokratisierung es ein nutzloses Bemühen ist, einer bestimmten, kleinen Klasse von neuem eine Führerrolle zuschreiben zu wollen. Indes, das kann den Wert des Buches in keiner Weise beeinträchtigen, denn den Verfasser leiten offensichtlich nicht selbstsüchtige Beweggründe für sich und seine Standesgenossen, im Gegenteil zielt er darauf, auf diese Weise Geldwirtschaft und Kapitalismus idealisieren und zur Grundlage einer neuen, ethisch hochstehenden Kulturentwicklung machen zu können. Dies zeigt sich auch in dem den beiden Hauptteilen angegliederten Schlußteil, in dem sich Betrachtungen über Religion und Fragen der sittlichen Weltanschauung, wenn auch selbst in nicht straffgeordneter Form, finden, die eine vorurteilsfreie Auffassung erweisen und manch neuen und anregenden Gesichtspunkt zur Geltung bringen. Sie vervollständigen das oben geschilderte Bild eines mit unwiderstehlicher Gewalt zur Wahrheit sich durchdringenden Charakters. Das Buch verdient deshalb zweifellos weitere Aufmerksamkeit wegen seines gesamten Inhaltes. Aber auch sonst schon wäre es als „Document humain“ voller Beachtung wert und läßt für die weitere schriftstellerische Tätigkeit des Verfassers das Beste erhoffen.

53 Jahre aus einem bewegten Leben. Vom Verfasser der Memoiren eines österreichischen Veteranen. Band 1. 2. Auflage. Band 2. Wien 1904, in Kommission bei Wilhelm Braumüller & Sohn, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Das Werk ist eine Fortsetzung der im gleichen Verlage erschienenen „Memoiren eines österreichischen Veteranen“ und umfaßt die Jahre 1850 bis 1903. Der erste Band enthält fesselnde, zum Teil sehr ungeschminkte Bilder zumeist aus dem militärischen Leben Oesterreichs. Neben militärischen Ausführungen finden sich auch Schilderungen der gesellschaftlichen, politischen, sozialen und religiösen Zustände in Ungarn, Galizien, Rußland, England, Frankreich, Norwegen, Bosnien. Ueberraschend scharf wendet sich der Verfasser dabei gegen die Mißbräuche in der katholischen und griechischen Kirche. — Den zweiten Band eröffnet eine kurzgefaßte Darstellung des Krieges von 1866, den der Verfasser als Oberst eines Husarenregiments mitgemacht hat. Er erörtert darin vorzugsweise strategische und taktische Fragen und gelangt zu einer sehr scharfen Verurteilung der obersten Führung auf österreichischer Seite, die es nicht verstanden haben, die Gunst der Umstände auszunutzen, die sich ihr in so reichem Maße dargeboten habe, wie sie noch keiner Führung in irgendeinem Kriege zuteil geworden sei, da die Oesterreicher imstande gewesen wären, die Preußen überall mit drei- bis vierfacher Uebermacht anzugreifen. — Es folgen Betrachtungen über die Zukunft Oesterreichs, die in dem Munde eines gewesenen höheren Offiziers doppelt interessant sind. Der Verfasser erwartet den Zerfall der Monarchie in einen Föderativstaat; die Großmachtstellung Oesterreichs ist dann unwiederbringlich dahin, und die beste Militärverfassung ist dann eine Nachahmung des schweizerischen Milizsystems. — Auch auf

religiösem und pädagogischem Gebiete führt der Verfasser eine scharfe kritische Feder, wie aus seinen Betrachtungen über die Hauptreligionen und aus seinen Bemerkungen über die Reform des Schulwesens hervorgeht. — Alles in allem ist der Verfasser ein mit klarem Blick begabter Mann, der vielseitige Interessen verfolgt und mit selbständigem Urteil mannigfache Schäden und Gebrechen unsers staatlichen und gesellschaftlichen Lebens bloßlegt. Dadurch wird sein Werk nicht nur für militärische, sondern auch für andre Kreise äußerst lehrreich und anregend.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Pädagogische Briefe. Von M. Lazarus. Herausgegeben von Dr. Alfred Leicht. Breslau 1903, Schlesische Verlagsanstalt. M. 1,50.

Mit derselben Anmut und Klarheit, die wir aus seinen übrigen populären Schriften gewohnt sind, redet hier der Philosoph und Völkerpsycholog Lazarus als Pädagog zu uns. Er hat ein Recht dazu, denn nicht nur seine reiche Lehrtätigkeit von früher Jugend auf und sein stets bewiesenes volkspädagogisches Streben befähigen ihn dazu, sondern diese vor etwa 20 Jahren geschriebenen Briefe selbst gehören durch inneren Gehalt, Mannigfaltigkeit der Probleme und Fülle anregender Gedanken zu denjenigen pädagogischen Büchern, die nicht bloß der eigentliche Lehrstand lesen sollte, sondern der Gebildete überhaupt. Manchen wird freilich eine gewisse Einseitigkeit der philosophischen Grundlage nicht jedem Satze zustimmen lassen, gerade diese Leser aber wird die große Anzahl seiner Bemerkungen geschichtlicher Natur anziehen, die durch das sorgfältig gearbeitete Register des Herausgebers leicht zu finden sind. Auch dessen kurze Einleitung verdient unsern Dank.

Hans Zimmer.

Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten. Von Dr. Julius Göbel, Professor der Deutschen Philologie an der Stanford-Universität Kalifornien. München 1903, J. F. Lehmanns Verlag.

Die Frage nach der Zukunft der deutschen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten ist schon in recht verschiedenem Sinne beantwortet worden; in den siebziger und achtziger Jahren unter dem Eindruck des nationalen Aufschwungs und der springflutartigen Anschwellung der Einwanderung nach der Union vielfach in blindem Optimismus, seit den neunziger Jahren wieder in hoffnungslosem Pessimismus. Der Verfasser der vorliegenden Schrift wirkt seit 20 Jahren in der Union als Professor der deutschen Literatur, und sein Urteil gewinnt dadurch an Bedeutung. So knapp seine Darstellung sich hält, bietet sie doch in sehr vielen Punkten eine von der landläufigen abweichende Beleuchtung der Verhältnisse. Göbel erhofft eine Besserung der Aussichten für die Erhaltung des Deutschtums einesteils von den deutschen Kirchenschulen, vor allem aber von der Kenntnis der geschichtlichen Verdienste des Deutschtums um die Union, von der Vertiefung des Studiums der deutschen Sprache, Dichtung, Kunst und Wissenschaft, in dem er zurzeit die englischen Amerikaner der Masse des deutschen Elementes vorangeeilt findet, und dann besonders von dem jungen deutschamerikanischen Nationalbund, dessen Programm er im ganzen billigt. Die verdienstvolle Schrift bildet das 16. Heft des vom Alldeutschen Verbande herausgegebenen Sammelwerkes „Der Kampf um das Deutschtum“. Ref. wird anderwärts näher auf den Inhalt des Heftes eingehen.

Guntram Schultheiß.

Beiträge zur Oberlehrerfrage. Von K. Fricke und F. Eulenburg. Leipzig 1903, B. G. Teubner. M. 1,20.

Erfreulicherweise keine der mehr oder minder stürmischen Kampfschriften im Streit um die Oberlehrerfrage, sondern eine objektive Behandlung derselben streng wissenschaftlichen Charakters liegt in diesem ganz vortrefflichen Schriftchen vor uns. Von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchten die beiden Verfasser das gemeinsame Thema, von zwei Gesichtspunkten, die in methodischer Beziehung eine tiefe Kluft voneinander trennt, die aber doch zu im wesentlichen gleichen Ergebnissen führen: Geschichte und Nationalökonomie leiten beide über zu einer höheren, ruhigeren Betrachtungsweise der Frage. Vielleicht hat noch eher der nationalökonomische Abschnitt eine gewisse Berührung mit jenen Kampfschriften, denn Wartedauer, Beförderungsverhältnisse, Dienstüberlastung, Gehaltsverhältnisse u. s. w. sind Stichworte, die uns auch in jenen begegnen. Aber freilich die kühle Objektivität rein sachlicher, von aller Interessenpolitik freier Erörterung dieser Fragen hat Eulenburgs Arbeit vor jenen weit voraus: ein hohes Glück für den Oberlehrerstand, daß auch diese ruhige, nüchterne Untersuchung zu den Ergebnissen führte, die mancher Heißsporn mehr antizipierte als gewann. An Frickes Arbeit aber erprobt sich aufs neue der Satz, daß die Geschichte die beste Wegzeigerin für die Zukunft ist: die Schlußfolgerung, daß sich unsre höhere Schule wieder den Zuständen des 18. Jahrhunderts nähert, gibt tief zu denken!

Hans Zimmer.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Brachvogel, Carry, Die Erben. Roman aus Neu-Deutschland. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 4.—.

Carl, Dr. phil. Ferdinand, Das letzte Jahrhundert der römisch-katholischen Kirche und der Beginn der Deutschen Reichskirche. Leipzig, Max Spohr. M. 1.20.

Gesmund, Armin v., Der Pfarrer von Neuenkirchen. Drama in fünf Akten. Dresden-Blasewitz, R. v. Grumkow. M. 2.—.

Gutmann, Paul, Der verkaufte Dichter. Tragikomödie. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Hagemann, Carl, Oscar Wilde. Studien zur modernen Weltliteratur. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 2.50.

Holzinger-Rodenstein, Karl, Spielmannslieder. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Kaiser-Wilhelm-Bibliothek in Posen, Begründung der, in den Jahren 1898 bis 1902. Dargestellt von der Verwaltung der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek. Posen 1904.

Lagerlöf, Selma, Christuslegenden. Berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro. München, Albert Langen.

Lichatscheff, Elisabeth, Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. Mit Bild. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.50.

Littmann, F. und E., Echo. Gedichte. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Maupassant, Guy de, Die kleine Roque und andere Novellen. München, Albert Langen. M. 1.—.

Meyrink, Gustav, Orchideen. Sonderbare Geschichten. München, Albert Langen.

Müller, Robert, Wenn die Träume erwachen. Eine Geschichte aus der Jugend. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. M. 2.—.

Owglass, Dr., Der saure Apfel. Simplicissimus-Gedichte. München, Albert Langen. M. 1.—.

Peips Taschen-Atlas über alle Teile der Erde. In 36 Haupt- und 70 Nebenkarten. Mit geographisch-statistischen Notizen von Otto Weber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 2.50.

Perzynski, Friedrich, Weltstadtseelen. Novelletten. München, Albert Langen. M. 1.—.

Rollet, J., Was sich die Blumen erzählen und Anderes. Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Roozeboom, Dr. H. W. Bakhuis, Die heterogenen Gleichgewichte vom Standpunkte der Phasenlehre. Zweites Heft, Systeme aus zwei Komponenten. Erster Teil. Mit 149 Abbildungen und 2 Tafeln. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. M. 12.50.

Schlicht, Freiherr von, Die Fahnenkompagnie und andere Militärhumoresken. München, Albert Langen. M. 1.—.

Schlicht, Freiherr von, Der Lügenmajor und andere Militärhumoresken. München, Albert Langen. M. 1.—.

Smolla, Rudolf, Ottomar Zeh, der verschwiegene Registrator. Gereimtes. Illustriert von M. Growald. Dresden, E. Pierson's Verlag. M. 1.—.

Stavenhagen, W., Skizze der Entwickelung und des Standes des Kartenwesens des ausserdeutschen Europa. (Ergänzungsheft Nr. 148 zu „Petermanns Mitteilungen".) Gotha, Justus Perthes. M. 16.—.

Stöhr, Dr. Adolf, Zur Philosophie des Uratomes und des energetischen Weltbildes. Mit 17 Textfiguren. Wien, Franz Deuticke. M. 3.50.

Stöhr, Dr. Adolf, Grundfragen der psychophysiologischen Optik. Mit 78 Figuren im Text. Wien, Franz Deuticke. M. 5.—.

Wegener, Dr. Georg, Tibet und die englische Expedition. Mit zwei Karten und acht Vollbildern. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. M. 3.—.

Whitman, Walt, Grashalme. Eine Auswahl in deutscher Sprache von Karl Federn. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. M. 1.50.

Wolff-Cassel, Louis, Anna Willing. Schauspiel in einem Akt. Cassel, Selbstverlag des Verfassers. 50 Pf.

Zöller-Lionheart, E., Aus gutem Hause. Novelle. Berlin, Albert Goldschmidt. M. 1.—.

Zola, Emile, Nantas und andere Novellen. München, Albert Langen. M. 1.—.

Zur Kurzweil. Unterhaltendes und Belehrendes für die Jugend in Poesie und Prosa. Von Robertino. Stuttgart, Strecker & Schröder. Kart. M. 1.20.

═ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

═ Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen. ═

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

VERLAG VON BRUNO CASSIRER IN BERLIN W., DERFFLINGERSTR. 16

ENDE SEPTEMBER ERSCHEINT DAS ERSTE HEFT DES III. JAHRGANGES
VON

KUNST UND KÜNSTLER

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT FÜR
BILDENDE KUNST UND KUNSTGEWERBE

Jährlich zwölf Hefte mit vielen Abbildungen, farbigen Blättern und Originalbeilagen für 24 Mark. — Probehefte gegen Einsendung von 20 Pfennig für Porto kostenfrei.

KRITISCHE URTEILE:

DIE POST: „Eine Zeitschrift, die von Nummer zu Nummer immer Besseres bietet."

NATIONAL-ZEITUNG: „Jedes neue Heft bringt den Beweis dafür, dass sich die Zeitschrift mit immer stärkerer Energie der Erfüllung ihres grossen und nicht so leicht zu bewältigenden Programms nähert: ein Mittelpunkt für alle modernen Kunstinteressenten im weitesten Sinne zu werden."

PHOTOGRAPH. RUNDSCHAU: „Die bis jetzt erschienenen Hefte der Zeitschrift wird man nicht anders als mit den anerkennendsten Worten empfehlen können."

NEUE FREIE PRESSE: „Jedem neuen Hefte dieser ausgezeichneten Kunstzeitschrift sehe ich mit ungeduldiger Erwartung entgegen, weil ich stets gewiss sein kann, etwas zu finden, das mein künstlerisches Denken reizt."

NEUESTE NACHRICHTEN, LEIPZIG: „Diese Zeitschrift wird für Deutschland das werden, was die Gazette des beaux arts für Frankreich ist."

ALLGEMEINE ZEITUNG, MÜNCHEN: „Die Publikation hat sich wirklich als eine erstklassige Kunstzeitschrift erwiesen."

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Soeben erschien der **I. Band** von

Otto Luegers
Lexikon der gesamten Technik

und ihrer Hilfswissenschaften.

Im Verein mit Fachgenossen herausgegeben.

2., vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Erscheint in 8 Bänden in Halbfranz à M. 30.— oder in 40 Abteilungen à M. 5.—

„In technischer Beziehung steht das Werk ohne jeden Vergleich da, und es sollte jeder, der mit Technik im weiteren oder engeren Sinne zu tun hat, die Kosten nicht scheuen, ein so bedeutendes, gross angelegtes Werk sich zu beschaffen."
Allgem. Oesterreich. Chemiker- u. Techniker-Zeitung, Wien.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen und liefern auf Wunsch gern den ersten Band oder die erste Hälfte der ersten Abteilung zur Ansicht ins Haus.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. – Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23

Diesem Hefte sind Prospekte der Verlagsbuchhandlungen Puttkar
Berlin, Georg Müller in München und Ferdinand Enke in Stuttgart
Beachtung empfohlen werden.

Digitized by Google

Neunundzwanzigster Jahrgang November 1904 Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1904

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 40 Pfennig. — Bei Wiederholungen einer Anzeige angemessener Rabatt.

Anzeigen.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncen-Expeditionen und bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Abteilung für Anzeigen, in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

Jahres-Abonnement für ganze Seiten, in 12 aufeinanderfolgenden Heften, nach Uebereinkunft.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).

Gegründet 1854 auf reiner Gegenseitigkeit.

Alle Ueberschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand Ende 1903	681	Millionen M.
Bankvermögen Ende 1903	228	„ „
Seit Bestehen ausbezahlte Versich.-Summen . . .	157	„ „
„ „ an die Versicherten bezahlte Dividenden	80	„ „

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT in STUTTGART

In neuen billigen Ausgaben sind erschienen:

FRIEDRICH THEOD. VISCHER, Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. Wohlfeile Volksausgabe in einem Bande. 11. Tausend. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

FRIEDRICH THEOD. FISCHER, Lyrische Gänge. 4. Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

RUDOLF KRAUSS, Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Aus seinem alltäglichen Leben. Mit zahlreichen erstmals gedruckten Gedichten Mörikes und Zeichnungen von seiner Hand. Neue Ausgabe. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—

Mein

Vlothoer Sortiment

repräsentiert das Beste, was in dieser Preislage überhaupt geboten werden kann. Naturgetreue Abbildung nebenstehend. Jede Kiste enthält 6 hochfeine Marken à 50 Stück, zusammen 300 Stück. Charakter durchweg milde, dabei aber aromatisch und würzig.

Preis p. Kiste M. 22.50 franko.

Garantie: Zurücknahme auf meine Kosten bei Nichtgefallen.

Illustrierter Hauptkatalog auf gefl. Anfrage gratis und franko.

Heinrich Reesing, Vlotho i. Westf., Postfach 136.

Cigarren- und Tabakfabrik.

Nikopolis.

1396—1877—1902.

Von

Carol I., König von Rumänien.[1])

Die warme Ansprache, mit der mich die Akademie empfangen hat, findet in meinem Herzen lebhaften Widerhall, und ich danke Ihnen für die Gefühle der Sympathie und des Vertrauens, die Sie mir heute wie immer entgegengebracht haben.

Ich kann meine stets rege Teilnahme an der Tätigkeit der Akademie nicht besser beweisen als dadurch, daß ich ihr Studien und Dokumente zuführe, die für das Land von historischem Werte sind; damit steuere ich, wenn ich so sagen darf, zu ihrer nutzbringenden Arbeit bei.

Die schmeichelhafte Aufnahme, welche die Akademie meinen früheren Mitteilungen bereitet hat, läßt mich hoffen, daß sie auch diesmal mit Aufmerksamkeit dem Rückblicke folgen wird, den ich über zwei Epochen werfen will — die eine liegt weit zurück, und einer meiner Urahnen befand sich damals unter den Fahnen der christlichen Kreuzfahrer neben einem großen rumänischen Herrscher — die andre ist erst jüngst vergangen und darf als die Krönung jener ersten angesehen werden.

Die Ereignisse, die ich berühren werde, haben sich unter den Wällen von Nikopolis abgespielt, und dadurch ist mir diese alte Festung von zwiefacher Bedeutung geworden. Unter ihren Mauern wob sich das Band der Freundschaft

---

[1]) Dieser Vortrag wurde von S. M. dem Könige in der Rumänischen Akademie, deren Ehrenpräsidium S. M. seit Begründung dieser Körperschaft (1879) führt, am Palmsonntag den 21. März 1904 gehalten. Die Rumänische Akademie, die aus der bereits 1867 gestifteten Literarischen Gesellschaft hervorgegangen ist, erfreute sich stets der besonderen Fürsorge des Königs und verdankt seiner Anregung und Großmut unter vielem andern das große etymologische Lexikon der schönen Landessprache.

Bei Beginn der feierlichen Sitzung vom 21. März d. J. hob der Präsident bei Begrüßung Sr. M. dankbar hervor, daß der König dem Lande und dem Heere nicht nur auf dem Schlachtfelde alten Ruhm zurückerobert und den Staat durch politische, ökonomische und soziale Reformen geschaffen habe, sondern sich auch an jeder geistigen Arbeit, jeder nationalen Kulturbestrebung persönlich beteilige.

zwischen König Sigismund von Ungarn und Graf Friedrich von Zollern, das die Größe meines Hauses begründet hat. An derselben Stätte haben fast fünf Jahrhunderte später die Nachkommen Mirceas, indem sie ihre Vorfahren rächten, den Kampf für ihre Befreiung begonnen und das Königtum Rumänien begründet.

Mircea der Alte, mit Recht auch der Große genannt, ragt aus jener fernen Vergangenheit als markigste Gestalt des rumänischen Volkes heraus; der Ruhm seiner Siegestaten drang weit über die Grenzen seines Reiches und richtete zum ersten Male das Interesse der abendländischen Völker auf sein Land. Schulter an Schulter mit den stolzesten Heeren des Auslandes, als ihr würdiger Verbündeter ließ er den Heldenmut der rumänischen Soldaten auf den Schlachtfeldern von Rovina und Nikopolis leuchten — ja, ihm gebührt sogar der unvergeßliche Ruhm, unser Anrecht an die Dobrudscha damals festgestellt zu haben, auf jenes Gebiet, das wir durch den Unabhängigkeitskrieg uns wieder angegliedert haben und das jetzt ein für ewig unabtrennbarer Teil des Körpers Rumäniens geworden ist.

Sigismund, der Sohn Kaiser Karls IV. von Deutschland, kam im Jahre 1378 durch Erbschaft in den Besitz der Mark Brandenburg; durch seine Heirat mit Maria, der Tochter König Ludwigs des Großen von Polen und Ungarn, erhielt er 1387 den ungarischen Thron als Mitgift.

Einige Jahre vorher hatte Kaiser Karl seine Tochter Margarete mit dem Grafen Johann von Zollern vermählt, dem älteren Bruder Graf Friedrichs VI. von Zollern, von dem später die Rede sein wird.

Die Lage König Sigismunds in Ungarn war sehr schwierig: innere Zwistigkeiten, die Feindschaft des ungarischen Adels bedrängten ihn, vor allem aber drohte dem Königreiche große Gefahr von seiten der Türken, die in ihrem steten Vordringen bereits alle festen Plätze auf dem rechten Donauufer erobert hatten und Sigismund zwangen, außer Landes Bündnisse und Geld zu suchen. Zuerst verkaufte er die Mark Brandenburg seinem Vetter Jobst, dem Markgrafen von Mähren, für 20000 Dukaten, dann sandte er an Sultan Bajasid, um ihn für sich einzunehmen, eine Gesandtschaft. Wie man weiß, wurde die Gesandtschaft Sigismunds mit überhebenden Worten empfangen, die keinen Zweifel über die Gesinnungen und Pläne Bajasids ließen.

Als Sigismund erkannte, daß der Krieg unvermeidlich war, rüstete er eine große Gesandtschaft aus, an deren Spitze er den Erzbischof von Strigon (Gran) stellte. Ihre Aufgabe war, die Christenheit zu einem Kampfe gegen die Ungläubigen aufzufordern.

Die Gesandtschaft begab sich zu König Karl VI. von Frankreich, zu Herzog Philipp von Burgund, nach Venedig wie zu den deutschen Herzögen und Fürsten und schließlich zu Papst Bonifazius IX., um ihn zu bitten, einen neuen Kreuzzug zu verkünden.

Die Gefahr, die der Christenheit drohte, rief unter den abendländischen Völkern, besonders in Frankreich und Burgund, eine wahre Begeisterung hervor.

Herzöge, Fürsten und Grafen rüsteten sich, um im Verein mit den Ungarn in den Kampf zu ziehen.

Da König Sigismund wußte, daß die Türken nicht mehr lange mit der Eröffnung der Feindseligkeiten zögern würden, begab er sich im Beginn des Jahres 1395 nach Siebenbürgen, um alle Vorbereitungen zu einem Frühjahrsfeldzuge zu treffen. Er lud den Fürsten Mircea zu einer Begegnung nach Kronstadt ein; dieser beeilte sich, ein Einverständnis mit dem Könige von Ungarn herzustellen, und schloß mit ihm einen Vertrag ab, in dem festgestellt wurde, daß, wann immer Sigismund in eigner Person sein Heer gegen die Türken führen würde, auch Mircea sich verpflichtete, mit seiner ganzen bewaffneten Macht persönlich ins Feld zu ziehen; sollte Sigismunds Heer aber von einem andern befehligt werden, dann würde Mircea auch nicht selbst kommen, sondern nur seine mit allem Nötigen ausgerüsteten Truppen senden. Für beide Fälle aber sicherte sich die ungarische Armee den freien Durchzug durch die Walachei, die sich zur Verpflegung und Beförderung der Truppen verpflichtete, unter der Bedingung, daß alles bezahlt werden sollte. So wurde Fürst Mircea der Verbündete des Königs von Ungarn und versprach ihm eine wertvolle Hilfe für den Kampf, der sich vorbereitete.

Der zweite Teil des Vertrags erinnert unwillkürlich an die zwischen Rußland und Rumänien vor Beginn des Krieges 1877 abgeschlossene Konvention. Wenn sie auch kein Bündnis vorsah, so hat ihr doch die Tatsache, daß die Truppen beider Staaten gemeinsam gekämpft haben, eine Bedeutung gegeben, die weit größer als ihr Inhalt war.

Im Monat Mai brach Sigismund mit seinem Heere auf, zog über den Paß von Bran (Törzburg) nach Campulung in die Walachei, wandte sich dann westwärts und ging auf der Straße am Olt gemeinsam mit Mircea und seinen Truppen der Donau zu. Die Türken befanden sich in Nikopolis, doch hatten sie auch die Befestigungen auf dem linken Donauufer, Kleinnikopolis genannt, besetzt. Als die Türken vom Anmarsche der christlichen Heere Kunde erhielten, rückten sie ihnen entgegen, wurden aber geschlagen und genötigt, sich hinter ihre verschanzten Wälle, an der Mündung des Olt, zurückzuziehen. Von den Truppen König Sigismunds und Mirceas hart verfolgt, wurden sie schließlich zum eiligen Rückzuge über die Donau nach Nikopolis gezwungen.

Während die christlichen Streiter ihre Vorbereitungen trafen, um ebenfalls über den Strom zu setzen, erhielt König Sigismund aus Großwardein die Kunde vom Ableben seiner Gemahlin, der Königin Maria, und da er befürchtete, in Ungarn könnte eine Bewegung zugunsten Hedwigs, der Gemahlin König Ladislaus' von Polen, der Schwester der verstorbenen Königin Maria, entstehen, brach er den Feldzug sofort ab, in der Absicht, ihn später wieder aufzunehmen, sobald bedeutendere Hilfstruppen aus dem Westen eingetroffen wären. Er eilte also heimwärts, wo er allerdings eine starke Bewegung gegen sich vorfand.

Mircea war tief gekränkt durch den plötzlichen Abbruch des Feldzugs, da er dadurch allein der Rache der Türken ausgesetzt wurde; er sah sich gezwungen,

Sigismund gegenüber eine feindliche Stellung einzunehmen und ihm an dem Passe den Rückzug zu verlegen.

Das Jahr 1396 begann mit den Vorboten ernster Ereignisse.

Byzanz wurde von den Kriegshorden des Sultans Bajasid belagert und stark bedroht. Die Lage Kaiser Manuels war kritisch. Er wandte sich, wie Sigismund, mit einem verzweifelten Hilferuf an die christlichen Höfe und bat um schleunige Unterstützung. Sein Ruf fand starken Widerhall. Doch die Entfernungen waren groß, die Verbindungen schwierig. Auch manche andre Widrigkeiten verzögerten den Aufmarsch der Hilfstruppen. Anfang April setzten sich endlich die in Dijon vereinigten Truppen Frankreichs und Burgunds in Bewegung. Tausende von Rittern mit ebenso vielen Knappen und 6000 Mann berittener Söldner und Fußvolks standen unter dem Befehle der berühmtesten Heerführer. Es waren unter anderm der junge Graf von Nevers, Johann der Furchtlose, Sohn des Herzogs von Burgund, der Graf von Eu und der Marschall von Boucicaut, ein alter Haudegen von Kossovo. Die glänzendsten Namen des französischen Adels waren vereinigt.

In Regensburg trafen sie mit den deutschen Truppen zusammen, die von Ruprecht, dem Pfalzgrafen bei Rhein, und Friedrich VI., Grafen von Zollern, Burggrafen von Nürnberg, geführt wurden. Sie marschierten nach Buda, wo sie Anfang Juli zusammen mit den Kontingenten Englands, Italiens, Böhmens und Steiermarks eintrafen. Zugleich sandten Frankreich und Venedig ihre Schiffe ins Schwarze Meer, damit sie an der Donaumündung das Schicksal des Krieges verfolgen könnten.

Die durch diesen Kreuzzug erweckten Besorgnisse besänftigten manchen Streit zwischen den abendländischen Staaten und vereinigten alle in einem Geiste des Opfermuts für die Rettung des Christentums; es schien beinahe so, als ob man damals schon geahnt hätte, daß die einbrechenden Horden einst das Kreuz von der Kuppel der heiligen Sophia herunterreißen und sogar die Hauptstadt Oesterreichs bedrohen würden.

König Sigismund verschmolz seine ungarischen, kroatischen und bosnischen Truppen mit dem stolzen westländischen Heere und zog im Monat August an seiner Spitze von Buda in den Krieg. In seinem Gefolge befand sich ein erschreckend großer, zum Teil für Kriegszwecke gänzlich ungeeigneter Troß. Mit manchen Schwierigkeiten gelangte er an die Grenze der kleinen Walachei, wo Fürst Mircea, treu dem Vertrage von Kronstadt, mit seinen Streitern zu ihm stieß.

Sigismund hatte jetzt 70 000 Mann zur Verfügung; er ging unterhalb der Trajansbrücke über die Donau und wandte sich gegen Widin, das in seine Hände fiel. Bei Rachowa besiegte er die Türken nach hartem Kampfe.

Am 12. September befand sich die ganze Armee vor den Wällen der Festung Nikopolis, wo die Türken sich unter dem alten kriegerischen Toganbeg gesammelt hatten. Sigismund befahl die Einschließung. Alle Versuche, die Festung im Sturm zu nehmen, waren vergeblich, und die christlichen Heere wurden hier in ihrem Vormarsch aufgehalten.

Am 27. September erhielt man im Lager der Christen die Kunde, daß Sultan Bajasid zum Entsatz von Nikopolis anrücke. Es schien ihnen unglaublich, aber sie mußten sich bald von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugen.

Bajasid hatte durch einen an Kaiser Manuel gerichteten Brief, der in seine Hände gefallen war, erfahren, daß Sigismund auf Konstantinopel marschiere; sofort hatte er seine Truppen vom Ufer des Bosporus zusammengezogen, hatte den Balkan überschritten — es heißt durch den Schipkapaß — und befand sich auf dem Wege nach Nikopolis.

Angesichts dieser Gefahr und wegen der Zwietracht, die im christlichen Heere herrschte, versammelte Sigismund alle Heerführer zu einem Kriegsrate, um Aufstellung und Schlachtplan festzusetzen. Seiner Meinung nach sollte Mircea mit seinen Streitern den Kampf eröffnen. Die Franzosen widersetzten sich dem und verlangten für sich selbst die Ehre, im ersten Treffen vorzugehen. Wenn auch Marschall Boucicaut mit dem Gewicht seiner Erfahrungen eindringlich dazu riet, man möge sich den getroffenen Anordnungen fügen, so erhitzten sich doch die Ueberzahl der Franzosen, besonders die Grafen von Eu und von Nevers immer mehr und erklärten es für eine Beleidigung des Adels Frankreichs und Burgunds, wenn einem andern Kontingente der Vortritt gegeben würde. Unglücklicherweise sahen sich die Einsichtigeren genötigt, nachzugeben.

Die Schlachtordnung war wie folgt: Im ersten Treffen die französischen und burgundischen Ritter, im zweiten die Böhmen und Bosniaken, im dritten die Deutschen, Ungarn und andre Truppen unter dem Befehle des Pfalzgrafen Ruprecht und des Grafen von Zollern. Auf dem rechten Flügel stand Mircea mit den Rumänen, auf dem linken Stefan Lascovici mit den Kroaten. Der Befehl lautete, daß die Truppen in dieser Gliederung das Anrücken des Feindes auf der Ebene zwischen Donau und Ozem (Osma) zu erwarten hätten.

Am Abend des 27. September befand sich Bajasids Heer in einem großen Lager, 7 Kilometer von Nikopolis, vereinigt. Am nächsten Tage war es kampfbereit. Der Sultan selbst befand sich im Zentrum mit 20- bis 30000 Janitscharen, die sich auf Befestigungen stützten, und mit 30000 Spahis; hinter der Hügelreihe standen noch an 25000 Reiter verborgen.

In unüberlegter Ungeduld stürzten sich die französischen Ritter, ohne den Befehl zum Angriff abzuwarten, mit rasendem Elan auf die ersten Reihen der feindlichen Reiterei, deren sie ansichtig wurden. Ihr Ansturm war so mächtig, daß die Türken sich in wirrer Unordnung zurückzogen. Durch diesen Erfolg ermutigt, saßen die Franzosen, ihrer Gepflogenheit nach, ab, gingen zu Fuß vor, rissen die Pfahlumzäunungen nieder und griffen die Janitscharen mit solcher Wut an, daß sie in die Flucht geschlagen wurden, in der sie die türkische Reiterei, auf die sie stießen, zum Teil auch noch mit sich fortrissen.

Die französischen Ritter gingen, anstatt zurückzukehren und ihre Pferde zu besteigen, blind und taub vorwärts. Der Sultan machte sich diese Kühnheit zunutze und warf sich mit der ganzen Reserve auf sie; es wurde ihm leicht, sie zu umzingeln und sie mitleidslos niedermetzeln zu lassen. Die stolzesten Sprossen

des französischen Adels bedeckten das Feld; der Graf von Nevers, der Konnetabel von Eu und Marschall Boucicaut gerieten in Gefangenschaft.

Dieser unglückselige Vorstoß entschied das Schicksal des Feldzugs. Die Reihen der abendländischen Truppen ergriff Schrecken und Angst, die Spahis stürzten sich auf sie. Vergebens versuchte Mircea sich ihnen entgegenzustellen, auf dem linken Flügel verließ Stefan Lascovici mit den Kroaten das Schlachtfeld; er zahlte später mit seinem Kopfe seine unaufhörlichen Verschwörungen gegen Sigismund.

Der König, inmitten der Ungarn, Böhmen und Deutschen, suchte die Lage zu retten. Die Horden stürzten sich aber auf ihn, warfen in ihrer Kampfeswut alles nieder, ein blutiges Handgemenge entspann sich, Tausende der christlichen Streiter wurden von den Jataganen und Streitäxten niedergemäht.

Die Reihen der Christen waren gelichtet, die feindlichen Reiter drangen bis in die Nähe Sigismunds, dessen Leben in Gefahr geriet; doch der Graf von Zollern deckte ihn mit seinem Leibe.

In diesem Augenblick trat auch das serbische Kontingent unter dem Knjäsen Lazarovici, das bisher eine unentschlossene Haltung bewahrt hatte, in Aktion, und zwar gegen die Christen, wozu es allerdings Bajasid gegenüber verpflichtet war nach der Ermordung Sultan Murads I. in Kossovo.

Jetzt wurde die Niederlage der Kreuzritter vollständig, 20 000 ihrer Streiter lagen auf dem Schlachtfelde, der Verlust auf seiten der Türken betrug das Doppelte. Wutentbrannt darüber gab Bajasid den Befehl, alle Gefangenen zu töten; nur der Graf von Nevers, der Konnetabel von Eu und der Marschall Boucicaut wurden verschont und später durch hohes Lösegeld freigekauft.

König Sigismund, der Pfalzgraf und der Graf von Zollern gelangten mit Mühe bis zur Donau, wo sie auf einer Barke unter einem Regen von Pfeilen entkamen und, von einem venezianischen Schiffe aufgenommen, nach Dalmatien gebracht wurden. Von dort aus kehrte Sigismund nach Ungarn zurück.

So endete jener denkwürdige und unglückliche Feldzug, der fast die ganze Christenheit in Trauer versetzte.

Eine seiner Folgen wurde für das Haus Zollern von großer Bedeutung, ja, eigentlich kann man jenen Krieg als den Ausgangspunkt seiner späteren Größe betrachten. König Sigismund bewahrte Graf Friedrich von Zollern warme Dankbarkeit und bewies sie ihm einige Jahre später.

Nach dem Tode König Ruprechts, des Sohnes des Pfalzgrafen, der vor Nikopolis gekämpft hatte, entstand eine große Nebenbuhlerschaft für die Nachfolge auf dem deutschen Kaiserthrone.

Wenn Sigismund auch durch seine Kämpfe mit den Polen und den Venezianern in Ungarn festgehalten wurde, so hoffte er doch, Nachfolger Ruprechts zu werden. Um seine Kandidatur aufzustellen, hatte er die sichere und treue Stütze des Grafen von Zollern, seines alten Verbündeten, nötig.

Zu diesem Zwecke übertrug Sigismund ihm seine Kurfürstenstimme als Markgraf von Brandenburg mit der Begründung, daß, wenn er seinem Vetter Jobst

von Mähren auch das Land abgetreten, er sich doch sein Wahlrecht vorbehalten habe. Durch die Bemühungen des Grafen von Zollern wurde Sigismund mit vier Stimmen Majorität als Erwählter proklamiert.

Ein Teil der Kurfürsten kontestierte aber diese Wahl, und nach einem neuen Wahlgang ergab sich, daß Jobst von Mähren fünf Stimmen für sich hatte. Sein unerwarteter Tod ließ aber Sigismund freies Feld, und schließlich wurde er auch allgemein als Herrscher im Reich anerkannt. Zu gleicher Zeit erhielt er die Mark Brandenburg zurück. Mehr als je bedurfte der neue Kaiser des Rates des Grafen von Zollern, der ein guter Kenner in den Angelegenheiten des Reiches war; Sigismund berief ihn darum nach Buda und ernannte ihn aus Dankbarkeit zu seinem Statthalter in Brandenburg.

Im Jahre 1412 begab sich der Graf von Zollern in die Mark. Dort fand er trostlose Zustände vor, einen vollständigen Mangel irgendeiner Verwaltung, Unsicherheit der unterjochten und von Raubrittern bedrohten Einwohnerschaft. Die Raubritter waren die wahren Herren des Landes. Graf von Zollern gab sich sofort Rechenschaft von der Schwierigkeit der Aufgabe, die er übernommen hatte. Wegen der Unbotmäßigkeit des Adels sah er sich genötigt, einen wahren Krieg mit jedem der Ritter zu führen, um seiner Autorität Geltung zu verschaffen. Die Niederwerfung war erbarmungslos, aber Ruhe und Ordnung wurden wiederhergestellt.

Zwei Jahre später, im Jahre 1414, konnte Sigismund nach Deutschland kommen, um an den Verhandlungen des großen Konzils zu Konstanz teilzunehmen, das er einberufen hatte, um den Schwierigkeiten und Streitigkeiten ein Ende zu machen, die durch die Wahl dreier Päpste entstanden waren. Dies Konzil tagte beinahe vier Jahre lang.

Am 30. April 1415 überreichte Kaiser Sigismund dem Grafen von Zollern die Urkunde, durch die er ihn und seine Nachfolger mit der Mark Brandenburg belehnte; zu gleicher Zeit ernannte er ihn zum Kurfürsten, zur Belohnung für die Dienste, die er ihm und dem Reiche geleistet hatte. Die feierliche Investitur fand zwei Jahre später, auch in Konstanz, statt, vor den Vertretern der ganzen zum Konzil versammelten Welt.

Sollte der Graf von Zollern oder einer seiner Nachfolger zum Kaiser erwählt werden, so behielt sich die Urkunde vor, daß dann die Mark Brandenburg wieder an Sigismund kommen sollte. Dieser Fall ist aber, so nah er bei verschiedenen Gelegenheiten war, im alten Reiche nie eingetreten. Dagegen ist aus der Sandwüste der Mark, die in fruchtbare Felder verwandelt wurde, durch unentwegten Fleiß und emsige Arbeit das Königreich Preußen und das deutsche Kaiserreich erstanden, das auf unvergleichlich festeren Fundamenten aufgebaut worden ist als das alte Reich aus den Zeiten Sigismunds.

Der Graf von Zollern bestieg den Thron als Friedrich I., Markgraf und Kurfürst von Brandenburg, und behielt seinen Titel als Burggraf von Nürnberg bei. Dieser Titel, der dem Hause Zollern bereits 1191 von Kaiser Heinrich IV. verliehen worden war, ist in den beiden Zweigen des Zollernhauses erblich ge-

blieben; die schwäbische Linie erhielt später, im Jahre 1623, von Kaiser Ferdinand II. den Titel Fürsten von Hohenzollern.

In Erinnerung an Kaiser Sigismund, der den ersten Kurfürsten aus dem Zollernhause mit der Mark Brandenburg belehnte, gab der Kronprinz Friedrich Wilhelm einem seiner Söhne den Namen Sigismund. Die Taufpaten dieses im Jahre 1864, nach dem Feldzuge gegen Dänemark, der die Einheit Deutschlands vorbereitete, geborenen Prinzen waren der Kaiser Franz Joseph und ich. Leider starb Prinz Sigismund 1866, als die Uebermacht Preußens in Deutschland sich entschied.

Zum Andenken an Kaiser Sigismund ist in Berlin ein schönes Denkmal errichtet worden von dem Nachkommen des Grafen von Zollern, der ihn im Augenblick der Gefahr vor Nikopolis geschützt hatte.

*

Im Unabhängigkeitskriege des Jahres 1877 wurde die alte Festung Nikopolis eine strategische Position von großer Bedeutung während der ganzen Zeit der Kämpfe vor Plewna. Denn sie war die Basis der Operationen der verbündeten Heere und ihr Verbindungspunkt mit Rumänien.

Der von der russischen Armee gefaßte Beschluß, die Donau zwischen Sistow und Nikopolis zu überschreiten, erforderte eine genaue Beobachtung dieser Festung. Hierzu wurden eine Brigade und drei Batterien des IX. russischen Korps in Turnu-Magurele konzentriert, wo sich bereits sechs Belagerungsbatterien befanden.

Am 14./26. Juni wurde in Gegenwart Kaiser Alexanders II. das Feuer auf die Festung Nikopolis eröffnet, die mit der Antwort nicht zögerte. Zur selben Zeit eröffneten alle Batterien auf der Donaulinie, von Kalafat bis Oltanitza, ein lebhaftes Feuer als Vorbereitung einer ernsthaften Aktion.

Am 15./27. Juni überschritten die russischen Truppen bei Sistow die Donau und schlugen eine Schiffbrücke über den Strom. Da ihre rechte Flanke jenseits der Donau durch die Nähe von Nikopolis bedroht blieb, wurde es zu einer Notwendigkeit, die Festung so schnell wie möglich zu nehmen.

Am 18./30. Juni schrieb mir Großfürst Nikolaus nach Simnitscha, daß das IX. russische Korps bereit sei, die Donau zu überschreiten, und bat zugleich, daß die rumänische 4. Division Flamanda und Turnu-Magurele besetzen solle, wo nur russische Artillerie zurückbliebe. Am 19. Juni/1. Juli antwortete ich, daß das 7. Linienregiment und eine Batterie, die sich in Islaz befände, den Olt überschreiten und sich nach Turnu begeben würde; ich machte aber einige Vorbehalte wegen einer zu großen Ausdehnung der rumänischen Linie und wegen der Notwendigkeit, freie Verfügung über jene Truppen zu behalten, in Hinsicht auf eine mögliche Operation zwischen Kalafat und Corabia. Zu gleicher Zeit teilte ich dem Großfürsten mit, daß Osman Pascha mit 15 Bataillonen und 2 Batterien Widin verlassen und sich nach Osten gewandt habe.

Am 23. Juni/5. Juli ging infolge eines erneuten Ansuchens noch das

5. Linien-, das 3. Kalaraschenregiment und eine Batterie zur Verstärkung nach Flamanda ab.

Am 26. Juni/8. Juli besetzte ein Kosakenregiment Plewna, woraus es die wenigen dort befindlichen türkischen Truppen vertrieb; aber schon am folgenden Tage nahmen einige aus Nikopolis dorthin gesandte Bataillone Plewna von neuem und vertrieben die Kosaken.

Endlich am 29. Juni/11. Juli marschierte das IX. russische Korps, von seiner Kavallerie gedeckt, gegen Nikopolis. Am 1./13. Juli eröffneten die Belagerungsbatterien und die rumänische Artillerie von Turnu, Flamanda und der Oltmündung das Feuer auf die Festung. Gegen Abend langte die russische Vorhut vor ihren Wällen an; eine Kosakenbrigade besetzte den Weg nach Plewna, und während der Nacht wurden die Batterien an geschützten, durch Erdarbeiten verstärkten Punkten postiert. Am folgenden Morgen warfen 92 Feuerschlünde, von den beiden Ufern der Donau aus, ihre Kugeln auf Nikopolis. Eine Division des IX. Korps ging gegen das Tal der Osma vor; nach mörderischem Kampfe besetzte sie die Dörfer in der Nähe der Festung sowie die Brücke über die Osma. Die türkischen Truppen zogen sich auf Nikopolis zurück und ließen die Russen im Besitz der Höhen von Samovit. Im Osten hatte eine Infanteriebrigade, von der Kavallerie unterstützt, die vorgeschobenen Befestigungen mit solcher Bravour angegriffen, daß die Türken nach namhafter Gegenwehr genötigt wurden, sich in die Festung zurückzuziehen, die jetzt von allen Seiten umzingelt und bedrängt war. Erst die Nacht unterbrach den blutigen Kampf, bei dem die rumänische Infanterie ebenso wie die Artillerie stark beteiligt war, besonders in dem Augenblick, als die Türken sich von Samovit zurückzogen. Am Abend konnte ich den Großfürsten von neuem benachrichtigen, daß eine neue türkische Kolonne, diesmal 22 Bataillone mit Kavallerie, Widin in der Richtung nach Rachowa verlassen habe.

Am 3./15. Juli wurde der Sturm auf Nikopolis beschlossen, und von früh an donnerten die Kanonen, um ihn zu unterstützen; doch der Kommandant der Festung zog auf dem Walle die weiße Flagge auf. Das Feuer wurde eingestellt, und ein Parlamentär bot unter der Bedingung freien Abzugs der Truppen die Uebergabe der Festung an. Das Angebot wurde abgeschlagen und der Kommandant gezwungen, sich den Bedingungen des Siegers zu unterwerfen. Zwei Paschas und 7000 Soldaten, unter ihnen 300 Verwundete, mußten die Waffen niederlegen; sechs Fahnen, 113 Kanonen, über 2000 Gewehre und zwei Moniteurs wurden erobert.

Die russische Armee verlor in dieser Schlacht einen General, 31 Offiziere und 1279 Mann. Die Türken hatten ungefähr 1000 Tote.

Wegen der Erleichterungen, die der Fall von Nikopolis den späteren Kriegsoperationen bot, kann er als eines der wichtigsten Ereignisse des Krieges angesehen werden.

Am 8./20. Juli verlangte man von uns, daß unsre in Turnu-Magurele stehenden Truppen Nikopolis besetzen sollten, und drückte dabei den Wunsch aus,

daß die türkischen Gefangenen von unsern Kalaraschen bis zur nächsten russischen Etappe eskortiert werden sollten. Diese Vorschläge wurden unserseits nicht angenommen. An demselben 8./20. Juli wurde eine Division des IX. Korps nach einem furchtbaren Kampfe bei Plewna gezwungen, sich nach Nikopolis zurückzuziehen, nachdem sie 75 Offiziere und mehr als 2000 Mann verloren hatte. Plewna war jetzt von den Truppen Osman Paschas, dessen Aufbruch aus Widin ich dem Großfürsten Nikolaus gemeldet hatte, besetzt.

Am 11./23. Juli erhielt ich vom Kaiser Alexander eine neue Aufforderung, Nikopolis zu besetzen, damit die dortigen russischen Truppen disponibel würden. Am 13./25. Juli wurde die Bitte wiederholt und von meiner Seite dann auch erfüllt.

Am 17./29. Juli betraten die ersten rumänischen Soldaten jenen Boden, auf dem vier Jahrhunderte vorher schon Mircea gekämpft hatte. Das 5. Linien-, das 14. Dorobanzen-, mit dem 3. und 8. Kalaraschenregiment setzten auf großen Schiffen bei Turnu-Magurele über die Donau und wurden von General Stolipin, dem Kommandanten von Nikopolis, mit allen gebührenden Ehren empfangen. Das 14. Dorobanzen- und das 8. Kalaraschenregiment besetzten die Stadt, ein Bataillon des 5. Linienregiments übernahm die Beobachtung der Osmabrücke gegen Rachowa, das andre die der Straße nach Plewna. Dem vorgeschickten 3. Kalaraschenregiment wurde die Aufklärung übertragen. Diese Truppen der 4. Division durften das bulgarische Gebiet nur unter der Bedingung besetzen, daß sie unter meinem Befehle blieben und daß ich über sie verfügen könnte, wo und wann ich ihrer benötigte.

Am 19./31. Juli erfolgte ein neues blutiges Gefecht zwischen zwei russischen Armeekorps und Osman Paschas Heer. Von beiden Seiten wurde hartnäckig und heldenhaft gekämpft; gegen Abend war die Schlacht für die Russen verloren, sie mußten sich zurückziehen; 170 Offiziere und 7000 Mann blieben auf dem Kampfplatze. An demselben Abend spät bekam ich ein Telegramm des Großfürsten Nikolaus, in dem er mich bat, mit meiner ganzen Armee schleunigst über die Donau zu ziehen, um den bedrohten Russen zu Hilfe zu kommen. Der 4. Division möchte ich Befehl geben, sich bei Nikopolis zu konzentrieren und der russischen Armee, wo sie ihrer bedürfe, Stütze zu gewähren.

Am 22. Juli/3. August benachrichtigte ich den Großfürsten, daß ich trotz der großen Schwierigkeit, die Operationsbasis verlegen zu müssen, bereit wäre, seinen Truppen bei der Einnahme Plewnas Beistand zu gewähren, da dieser Punkt für die kaiserliche Armee eine stete Gefahr geworden sei. Die Brücke für den Donauübergang würde zwischen Islaz und Corabia hergestellt werden. Ich bat aber um eine Frist von acht Tagen zur Vorbereitung und zum Beginn der Aktion.

Am 23. Juli/4. August dankte mir der Großfürst, daß ich ihm die 4. Division zur Verfügung gestellt hätte, und bat mich um die dritte. Da ich unterdessen erfahren hatte, daß keine ernstliche Unternehmung vor Ankunft von sechs

neuen Divisionen aus Rußland beginnen sollte, so schob ich meine Antwort hinaus.

Am 4./16. August bestanden die Russen von neuem darauf, daß die 3. Division über die Donau ginge und daß unsre Brücke nicht bei Corabia, sondern bei Nikopolis geschlagen werde. Diese beiden Forderungen wurden nicht erfüllt.

Die Korrespondenz zwischen dem Großfürsten und mir währte bis zum 13./25. August und hatte die Kooperation der rumänischen Armee zum Gegenstande; ich verlangte, daß ihre Individualität vollkommen gewahrt bliebe. Auch meine persönliche Begegnung mit dem Großfürsten, die in Nikopolis stattfinden sollte, wurde aufgeschoben, da ich zuvor schriftlich alle Mißverständnisse über verschiedene Fragen beseitigt haben wollte.

Am 10./22. August teilte mir der Großfürst in seinem Telegramm aus Gornji-Studena mit, daß die Lage seiner Truppen am Schipka ernstlich gefährdet sei, und er bestehe darum von neuem auf einem schleunigen Donauübergange des rumänischen Heeres. Ohne Zögern antwortete ich ihm, daß die Brücke bei Silischioara, unfern Corabias, fast vollendet sei und die Truppen dort konzentriert seien, bereit, in Bulgarien einzurücken.

Am 12./24. August gingen das 4. und 5. Kalaraschenregiment mit einer reitenden Batterie über die Donau nach Nikopolis. Am folgenden Tage telegraphierte mir der Großfürst, daß der Kaiser und er mich so bald wie möglich zu sehen wünschten und mich mit Ungeduld erwarteten.

Am 14./26. August ging ein Teil der 3. Division auf Pontons über die Donau, um die Iskerlinie zu besetzen.

Am 15./27. August verließ ich Corabia und fuhr nach Turnu-Magurele; am 16./28. August abends langte ich in Gornji-Studena an, dem Hauptquartier Kaiser Alexanders, der mich warm empfing; er bot mir den Oberbefehl über alle Truppen vor Plewna an. Die 4. rumänische Division befand sich schon daselbst. Ich dankte dem Kaiser für die dem Lande erwiesene Ehre; auf meine Bemerkungen über diese schwere Verantwortung antwortete er mir: „Gott wird uns beistehen!“

Am folgenden Tage versammelte sich ein großer Kriegsrat, in dem die Hauptdispositionen für das „West-Detachement“, so war die Benennung, die für die vereinigten Truppen vor Plewna angenommen worden, getroffen wurden. Auf Wunsch des Großfürsten habe ich gestattet, daß die Brücke von Corabia, nach dem Uebergange des rumänischen Heeres, nach Nikopolis verlegt wurde, damit sie auch den Bedürfnissen des russischen Heeres dienen könnte. Durch diese Verlegung veränderten wir zum dritten Male unsre Operationsbasis.

Denselben Nachmittag fuhr ich zurück bis Simnitscha, wo ich über Nacht blieb; unterwegs, an der Sistower Brücke, bot sich mir ein jammervolles Bild dar; ich begegnete Hunderten von Karren mit Verwundeten vom Schipka.

Am 18./30. August verließ ich Simnitscha, nachdem ich den schwer am Schipkapaß verwundeten General Dragomirow besucht hatte. Abends war ich zurück in Corabia. Am folgenden Morgen hielt ich einen Kriegsrat, in dem

alle Maßnahmen zum Uebergange des Heeres nach Bulgarien getroffen wurden, wie auch die Aenderungen, die durch die Verlegung der Donaubrücke und damit unsrer Operationsbasis unumgänglich nötig geworden waren. Diese Verlegung machte uns große Mühe und Sorgen.

Am nämlichen Tage brachte mir ein Telegramm die Kunde, daß die Türken einen neuen Ausfall aus Plewna gemacht, und daß bei einem dabei entbrannten heftigen Kampfe die Russen 30 Offiziere und fast 1000 Mann eingebüßt hätten.

Am 20. August/1. September hielt ich an der Brücke von Silischioara eine Truppenschau ab. Nachdem der Bischof von Rimnik und Neu-Severin die Truppen gesegnet hatte, setzten sie sich mit Musik an der Spitze und mit wehenden Fahnen in Bewegung. Voll Mut und Siegeszuversicht zogen sie über die fast 1000 Meter lange Brücke, die auf 120 eisernen Pontons ruhte. Am Abend kehrte ich nach Turnu-Magurele zurück, um am nächsten Morgen um 7 Uhr auf einem kleinen Dampfboot über die Donau nach Nikopolis überzusetzen, wo General Stolipin mich an der Spitze einer Kompagnie des Regiments Kostroma mit der Fahne und unter den Klängen der rumänischen Hymne empfing. Ich stieg dann zu Pferde und ritt auf einem steilen Wege in die Festung, auf der unsre Fahne wehte. Später ließ ich die Truppen, die Nikopolis besetzt hatten, Revue passieren, und zwar auf derselben großen Ebene, welche die Donau beherrscht und auf der sich die Schlacht im Jahre 1396 entrollt hatte. Meine Freude war groß, dort die ersten rumänischen Soldaten begrüßen zu dürfen, die in Feindesland gezogen, bereit, sich fürs Vaterland zu opfern. Ehe ich mich weiter ins Tal der Osma wandte, verabschiedete ich mich von dem Minister der öffentlichen Arbeiten und dem Präfekten des Distrikts Teleorman, die mich bis dahin begleitet hatten, und gelangte, von einer Schwadron der 3. Kalaraschen eskortiert, zu Wagen nach Poradim. Während meiner ganzen Fahrt donnerten die Kanonen von Plewna, als eine Art Salut zu meiner Ankunft auf dem Schlachtfelde. Gegen Abend traf ich in meinem neuen Hauptquartiere ein, wo mich der Generalstab der Westarmee erwartete.

Ich fand in einem Bauernhäuschen Unterkommen, das monatelang mir zur Wohnstätte diente. Am folgenden Tage langten die Truppen an, über die ich in Silischioara Revue abgehalten. Gleich nachdem sie Bulgarien betreten hatten, wurde hinter ihnen die Brücke abgebrochen, die, donauabwärts geflößt, zwischen Turnu-Magurele und Nikopolis wieder aufgeschlagen wurde. Ein Sturm, der gerade damals einsetzte, verdarb viel Material; die Pontons wurden ans Ufer geschleudert, wobei einige zertrümmerten, andre in den Fluten untergingen. Sie zu ersetzen, dauerte mehrere Tage, und die Strömung der Donau, die an der neuen Stelle durch Olt und Osma verstärkt war, zwang uns, Tag und Nacht zu arbeiten, um die Brücke fertigstellen zu können. Endlich am 30./11. September, gerade am Tage der großen Schlacht vor Plewna, war die Brücke vollendet und unsre Verbindung gesichert.

Ende September begann schon das schlechte Wetter: acht Tage lang hielten

die Regengüsse an, ein starker Wind blies im Tal der Donau, und 30 Pontons wurden von der Nikopolisbrücke losgerissen. Wieder waren die Verbindungen mit der Heimat acht Tage lang unterbrochen, die Verpflegung der Truppen sehr erschwert, und sie litten außer durch Regen und Frost noch durch Mangel an Nahrung.

Nachdem wir Rachowa genommen hatten, verlangte ich, daß Nikopolis unter meinen Befehl gestellt würde; am 22. November/4. Dezember lösten rumänische Truppen die bisherige russische Garnison ab, und ein rumänischer Oberst wurde zum Kommandanten der Festung ernannt.

Bei dieser Gelegenheit schrieb mir der Großfürst, daß die Brücke von Nikopolis nicht stark genug wäre, um den beginnenden Winterstürmen standzuhalten, und fragte mich, was zu tun sei, um ihr die nötige Haltbarkeit zu geben. Ohne zu zögern antwortete ich ihm, daß wir Anker und Kabel vorbereitet hätten, um sie stärker zu befestigen, daß aber beim Eisgange keine auf Schiffen ruhende Brücke standhalten könnte, und daß es mir schon jetzt nötig schiene, an andre Maßnahmen zu denken, zum Beispiel an eine eiserne Brücke, damit wir unsre Verbindungen aufrechterhalten könnten. Diese eiserne Brücke wurde später in Rußland bestellt; ein Teil von ihr ist Ende Januar auch abgeschickt worden, aber unterwegs liegen geblieben.

Am 24. November/6. Dezember schlug das Wetter von neuem um, die Wogen der Donau glichen denen des Meeres; unzählige Pontons wurden wieder von der Brücke losgerissen.

Am 28. November/10. Dezember, dem unvergeßlichen Tage des Falles von Plewna, war die Verbindung noch nicht hergestellt, und der Dienst wurde durch eine fliegende Brücke versehen.

Am 4./16. Dezember brach ein furchtbarer Schneesturm aus; fünf Tage hintereinander schneite und stürmte es ohne Unterlaß, alle Verbindungen waren abgeschnitten. Die Schäden an der Brücke waren so bedeutend, daß keine Hoffnung war, sie auszubessern. Gerade damals begann der Transport der Gefangenen von Plewna, den wir übernommen hatten, um den Wunsch des Kaisers Alexander zu erfüllen, und das um so mehr, als ich im Sommer mich geweigert hatte, die Gefangenen von Nikopolis zu übernehmen.

Tausende von Gefangenen starben vor Frost unterwegs; bei den verbündeten Armeen machte sich auch von Tag zu Tag der Mangel an Nahrungszufuhr mehr geltend; alle Rationen wurden vermindert, sogar in meinem Hauptquartier. Die Freude, die uns nach dem glänzenden Siege von Plewna erfüllte, wurde uns durch viele Sorgen vermindert: die Brücke war zerstört, die Wege waren verschneit, die Pferde und Ochsen in großer Zahl krepiert, und um uns herum gab es nur Leid und Trauer.

Endlich am 10./22. Dezember hörte der Schneesturm auf, und ich konnte Poradim verlassen, wo ich mehr als drei Monate geblieben war. Den Weg bis Nikopolis — 40 Kilometer — habe ich in neun Stunden zurückgelegt, zum großen Teil zu Pferd, wegen der Tiefe des Schnees und großer Kälte. Das Thermometer zeigte 18 Grad unter Null.

Unterwegs begegnete ich einem Transport Gefangener, die vor Müdigkeit angehalten hatten; auf dem Wege lagen Türken, die mit dem Tode kämpften oder schon erfroren waren. Viele Kalaraschen und Dorobanzen, die sie eskortiert hatten, schliefen auch den letzten Schlaf neben dem Gegner von gestern.

Als ich auf dem Plateau von Nikopolis ankam, bot sich mir ein noch furchtbareres Schauspiel dar. Auf der ganzen Ebene, soweit der Blick reichte, sah man nichts als Tote, die vor Ermüdung, vor Hunger und vor Frost zusammengebrochen waren.

Am Festungstore von Nikopolis empfingen mich die Offiziere der dortigen rumänischen Garnison. Die Straßen waren kaum passierbar, voll von Wagen und Karren, neben ihnen die Führer und Pferde tot; in den Gräben der Festung 11000 stöhnende Gefangene, nur 1500 Soldaten zu ihrer Bewachung.

Den Abend verbrachte ich mit meinen Offizieren, die mich zu einer Mahlzeit eingeladen hatten. Die Nacht über biwakierte das 10. Dorobanzen-Regiment vor meinem Quartier, da die Türken achtmal so zahlreich waren als die Besatzung.

Am nächsten Morgen früh verließ ich diese Festung, die vom Beginne des Feldzugs an eine so bedeutende Rolle als einziger Stützpunkt unsers Heeres bis zum Falle Plewnas gespielt hat. Im Augenblicke, als ich das Dampfschiff betrat, das mich in die Heimat bringen sollte, kehrten meine Gedanken ganz unwillkürlich zu den sorgenvollen Nächten zurück und zu den blutigen Kämpfen, die durch des Himmels Gnade mit Sieg gekrönt worden waren; mein Herz, wenn auch gedrückt durch das Opfer so vieler Menschenleben, das ich mit eignen Augen hatte sehen müssen, erhob sich dennoch neu gekräftigt zum Gefühl des Stolzes und der Dankbarkeit.

Die Fahrt über die Donau dauerte eine volle Stunde, bei schneidendem Winde und 20 Grad Kälte. Das kleine Schiff suchte seinen Weg zwischen den Eisschollen und umfuhr die größten, die es umgeworfen hätten. Ich stand bereit, auf eine derselben zu springen, wenn es nötig gewesen wäre. Der Ministerpräsident Ioan Bratianu sah mit der ganzen Bevölkerung Turnu-Magureles vom Ufer aus mit Besorgnis dem schwankenden Kurs des kleinen Schiffes zu. Als ich den Fuß auf rumänische Erde setzte, ertönte ein lauter Freudenruf aus aller Brust. Gemeinsam gingen wir zur Kirche und erhoben unsre Gebete zum Allmächtigen, der uns in den Tagen der Gefahr behütet und seinen Segen auf unsre tapfere Armee ausgegossen hatte.

*

Ein Vierteljahrhundert später, in dem Jahre, als das Land die 25jährige Wiederkehr dieser Ereignisse feierte, habe ich die unschätzbare Freude gehabt, das Schlachtfeld von Plewna in der Begleitung Fürst Ferdinands von Bulgarien wiederzusehen.

Mit tiefer Bewegung betrat ich den Boden, der mit dem Blute unsrer

Tapferen besprengt und dadurch geweiht ist. An der Schwelle der Kapelle, die zu ihrem Andenken errichtet ist, empfing uns der Metropolit von Wratza mit einer ergreifenden Ansprache: „Erhebt euch aus euern Gräbern," so sagte er und wies auf das Schlachtfeld, wo die Gefallenen ruhen, „erhebt euch, ihr Tapferen, schaut her, euer König ist gekommen, um euch für euern Opfertod zu danken!"

Wie zu einer wahren Pilgerfahrt bin ich nach Griwitza ausgezogen, um mich in Liebe und Verehrung vor dem Grabmal jener würdigen Söhne des Landes zu verneigen, die ihr Leben für die Unabhängigkeit Rumäniens dahingegeben haben.

Gegen Abend kam ich nach Samowit, wo mich der Bürgermeister und die Einwohnerschaft von Nikopolis empfingen, die mir ihren Dank für die Befreiung der Stadt noch einmal wiederholen wollten.

Fürst Ferdinand hatte die Liebenswürdigkeit, mich auf seiner Jacht, die von unsern Kriegsschiffen eskortiert wurde, nach Turnu-Magurele zu geleiten.

Es war eine sternklare Nacht; der Mond spiegelte sich auf den ruhigen Wassern der Donau; die Schiffe ließen Silberfurchen auf ihnen zurück; in der Ferne, am Ufer, schien sich Nikopolis, das in einem Meere von Licht schwamm, wie ein stolzer Markstein aus vergangenen Zeiten zu erheben.

Dieser zauberhafte Anblick weckte in mir Bilder der eignen Vergangenheit: vor mir erstand meine Jugend, die ich an den Quellen des großen Stromes verlebt, und auch die Geschichte meines Hauses; vor allem aber erinnerte ich mich an das Schicksalsbuch unsers teuern Rumäniens, in das unsre Streiter ein unvergängliches Blatt geschrieben haben.

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens.

Mitgeteilt von

Hermann Oncken.

IV.

In den bisher mitgeteilten Briefen haben wir Bennigsen bis zum Herbst 1852 verfolgt, wo er nach Beendigung der ihm verhaßten Auricher Dienstzeit und nach einem kurzen Aufenthalt in Osnabrück als Obergerichtsassessor und Vertreter des Staatsanwaltes nach Hannover versetzt ward.

Aus den Jahren 1852 und 1853 ist das Briefmaterial nur sehr lückenhaft erhalten. Was uns davon vorliegt, behandelt zum Teil geschäftliche Familienangelegenheiten, die an dieser Stelle keinen Platz haben, wie zum Beispiel die

1853 erfolgende Allodifikation des Familiengutes Bennigsen. Dann aber tritt eine neue Beziehung in das Leben Rudolf v. Bennigsens ein und drängt auch in dem Familienbriefwechsel, den wir bisher allein verfolgt haben, alles andre zurück.

Eine Schwester der Mutter Rudolfs, Sylvie, geb. v. Joncquieres, war vermählt mit dem Gutsbesitzer Ferdinand v. Reden auf Hastenbeck bei Hameln; auf dem schönen Gute hatte schon der Knabe in den Schuljahren während der Ferien häufig und gern verweilt. Er stand zu der von ihm sehr verehrten Tante in einem besonders herzlichen Verhältnis, und so geschah es, daß er nach dem Tode des Herrn v. Reden am 30. März 1852, gemeinschaftlich mit Herrn O. v. Rudloff, trotz seiner jungen Jahre zum Vormund der hinterlassenen Kinder, eines Sohnes und mehrerer Töchter, bestellt wurde. In dieser Eigenschaft kam er, seitdem er bald darauf nach Hannover zurückversetzt war, häufig nach Hastenbeck hinüber. Und aus diesem Verkehr erwuchs ihm eine tiefe Liebe zu seiner Cousine Anna v. Reden; doch verschloß er seine Empfindung in seinem Innern, vielleicht um so eher, als er aus seinem Verhältnis als Vetter und Vormund heraus nur schwer den Uebergang zu einer andern Sprache mit dem jungen zurückhaltenden Mädchen finden zu können glaubte; ohne eigentliche Hoffnung auf eine baldige Erfüllung seiner Wünsche vertraute er um Weihnachten 1853 sie zunächst seiner Mutter im geheimen an.

Da starb im Januar 1854 plötzlich auch seine Tante Sylvie v. Reden. Es wurde beschlossen, daß die nun ganz elternlos gewordenen Kinder zunächst Hastenbeck verlassen und zu den Eltern Rudolfs nach Frankfurt übersiedeln sollten. Kurz vor dieser Abreise, am 19. April, wagte er dann das Geständnis und erhielt das ihn beglückende Jawort.

Mit dem andern Tage setzen die Briefe ein, die wir im folgenden vorlegen. Einige Bemerkungen mögen noch vorher verstattet sein. Im Grunde wird jeder mit einer gewissen Scheu an einen solchen Briefwechsel zwischen Bräutigam und Braut herantreten, der so ganz persönlich gehalten und für den einen Menschen allein bestimmt ist, und zaghaft vollends gibt die Hand des Herausgebers solcher Papiere die verschwiegenste Empfindung einer neugierigen Oeffentlichkeit preis. Ich verhehle nicht, dieses Gefühl um so lebhafter gehabt zu haben, als den beiden Naturen, die in den folgenden Briefen zueinander sprechen, ihrer niedersächsischen Art gemäß eine starke Zurückhaltung eignet, die auch dem geliebten Wesen gegenüber sich nicht völlig enthüllt: wie weit ist diese einfache, unverzierte Art des Ausdrucks von der bloßen Möglichkeit des Gedankens entfernt, es möchten andre oder viele einst diese Blätter lesen. Aber unsre Zeit ist nun einmal gewöhnt, ihren großen Persönlichkeiten auch in das Geheimste und Innerste blicken zu wollen: wer in dem öffentlichen Leben der Nation eine weithin sichtbare Stellung behauptet, räumt dieser Oeffentlichkeit einen weitgehenden Anspruch auf sich selber ein. Niemand freilich hätte bei seinen Lebzeiten weniger Neigung gehabt, einen solchen Anspruch auf sich selbst zuzugestehen, als die an sich haltende Persönlichkeit Bennigsens: erst nach seinem und seiner Gattin Hingange

wird das Bedürfnis nicht bloß des Biographen, sondern auch weiterer Kreise, ihn ganz kennen zu lernen, zu seinem Rechte kommen. Auch liest man solche Briefe wie die folgenden eigentlich nicht, um die intimeren Herzenstöne selbst zu belauschen, alles das immer und ewig Gleiche, das nur in immer neuen Worten nach Ausdruck sucht, sondern eher die besondere Art, wie dieser Ausdruck gerade von diesem Manne gefunden wird. Denn hier glaubt man am tiefsten in das Wesen einer Persönlichkeit hineinschauen und ihre feinsten und geheimsten Züge festhalten zu können.

Vielleicht bieten auch unter diesem Gesichtspunkt diese Briefe nicht so viel, wie mancher erwartet. Es wird kein großer Aufwand an Worten und Gefühlen getrieben; ganz und gar fehlt die Sucht, die sich bei manchem in ähnlicher Lage so häufig einstellt: Geist, Empfindung, Temperament, kurzum die ganze Persönlichkeit vor dem oder der andern leuchten zu lassen; es fehlt auch das rückhaltslose Aufschließen des eignen Wesens, wie es zwischen zweien, die einander bisher fremd waren und durch plötzlichen Entschluß einander ganz nahe getreten sind, fast natürlich scheint. Aber gerade daß hier das alles zurücktritt, und in dem besonderen Verhältnis, das bisher zwischen ihnen bestand, zurücktreten mußte, ist das Charakteristische, daneben auch in der Eigenart beider Naturen begründet: so ergibt sich von selbst der besondere Ton, eine ungesuchte Einfachheit und Zartheit herzlichen Empfindens.

Die Briefe selber, auch die der Eltern Rudolfs, lasse ich ohne weitere Bemerkung folgen.

*

Hannover, 20. April 54.

„Von Otto Rudloff[1]) habe ich heute die Einwilligung und die herzlichsten Glückwünsche zu unsrer Verlobung erhalten, meine teure Anna. Ich mag diesen ersten Tag nicht vorübergehen lassen, ohne Dir einmal recht zu sagen, wie glücklich ich mich fühle, nachdem ich es endlich gewagt habe, Dir meine langgehegte Neigung zu gestehen. In meiner gestrigen Verwirrung und Aufregung habe ich noch gar keine Worte finden können, Dir mein Herz auszuschütten. Es liegt auch nicht in meiner Natur, viel Worte zu machen über meine Gefühle. Du darfst aber nicht glauben, mein teures Mädchen, daß meine freudige Bewegung und Rührung über ein Glück, welches ich kaum zu hoffen gewagt hatte, weniger lebhaft gewesen ist. — Auch Rudloff hatte unsre Verlobung schon länger erwartet. Alle Menschen scheinen sie so natürlich zu finden. Ich kann aber hier nichts Natürliches finden, als daß ich Dich geliebt habe, meine sanfte, liebliche Anna. Ich will auch gern genügsam und zufrieden sein, wenn Du jetzt nur einige freundliche Gefühle für mich hast. Mit der Zeit, wenn Du siehst, wie warm und innig ich Dich liebe, gelingt es mir vielleicht, einen größeren Platz in Deinem Herzen zu erobern.

Rudloff glaubte, daß unsre Verbindung auch der Wunsch Deiner seligen

---

1) Der Mitvormund der Redenschen Kinder.

Mutter gewesen sei. Es würde mir eine große Freude sein, wenn ich darüber irgendeine bestimmtere Vermutung erlangen könnte. Ich habe wenig Menschen so lieb gehabt und so verehrt wie Deine Mutter. Wenn sich früher meine Gedanken mit Dir beschäftigten und sich ein Leben an Deiner Seite auszumalen wagten, so war mir immer der Anteil, den Deine liebe Mutter an unserm Glücke nehmen würde, ein Teil meines Glückes selbst. Der Himmel hat es anders beschlossen, meine arme Anna. Einigen Trost würde ich aber in dem Gedanken finden, daß Deine Mutter aus besseren Räumen segnend auf uns herniedersähe. Meine Liebe wird sich stets eifrig bemühen, Dir einen Teil desjenigen zu ersetzen, was Du durch den schmerzlichen Tod Deiner Mutter verloren hast. Gerade jetzt wirst Du freilich ein Mutterherz wieder recht schmerzlich entbehren. Ich hoffe aber, daß Du Dich bald recht warm und herzlich an meine Mutter anschließen wirst. Sie wird Dich als ihre Nichte und die Braut ihres Sohnes mit offenen Armen aufnehmen und Dich bald sehr lieb gewinnen, wie es jeder muß, der Dich näher kennen lernt. Meiner Mutter, die so vielen Aerger und Kummer in den letzten Jahren gehabt hat, würde das herzliche Vertrauen ihrer neuen Tochter gewiß auch sehr wohltuend sein.

Ferdinand Rudloff habe ich heute nachmittag unsre Verlobung unter dem Siegel des Geheimnisses auch schon anvertrauet. Einen mußte ich doch haben, mein sanftes Herz, mit dem ich über meine Herzensfreudigkeit sprechen konnte. Er nimmt, wie ich sicher weiß, warmen Anteil an mir und meinem Glücke. Tante Julchen werde ich unsre Verlobung auch noch mitteilen. Weiter soll sie hier in Hannover niemand erfahren.

Gute Nacht, meine Herzens-Anna. Antwortest Du mir auch bald? Ich möchte sonst glauben, daß alles nur ein schöner Traum gewesen ist, der rasch vergehet, wie er gekommen ist. Leb wohl noch einmal und sei von Herzen umarmt, meine holde Anna.

Rudolf."

*

Hastenbeck, den 22. April 1854.

„Heute mittag erhielt ich Deinen Brief, lieber Rudolf, und mein Herz treibt mich, Dir gleich zu antworten, um Dir zu sagen, wie glücklich ich bin. Ich war neulich so überrascht und erschüttert, daß ich mich erst gar nicht recht fassen konnte und mich daher, wie ich glaube, sehr wunderlich benahm. In diesen Tagen, wo ich mir alles, was Du mir neulich sagtest, wieder ins Gedächtnis zurückrief, wurde es mir erst recht klar, wie glücklich ich durch Dich bin, und ich fühle, daß ich Dich immer mehr achten und lieben werde. — Möge Gott mir beistehen, daß ich Dich so glücklich mache, wie ich es von ganzem Herzen wünsche, mein lieber Rudolf. — Wie wohltuend ist mir alles, was Du über meine liebe Mama sagst. Ich dachte diese Tage so besonders viel an sie und empfand wieder von neuem recht schmerzlich, wieviel ich an ihr verloren habe. Ach, hätte sie mein Glück doch miterleben können, wie würde sie sich gefreut haben! Sie stellte Dich sehr hoch, lieber Rudolf, das weiß ich aus ihren Aeußerungen; Therese sagte mir noch

heute, daß sie gegen sie es mehreremal ausgesprochen habe, welche Stütze und welcher Trost Du ihr in den letzten Jahren gewesen seiest. —

Gestern schrieb ich Deinen lieben Eltern. Mit viel weniger schmerzlichen Gefühlen gehe ich jetzt nach Frankfurt, denn die Aussicht, dort Deine lieben Angehörigen, die mir nun um so teurer werden, näher kennen zu lernen, erhebt und tröstet mich bei dem Gedanken, daß ich nun bald von hier scheiden muß. Auch den andern ist der Abschied von dem lieben Hastenbeck sehr erleichtert durch den innigen Anteil, den sie an unsrer Verlobung nehmen . . .

Ferdinand [1]) reist morgen früh von hier ab. Tante Minna, Therese [2]) und die Geschwister grüßen Dich herzlich.

Lebe wohl, mein bester Rudolf. Von ganzem Herzen

Deine Anna.

Eben erhielt ich einige sehr freundliche Worte von Rudloff."

*

Hannover, 24. April 1854.

„Du darfst mir nicht zürnen, meine teure Anna, daß ich Deinen lieben Brief vom Sonnabend erst heute beantworte. Vor heute morgen ist Dein Brief hier aber nicht angekommen. Es haben deshalb auch die Aufträge, die mir Tante Minna Ferdinands wegen gegeben hat, nicht ausgeführt werden können, da Ferdinand bereits heute morgen früh abgereist war. Der Poststempel in Hameln war übrigens erst vom 23. Wenn daher die Pageln, wie ich glaube, eine Dummheit gemacht hat, so bitte ich, eine exemplarische Strafe für sie auszusinnen. — Als Ferdinand gestern nachmittag ankam und keinen Brief für mich mitbrachte, war ich ganz niedergeschlagen. Wie im Taumel waren mir die glücklichen Stunden am Mittwoch dahingegangen. Noch betäubt und verwirrt von einem seligen Gefühle, welches ich nicht völlig zu begreifen vermochte, reiste ich ab. Als ich hier nach einigen Tagen ruhiger zu werden begann, wuchsen mit der Ruhe die Zweifel und die Bangigkeit, ob ich meiner Freude auch recht vertrauen könnte. Es schien mir zuweilen, als ob meine Erklärung Dich mehr überrascht und erschreckt als erfreuet habe, meine teure Anna. Mit Sehnsucht wartete ich daher auf das erste Liebeszeichen von Dir. Recht im Herzen froh bin ich nun aber auch durch Deine Worte geworden, da ich glaube, aus ihnen lesen zu können, daß meine Liebe auch Dich beglückt, meine Herzens-Anna. Gibt es wohl eine größere Freude auf Erden, als die glücklich zu machen, welche man liebt? Sieh, mein teures Mädchen, es ist schon sehr lange, daß ich Dich in meinem Herzen getragen, und auch schon lange, daß ich die feste und ruhige Ueberzeugung gewonnen hatte, an Deiner Seite ein dauerndes Lebensglück zu finden. Du warst aber immer so fremd und zurückhaltend mit mir, daß nur in

---

[1]) Der Bruder Annas, Ferdinand v. Reden, später Besitzer von Hastenbeck, Reichstagsabgeordneter für Hameln 1879/83 und Mitglied der nationalliberalen Partei.

[2]) Fräulein Therese Dohrmann, in den nächsten Briefen mehrfach erwähnt, die langjährige Erzieherin der Redenschen Kinder.

seltenen Augenblicken in Deinem sanften freundlichen Auge mir die Hoffnung entgegenschimmerte, auch Du könntest Dein Herz mir zuneigen. Wenn nicht der Abschied so nahe bevorstand, hätte ich doch vielleicht noch nicht den Mut gefunden, Dir meine Liebe zu gestehen. Wahre Liebe macht ja schüchtern. Meine Liebe zu Dir, teuerste Anna, war es aber auch wieder, die mich eine Erklärung wagen ließ. Wenn ich mir die entfernte Möglichkeit dachte, daß auch Du mich ein wenig lieb hättest, so mußte ich mir ja zugleich sagen, daß Du Dich grämen würdest, wenn ich Dich von der Heimat fortziehen ließ, ohne Dir ein Wort der Liebe zu sagen. Wie sollte ich Dir aber noch Schmerz bereiten, die Du so viele Schmerzen erlitten hattest! Meine geliebte Anna, es hat mir oft das Herz abgedrückt in diesen letzten Monaten, Deinen Kummer zu sehen über den Tod Deiner herrlichen, unvergeßlichen Mutter, die auch Dich so besonders lieb hatte, die Du ihr Ebenbild bist in Deinem ganzen Wesen und Charakter, wie mir auch die Dohrmann schon vor zwei Jahren sagte, als ich mein stilles und zurückhaltendes Mündel noch nicht kannte. Ich habe mich oft gewaltsam zurückhalten müssen in diesen letzten Monaten, um Dir nicht um den Hals zu fallen und Dir zu sagen, daß, wenn Du auch Dein Mutterherz verloren hast, Du doch ein andres Herz gefunden habest, welches keinen sehnlicheren Wunsch hat, als Dich mit der Zeit wieder heiter und glücklich zu sehen und zu machen. —

Der Zufall ist mir in dieser Woche sehr günstig. Am Freitag bin ich in der Schäferschen Untersuchung nach Hameln als Zeuge geladen und kann daher schon am Donnerstag um 4 Uhr von hier abreisen. Ueberdies, ohne daß die Menschen, denen wir auch hier, wie mich Tante Julchen versichert, Kopfbrechens genug gemacht haben, zu Glossen Gelegenheit haben. Einen Tag länger mit Dir zu sein vor Deiner Abreise, ist mir auch eine große Freude, mein sanftes Herz. Meines Glückes hoffe ich in diesen Tagen noch recht froh und gewiß zu sein.

Wenn Du wüßtest, meine geliebte Anna, wie glücklich Dein erster Brief mich gemacht, so bekäme ich vielleicht auch auf diese Worte noch eine Antwort.

Von ganzem Herzen umarmt Dich

Dein Rudolf."

*

Frankfurt a. M., 24. April 1854.

„Mein lieber Rudolf!

Meinen besten Wunsch zu dem glücklichen Ereignis, welches Dir eine neue Welt aufschließen wird! Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr mich Dein gestern und Deiner lieben Anna heute eingetroffene Briefe erfreut und gerührt haben. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Du glücklich gewählt hast, daß Ihr beide füreinander geschaffen seid. Annas Worte sind so einfach und klar und voll so tiefen Gefühls, daß ich sie — wenngleich mir nur das Bild eines kleinen Kindes vorschwebt — recht lieb gewonnen habe.

Recht sehr hat mich auch Tante Minnas Brief erfreut, aus welchem hervorgeht, daß Deine Verlobung in Hastenbeck von allen so freudig aufgenommen wurde

und daß sie aus derselben Trost für ihren betrübten Abschied von Hastenbeck schöpfen. Minna scheint wie neu belebt zu sein.

Anna, und ich hoffe auch ihren beiden Schwestern, wird nun hoffentlich die Ankunft bei uns erleichtert sein. Unsre Sehnsucht nach den lieben Kindern ist nun natürlich noch mehr gesteigert. Wäre nur zu hoffen, daß sie sich nicht zu fremd bei uns fühlten. An unserm liebevollen Empfange soll es gewiß nicht fehlen.

Gott möge Dich und Deine liebe Anna segnen.

Dein treuer Vater."

*

Frankfurt, den 24. April 1854.

„Mein lieber Rudolf!

Deine Wünsche sind ja nun so schön erfüllt, und mit wahren freudigen Gefühlen las ich Deine Worte und heute der lieben Anna Brief.

Oft dachte ich in dieser Zeit daran, ob Du wohl noch vor der Abreise Dich erklären würdest oder warten bis zu Deiner Hierherkunft, und bin nun so froh und dankbar, daß Du Dir Deiner Anna Liebe erworben hast und ich für Dein Lebensglück so freudige Hoffnungen hegen darf, mein herzenslieber Rudolf. Anna ihr Brief hat mich so recht davon überzeugt, wie sie in der Vereinigung mit Dir ihr Glück zu finden überzeugt ist, und wie lieb und teuer Du der geliebten Verstorbenen immer gewesen bist, erwähnte sie auch noch. Deine Schwestern M. und J. waren erst sehr überrascht und senden Dir herzliche Glückwünsche. Luise [1]) ließ ich mir gestern einladen, da kam sie aber nicht, und so werde ich ihr erst heute Deine Verlobung mitteilen und sie bitten, noch nichts an Louis zu sagen, da ja Klara und Adelheid ihre Männer es auch noch nicht erfahren, und wir finden, daß, wenn ein Geheimnis bewahrt werden soll, es so wenigen wie möglich mitgeteilt werden muß. Dagegen möchte ich Euch bitten, mir zu erlauben, an Karl darüber zu schreiben, da dieser als Dein Bruder es doch gleich zu erfahren berechtigt ist und gewiß verschwiegen sein wird.

Deine Gerichtsferien fallen ja wohl mit Karl seiner Abreise aus Göttingen zusammen, und dann, hoffe ich, haben wir hier bei uns ein frohes Familienleben, woran auch Ferdinand wird teilnehmen können. Diese Zeit wird Dir nun wohl recht lang werden, bester Rudolf, denn nachdem Du jetzt so viel in Hastenbeck warst, wird Dir die Entbehrung, Anna so lange nicht zu sehen, recht schwer werden, und hier bei uns wird die Sehnsucht nach Dir auch oft recht groß werden.

Ich erkenne es als eine liebe wehmütige Aufgabe für mich, in dieser Zeit nun Anna bei uns noch haben zu können, und mein Bestreben, ihr mit mütterlicher Liebe entgegenzukommen, ist ein treu gemeintes.

Lebe wohl, mein lieber Rudolf, und genieße die Tage Deines Glückes mit frohem Herzen.

Deine treue Mutter."

*

---

[1]) Die älteste Schwester Rudolfs, vermählt mit dem großherzoglich hessischen Kammerherrn und Rittergutsbesitzer Louis v. Leonhardi auf Groß-Karben bei Frankfurt.

Hannover, 4. Mai 1854.

„Du hast mir eine ganz unverhoffte Freude gemacht, meine teuerste Anna, durch die herzlichen Worte, welche mir die Dohrmann überbrachte. Daß Du in den Stunden der Abreise noch Zeit finden würdest, an mich zu denken und zu schreiben, habe ich gar nicht erwarten können. — Am Montag abend war ich einige Stunden bei der Dohrmann, wo natürlich von nichts anderm die Rede war, als von Hastenbeck und namentlich von Dir. Die Dohrmann kennt Dich freilich wohl noch besser als ich, meine Herzens-Anna. Doch sagte sie mir im Grunde nichts, was ich nicht auch schon wüßte, mit alle dem Lieben und Guten, was sie von Dir erzählte. Man wird aber nie müde, von der sprechen zu hören, die man liebt. Und wenn die Dohrmann davon sagt, wie sehr Dein Herz und Dein Charakter geschaffen sind, mich glücklich zu machen, so tut das freilich der Gewißheit nichts hinzu, die ich selbst schon habe; es ist aber immer sehr wohltuend für mich zu sehen, wie auch die andern Menschen Deinen Wert und Deine Liebenswürdigkeit erkennen, mein teures Mädchen. Die Dohrmann war sehr niedergeschlagen über den Abschied von Euch und von Hastenbeck. Ich habe sie sehr gebeten, uns, wenn wir erst verheiratet sind, einmal zu besuchen, und habe ihr auch versprochen, daß ich mit Dir sie in Hamburg aufsuchen würde.

Gestern abend waren meine Gedanken besonders viel bei Dir und in Frankfurt. Eure Aufnahme wird gewiß mehr als herzlich gewesen sein. Meine Eltern werden gewiß alles, was in ihren Kräften liegt, tun, durch ihre Liebe und Sorgfalt Dich und Deine Schwestern einigen Trost finden zu lassen für den schmerzlichen Verlust, den Ihr erlitten habt. Auch ich habe ja den Tod Deiner herrlichen Mutter, die ich so sehr lieb gehabt habe, tief empfunden. Jetzt, wo wir beide verbunden sind für das Leben, finde ich darin fast eine wehmütige Freude. Es ist mir, als ob es unsre Herzen einander noch näher bringen müßte, wenn wir nicht bloß in unsrer Freude, sondern auch in unsrer Trauer uns vereint sehen. —

Viel leichter muß Euch doch der Aufenthalt bei den Meinigen jetzt sein, seitdem durch unsre Verlobung das Band, welches Euch mit ihnen verbindet, so viel fester gezogen ist. Jetzt wirst Du, abscheuliches Mädchen, hoffentlich in keinem Augenblick das Gefühl haben, daß Du ‚meinen Eltern zur Last‘ bist. Wenn Du meine Eltern recht gekannt hättest, würdest Du so etwas freilich auch damals, wo wir noch nicht verlobt waren, nicht gesagt haben.

Seit vorgestern ist mein Onkel Rudolf hier. Unsre Verlobung habe ich ihm mitgeteilt, ihn aber ersucht, niemandem als seiner Frau weiter davon zu sagen. Sehr viel Herzliches hat er mir für Dich aufgetragen. Wahrscheinlich wird er im Sommer nach Wiesbaden ins Bad gehen und dann natürlich auch Frankfurt besuchen. — — — — —

Da ich Dich nun auf so lange hin nicht sehen und umarmen kann, mein sanftes Herz, ist es immer eine neue Freude für mich, Deine Briefe zu lesen und die Locke zu küssen, die Du mir schenktest. Wenn Du mich wirklich lieb hast, so schickst Du mir auch bald Dein Bild. Laß es aber nur recht gut machen,

daß es wenigstens einige Vorstellung von Deinem lieben hellen Gesichte gibt. (Die Dohrmann meinte, beiläufig gesagt, daß Du mit den Jahren noch viel hübscher werden würdest, was wohl ganz überflüssig sein dürfte). Meine Gedanken sind so wenig bei meinen hiesigen Geschäften, und so viel bei Dir, daß ich mich nur freue, wenn meine gewöhnlichen Geschäfte wenig Kopfbrechen kosten. Bis zum 12. Juni, wo das Schwurgericht beginnt, werde ich hoffentlich! schon etwas vernünftiger wieder sein; wenigstens wäre das im Interesse der Rechtspflege zu wünschen. — Leb recht wohl, mein teures Herz. Der Himmel behüte Dich und Deine Schwestern in meiner Eltern Hause. Behalte mich lieb und denke auch du bisweilen an mich. Rudolf."

(Fortsetzung folgt.)

Entgegnung auf den Brief des russischen Staatsmannes.

Von

Baron Suyematsu. [1])

Hochgeehrter Herr!

Der von Ihnen als Nachtrag zur Septembernummer Ihrer geschätzten Monatsschrift veröffentlichte „Brief eines russischen Staatsmannes" ist mir kürzlich zuhänden gekommen, und ich habe ihn mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Wenn jedoch der Verfasser glaubt, durch seinen Brief unter der japanischen Bevölkerung eine Friedensströmung hervorrufen oder befördern zu können, so irrt er sich. Prinzipiell natürlich gibt es wohl niemand, weder in Japan noch irgendwo anders, der nicht den Frieden wünschte. Die Frage ist nur, ob die Möglichkeit vorhanden ist, daß der jetzt zwischen Rußland und Japan geführte Krieg bald beendet werden kann. In dieser Hinsicht, hochgeehrter Herr, muß ich die feste Ueberzeugung aussprechen, daß keine Aussicht auf Frieden vorhanden ist, solange die Russen, zumal diejenigen Russen, die den Anspruch erheben können, „hervorragende Staatsmänner" zu sein, an deren „Friedensliebe" nicht zu zweifeln ist, sich in einer solchen Gemütsverfassung befinden, wie sie aus diesem Briefe spricht.

Ich bin der Ansicht, daß ein Brief dieser Art nicht nur meine Landsleute in der gewünschten Richtung nicht beeinflussen, sondern ihre Empfindlichkeit noch

[1]) Anmerkung der Redaktion. Ein näheres Eingehen auf vorstehenden Brief des japanischen Politikers behalten wir uns für eins der nächsten Hefte vor.

reizen wird. Der Verfasser des Briefes sagt: „Die ganze Welt weiß, daß Japan, nicht Rußland, den jetzigen Krieg vom Zaune gerissen hat.“ Und mit Bezugnahme auf die erste Seeschlacht bei Port Arthur behauptet er, Japan habe sich einen „frevelhaften Friedensbruch zuschulden kommen lassen“; er bezeichnet diese Schlacht als einen „räuberischen und nächtlichen Ueberfall“; ja, er geht sogar so weit, Japan als „dieses rauflustige und kriegerische .... Volk“ zu brandmarken. Wo aber ist auch nur der geringste Beweis für alle diese Anschuldigungen? Und auf diese unbewiesenen Behauptungen hin fordert nun der Verfasser des Briefes, Japan müsse erst „um Frieden“ zur Beendigung des Krieges „bitten“, und Rußlands Sache sei es, „die Friedensbedingungen vorzuschreiben“. Und dafür stützt er sich auf die Analogie des deutsch-französischen Krieges von 1870, wo ebenfalls Frankreich die Initiative zur Beendigung der Feindseligkeiten ergriff, nachdem es zuvor den Krieg begonnen hatte. Diese Beweisführung scheint mir indes äußerst absurd, denn bekanntlich bat Frankreich um Frieden nicht weil es den Krieg begonnen hatte, sondern weil es das Unglück hatte, im Kampfe den kürzeren zu ziehen.

Daß in Wirklichkeit nicht Japan, sondern Rußland diesen Krieg provoziert hat, kann dem Sachkundigen nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Rußland wußte recht wohl, daß es zum Ausbruch des Krieges kommen werde. Bereits seit April 1903, zu einer Zeit, wo es eigentlich seinen feierlichen Zusagen gemäß die Räumung der Mandschurei hätte vollenden sollen, betrieb es seine Rüstungen im fernen Osten. Seine daselbst befindliche Kriegsflotte wurde bedeutend verstärkt, und ein Bataillon nach dem andern traf in der Mandschurei ein, bis sich zuletzt die dortige russische Streitmacht auf 40000 Mann belief. Am 21. Januar 1904 wurden zwei Bataillone Infanterie und eine Abteilung Reiterei von Port Arthur und Dalny abgesandt, um die Nordgrenze von Korea zu bedrohen. Am 28. Januar gab Admiral Alexejeff den in der Nähe des Jaluflusses befindlichen Truppen den Befehl, sich kriegsbereit zu halten. Zu gleicher Zeit wurden große Truppenmassen von Liaujang nach dem Jalu vorgeschickt. Und am 1. Februar ersuchte der militärische Kommandant von Wladiwostok den dortigen japanischen Konsul auf Befehl der russischen Regierung, Japan mitzuteilen, daß der Belagerungszustand jeden Augenblick erklärt werden könne — alles dies Veranstaltungen, die klar genug beweisen, daß Rußland den Ausbruch des Krieges erwartete.

Dazu kommt, daß Japan während der dem Ausbruch des Krieges vorangehenden langen diplomatischen Verhandlungen die russische Regierung wiederholt an den Ernst der Sachlage mahnte. In der dem russischen Minister des Auswärtigen am 5. Februar überreichten Note aber, in der sich Japan endlich gezwungen sah, die Verhandlungen abzubrechen, erklärte die japanische Regierung ausdrücklich, daß sie sich „das Recht vorbehalte, solche unabhängige Maßnahmen zu ergreifen, wie sie ihr zur Festigung und Verteidigung ihrer bedrohten Stellung am besten scheinen“. Was aber war das anders als eine Kriegserklärung? Zudem benachrichtigte der japanische Gesandte an demselben Tage

den russischen Minister, daß er auf Geheiß seiner Regierung St. Petersburg verlassen werde.

Nein, der Angriff auf die russische Flotte vor Port Arthur war kein „Ueberfall“, kein unerwarteter Angriff im Sinne des internationalen Rechts, wie die Gegner Japans behaupteten, ehe sie Gelegenheit hatten, sich auf Grund des dokumentarisch belegten Beweismaterials eines besseren zu belehren. Höchstens kann man diesen Angriff als einen „taktischen Ueberfall“, eine Ueberrumpelung bezeichnen, obwohl er in Wirklichkeit selbst dies nicht war. Sie werden, hochgeehrter Herr, ohne Zweifel von alledem bereits Kenntnis genommen haben, denn ich halte mich versichert, daß Ihnen die seitdem veröffentlichten diplomatischen Dokumente über die dem Ausbruch des Krieges vorangehenden Unterhandlungen zwischen Rußland und Japan, nebst vielen andern glaubwürdigen Beweisstücken, bekannt sind. Ich selbst habe übrigens in der Augustnummer des in London erscheinenden „Nineteenth Century and after“ einen Artikel veröffentlicht, in dem ich meine Behauptung auf Grund von unanfechtbaren Belegen bewiesen habe. Ich fordere jeden Russen sowie jeden Staatsangehörigen irgendeines andern Landes heraus, meine Behauptung als irrig zu erweisen, sollte er im Besitz eines besseren Beweismaterials sein.

Man erlaube mir, weiterzugehen. Um die relativen Stellungen Rußlands und Japans einer unparteiischen Beurteilung zu unterziehen, ist es nötig, die Geschichte weiter zurück zu verfolgen. Man muß wissen, wie oft Rußland Japan durch seine aggressiven, ja mutwilligen Anschläge bedroht hat; muß wissen, mit welchem Mangel an Aufrichtigkeit es zumal während der letzten zehn Jahre verfuhr, und wie es seine nicht nur Japan, sondern der ganzen Welt gegebenen feierlichen Zusagen brach; muß wissen, wie es endlich Japan zur Verzweiflung trieb und es zwang, seine ganze Existenz als Nation aufs Spiel zu setzen. Japan wollte den Frieden, aber Rußland machte ihn unmöglich. Alles dieses habe ich eingehend und unter Bezugnahme auf das unanfechtbare dokumentarische Beweismaterial dargestellt in meinem in der Julinummer der „Imperial and Asiatic Review“ (herausgegeben von dem „Oriental Institute“, Woking, England) veröffentlichten umfangreichen Artikel: „Rußland und Japan“, sowie in einem andern (zweiteiligen) Artikel: „Wie Rußland den Krieg hervorrief“, veröffentlicht in der September- und Oktobernummer des „Nineteenth Century and after“. Mein einziger Wunsch ist, Sie zu veranlassen, einen Blick in diese Artikel zu werfen, falls dies noch nicht geschehen ist. Wir haben kein Verlangen, Japan über Gebühr hinaus zu erheben. Wir bitten nur um ein gerechtes, unparteiisches Urteil. Und wir nehmen jede Berichtigung gern an, vorausgesetzt, daß sie sich auf unanfechtbare Gegenbeweise stützt.

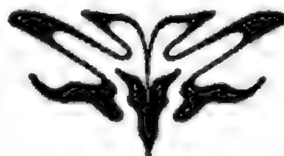
Was die sogenannte „gelbe Gefahr“ und die panasiatischen Gelüste, die man Japan vorwirft, betrifft, so kann ich nur sagen, Japan weiß von keinen derartigen Gelüsten, und die Furcht vor der „gelben Gefahr“ ist, wie ich schon oft gesagt habe, nichts als ein wesenloses Traumgespenst. Mangel an Raum verbietet mir, hier darauf näher einzugehen, aber ich muß alles dies als eine über-

aus boshafte Anschuldigung bezeichnen. Auch wenn Japan selbst einen derartigen Traum hegte, so kann von einer Verwirklichung „panasiatischer“ Hoffnungen nicht die Rede sein, noch auch ist es wahrscheinlich, daß den Mächten des Westens aus Japans Aufschwung eine Gefahr erwüchse. Die Andeutung Ihres Briefschreibers, daß der englische und amerikanische Handel durch Japans Sieg bedroht werden, und daß man deshalb Japan eine schwere Niederlage bereiten müsse, ist eine überaus absurde Behauptung. Zunächst würde Japans Sieg für die Handelsinteressen dieser Länder nie und nimmer nachteilig sein; im Gegenteil, sie würden sich eines gesicherteren Schutzes erfreuen. Aber selbst angenommen, ein Sieg Japans bedeutete ihre Schädigung, so wäre es nicht Rußlands, sondern Englands und Amerikas Sache, für ihre Interessen einzutreten. Anstatt dessen gehören gerade diese Länder zu Japans besten Freunden. Lassen Sie mich die Frage von einem andern Gesichtspunkt aus beleuchten. Angenommen, Japan geht aus dem gegenwärtigen Kriege erfolgreich hervor, und die japanische Industrie zeigt einen Aufschwung, so würde dies nur dazu beitragen, den Handelsverkehr zwischen dem Osten und Westen noch mehr anzuspornen. Zahlreiche Beweise sprechen dafür, obwohl ich es mir an diesem Orte versagen muß, dabei zu verweilen. Aber auch angenommen, der Aufschwung der japanischen Industrie erwiese sich als mehr oder weniger nachteilig für den Handel des Westens, ist es gerecht und human, so frage ich, ist es gerecht und human, den Grundsatz aufzustellen, daß Japan vernichtet, zermalmt werden muß, nur weil sich möglicherweise seine Industrie heben könnte?! Das wäre gerade so, wie wenn ein reicher Mann zu der Ueberzeugung käme, daß sein armer Nachbar aus der Welt geschafft werden müsse, aus keinem andern Grunde, als weil dieser möglicherweise in kommenden Tagen auf einen grünen Zweig kommen könnte. Wenn nun der Reiche, während er sich heimlich mit diesen Gedanken trägt, den armen Nachbar einladet, sein guter Freund zu werden, so dürfte diese Einladung dem die Absichten des Reichen durchschauenden armen Nachbar nicht gerade sehr verführerisch erscheinen. Jedenfalls glaube ich nicht, daß sie mit allzu großer Freude aufgenommen werden würde.

Ich bin, hochgeehrter Herr,

Ihr ganz ergebener

Bournemouth, den 11. Oktober 1904. K. Suyematsu.



Der Donnerschlag von Sadowa.

Auf Grund bisher ungedruckten Materials.

Von

Germain Bapst (Paris).

II.

Der Hof schlug zu Ende des Herbstes seinen Sitz in Compiègne auf, und Reihen von Gästen folgten einander ohne Unterbrechung. Niemand schien sich um Politik zu kümmern, und man dachte an nichts andres, als sich zu unterhalten; wenn unter den Gästen des kaiserlichen Paares sich einige Militärs befanden, die sich über die Herabsetzung des Effektivbestandes und Ersparungen am Kriegsmaterial beklagten, so nannte man sie alte Gamaschenknöpfe und Brummbären und sprach von etwas anderm. Während des Tages ging man auf die Jagd, man machte Ausflüge zum Lager Cäsars oder zum Schloß Pierrefonds, und am Abend, nach dem Diner, machte man kleine Spiele oder stellte Scharaden dar, und einmal wöchentlich wurde von den Künstlern der ersten Pariser Bühnen ein Theaterstück aufgeführt. Manchmal, wenn der Regen das Ausgehen während des Tages verhinderte, machte man sich auf die Suche nach Zerstreuungen. So kam Mérimée eines Tages auf die Idee, die Hauptpersonen des Hofes ein Diktat schreiben zu lassen; die Sage behauptet, daß der Kaiser 24 Fehler gemacht habe, eine Zahl, die nicht allzu hoch erscheint, da ein Akademiker angeblich noch mehr gemacht hat, während derjenige, der die Arbeit am besten gemacht hatte, ein Ausländer gewesen sein soll: Fürst Metternich.

Zwei Theatervorstellungen machten in diesem Jahr viel Aufsehen. Erstens die der „Commentaires de César", einer speziell für den Hof verfaßten Revue-Operette des Marquis de Massa, in der die schönsten Damen der kaiserlichen Umgebung in herrlichen Kostümen auftraten; dann die der „Famille Benoiton" von Sardou, die damals einen so großen Erfolg in Paris hatte. Das erste dieser Stücke wurde über alles Erwarten des Autors und der Darsteller günstig, das Sardous hingegen kühl aufgenommen.

Die „Famille Benoiton" war eine beißende Satire auf die Sitten des Tages, besonders auf den übertriebenen Luxus und Toilettenprunk. Auch wurden darin verschiedene Torheiten, die damals gerade Mode waren, verspottet, wie die Gewohnheit der Frauen, mit einem riesigen Stock in der Hand spazieren zu gehen. Diese Kritiken mißfielen, und die Kaiserin glaubte darin Anspielungen auf ihre eigne Person zu erblicken; daher die eisige Haltung der Zuhörerschaft, zu der außer den offiziellen Persönlichkeiten Herr v. Lesseps, der Maler Gustave Moreau und der Astronom Le Verrier gehörten.

Zu Anfang Dezember kamen Prinz Leopold von Hohenzollern und seine Gemahlin. Von allen Gästen dieses Jahres fanden sie am meisten Beachtung

und wurden besonders vom Kaiser und der Kaiserin, die sie als nahe Verwandte behandelten, da der Prinz der Großneffe Murats und der Adoptivenkel Napoleons I. war, mit Aufmerksamkeiten überhäuft.

„Die Prinzessin, eine Schwester des Königs von Portugal, eroberte sofort den ganzen Hof," sagte der Marschall Canrobert. „Wenn sie mit ihrem aufrecht getragenen, auf einem langen Halse sitzenden Kopf und mit ihrer feinen, geschmeidigen und schlanken Figur daherkam, glaubte man, die Erscheinung der Jagdgöttin zu erblicken. Sie hatte wundervolle blonde Haare, rote, liebenswürdig lächelnde Lippen und einen warmen, blendend weißen Teint, der durch zwei schöne schwarze, anmutvolle Augen noch gehoben wurde."

Nach der Rückkehr des Hofes nach Paris blieben der Prinz und die Prinzessin von Hohenzollern noch in den Tuilerien die Gäste der kaiserlichen Familie während der Neujahrsfestlichkeiten und am Anfang des Jahres 1866 bis zum 19. Februar.

Obwohl der Marschall Canrobert die Aufenthalte in Compiègne nicht liebte, weil er fand, daß das Benehmen der Hofgesellschaft dort zu frei wurde, so folgte er doch den Einladungen des Kaisers und kam mehrere Male mit seiner Gemahlin dorthin, die zum erstenmal bei Hof erschien. Sie besaß noch nicht die Sicherheit, die sie sich später erwarb, und sie hatte vielleicht nicht den Erfolg, den ihre Schönheit, ihr tadelloses Benehmen, ihre gediegene Bildung und ihre vielseitige Konversationsgabe ihr hätten verschaffen müssen.

An einem der Abende, an denen der Marschall im Palais dinierte, sprach er mit dem Kaiser über die Herabsetzung des Effektivbestandes. Er hatte die denkbar größte Not, kleine Manöver der Garnison von Paris im Gehölz von Vincennes zu veranstalten: wenn für den inneren Dienst gesorgt war, so blieben nur noch 25 Mann pro Kompagnie, also 200 Mann pro Bataillon übrig. Der Kaiser hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen, und antwortete ihm, daß die Kammer vor allem die Ausgaben und die Ziffer des Jahreskontingentes vermindern wolle.

Der solcherart abgewiesene Marschall berichtete Mérimée über die Unterredung, die er mit dem Kaiser gehabt hatte. Vielleicht daß der Akademiker, wenn er mit der Kaiserin sprach, mehr Erfolg haben würde.

Der Hof kehrte Ende Dezember nach Paris zurück, und die Neujahrsfestlichkeiten verliefen wie gewöhnlich.

Die „Famille Benoiton" hatte noch immer den gleichen Erfolg im Vaudeville: auch ging man in die Notre Dame-Kirche, um die Adventpredigten des Paters Hyacinthe zu hören. In den Buden auf den Boulevards hielten die Camelots Kreisel oder Manschettenknöpfe „à la Pipe en bois" feil, nach dem Studenten Georges Cavalier, der bei den ersten Aufführungen der „Gaëtana" von Edmond About und der „Henriette Maréchal" der Brüder Goncourt Skandal gemacht hatte, und man rief auch auf offener Straße Uhren und Bibelots aus „à la femme à barbe" oder „à la Thérésa," nach der Heldin der Singspielhallen, die Lieder wie „Rien n'est sacré pour un sapeur", „C'est dans le

nez que ça me chatouille“ und andre, jetzt durch die Gassenhauer unsrer Zeit verdrängte in Mode gebracht hatte.

Das Théâtre français eröffnete die Wintersaison mit der Premiere des „Lion amoureux“ von Ponsard, der in der kaiserlichen Loge die Kaiserin und die Prinzessin von Hohenzollern, beide strahlend von Anmut und Schönheit, beiwohnten.

Einige Tage darauf war großer Ball in der preußischen Gesandtschaft, in dem in der Rue de Lille gelegenen prachtvollen Palais des Prinzen Eugène de Beauharnais. Die Prinzessin Hohenzollern erschien dort in saphirblauer Samtrobe und empfing, als Dame des Hauses, in ihrer Eigenschaft als Verwandte des Königs, mit dem Grafen von der Goltz und der Gräfin von Hatzfeldt die Kaiserin beim Aussteigen aus dem Wagen.

Die Kaiserin trug eine Robe aus weißem Atlas und mit Silberlahn durchwirktem Tüll, und als sie nach dem Verlassen des Wagens die Freitreppe der Gesandtschaft hinaufging, überreichten ihr ihre Wirte ein riesiges Bukett aus weißen Rosen, das der galante Wilhelm I., der keine Gelegenheit versäumte, der Kaiserin seine Bewunderung zu bezeigen, ihr geschickt hatte.

Einige Tage nachher fand in den Tuilerien der erste Maskenball statt, und die Damen, die ihm beiwohnten, sprechen noch von dem Aufsehen, das die Kaiserin hervorrief, als sie im Kostüm Marie Antoinettes, so wie es Frau Vigé-Lebrun auf einem ihrer schönsten Porträts der Königin gemalt hat, durch die Säle schritt: große, hohe gepuderte Perücke, eine rotsamtene Toque mit Reiher- und weißen Straußenfedern, Tunika aus hellrotem Samt, mit Zobelverbrämung, Weste und Unterkleid aus weißem Atlas und ein englisches Spitzentuch über den Schultern. Neben der Kaiserin ging die Prinzessin von Hohenzollern als Bianka von Kastilien; ihr herrliches Haar quoll unter einer Krone von Diamanten hervor, und die Taille umschloß ein Mieder aus Hermelin.

Der kaiserliche Prinz, der zehn Jahre alt war, erschien als neapolitanischer Fischer und tanzte mit einem sehr schönen jungen Mädchen, das er sehr ins Herz geschlossen hatte, Fräulein Robin, die als Italienerin verkleidet war.

Dieses unglückliche junge Mädchen trug, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte, den Keim der Masern in sich, so daß sie den jungen Prinzen, während sie mit ihm tanzte, mit der Krankheit ansteckte. Er bekam sie sehr stark und brauchte recht lange, um sich davon zu erholen. Das junge Mädchen selbst erkältete sich beim Verlassen des Balles und bekam ein heftiges Fieber, das sie binnen 24 Stunden hinraffte.

Der Minister folgte dem Beispiel des Herrschers, und es fanden Maskenbälle bei Drouyn de Lhuys, Walewski und Chasseloup-Laubat statt. Bei dem letzteren sah man die vier Weltteile defilieren, dargestellt von den schönsten Frauen der vornehmen Gesellschaft, die auf Wagen thronten, welche von einer Menge verkleideter Personen gezogen wurden und umgeben waren.

Unter den gelungensten Kostümen, die auf diesen Bällen zu sehen waren, muß das Anna Boleyns erwähnt werden, das nach dem im Salon carré des

Louvre hängenden Gemälde Holbeins kopiert war. Der Maler Eugène Giraud hatte es selbst nachgebildet und für die Prinzessin Mathilde angefertigt, deren reine Züge in diesen Gewändern und diesem Kopfputz aus Gold und Purpur noch schöner erschienen.

Auch die Fürstin Metternich als Dame aus der Zeit Ludwigs XVI., ganz in Strohgelb, und die Gräfin Pourtalès als Almeh hatten großen Erfolg.

Außerdem ragten noch unter den Damen der kosmopolitischen Gesellschaft, die damals in den offiziellen Kreisen eingeladen wurden, Madame Schwarkoska, die spätere Gemahlin des Marquis de Noailles, des Gesandten in Rom, als ägyptische Priesterin mit einem sensationellen Käferkopfputz, Madame de Castiglione als Akazienblüte und Madame Rymski-Korsakow als Kaiserin Katharina und als Statue der Salambo hervor. Woher kam die letztgenannte Dame? Man hatte ihren Gemahl nie in Paris gesehen, jedoch er existierte; er gehörte einer hohen Familie an und war Offizier in einem Kavallerieregiment der kaiserlich russischen Garde; sein Großvater gleichen Namens war der russische General, der sich mit Masséna in der Schlacht bei Zürich gemessen hatte. Sein Vater hatte sein ehemals bedeutendes Vermögen merklich schwinden sehen, während das seines Intendanten um alles, was er selbst verlor, zunahm, so daß, als der junge Rymski-Korsakow in das heiratsfähige Alter kam, sein Vater zur Wiederherstellung seines Wohlstandes nichts Klügeres tun zu können glaubte, als ihn mit der Tochter seines Intendanten zu verheiraten. Das war die Madame Rymski-Korsakow, die 20 Jahre lang den Chroniken der vornehmen Gesellschaft Stoff lieferte und die alle Festlichkeiten an den europäischen Höfen mitmachte.

Bei der Krönung des Zaren Alexander II. im Jahre 1856 mietete der französische Gesandte Herzog von Morny für seinen Aufenthalt in Moskau das Palais Rymski-Korsakow, und er hatte sich, ebenso wie die jungen, glänzenden Offiziere seines Gefolges, darunter d'Espeuilles und Galiffet, nicht über die Gastfreundschaft und die Aufnahme zu beklagen, die ihnen die Dame des Hauses bereitete.

Frau Korsakow hatte eine große Gestalt mit den üppigen, marmornen Formen einer Venus, aber ihr Gesicht mit den schwarzen, von dichten Augenbrauen überwölbten Augen, den wulstigen Lippen und der stumpfen Nase hatte nichts Klassisches und erinnerte eher an den Kalmückentypus. Man hätte glauben können, daß diese Dame die Gabe besitze, allgegenwärtig zu sein. Fand ein Ball am Hofe in Petersburg statt, so traf man sie dort, und acht Tage darauf war sie in Paris oder in Berlin, stets in aufsehenerregenden Toiletten, mit einer Menge von Juwelen und einer Aigrette von Diamanten, die lange Zeit sagenhaft blieb.

Man bemerkte sie zum erstenmal in Stuttgart im Jahre 1857 bei der Zusammenkunft Napoleons III. und Alexanders II. Bei einem der intimsten Empfangsabende, bei dem nur die Familie des Königs von Württemberg und die zum Gefolge der beiden Kaiser gehörenden Persönlichkeiten Zutritt hatten, erschien sie, ohne daß jemand wußte, wer sie war und wie sie hatte herein-

gelangen können; sie trat indes mit solcher Sicherheit und Ungezwungenheit auf, daß sie Respekt einflößte und man ihr keinerlei Bemerkung machte. Sie hatte wie gewöhnlich ein Kostüm gewählt, das dazu angetan war, nicht unbemerkt zu bleiben: ein Kleid aus weißem Atlas mit einem breiten, feuerroten, kreuzweise über die Brust gelegten Band, das dem des Großkreuzes der Ehrenlegion glich.

Sie war natürlich bei der Krönung König Wilhelms I. in Königsberg, und auf dem Balle, den der Marschall Mac Mahon, der außerordentliche Gesandte Frankreichs, gab, wurde sie sogar der Anlaß eines Lärmes, der die Anwesenden einen Augenblick erschreckte.

Das Fest war auf seinem Höhepunkt, der König, der die Gemahlin des Marschalls Mac Mahon am Arme führte, ging durch die Salons, als entsetzliche Schreie sich vernehmen ließen. Man vermutete einen Unfall; es war Frau Rymski-Korsakow, die Jammerrufe ausstieß. Nach einigen Auseinandersetzungen erfuhr man, daß ihr, als sie unter einem Kronleuchter stand, dessen eine Kerze tropfte, einige heiße Wachstropfen auf ihre üppigen Schultern gefallen waren. Der Kapitän d'Espeuilles, ein Mann, der für alles Rat wußte, nahm ein Papiermesser und entfernte das Wachs von den Schultern der schönen Dame. Der Vorfall hatte keine andre Folge, als daß von der Heldin gesprochen wurde, die die Oeffentlichkeit nicht verabscheute.

Frau Rymski-Korsakow liebte die Gräfin Castiglione nicht, in der sie eine Nebenbuhlerin sah, und auf einem Balle desselben Jahres 1866, als sie sie im Kostüm einer Königin von Etrurien traf, versetzte sie ihr einen Hieb, indem sie boshaft bemerkte: „Ein hübsches Kostüm, aber es ist das einer gestürzten Königin.“

Sie genoß zu dieser Zeit ihre letzten Erfolge in Paris: als sie im folgenden Jahre auf einem Gesandtschaftsball erschien, ohne eine Einladung erhalten zu haben, wurde sie gebeten, sich zurückzuziehen. Das war das Ende ihrer Herrschaft.

Der Prinz und die Prinzessin von Hohenzollern verbrachten den letzten Abend ihres Aufenthaltes in Paris — es war der Fastnachtabend — bei dem General Fleury, wo der Kaiser, die Kaiserin und mit ihnen einige Bevorzugte Thérésa „Le P'tit ebeniste“, „Le sapeur“ und „C'est dans le nez que ça me chatouille“ singen hörten.

Während man sich in Paris amüsierte, ohne anscheinend irgend etwas zu ahnen, nahm die Spannung zwischen Oesterreich und Preußen von Tag zu Tag zu, und der Krieg wurde unvermeidlich.

Was gedachte Frankreich zu tun?

Niemand wußte es, denn je mehr man versuchte, in das Geheimnis der Politik des Kaisers einzudringen, desto ratloser wurde man.

Zwischen Frankreich und den beiden deutschen Mächten fand ein beständiger Austausch von Liebenswürdigkeiten statt. Auf die Uebersendung des Buketts von König Wilhelm an die Kaiserin hatte der Kaiser von Oesterreich mit der

Verleihung des Großkordons des St. Stephansordens an den kaiserlichen Prinzen geantwortet, und der König von Preußen, der sich nicht ausstechen lassen wollte, schickte am 7. März dem jungen Prinzen den preußischen Schwarzen Adlerorden mit einem eigenhändigen Brief voll herzlicher Gefühle für Napoleon III.

Acht Tage später überbrachte der Herzog von Gramont dem Erzherzog Rudolf das Kreuz der Ehrenlegion, wobei er folgende Worte an ihn richtete: „Mit Genugtuung werden die beiden Nationen diesen Beweis der Zuneigung sehen, die die beiden Höfe verbindet: sie werden darin einen gegenseitigen Wunsch erblicken, die Bande, die zwei Völker zusammenhalten und die nicht verfehlen werden, sich unter dem Einfluß der für Oesterreich wie für Frankreich gleichermaßen nützlichen Konventionen zu vervielfältigen, noch fester zu knüpfen."

Zu den Leuten, die am dringendsten wünschten, der Sphinx der Tuilerien ihr Geheimnis zu entreißen, gehörte der Graf Vimercati. Da er vermutete, daß der Marschall Canrobert mit den Ideen des Kaisers vertraut sei, besuchte er ihn jeden Tag unter dem Vorwand, daß er, der im Jahr 1859 zum Generalstab des Marschalls gehört hatte, sich immer noch als sein Adjutant betrachte.

Graf Vimercati hatte es nicht nötig, den Marschall auszufragen; er war selbst eine der am besten unterrichteten Persönlichkeiten, und durch ihn sollte der Marschall während des Jahres 1866 die Geheimnisse der kaiserlichen Politik erfahren.

Ende März begann der Kaiser seine Pläne zu enthüllen, während er sich in seinem Kabinett mit dem Grafen von der Goltz allein befand, der mit ihm über die Bildung eines Bundes der norddeutschen Staaten unter der Hegemonie Preußens gesprochen hatte. Der Kaiser nahm einen Atlas, betrachtete lange die Karten und sagte zu dem preußischen Gesandten: „Marschall Niel, den ich um Rat gefragt habe, möchte die Rheingrenze, aber ich kenne das Widerstreben des Königs gegen die Abtretung eines deutschen Gebietes." Dann, nachdem sich das Gespräch einem andern Gegenstande zugewendet hatte, bat Graf von der Goltz den Kaiser, Italien den Rat zu geben, sich mit Preußen zu verbünden.

Schon seit mehr als sechs Monaten suchte diese Macht der Regierung Viktor Emanuels Entgegenkommen zu zeigen, aber der General de la Marmora war bis dahin ausgewichen, und erst nach der Unterredung des Grafen von der Goltz mit dem Kaiser und auf die Nachricht hin, daß letzterer dieses Bündnis mit wohlwollenden Blicken betrachten würde, verstand er sich dazu, seinen Vertrauten, den General Govone, nach Berlin zu senden.

Damals war Benedetti französischer Gesandter in Berlin. Er war ein Mann von Herz, bei dem die Schlauheit mit der Geradheit und Ehrlichkeit um den Vorrang stritt. Sein rasiertes Gesicht, seine geistsprühenden Augen, sein lächelnder Mund, seine breite und hohe, vollständig kahle Stirn, seine zarten Züge verrieten auf den ersten Blick das Wesen dieses ebenso edeln wie sympathischen Charakters. Ueberall, wo Benedetti gewesen war, hatten ihm sein

Takt, seine Dienstfertigkeit, die Sicherheit seiner Beziehungen und seiner Freundschaft Achtung und Sympathie erworben.

Schon bei seiner Ankunft in Berlin im Jahre 1864 war er sich über die Schwierigkeiten klar gewesen, die er zu überwinden haben würde. Er ahnte, daß Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und seinem Minister auftauchen und daß er zugleich offizielle Instruktionen und geheime Winke bekommen würde, die vom Kaiser oder von seinen Vertrauten ausgehen und miteinander in Widerspruch stehen würden. Ohne Ehrgeiz und einfachen Sinnes, wie er war, bat er denn auch schon am Ende des Jahres die Prinzessin Mathilde, mit der er in sehr engen Beziehungen stand, ihm den Posten eines Privatsekretärs beim Kaiser zu verschaffen, der soeben durch den Tod Mocquards frei geworden war.

Der Kaiser, der darüber erstaunt war, daß ein Gesandter eine Stellung erbat, die er als weniger bedeutend ansah, lehnte ab, und Benedetti befand sich nicht allzulange darauf der Lage gegenüber, die er vorhergesehen hatte und die er fürchtete.

Als er sich im Herbst 1865 in Paris aufhielt, hatte ihm Rouher gesagt, daß der Antagonismus Preußens und Oesterreichs dem Kaiser nicht mißfalle, der darin das Mittel zu finden hoffte, Venetien an Italien zurückgeben zu lassen. Er hatte ihm damals eine spezielle Chiffre übergeben, deren er allein sich bedienen sollte: diese Chiffre sollte keinen Namen und keinerlei Bezeichnung tragen, so daß niemand eine Ahnung von ihrer Verwendung haben konnte; vermittels dieser Geheimschrift würde Rouher ihm die Richtung angeben, die der Kaiser eingeschlagen haben wollte. Auf diese Weise wurde Benedetti, ohne daß jemals irgend jemand eine Ahnung davon hatte, über die persönlichen Intentionen Napoleons III. unterrichtet, die der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten nicht kannte.

Rouher hatte während der ersten Monate des Jahres 1866 keine Nachricht an Benedetti gesandt, und so war dieser sehr erstaunt, als der General Govone in Berlin eintraf, dessen Kommen ihm von niemand angekündigt worden war. Da er von nichts Kenntnis bekommen hatte, so verhielt er sich abwartend und begnügte sich, zu beobachten; doch wiewohl er nichts über die Natur der Mission des Generals Govone wußte, so war er doch in der Lage, sogleich festzustellen, daß der General den denkbar kältesten Empfang fand.

An dem legitimistischen Berliner Hof verweigerte man ihm die Hand; man machte ihm zum Vorwurf, das rote Hemd getragen zu haben — der größte Schimpf in diesen pietistischen Kreisen —, und die Offiziere des Großen Generalstabs genierten sich nicht, zu sagen, so daß der, den es anging, es hören mußte: die Italiener könnten nicht hoffen, Venetien zu gewinnen, wenn nicht das von Preußen geschlagene Oesterreich es ihnen überließe.

In den ersten Tagen machten denn auch die Unterhandlungen über den Abschluß des Vertrages, die der General Govone einleiten sollte, keinen Fortschritt. Italien, das den ersten entgegenkommenden Schritt getan hatte, indem

es einen Unterhändler nach Berlin sandte, befand sich in einer sehr heikeln Lage, besonders da die Presse überall die Reise des Generals Govone angekündigt hatte, und der Graf Vimercati, der den Besorgnissen seiner Regierung Ausdruck gab, sagte zum Marschall Canrobert, daß er seine Hoffnung nur noch auf die Freundschaft Napoleons III. setze.

Die Ungewißheit der Italiener war nicht von langer Dauer.

Der Prinz Napoleon, der sich seit drei Monaten in Italien auf Reisen befand, war von dem, was vorging, benachrichtigt worden und kam am 21. März nach Paris, voll Ungeduld, die Schwierigkeiten zu heben. Vor allem wünschte der Prinz das Bündnis Italiens und Preußens, aber er wünschte auch, daß Frankreich in die Allianz eintrete und daß es im entscheidenden Augenblick seinen Anteil an dem Gewinn bekomme.

Sogleich nach seiner Rückkehr bat er den dortigen italienischen Gesandten, Grafen Nigra, und den Grafen Vimercati zu sich: er selbst wollte den Kaiser vorbereiten, und der Kommandeur Nigra sollte ihn dann aufsuchen; zur größeren Sicherheit wollte er den Grafen Arese nach Paris kommen lassen, der, wenn es nötig wäre, die entscheidende Pression ausüben sollte.

Da der Prinz den Kaiser gut disponiert gefunden hatte, schickte er ihm am nächsten Tage den italienischen Gesandten.

Wie gewöhnlich, begann dieser damit, daß er den Kaiser um einen Rat bat. Mit wem sollte Italien sich verbünden — mit Preußen oder mit Oesterreich? Wenn es nur Venetien bekam, lag ihm wenig daran, ob es mit der einen oder mit der andern Macht in ein Bündnis trat.

Der Kaiser erwiderte ihm, daß man Venetien niemals von Oesterreich bekommen würde. Vor der Gasteiner Konvention hatte er seine Vorhaltungen so weit wie möglich getrieben, um die österreichische Regierung zu überzeugen, daß es zweckmäßig wäre, Venetien gegen eine Milliarde abzutreten; aber Fürst Metternich, der der Vermittler bei dieser geheimen Unterhandlung gewesen war, hatte mit einem höchst kategorischen „Unmöglich!“ geantwortet.

„Es mit Oesterreich zu versuchen, ist nutzlos; man muß mit Preußen abschließen. König Wilhelm,“ fuhr er fort, „sträubt sich sehr gegen den Krieg: er fürchtet, nicht der Stärkere zu sein, und hat Bedenken. Um ihn fortzureißen, braucht Graf Bismarck das Bündnis mit Italien, es ist also notwendig, einen Vertrag abzuschließen, wie mangelhaft er auch sein mag. Was Frankreich betrifft, so wird es befriedigt sein, wenn es zwei Mächte unter seinen Auspizien ein Bündnis schließen sieht, und was mich angeht, so wird die Erwerbung Venetiens durch Italien meinen Wünschen die Krone aufsetzen.

„Mit 100000 Mann am Rhein werde ich es stets in der Hand haben, die Wage sich nach der Seite senken zu lassen, nach der es mir gefällt, während des Krieges, um den Sieg zu entscheiden, und beim Friedensschluß, um meine Bedingungen durchzusetzen.“

Der Kommandeur berichtete diese Worte nach Turin, während zugleich Prinz Napoleon seinem Schwiegervater telegraphierte, er möge sich mit dem

Grafen Bismarck verständigen; er laufe keine Gefahr dabei, da der Kaiser den Italienern ihren gegenwärtigen Besitz für den Fall einer Niederlage garantiere, „aber diese ganze Unterhandlung müsse geheim bleiben, selbst für den französischen Gesandten in Florenz“.

Rouher seinerseits telegraphierte an den Grafen Benedetti, um ihm die Meinung des Kaisers darzulegen und ihm den Rat zu geben, die zwischen den beiden zukünftigen Verbündeten schwebenden Schwierigkeiten zu beseitigen und den Abschluß des Vertrages zu beschleunigen.

Indessen schwankte der General La Marmora noch immer; er schickte Depeschen über Depeschen an den Kommandeur Nigra, um ihm sein Widerstreben gegen einen Abschluß mit dem Grafen Bismarck darzulegen, der ihm nicht sehr skrupulös zu sein schiene. Der Kommandeur ging wieder zum Kaiser und trug ihm neuerdings die Befürchtungen seiner Regierung vor. „Der König von Preußen will den Krieg nicht,“ antwortete der Kaiser; „Ihre ganze Politik muß darin bestehen, daß Sie ihn dazu zwingen ... niemals, ich wiederhole es Ihnen wird Oesterreich Ihnen auf gütlichem Wege Venetien abtreten.“

Der Kaiser glaubte noch nicht überzeugend genug gesprochen zu haben, und um einen stärkeren Druck auf Viktor Emanuel auszuüben, schickte er den Prinzen Napoleon nach Florenz, damit er seinen Schwiegervater überrede, koste es was es wolle, und so schnell wie möglich mit Preußen abzuschließen.

Ehe der Prinz abreiste, berichtete er dem Kommandeur Nigra und Grafen Vimercati, sowie dem Leiter der Zeitung „La Liberté“, Emile de Girardin, von seinem letzten Gespräch mit dem Kaiser; und einige Tage darauf meldete Girardin, der seiner Sache sicher war, die Unterzeichnung des Vertrages. Er hatte die Nachricht, wie er sagte, vom Prinzen Napoleon.

Benedetti hatte nach der Ankunft des Generals Govone Drouyn de Lhuys von den Vorgängen in Berlin benachrichtigt; aber der Minister begnügte sich, ihm für seine Mitteilungen zu danken und ihm zu wiederholen, daß er ihm keine Instruktion zu senden habe. Am 26. März wurde Benedetti von Rouher über die Wünsche des Kaisers unterrichtet, und gleichzeitig bekam Graf Barral aus Florenz den Rat, sich mit seinem französischen Kollegen in vollem Vertrauen offen auszusprechen. Am Tage darauf führte der italienische Gesandte im Gespräch die einzelnen Artikel des Vertrags auf, und am folgenden Tage legte er den mit vielen Streichungen versehenen ersten Entwurf des Vertrages vor, den Benedetti kopierte und an Drouyn de Lhuys schickte. Der französische Botschafter, der im Vertrauen darauf, daß er über die Ideen des Kaisers unterrichtet wurde, bis dahin lediglich Zuschauer geblieben war, setzte alles ins Werk, um die Unterhandlungen zu erleichtern, trotz des Botschaftspersonals, das gegen das Bündnis war. „Ich brenne kein Feuerwerk ab, weil Garibaldi den Schwarzen Adlerorden bekommen soll,“ schrieb der Graf Clermont-Tonnere an den Marschall Randon.

(Fortsetzung folgt.)

Der russisch-japanische Krieg.

Betrachtungen über den Landkrieg.

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz.

VI.

In dem Reskript an General Grippenberg, mittels dessen dieser zum Oberkommandierenden der zweiten Armee in der Mandschurei ernannt wird, begründet der Zar die Notwendigkeit einer bedeutenden Verstärkung der Streitkräfte auf dem Kriegsschauplatze mit der „außerordentlichen Anstrengung, mit der Japan den gegenwärtigen Krieg führt, sowie mit der von den japanischen Truppen bewiesenen Hartnäckigkeit und deren hohen kriegerischen Eigenschaften“. Diese Anerkennung einer neu erstandenen außereuropäischen Militärmacht ist von weltgeschichtlicher Bedeutung und wird auch in Rußland lebhaft empfunden werden, bei der üblichen Ueberschätzung der eignen kriegerischen Eigenschaften. In den ersten Monaten des Krieges hatte man sich damit getröstet, daß die Japaner ihre taktischen Erfolge mit numerischer Ueberlegenheit erreicht hatten, daß die Hauptarmee, die alten europäischen Regimenter und der Oberbefehlshaber selbst den Japanern noch nicht direkt gegenübergestanden hatten, man war überzeugt, daß bei annähernd gleicher numerischer Stärke der Sieg den russischen Fahnen verbleiben müsse. Die Schlacht bei Liaujang hat diese Siegesgewißheit zerstört.

Geschützt in der Front durch in langer Arbeitszeit hergestellte Befestigungen[1]) und in den Flanken durch einen schwer überschreitbaren Fluß,[2]) mit Ueberlegenheit in der Truppenzahl mußte man doch den Rückzug antreten, um einer Katastrophe vorzubeugen. Nach russischer Angabe waren die angreifenden Japaner 160000 Mann stark in 9 Divisionen und etwa ebensoviel Reservebrigaden. Die Russen hatten zur Stelle das I., II., III., IV., das halbe V. sibirische Armeekorps, das europäische X., XVII., 1 Regiment des anmarschierenden I. Armeekorps, die 2. Division (Nr. 54) des V. sibirischen Armeekorps war im Anmarsch von Mukden auf Jentai, also 14 Divisionen,[3]) hiervon 9 zu 16 Bataillonen, während die japanischen nur 12 zählen. Das XVII. Armeekorps und der größere Teil der 170 Eskadrons und Sotnien standen nördlich des Taitseho bereit, trotz-

[1]) Der Ingenieur-General Welitschko hatte seit Monaten mit einigen tausend Kulis zwei befestigte Linien südlich Liaujang anlegen lassen; die zweite Linie, 3 bis 4 Kilometer vor der Stadt, bestand aus 13 größeren Werken, mit Feldmörsern und schweren Feldgeschützen armiert.

[2]) Nahezu 100 Meter breit.

[3]) Die Japaner schätzten die Stärke der Russen auf 13 Divisionen.

dem wurde der Uebergang eines Teiles der Armee des Generals Kuroki, der am 29. August bei Kankwatun, Sakan und Pönsihu mit Durchfuhrten begann, dem Hauptquartier erst am 31. bekannt. Unter dem Schutz des bei Sikwantun [1]) entwickelten XVII. Armeekorps ließ General Kuropatkin das I. und III. sibirische Armeekorps, sowie das X. europäische von Liaujang heranrücken, die 54. Division von Station Jentai nach dem gleichnamigen Kohlenbergwerk vormarschieren. Mit diesen 9 Divisionen [2]) sollte nach erfolgtem Aufmarsch am 2. September General Kuroki angegriffen und über den Fluß zurückgetrieben werden. Die am 30. und 31. August von den 6 Divisionen der Generale Oku und Nodzu, sowie 2 von Kuroki angegriffene erste befestigte Linie wurde in der Nacht zum 1. September geräumt, das II., IV. und 1 Division des V. sibirischen Armeekorps sollten die sehr starke zweite Linie vor der Stadt behaupten, wozu sie ganz ausreichend waren. Diese sehr richtigen Maßregeln mußten zum Siege führen, wenn die auf dem rechten Flußufer eingesetzten Truppen ihrer Aufgabe gewachsen gewesen wären.

Zunächst wurde das XVII. Armeekorps aus seiner eben eingenommenen Defensivstellung am 1. September von dem nicht stärkeren General Kuroki [3]) zurückgedrängt, der Schlüsselpunkt der Stellung, die Höhe bei Sikwantun, ging verloren. Dann wurde die am 2. September beginnende große Offensivbewegung, 9 russische Divisionen gegen höchstens 3 japanische, gleich im Beginn durch ein Mißgeschick gestört, durch einen vorzeitigen und isolierten Angriff der auf dem linken Flügel befindlichen 54. Division (General Orlow). Die neuformierten und eben angekommenen Regimenter erhielten in den mit hohem Getreide und Hirse bestandenen Feldern von den überraschend entgegentretenden Japanern überwältigendes Feuer und gingen unter schweren Verlusten [4]) zurück, und zwar „schnell“, wie ein russischer Kriegskorrespondent berichtet.

Das nachfolgende I. sibirische Armeekorps hemmte die Verfolgung, entschloß sich aber nicht zur Offensive. Auf dem rechten Flügel wurde von der 3. Division des XVII. Armeekorps die Höhe bei Sikwantun unter schweren Kämpfen wieder genommen, [5]) der Gesamteindruck dieses Tages muß aber für den General Kuropatkin ein negativer gewesen sein, trotzdem die Befestigungen südlich Liaujangs mühelos behauptet wurden. Daß die Bahnstation und die Stadt Geschützfeuer erhielt, war nach dem Rückzug aus der vorderen befestigten Linie zu erwarten.

Das wichtige, am 3. September vom Oberkommandierenden an den Zaren abgesandte Telegramm lautet:

---

[1]) 16 Kilometer östlich Liaujangs.

[2]) Diese Truppen trugen für acht Tage Verpflegung bei sich, es war also eine mehrtägige Operation beabsichtigt.

[3]) General Kuroki hatte am 30. und 31. noch 2 Divisionen auf dem linken Ufer in der Gefechtslinie lassen müssen, erst am 3. September konnte er seine letzten Truppen übergehen lassen.

[4]) Nach Meldung des Generals Kuropatkin verlor ein Regiment 1500 Mann.

[5]) Hier wurde auch das Teten-Regiment des I. Armeekorps, das Wiborgsche, eingesetzt, dessen Chef Seine Majestät der Deutsche Kaiser ist.

„In der Nacht zum heutigen Tage ging der Feind zum Angriff über und bemächtigte sich des größeren Teiles der von uns bei Sikwantun besetzten Stellungen; die in diesen Stellungen gestandenen Truppen gingen auf eine Arrieregarde-Stellung bei Tschansutun-Zutschentzü[1]) zurück. In der Nacht zu heute ging das I. sibirische Armeekorps, das in den letzten fünf Tagen schwere Verluste erlitten hatte und durch überlegene Streitkräfte mit Umfassung bedroht wurde, auf einige Werst in westlicher Richtung zurück. Unter diesen Umständen wurde von mir befohlen, Liaujang zu räumen und nach Norden abzuziehen."

Es waren nördlich des Taitseho nur 5 Divisionen engagiert gewesen, unklar bleibt, warum die in zweiter Linie nachgefolgten beiden Armeekorps, das III. sibirische und X. europäische, nicht offensiv eingesetzt wurden, ferner was die zahlreiche Kavallerie tat.[2])

General Kuroki vermochte sich also siegreich gegen doppelte Ueberlegenheit zu behaupten, zu einer weiteren Offensive gegen die am 3. September ihm gegenüber befindliche gesamte russische Armee war er nicht stark genug, um so mehr, als von Mukden her frische Truppen (die 37. Division des I. Armeekorps) im Anmarsch waren. Die hier stattgehabten Gefechte sind dadurch bemerkenswert, daß die Japaner im freien Felde, im Bewegungsgefecht, auftraten, zum Verschanzen hatten sie nicht Zeit gehabt.

Im übrigen ist es auf der japanischen Seite schwer erklärlich, warum die sehr starke zweite Stellung der Russen vor der Stadt überhaupt angegriffen, statt nur beschossen wurde. In der am 1. September eingenommenen Höhenstellung 8 bis 10 Kilometer südlich der Stadt war man mit 3 Divisionen und Reservebrigaden ausreichend stark, um einen etwa erfolgenden Offensivstoß der Russen von Liaujang her abzuweisen. Die Entscheidung und vielleicht ein großer Erfolg war jetzt auf dem rechten Ufer zu erkämpfen, General Kuroki mußte daher so bald wie möglich durch alle verfügbaren Truppen verstärkt werden; er konnte dann am 3. September mit 6 statt 3 Divisionen und einigen Reservebrigaden angreifen.

Die Japaner haben in der fünftägigen Schlacht 21 000 Mann verloren; sie werden diesen Ausfall durch Nachrücken von Ersatzmannschaften und Reserven bis Anfang Oktober kaum gedeckt haben, so daß ihr Innehalten in der Offensive erklärlich ist. Es wird auch an Munition und an Pontons zum Ueberschreiten des Hunho gefehlt haben, denn die vorhandenen sind im Taitseho eingebaut.

General Kuropatkin kann seit der Schlacht und bis zum 10. Oktober etwa 60 000 Mann Verstärkungen vom I. europäischen und VI. sibirischen Armeekorps erhalten haben, es muß also das numerische Uebergewicht auf der russischen Seite sein. Hiermit wäre die Zeit zur Offensive gekommen.[3]) Ob die neuformierten

---

[1]) Das heißt halbwegs bis Liaujang.

[2]) Es ist nur bekannt, daß General Samzonow mit der Transbaikal-Kosakenbrigade auf dem rechten Flügel der Japaner mit abgesessenen Mannschaften in das Gefecht eingriff und daß andre Abteilungen bei Pönsihu beobachteten.

[3]) S. Nachtrag.

und auch meist schwergeprüften Truppenteile der sibirischen 6 Armeekorps zu einer Offensive gegen japanische befestigte Stellungen geeignet sein werden, kann nach dem bisherigen Gange der Ereignisse bezweifelt werden; es kommt also im wesentlichen auf die Truppen der 3 europäischen Armeekorps an, des I., X. und XVII.

Die demnächst noch eintreffenden europäischen Truppenkörper sind die bereits auf dem Bahntransport befindliche 4. Donkosaken-Division[1]) und das am 30. September und 1. Oktober in Tiraspol und Odessa vom Zaren besichtigte VIII. Armeekorps. Dieses kann Mukden in der ersten Hälfte des November erreichen. Zu dieser Zeit sind Operationen für entsprechend ausgerüstete Truppen noch ganz gut möglich.[2]) Mitte November beginnt dort der Winter mit starker Kälte und zunächst geringem Schneefall in der Ebene. Der Betrieb auf der sibirischen Bahn wird dann durch Schneewehen schon öfters unterbrochen werden, der Wintertransport der Truppen recht schwierig sein.

Der Oberkommandierende der zweiten Mandschureiarmee, General Grippenberg,[3]) wollte erst Ende Oktober nach Ostasien abreisen, also wird die Zweiteilung der dortigen Streitkräfte etwa Mitte November eintreten. —

Die Japaner werden inzwischen die starken Stellungen auf dem linken Ufer des Taitseho für eine Verteidigung nach Norden ausgebaut haben, mit brückenkopfartigen Vorpositionen auf dem rechten Ufer. Sie sind genötigt, hier zum Kampfe stehen zu bleiben, denn bei Liaujang vereinigen sich die Operationsstraßen vom unteren Jalu und von der Halbinsel Kwantung. Müssen sie Liaujang aufgeben, so sind sie auch gezwungen, sich zu teilen, denn die Rückzugsstraße über den Motienpaß, Föngwantschöng und den unteren Jalu darf nicht verloren gehen, und eine russische Offensive in südlicher Richtung muß bis zum Fall von Port Arthur aufgehalten werden.

Voraussichtlich werden die Russen ihre Offensive, sobald sie möglich wird, mit Bedrohung des rechten japanischen Flügels beginnen, es ist erklärlich, daß die Japaner auch für die Defensive die von Mukden östlich über Hsinking nach Korea und über Sjaosirr, Saimatzi nach dem unteren Jalu führende Straße festzuhalten suchen werden. Im nordöstlichen Korea soll nun endlich die schon lange angesagte Offensive der bei Wladiwostok überflüssigen Truppen beginnen. Die Japaner haben den Defileepunkt Hamheung, 60 Kilometer nördlich Gensans,

---

[1]) Die Tete dieser Division passierte Charbin am 15. Oktober.

[2]) Im Kriege 1894/95 eroberten die Japaner Port Arthur Ende November, Weihaiwai am 14. Januar, Niutschwang am 4. März.

[3]) Der General wird im Januar 67 Jahre alt. Er hat eine sehr reiche, vom Krimfeldzug beginnende Kriegserfahrung und hat sich wiederholt vor dem Feinde ausgezeichnet. Im türkischen Kriege führte er, 39 Jahre alt, das Moskauer Garderegiment. Im Kriege geschätzt, war er wegen seines strengen Ordnungssinnes im Frieden nicht beliebt. Als Finnländer verbrannte er sich im Jahre 1898 den Mund mit einer rückhaltlosen Kritik der Gewaltmaßregeln in seinem Heimatlande und verlor das Kommando der 1. Gardeinfanterie-Division. Aber schon nach zwei Jahren erhielt er das VI. Armeekorps und im Jahre 1902 die hervorragende und wichtige Stellung des Oberkommandierenden im Militärbezirk Wilna.

mit einem Detachement aller Waffen besetzt und weitere Verstärkungen nach Korea abgesandt.

Die Baikalumgehungsbahn ist mit einem Aufwande von 52 Millionen Rubel bis zum 25. September fertiggestellt und hiermit eine erhebliche Verbesserung der Transportbewegung im Rücken der russischen Armee erreicht worden. Wegen der großen Entfernung zwischen den Stationen soll die Leistungsfähigkeit nicht über sieben Züge täglich in jeder Richtung hinausgehen, und in der Voraussetzung, daß besondere Störungen nicht eintreten. Solche fanden in den letzten Wochen statt, durch einen Zusammenstoß bei Tschita und zwei Sprengungen im Bahnkörper durch Chungusen.[1])

Auf der andern Seite ist es den Japanern verhältnismäßig schnell gelungen, die Eisenbahnlinie Dalni—Liaujang auf die schmälere japanische Spurweite umzuarbeiten und auch japanisches Wagenmaterial überzuführen. Am 1. Oktober traf der erste japanische Zug in Liaujang ein. Außerdem bietet der schiffbare Liaoho eine gut verwertbare Kommunikation für das Heranführen von Vorräten, sowie Evakuierung von Kranken und Verwundeten. Eine dritte Kommunikation soll bilden eine im Bau begriffene Pferdebahn von Andun am untern Jalu bis Föngwantschöng. Hiermit sind die Japaner besser basiert als die Russen, sie haben außerdem den reichsten Teil der Mandschurei hinter sich mit einer sehr guten Ernte, während die sonst an Vieh und Getreide reiche Sungaraebene südlich Charbins eine Mißernte hat.

Ebensowenig wie in Rußland denkt man in Japan schon an Frieden, ist vielmehr entschlossen, alle Opfer zu bringen, welche die Fortsetzung des großen Kampfes erfordern wird. Durch ein Ausnahmegesetz ist die Dienstverpflichtung in der Reserve so gesteigert worden, daß der Armee noch 200 000 Reservisten zugeführt werden können. Die Russen und ihre Freunde in Europa hoffen auf den endlichen Erfolg durch numerische Ueberlegenheit, nachdem sie eingesehen haben, daß erstere in der kriegerischen Qualität ihren Gegnern nachstehen. Dieser Hoffnung gegenüber berechnen französische Korrespondenzen aus Japan die numerische Leistungsfähigkeit so hoch, daß die bis jetzt beabsichtigten Verstärkungen der russischen Feldarmee zu einer endgültig erfolgreichen Offensive nicht ausreichen würden. Es hatte Japan bei Beginn des Krieges sieben Jahresklassen ausgebildeter Mannschaften der jährlichen Aushebung von 50 000 Mann, also 300 000 Mann unter Abrechnung von 50 000 Köpfen Ausfall. Gleichzeitig mit der regelmäßigen Rekrutenausbildung wurden in den letzten sechs Jahren 500 000 Mann sechs Wochen lang militärisch ausgebildet. Hierzu die aktive Armee mit 200 000 Kopfstärke, gibt eine Million Mannschaften und bei Abrechnung von 100 000 Mann Verlust 900 000 Mann verwendbar. Nach französischer Ansicht gestatten die besseren Verbindungen der japanischen Armee

---

[1]) Mit den weiteren Erfolgen der Japaner ist die Dreistigkeit der mongolischen Banden gewachsen, südlich Hsinmintin am Liao sollen sie in einer fast militärischen Organisation auftreten, auch gut bewaffnet sein.

sich dauernd stärker zu erhalten, als die auf eine nur eingleisige Bahn angewiesene russische. Die russische Zeitung „Nowoje Wremja", die militärischen Kreisen nahe steht, gelangt in ihrer Berechnung auf noch höhere Zahlen: zurzeit vorhandene ausgebildete japanische Soldaten 350 000 Mann, halbausgebildete 620 000, also im ganzen 970 000. Hierzu kämen nach dem neuen Reservegesetz noch 280 000 ausgebildete und 500 000 halbausgebildete Leute der ältesten Jahrgänge.

Es sollen in Japan in der im allgemeinen gesunden und arbeitskräftigen, wenn auch an Wuchs kleinen Bevölkerung sieben Millionen waffenfähiger Männer vorhanden sein, von denen nach den Aushebungsergebnissen bei einem Mindestmaß von 1,50 Meter ein Drittel einstellungsfähig ist. Die meist kleinen Leute haben durchschnittlich eine stark entwickelte Schulter- und Oberarmmuskulatur sowie gesunde Lungen, ihre körperliche Leistungsfähigkeit bei großer Mäßigkeit ist eine ungewöhnliche. Rechnet man hierzu die auf ethischer Grundlage beruhende Pflichttreue, die Todesverachtung und die exaltierte patriotische Begeisterung der japanischen Soldaten,[1] so ist nicht zu bezweifeln, daß der russischen Offensive schwer zu bewältigende Aufgaben bevorstehen.

Japan fehlt es an Cadres, um die oben berechneten Menschenmassen organisatorisch zu verwerten, organisiert waren nur 13 aktive Divisionen und die Besatzungsbrigade auf Formosa. Die Reservebrigaden sind bereits ohne Cadres aufgestellt. 20 Prozent der Offiziere sind schon tot und verwundet, Neuformationen werden daher ungleich schwieriger sein als in Rußland, wo für eine sehr große Zahl von Reservetruppen stärkere Cadres vorhanden sind als bei irgendeiner andern Armee, nämlich ein Friedensbataillon zu 500 Mann für ein kriegsstarkes Regiment zu 4000 Mann. Die aus solchen Cadres hergestellten, mit Reservisten aufgefüllten sibirischen Regimenter haben nicht genügt, da sie gleich in erster Linie verwendet werden mußten. Die Japaner haben ihre Reservebrigaden zurückgehalten; soweit bis jetzt bekannt, wurden bisher Reservetruppen nur bei Liandsanan am 26. August auf dem linken Flügel der Armee Kuroki verwandt, und mit so gutem Erfolge, daß die Vorposition der Russen vor der Schlacht bei Liaujang durchbrochen wurde und aufgegeben werden mußte.

Voraussichtlich werden die Japaner nur wenig Neuformationen vornehmen und ihre vortrefflichen aktiven Truppen in einem hohen Mannschaftsstande erhalten. —

Port Arthur ist Anfang September durch einen französischen Handelsdampfer von 6000 Tons sowie durch viele Dschunken verproviantiert worden, die Festung wird sich also entsprechend länger halten können. Es scheinen Vorbereitungen getroffen zu sein, die Verteidigung nach Verlust der Hauptlinie in

---

[1]) Die „Nowoje Wremja" schreibt: „Das ganze Volk ist von einer Flamme böser, haßerfüllter Erregung erfaßt, wie sie die Geschichte der Völker selten verzeichnet." Der „Temps" schreibt: „Japan besitzt Eigenschaften der Ausdauer und der Mäßigkeit, die vereint mit seiner außerordentlichen Tapferkeit und seinem phantastischen Hochmut dieses Volk zu einem furchtbaren Gegner gestalten."

den Werken zu beiden Seiten der Hafeneinfahrt: östlich der Goldene Berg (400 Fuß über dem Meere) und westlich die Forts auf der Tigerhalbinsel (400 bis 580 Fuß hoch), fortzusetzen. Diese Forts sind auf drei Seiten von Wasser umgeben, sehr hoch liegend, also auch schwer zu stürmen. Sie würden den Hafen für die japanische Flotte noch längere Zeit sperren können, die etwa ankommende russische würde auch nach einem Siege vermeiden müssen, sich dem Feuer der Stadt und Hafen beherrschenden japanischen Belagerungsbatterien auszusetzen. Von Mitte Dezember bis Anfang Februar ist der Kriegshafen Wladiwostok durch Eis geschlossen.

19. Oktober, Nachtrag: Die Nachrichten aus Port Arthur scheinen auf der russischen Seite die Notwendigkeit einer Offensive mit den Anfang Oktober vorhandenen 9 Armeekorps nahegelegt zu haben. Ein Armeebefehl des Generals Kuropatkin vom 2. Oktober verkündete öffentlich die Absicht der Offensive. Die Japaner werden also genügend gewarnt gewesen sein. Sie stellten sich in günstigen, zum Teil verschanzten Höhenstellungen in der Linie Pönsihu-Jentai bereit, mit einer gewissen Kühnheit nördlich der Barriere des Taitseho. Man erwartete allerdings in den nächsten Tagen erhebliche Verstärkungen.

Die Russen begannen ihre Offensive sehr überlegt mit Umfassung des japanischen rechten Flügels bei Pönsihu mit 2 Armeekorps (sibir. I. und III. unter General Stackelberg) und 1 bis 2 Kosaken-Divisionen schon am 5. Die Kosaken unter General Rennenkampf erreichten den Taitseho am 7. Am 9. gingen 3 Armeekorps (II., V., X.) in der Front, 2 auf dem rechten Flügel (XVII. und VI. unter General Bilderling) in Richtung auf Jentai vor, 2 Korps (I. europ. und VI.) folgten hinter der Mitte in Reserve.

Die Offensive scheiterte am 10. und 11. auf der ganzen Front. Am 11., abends, begannen die Japaner den Gegenangriff, zunächst mit dem linken Flügel in der Ebene westlich der Eisenbahn, dann im Zentrum, am 13. auch auf dem rechten Flügel. Der russische rechte Flügel und das Zentrum wurden über die Linie des Schiliho, am 14. über die des Schaho zurückgedrängt. Am 14. war auch der linke Flügel im Rückzuge. Das Zentrum, 5 Armeekorps, behauptete sich dann dank seinen starken Reserven in der günstigen Stellung nördlich des Schaho, so daß der weit vorgeschoben gewesene linke Flügel zurückkommen konnte. Da der siegreich vorrückende linke japanische Flügel schon die große Straße nach Mukden bedrohte, wurde dieser am 16. von den beiden Korps der Reserve (I. europ. und VI. sibir.) angegriffen, und mit gutem Erfolge, auch in der Front gelang es, am 17. wieder über den Schaho vorzudringen und das feindliche Zentrum festzuhalten.

Ein in der Nacht zum 18. erfolgter russischer Angriff auf der ganzen Front wurde nach japanischen Nachrichten überall zurückgeschlagen.

Die am 16. und 17. von den Russen errungenen partiellen Erfolge verringern den ungünstigen Eindruck des Scheiterns ihrer ersten großen Offensive.

Der Kampf um die Leitung technischer Betriebe, namentlich des Eisenbahnwesens.

Nach allen den Fortschritten und Errungenschaften, welche die Kultur den Ingenieuren und ihren Leistungen besonders während des kürzlich verflossenen Jahrhunderts zu danken hat, sollten über die Frage, wer zur Leitung technischer Betriebe am geeignetsten ist, kaum noch Meinungsverschiedenheiten auftreten können. Und doch zeigt unser öffentliches Leben nur allzu deutlich, daß die Frage noch nicht allgemein zugunsten technisch durchgebildeter Personen entschieden ist, wir sehen vielmehr auf weiten Gebieten, so insbesondere im Verkehrswesen, daß die Techniker dort auch heute noch vielfach der leitenden Stellung entbehren, die ihnen der Natur der Sache nach zukommt und ihnen je eher je besser eingeräumt werden sollte, um das Verkehrswesen dem wirtschaftlichen und sozialen Leben der Nation in möglichst durchgreifendem Maße nutzbar zu machen.

In technischen Privatbetrieben pflegen allerdings in der Regel die leitenden Stellungen durch Ingenieure besetzt zu werden; hier hat die Not des Wettbewerbs mit ihrem segensreichen Antrieb, auf größtmögliche Ausnutzung der Kräfte hinzuwirken, zu dieser für die betreffenden Betriebe und dadurch auch für die gesamte Wirtschaft des Volkes segensreichen Maßregel geführt. Aber in den Betrieben, die sich in den Händen des Staates oder andrer öffentlicher Körperschaften befinden, ist dies noch nicht, oder wenigstens nicht in ausreichendem Umfang der Fall. Ja, man gewinnt hier im Verkehrswesen sogar den Eindruck, daß der maßgebende Einfluß der Techniker um so kleiner ist, je mehr die ganze Verwaltung und Betriebsführung von technischen Einrichtungen abhängt. So ist z. B. im Post- und Telegraphenwesen die Leitung der ganzen Verwaltung in den Händen der in diesem Zweige des Verkehrswesens technisch und praktisch geschulten Beamten, während in der Leitung des Eisenbahnwesens — mit dem wir uns in erster Linie befassen wollen — die nicht technisch, sondern juristisch vorgebildeten Personen einen übermäßigen Einfluß ausüben. Diese Tatsache hat sogar auf das Privateisenbahnwesen abgefärbt. In Anlehnung an die Staatsbetriebe zeigt sich auch bei diesen Privatbetrieben nicht selten, daß der den Technikern auf die Leitung eingeräumte Einfluß ungenügend ist.

Gewiß gibt es auch andre hervorragend tüchtig geleitete technische Privatbetriebe, die nicht unter technischer Leitung stehen, aber das sind meist doch Ausnahmen, die nur die obengenannte Regel und weiter die Tatsache bestätigen, daß die Tüchtigkeit der Person oft viel wertvoller und von durchschlagenderer Wirkung ist, als die Vorbildung. Das gilt natürlich auch im Verkehrswesen und in Staatsbetrieben und soll zur Vermeidung von Mißverständnissen ausdrücklich anerkannt werden.

Als Grund für die Erscheinung, daß namentlich beim staatlichen Eisenbahnwesen der technische Einfluß sich noch nicht die ihm nach der Natur der Sache zukommende Geltung errungen hat, ist in erster Linie die verhältnismäßige Jugend der Eisenbahnen allen übrigen Staatsverwaltungszweigen gegenüber hervorzuheben. Denn es ist klar, daß sich die Verwaltung eines neuen Gebietes zunächst in Anlehnung an die bestehenden Verwaltungseinrichtungen entwickelt und der Einwirkung neuer Gesichtspunkte nur allmählich Raum gibt. Die bisherigen Verwaltungsgrundsätze werden um so zäher festgehalten werden, je besser sich diese bisher bewährt haben, je tüchtiger die alten Verwaltungsbeamten tatsächlich sind, je umfassender ihre allgemeine Bildung ist und in je höherem Maße sie vermöge dieser geeignet sind, die Gesamtlage zu beurteilen und alle einschlägigen Verhältnisse zu übersehen. Und nach allen diesen Richtungen hin kann man glücklicherweise den hergebrachten Verwaltungseinrichtungen und ihren im wesentlichen juristisch vorgebildeten Trägern in deutschen Landen kein schlechtes Zeugnis ausstellen. Durch die unleugbaren Erfolge der juristisch vorgebildeten Verwaltungsbeamten in der allgemeinen Verwaltung werden diese um so leichter dazu verführt, ihre Bedeutung auch für technische Betriebe zu überschätzen, als auch in diesen Rechtsfragen eine große Rolle spielen und auch die formale Seite der Verwaltung, in der sie zweifellos besonders gut geschult sind, nicht ohne Bedeutung ist.

Vor der Bedeutung der Rechtsfragen und der ganzen Verwaltungsform übersehen jene Beamten alter Schule aber nur zu leicht, daß die neuen Erscheinungen auch eine neue Verwaltungsgebarung verlangen, und daß die auf technischen Grundlagen und technischen Anordnungen beruhenden Betriebe für ihre Leitung nicht nur ein hohes allgemeines und Rechtswissen und formales Können, sondern ein tiefes technisches Wissen und Können erheischen, widrigenfalls deren Vollkommenheit und der aus ihnen zu ziehende Nutzen beeinträchtigt werden müssen. Die Ueberschätzung der juristisch vorgebildeten Verwaltungsbeamten findet weitere Nahrung in dem Umstande, daß diese vorgeben, für die Bearbeitung volkswirtschaftlicher Fragen, die ja gerade im Verkehrswesen eine große Rolle spielen, besser vorgebildet zu sein als anders, besonders technisch vorgebildete Personen. Und tatsächlich müssen sich nach den geltenden Vorschriften die Juristen, welche die Laufbahn als Verwaltungsbeamte einzuschlagen beabsichtigen, in mehr oder minder ausgedehntem Maße mit Nationalökonomie befassen, während die Pflege dieser Wissenschaft von den Technikern bisher nicht *gefordert* wird. Aber diese tatsächlichen Verhältnisse können nicht über die Wahrheit hinwegtäuschen, daß volkswirtschaftliche Fragen — die ja an sich weder juristischer noch technischer Natur sind — der juristischen Schulung viel ferner stehen als der technischen; denn sie haben mit der technischen nicht nur in mancher Hinsicht die mathematisch-naturwissenschaftliche Grundlage gemein, sondern sie fußen, wenigstens soweit es sich um technische Betriebe, insbesondere um das Eisenbahnwesen handelt, durchweg auf technischen Anlagen und Einrichtungen, können also auch von denen um so leichter und gründlicher bearbeitet und be-

herrscht werden, die mathematisch-technisch geschult sind. Wenn also infolge der heute bestehenden, aus den geltenden Vorschriften hervorgegangenen tatsächlichen Verhältnisse wirklich die Juristen manchmal mehr von Volkswirtschaft verstehen sollten als die Techniker, so würde sich das sehr schnell zugunsten der letzteren und nicht minder auch zugunsten der Verwertung der Volkswirtschaftslehre im Verkehrswesen ändern, wenn auch von den Technikern verlangt würde, daß sie volkswirtschaftliche Studien treiben — was ja ohnehin jetzt schon viele der Studierenden technischer Hochschulen tun —, und wenn diesen besonders auch Gelegenheit gegeben würde, in der Eisenbahnverwaltung volkswirtschaftliche Fragen zu bearbeiten.

Ist es doch die vornehmste Aufgabe der Ingenieurwissenschaften und ihrer Jünger, danach zu streben, die größte Leistung mit den kleinsten Mitteln zu erzielen, und sicher gibt es auch bei einer gesunden Volkswirtschaft keinen beherzigenswerteren Grundsatz als diesen; ganz besonders aber in der Wirtschaft technischer Betriebe, wie unsrer großen Verkehrsanstalten.

Nun gibt es ja allerdings Leute — besonders unter den juristisch vorgebildeten Verwaltungsbeamten —, die überhaupt nicht anerkennen wollen, daß der Betrieb der großen Verkehrsanstalten an sich, geschweige denn die Abwicklung und Leitung des Verkehrs, technischer Natur seien; und indem sie hervorheben, daß die Pflege und gute Leitung des Verkehrs, also etwas Nichttechnisches, die vornehmste Aufgabe der Verkehrsanstalten, insbesondere der Eisenbahnen sei, schließen sie weiter, daß auch die leitenden Stellen in der höheren Verwaltung dieser Verkehrsanstalten, trotz der technischen Gestaltung ihrer Anlagen, nicht den Technikern zukämen. Und sie führen zur Unterstützung dieser Anschauung aus, daß erfahrungsgemäß der Techniker häufig viel zu einseitig die bestmögliche Ausgestaltung und Erhaltung der technischen Anlagen im Auge habe und darüber die Verkehrsbedürfnisse vernachlässige. Es ist nun ohne Einschränkung zuzugeben, daß die Befriedigung der Verkehrsbedürfnisse bei jeder Verkehrsanstalt die erste und wichtigste Aufgabe ist, alle Anlagen, alle Einrichtungen haben dem Verkehr zu dienen und sich diesem Dienst anzupassen. Es ist auch zuzugeben, daß es manchmal Techniker gibt, und besonders früher gegeben hat, die diesem Gesichtspunkt nicht genügend Rechnung trugen, die die Schienenstraße oder die Betriebsmittel lieber als interessantes Versuchskaninchen für alle möglichen Liebhabereien, denn als Verkehrsmittel behandelten, Anschauungen, die in den Bemerkungen einen bezeichnenden Ausdruck finden: „Was geht uns der Betrieb an“ oder „die Eisenbahn wäre eine ganz schöne Sache, wenn nicht so viel darauf gefahren würde“. Aber gewiß ist die Zahl solcher Techniker nicht größer als die Zahl jener Juristen und Verwaltungsbeamten, denen ein Rechtsstreit wertvoller ist als die Pflege des Verkehrs, und die ihr möglichstes darin leisten, die ganze Verwaltung in einem Wust von Formelkram und Schreibwerk verknöchern zu lassen, denen die Form weit über die Sache geht. Und dabei können jene Verwaltungsbeamten noch nicht einmal zu ihren Gunsten geltend machen, daß sie nie Gelegenheit gehabt hätten, schon

in jüngeren Jahren sich in der höheren Verwaltung, in der Pflege und Leitung des Verkehrs umzutun, denn ihnen wurde allezeit Gelegenheit gegeben, sich in allen Verwaltungszweigen zu beteiligen, und schon frühzeitig erreichten sie leitende Stellen, während jene Techniker aufs sorgsamste davon abgehalten wurden, in nicht rein technische Sachen hineinzusehen, mit Vorbedacht möglichst einseitig geschult und nach Möglichkeit von leitenden Stellen ferngehalten wurden.

Kann nun im Ernste die Richtigkeit der Auffassung zugegeben werden, Verkehrsleitung und Betriebsführung seien nicht technischer Natur? Mit nichten!

Zunächst lassen sich Abwicklung und Leitung des Verkehrs überhaupt nicht von der Betriebsführung trennen, denn der Verkehr ist ja überhaupt nur durch den Betrieb möglich, der Betrieb dient ja zur Bewältigung des Verkehrs. Es würde also genügen, wenn wir uns zur Klarstellung der Sache auf die Betriebsführung beschränkten; aber wir wollen auch den reinen Verkehrsfragen einige Worte widmen.

Die Abfertigung der Personen und Güter ist allerdings nicht rein technischer Natur, aber gewiß ebensowenig rein rechtlicher, und wenn man etwa entgegnen wollte, daß die Leitung dieses Teils des Verkehrswesens, weil es sich um Frachtverträge handelt, in der Hand Rechtsverständiger liegen müßte, so könnte man mit demselben Rechte die Leitung größerer Bauten, die auf Grund von Verträgen ausgeführt werden, für diese in Anspruch nehmen. Anderseits spielen aber auch bei der Abfertigung der Personen und Güter technische Anlagen überall hinein; bei der Leitung der Personen nach und von den Zügen, bei der Fahrkartenkontrolle, bei der Art der Aufstapelung, Ver- und Entladung der Güter, bei der Frage der zweckmäßigsten Lage und Gestaltung der Umladestationen u. s. w. Also wenn man auch zugeben will, daß dieser Zweig des Verkehrswesens nicht rein oder vorzugsweise technischer Natur ist, so sind doch Techniker zu seiner Leitung jedenfalls mindestens ebenso geeignet als Juristen. Ebenso steht die Leitung und Ueberwachung des Rechnungswesens jenen, mit ihrer mathematischen Schulung, gewiß nicht ferner als diesen.

Sobald es nun aber an die Beförderung der Personen und Güter geht, tritt die technische Natur in vollste Geltung, und sie ist namentlich auch bei Bemessung des Beförderungspreises, also beim Tarifwesen, nicht zu verkennen. Denn immer wird die richtigste Grundlage für die Bemessung der Tarife in den Selbstkosten zu suchen sein, und diese können nur auf technischen Grundlagen festgesetzt werden. Allerdings können und werden neben den Selbstkosten häufig auch allgemeine volkswirtschaftliche und politische Gesichtspunkte mitsprechen, aber doch immer nur neben der Berücksichtigung der Selbstkosten. Zudem sind, wie oben schon ausgeführt wurde, technisch geschulte Kräfte zur Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen mindestens so geeignet als juristisch geschulte, und selbst wenn die Tarife in Anbetracht aller Gesichtspunkte ganz unabhängig von den Selbstkosten gebildet werden müßten, so wird sich doch keine Verkehrs-

anstalt der Pflicht entziehen können, sich über die wirkliche Sachlage durch Ermittlung der Selbstkosten Rechenschaft zu geben.

Wie die Ermittlung der Selbstkosten nach den Verhältnissen der Strecken und der Bahnhöfe, der Leistungsfähigkeit und den Kosten der Zugkräfte u. s. w., also nach technischen Unterlagen erfolgen muß, so nicht minder die Feststellung der Beförderungsstrecken, also die sogenannte Instradierung, für die namentlich die Leistungsfähigkeit der Strecken und Bahnhöfe maßgebend ist. Dabei sollte sich der Verkehrsleitende jederzeit Rechenschaft darüber abzulegen vermögen, ob und wo etwa durch Verbesserungen und Vervollständigungen der Anlagen, besonders der Bahnhöfe die Verkehrsleitung verbessert und die Beförderungszeit abgekürzt werden kann, auch sollte er befähigt sein zu bestimmen, in welcher Weise diese Verbesserungen am zweckmäßigsten, d. h. mit den geringsten Mitteln am leistungsfähigsten zu gestalten sind. Kann er das nicht, weil ihm hierzu die technischen Kenntnisse fehlen, wie das leider zur Zeit die Regel ist, so wird seine Tätigkeit auch bei bestem Willen und redlichstem Mühen nur unzureichendes Stückwerk bleiben, und die Durchführung der notwendigen Verbesserungen läßt sich nur auf Umwegen und nur zu oft erst nach Ueberwindung schädlicher Reibungen ermöglichen. Zum mindesten geht hierdurch regelmäßig Zeit und Arbeitskraft nutzlos verloren, und wenn irgendwo, so bedeuten diese im Verkehrswesen Geld. Mangel an technischem Verständnis und Wissen bei den Verkehrsleitenden kann aber außerdem zu einer Verkehrsleitung führen, die auf die vorhandenen Anlagen überhaupt nicht die erforderliche Rücksicht nimmt, diese Anlagen vielmehr in unrichtiger Weise ausnutzt, indem namentlich ohne zwingende Gründe die Anlagen und Einrichtungen an einer Stelle überanstrengt, an andern Stellen aber ungenügend in Anspruch genommen werden. Und jeder derartige Fehler in der Verkehrsleitung ist mit unnötigen Ausgaben, also mit einer Verteuerung des Transports verbunden, durch die die Allgemeinheit Schaden leidet.

Wenn sich sonach schon für die bisher besprochene dienstliche Leitung des Verkehrs technisches Wissen und Verständnis in sehr wichtigen Dienstzweigen als notwendig und allgemein zum mindesten als nützlich ergibt, so ist das bei der eigentlichen Betriebsführung in noch stärkerem Maße der Fall. Denn die Beurteilung fast aller hierbei in Betracht kommenden Anordnungen und Handlungen erheischt unbedingt technisches Wissen. Die Einrichtungen, die zur Bildung und Zusammensetzung der Züge dienen, also die Bahnhöfe, ihre Benutzung, die nach den Streckenverhältnissen zu bestimmende Zahl und Stärke der Züge, und nicht zum wenigsten die Sicherung des Betriebs auf der Strecke und auf den Bahnhöfen, alles das ist technischer Natur, und hier gilt das oben über etwa notwendig werdende Veränderungen und Verbesserungen der Anlagen und deren Benutzung Gesagte in noch höherem Maße. Wenn der Betriebsleitende nicht aus eignem Wissen und Können darüber urteilen und bestimmen kann, wie er die bestehenden Anlagen und Einrichtungen den gegebenen Betriebsverhältnissen entsprechend am besten ausnutzt oder, soweit notwendig, nach deren Bedürfnissen umgestaltet und erweitert, so leidet die gute und sichere

Betriebsführung Schaden und damit naturgemäß auch die gute wirtschaftliche Ausnutzung der Verkehrsanstalt.

Tatsächlich ist ja denn auch bei den deutschen Eisenbahnen, ebenso wie bei vielen Bahnen der angrenzenden Länder die Betriebsleitung entweder vollkommen in den Händen der Techniker, oder diese üben zum mindesten einen entscheidenden Einfluß auf diese aus. Und diesem Umstande ist es in erster Linie zu danken, daß unsre deutschen Bahnen betriebstechnisch und namentlich in der Gestaltung der großen Personen- und Güterbahnhöfe, sowie in der Betriebssicherheit die erste Stelle einnehmen, daß sie namentlich in den Bahnhofsanlagen und ihren Sicherungseinrichtungen so manchen andern Bahnen überlegen sind, wo die in Deutschland übliche enge Wechselwirkung zwischen Bau und Betrieb fehlt und daher den Betriebsleitenden vielfach das nötige Verständnis für Fragen der Ausgestaltung der Bahnhöfe u. s. w. abgeht, während umgekehrt die für den baulichen Zustand der Bahn Verantwortlichen nicht immer genügend im Betriebe bewandert sind.[1])

Aber dieses für Deutschland günstige, aus der Leitung des Betriebs durch die im Eisenbahnbau erfahrenen Kräfte und die Schulung der letzteren im Betriebe entspringende Verhältnis könnte noch bessere Früchte tragen, namentlich in finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht, wenn den Technikern durch einen übermäßigen Einfluß der juristisch vorgebildeten Verwaltungsbeamten der Eisenbahnverwaltung — ganz zu geschweigen von der eigentlichen gesonderten Finanzverwaltung — nicht in finanzieller Hinsicht oft die empfindlichsten Fesseln angelegt würden. Denn die eigentliche Finanzverwaltung der Eisenbahnen — wenigstens in Preußen und unsers Wissens auch in andern deutschen Staaten — liegt wieder in den Händen der Verwaltungsbeamten alter Schule, diesen steht im Zweifel die Entscheidung zu, während diese doch bei allen technischen Anlagen und Einrichtungen, einschließlich der Materialbeschaffung, doch bei den Technikern liegen müßte, die allein das erforderliche Sachverständnis über die beste Verwertung der bereitzustellenden Mittel haben und daher auch allein die Verantwortung dafür zu tragen vermögen, daß getreu den Zielen ihrer Wissenschaft mit den kleinsten Mitteln das Größte geleistet werde. Gewiß wird kein Verständiger verlangen, daß etwa die Verwaltungsbeamten aus den Zweigen der finanziellen und wirtschaftlichen Verwaltung einer Verkehrsanstalt ganz entfernt werden sollten, denn es kommen auf diesen Gebieten zweifellos sehr viele Gesichtspunkte mit in Betracht, wo deren Mitwirkung von großem Werte ist, aber die Entscheidung sollte bei technischen Anlagen und Einrichtungen nicht ihnen, sondern den für die bestmögliche Gestaltung dieser Anlagen und Einrichtungen verantwortlichen Technikern auch bei finanziellen Fragen zustehen.

---

[1]) Auch in Nordamerika wird neuerdings, deutschen Vorgängen folgend und Hand in Hand mit einer besseren Ausgestaltung der Bahnhöfe, die Betriebsleitung mehr und mehr Technikern übertragen, zugleich überweist man diesen aber auch die obersten Stellen des Verkehrswesens, die bisher fast ausschließlich von Kaufleuten verwaltet wurden.

Würde man nun den Technikern auch in der Leitung des Verkehrs einen maßgebenden Einfluß einräumen, so könnte dadurch, wie oben gezeigt, auch der Verkehrsdienst nur gewinnen, die enge Verbindung zwischen Verkehrsdienst und Betriebsführung würde zum Vorteil beider Dienstzweige noch inniger, die Leitung der Frachten über die betriebs- und verkehrstechnisch leistungsfähigsten Linien, die bestmögliche Ausnutzung aller Anlagen wäre besser und sicherer gewährleistet als gegenwärtig, und daraus würden für die Gemeinwirtschaft zweifellos nicht unbeträchtliche Vorteile sich erzielen lassen.

Zum mindesten sollte man den jungen, in die Eisenbahnverwaltung eintretenden Technikern die Möglichkeit offen lassen, nach freier Wahl sich auch in dem Dienstzweig der Verkehrsleitung zu schulen und zu betätigen, es würde sich ja dann voraussichtlich bald zeigen, ob unsre Annahme, daß Techniker zur Leitung des Verkehrs mindestens so gut, wahrscheinlich aber besser geeignet seien als juristisch vorgebildete Verwaltungsbeamte, zutreffend ist oder nicht. Vereinzelt sind z. B. in Preußen ja solche Erfahrungen schon gemacht worden, und sie sollen ganz im Sinne unsrer Annahmen ausgefallen sein. Ja, es würden sich gewisse Zweige des Verkehrsdienstes in den Direktionen der preußischen Staatsbahnen recht wohl zum mindesten versuchsweise den Betriebsdezernenten übertragen lassen, z. B. das sogenannte Beförderungsdezernat, und es würde sich ja dann bald zeigen, ob dadurch nicht der ganze Dienstbetrieb gewinnen könnte. Auch die Geschäfte mancher Verkehrsinspektion würden sich auf die betreffenden Betriebsinspektionen übertragen lassen, besonders wenn die wichtigeren Dienstzweige der Verkehrsinspektionen auf die Direktionen übertragen würden, wo sie eigentlich hingehören. Warum werden mit solchen Vorschlägen, die ja durchaus nicht in allen Beziehungen neu sind, keine Versuche gemacht, warum lehnen insbesondere die in solchen Organisationsfragen allmächtigen Verwaltungsbeamten grundsätzlich die Anträge junger Techniker, in den Verkehrsdienst einzutreten, ab? Fast möchte man meinen, sie fürchteten, den Ast ab- oder doch wenigstens anzusägen, auf dem sie sitzen, und wenn dem so sein sollte, läge darin allerdings der beste Beweis für die Richtigkeit unsrer Annahmen. Ist aber, wie wir zur Ehre der Betreffenden gerne annehmen wollen, diese Voraussetzung nicht richtig, so sollten sie sich gegen solche Versuche um so weniger ablehnend verhalten. Es wäre gewiß eine dankbare Aufgabe des preußischen Eisenbahnministers, der ja nicht von der älteren Verwaltungsschulung angekränkelt ist, wenn er hier energisch durchgriffe. Seine juristisch vorgebildeten Räte werden ihm freilich zu solchen Versuchen nicht raten!

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Stellung der Techniker in der Leitung städtischer technischer Betriebe. Auch in diesen ist zum Schaden der Sache der Einfluß der Techniker vielfach ein ungenügender, und diese Tatsache ist um so bedauerlicher, je mehr sich in den städtischen Verwaltungen die technischen Betriebe ausdehnen. Es sei hier neben den seit langem bestehenden Gas- und Wasserbeschaffungsanlagen namentlich an die Entwässerungen, die Elektrizitätswerke, das Straßenbahnwesen, die Aufgaben der Müllbeseitigung u. s. w. erinnert.

Bald sind in den Städten die technischen Aufgaben zahlreicher als die andern, und es wird hohe Zeit, daß die städtischen Vertretungen im Interesse guter Wirtschaftsführung dafür sorgen, daß den in diesen Dingen wirklich Sachverständigen, d. h. den Technikern, der maßgebende Einfluß bei ihrer Lösung und der Leitung und Verwaltung der zugehörigen Betriebe zuerkannt wird. Manche Stadt würde sogar nicht schlecht fahren, wenn sie sich einen geeigneten Techniker zum Bürgermeister nähme. Ja, das soll in Hessen sogar schon vorgekommen sein, und der Betreffende ist sogar später hessischer Finanzminister geworden, ohne daß man gehört hätte, daß die hessischen Finanzen dadurch zugrunde gerichtet worden sind. Kann technisches Wissen und Können und darauf beruhendes wirtschaftliches Verständnis nicht auch in andern deutschen Staaten, namentlich in der Leitung staatlicher Verkehrsanstalten, anerkannt werden?

Ueber die Bedeutung der Genußmittel in der Nahrung.

Von

Carl Voit.

(Schluß.)

Schlimmere Folgen als Tee und Kaffee haben bei übermäßigem Genusse bekanntlich die als allgemeine Genußmittel so verbreiteten gegorenen alkoholischen Getränke. Man hat früher ihren wahren Wert vielfach weit überschätzt und ihre bösen Eigenschaften nicht gehörig erkannt. Der Alkohol ist allerdings nach unsrer Definition streng genommen ein Nahrungsstoff: er erspart wahrscheinlich etwas Eiweiß und durch seine Verbrennung im Körper wohl auch eine entsprechende Menge von Fett; aber man nimmt ihn nicht deshalb auf, denn man könnte ihn dann durch eine geringe Menge eines Nahrungsstoffs, z. B. durch ein paar Gramm Stärkemehl in einem Bissen Brot ersetzen; man will vielmehr seine eigentümlichen Wirkungen auf die Nervenzentralorgane, die jedoch dadurch bald schwere Schädigungen erleiden können. Man glaubt noch vielfach, der Alkohol stärke und man vermöchte unter seinem Einfluß größere Leistungen zu vollbringen; dies ist ein unseliger Irrtum. Es hat sich namentlich bei Soldaten, zuerst im nordamerikanischen Kriege, mit aller Sicherheit herausgestellt, daß sie ohne Alkohol viel ausdauernder sind und mehr leisten als mit diesem, weshalb endlich auch in der deutschen Armee der Verbrauch stärkerer alkoholischer Getränke zu vermindern gesucht wird. In unglaublicher Verblendung hat man den Wein die Milch der Greise genannt und eines der vorzüglichsten Nahrungs-

mittel mit einem Getränke verglichen, das so gut wie keine Nahrungsstoffe bietet; ein Schluck starken Weines übt allerdings bei alten und geschwächten Leuten, als Arznei genommen, vorübergehend eine belebende Wirkung aus. Von den traurigsten Folgen ist jedoch, wie man nicht oft und dringlich genug hervorheben kann, der regelmäßige Genuß größerer Mengen alkoholischer Getränke auf die Gesundheit des einzelnen sowie auf den Wohlstand und das Glück der Familien, wie wir es leider so vielfach erfahren. Der Branntwein sollte ganz vermieden und verboten werden. Auch das so wohlschmeckende Bier, das man gewöhnlich für ganz unschuldig, ja für besonders gesund und nahrhaft hält, wird, allerdings in viel geringerem Grade wie der Branntwein, verderblich, weil es nur zu häufig in so übermäßig großer Quantität aufgenommen wird. Es ist ja ebenfalls im strengen Sinne des Wortes ein Nahrungsmittel, da es außer dem Alkohol nicht unbedeutende Mengen eines löslichen Kohlehydrates enthält; es ist aber als solches viel zu teuer, denn 30 Gramm Kohlehydrat in einer Semmel kosten 3 Pfennig, in einem halben Liter Bier 13 Pfennig. Außerordentlich beklagenswert sind die Trinksitten oder die Trinkunsitten bei einem Teil der studierenden deutschen Jugend; sie sind eines denkenden, freien Menschen unwürdig, und es ist unbegreiflich, wie sie trotz aller Warnungen so lange festgehalten werden können; auch in andern gebildeten und ehrliebenden Kreisen gilt die Trunkenheit nicht als etwas Schimpfliches, sondern als etwas Spaßhaftes, so zwar, daß man in diesem Zustande Dinge tun darf, die man sonst als verabscheuenswert verdammt. Wie groß die Begierde nach Alkohol ist, zeigt sich daraus, daß bei vielen Völkern in besonderer Weise alkoholische Getränke hergestellt werden; der Kumys oder Milchwein wird schon seit Jahrhunderten von den nomadischen Völkern Rußlands und Asiens aus Stuten- oder Kamelmilch bereitet; in Japan ist der Sake oder Reiswein ein Lieblingsgetränk, ebenso der Mirin, ein süßes, mit Alkohol versetztes, auch aus Reis hergestelltes Getränk; im tropischen Amerika wird aus dem Saft einer Agave durch Gärung ein weinartiges Getränk, Pulque fuerte oder Met genannt, gewonnen. Die alkoholischen Getränke sollten höchstens nur als in geringer Menge aufzunehmende Genußmittel angesehen werden. Das Kauen oder Rauchen von Tabak wirkt zunächst ebenfalls lokal auf die Schleimhaut der Mundhöhle und des Rachens und löst dort Geschmacks- und Gefühlsempfindungen aus; dann aber bringt das in das Blut aufgenommene giftige Nikotin Veränderungen in gewissen Nervenzentralorganen hervor, die bei unmäßigem Genuß allerlei Schädigungen der Gesundheit bedingen.

Ganz außerordentlich unheilvoll sind endlich noch die speziell narkotischen Mittel, die man wegen ihrer geradezu entsetzlichen Wirkungen auf das Gehirn nicht zu den Genußmitteln, sondern zu den wirklichen Giften rechnen muß, wenn sie auch vorübergehend angenehme Empfindungen, Träume von Glück hervorrufen. Es ist hierher zu zählen das Opiumrauchen in China, das Einspritzen von Morphiumlösungen unter die Haut, das Rauchen des aus den Blüten des indischen Hanfs hergestellten Haschisch in Persien und Ostindien sowie der Gebrauch des giftigen Kokains, das in den Blättern des in Peru und Bolivien

kultivierten, zu den Rotholzarten gehörigen Kokastrauches enthalten ist; die Blätter werden von den Eingeborenen gekaut, wodurch das Bedürfnis nach Nahrung vermindert oder der Hunger nicht fühlbar werden soll bei bleibender Befähigung zu großen Anstrengungen; neuerdings kommt in Südamerika das Schnupfen des mit Zucker vermischten reinen Kokains in Gebrauch, was aber die allerschlimmsten Folgen nach sich zieht.

Aus allen diesen Betrachtungen über die Wirkungen der Genußmittel ergibt sich die allbekannte, leider nicht immer befolgte weise Lehre, daß jede Uebertreibung, auch im Genusse, zu Schädigungen und zum Bösen führt; das dem Menschen gegebene Denken sollte ihn das Richtige und Gute wählen und Maß halten lassen.

Nach dem bisher Gesagten sind die Genußmittel in unsrer Nahrung viel verbreiteter und mannigfaltiger, als man gewöhnlich annimmt: ohne sie besteht kein Mensch und kein Tier. Wir können uns jetzt denken, wie es wäre, wenn wir keine Geschmackssinnesorgane und keine Geschmacksempfindungen hätten oder alle Nahrungsmittel und Speisen den gleichen Geschmack besäßen. Selbst die einfachste Kost, auch die Pflanzenkost, enthält ihre Genußmittel, die sie wohlschmeckend machen und den Appetit erregen. Der Dürftigste, der mühselig sein tägliches Brot verdient, genießt gerne sein einfaches und kärgliches Mahl, wobei allerdings oft der Hunger der beste Koch ist, und erfreut sich an seiner Schmackhaftigkeit vielleicht mehr als der verwöhnte Reiche an lukullischer Tafel. Auch das Tier braucht in seinem Futter die ihm wohlschmeckenden Genußmittel: es verschmäht das ihm nicht schmeckende und ist hierin häufig noch wählerischer als der Mensch. Ich habe oft zum Schaden meiner Ernährungsversuche die Erfahrung machen müssen, daß manche Hunde nicht zu bewegen sind, ein für diese Tiere sonst Geeignetes zu verzehren und eher Hungers gestorben wären; das weidende Rind oder Schaf frißt nicht alle Gräser, sondern sucht, beständig umhergehend, das ihm Zusagende aus; selbst die niedersten Tiere gehorchen diesem Gesetze: eine Raupe lebt von einer ganz bestimmten Pflanze und läßt die übrigen unberührt; der Mistkäfer riecht auf die größte Entfernung das Aas und ernährt sich davon.

Besonders für solche Menschen, die den Appetit verloren haben und kaum zu bewegen sind, etwas Speise aufzunehmen, für Kranke und Rekonvaleszenten ist, wie vorher schon hervorgehoben wurde, die richtige Auswahl der Genußmittel in den Speisen von wesentlicher Bedeutung; man muß ihnen durch die angenehme Empfindung die geeigneten Speisen förmlich einzuschmeicheln suchen und in ihnen nach und nach die Lust zum Essen erwecken, sowie dem längere Zeit untätig gewesenen Magen und Darm die Fähigkeit wiedergeben, die Nahrungsstoffe zu verändern und in die Säfte aufzunehmen.

Jedes Volk hat seine besonderen Genußmittel oder Geschmäcke, jeder Mensch seine Lieblingsspeisen und jedes Tier das ihm besonders zusagende Futter. Es spielen hierin allerdings die Gewohnheit, auch die die Geschmäcke ändernde Mode und vor allem individuelle Eigenschaften eine große Rolle, so daß be-

kanntlich nichts wechselvoller ist als der Geschmack und man mit Recht sagt: de gustibus non est disputandum, aber man muß doch auf diese verschiedenen Geschmäcke Rücksicht nehmen: der Süddeutsche hält manche Gerichte der norddeutschen Küche für wenig schmackhaft, und umgekehrt sagen dem Norddeutschen manche in Süddeutschland gebräuchliche Speisen nicht zu; der altbayrische Soldat war im deutsch-französischen Kriege nicht zu vermögen, die großen Portionen des vortrefflichen geräucherten Speckes zu verzehren wie der preußische; die französische Küche ist eine ganz andre wie die englische oder italienische. So hat fast jedes Volk der Erde seine charakteristische Art der Ernährung, obwohl bei allen die Nahrungsstoffe die gleichen sind und der gleiche Zweck erreicht werden soll, so daß eigentlich nur die Genußmittel die Verschiedenheiten bedingen. Es wäre höchst interessant, die Speisen der alten Griechen und Römer, der Spartaner, der alten Germanen und andrer Völker der Vorzeit genau zu kennen und kosten zu dürfen.

Nicht nur die durch die Genußmittel der Speisen erweckte angenehme Geschmacksempfindung erregt den Appetit und beeinflußt die Verdauungsvorgänge, es wirken noch andre Eindrücke bei dem Genusse mit, die man für gewöhnlich nicht beachtet oder für bedeutungslos hält. Es ist nämlich auch das Sehen dabei von bestimmendem Einfluß. Das einfachste Mahl muß auf eine für das Auge wohlgefällige Weise zubereitet sein und vorgesetzt werden; der erfahrene und geschickte Koch verwendet bei einem opulenten Gastmahl seine ganze Kunst auf die äußerliche Ausstattung der Gerichte. Man tischt daher die Speisen sauber auf, damit sie uns appetitlich erscheinen. Sobald das Auge irgend etwas Unschönes daran entdeckt, ruft das sonst beste Gericht Widerwillen und Ekel hervor, die es verschmähen lassen; auf unsauberen Schüsseln oder in unreinlichen Lokalitäten schmeckt es uns nicht. Das Sehen der Speise beeinflußt aber nicht nur dadurch die Geschmacksempfindung, daß wir Ungewöhnliches an ihr erkennen, sondern auch dadurch, daß wir darauf hingewiesen werden, auf welchen Geschmack wir unsre volle Aufmerksamkeit richten müssen; es ist bekannt, daß selbst gute Weinkenner mit verbundenen Augen nur sehr schwer Weißwein und Rotwein voneinander zu unterscheiden vermögen. Ebenso sind wir, wenn uns bei verbundenen Augen mit dem Löffel verschiedene Speisen gereicht werden, ganz im unklaren, welche Speise es ist, und es schmeckt uns nicht, da wir nicht wissen, ob uns nicht etwas Ekelhaftes gegeben wird; Blinde müssen deshalb ihren Geschmacksinn durch besondere Uebung verfeinern. — Selbst Vorstellungen wirken bei dem Essen auf den Appetit ein. Es ist bekannt, wie manche empfindliche Leute durch irgendeine Vorstellung von etwas ihnen ekelhaft Erscheinendem sich die Mahlzeit verderben lassen, z. B. durch Tischgespräche von Medizinern. Auch die Stimmung, in der wir uns befinden, ist von Wichtigkeit; bei Aerger oder Kummer bekommt uns das Essen nicht, und wir magern deshalb dabei ab. Ein mit fröhlichen Kindern oder mit guten Freunden besetzter Tisch, ein heiteres Gespräch oder frisches Lied dabei gehören auch zu den Genußmitteln der Mahlzeit. Wir verdauen sicherlich anders bei der Aussicht auf eine schöne Gegend

als auf Kerker- oder Klostermauern. Bei lukullischen Mahlen wird auch noch in andrer ausgedehnter Weise für Sinnengenuß gesorgt: für eine Augenweide durch ausgesuchte Pracht der Tafel und der Umgebung, für den Geruchsinn durch wohlriechende Blumen und Düfte, für einen Ohrenschmaus durch liebliche Musik.

Es ist allerdings richtig, daß die Ansprüche an die Genußmittel der Nahrung sehr verschieden sind und daß viele auch darin nicht das richtige Maß zu halten wissen und sich eine unnatürliche Verfeinerung der Sinnesorgane angewöhnen, so daß nur durch stets steigende, raffinierte Erhöhung des Genusses noch ein weiterer Genuß geschaffen werden kann. Derjenige, der sich die Freude an dem Einfachen erhält und nur selten feinere Genüsse sucht, hat wohl den größten und reinsten Genuß. Man muß bedenken, daß es sich hier immerhin nur um einen niederen Genuß und nicht um ein höheres Ziel des Menschen handelt, da es doch zumeist nur darauf ankommt, die gewöhnliche, einfache Nahrung gerne aufzunehmen. Mit der verfeinerten Ausbildung des Instrumentes steigert sich nicht entsprechend die Freude am Genuß. Die Ausbildungsfähigkeit des Geschmacksinnes und seine durch Uebung erhaltene Verfeinerung ist in extremen Fällen eine außerordentlich große: sie ist so verschieden wie das Tastgefühl einer feingebildeten Hand gegenüber der schwieligen eines Arbeiters. Man braucht nur einen Feinschmecker, z. B. einen Weinkenner, zu beobachten, wie er, ohne sich aller der Vorgänge bewußt zu werden, den Wein prüft, ihn in kleinen Schlucken in den Mund nimmt, mit den Geschmacksinnesorganen, die an der Spitze der Zunge andre Empfindungen geben wie an der Wurzel der Zunge, in Berührung bringt, durch ganz bestimmte Bewegungen der Zunge an die Sinnesorgane andrückt, um zu ersehen, wie verwickelt solche Prüfungen sind.

Wir lernen die hohe Bedeutung der in richtigem Maße aufgenommenen Genußmittel, die uns nach dem Gesagten nicht bloß angenehme, sondern auch nützliche und unentbehrliche Genüsse verschaffen, erst gehörig würdigen, wenn wir bedenken, daß für diese auch bei den bescheidensten Ansprüchen viel mehr Geld ausgegeben wird als für die reinen Nahrungsstoffe. Denn um nur Nahrungsstoffe, z. B. Eiweiß, zuzuführen, könnte man ebensogut den bei der Stärkemehlbereitung abfallenden geschmacklosen Kleber nehmen oder die wohlfeilsten Fleischteile statt der teueren Stücke der saftigen Lende des Rindes oder statt der Rebhühner, Forellen, Hummern und Austern. Ganz merkwürdig ist der enorme Verbrauch eines der beliebtesten und verbreitetsten Genußmittels, des süßen Zuckers, nach dessen Geschmack wir häufig das, was uns besonders lieb ist, benennen; wir essen ihn für gewöhnlich nicht, weil er auch ein wichtiger Nahrungsstoff ist, denn in dieser Beziehung könnte das geschmacklose Stärkemehl oder Dextrin die gleichen Dienste tun; die Menschen und Tiere lieben den Zucker vielmehr wegen seines süßen Geschmackes; Moses tröstete sein Volk in der Wüste mit der Verheißung, er werde es in ein Land führen, wo Milch und Honig fließt. Selbst die Getränke, in denen wir dem Körper das nötige Quantum des Nahrungsstoffes „Wasser“ bieten, müssen ihre Genußmittel haben; wir ver-

schmähen das geschmacklose destillierte Wasser zu trinken und lieben das kühle Quellwasser mit seinem Gehalte an freier oder gebundener Kohlensäure; aber auch das reine Trinkwasser genügt dem verwöhnten Gaumen vielfach nicht mehr, es werden bekanntlich in ganz enormen Quantitäten die natürlichen oder künstlichen kohlensauren Wässer, Limonaden und Fruchtsäfte, außer den unter den allgemeinen Genußmitteln aufgeführten Getränken, benutzt, um in angenehmer Weise dem Körper das nötige Wasser zu geben. Man stellt jetzt sogar alkoholfreie Weine und Biere dar. Die Polynesier und Fidschi-Insulaner machen sich als Getränk den Kawa, indem sie, wie mir Herr Professor Max Buchner mitteilte, die Wurzel einer Pfefferart (Piper methysticum) fein zerkauen und dann mit Wasser auslaugen; das gleich nach der Bereitung aufgenommene Getränk schmeckt eigentümlich und hinterläßt einen aromatisch pfefferigen Nachgeschmack mit längere Zeit andauernder Kühlung des Gaumens, so daß das Kawatrinken gegenüber dem dort stets lauwarmen Wasser doch ein Genuß ist.

Der Konsum der Tausende von gut schmeckenden nahrhaften Speisen, wie wir sie z. B. in den Delikatessenläden ausgestellt sehen, und die nur wegen ihrer Genußmittel so teuer zu stehen kommen, ist ein überaus großer. In England rechnet man z. B. eine jährliche Ausgabe von 80 Millionen Mark allein für Austern. — Aber auch der Verbrauch der im wesentlichen nur als Genußmittel in Betracht kommenden Substanzen, wie Tee, Kaffee, Wein, Bier, Fleischextrakt, Gewürze, Tabak u. s. w., ist ein geradezu fabelhafter, und es werden die größten Summen dafür bezahlt. Der Kaffeegenuß verursacht in Deutschland jährlich die Kosten von 250 Millionen Mark. Die mächtigsten Industrien sind eingerichtet, und ausgedehnte Flächen fruchtbaren Bodens werden bebaut, nur um Genußmittel für die Menschen zu produzieren. Die Länder, in denen die Weinrebe wächst, könnten wertvolle Nahrungsmittel, Getreide und Brot, liefern; zur Herstellung eines Liters guten Biers hat man einen halben Liter Gerste nötig, deren Eiweiß der Nahrung des Menschen verloren geht, und zur Deckung des jährlichen Bierkonsums der Stadt München allein muß eine Fläche Landes von 9,4 deutschen Quadratmeilen mit Gerste bepflanzt werden; im Jahre 1878 betrug der Bierkonsum in München bei 230 000 Einwohnern über 130 Millionen Liter, die bei 24 Pfennig für den Liter einen Aufwand von 31 Millionen Mark repräsentieren. — Eines der wichtigsten vorher schon erwähnten Genußmittel, das Kochsalz, von dem allerdings ein Teil die Rolle eines Nahrungsstoffes spielt, wird von Menschen und Tieren mit Begierde gesucht und aufgenommen. Die meisten Speisen können ungesalzen kaum von uns genossen werden. In salzarmen Gegenden wird es als größter Leckerbissen geschätzt und gegen die kostbarsten Güter eingetauscht; ja es sind schon blutige Kriege nur wegen dieses Genußmittels um den Besitz von Salinen und Steinsalzlagern geführt worden.

Ueber die Anwendung der Genußmittel ist endlich noch etwas Weiteres, sehr Wesentliches, zu berichten. Es ist nämlich eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß die Genußmittel der Nahrung in einer gewissen Abwechslung geboten werden müssen, sonst treten bald statt der angenehmen Empfindungen

unangenehme ein, und die Unlust, die Uebersättigung folgt der Lust. Es ist hier ebenso wie bei allen andern Reizen und Genüssen, für die man bei längerer Einwirkung abgestumpft wird. Es war bei Nichtbeachtung dieser Tatsache lange Zeit unmöglich, den fortwährenden Wechsel der Nahrungsmittel und deren Zubereitung in der Kost des Menschen zu begreifen; man wurde von der richtigen Erklärung abgelenkt, weil man früher dabei immer nur an die Wirkung von Nahrungsstoffen dachte und meinte, wir wechselten mit den Speisen, um uns die nötigen Nahrungsstoffe zuzuführen. Die vorher schon berichteten schlimmen Folgen einer einförmigen Kost sind in Gefängnissen, Armenhäusern u. s. w. ersichtlich, wenn alles für die mittägliche Hauptmahlzeit Nötige in einem einzigen breiartigen Gerichte von stets gleichem Geschmacke gegeben wird; durch Sorge für schmackhafte Herstellung und für Abwechslung im Geschmack läßt sich mit den nämlichen Nahrungsmitteln dem Uebel abhelfen.

Nimmt man eine anfangs recht wohlschmeckende Speise in zu großer Menge auf und überessen wir uns an ihr oder erhält man sie zu oft nacheinander vorgesetzt, so stumpft sich die Empfindung für diesen Eindruck ab, die Genußmittel erregen uns dann nicht mehr in der richtigen Weise oder rufen sogar unangenehme Gefühle hervor, und es ist, als ob wir die Nahrungsstoffe ohne Genußmittel aufnähmen.

In wenigen Minuten kann der Geschmack von angenehm zu unangenehm umschlagen. Je ausgesprochener und intensiver der Geschmack einer Speise ist, desto rascher widert sie uns an. Darum vermögen wir nur wenige Speisen Tag für Tag in größerer Menge zu genießen, wie z. B. unser täglich Brot, das neben andern Nahrungsmitteln stets eine willkommene Zutat ist; ein süßer Kuchen, wenn er auch Eiwiß und Kohlehydrate in der nämlichen Quantität liefert, könnte das Brot auf die Dauer nicht ersetzen. Auch für Unangenehmes stumpft sich der Geschmack allmählich ab; eine etwas angebrannte Suppe schmeckt bekanntlich bei den ersten Löffeln recht unangenehm, später wird viel weniger davon wahrgenommen.

Nur in einzelnen Fällen vermag sich deshalb der erwachsene Mensch längere Zeit in allen Mahlzeiten mit der gleichen Speise zu ernähren: sie wird ihm bald zuwider. Wir lieben die Abwechslung, nicht um andre Nahrungsstoffe, die ja in den meisten Gerichten die gleichen sind, zuzuführen, sondern vor allem um durch die verschiedenen Genußmittel den Appetit zu reizen. Ich weiß von Personen, die ihr einfaches Mittagsmahl in Gasthäusern Münchens zu sich nehmen, daß sie, wenn sie auch in der ersten Zeit mit einem ganz zufrieden sind, doch genötigt sind, von Zeit zu Zeit das Gasthaus zu wechseln, da in jedem die Kost in allzu gleichförmiger Weise zubereitet wird.

Auch diejenigen Völker, die fast ausschließlich ein einziges Nahrungsmittel, wie z. B. Reis, Mais, Kartoffeln oder Gebäcke aus Mehl genießen, essen doch zumeist noch allerlei Substanzen dazu, die zum Teil als Eiweißträger dienen, insbesondere aber als Genußmittel; sie nehmen wechselnde Gewürze, heute eine Zwiebel, morgen ein Stück pikant schmeckenden Käse oder einen getrockneten

Fisch, die Brühe von getrocknetem Obst oder von Schwämmen, Sauermilch u. s. w. Anderseits bereitet man aus dem gleichen Nahrungsmittel verschiedene Gerichte, z. B. aus Weizen- oder Roggenmehl: Brot, Nudeln, Schmarrn, Knödel, Spätzle u. s. w. unter mancherlei Zusätzen. Das genaue Studium der Kost der verschiedenen Völker der Erde würde uns hierin noch so manches lehren. Wir wissen von den Japanern, daß sie zu ihrer Hauptspeise, dem Reis, vielerlei wechselnde Genußmittel bereiten und zusetzen; auch der Engländer gebraucht bekanntlich verschiedene pikant schmeckende Saucen, um dem gebratenen Fleisch wechselnde Geschmäcke zu geben. Es ist vorher schon darauf hingewiesen worden, daß auch die Tiere nach einem Wechsel in den Genußmitteln suchen, indem z. B. das Vieh auf der Weide beständig unter den Kräutern auswählt. Ich kenne eigentlich nur einen Fall, wo Menschen sich mit einer einzigen Speise ohne irgendeinen weiteren Zusatz begnügen, das sind die italienischen Arbeiter, die in der Fremde nur von dem stets in gleicher Weise mit Wasser und etwas Salz als Polenta gekochten Mais leben und doch immer erneut sich daran erfreuen.

Für unsern in dieser Hinsicht schon recht verwöhnten Gaumen fällt es sogar schwer, den Gesamtbedarf an Nahrung für mehrere Tage, ja selbst für einen einzigen Tag in der nämlichen Speise aufzunehmen, wenn sie auch bei den ersten Mahlzeiten noch so gut schmeckt. Einer der mit Sicherheit meint, drei Tage und mehr nur gebratenes Rindfleisch oder Polenta oder Risotto oder Gebäcke aus Mehl genießen zu können, welche Speisen ihm in gewisser Menge reichlich Nahrungsstoffe bieten, nimmt nach einigen Mahlzeiten, wie wir oft bei unsern Ernährungsversuchen am Menschen erfahren haben, zu seiner Verwunderung wahr, daß sein Beginnen ein recht schwieriges ist und große Ueberwindung kostet, ja daß er aus Widerwillen infolge des immer gleichen Geschmackes davon ablassen muß.

Um einen beständigen Wechsel in der Geschmacksempfindung zu bekommen, nehmen die meisten Menschen ihre Nahrung in den mannigfaltigsten Gerichten auf, aus verschiedenen Nahrungsmitteln oder aus ein und demselben Nahrungsmittel in häufig veränderter Zubereitung hergestellt. Aus diesem Grunde wechseln wir Tag für Tag mit den Speisen und sind zumeist nicht zufrieden, wenn die gleiche Speise uns zu häufig vorgesetzt wird. Auch an ein und demselben Tage genießen wir deshalb für gewöhnlich bei den drei Hauptmahlzeiten nicht das gleiche, sondern etwas andres zum Frühstück als zum Mittagessen oder zum Abendessen. Ja selbst bei der nämlichen Mittagsmahlzeit vermögen wir uns nur selten in einer einzigen Speise genügend Nahrungsstoffe zuzuführen; wir müssen den Bedarf zumeist in mehreren verschiedenschmeckenden Gerichten aufnehmen, gewöhnlich in Suppe, Fleisch und Gemüse, um neben den nötigen Nahrungsstoffen auch den nötigen Wechsel in den Genußmitteln zu bekommen. Zwischen den einzelnen Speisen oder nach Aufnahme einer Portion der gleichen Speise pflegen wir ein Stückchen Brot mit seinem wenig hervorstechenden Geschmack zu essen, um die Geschmacksempfindung von neuem zu steigern. Denn, wie wir

schon vorher gehört haben, das, was uns eben noch ganz vortrefflich mundete, sagt uns bei weiterer Zufuhr schon sehr bald nicht mehr zu, wir können nicht mehr davon essen, wohl aber von etwas anderm, anders Schmeckendem; wir sind von der einen Speise gesättigt, sie widersteht uns, während eine andre von einem andern Geschmacke noch mit vollem Appetit aufgenommen werden kann.

Daraus wird es auch klar, warum es nicht gleichgültig ist, in welcher Reihenfolge wir die Speisen folgen lassen: sie muß so gewählt werden, daß sich die Geschmäcke nicht stören, sondern vielmehr sich erhöhen. Man hat nämlich bei Versuchen gefunden, daß die Geschmacksorgane, wenn sie durch bestimmte schmeckende Stoffe erregt worden sind, für andre Stoffe entweder empfindlicher oder weniger empfindlich sind. Es ist eine allbekannte Erfahrung, daß der Geschmack des Käses den des Weines erhöht, der Geschmack des Weines dagegen durch das Süße verdorben wird. Vielleicht dauert die Erregung der Geschmacksorgane noch eine Zeitlang an und stört so die nachkommende Empfindung; auch bei andern Sinnesorganen, zum Beispiel der Netzhaut des Auges, hat man eine Nachdauer der Erregung, wodurch die so störenden Nachbilder hervorgebracht werden. —

Nach diesen Auseinandersetzungen über die Bedeutung der Nahrungsstoffe und der Genußmittel wird die ungemein wichtige Aufgabe der Kochkunst ersichtlich. Diese muß, wie allbekannt ist, zunächst die unverdaulichen und die schwerer ertragbaren Teile der Nahrungsmittel entfernen und den letzteren dann durch die geeignete Zubereitung eine Beschaffenheit geben, daß sie möglichst leicht durch die Verdauungssäfte angegriffen werden und dabei dem Darm möglichst wenig Arbeit aufbürden. Durch das Studium der Veränderungen der Nahrungsmittel beim Kochen durch die höhere Temperatur zum Beispiel beim Sieden und Braten des Fleisches oder beim Backen des Brotes sowie bei der Einwirkung von allerlei Zusätzen, zum Beispiel von Essig, hat man einen belehrenden Einblick in diese Verhältnisse gewonnen. Die Kochkunst hat weiterhin durch Zufügung der passenden Genußmittel oder durch Erzeugung aromatischer Stoffe beim Kochen den Speisen eine solche Würze zu erteilen, daß sie mit Lust verzehrt werden; auch sollen die Speisen in einer bestimmten Folge vorgeführt werden, damit die Geschmäcke sich nicht beeinträchtigen, und in wohlgefälliger Weise auf den Tisch gebracht werden.

Dies sind alles Dinge, welche die Kochkunst längst durch die Erfahrung gelernt hat, ohne daß die Wissenschaft etwas Besonderes beizutragen vermochte. Es wird sich in der Wahl der Speisen kaum etwas Wesentliches ändern, wenn auch einmal die Wissenschaft die ganze Ernährungslehre beherrscht und das von der Kochkunst Geübte zu erklären imstande ist.

Man meint vielfach fälschlich, die wahre Kunst des Koches zeige sich bei der Herstellung opulenter Gastmahle und der Bereitung leckerer Gerichte für den Feinschmecker. Hierbei findet aber, wie schon vorher erwähnt wurde, zumeist eine Uebertreibung im Genusse statt, so daß die Kochkunst nur dem Genusse und nicht ihrem eigentlichen Zweck, die Nahrungsstoffe genießbar zu machen,

dient; der Genuß ist dann nicht mehr das Mittel zum Zweck, sondern selbst Zweck geworden und darin liegt die Uebertreibung. Das lohnendste und wichtigste Ziel der Kochkunst ist vielmehr das, den Unbemittelten und Armen ihr bescheidenes und kümmerliches Mahl mit den geringsten Mitteln und doch wohlschmeckend herzustellen.

Mit diesen durch die Empirie festgestellten Anforderungen ist jedoch die Aufgabe der Kochkunst nicht erschöpft, es kommt noch etwas dazu, was nur durch die wissenschaftliche Erkenntnis zu erreichen ist, das ist die Auswahl der Nahrungsstoffe für die einzelnen Mahlzeiten, so daß sie nicht nur in richtiger Quantität, sondern auch in richtigem Verhältnis für den gegebenen Fall dargeboten werden, um den Organismus eben auf seinem stofflichen Bestande zu erhalten. Auch hierin hat man, durch die lange Erfahrung belehrt, in manchen Fällen wohl das Richtige getroffen, aber es werden doch häufig gerade in der Relation der einzelnen Nahrungsstoffe Fehler gemacht, also in der Art, daß verhältnismäßig zuviel Eiweiß oder zuviel Fett oder zuviel Kohlehydrat gereicht wird. Während die Praxis sich leicht im düsteren Reiche der Möglichkeiten verirrt, wird die sich entwickelnde Wissenschaft zum Leitstern der Praxis werden. Die Durchleuchtung durch die Wissenschaft, das Erkennen der Ursachen der Dinge, bewirkt, daß man sicher anzugeben imstande ist, was geschehen muß: die Praxis ist in diesem Stadium die Anwendung der Theorie geworden. Mit der Ausbildung der Maschinenlehre durch die Wissenschaft ist nicht mehr, wie noch vor 70 Jahren, der Praktiker der Leiter, sondern der wissenschaftlich durchgebildete Theoretiker; ebenso in den chemischen Fabriken der auf den Hochschulen gelernte Chemiker. Und so wird einmal auf dem angegebenen Gebiete auch die Kochkunst die Lehren der Wissenschaft anwenden müssen, um in richtiger Weise den Organismus zu ernähren.

Man hofft in manchen Kreisen, es werde eine Zeit kommen, wo es der Chemie gelingen werde, die Nahrung für den Menschen künstlich durch Synthese aus den einfachsten chemischen Verbindungen darzustellen und dadurch eine wohlfeilere Nahrung zu bieten oder mehr Menschen das Leben auf der Erde zu ermöglichen. Man gibt sich hierin gewöhnlich einer Täuschung hin. Der Chemiker wird sicherlich einmal imstande sein, die einzelnen Nahrungsstoffe, namentlich auch das Eiweiß, im Laboratorium zusammenzusetzen; unsre Betrachtungen haben jedoch gelehrt, daß es mit den Nahrungsstoffen allein bei der Ernährung nicht abgetan ist. Denselben müssen ja die mannigfaltigen Genußmittel, wie wir sie in den Speisen lieben, beigesellt sein, um eine schmackhafte Nahrung darzustellen. Der Chemiker wird also wohl über kurz oder lang das geschmacklose Eiweiß synthetisch gewinnen, aber es wird ihm nicht gelingen, ein Gemisch von der uns zusagenden Beschaffenheit und dem gewohnten Geschmack zu bilden, also kein Fleisch, aus dem man ein Beefsteak oder einen Rehbraten und andre Fleischspeisen bereiten könnte; er wird lernen Stärkemehl synthetisch zusammenzufügen, frische Gemüse und köstliche Früchte mit ihrem charakteristischen Geschmack wird er nicht zustande bringen. Es stehen uns übrigens schon vielfach Nahrungs-

stoffe zur Verfügung, ohne daß der Mensch sich ihrer zu seiner Ernährung bedient; so haben wir Eiweiß in großer Menge im Kleber als Abfallprodukt der Stärkemehlbereitung, sowie Fleischpulver nach Herstellung des Fleischextraktes, sie haben aber im Volke keinen Eingang gefunden. Der Mensch wird stets aus den vorher angegebenen Gründen die natürlichen Nahrungsmittel den künstlichen Präparaten vorziehen, wenn er auch die letzteren in gewissen Fällen als Zusätze zu den ersteren gebrauchen wird. —

Unsre Darlegungen zeigen an einem recht auffälligen Beispiel, wie seit Jahrtausenden eingebürgerte Gebräuche, auf die man gewöhnlich nicht besonders achtet und die man für selbstverständlich hält, ihren tiefen Sinn und guten Grund haben; nur gelingt es der Wissenschaft zumeist erst spät, ihn zu erkennen. Besonders war es Pettenkofer, an dessen segensreiches Wirken wir uns bei diesen Vorträgen dankbar erinnern, der an solche Dinge, deren sich jeder im täglichen Leben bedient, an denen aber die meisten achtlos vorübergehen, da man glaubt, es wäre nichts mehr darüber zu sagen und man verstehe sie vollständig, als experimenteller Naturforscher mit unvergleichlichem Beobachtungstalent mit dem wissenschaftlichen Rüstzeug herantrat. Er schuf dabei die von ihm gerne so genannte „Physiologie der Umgebung" und zeigte, wie unser Befinden von so vielen Einflüssen von außerhalb des Organismus abhängig ist, an die man vor ihm kaum von seiten der Wissenschaft gedacht hatte. Seine großen Untersuchungen über die Einwirkung der uns umgebenden Luft, über die Beschaffenheit des Wassers, das wir trinken und im Haushalt benutzen, über die Eigenschaften der Kleidung, die man bis dahin nur als Schutz gegen die Unbilden der Witterung und allenfalls als Schmuck des Leibes angesehen hatte, sowie über die unsers weiteren Kleides, des Hauses, mit allen seinen Besonderheiten, ferner die über die Heizung, die Beleuchtung, die Ventilation, den Boden, auf dem wir wohnen u. s. w. brachten zum ersten Male ein richtiges Verständnis der Bedeutung dieser Faktoren für das Leben des Menschen. In gleicher Weise hat man auch die Rolle, welche die tagtäglich in jeder Speise aufgenommenen Genußmittel bei der Ernährung spielen, lange Zeit nicht gehörig gewürdigt; man verstand eben nicht, wie im Eingang dieses Vortrags betont wurde, warum wir uns mit den Nahrungsstoffen allein nicht ernähren können und warum wir aus der geringen Anzahl der uns zur Verfügung stehenden Nahrungsmittel die große Menge der verschiedenartigsten Speisen herstellen und mit diesen fortwährend abwechseln.

Die Vorgänge des Lebens in der Organisation sind die verwickeltsten, die es auf der Erde gibt, und es ist außerordentlich schwierig, selbst die einfachsten unter ihnen auf ihre nächsten Ursachen zurückzuführen. Bei dem tieferen Eindringen in dieselben erfährt man nur zu häufig, daß die Einrichtungen noch viel komplizierter sind, als man es sich gedacht hatte, und man von der vollen Erkenntnis weiter als je entfernt ist. So geht es auch mit den Vorgängen bei der Geschmacksempfindung und der Wirkung der Genußmittel. Es haben sich uns bei ihrer Verfolgung ungemein verwickelte nervöse Bahnen gezeigt, die ihre Erregung weithin andern Organen mitteilen, deren Lebenstätigkeit da-

durch in bestimmter Weise beeinflußt und geändert wird. Alle die Verbindungsbahnen, die durch die Ausbildung der Methoden der mikroskopischen Untersuchung in ungeahnter Fülle in den Gebilden des höheren tierischen Organismus gefunden worden sind und seine einzelnen Teile in den innigsten funktionellen Zusammenhang miteinander setzen, müssen jetzt genauer verfolgt und ihre Funktion erforscht werden.

Aber ob es je gelingen wird, die feineren Vorgänge in den nervösen Zentralorganen oder Ganglienzellen bei der Empfindung zu entschleiern, das ist schwer zu sagen.

Wir erkennen auf dem von uns betrachteten Gebiete, wie überall im Organismus, die wunderbarsten Einrichtungen, die uns dartun, wie alles darin in gesetzmäßiger Weise ineinander greift und bis ins kleinste wohl geordnet ist. Man klagt häufig, durch das Spezialisieren der Naturwissenschaft und das Studium der Einzelheiten verlöre man heutzutage den Blick für das Allgemeine und für den Zusammenhang der Erscheinungen. Aber nur durch die minutiöseste Spezialuntersuchung lernen wir die Vorgänge im Organismus verstehen und erhalten wir die Grundlage für die spätere Verknüpfung der Einzeltatsachen und für allgemeine Betrachtungen. Der Forscher, dem es durch mühsame Arbeit gelungen ist, eine neue Erscheinung zu beobachten und durch den Versuch eine neue Tatsache zu entdecken, wird darin den schönsten Lohn und volle Befriedigung finden, in dem Bewußtsein, einen Stein zum Ausbau des Wissens des Menschen beigetragen zu haben. Wenn sich ihm dabei die merkwürdigen Einrichtungen und Vorgänge im Organismus enthüllen, werden seine Gedanken auch auf die Zusammenhänge der Erscheinungen sich richten; er müßte ein recht geistloser Mensch sein, würde er sich nicht schließlich die Frage stellen, die das Menschengeschlecht bewegt, seit es denkt, wie dies alles so wunderbar geworden ist.

Ueber den Einfluß des Gehörorganes auf das Seelenleben des Menschen.

Von

Dr. Ernst Urbantschitsch.

Es ist eine vielfach aufgeworfene Streitfrage der menschlichen Gesellschaft, welches Los trauriger ist: das des Blinden oder das des Tauben. Zwar ist es nicht meine Absicht, diese Frage des langen und breiten zu erörtern, doch kann ich bei der Besprechung des vorliegenden Themas nicht umhin, auch meine Anschauung darüber auszusprechen.

Daß über diesen Punkt so häufig gestritten wird, finde ich vollständig begreiflich; denn oftmals genug stoßen wir in diesem Leben auf solche Unglückliche, und unwillkürlich versetzen wir uns in ihre Lage und denken nun darüber nach, welches dieser beiden Leiden wir eher auf uns nehmen würden, wenn wir schon mit einem belastet sein müßten. In diesem Sich-hinein-versetzen liegt aber die Quelle der Meinungsverschiedenheiten; denn es handelt sich bei diesen Diskussionen eigentlich nicht so sehr darum, welches Uebel das größere sei, als vielmehr, welches Uebel speziell für den Betreffenden schrecklicher sei. Das objektive Maß der Furchtbarkeit des Verlustes eines dieser Sinne könnte man bloß erhalten, wenn man statistisch vorgehen, den Grad des Unglückes bei jedem Blinden und jedem Tauben feststellen könnte und sich daraus die einzelnen Prozentsätze berechnete.

In der Objektivierung der subjektiven Anschauungen liegt der Fehler. Denn ebenso wie sich nicht gut darüber streiten läßt, was einem besser schmeckt, so kann ein Mensch schwer darüber entscheiden, was dem andern einen tieferen Eindruck macht.

Und gerade der Wert des Auges und des Ohres ist bei den verschiedenen Menschen so verschieden. Die ungebundene Kraft der Jugend wird des Auges eher bedürfen als des Ohres; der Knabe, der gewohnt war, sich im Freien herumzutummeln, würde sein Gehör gewiß mit tausend Freuden der Wiedererlangung seines Sehvermögens opfern. Die Kunst des Malers hängt von seinem Blick ab; mit dem Augenlicht verliert er seine Kunst, seinen Beruf, seine Freude. Welchen Wert hat hingegen das Ohr für den Musiker! Welche Welt ginge ihm mit seinem Gehör zugrunde!

Hierbei ist die Erwerbung des Sinnesverlustes vorausgesetzt; denn ein Vergleich setzt die Kenntnis der Dinge, die man vergleicht, voraus. Anders gestalten sich die Verhältnisse, wenn es sich um den angeborenen Mangel eines dieser Sinne handelt: hier können wir einzig die Erfahrung sprechen lassen. Der Blind- oder Taubgeborene weiß von den Schönheiten, die ihm das Auge beziehungsweise Ohr verschaffen könnten, nichts, er wird daher mit seinem Schicksal weniger unzufrieden sein. Während beim Ertaubten meist das Mißtrauen im Hinterhalt lauert, das ihn häufig von der Gesellschaft, die ihm keine Freude mehr bieten kann, sich zurückziehen und ihn mürrisch und verschlossen werden läßt, weiß der Taubgeborene bloß durch Mitteilungen andrer und durch Schlüsse, die er zieht, daß ihm etwas vorenthalten ist, was andre genießen können, und richtet seine Sehnsucht darauf, dieses geahnte Etwas zu erreichen. Erst die Hilflosigkeit, in der er sich in diesem Streben sieht, macht ihn zuweilen traurig. Beim Taubgeborenen kommt noch etwas dazu, was seine Stimmung verschlimmern mag; er sieht. Er sieht, wie sich die andern über etwas freuen, wovon er keine Ahnung hat, er sieht, wie sich seine Mitmenschen gerade mit ihm nicht verständigen können, er sieht — den Kontrast. Daß ihn all das nicht freudig bewegt, ist begreiflich. Beim Blindgeborenen steht die Sachlage etwas anders: dieser wird sich seines Mangels doch nicht so bewußt; er ist ganz darauf an-

gewiesen, seine eigne Welt zu leben, und wird sich in dieser meist auch recht zufrieden fühlen. Mit dem Augenlicht entbehrt er auch des grellen Gegensatzes, der den Tauben so schwer trifft. Und noch etwas, die meisten Menschen fühlen mit den Blinden mehr Bedauern als mit den Tauben — vielleicht auch, weil die Hilflosigkeit jener mehr zutage tritt — und werden sich daher bei jenen ganz besonders bemühen, ihnen das Leben heiterer zu gestalten.

Es ist daher nicht so paradox, wenn man mehr lustige Blinde als Taube (von Geburt aus) zu finden glaubt. Und doch ist es ein Fehler, zu behaupten, daß jene viel heiterer Natur als diese sind.

Als Ohrenarzt der niederösterreichischen Landestaubstummenanstalt komme ich mit vielen Taubstummen zusammen, und der Verkehr mit diesen läßt mich auch manchen Blick in ihr Seelenleben werfen.

Ich erinnere mich noch recht gut, wie ich zum erstenmal in die Taubstummenanstalt kam. Die Kinder, die mich sahen, zogen sich zurück und wichen mir sichtlich aus, trotzdem sie keine Ahnung hatten, wer ich sei; hätten sie in mir gleich den Arzt geahnt, könnte man ihre Scheu auf die Furcht, die sich bei den meisten Kindern schon mit dem Begriff „Arzt" verbindet, zurückführen, da für diese „Doktor" und „Schmerzenerzeuger" ziemlich identisch ist. Einige Knaben hatten im Hof eben übermütig lustig gespielt; sobald sie mich erblickt hatten, fanden ihr Spiel und ihre Heiterkeit ein jähes Ende.

Im Laufe einiger Untersuchungen war ich mit sämtlichen Kindern bekannt geworden, wenn auch freilich nur oberflächlich. Sie wußten, wer ich bin, daß ich an ihnen Anteil nehme; sie sahen, wie ich mich bemühte, mich mit ihnen zu verständigen, daß es mich nicht verdroß, ihnen Wörter, die sie nicht gut verstanden, so oft zu wiederholen, bis sie sie wahrnahmen; sie erkannten, daß ich in ihre Intentionen einging. Das Vertrauen gewann langsam die Oberhand; während sie mich ehemals, wenn ich zu ihnen kam, mit scheuen Blicken beobachteten, wurden sie jetzt vertraulicher; sie kamen mir, sobald sie mich sahen, entgegen, grüßten mich schon von weitem mit so freudigem Gesicht, wie man sonst nur herzlich Befreundete grüßt und wie ich es sonst bei andern Kindern überhaupt nicht gesehen habe, sie spielten, wenn ich an ihnen vorüberging, weiter und winkten mir unter dem Spiel nur mit den Händen zu.

Ich muß dabei hervorheben, daß unser Zusammensein nicht stets so schmerzlos verlief: ich habe von 150 Kindern bei 40 blutig operiert und konnte trotzdem sehen, daß die Freundlichkeit, mit der die Kinder an mir hingen, bei keinem der Operierten auch nur im geringsten getrübt wurde.

Dies Verhalten der Kinder war mir in hohem Grad psychologisch interessant. Als sie mich die ersten Male sahen, war ich für sie eine Person, die nicht in ihre Kreise hineinpaßte; eine Verständigung war nicht zu erwarten. Sowie sie mich nicht ansprachen, enthielten sie sich aber auch ihrer gegenseitigen Verständigung. Durch die Erfahrung, zum Teil instinktiv, mochten sie das Gefühl haben, daß ein Fremder sie ja doch nicht verstehe; anderseits haben sie bei ihrer gegenseitigen Verständigung es schon oft genug erfahren, daß sie damit bei

fremden, freilich nicht sehr warm fühlenden Personen mit ihrer Sprache Spott und Hohn ernteten. Was Wunder, daß sie diesen aus dem Weg gehen wollen!

Als ich später oft unter ihnen erschien, fühlten sie schließlich, daß ich zu ihnen gehöre, und sie legten sich keinen bewußten noch unbewußten Zwang mehr auf. Sie gewannen mich geradezu lieb; denn wenn ich heute bei ihnen erscheine oder wenn ich sie verlasse, so bin ich mitunter von vielen kleinen Händen umringt, welche die meine schütteln wollen.

So konnte ich sie oftmals in ihren freien Stunden beobachten; fröhlich und häufig geradezu übermütig wird die arbeitslose Zeit verbracht. Ihr Treiben unterscheidet sich in der Laune meist wenig von dem normaler Kinder. Wie aber ein fremdes Element in ihren Bannkreis kommt, geht der jähe Wechsel ihrer Stimmung vonstatten. Ich möchte geradezu behaupten, daß den Taubstummen ein gewisser Kastengeist innewohnt, den freilich bloß die Natur geschaffen hat.

Natürlich sind nicht alle Kinder gleich; aber Ungleichheit besteht auch unter normalen. Vieles bringt die Erziehung mit sich; die meisten sind der liebenden Fürsorge der Mutter entzogen. Verzärtelte, verwöhnte Kinder trifft man hier selten; schmiegsame Weichheit des Gemütes ist in diesen Kreisen nicht zu erwarten. Im siebenten Lebensjahr vertauschen sie das Vaterhaus mit der Anstalt, in der sie ihre Kinderjahre verleben werden. Aber hier muß strenge Zucht herrschen; es darf und soll nicht anders sein, ihnen nur zum Heile. Zu Hause wird man ihnen das nie bieten können, was sie in der Anstalt unter ihresgleichen genießen: die Fremde muß ihre Heimat werden. Daß sich unter diesen Bedingungen und Verhältnissen das Seelenleben ein wenig anders gestalten muß, kann nicht wundern; aber so himmelhohe Differenzen bestehen nicht.

Aber es bedarf gar nicht erst der Taubheit; schon die Schwerhörigkeit übt einen mächtigen Einfluß auf die Gemütsverfassung aus. Sobald ein gewisser Grad davon erreicht ist, spielen sich in der Seele der damit Behafteten fast typische Vorgänge ab. Anfangs verheimlichen sie ihr Leiden nach Möglichkeit; Fragen, die nicht verstanden werden, werden ausweichend oder danach beantwortet, welche Frage man eben vermutet hat. Selten wird in diesem ersten Stadium um Wiederholung von Worten oder Sätzen gebeten; denn Schwerhörigkeit gilt noch als Schande. Sie schämen sich noch, nicht gut zu hören. Während normale Menschen, wenn sie etwas nicht verstehen, ungeniert bitten, das unverständliche Wort zu wiederholen — denn auch gut hörende Menschen können einmal etwas überhören oder bei schlechter Aussprache des Sprechenden etwas nicht vernehmen —, wird der Schwerhörige anfangs alles vermeiden, was sein Leiden offenbart, und sich deshalb so anstellen, als ob er alles verstünde. Für dieses Vorgehen sind zwei Gründe namhaft zu machen; erstens fühlt sich ein solcher Mensch doch noch zur Gesellschaft gehörend und will daher alles meiden, was ihm gegenüber den andern, seiner Ansicht nach, eine gesonderte Stellung verleiht; und zweitens fühlt er sich schuldig; denn wenn auch einmal jemand so undeutlich spricht, daß ihn ein Normalhöriger kaum versteht, so wird

das Unvermögen einer leichten Verständigung vom Schwerhörigen doch meist auf eigne Rechnung gesetzt.

Das zweite Stadium entsteht bei Zunahme der Schwerhörigkeit: es charakterisiert sich durch Verstimmung. Die Betreffenden finden sich unfähig, den bisher gepflegten gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen. Der Verkehr mit nicht sehr gut bekannten Personen wird nach Möglichkeit eingeschränkt, Theater und Konzerte werden gemieden, da man stets genau aufmerken muß, was anstrengend ist, und wobei immer noch vieles fürs Ohr verloren geht; auf so manches, was einem früher Freude bereitet hat, gibt man nicht mehr acht in der Ueberzeugung, daß man es ohnedies nicht hört. Man zieht sich vom äußeren Leben immer mehr zurück und gelangt so in das dritte Stadium.

Dieses ist das Stadium des Mißtrauens; das meiste, was vor solchen Menschen gesprochen wird, geht ihnen verloren. Sie bilden und reden sich ein, man spreche nunmehr mit Absicht noch leiser als sonst, weil man über sie etwas rede, was sie natürlich nicht hören sollen. In ihrer Meinung dreht sich alles, was gesprochen wird, um sie; würde es etwas Gutes sein, so möchte man es entschieden so laut sagen, daß es alle, also auch die, über die gesprochen wird, hören. Letztere hören es nicht, also wird es wohl Schlechtes sein. Daß man auch mitunter indifferente Mitteilungen machen kann und daß es anstrengend ist, stets mit überlauter Stimme zu sprechen, begreifen diese Personen oft nicht.

Das Mißtrauen regt nun wieder zu intensiverem Aufpassen an. Peinliche Aufmerksamkeit ist tatsächlich oft imstande, einen Teil mangelnder Scharfhörigkeit zu ersetzen, so wie wahrer Fleiß mitunter ersetzen kann, was Talent versagt. Aber nun kommt die Klippe! Man hat zu dieser Zeit meist schon verlernt, lange intensiv aufmerken zu können. Durch den Mißmut der zweiten Periode hat man vieles unbeachtet an sich vorbeigehen lassen und ist so aus der Uebung gekommen.

Wenn man eine fremde Sprache, mit der man sich befaßt hat, jahrelang nicht spricht, vergißt man auch vieles davon, zum mindesten wird die Geläufigkeit sehr darunter leiden. So sind bei lange mangelnder Aufmerksamkeit auch die Gehirnbahnen, die eine Konzentration unsrer Gedanken bewirken, nicht so funktionstüchtig wie bei ihrer regelmäßigen Benutzung. Solche Schwerhörige werden daher einerseits nicht imstande sein, in dem erforderlichen Grad aufzumerken, ferner ihre Aufmerksamkeit, die sie schon aufbringen, über längere Zeit auszudehnen, anderseits aber in ihrer Aufmerksamkeit selbst eine gewisse Trägheit aufweisen. Ich will in dem Vergleich mit der fremden Sprache fortfahren; wenn man einer solchen nicht mächtig ist oder lange keine Gelegenheit hatte, diese zu sprechen, so wird man bei langsamem Vorsprechen eines Satzes dieser Sprache möglicherweise jedes Wort und daher den ganzen Satz verstehen, während man bei rascher Sprechweise vielleicht keine einzige Silbe wahrnimmt. Der Grund hierfür ist bloß in der durch Uebungsmangel zustande gekommenen Trägheit der Aufmerksamkeit, und zwar speziell für diese Sprache, zu suchen. Man darf sich nämlich nicht vorstellen, als ob es in unserm Gehirn eine bestimmte Nervenbahn gäbe, der eben die Rolle des Aufmerkvermögens zufiele. In Wirklichkeit gibt es un-

zählige solche Bahnen, die die Aufmerksamkeit vermitteln, für jede einzelne Hirntätigkeit eigne, so für den Geschmack, für Musik, für die Sprache und so weiter. Infolgedessen können wir eben nur auf eine Sache ganz aufmerken; wir sind dann aufmerksam, aber ganz allein für etwas Bestimmtes. Wenn wir jemand unaufmerksam schelten, so heißt das eigentlich nicht, daß dieser keine Aufmerksamkeit zeigt, sondern daß er das nicht beachtet, was er beachten soll.

Die Schwerhörigen des dritten Stadiums raffen sich also mitunter zu intensiver Aufmerksamkeit auf und leisten dann im Hören von Zeit zu Zeit ganz Erstaunliches. Doch fühlen sie sich dadurch außerordentlich rasch ermüdet, und wenn sie sich kurz nach einer solchen Anstrengung neuerdings zu solchen Bemühungen aufschwingen wollen, finden sie nicht mehr die Kraft hierzu. Sollte sich dieses Spiel bei überwiegend negativem Erfolg öfter wiederholen, so verzichten sie auf jede weitere Anstrengung und treten so in das Stadium der Resignation.

In diesem vierten Stadium erklären sich die Kampfesmüden selbst als taub und machen keinerlei Anspruch auf eine Verständigung durch das Ohr; insoweit sind sie viel ruhiger geworden. Ihre Lebensweise wird demgemäß eingerichtet; die erste Rolle spielt nunmehr die Schrift. Während aber die innerlich Vertiefteren jetzt ganz ein Leben für sich leben und ihre Umgebung kaum belästigen, findet sich bei den gesellschaftlicher Veranlagten gerade das Gegenteil; sie wollen alles erfahren, was jemand der Umgebung spricht. Wichtiges und Nebensächliches, lange Erzählungen und kurze Bemerkungen, alles muß ihnen mitgeteilt werden, und da genügt nicht etwa bloß die inhaltliche Wiedergabe des Gesprochenen, kein Wort soll ihnen verloren gehen. So werden sie, weniger der Welt als ihrer Familie oder eigentlich einem Familienmitglied, förmlich zur Qual; gewöhnlich opfert sich eines der nächsten Angehörigen ausschließlich zu solchen Dolmetscherdiensten. Es ist häufig ein Glück, daß Liebe und Erbarmen zu jenen Unglücklichen das Bewußtsein, was für ein Opfer gefordert wird, nicht so ganz aufkommen lassen.

Das wäre also eine kurze Skizze der vier Stadien bei progressiver Schwerhörigkeit. Freilich konnte bei der Schilderung nur schematisch vorgegangen werden, während ja noch Uebergangsformen und individuelle Unterschiede bestehen.

Neben der Gehörsverminderung spielen im Leben des Menschen die subjektiven Gehörsempfindungen eine bedeutungsvolle Rolle. Darunter verstehen wir alle jene Gehörsempfindungen, die nicht durch eine tatsächlich vorhandene Schallquelle ausgelöst werden. So können die Endigungen der Gehörnerven durch irgendeinen pathologischen Reiz, der auf sie einwirkt, erregt werden — zuweilen in ähnlicher Weise wie durch Zuleitung eines Tones —, wodurch die Bedingungen einer Gehörswahrnehmung gegeben sind. Dieser Reiz kann auf rein mechanischen Verhältnissen beruhen: ein Druck auf das Trommelfell, zum Beispiel durch Ohrenschmalzpfropfen, Luftverdünnung in der Paukenhöhle und so weiter, wodurch ein Einwärtstreten der Gehörknöchelchenkette erfolgt, was wiederum einen erhöhten Druck gegen das innere Ohr und damit eine Reizung

des Cortischen Organes bedingt. Ferner sind toxische Reize, die auf die Nervensubstanz einwirken (wie bei innerlichem Gebrauch von Chinin und so weiter), verantwortlich zu machen. Eine große Rolle spielen bei der Erzeugung von subjektiven Gehörsempfindungen gewiß auch reflektorische Einflüsse; so geht bei manchen Personen häufig Ohrensausen mit akut auftretenden Magenschmerzen stets Hand in Hand, es tritt bei Reizung gewisser Nasennerven auf, und dergleichen.

Diese subjektiven Gehörsempfindungen üben auf die Psyche des Menschen einen oft mächtigen Einfluß. Sie treten in der Form von Sausen, Rauschen, Brausen, Läuten, Klingen, Sieden, Zischen, Summen, Klopfen, Tönen, Singen auf, bald schwach und nur zeitweise, oft aber intensiv und unaufhörlich, so daß sie den Schlaf, jede Ruhe, ja jede geistige Arbeit hemmen, so stark, daß die Betroffenen von diesen Geräuschen ganz eingenommen sind, sich ihrer nicht entledigen können oder, häufiger, sich niemals ihrer entledigen zu können glauben, und daher zuweilen lieber den freiwilligen Tod der Fortsetzung eines solchen Lebens vorziehen.

Die verschiedenen Arten subjektiver Gehörsempfindungen werden gewöhnlich mit bekannten ähnlichen, objektiv wahrnehmbaren Geräuschen verglichen. So wird der mit „Ohrenrauschen" Behaftete in vielen Fällen das Gefühl haben, als befände er sich stets in unmittelbarer Nähe eines Flusses; der mit „Ohrenläuten" Geplagte glaubt wirkliche Kirchenglocken zu hören; wer an „Ohrensummen" leidet, meint sich in nächster Nähe einer Hummel oder andrer Insekten, das „Ohrenklopfen" wird mit dem Hämmern in einer Werkstatt verglichen, und dergleichen mehr. Dabei sind oft die betreffenden Personen, besonders anfangs, in dem festen Glauben befangen, daß sie ein objektives Geräusch wahrnehmen, und kommen erst gelegentlich darauf, daß dieses in Wirklichkeit nicht besteht. So erinnere ich mich, wie einmal mein Vater einige Nächte hindurch infolge des starken Grillenzirpens, das er durch das offene Fenster zu hören glaubte, im Einschlafen gestört wurde; erst als er, der Störung überdrüssig, sich dieses Geräusches dadurch zu entledigen suchte, daß er das Fenster schloß, kam er durch das Fortbestehen des Zirpens darauf, daß es sich um eine subjektive Gehörsempfindung handelte.

So unangenehm und peinlich, ja aufreibend diese Geräusche meist sind, so kommen doch anderseits auch solche vor, die bei einzelnen Personen geradezu ein Lustgefühl hervorrufen. Es sind dies vorwiegend musikalische oder wenigstens musikliebende Menschen, bei denen die Geräusche die Form von Tönen annehmen; geringe Veränderungen dieser Geräusche bringen in ihnen eine Mannigfaltigkeit von Tönen hervor, die sich in ihrer Phantasie geradezu zu Musikstücken (meist bekannten) gestalten. In ähnlicher Weise denke ich oft bei dem taktförmigen Rollen der Räder bei der Fahrt in einem Eisenbahnzug an eine Melodie, die mir bei dem gegebenen Rhythmus eben einfällt, und spinne sie den vorhandenen Geräuschen gemäß weiter.

Diese Ohrengeräusche nehmen nun auf das Leben der daran Leidenden teils direkt einen Einfluß, indem sie sie in einen Zustand der Erregung versetzen, der

hinwiederum einen großen Einfluß auf die Tätigkeit der Betreffenden nimmt, teils indirekt dadurch, daß sie häufig Schlaf und Ruhe rauben, was die Armen physisch schwächt.

Während nun zuweilen schon geringe pathologische Veränderungen des Gehörorganes subjektive Gehörsempfindungen bei Geistesgesunden hervorrufen, erzeugen dieselben Ursachen bei Anomalien des Geisteszustandes Gehörshalluzinationen. Was dort als Sausen, Singen, Brummen gehört wird, gilt hier als Menschen- oder Tierstimmen. Da werden Wörter und Sätze, selbst Redensarten angeblich ganz deutlich gehört, ja, der Patient vermeint sie so naturgetreu zu vernehmen, daß er oft die Stimmen bestimmter Personen zu erkennen glaubt. Natürlich spielt die Art der Geistesanomalie dabei eine wichtige Rolle: so hören Menschen, die an Verfolgungswahn leiden, in den Ohrengeräuschen hauptsächlich Schimpfwörter, Drohungen, Verhöhnungen und dergleichen, während zum Beispiel Melancholiker Trauergesänge, Wehklagen oder ähnliches zu vernehmen glauben.

Man befindet sich in einem Irrtum, wenn man glaubt, daß Gehörshalluzinationen nur rein psychischer Natur sind; wie erwähnt, bestehen in den meisten Fällen tatsächlich mehr oder minder schwere Ohrenleiden, die subjektive Gehörsempfindungen auslösen. Der Geisteszustand formt bloß unbestimmte Geräusche zu Lauten; die Phantasie bildet hierzu Personen und Gebärden. Freilich finden sich scheinbare Halluzinationen auch bei offenkundig geistig normalen Menschen; doch handelt es sich da um Urteilstäuschungen meistens phantasiereger Personen. Auch können mitunter vorübergehende psychische Störungen vorkommen. Nach körperlichen, insbesondere aber geistigen Ueberanstrengungen vermeinte ich oftmals Rufe oder Stimmen zu hören.

Wir haben es bei Gehörshalluzinationen also meistens mit Uebertreibungen zu tun. In ganz entsprechender Weise gehen unter anderm hysterische Personen bei andern Zuständen vor: Da kann ein schrecklicher Anblick die schrecklichsten Krampfanfälle auslösen, einfach dadurch, daß sich diese Leute den gleichen Vorfall an sich selbst abspielen lassen, womöglich in den grellsten Farben und in noch schrecklicherer Weise. Ein Druck auf den Magen erzeugt die rasendsten Magenschmerzen, eine kleine Schwellung der Luftwege Erstickungsanfälle und dergleichen. Von selbst, ganz ohne Veranlassung, tritt bei ihnen kein Krankheitsbild auf. Die Hysterie ist eben ein Vergrößerungsglas wirklich bestehender, meist ganz unbedeutender Anomalien. Deshalb leiden solche Menschen aber nicht minder, als wenn sie eine objektive Berechtigung ihrer Leiden hätten, und sie sind krank — nur meist nicht an der Stelle, wo sie es glauben.

Daß auch Gehörshalluzinationen auf bestehende Anomalien des Gehörorganes zurückzuführen sind, beweisen mannigfaltige Beobachtungen, in denen mit dem aufgefundenen Leiden auch die Halluzinationen beseitigt werden konnten. So wurde eine derartige Heilung zu wiederholten Malen durch Entfernung eines Ohrenschmalzpfropfes beobachtet; in andern Fällen durch operative Eingriffe und so weiter. Natürlich gibt es auch viele Fälle, an denen die ärztliche Kunst scheitert; da ist aber für das Fortbestehen der Halluzinationen weniger der

Geisteszustand als das Fortbestehen des Ohrenleidens verantwortlich zu machen. Diese Armen verdienen unser allergrößtes Bedauern, denn ihr ganzes Tun und Denken hängt von ihrem Zustand ab, der sie oft vollständig aufreibt.

Der Einfluß, den das Ohr auf psychische Erscheinungen ausübt, betrifft nicht allein die verminderte oder aufgehobene Funktionsfähigkeit, sondern auch Erkrankungen der einzelnen Abschnitte des Gehörorganes. So sind manchmal Reizzustände des Gehörganges imstande, psychisch-intellektuelle Störungen hervorzurufen; auch Gedankenverwirrungen sind wiederholt vorgekommen, die bloß von einem dem Trommelfell anliegenden Fremdkörper ausgelöst worden sind. In einem Falle meines Vaters war ein Universitätsdozent genötigt, seine Vorträge zu unterbrechen, da er zuweilen mitten im Vortrag nicht mehr wußte, was er sagen wollte. Durch die Ausspritzung von Ohrenschmalzpfropfen aus beiden Ohren wurde der betreffende Patient von seinem Leiden vollständig geheilt, so daß er von diesem Moment an seine Lehrtätigkeit wieder aufnehmen konnte. — Bei einem Knaben konnte im Anschluß an die Extraktion von 28 Steinchen aus dem Gehörgang eine auffallende Steigerung der geistigen Tätigkeit bemerkt werden. — In einem Fall von Gehörgangsentzündung traten mit der Erkrankung Delirien und Verfolgungswahn auf, zerebrale Störungen, die nach Ablauf der Entzündung ganz zurückgingen. — Bei manchen Personen können durch Berührung bestimmter Punkte des Gehörganges schwere hysterische Erscheinungen auftreten.

Weit häufiger als vom äußeren Ohr stellen sich psychische Zustände bei Mittelohrerkrankungen ein; so insbesondere Eingenommenheit des Kopfes, Unfähigkeit zu intensiverem Denken, Nachlaß des Gedächtnisses, Aenderungen der Gemütsstimmung und des Charakters, selbst maniakalische Anfälle. Hierzu möchte ich kurz einige Vorfälle berichten: Als einmal der Mittelohrpolyp eines sehr bescheidenen jungen Mannes mittels einer Sonde berührt wurde, sprang dieser plötzlich vom Stuhl auf und stellte sich in eine aggressive Position, die Augen weit geöffnet, die Hände zu Fäusten geballt, ohne ein Wort zu sprechen. Nach einigen Sekunden setzte er sich ruhig wieder nieder, ohne Erinnerung an den eben stattgehabten Vorfall. — Ein an chronischem Ohrtrompetenkatarrh erkrankter, sonst ganz gesunder und kräftiger Mann litt zeitweise an Ohrensausen und dabei auftretenden Kopfschmerzen; während eines solchen Anfalles geriet der Patient immer in so gereizte Stimmung, daß er seine Frau bat, ihm nichts Unangenehmes zu sagen und die Kinder zu entfernen, da er während des Anfalles für nichts stehen könne. Sonst zeigte der Patient stets ein ruhiges Temperament. Die örtliche Behandlung hat ihn von diesen Erscheinungen erlöst. — Ein junger Mann von sehr bescheidenem und gutmütigem Wesen litt an chronischer Paukenhöhleneiterung, die von Zeit zu Zeit exacerbierte. Ein bis zwei Tage vor Eintritt eines stärkeren eiterigen Ausflusses stellte sich bei dem Patienten unter Schmerzen ein Druckgefühl im Ohr ein, ferner eine zunehmende Erregung, die zuweilen in förmliche Wutausbrüche ausartete. Mit dem Eintritt der stärkeren Eiterung kehrte die ruhige Gemütsverfassung wieder.

Es ist nicht zu wundern, daß diese Erscheinungen zuweilen in Unkenntnis des bestehenden Grundleidens nicht als „Reflexpsychosen“, wofür diese Geisteszustände zu gelten haben, sondern als selbständige Gehirnerkrankungen angesprochen werden. So beobachtete ich einen Fall, in dem so täuschend ähnlich epileptische Krämpfe auftraten, daß dieser Patient Jahre hindurch gegen Epilepsie behandelt worden war; der Nachweis eines kariösen Prozesses im Mittelohr mit darauffolgender Operation brachte in jeder Beziehung vollständige Heilung. Mit ihr trat noch eine interessante Erscheinung auf: der Betreffende erkannte nach erfolgter Heilung, daß nunmehr sein Auffassungsvermögen ganz auffallend gesteigert war, er fühlte sich in seinem Denken so frei wie nie zuvor; die Trägheit und Schwere seines früheren Denkvermögens kamen ihm erst durch Erlangung der großen Geistesbeweglichkeit zum Bewußtsein.

Auch von der Ohrtrompete aus kann ein Einfluß auf die Gehirntätigkeit ausgeübt werden. So sind wiederholt Fälle beobachtet worden, in denen durch die Sondierung der Ohrtrompete eine zuweilen mehrstündige Schlafsucht aufgetreten ist. Anderseits können zum Beispiel Lufteinblasungen in die Ohrtrompete erregend wirken; so finden Ohnmachtsanfälle durch diesen Eingriff oft ein jähes Ende.

Außer den erwähnten pathologischen Veränderungen im Hörapparate können auch Gehörserregungen einen reflektorischen Einfluß auf das Zentralnervensystem nehmen, freilich vorzüglich nur bei hysterischen Personen. So wirken Schalleinwirkungen mitunter geradezu hypnotisierend; dabei kann die Tonhöhe eine wichtige Rolle spielen. Es kommt vor, daß der hypnotisierende Einfluß nur bei einem bestimmten Stimmgabelton eintritt, ja, es ist vorgekommen, daß derselbe Stimmgabelton, der einen Seite zugeführt, in Hypnose versetzt, von der andern Seite hingegen Erwachen aus der Hypnose bewirkt hat. Und bei einem andern Patienten wurden durch starke Töne maniakalische Anfälle ausgelöst.

So wie nun die Geistestätigkeit vom Ohr aus eine Beeinflussung erfahren kann, findet ein Einfluß auch in entgegengesetztem Sinne statt, also psychischer Zustände auf das Ohr. Bekannt ist das Ueberhören von Wörtern, ja ganzer Redensarten bei seelischen Aufregungszuständen. Dabei kann die Erregung so weit gehen, daß man sich gar nicht bewußt ist, daß überhaupt gesprochen worden ist; die grelle Beleuchtung, in der der aufregende Gegenstand vor dem Betreffenden liegt, läßt eben alles, was nicht in innigstem Zusammenhang damit steht, in den Schatten der Nichtachtung treten.

Häufig finden sich bei einer abnorm seelischen Verfassung falsche Auslegungen tatsächlich vorhandener Geräusche, Töne, Wörter. Hier ist es insbesondere die Angst, die Furcht. Ein klassisches, wunderbares Beispiel hierfür bietet uns Goethes „Erlkönig“: „Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht, was Erlkönig mir leise verspricht?“ — „Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind, in dürren Blättern säuselt der Wind.“ Das säuselnde Rauschen der windbewegten Blätter des Waldes hat in dem angsterfüllten Kinde die Vorstellung von Worten hervorgerufen, ja noch mehr: von Worten bestimmten Inhaltes, die

noch dazu zu ihm gesprochen werden. Diese Ballade ist nicht der bloßen Phantasie entsprungen, sie ist direkt aus dem Leben gegriffen; aber diese Erscheinung entspringt einer erregten Phantasie. Insbesondere Kinder und sonstige nervenschwache Individuen sind es, die darunter zu leiden haben, daher auch ihre Furcht vor dem Alleinsein im finsteren Raume. Je mehr das Reale schwindet, desto mehr tritt das Ideelle hervor. Da formen sich unbestimmte Geräusche zu bedeutungsvollen Klängen, und verschwommene Lichtbilder nehmen feste Gestalten an. In der geängstigten Phantasie eines solchen Wesens spielen die Gesichtsphantome eine ähnliche, nur noch häufiger vorkommende und noch mehr ängstigende Rolle.

Erwähnenswert ist ferner der Einfluß, den Gemütsaffektionen auf die subjektiven Gehörsempfindungen nehmen. Gar oft tritt zum Beispiel Ohrensausen nur bei Aufregungen auf, während es nach erfolgter Beruhigung gänzlich aufhört. Bei den Personen, die an kontinuierlichen subjektiven Gehörsempfindungen leiden, findet bei seelischen Erregungszuständen fast durchweg eine Verstärkung dieser statt; aber auch intensive geistige Tätigkeit erzeugt häufig eine Verschlimmerung des Leidens, ein Zeichen, daß mit erhöhter Inanspruchnahme nervöser Elemente des Gehirnes meist auch eine stärkere Reizung jener Nerven, die die subjektiven Gehörsempfindungen vermitteln, Hand in Hand geht.

Da nun seelische Zustände sehr häufig einen vasomotorischen Reiz ausüben, das heißt einen Einfluß auf die Füllung der Blutgefäße nehmen, der deutlich unter anderm bei plötzlichem Eintritt von Schamgefühl, in der Zornesröte, in der Schreckensblässe und so weiter zum Ausdruck kommt, so ist es begreiflich, daß auch in der Blutzirkulation des Ohres eine Aenderung eintreten kann, die sich auf irgendeine Art und Weise kundgibt. Hierzu wäre das plötzliche Auftreten beziehungsweise die Verstärkung des „Klopfens im Ohr“ zu rechnen, das durch das Hören der rhythmischen Kontraktionen der blutgefüllten arteriellen Gefäße zustande kommt. Dahin zu zählen wären ferner gewisse Ohrenblutungen, die gelegentlich solcher seelischer Affektionen auftreten, wenn nämlich durch die plötzliche Blutüberfüllung in einem nahe der Oberfläche liegenden Blutgefäß eines kranken Ohres eine Berstung der Gefäßwand eintritt.

So spinnen sich also mannigfache Fäden zwischen Gehörorgan und Zentralnervensystem; real bezeichnet, haben sie den Namen Nerven. Sie vermitteln nicht allein den Weg vom Ohr zum Gehirn, sondern auch zurück; nur sind es in letzterem Fall andre Nerven. Während nämlich erstere ein zentripetales Leitungsvermögen besitzen, also die Vorgänge der Peripherie unsers Körpers dem Gehirn übermitteln und deshalb als „sensorische oder Empfindungsnerven“ bezeichnet werden, bringen letztere in zentrifugaler Leitung die Vorgänge des Zentralnervensystems an der Peripherie zum Ausdruck und stellen die sogenannten „motorischen oder Bewegungsnerven“ dar. Die Vermittlung beider besorgen die Gehirnbahnen. Stellen wir uns die diesbezüglichen Vorgänge im kurzen schematisch vor, so wird der in der Peripherie ausgelöste Reiz in der sensorischen Bahn bis zu deren Zentralstelle im Gehirn geleitet, von hier eventuell in den Gehirnbahnen

bis zur Zentralstelle der motorischen Bahn im Gehirn, von wo aus die Auslösung der Bewegung an der Peripherie durch die motorische Bahn erfolgt. In der Mehrzahl der hier geschilderten Fälle handelt es sich jedoch um kein Ueberspringen eines Reizes von der sensorischen auf die motorische Bahn, sondern auf andre sensorische Zentralstellen. Da diese wieder untereinander und mit weiteren Zentralstellen in Verbindung stehen, entsteht durch die gegenseitige Beeinflussung dieser das, was wir als Gemütsverfassung bezeichnen, das Seelenleben.

Die Chemie des täglichen Lebens.

Von

F. Fittica.

Die Chemie des täglichen Lebens könnte man eigentlich die Poesie des täglichen Lebens nennen, denn sie lehrt uns eindringen in seine wahre innere Schönheit, uns fleckenlos machen von den Makeln der Luft, des Wassers und der Speisen, sowie den Genuß derjenigen Stoffe uns zuführen, die den Körper jung, frisch und beweglich erhalten. Sieht man heute die Schläfrigkeit einer Reihe von Männern, die sich noch in ihren sogenannten besten Jahren befinden, die Teilnahmlosigkeit für Familie und Haus, die Nachtschwärmerei in Gesellschaften, die Frostigkeit selbst jugendlicher Gestalten, die schon im Spätsommer in dicken Ueberziehern langsam ihres Weges ziehen, als ob sie an sich zentnerschwer zu tragen hätten, die fetten Bierleiber und nach Luft ringenden Kehlen, so möchte man ihnen mit Peitsche und Sporn zu Hilfe kommen. Und doch ist es nicht nur Anlage in Charakter und Geist, die diese träumenden Nachtwandler ans Tageslicht bringt, sondern auch Mangel an Einsicht in die Wirkung von Luft und Wasser, von Speisen und Getränken, von Licht und Finsternis.

Diejenige Nahrung, die wir unbewußt zu uns nehmen, ist die Luft. Sie besteht zu $^4/_5$ aus Stickstoff, einem Gase, das, wie der Name aussagt, untauglich zum Leben ist. Es macht einen Hauptbestandteil der roten Dämpfe aus, die bei verschiedenen Oxydationsprozessen mit Salpeter in der Technik und den chemischen Laboratorien entweichen. Daneben aber enthält die Luft zu $^1/_5$ das Sauerstoffgas, das ein Hauptbedürfnis für menschliches und tierisches Leben ist. Da wir es im reinen Zustande nicht vertragen, so hat des Schöpfers Hand dafür gesorgt, daß es mit Stickstoff gemengt unsre Lunge trifft. Stickstoff ist kein Gift; er ist ein indifferentes Gas, und wir können nur deshalb hierin allein nicht leben, weil wir des Sauerstoffs zu unsrer Existenz bedürfen. Die Tätig-

keit des letzteren ist wesentlich eine Verbrennung; aber nicht in dem Sinne, daß die Luft, die wir mit ihm einatmen, Flamme und Rauch in uns erzeugt, sondern eine chemische Umsetzung, eine sogenannte Oxydation, welche die Speisen, die wir uns zuführen, in einen löslichen Zustand versetzt, zugleich aber eine Temperaturerhöhung in uns erzeugt, die uns eine gleichmäßige Körperwärme erhält. Letzterer Prozeß ist der Atmungsprozeß: der Sauerstoff der Luft wird durch die Lunge aufgenommen und weiteren Organen des Organismus zugeführt, während der Stickstoff und zugleich das bei der Verbrennung (Oxydation) erzeugte Gas: die Kohlensäure ausgeatmet wird. Würde nun dieser Prozeß ins Unendliche fortgeführt, ohne daß der verlorene Sauerstoff ersetzt würde, so würde unsre Luft nicht mehr Luft bleiben, sondern zu einem Gemisch von Stickstoff und Kohlensäure werden. Aber auch hier hat die Weisheit des Schöpfers dafür gesorgt, daß das Verlorene in dem Maße wieder ersetzt wird, als es unsern Zwecken entspricht. Liebig war es, der nachwies, daß die Pflanze gerade dasjenige bei ihrem Lebensprozeß zur Abscheidung bringt, was wir zum Unterhalte benötigen: die Pflanze nimmt aus dem Gemisch von Stickstoff und Kohlensäure, das die Menschen ausatmen, letztere auf, zerlegt sie bei ihrem Wachstumsprozeß und gibt den Sauerstoff uns zurück. Dies geschieht indes lediglich mit Hilfe des Lichts resp. der Sonne. Mithin ist es der Wechselprozeß zwischen Tier- und Pflanzenleben, der die Existenz beider Wesen, somit auch des Menschen in der gleichen Luft ermöglicht, und es ist daher begreiflich, daß wir mit Vorliebe zu unsrer Erholung Wälder und grüne Wiesen aufsuchen, sowie mit Buketts und duftenden Blumen Zimmer und Familie verschönen; zweckmäßig allerdings am Tage, während die Nacht den Abwegen und den Bösewichtern dient.

Das zweite Nahrungsmittel, das wir fortwährend, und zwar selbst dann durch die feuchte Atmosphäre zu uns nehmen, wenn wir es in größeren Mengen verächtlich beiseite stellen, ist das Wasser. Es enthält ebenfalls Sauerstoff, und zwar erheblich mehr als die Luft, zu etwa 90%, demnach das $4^1/_2$fache gegenüber letzterer. Sein übriger Bestandteil ist Wasserstoff: ein entzündliches Gas, das beim Verbrennen Wasser erzeugt. Diese Bestandteile, Wasserstoff und Sauerstoff, sind aber nicht, wie es bei der Luft für Sauerstoff und Stickstoff der Fall, mechanisch gemischt, sondern in chemischer Bindung. Chemisch vereinigte Stoffe können aber vom menschlichen Organismus allgemein nicht direkt, sondern nur auf Umwegen zerlegt werden, und gerade Wasser ist ein so schwierig zerlegbarer Körper, daß seine Zersetzung in unserm Innern nicht ermöglicht wird. Es dient daher für uns nur als indirektes Nahrungsmittel derart, daß die Verdauungsprozesse des Magens und Darms, die Blutzirkulation, die Nerventätigkeit, die Absonderungsprozesse in den Milchdrüsen der Frauen, der Niere und andern Organen ohne Wasser nicht erreicht werden können. Daher ist es nötig, auch direkt Wasser zum Getränk hin und wieder zu benutzen, namentlich morgens nach dem Aufstehen und abends vorm Schlafengehen, um die durch die Bettwärme bewirkte Verdunstung aus Mund, Nase

und Hautporen unschädlich zu machen. Weniger zweckmäßig sind Getränke oder Wasser bei Tisch, da ein Ueberschuß davon die Verdauungstätigkeit des Magens deshalb schwächt, weil die hierfür dienende Salzsäure dadurch verdünnt wird. Salzsäure, ein Hauptbestandteil des Magens, wirkt nur bei einer gewissen Konzentration; auch Wasserbestandteile, die dem Brunnen- oder Leitungswasser fremd sind, oder Stoffe, die einen Ueberschuß seiner normalen Bestandteile vorstellen, wirken meistens schädlich.

Denn das, was der Chemiker Wasser nennt, mithin der nur aus Sauerstoff und Wasserstoff bestehende Körper, ist im täglichen Leben nicht vorhanden, folglich nicht das chemisch reine Wasser, weil dieses unschmackhaft ist. Das genießbare Brunnenwasser enthält indes als normale Nebenbestandteile wesentlich Kalk und Kohlensäure, daneben auch etwas Kochsalz, wovon jene zu doppelt kohlensaurem Kalk gebunden sind. Freie Kohlensäure ist außerdem in geringer Menge vorhanden, woher es kommt, daß beim Hinstellen des Wassers in warmer Luft Perlen von Kohlensäure daraus entweichen. Kochen wir es, so entweicht nicht nur diese, sondern ein Teil der chemisch gebundenen, so daß aus doppelt kohlensaurem Kalk einfach kohlensaurer Kalk (Kreide) wird, der sich als Kesselstein in unsern Kesseln der Küche und Dampfapparaten absetzt. Auf die Weise erhalten wir weiches, das heißt kalkfreies Wasser, gegenüber dem harten, ungekochten Wasser, aus dem die Seife (fettsaures Alkali) sich als unlösliche Kalkseife (fettsaurer Kalk) niederschlägt. Regenwasser ist weich, mithin kalkfrei; aber es bereichert sich aus der Luft, beim Ueberlaufen über die Dächer und Durchlaufen durch Abflußröhren mit Schmutz und Bestandteilen, von denen die Bazillen Träger von Krankheitsstoffen sind. Aus diesem Grunde dürfen wir es nicht genießen, abgesehen von seiner Unschmackhaftigkeit. Kochen wir es indes, so verliert es seine Schädlichkeit, indem die Schmutzbestandteile zu Boden sinken und die Bazillen getötet werden. Zum Waschen und Baden ist indes durch Hinstellen geklärtes Regenwasser viel zweckmäßiger als Brunnenwasser, einerseits weil hierin keine Kalkseife sich absetzen kann, demnach der Seifenverbrauch geringer ist, und anderseits Wäsche wie Haut besser damit gereinigt werden. Die künstlichen und natürlichen Mineralwässer enthalten neben verschiedenartigen Salzen eine größere Menge freier Kohlensäure, die vielleicht erfrischend ist, indes für tägliches Getränk nicht zweckmäßig, weil auch ein Ueberschuß an Kohlensäure die verdauende Tätigkeit des Magens schwächt. Meerwasser endlich dürfte schon seines Geschmackes wegen niemand als Getränk sympathisch sein. Infolge seines reichlichen Kochsalzgehaltes kann man es auch nicht zum Waschen benutzen, da sich Seife darin nicht oder kaum löst. Um Wasser von allen diesen Beimengungen zu befreien, destilliert man es; ein solches Wasser ist freilich das beste zum Waschen und Reinigen, sowie das einzig richtige für chemische Zwecke, jedoch ungenießbar.

Ein namentlich den Kindern zweckmäßiges Nahrungsmittel ist die Milch, und zwar nicht nur die Muttermilch, sondern auch die Kuhmilch. Ihr Unterschied besteht wesentlich im Fehlen an Käsestoff und in dem geringeren Gehalt an

Butter und eiweißartigen Stoffen seitens der Frauenmilch. Allgemein ist Milch eine Lösung oder vielmehr Emulsion (gleichmäßige Verteilung unlöslicher Stoffe) von Fett (Butter), Eiweiß und Kasein (Käsestoff) in einer wässerigen Lösung von Zucker und Salzen. Letztere sind allgemein Salzsäure- und Phosphorsäureverbindungen von Kali und Kalk, und der phosphorsaure Kalk hiervon dient wesentlich zum Aufbau der Knochen des Kindes. Salzsaures Kali, besser Chlorkalium, ist ein dem Kochsalz in Eigenschaften und Wirkung ähnliches Salz. Der Zucker der Milch ist zwar dem gebräuchlichen Rohr- oder Rübenzucker ähnlich, unterscheidet sich aber von ihm chemisch durch einen Gehalt an gebundenem Wasser, den der Rohrzucker nicht besitzt, durch ein verschiedenes Verhalten gegen Hefe, sowie physikalisch durch eine geringere Löslichkeit in Wasser (3 Teilen statt $^1/_2$ Teil für Rohrzucker). Das Fehlen des Kaseins in der Muttermilch kommt der Verdaulichkeit zugut. Andre Milchsorten, wie diejenige der Ziege, des Schafes, der Eselin und der Stute sind der Ernährung weniger dienlich; von diesen ist die Stutenmilch am reichsten an Fetten und Milchzucker, die Eselsmilch am ärmsten; gegenüber der Kuhmilch ferner enthält die Frauenmilch mehr Zucker: etwa $4^1/_2$ % statt 4 % bei jener.

Von den übrigen, täglich uns gebotenen Nahrungsmitteln verdient das Fleisch am meisten Berücksichtigung, da es leider noch fast überall als wichtigstes und unersetzliches Nahrungsmittel gilt. Ich sage: leider, denn wenn es auch für kräftige Erwachsene verdaulich, mithin nahrhaft ist, so doch weniger für Schwache und Kinder. Die reine Fleischfaser dürfte noch eher für ein gutes Nahrungsmittel gelten, allein sehniges und fettreiches Fleisch ist derart schwer- resp. unverdaulich, daß man es zum Essen nicht verwenden sollte. Nicht nur unsre Magenbestandteile, sondern auch unser Gebiß lehrt es uns, daß wir im wesentlichen Obstesser sind. Gerade Obst enthält schon diejenigen Körper fertig gebildet, in die der Magen sowie Leber, Milz und Niere die Speisen, wie Fleisch, mühsam verwandeln müssen, nämlich Zucker und zuckerbildende Stoffe: sogenannte Kohlehydrate, wozu auch die Stärke gehört. Unsre ganze Verdauung geht darauf hinaus, derartige Verbindungen zu bilden, das heißt Verbindungen, die das Blut direkt aufzunehmen imstande ist. Sind sie in diesen Zustand übergeführt, so werden sie durch Blut und Nervengewebe aufgenommen; sie dienen dann dem Wachstum und der Lebenserhaltung.

Ebensowenig wie das Fleisch sollte auch die Fleischbrühe als hervorragendes Nahrungsmittel gelten, um so weniger, als sie in ihrem verdünnten Zustande zugleich eine Verdünnung der Magensalzsäure herbeiführt, die, wie schon erwähnt, nur bei einer gewissen Konzentration verdauend wirken kann. Suppen indes von Feldfrüchten, wie Hafer, Gerste, Reis sind deshalb zweckmäßig, weil sie die in ihnen enthaltene Stärke zu einer Form aufquellen, dem Kleister, in der sie leichter verdaulich ist, als in gewöhnlicher, selbst fein zerriebener Form. Was ferner die zu Brot und Speisen als Zusätze gebräuchlichen Fette betrifft, wie Butter, Schwein-, Rind- und Gänsefett, so sind sie überaus schwer verdaulich, namentlich letztere drei. Man bestreut sie daher mit Kochsalz,

das dem Magen etwas Salzsäure zuführen soll, um dessen verdauende Tätigkeit zu erhöhen. Fette von Pflanzenstoffen sind im allgemeinen leichter verdaulich als Tierfette, infolgedessen das neuerdings aus Palmfrüchten dargestellte Palmin empfehlenswert ist zum Gebrauch. Im allgemeinen ist aber der Fettbedarf des Menschen nicht groß, weshalb die Zusätze zu Brot am Kaffeetisch zweckmäßig Fruchtgelee sein sollten.

Unsre übrigen Nahrungsmittel, wie Gemüse, Kartoffeln und Brot, enthalten durchweg Stärke und stärkeähnliche Stoffe, von Gemüsen namentlich die Hülsenfrüchte, wie Erbsen und Bohnen. Diese letzteren enthalten zudem sogenannte Proteinkörper, das heißt Eiweißkörper, wesentlich das Legumin, die als stickstoffhaltig imstande sind, stickstoffhaltige Bestandteile des Gehirns und Nervengewebes zu ersetzen. Beim Gemüse hat man wesentlich darauf zu achten, die Pflanzenfaser in einen aufgequollenen Zustand zu bringen, so daß dessen Stärke wieder in eine kleistrige Masse übergeht und die Holzfaser sich ablöst, die man mittels Durchschlagens durch Siebe davon befreien kann. Die hiervon nicht betroffenen weicheren und feineren Gemüsesorten besitzen ein so weiches Holzgewebe, daß es fast als erhärtete Stärke betrachtet werden kann, die nur einem etwas längeren Kochprozeß unterworfen zu werden braucht, um gleichfalls in Kleisterform überzugehen. Chemisch betrachtet ist Holzgewebe (Zellulose) fast das gleiche wie Stärke, da es die gleiche empirische Zusammensetzung (aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff) wie diese besitzt, und beide unterscheiden sich wesentlich nur durch verschiedene molekulare Kondensation, innerhalb welcher diese drei Bestandteile miteinander vereinigt sind. Auch die chemischen Umsetzungen, die man mit beiden Körpern vornehmen kann, sind analoge und beweisend für deren näheren Zusammenhang.

Die sogenannten Genußmittel endlich, an denen wir täglich uns zu erfreuen meinen, verdienen ihren Namen nur zum Teil, da wir mit mehreren dieser uns keinen Genuß, sondern im höchsten Maße Leid und Beschwerde zufügen. Vor allem mit Tabak, von dem wir den aromatischen Nikotingeruch uns zuführen, in der Meinung, einen Genuß hierdurch zu erhalten. Vielleicht ist es anfangs der Fall; aber alsbald kehrt er in das Gegenteil um, da die zugleich mit dem Duft eingesogenen Gase schädigend auf den Organismus einwirken. Die geringe Menge Nikotin, die wir dabei einatmen, wirkt weniger nachteilig, vor allem aber das Kohlenoxyd, das bei jeder unvollständigen Verbrennung kohlenstoffreicher Substanzen, wie es das Rauchen mit sich bringt, auftritt, ist als Blutgift dem Organismus überaus nachteilig. Es ist imstande, bei andauerndem Einatmen den Sauerstoff des Blutes allmählich zu verdrängen und teilweise durch Kohlenoxyd zu ersetzen, wodurch Kopfschmerzen, Schläfrigkeit und allgemeines Unbehagen, verbunden mit Brechreiz, entstehen: Erscheinungen, die ebenso unangenehm wie nachteilig sind. Die Luft der Raucherstuben enthält demgemäß nicht nur wie diejenige der Gesellschaften eine größere Menge von Kohlensäure, das heißt dasjenige Gas, das wir unausgesetzt ausatmen, sondern außerdem Kohlenoxyd, das als wirkliches Gift zu verzeichnen ist. Kohlensäure

ist kein direktes Gift, sondern nur dadurch schädlich, daß es die zum Atmen dienende Luft verunreinigt. Kohlenoxyd jedoch ist ein Blutgift und mithin ein Herzgift.

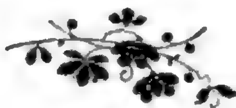
Ein zweites Genußmittel ist der Alkohol resp. sind die alkoholischen Getränke wie Bier, Wein und Schnaps in verschiedenen Formen. Von diesen ist das Bier das mindestschädliche; es enthält 3 bis 5 % Alkohol; Wein dagegen enthält schon 10 bis 17 % in den gangbarsten Sorten; Branntwein ferner 30 bis 40, Kognak bis 55, Rum sogar bis 77 % Alkohol. Daß nichtsdestoweniger dem Bier selbst von den Aerzten gegenüber dem Wein nicht der Vorzug gegeben wird, liegt offenbar am Hopfengehalt, der allerdings dann unangenehme Wirkungen zeigt, wenn der Hopfen heiß ausgezogen wurde, wodurch der Auszug Hopfenharz enthält, das Kopfschmerzen und Magenbeschwerden verursacht. Ein kalt bereiteter Hopfenauszug zeigt, weil er harzfrei ist, diese Wirkungen nicht, und ein hiermit versetztes Bier, mäßig genossen, dürfte fast als unschädlich gelten. Wein jedoch ist bereits wie die stärkeren alkoholischen Getränke als Nervengift zu bezeichnen, sodann als Herzgift, da bei seinem übermäßigen Genuß die Herzmuskel erkrankt. Außerdem führt er zu Magen- und Darmkatarrh, und häufig stellen sich Lebererkrankungen nebst andern Krankheitserscheinungen ein. Die chemische Zusammensetzung des Alkohols ist diejenige einer Verbindung aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, jedoch gegenüber Stärke und Zucker derart, daß er kein Kohlehydrat repräsentiert, wie letztere beide, die betrachtet werden können als Wasserverbindungen des Kohlenstoffs. Der Alkohol läßt sich freilich als eine Wasserverbindung betrachten, jedoch nicht von Kohlenstoff, sondern eines Kohlenwasserstoffs: des Aethylens, eines Körpers, wie er unter anderm im Leuchtgas vorkommt. Wird er dem Magen zugeführt, so findet eine unvollkommene Verbrennung (Oxydation) desselben derart statt, daß er in einen Körper (Aldehyd) übergeht, der die genannten Erscheinungen des Alkoholismus hervorbringt. Bei seiner vollkommenen Verbrennung geht er zunächst in Essigsäure und sodann in Kohlensäure nebst Wasser über, aber diese Verbrennung findet im Organismus nicht statt. Seine unvollkommene Verbrennung bedingt zunächst Temperaturerhöhung des Körpers, mit dem Gefühl der angenehmen Behaglichkeit verknüpft, dem aber sehr bald Ermattung, Schläfrigkeit und Kraftlosigkeit folgt.

Ueber die Genußmittel Kaffee und Tee ist weniger zu sagen, da dieselben schon deshalb nicht leicht für uns zum Nachteil werden, weil wir sie in größeren Mengen nicht ohne Unbehagen uns gestatten können. Trotzdem beide das gleiche Alkaloid, das heißt die stickstoffhaltige, organische Base: Kaffein enthalten, haben sie eine verschiedene Wirkung im Darm, da Kaffee abführend wirkt, Tee jedoch die gegenteilige Erscheinung hervorbringt, offenbar bedingt durch die Verschiedenartigkeit ihrer übrigen Bestandteile, unter denen Gerbsäure und Zellulose, welche sie beide, jedoch in sehr verschiedener Menge enthalten, eine Hauptrolle spielen dürften. Die Identität von Tein und Kaffein wurde bereits 1839 von dem holländischen Chemiker Mulder erkannt.

Um eine Reihe von schädlich wirkenden Substanzen, die als Verunreinigungen von Luft und Wasser uns zukommen, zu vernichten, gebrauchen wir sogenannte Antiseptika, die, in größerer Menge als nötig verwendet, ihrerseits schädlich zu wirken imstande sind, weshalb Vorsicht in ihrer Anwendung geboten ist. Eins der bekannteren dieser Art ist der Chlorkalk, im wesentlichen eine Verbindung von Kalk mit unterchloriger Säure, welche letztere eine Verbindung von Chlor und Sauerstoff ist. Bei Gegenwart von Wasser oder wässerigen Flüssigkeiten wird er bereits durch die Kohlensäure der Luft zersetzt, derart, daß er in Kalk, Chlor und Sauerstoff zerfällt. Chlor ist jedoch ein sehr giftiges Gas, das ebenso leicht Pflanzengewebe als auch Gewebe von Tieren und Menschen zu zerstören imstande ist. Eingeatmet vernichtet es sehr rasch die Luftröhre wie das Lungengewebe, so daß wir uns ihm nur in großer Verdünnung mit Luft einigermaßen aussetzen dürfen. Um den Chlorkalk wirksamer zu machen, resp. seine Zersetzung zu beschleunigen, kann man ihn zweckmäßig mit verdünntem Essig verrühren oder auch mit erheblich verdünnter Salzsäure. Das derart sich entwickelnde Chlor tötet im Verein mit dem auftretenden Sauerstoff die Träger von Ansteckung und Fäulnis: die Bazillen, mikroskopisch kleine Gebilde, die wesentlich von den Fäulnisprodukten wie Schwefelwasserstoff und Schwefelammonium (übelriechende Verbindungen) ihre Existenz bestreiten. Chlorkalk wird im wesentlichen zur Desinfektion von Aborten und ähnlichen Fäulnisherden verwendet, weniger zur Reinigung von Krankenzimmern, eben der Giftigkeit des Chlors wegen; zu letzterem Zwecke dient wesentlich Schwefligsäure, die man durch Verbrennen von Schwefel erhält. Auch dieses Produkt, ein Gas, ist der Lunge wie der Luftröhre schädlich, indes bei weitem nicht in dem Grade wie Chlor, und es wirkt ferner nicht, oder kaum zerstörend, wie letzteres, auf Möbel und Kleidungsstoffe ein. Das gleiche gilt von einem Körper, der als Sublimat bekannt ist, einem Quecksilberpräparat (Quecksilberchlorid), das indes eine feste Verbindung vorstellt sowie im höchsten Maße giftig ist. Desinfizierend wirkt dieses Sublimat noch in wässeriger Lösung von 1:1000; ebenso, vielleicht noch stärker, wirken alkoholische Lösungen der gleichen Verdünnung. Seiner Giftigkeit wegen darf man das Präparat natürlich nicht zu Speisen und Getränken verwenden; jedoch dienen seine Lösungen zur Desinfektion von Wunden und Abfallstoffen. Sehr wirksam und in verdünnten, drei- bis fünfprozentigen Lösungen kaum giftig zu nennen ist Karbolsäure, die zweckmäßiger Phenol genannt wird, da sie keine Säure, sondern eine Sauerstoffverbindung von Benzol (Benzin) ist, die sich nur unter bestimmten Bedingungen mit Basen (Kali, Natron) vereinigen kann. Für bestimmte Zwecke ist ferner die giftfreie Borsäure sehr wirksam, eine aus Borax bereitete Mineralsäure, die nach meinen eignen Erfahrungen die Bazillen der Schleimsubstanz tötet, welche letztere (gleichfalls nach meinen Erfahrungen) der Träger der Nervenleiden ist. Sie kann in Dosen von $1/2$ bis 1 g ohne nachteilige Nebenwirkungen in wässeriger Lösung (etwa 1 zu 25) genommen werden. Auch die giftfreie Salizylsäure, eine neuerdings aus Karbolsäure mit Kohlensäure bereitete Verbindung, sodann Kalkmilch in zwanzigprozentiger Flüssigkeit

sind wirksam; letztere tötet die Bazillen von Typhus- und Choleraentleerungen, erstere eignet sich zur Konservierung von Speisen und Getränken, am besten in gesättigter wässeriger Lösung, die ungefähr $^1/_5$ % Salizylsäure enthält.

Damit dürfte die „Chemie des täglichen Lebens“ besprochen sein. Annehmlichkeiten wie Konzerte, Theater und Bälle berühren weniger ihr Gebiet; es sei denn die Menge Kohlensäure, die durch Gegenwart einer erheblichen Anzahl Menschen sich entwickelt, welche die Luft verdirbt und mithin durch Ventilationsvorrichtungen entfernt werden muß. Bei Aufführung von Stücken freilich wie Sudermanns „Glück im Winkel“ müssen wir uns hüten, uns das Familienglück zerstören zu lassen.



Aus dem Werdegange Scharnhorsts.

Von

Friedrich Meisner.

Bei jedem bedeutenden Menschen werden wir nie allein die fertigen Taten bewundern, die eine einzigartige Begabung der Mitwelt darbot, sondern wir werden stets in einer bewußten oder unbewußten Betätigung des Gesetzes von Ursache und Wirkung fragen, worin die Keime zu großen Leistungen lagen. Waren nicht doch für besondere Erfolge auch besondere Ursachen maßgebend? So wird sich bei Betrachtung der Heldengestalt Gerhard David v. Scharnhorsts immer wieder der Blick lenken auf einen Zeitabschnitt aus seinen Jugendjahren, weil er grundlegend war für die Geistes- wie Herzensbildung des Strategen aus der Zeit der preußischen Wiedergeburt. Der in Frage kommende Zeitraum ist der zwischen seinem 18. und 22. Lebensjahre, den er auf dem Wilhelmstein zubrachte, einer der hervorragendsten Artillerieschulen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Dieser hochwichtigen Entwicklung in Scharnhorsts Werdegange soll im folgenden gedacht werden und zwar unter Benutzung eines nach vorliegenden Erkundigungen ungedruckten Manuskriptes des Feldherrn selbst, in dem er eine Zusammenfassung der auf der „École militaire“ erworbenen Kenntnisse gibt.

Diese „École militaire“ war eine Stiftung des Grafen Wilhelm zu Schaumburg, eines Regenten, der in seinem Kleinstaate die Gedanken der Aufklärung in verständiger Weise zu verwirklichen trachtete. Zu seiner Artillerieschule hatte er nicht nur die Anregung und große Mittel gegeben, sondern, das Wichtigste für ihre gedeihliche Fortentwicklung, der Graf war auch der tätige Leiter seines

Werkes. Von der Fürsorglichkeit des schaumburgischen Herrschers und von dem warmem Interesse für seine Zöglinge sprechen vor allem die Tatsachen, daß er selbst die Prüfungen abnahm, Unterrichtspläne aufstellte und nie vergaß, neben Schulrat und Lehrer auch väterlicher Förderer seiner Schüler zu sein. Die Tendenz des Institutes war den Ideen des Fürsten entsprechend eine durchaus fortschrittliche und auf das Praktische gerichtete. Er war der erste, der sich mit neuen Erfindungen beschäftigte und diese verwerten ließ; von seinen Zöglingen war ferner ein jeder in der Lage, auch die kleinste im Kriege vorkommende Handreichung oder Verrichtung selbständig machen zu können, mochte sie dem Stellmacher-, Schmiede-, Bau- oder einem andern Gewerbe angehören. Diese Militärschule war es, in die Scharnhorst auf Grund eines Gesuches bei dem Grafen im April des Jahres 1773 aufgenommen wurde. Der neue Zögling hat einen regelmäßigen Entwicklungsgang durchgemacht: anfänglich weist er noch nicht hervorragende Leistungen auf, bald rechnen aber seine Arbeiten zu den besten, und schließlich zeichnet er sich so aus, daß er die besondere Beachtung des Grafen gewinnt und von diesem bevorzugt wird, so daß Scharnhorst in einem nach dem Tode des Fürsten verfaßten Brief von diesem schrieb: „In seiner Militärschule war er der Anordner, Aufseher und Guttäter, der Lehrer und Freund seiner Offiziere. Ich kann ohne eine Art von Enthusiasmus mich nicht der Anordnungen dieses Herrn erinnern.“ Was Scharnhorst geleistet und gelernt, darüber schreibt er selbst ein Jahr, nachdem er die „École militaire“ verlassen und sich in Hannover befand (1778), woselbst er bald von dem hannöverschen General Estorf zum Fähnrich gemacht wurde, folgendes:

Benennung der Kenntnisse, die ich in der theoretischen und practischen „École militaire“ auf der Festung Wilhelmstein gelernt habe, worüber ich mich examiniren laßen kann.

Theoretisch studirt:

a) Die Buchstaben-Rechnung, die abstracte Geometrie, die Eigenschaften der Kegelschnitte, die gradlinigte Trigonometrie, Körper-Rechnung, die Theorie von Choc der Körper, ihre Lehren aufs Bombenwerfen angewand, die Mechanik, Hidrostatik, Hidraulik und die Theorie von den Verhältniß des Widerstandes der Bekleidungsmauren mit und ohne Abdachung, so wie's im Cours der Mathematik und Ingenieur-Wissenschaft von Belidor mit Anwendung der Algebra gelehrt wird.

b) Das allgemeine der Naturlehre und Historie, Geographie, insbesondere die mathematische Geographie, die verschiedenen Arten die Latitude und Longitude zu nehmen; und das allgemeine der Schiffahrt.

c) Das Schreiben und etwas Sprechen der französischen und englischen Sprache.

Studirt und geübt:

a) Das Aufnehmen mit und ohne Instrumente und das Nivelliren.

b) Die Artillerie überhaupt: besonders ihr kleines Exerciez, ihren Gebrauch im Felde, die ohngefährige Berechnung der Schußweiten bey verschiedenen

Ladungen und Elevationen; das Bombenwerfen, die parabolischen Berechnungen ihres Effects und Amplitude nach probe Würfen, und die Verbesserung dieser Theorie im Praktischen.

c) Das allgemeine der Minen-Wissenschaft; ihren Gebrauch bey Feldschanzen: die Theorie der Druckkugel, ihren Gebrauch beim Angrif der Festungen u. s. w.

d) Die Civil-Baukunst, besonders den Grundbau und die Säulenordnungen.

e) Die Fortifikation, ihre allgemeinen Grundsätze, Profile, Bau an sich selbst, Strebepfeiler, Bekleidungsmauren, Maximen verschiedener Autoren, und das allgemeine des Bauanschlages.

f) Die Fortifikation, die verschiedenen Anlagen der Schanzen in Absicht der Terräns, Geschützes, Gegend u. s. w. Die Grundsätze der Vertheidigung, nach denen jedes Terrän und Troupe zu nutzen: das Detail vom Berechnung des Geschützes, Materialien, Arbeit.

g) Den Angrif überhaubt: Festungen zu recognosciren, Positionen und Dispositionen zum Angrif zu beurtheilen. Die Anordnung, Führung und Construction der Laufgraben, Parallelen ricoschet demontir und bresch Batterien, die verschiedenen Sapen, Logements und Uebergänge der Gräben.

h) Die Vertheidigung und den Angriff der Positionen und Schanzen.

i) Die Tactik, die Lehren von den Evolutions, die Formirungen und Entwickelung der Colonnen, die wahre Stärke jeder Art Troupe nach den verschiedenen Terrän, ihre Bewegung in Absicht der Zeit und des Raums, die Positionen und Dispositionen der Märsche, Uebergänge der Flüße, Schlachtordnungen, Lagerpositionen, Fouragirungen, Winterquartiren, Ueberfälle und Einsperren der Festungen, mit ihren Avant- und Arriergarden, seiten Chainen, Piquetern, Feldwachen, Vorposten und weitern Detail anzuordnen: die Führung der Corps und Detachementer, ihre Vertheidigung in Quarrees sich alternativ bewegenden Troups u. s. w. Die verschiedenen Angrife, in geöfneten und geschloßenen Colonnen, en échéquier und en echellon: Die Castrametation, die verschiedenen Lagerordnungen und allgemeinen Grundsätze der Lagerpositionen.

Hannover den 12. Feb. 1778.

G. Scharnhorst
schaumburgscher Conducteur

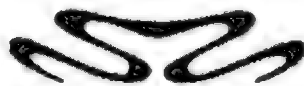
Aus diesen eingehenden Angaben Scharnhorsts geht hervor, daß seine Fachausbildung die denkbar günstigste für die damalige Zeit gewesen ist. Seiner Artillerieschulzeit verdankt er aber noch mehr. Außer mit der auf der Höhe der Zeit stehenden Wissenschaft wurde er auch mit Anschauungen bekannt gemacht, die sich nicht fest ans Althergebrachte klammerten, sondern die, wenn etwas mit kühnem Blick als reformbedürftig erkannt war, Neuerungen schufen und weiterentwickelten. Vertreter solcher Ideen war der Graf Wilhelm selbst. Er war Scharnhorst das leuchtende Beispiel eines gesunden Reformators, ein Vorbild, an das der spätere Stratege bei seinen eignen schöpferischen Taten oft zurückgedacht haben wird.

Endlich sei noch eines dritten Momentes gedacht, das in die auf dem

Wilhelmstein verbrachten Entwicklungsjahre Scharnhorsts fällt. Es wurde hier der Grund gelegt zu einem treuen Freundschaftsbunde zwischen ihm und Wilhelm von Zeschau. Und ob auch die Stürme späterer politischer Kämpfe entgegengesetzte Anschauungen bei beiden zeitigten, so bildeten doch diese kein Hindernis für die Freundschaft, die für das Leben geschlossen war und die noch, als Scharnhorst schon ein Fünfziger war, nichts an Herzlichkeit und schwärmerischer Verehrung eingebüßt hatte.

Was wir hervorgehoben, waren wichtige Einwirkungen auf den Entwicklungsgang Scharnhorsts. Sie trugen dazu bei, den Grund zu legen für den von Arndt besungenen Waffenschmied deutscher Freiheit:

„Der nie wankend ab und an
Ging den festen Heldenschritt.
Der im stillen hat geschaffen
Ross' und Männer, Krieg und Waffen.“



Sein letztes Drama.

Eine Erinnerung an Gustav zu Putlitz.

Von

Oswald Hancke,

Großherzogl. Hoftheaterdirektor in Karlsruhe.

Als ich im Jahre 1880 meine Tätigkeit am Großherzoglichen Hoftheater in Karlsruhe aufnahm, fand ich seinen obersten Leiter, den feinfühligen, gemütvollen Dichter und liebenswürdigen Menschen Gustav zu Putlitz in tiefster Verstimmung. Sein jüngster Sohn, der dem Offizierkorps des badischen Leibgrenadier-Regiments angehörte, war in einen höchst fatalen Konflikt mit Studenten der Technischen Hochschule geraten — über den ich vielleicht ein andermal berichte —, und in allen Salons, auf allen Bierbänken der kleinen Residenz wurde diese Angelegenheit aufs eifrigste verfolgt und verhandelt, und zwar meist in einem der Familie des Dichters und Theaterleiters wenig günstigen Sinne.

„Sie sehen in mir den augenblicklich bestgehaßten Mann in Karlsruhe,“ äußerte der damals Sechzigjährige mir gegenüber mit trübem Lächeln. „Den meisten Leuten in Karlsruhe ging es immer gegen den Strich, das Hoftheater von einem kurmärkischen Junker geleitet zu sehen, und wenn auch der Großherzog in immer gleicher Güte und Huld mir sein vollstes Vertrauen schenkt — ich bin des Kampfes mit der süddeutschen Gemütlichkeit gründlich müde und werde den Platz so rasch als möglich räumen.“

Daß diese Stimmung des Generalintendanten Putlitz dem Dichter Putlitz jede literarische Schaffensfreudigkeit gründlich verdarb, liegt auf der Hand, und erst als der Klatsch nach Erledigung des obenerwähnten Konflikts nach und nach zungenmüde geworden war und sich neuen, interessanten Dingen zuwendete, besserte sich die Laune des alten Herrn, und seine Rücktrittsgedanken äußerten sich seltener und seltener. Mein frisches Eingreifen in die Hoftheaterverhältnisse nahm sein vollstes Interesse in Anspruch, brachte ihm neue Anregung, und wir standen in kürzester Frist — zu gemeinschaftlicher Arbeit verbunden — auf vertrautestem Fuße. Gustav zu Putlitz war ganz Warmherzigkeit und Güte, sein Wesen so ohne jede Prätension, so ganz frei von junkerlichem Stolz, daß man ihn lieben mußte und ihm auch da nicht gram sein konnte, wo der Theaterleiter besser getan hätte, die Zügel der Disziplin etwas straffer zu handhaben, als es ihm seine Herzensgüte erlaubte. — Mit der Zeit begann ich ihn ob seiner literarischen Untätigkeit in scherzhafter Weise auszuschelten, aber davon wollte er zunächst gar nichts wissen und von dramatischen Arbeiten noch viel weniger. Seine besten Absichten und Pläne nach dieser Richtung hin seien verkannt oder ihm verleidet worden, behauptete er; das Publikum wolle von seinen ernsten Dramen nichts wissen, und zu Stücken wie „Spielt nicht mit dem Feuer" und „Das Schwert des Damokles", die er in übermütiger Laune und eigentlich zu seiner Erholung geschrieben habe, finde er die Frohlaune nicht mehr. Und doch schien mein fortgesetztes Drängen, in dem ich mich übrigens mit seiner treubesorgten Gattin eins wußte, nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen zu sein. Denn als ich eines Tages — es war im Februar 1881 — mit Putlitz zusammen das Theaterbureau verließ und wir plaudernd unsern Wohnungen zustrebten, sagte er plötzlich und ganz unvermittelt:

„Ich muß Sie übrigens darauf vorbereiten, lieber Hancke, daß Sie einer recht großen Unannehmlichkeit entgegengehen."

Ich gestehe, daß mich im ersten Augenblicke diese Eröffnung nicht wenig konsternierte. Ich wußte genau, daß meine Berufung an das Großherzogliche Hoftheater einigen seiner erbeingesessenen Vorstände und Mitglieder sehr mal à propos gekommen war, und daß sie ganz insgeheim gegen mich wühlten und arbeiteten. Vielleicht hatte doch einer oder der andre Mittel und Wege gefunden, mir zu schaden, und ich fragte deshalb in leicht begreiflicher Erregung:

„Und worin besteht diese Unannehmlichkeit, Herr Baron?"

Nun lächelte er verschmitzt und entgegnete:

„Warten Sie's nur ab. Sie werden noch zeitig genug alles erfahren."

Meinen weiteren Fragen begegnete er mit allen möglichen, rätselhaften Andeutungen, und erst als wir vor seiner Haustür standen, sagte er mit fröhlichem Lachen:

„Na, wenn Sie denn gar so neugierig sind, und damit ich Ihnen das Mittagessen nicht ganz verderbe — ich habe ein neues Theaterstück geschrieben, und das sollen Sie nun zu lesen bekommen."

Ich schüttelte ihm in freudigster Ueberraschung die Hand und erwiderte:

„Die Unannehmlichkeit will ich mit Würde über mich ergehen lassen, Herr Baron, und eine größere Freude — —"

„Nee, nee, freuen Sie sich man nicht zu sehr, lieber Freund," unterbrach er mich in seiner jovialen Art. „Ich glaube nämlich, es ist gar nischt geworden. Ich kann's nicht mehr, aber meine Alte ließ mir keine Ruhe, und Sie haben ja auch immer mit mir gezankt. Nu haben Sie die Geschichte und müssen sie auch auskosten. Aber daß Sie mir ja die volle und ungeschminkte Wahrheit sagen, das bitte ich mir ernstlich aus, und das müssen Sie mir fest versprechen, denn blamieren will ich mich auf keinen Fall in meinen alten Tagen."

Wir schüttelten uns noch einmal die Hände, und dann schieden wir. Noch gegen Abend desselben Tages schickte mir Putlitz das Manuskript. „‚Die Idealisten', Schauspiel in fünf Akten," las ich auf dem Titelblatt. Ich vertiefte mich sofort bis spät in die Nacht hinein in seine Lektüre. Der erste Akt deutete in etwas breiter und verschwommener Weise die Tendenz des Stückes an: eine Reihe von Persönlichkeiten zu schildern, die, von diesem oder jenem idealen Pflichtgefühl erfüllt, die Pflicht gegen sich selbst und ihr eignes Lebensglück vergessen, und er ließ nebenher einen Herzenskonflikt nur ganz leise ahnen. Im zweiten Akt lernte man zwei ganz prächtig geschilderte, alte Leute kennen, die ganz dem gemütvollen Wesen des Dichters entsprachen: einen bejahrten Komponisten und Klavierlehrer, der ganz in Liebe zu seinem Adoptivsohn aufgeht, und eine alte Verwandte, die seit langen Jahren sein Hauswesen besorgt, sich ewig mit dem alten „Musikmacher" zankt und doch das goldigste Herz von der Welt hat. Einem wiederum etwas verschwommenen dritten Akt folgte ein prächtig gelungener vierter, in dem abermals der alte Komponist Bach und die Tante Sanna den Mittelpunkt bilden; der fünfte aber schien mir ganz zerfahren und unbefriedigend, den Erfolg des Ganzen sehr in Frage stellend. Ich muß gestehen, ich ließ, als ich zu später Nachtstunde das Manuskript beiseite legte, etwas die Flügel hängen. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß die schmale und noch dazu recht romantisch aufgeputzte Handlung des Stückes mit dem bekannten reichen Holländer aus Indien, der als Deus ex machina und Vertreter des realistischen Elements im Stücke den Konflikt verschärft, aber auch zum glücklichen Ende führt, mir schon damals, wo die moderne dramatische Richtung noch nicht die Flügel regte, als vieux jeu erschien, und daß das Ganze alles, was man gemeinhin bühnenwirksam nennt, stark vermissen ließ.

Recht zaghaft stieg ich am andern Morgen die Treppe zur Wohnung des Dichters hinauf. Ich traf ihn in lebhafter Unterhaltung mit Gisbert v. Vincke, der wohl auch aus Interesse für das neue Werk des Freundes von Freiburg zum Besuche herübergekommen war.

„Da kommt ja mein Unglücksrabe schon," rief Putlitz lachend, als ich ins Zimmer trat, indem er auf das Manuskript in meiner Hand deutete. „Tritt kühn hervor, der du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägst; hier ist mein Haupt, das freieste, das je die Tyrannei vom Rumpf gerissen."

„Du irrst," antwortete ich schlagfertig mit den Worten Silvas im „Egmont".

„Was gerechte Richter beschließen, werden sie vorm Angesicht des Tages nicht verbergen."

„Na also — um so besser. Nu setzen Sie sich erst mal, und dann legen Sie los. Es ist nischt, nicht wahr? Vor Vincke brauchen Sie sich gar nicht zu genieren, der hat schon manche schlechte Sachen von mir genießen müssen."

„Nun gut, Herr Baron," sagte ich, noch immer etwas zaghaft, da ich sah, mit welcher Erwartung trotz aller gespielten Gleichgültigkeit der Dichter an meinen Lippen hing. „Ich will ganz offen und ehrlich sprechen und mit dem Guten den Anfang machen. In der Charakteristik der Personen im zweiten und vierten Akt haben Sie eine sehr glückliche Hand gehabt, und die Figuren des Bach und der Sanna gehören wohl zu dem Besten, was Sie geschrieben haben, aber —"

„Aber der erste, dritte und fünfte Akt taugen nichts," unterbrach mich Putlitz mit Galgenhumor. „Sagen Sie's nur grade heraus. Ich weiß es ja, ich weiß es nur zu genau — es ist aus mit mir, ich kann's nicht mehr, ich treff's nicht mehr."

Dabei schritt er, nach seiner Art heftig mit den Armen gestikulierend, in dem schmalen Gemache auf und ab. „In den Papierkorb den ganzen Plunder — das ist das einzig Richtige. — Siehst du, Alte!" rief er seiner Gattin zu, die, durch seine lauten Expektorationen angelockt, eben in der Tür erschien, „du hast's ja nicht glauben wollen, daß das Stück nichts taugt — nu frage mal den alten Theaterpraktikus da, der wird dir's schon klarmachen."

„Ich habe aber etwas dergleichen ja noch gar nicht gesagt, Herr Baron," begann ich wieder. „Bei der ungeschminkten Aufrichtigkeit, die Sie mir zur Pflicht gemacht, will ich nicht behaupten, daß ich die Exposition des Stückes nicht etwas frischer und lebhafter wünschte, und daß der dritte Akt gegen den zweiten stark abflaut, da ihm wenig bühnenwirksame Momente innewohnen, aber das wird sich durch einige Kürzungen, durch ein strafferes Zusammenfassen der Szenen um vieles bessern lassen. Den letzten Akt freilich müssen Sie meiner Ansicht nach noch ganz gehörig zurechtstutzen." Und nun versuchte ich in längerer Auseinandersetzung zu begründen, was ich an diesem letzten Akte auszusetzen hatte, sehr häufig von einem „Ganz richtig!" oder „Er hat ganz recht, vollständig recht!" des Dichters unterbrochen. Als ich geredet hatte, nahm er mir das Manuskript aus der Hand und blätterte darin mit einem trübseligen Lächeln.

„Schade um die schöne Zeit, Alte, die wir beide drauf verwendet haben," sagte er zu seiner Gattin. „Na, Schwamm drüber!" Damit warf er das Buch in eine Schublade seines Schreibtisches. Wir protestierten alle drei lebhaft, und endlich versprach er, eine Aenderung des letzten Aktes versuchen zu wollen; die im übrigen notwendig erscheinenden Kürzungen und so weiter sollten mir überlassen bleiben.

Schon nach 48 Stunden erhielt ich das Manuskript mit der neuen Fassung des letzten Akts wieder zurück. Er war augenscheinlich besser geworden, aber er befriedigte mich noch immer nicht. Ich wagte es, dem Dichter noch einmal

meine Ausstellungen zu machen und um abermalige Aenderungen zu bitten, kam aber schlecht bei ihm an.

„Nee, nu ändere ich kein Wort mehr," fuhr er heftig auf. „Entweder geht's so oder gar nicht!"

„Dann also in Gottes Namen so!" entschied ich kurz, und nun sprachen wir über die beste Besetzung der Rollen, über den Aufbau der Szene für das Stück, und plötzlich fragte er:

„Können Sie die Sache wohl schon in 14 Tagen herausbringen, lieber Freund? Dieses Hangen und Bangen in schwebender Pein ist mir gräßlich, und Sie täten mir wirklich einen großen Gefallen, wenn Sie mich so rasch als möglich von der Qual der Erwartung befreiten."

„An mir soll's gewiß nicht fehlen, Herr Baron," erwiderte ich. „Aber bedenken Sie, daß von dem Stück vorläufig nur dieses eine Exemplar vorhanden ist. Wir müssen ein zweites Buch haben, müssen die zum Teil recht umfangreichen Rollen herausschreiben lassen, die doch auch gelernt sein wollen; wir müssen eine Leseprobe abhalten können, ehe die Darsteller an das Studium ihrer Rollen gehen — das alles sind unumgänglich notwendige Dinge, die sich in der kurzen Frist von 14 Tagen kaum erledigen lassen."

„Ich hoffe, es geht doch," beschwichtigte er meine Bedenken. „Morgen vormittag ist das Schauspielpersonal probefrei, da lesen Sie den Leuten das Stück selbst vor, natürlich in meiner Abwesenheit, damit sich die Schauspieler ganz ungeniert äußern können. Dann bitte ich ein paar junge Leute vom Personal abwechselnd an den Rollen zu schreiben, sie opfern mir gern ein paar Nächte. Passen Sie auf — wir kriegen's raus."

Am andern Tage las ich den Schauspielern das Stück tatsächlich vor, und bei der allgemeinen Beliebtheit des Dichter-Intendanten fiel ihr Urteil recht günstig aus. Zugleich teilte ich den im Stücke beschäftigten Darstellern mit, daß die Rollen in kürzester Frist an sie gelangen würden, und daß die Erstaufführung etwa in vierzehn Tagen bevorstände. Das Ausschreiben der Rollen erfolgte mit zauberhafter Schnelligkeit; kurz nach Empfang seiner Rolle aber schrieb mir Oskar Höcker, der Darsteller des alten Bach, es sei ihm unmöglich, seine Rolle in der kurz bemessenen Frist zu bewältigen, er brauche dazu eine Zeit von mindestens drei Wochen. Seufzend rückte Putlitz die Erstaufführung um acht Tage hinaus. Nun wanderte das eine vorhandene Exemplar des Stückes eine Zeitlang von Hand zu Hand, und am Tage vor der ersten Bühnenprobe war das sogenannte Regiebuch noch immer nicht fertig. Ich war also auch nicht in der Lage, die Inszenierung des Stückes in ihren Einzelheiten festzustellen.

„Machen Sie sich darüber nur keine Sorgen," tröstete mich Putlitz. „Ich komme natürlich selbst zur Probe, und da ich selbstverständlich genau weiß, wie ich mir die Sache gedacht habe, wird sich alles von selbst machen."

Glücklicherweise erhielt ich die Abschrift doch noch am Abend. ‚Sicher ist sicher,' dachte ich und stellte in eiliger Nachtarbeit den ganzen Inszenierungsplan her.

Tags darauf fand die erste Probe statt. Der Autor saß neben mir am Regietisch, und als die zuerst auftretenden Darsteller wissen wollten, von welcher Seite sie zu kommen hätten, antwortete er auf meinen fragenden Blick in seiner jovialen Weise:

„Ach, Kinder, das ist ja egal, kommt mal durch die Mitte.“

Als ich ihn darauf hinwies, daß dies der Situation widerspreche, sagte er lachend:

„Na also, dann tretet lieber hier von rechts auf.“

Kurz darauf fragte wiederum einer der Darsteller: „Sollen wir nun wirklich diese ganze lange Szene so im Stehen abspielen?“

„Jawohl, Kinder, bleibt nur lieber stehen,“ war seine Antwort. „Die alte Birchen (Charlotte Birch-Pfeiffer) hat mir immer gesagt: ‚Lassen Sie bloß nicht die Leute gleich im Anfang des Stückes sitzen. Das Publikum meint dann immer, es kommt etwas Langweiliges und hört nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit zu.‘“

Auf einige weitere Fragen erfolgte wiederholt die Antwort: „Kinder, macht doch das, wie's euch am bequemsten ist.“ Nach wenigen Szenen gab es wegen Flüchtigkeiten in den übereilt geschriebenen Rollen eine längere Unterbrechung der Probe. Nun traten einige Darsteller an mich heran und erklärten, daß es so nicht weiterginge. Sie seien daran gewöhnt, daß ich mit einem genau festgestellten Plane für die Inszenierung auf die erste Probe käme, und unbedingt meinen Anordnungen für die äußere Gestaltung der Szene zu folgen. Nun sollten sie plötzlich ganz nach eignem Ermessen die Stellungen ordnen und so weiter — darüber ginge die kostbarste Zeit verloren, und die Probe nütze auf diese Weise gar nichts. Mir selbst war bei dieser Art der Regieführung sehr unbehaglich zumute, und ich griff daher zu einem andern Auskunftsmittel.

„Herr Baron,“ wendete ich mich an Putlitz, „wie wär's, wenn wir die Sache umkehrten? Lassen Sie mich einmal gewähren und unterbrechen Sie jedesmal, wenn Sie sich die Sache anders gedacht haben. Ich glaube, wir kommen so besser und schneller vorwärts.“

Der Dichter stimmte ohne weiteres zu, und nun ging die Probe munter vorwärts. Er blieb meist stummer Zuschauer, und nach Beendigung des zweiten Aktes stand er plötzlich auf und sagte zu mir sehr vergnügt:

„Ich sehe, Sie sind ja in dem Stücke ganz zu Hause; ich will nun einmal aufs Bureau hinübergehen.“

„Aber Sie kommen doch wieder?“ fragte ich.

„Na, das weiß ich noch nicht bestimmt. Ich langweile mich nämlich furchtbar und möchte mir das Stück nicht ganz verekeln.“ Damit ging er lachend von dannen. Er liebte es nun einmal, in ironisierender Weise von seinen literarischen Arbeiten zu sprechen, wenn es ihm sicher auch nicht von Herzen kam.

Am 11. März 1881 fand die Erstaufführung der „Idealisten“ statt. Die zahlreichen Freunde des liebenswürdigen alten Herrn und die genugsam erprobte freundliche Gesinnung des Karlsruher Premierenpublikums bereiteten dem Stücke

eine überaus herzliche Aufnahme. Die Darsteller boten ihr Bestes, und besonders lieferten Oskar Höcker in der Rolle des Komponisten Emanuel Bach und Johanna Lange als Tante Sanna wahre Kabinettsstücke echter Schauspielkunst.

Wiederholt mußte der Dichter, umgeben von den Darstellern des Stückes, vor dem Vorhang für die reichen Beifallsspenden persönlich quittieren, — kurz, es sah aus wie ein voller, echter Theatererfolg. Und doch vermochte das alles nicht, meine Bedenken gegen das Stück und sein Schicksal zu bannen. Aber auch der Autor besaß Bühnenerfahrung genug, sich keinen Täuschungen hinzugeben. Als er mir am andern Tage in seiner herzlichen Art für alle meine Bemühungen um das Gelingen des Werkes dankte, fügte er mit einem wehmütigen Lächeln hinzu:

„Der Liebe Müh' war doch umsonst, lieber Hancke, — ich bin ganz hoffnungslos. Drei Aufführungen in Karlsruhe und eine in Baden-Baden, damit wird die Herrlichkeit zu Ende sein. Es will eben nicht mehr gehen bei mir — es war meine letzte dramatische Arbeit."

Und er behielt leider recht. Schon die erste Wiederholung der „Idealisten" zeigte ein andres und wesentlich kühleres Gesicht, die dritte Aufführung ein sehr spärlich besetztes Haus und sehr dürftigen Beifall. Die andern deutschen Bühnen zeigten dem Stücke gegenüber äußerste Zurückhaltung, und nur einige wenige wagten Zeit und Mühe an seine Aufführung. Dann verschwand es für immer im Staube der Theaterbibliotheken.

Nur einmal noch, nach mehreren Jahren, schien sich Putlitz mit dem Gedanken an eine dramatische Arbeit zu tragen, aber sicherlich nicht aus eignem Drang, sondern infolge familiärer Beeinflussung.

Eines Tages brachte er mir seine reizvolle idyllische Erzählung „Das Frölenhaus" und bat mich, sie einmal daraufhin zu prüfen, inwieweit sie sich zur dramatischen Bearbeitung eigne. Ich legte meine Ansicht hierüber in einem längeren Schriftstücke dar, in dem ich betonte, daß diese kleine Erzählung höchstens geeignet sei, den äußeren Rahmen für ein Theaterstück abzugeben, daß sie aber im übrigen jeder dramatischen Bewegung entbehre und nach dieser Richtung hin alles ganz neu erfunden werden müsse.

„Ich unterschreibe Ihre Ansicht über die Sache Wort für Wort," sagte mir am andern Tage Putlitz, „wollen wir's zusammen machen?"

Ich sah ihn erstaunt und überrascht an. „Wie meinen Sie das, Herr Baron?"

„Nun, ich frage, ob Sie mein Mitarbeiter sein wollen, denn allein kann ich's absolut nicht mehr."

„Nein, Herr Baron," erwiderte ich mit aller Entschiedenheit, „dazu fühle ich mich nicht berufen, und ein solches Zusammenspannen à la Moser und Konsorten wäre auch Ihrer und Ihrer literarischen Vergangenheit unwürdig!"

Er kam nie mehr auf dieses Thema zurück, und so blieben „Die Idealisten" tatsächlich seine letzte dramatische Arbeit.

Aus der Zeit des Frankfurter Parlaments.

Aus dem Nachlasse des Abgeordneten Georg Friedrich Kolb.

(Fortsetzung.)

Die allgemeinen Verhältnisse gestalteten sich immer düsterer, nach außen wie im Innern der Versammlung. In Wien bereitete sich ein entscheidender Kampf zwischen Reaktion und Revolution vor; in Berlin harrte die Camarilla nur auf den Erfolg ihrer Genossen an der Donau; in der Nationalversammlung selbst genügte es, daß ein Dringlichkeitsantrag von der Linken eingebracht wurde, um dessen Verwerfung herbeizuführen, mochte er betreffen, was er wollte. Dagegen beschloß die Majorität, die weitere Beratung der Grundrechte zu unterbrechen und dafür die über die Reichsverfassung zu beginnen. Damit ward am 19. Oktober der Anfang gemacht.

Nun stellte sich, vom größeren Publikum anfangs unbemerkt, eine Verschiebung in den Parteiverhältnissen der Majorität ein. Das spezifisch preußische Interesse trat dem österreichischen entgegen. Jedes der beiden erstrebte die Hegemonie. Die Anhänger des Hauses Hohenzollern führten die Agressive aus, die Habsburger sahen sich zur Defensive gedrängt. Zwischen hinein suchten Wittelsbacher und Welfen ihre „Souveränität“ möglichst zu salvieren. Nur die Linke des Parlaments blieb sich treu, indem sie unentwegt die Freiheit und Einheit Gesamtdeutschlands erstrebte, die letztere aber in dem Sinne, daß Deutschland nicht in Preußen oder Oesterreich, sondern daß diese wie die kleineren in Deutschland aufgehen sollten. Sehr bald zeigte es sich jedoch, wie die ganze Situation dadurch verdorben war, daß man nicht rechtzeitig den Partikularismus gebrochen hatte, in jenen Momenten, in denen das alte Regime zu Berlin wie zu Wien machtlos zu Boden lag. Jetzt hatte sich die Reaktion wieder erhoben und gekräftigt.

Sogleich bei Beratung des ersten Abschnitts der Reichsverfassung gelangte der Gedanke eines Kleindeutschland zum Vorschein. Allerdings wäre damals noch jeder, und wäre er der einflußreichste Mann gewesen, sofort als Vaterlandsverräter erklärt worden, der es gewagt hätte, von einer Ausschließung Deutsch-Oesterreichs aus Deutschland, also von einem Plane zu reden, dessen Verwirklichung später mittels eines Bruderkrieges, durch eine Blut- und Eisenpolitik erfolgte. Oesterreich — und darin suchte man ein Auskunftsmittel — sollte unbedingt bei Deutschland verbleiben, nur in einem etwas weniger engen Verhältnisse als die übrigen Staaten. Doch selbst dieser Gedanke erregte bei seinem ersten Bekanntwerden weithin eine wahre Entrüstung und Erbitterung.

Die Linke erstrebte, Deutsch-Oesterreich unbedingt bei Deutschland zu erhalten; die übrigen Länder des Kaiserreichs sollten sich nur in einer Personalunion befinden. Dagegen kämpfte das spezifische Oesterreichertum und ein Teil

des Preußentums, das letztere, weil seine Absichten auf eine preußische Hegemonie dadurch vereitelt zu werden drohten. Der Abgeordnete Berger aus Oesterreich zeigte, daß die von der Rechten geforderte bloße „innige Verbindung“ Oesterreichs mit Deutschland bei einem geeinigten Oesterreich eine Sache der Unmöglichkeit sei. — Der greise Uhland rief: „Wir sind nicht hierher gesendet, Landesteile von Deutschland loszureißen, es steht uns nicht an, das Vaterland mit eignen Händen zu verstümmeln ... Das österreichische Volk hat nicht anderthalb hundert Abgeordnete hierher gesendet, bloß um einen völkerrechtlichen Bund herzustellen; dazu schickt man bloß Gesandte. Jetzt bietet man uns bloß ein völkerrechtliches Bündnis. Dies ist das Darbieten der Bruderhand — zum Abschiede!“

In der Sitzung vom 27. Oktober wurden die betreffenden Paragraphen der Reichsverfassung (in erster Lesung) nach folgendem Wortlaute angenommen:

„§ 2. Kein Teil des Deutschen Reichs darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein.“ Angenommen mit 340 gegen 76 Stimmen.

„§ 3. Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen.“ Angenommen mit 316 gegen 90 Stimmen, nachdem zuvor der Antrag Mühlfelds: „Insofern die eigentümlichen Verhältnisse Oesterreichs die Ausführung dieses § 2 ... nicht zulassen, soll die angestrebte Einheit und Macht Deutschlands im größtmöglichen Maße durch den innigsten Anschluß Oesterreichs an Deutschland im Wege des völkerrechtlichen Bündnisses zwischen der Reichsgewalt und der österreichischen Regierung erzielt werden“ — mit 375 gegen 38 Stimmen verworfen war.

Bald fand sich die Reaktion in Oesterreich selbst zur Genüge erkräftigt, offene Gewalt zu versuchen. Durch einen kaiserlichen Befehl vom 22. Oktober ward dekretiert, die österreichische Nationalversammlung sei in Wien zu unterbrechen und am 15. November in Kremsier wieder aufzunehmen. Gleichzeitig wurden Truppenmassen unter den Befehlen des von früher her seiner Barbarei wegen verrufenen Fürsten Windischgrätz gegen die Hauptstadt vorgeschoben. Das Reichsministerium, durch die Linke des Parlaments gedrängt, sendete zwei Reichskommissäre in den Personen der Abgeordneten Welcker und Mosle nach Oesterreich; sie konnten sich nirgends Einfluß verschaffen; Windischgrätz insbesondere wies ihnen gleichsam die Türe. Dieser General griff nun Wien mit Waffengewalt an. Nach neunstündigem, hartnäckigem Widerstand erstürmten die Truppen am 29. die Vorstädte, konnten aber gleichwohl erst am Abend des 31. die innere Stadt besetzen. Darauf Erklärung des Belagerungszustandes, Entwaffnung der Einwohner, zahllose Verhaftungen und standrechtliche Hinrichtungen.

Zwei deutsche Reichstagsabgeordnete, Robert Blum und Julius Fröbel, die sich von Frankfurt nach Wien begaben und den dortigen Widerstand allerdings unterstützt hatten, waren in die Gewalt der Truppen gefallen. Unter frakter Verletzung der deutschen Reichsgesetze und offenbar in der Absicht, das Parlament und die Zentralgewalt zu verhöhnen, ließ Windischgrätz den Robert

Digitized by Google

Blum am 9. November standrechtlich erschießen. Der Eindruck, den die Kunde dieses Verfahrens in ganz Deutschland hervorbrachte, war ein unbeschreiblicher. Die Zentralgewalt sandte neue Reichskommissäre ab; das Parlament aber faßte nach Feststellung der Tatsache auf Antrag seines betreffenden Ausschusses am 16. November ohne alle Diskussion folgenden Beschluß: „Die Nationalversammlung, indem sie vor den Augen von ganz Deutschland gegen die mit Außerachtlassung des Reichsgesetzes vom 30. September l. J. vollzogene Verhaftung und Tötung des Abgeordneten Robert Blum feierlich Verwahrung einlegt, fordert das Reichsministerium auf, mit allem Nachdrucke Maßregeln zu treffen, um die unmittelbaren und mittelbaren Schuldtragenden zur Verantwortung und Strafe zu ziehen.“ Damit waren denn aber auch der Mut und die Tatkraft der Versammlung erschöpft. Fernere Anträge gegen die willkürliche Einreihung von Insurgenten in die Armee u. s. w. fanden keine Gnade. — Erwähnt muß hier noch werden, daß, wenn der gleichfalls zum Tode verurteilte Fröbel ohne jede Bestrafung freigelassen wurde, dies keineswegs infolge einer deutschen Reichsintervention geschah. Es war eine sehr zweideutige Geschichte, die durch das fernere Leben jenes ursprünglich roten Republikaners noch verdächtiger sich gestaltete. Wie ein Landsknecht der Feder diente Fröbel bekanntlich in der Folge erst dem österreichischen Minister Schmerling in Wien, dann 1866 dem württembergischen Minister Varnbühler in Stuttgart (in welchem Falle er geradezu Napoleons Einmischung in den deutschen Bruderkrieg forderte), hierauf dem bayrischen Minister Hohenlohe in München, noch später redigierte er eine aus dem Reptilienfonds alimentierte Zeitung mit preußischer Tendenz in der bayrischen Hauptstadt, und nachdem dieses Unternehmen in Berlin doch allzu kostspielig befunden worden, sah sich Bismarck veranlaßt, den Abenteurer mit einem Reichskonsulat in Smyrna abzufinden. Fröbel scheint gleichsam der böse Genius Blums gewesen zu sein. —

Seit Jahrhunderten hatten sich die beiden Dynastien der Habsburger und Hohenzollern aufs gründlichste gehaßt und zu schaden gesucht. Die letztgenannte hatte gestrebt, sich vom Deutschen Reiche und folglich von dessen Kaisern unabhängig zu machen; als Wien von den Türken belagert ward, somit sowohl die Sache des Reichs als die der Christenheit in hoher Gefahr schwebte, machten alle Reichsfürsten die größten Anstrengungen zum Entsatze der Hauptstadt, nur — der Brandenburger verweigerte sein Kontingent. Später handelte es sich für Preußen nicht mehr um Selbständigkeit von Deutschland, sondern um die Hegemonie. Man darf nur an den Baseler Frieden und an alle jene Intrigen erinnern, die nach Errichtung des Deutschen Bundes, gewiß nicht in der Absicht einer Förderung der Interessen des Vaterlandes, gespielt wurden. Jetzt aber, wo es galt, die Macht der Dynastien aufs neue herzustellen gegenüber den Rechten der Völker, jetzt zum erstenmal, sah man diese beiden Mächte in schönster Harmonie!

Zu Wien und zu Berlin handelte man augenscheinlich nach gemeinsam abgekartetem Plane. Nur ließen diesmal die Hohenzollern den Habsburgern

bereitwillig den Vortritt. Sobald aber Windischgrätz mit Erfolg vorandrang, ließ man durch Wrangel das gleiche Spiel in Berlin beginnen. Nachdem man am 9. November die Hauptstadt mit Truppen angefüllt, erging am 10. ein Diktat, das die preußische Nationalversammlung nach Brandenburg verlegte; am 11. ward die Entwaffnung der Bürgerwehr von Berlin angeordnet, der Schutz der persönlichen Freiheit suspendiert, die Freiheit der Presse vernichtet. Die Volksvertretung, die sich nicht fügen wollte, die vielmehr wie der Oberpräsident von Schlesien, Pinder, offen auszusprechen den Mut hatte, „in notgedrungener Abwehr der gegen sie angewandten unkonstitutionellen Maßregeln" die Steuern verweigerten, solange sie Gewaltmaßregeln ausgesetzt sei, ward durch Soldaten überall vertrieben und verfolgt. Der Oberpräsident von Schlesien ward sofort abgesetzt; es herrschte eben die brutale Gewalt, eine ganze Reihe von Gesetz- und Verfassungsbestimmungen ward schnöde verletzt.

Für die Frankfurter Versammlung wie für die Reichsgewalt lag es auf der Hand, daß es sowohl um sie selbst, als um das Werk geschehen sei, zu dessen Herstellung sie berufen war, wenn dem absolutistischen Treiben nicht mit aller Energie entgegengetreten werde. Die Reichsgewalt hatte wieder kein andres Mittel, als die Absendung eines Reichskommissärs, und zwar in der Person des als Unterstaatssekretär angestellten Abeordneten Bassermann. Dieser, das Muster eines sich reich fühlenden Bourgeois, hatte sich durch rückhaltloses Auftreten gegen die hochmütige Bureaukratie und durch stark tönende liberale Redensarten im badischen Lande einen Namen errungen. Als aber der Liberalismus der Phrase in einen solchen der Tat umgewandelt werden wollte, zeigte er sich von Angst und Schrecken erfüllt und diente seit den Märztagen als brauchbarstes Werkzeug der Reaktion. Von Berlin kam er nach Frankfurt zurück voll von Schrecken. Mit gepreßter, zitternder Stimme und bleichen Angesichts — ein Bedauern erweckendes Bild — erstattete er in dem Parlamente Bericht über die Dinge, die er in der preußischen Hauptstadt gesehen hatte oder die ihn eine geängstigte Phantasie hatte glauben machen, wobei insbesondere die Schilderung unbeschreiblich fürchterlicher „Gestalten" derart ausfiel, daß ein gewaltiges Gelächter von vielen selbst sehr ernsten Männern nicht unterdrückt werden konnte, wie denn von da an die „Bassermannschen Gestalten" sprichwörtlich wurden. Die Frankfurter Versammlung war aber durch nichts mehr aufzurütteln. Obwohl für sie selbst das „Sein oder Nichtsein" augenscheinlich in Frage stand, beschloß sie am 20. November mit 276 gegen 150 Stimmen, „den auf Suspension der Steuererhebung gerichteten offenbar rechtswidrigen, die Staatsgesellschaft gefährdenden Beschluß der in Berlin zurückgebliebenen Versammlung für null und nichtig" zu erklären, während sie für alle Verfassungs- und Gesetzverletzungen der preußischen Regierung nicht einmal ein Wort des Tadels hatte, — damit ihre eigne Vernichtung besiegelnd. — Da von Bassermann eben die Rede gewesen, so sei hier noch dieses angeführt: Er mußte in der Folge — nachdem er auch den Erfurter kleindeutschen Reichstag mitgemacht — erkennen, daß die siegreiche Reaktion nicht mehr aufzuhalten, die Freiheit in

keiner Weise auf seinen Wegen zu retten sei, ja daß diese Reaktion, obwohl er sich moralisch für sie geopfert, ihm keinerlei Dank wußte, sondern wohl gar die Beschuldigung bereit hielt, er habe durch sein früheres Auftreten die nun von ihm so sehr perhorreszierte Revolution mit hervorrufen helfen. Wenn auch, was nie verkannt werden soll, an sich von guten Absichten geleitet, mußte er sich doch schließlich selbst gestehen, nicht etwa bloß vergeblich sich abgemüht, sondern vielmehr einen unheilvollen, höchst verdammungswürdigen Zustand mit gefördert und herbeigeführt zu haben. Was Wunder, daß er da, an sich selbst und seiner Sache verzweifelnd, durch gewaltige Seelenangst getrieben (im Jahre 1855) zur Pistole griff und seinem innerlich gepeinigten Leben ein gewaltsames Ende machte.

Die Minorität der Abgeordneten wollte eine Erklärung über die in der preußischen Angelegenheit gefaßten Beschlüsse zur Verlesung bringen und zu Protokoll geben. Die Majorität duldete dies nicht; die Erklärung ward dann durch Druck verbreitet. Es war darin einfach sachlich nachgewiesen, daß man gegen eine bloß angebliche Gesetzverletzung der preußischen Volksvertretung eingeschritten sei, während man es abgelehnt, gegen eine ganze Reihe unzweifelhafter Gesetzverletzungen seitens der preußischen Krone das Geringste zu tun.

Die drei Fraktionen der Linken hatten sich bei dieser Gelegenheit zu gemeinsamem Handeln vereinigt. Sie versuchten einen weitern Schritt, um womöglich die Masse des Volkes aus seiner Erschlaffung aufzurütteln: die Bildung eines über ganz Deutschland auszubreitenden „Vereins für Wahrung der Märzerrungenschaften“, später kurzweg „Märzverein“ genannt. Der Versuch gelang wenigstens insoweit, als ziemlich in allen Teilen Deutschlands solche Vereine entstanden und namentlich den tatkräftigsten Teil der Jugend, insbesondere aus den gebildeten Mittelklassen, an sich heranzogen.

Die Machtlosigkeit, zu der das Parlament bereits herabgesunken war, sollte sich alsbald noch auf eine andre Weise manifestieren. Es lagen zahlreiche Anträge vor, abzielend auf einen Tadel der nach Oesterreich gesandten Reichskommissäre und ebenso des Reichsministeriums wegen Nichtvollzugs der früher gefaßten Beschlüsse zur Wahrung der Zentralgewalt gegenüber den Rücksichtslosigkeiten und Verhöhnungen, die sich die Machthaber in jenem Lande erlaubt hatten. Aber — die Versammlung konnte überhaupt in dieser Angelegenheit zu keiner Majorität mehr kommen. Daß die Anträge der Linken verworfen wurden, verstand sich gleichsam von selbst; aber auch die Anträge des Ausschusses, in dem die Rechte vorherrschte, waren nicht imstande, eine Stimmenmehrheit zu erlangen; die Meinungen auch der Rechten zersplitterten sich; man kam überhaupt zu keinem Beschlusse!

Nun drängte die Rechte auf schleunige Beendigung des Verfassungswerkes. Von Anfang Dezember an wurden in der Regel wöchentlich fünf, statt bisheriger vier Plenarsitzungen gehalten, wovon zwei für Feststellung der Reichsverfassung, zwei für die zweite Lesung der Grundrechte und eine für alles

Sonstige bestimmt waren. Die Debatten wurden möglichst abgekürzt, solche oft überhaupt gar nicht zugelassen.

Unterdessen hatte sich in aller Stille die schon früher begonnene Aenderung in der Parteigruppierung weiterentwickelt. Die spezifischen Preußen fanden den Moment günstig für Erreichung ihres Zieles: Herstellung eines preußischen Erbkaisertums; das exklusive und brutale Auftreten des spezifischen Oesterreichertums hatte die beste Aussicht dazu eröffnet: Fürst Schwarzenberg hat damals unabsichtlich von ferne angebahnt, was sich erst viel später, 1866, vollzog. Die Rechte und das Zentrum des Parlaments schieden sich von da an wesentlich in Oesterreicher und Preußen; zu den ersten hielten sich die Ultramontanen; die Linke, die demokratische Partei, umfaßte etwas über ein Viertel der Abgeordneten. Nun steigerte man das schon längst begonnene Intrigenspiel ins Unbeschreibliche; die Preußen hielten sich ihres Triumphes sicher; die österreichischen Staatsleiter, die ihren Einheitsstaat nicht aufgeben und gleichwohl in Deutschland die Hauptrolle spielen wollten (wie ihnen dies nach dem Tage von Olmütz, aber nur auf kurze Zeit gelang), suchten die dem Borussentum widerstrebenden Kräfte nun auf einmal dadurch zu vermehren, daß sie die vielen in Oesterreich zum Teil längst vakant gewordenen Frankfurter Parlamentssitze eiligst vermittels Ergänzungswahlen wieder einzunehmen suchten.

Nach der Stellung, die Oesterreich angenommen, konnte v. Schmerling nicht mehr an der Spitze des Reichsministeriums verbleiben. Am 16. Dezember ward der Nationalversammlung dessen Rücktritt und zugleich die Ernennung Gagerns zum Ministerpräsidenten sowie zum Minister des Aeußern und provisorisch auch des Innern angekündigt. Am 18. fand die hierdurch notwendig gewordene Wahl eines neuen Parlamentspräsidenten statt. Simson aus Königsberg hatte wiederholt Proben seiner besondern Befähigung für diese Stelle gegeben; gleichwohl kostete die Entscheidung einen harten Kampf, indem die spezifischen Oesterreicher und Ultramontanen ihre Kräfte gegen die Preußen aufboten. Erst im dritten Skrutin erlangte Simson mit 233 Stimmen die absolute Majorität, während selbst jetzt noch der Gegenkandidat, der wenig befähigte Kirchgeßner aus Bayern, 223 Stimmen auf sich vereinigte.

In der nämlichen Sitzung legte Gagern sein Programm vor. Es ging dahin: die Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland könnten erst dann staatlich geordnet werden, wenn beide Reiche ihre innere Neugestaltung vollendet hätten. Im allgemeinen müsse es die Pflicht der deutschen Reichsgewalt sein, während des Provisoriums das bestehende Bundesverhältnis Oesterreichs zu Deutschland zu erhalten, wobei das erstere vorerst in den neuen deutschen Bundesstaat nicht eintrete; später seien die gegenseitigen Verhältnisse durch eine besondere Unionsakte zu ordnen; die Verhandlungen seien auf gesandtschaftlichem Wege zu führen, wobei jedoch die Verfassung des deutschen Bundesstaats nicht Gegenstand der Unterhandlung sein könne.

Tiefes Murren folgte dieser Erklärung, gefolgt von vielen Kundgebungen der Enttäuschung und Erbitterung. Das Verlangen, die ganze Erklärung kurzweg

als unannehmbar zu verwerfen, ward allerdings abgelehnt. Verschiedene Anträge auf Verweisung derselben an diesen oder jenen Ausschuß wurden nun aber der Reihe nach ebenfalls verworfen. Da doch irgend etwas in der Sache geschehen mußte, gelangte endlich der Vorschlag des Präsidenten auf Verweisung der Sache an die Abteilungen zur Annahme. Wie sehr die Stimmung in dieser Zeit den preußischen Plänen noch abgeneigt war, zeigte sich bei den am nächsten Tage erfolgten Wahlen für Bildung einer Kommission in dieser Sache: von den 15 Abteilungen wählten nur fünf Anhänger des ministeriellen Programms. Hals über Kopf ward nun die zweite Lesung der Grundrechte durchgeführt; am 20. Dezember war sie zu Ende gebracht, und unterm 28. wurden dann die „Grundrechte des deutschen Volkes" amtlich verkündigt. Es war an sich wahrlich eine schöne Neujahrsgabe; schade, daß diese Blüte nicht zur Frucht reifen konnte! Welcher Unterschied gerade in dieser Beziehung zwischen der Frankfurter und der späteren Berliner kleindeutschen Reichsverfassung!

Als es sich um das Prinzip der Einführung dieser Grundrechte handelte, suchten die Reaktionäre mindestens Zeit zu gewinnen. Gombart aus Bayern, unterstützt von Radowitz und weiteren Genossen, brachte einen Antrag ein, dahin gehend, die Grundrechte nunmehr den einzelnen Regierungen vorzulegen und sie zur Zustimmung zu ersuchen. Natürlich bedingte dies ein Verleugnen des ganzen bisherigen Standpunktes der Nationalversammlung. Eine tiefe Erbitterung gab sich denn sofort kund. Nach kurzer erregter Verhandlung ward schließlich der Gombartsche Antrag — bezeichnend für die damals noch beinahe allgemein herrschende Gesinnung — in namentlicher Abstimmung mit nicht weniger als 334 gegen bloß 69 Stimmen verworfen. Zur Minorität gehörten u. a. der alte Arndt, Buß, Deym, Pastor Jürgens, Linde, Welcker, Wulfen, Döllinger, Philipps und Rothenhan. Selbst Bassermann und Jahn hatten sich diesmal auf die andre Seite begeben.

So endigte das Jahr 1848.

Am 4. Januar 1849 gelangten die aus Veranlassung der Verfassungs-Oktroyierung in Preußen gestellten Anträge zur Verhandlung. Die Sitzung war stürmisch und dauerte zehn Stunden. Sechs Anträge gelangten zur Abstimmung; keiner vermochte eine Majorität zu erlangen, — alle wurden der Reihe nach verworfen. Als es sich nun darum handelte, was weiter zu tun sei, erging der Beschluß — den Gegenstand für erledigt zu erklären. —

Endlich gelangte man zur Verhandlung über das Gagernsche Programm. Aus Wien war beim Reichsministerium eine vom Fürsten Schwarzenberg verfaßte offizielle Note eingetroffen, worin dieser Leiter der Geschicke des östlichen Kaiserstaates der Gagernschen Politik entgegentrat, die Regelung des Verhältnisses zwischen diesem Reiche und Deutschland allerdings der Vereinbarung vorbehielt, im übrigen aber scharf betonte, Oesterreich sei heute noch eine deutsche Bundesmacht, und unter den deutschen Regierungen nehme die kaiserliche den ersten Rang ein. Drei Sitzungen hindurch, vom 11. bis 13. Januar, ward darüber, mitunter wieder sehr heftig, verhandelt. Der betreffende Ausschuß hatte

beantragt: 1. die vom Reichsministerium ausgesprochene Zurückweisung des Vereinbarungsprinzips für die deutsche Reichsverfassung sei in vollstem Maße anzuerkennen, 2. die Zentralgewalt sei zu beauftragen, über das Verhältnis der zum früheren Deutschen Bunde nicht gehörenden Länder Oesterreichs zum deutschen Bandesstaate zu geeigneter Zeit und in geeigneter Weise mit der österreichischen Regierung in Verhandlung zu treten. Gagern erklärte, den Ausschußantrag nicht annehmen zu können, sondern die Kabinettsfrage zu stellen. Sein ursprüngliches Verlangen formell etwas modifizierend, verlangte er Ermächtigung, mit der österreichischen Regierung zu unterhandeln. Das Ergebnis des langen parlamentarischen Kampfes war schließlich die Erteilung dieser Ermächtigung mit 261 gegen 224 Stimmen.

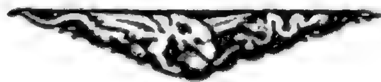
Nun ging es an die Reichsverfassung. Die Partei des preußischen Erbkaisertums, die Situation fortwährend günstig beurteilend, drängte zur Entscheidung. Es war ihr gelungen, sich einer Mojorität ziemlich zu versichern. Die Vorschläge, die auftauchten, gingen stark auseinander. Daß die Republikaner in der Minderheit bleiben würden, wußten diese natürlich selbst; nur um ihre Anschauungsweise nicht zu verhehlen, verlangten sie einen Reichsstatthalter oder Präsidenten, jedenfalls bloß auf eine beschränkte Zeitdauer, wobei jeder Deutsche wählbar sein sollte. Die Bayern und die Ultramontanen strebten nach einem Direktorium von drei oder fünf oder noch mehr Köpfen. Es waren besonders Oesterreicher, die in einem Alternieren alle vier oder sechs Jahre zwischen ihrem Kaiser und dem Könige von Preußen als Reichsoberhaupt einen Ausweg suchten. Doch, wie vorherzusehen, konnte keiner dieser und ähnlicher Vorschläge auch nur eine ansehnliche Minorität für sich gewinnen; sie wurden der Reihe nach, wie sie aufgetaucht waren, verworfen. So erlangte namentlich der Antrag wegen Alternierung zwischen den Staatsoberhäuptern von Oesterreich und Preußen nur 97 Stimmen gegen 361. Für die Wählbarkeit jedes Deutschen zum Reichsoberhaupte votierten 122 gegen 339. Endlich Abstimmung über den Antrag: „Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen", angenommen in der Sitzung vom 19. Januar mit 252 gegen 214 Stimmen. Ebenso erlangte der Vorschlag: „Das Reichsoberhaupt führt den Titel ‚Kaiser der Deutschen' in der Sitzung vom 25. Januar die kleine Majorität von 214 gegen 205 Stimmen."

Der preußische Erbkaiser schien jetzt schon fertig. Diese Wahrnehmung brachte unter den Oesterreichern und den meisten Ultramontanen eine Stimmung hervor, die von den Demokraten klug benutzt ward, um ein Wahlgesetz auf freiester Grundlage rasch zustande zu bringen: allgemeine direkte Wählbarkeit (selbstverständlich nicht mit Diätenlosigkeit der Abgeordneten), — angenommen in erster Lesung mit 256 gegen 194 Stimmen. Es war allerdings ein Kompromiß, wobei aber die Linken von der Ansicht ausgingen: wir lassen den andern den Kaiser, wir lassen ihn uns auch gefallen, sofern jene uns die Rechte des Volkes im Volks- und Staatenhause gehörig sichern helfen. Viele der österreichischen Reaktionäre dachten, den König von Preußen vor An-

nahme der Kaiserkrone durch die freiheitliche Gestaltung der Verfassung zurückzuschrecken.

So standen die Dinge, als in Oesterreich ein neuer Staatsstreich erfolgte, die Auflösung der Kremsierer Nationalversammlung und Oktroyierung einer Verfassung auf Grundlage des Einheitsstaats; Verhaftungen von Deputierten und andre Gewaltstreiche knüpften sich daran. — In Frankfurt überraschte nun Welcker, der bis dahin gegen den Ausschluß Oesterreichs stets vehement aufgetreten war, die Versammlung am 12. März mit dem dringlichen Antrag: die Reichsverfassung, so wie dieselbe eben aus der zweiten Beratung des Verfassungsausschusses hervorgegangen (ohne alle weitere Diskussion im Plenum) in Bausch und Bogen anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem Könige von Preußen sofort zu übertragen. Darauf Staunen, Gelächter und Bravos — ironisch und ernst gemeint — und eine solche Aufregung, daß die kaum begonnene Sitzung sofort vertagt werden mußte.

Schon am 15. erstattete der Verfassungsausschuß seinen Bericht über diesen Antrag, dahingehend, demselben mit einigen untergeordneten Modifikationen zuzustimmen.



Der König von Frankreich.

Von

Professor **Frantz Funck-Brentano** (Paris).

VIII.

Im 16. Jahrhundert sagte der Marschall de Tavannes: „Ueber ein Königreich oder über sein Haus zu herrschen — dazwischen besteht kein andrer Unterschied als in den Grenzen.“ In der Tat, Ludwig XIV. herrschte noch immer über sein Königreich wie über sein Haus. In diesem kann keine Heirat ohne die Genehmigung des Königs geschlossen werden. Der Herzog und die Herzogin von Orléans haben geglaubt, daß sie ihre Kinder nach ihren eignen Wünschen würden verheiraten können. Eine Verbindung wird geplant. Der König läßt sie zu sich kommen und wäscht ihnen den Kopf. Der Plan wird aufgegeben. Ebenso geht es dem Prinzen und der Prinzessin von Conti: Ludwig XIV. entscheidet über die Heirat ihrer Kinder wie über die der Kinder des Herzogs von Orléans. Der Prinz und die Prinzessin glauben sich widersetzen zu können. „Der König,“ sagt Saint-Simon, „schlug alle möglichen Arten von Tönen an, dann, als er sah, daß er nicht vorwärts kam, sprach er als König und Herrscher und erklärte der Frau Prinzessin von Conti, daß er die doppelte

Heirat ihrer Kinder wünsche und daß er dies beschlossen habe und daß er beide ihrem Willen zum Trotz durchsetzen würde.“ Und so geschah es auch. Auch im Adel kann keine Heirat ohne die Genehmigung des Königs geschlossen werden. Dieser unterzeichnet oft den Kontrakt, verleiht bei dieser Gelegenheit dem Gatten eine höhere Würde, erhebt eine seiner Besitzungen zum Marquisat oder zum Herzogtum, bestreitet oft sogar die Kosten der Hochzeit und stattet die junge Braut mit einer Mitgift aus. Ebenso hält er es mit den vornehmen Familien des Richterstandes. Wir ersehen aus dem Tagebuch Olivier d'Ormessons, daß dieser um die Genehmigung des Königs zur Verheiratung seiner Tochter mit dem künftigen Ersten Präsidenten de Harlay nachsuchen muß.

Meistens beschränkt sich Ludwig XIV. darauf, Ratschläge zu geben. Zu der Herzogin de La Ferté sagt er:

„Madame, Ihre Tochter ist sehr jung.“

„Allerdings, Sire, aber es ist eilig, weil ich Herrn de Mirepoux haben möchte und er in zehn Jahren, wenn Ew. Majestät seine Tüchtigkeit kennen und ihn dafür belohnen werden, nichts mehr von uns würde wissen wollen.“

Dem Herzog von Elbeuf dagegen, der sich im Alter von 64 Jahren wieder verheiraten will, hält der König vor, daß er zu alt sei.

„Sire, ich bin verliebt.“

Das hieß, wie man weiß, Ludwig XIV. bei seiner schwachen Seite fassen, so daß der König dem edeln Herzog den Willen ließ und er am nächsten Tage Fräulein de Navailles heiratete.

So wird der König auch angerufen, selbst in den Familienangelegenheiten der Bürgersleute zu intervenieren. Ein Italiener, Primi de San Maiole, hatte eine junge Witwe, die Tochter Léonards, eines Buchhändlers in der Rue Saint-Jacques, erobert. Der Vater widersetzte sich der Heirat und brachte seine Tochter in ein Kloster, doch auch hier gelang es dem Liebhaber, mit ihr zusammenzutreffen. Der Vater Léonard nahm jetzt seine Tochter zu sich und hielt sie hinter Schloß und Riegel in Gewahrsam, in einem dritten Stockwerk, „das vollständig vergittert und nur für Katzen zugänglich ist“, wie in den Aufzeichnungen Argensons zu lesen ist. Doch San Maiole fand Mittel und Wege, die Schöne in Abwesenheit des Vaters zu entführen. Dem armen Buchhändler blieb nichts andres übrig, als zu Ludwig XIV. zu gehen und ihm seine Kümmernisse zu erzählen, was er denn auch tat. Der König erklärte die hübsche Witwe „in Auflehnung gegen ihre Ehre, ihre Pflicht, ihre Eltern, ihr eignes Interesse“, kurz, er verbot die Heirat. Vor der Majestät des Königs gab die schöne Liebende nach.

Diese Fürsorge des Königs erstreckt sich bis in die Provinzen. Unaufhörlich wird er zugunsten von Edelleuten, die er gar nicht kennt, deren Namen er vielleicht nie gehört hat, angegangen, zur Verheiratung einer Tochter beizutragen, und der Kontrolleur hat gewisse für diesen Zweck bestimmte Fonds.

„Meine Familie, Monseigneur,“ schreibt Herr v. Berlaymont, der seinen Wohnsitz in der Umgebung von Lamballe hat, an den Kontrolleur, „besteht aus

fünf großen, wohlgebildeten, sehr heiratsfähigen Töchtern, die unglücklich sind, ihren Beruf nicht erfüllen zu können, weil keine Möglichkeit besteht, sie mit einer Mitgift auszustatten."

„Was mich am meisten verdrießt, Monseigneur," erklärt ein andrer Edelmann, Herr de Piguilhan-Laval, „ist, daß ich eine wohlgebildete, im Hause der Stiftsdamen von Mirepoix trefflich erzogene Tochter, die in einem Alter steht, um heiraten zu wollen, aus Mangel an Geld und Gut nicht verheiraten kann."

Man kennt anderseits die Fruchtbarkeit dieser Landesadelsfamilien. Auch hier erwächst wieder dem König, kraft der besondern Art seiner Obliegenheiten, die Aufgabe, zu intervenieren. Wie viele Beispiele wären dafür anzuführen! Beschränken wir uns auf das jenes bretonischen Edelmannes, der übrigens gut bürgerlich Herr Denis hieß und der in den Bureaus der Generalkontrollbehörde von den Angestellten vertraulich als „der Edelmann" bezeichnet wird, „der drei Kinder auf einmal erzeugt und der mit Ungeduld auf die Gunstbezeigungen des Königs wartet".

Sind unsre Leutchen endlich verheiratet, so muß der König, der Familienvater, der sich um ihre Verheiratung angenommen hat, sich auch fernerhin um ihre Angelegenheiten kümmern. Herr de Ventadour reist, Gewehr im Arm, durch Frankreich hinter seiner Frau her. Sie flieht hartnäckig in Gesellschaft der Herzogin von Aumont und des Chevalier de Tailladel. Schließlich kommt Ventadour zum König und verlangt seine Frau zurück:

„Sire," sagt er zu Ludwig XIV., „warum wird mir meine Frau vorenthalten? Bin ich buckliger oder häßlicher als zu der Zeit, wo man mich begehrt hat?"

Ebenso kommt die Marschallin de Meilleraye, die sich heimlich mit Saint-Ruth wiedervermählt hat, zu Ludwig XIV., um ihm ihr Unglück zu klagen. Ihr Gatte traktiert sie mit Stockschlägen. Der König entbietet Saint-Ruth zu sich und verweist ihm sein Benehmen. Saint-Ruth verspricht, sanfter zu sein; aber bald — es war stärker als er — fängt er wieder an, auf seine Frau loszuschlagen. Sie beschwert sich von neuem beim König, und dieser läßt wieder Saint-Ruth zu sich rufen, der neue Versprechungen gibt, aber sie nicht allzu lange danach schon wieder bricht. Dieses Mal entschloß sich Ludwig XIV., Wandel zu schaffen. Saint-Ruth war ein guter Soldat. Er wurde mit einer Kompagnie zur Armee nach Irland geschickt. Die Angelegenheit kam auf die beste Art von der Welt zu Ende, denn eine Kanonenkugel riß Saint-Ruth den Kopf weg.

Der Herzog von Richelieu wurde zum ersten Male in die Bastille geschickt, weil er seine Frau nicht liebte. Der unruhige Edelmann wurde mehrere Wochen „in dunkler Einsamkeit" hinter Schloß und Riegel gehalten, — da, mit einem Male tat sich die Tür seines Zimmers auf, und Frau von Richelieu erschien, anmutig und graziös. „Der schöne Engel," schreibt der Herzog selber, „der vom Himmel auf die Erde flog, um Petrus zu befreien, war nicht so strahlend."

Wie man sieht, ein sehr ingeniöses Mittel, die eheliche Liebe wieder anzufachen, wenn sie durch einen bösen Windstoß ausgelöscht worden ist.

Ebenso war es mit den Familien vom niedersten Stande. Ludwig XIV. hatte sich um ein Fräulein Marie Louise Brunet, genannt Valentin, angenommen. „Sie war damals zwölf Jahre alt und von einer Person erzogen, deren Geschäft war, schwangeren Mädchen die Leibesfrucht abzutreiben. Dieses junge Mädchen kannte alle Kräuter und Ingredienzen, deren sie sich bediente. Diese Frau gilt für ihre Mutter, die sie lehrte, wie man Heiraten durch Zauberkunst zustande bringt. Dieses junge Mädchen hat weder Vater noch Mutter, noch eine andre Zuflucht als in die Hände der vorgeblichen Mutter oder andrer, die nicht mehr wert sind, zu fallen. Sie ist jetzt ungefähr 16 Jahre alt, ein sehr schönes Mädchen von gar sanfter Gemütsart. Man unterweist sie in ihrer Religion und in allen Arten von Arbeiten, um sie in den Stand zu setzen, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen."

Diese Beispiele könnten ins Unendliche vermehrt werden. Die folgende Geschichte wird deutlich genug und bis ins einzelne die Art und Weise klar machen, in der Ludwig XIV. seine königlichen Pflichten erfüllte.

Der Prinz von Léon, ein Sohn des Herzogs von Rohan-Chabot, machte einer hübschen kleinen Tänzerin, Florence, den Hof. Sie war die Tochter des Schankwirts Pélerin. Florence wurde Mutter, und der Prinz, der vollständig überzeugt war, daß er in der Angelegenheit etwas zu bedeuten hatte, setzte sich in den Kopf, das Fräulein zu heiraten. Bei dem Gedanken, eine frühere Kellnerin, ein Mädchen vom Theater, das zahlreiche Liebhaber glücklich gemacht hatte, in ihrem Namen, in ihren Besitzungen und Schlössern installiert zu sehen, stieß die große Familie Rohan einen Schrei des Entsetzens aus und kam, einer gemeinsamen Regung folgend, zum König, um sich ihm zu Füßen zu werfen. Ludwig XIV. ließ den jungen Mann kommen und redete ihm ernstlich zu.

„Sire, Sie rauben mir das Leben, wenn Sie mich von Florence trennen."

Ludwig XIV. war immer für die Regungen des Herzens empfänglich gewesen, wenigstens wenn diese ein hübsches Weib zum Gegenstand hatten, und da der Polizeidirektor, der würdige d'Argenson, auf eine dienstliche Anfrage dienstlich antwortete, daß die Leidenschaft des Prinzen nicht von Dauer sein würde, so scheute der König vor dem Gewaltstreich zurück, der die Liebe der beiden jungen Leute in ihrer Blüte zerstört haben würde.

Hocherfreut kehrte der Prinz von Léon zu der kleinen Tänzerin zurück, die er auf ihrem großen, geblümten Bett sitzen fand, die schönen schwarzen Augen mit einem kleinen Spitzentaschentuch bedeckt haltend. Und so beginnt das köstliche Leben zu zweien in dem „kleinen Hause" zu Neuilly von neuem. Allmählich erschienen die Heiratsgedanken wieder, und „auf ein neues, dringendes Ansuchen des Herzogs von Rohan, der sich verpflichtete, die Kosten der Verhaftung und des Unterhalts in einem königlichen Schloß und sogar eine Rente von 5000 Livres für die Demoiselle Florence" zu zahlen, ließ der König die Tänzerin verhaften und sie in die Bastille bringen, wo er seine privilegierten Kostgänger unter-

zubringen pflegte. Pontchartrain, der Minister des königlichen Hauses, ließ dem Gouverneur der Bastille mitteilen, Florence solle „freundlich und anständig behandelt werden, alle Möbel, die sie wünsche, und die auserlesensten Erfrischungen bekommen, alles auf Kosten des Herzogs von Rohan". Da alles dies auf seinen Wunsch geschah, so war es nur in der Ordnung, daß der Papa die Kosten dafür bezahlte.

Als Florences Niederkunft bevorstand, wurde sie zu dem besten Wundarzt jener Zeit gebracht und von dort aus ohne Verzug in Freiheit gesetzt.

Man stellt sich ohne Zweifel vor, daß die Rolle Ludwigs XIV. jetzt ausgespielt ist. Statt dessen beginnt sie erst. Ihm fällt die Aufgabe zu, darüber zu wachen, daß Florence die Pension, die ihr versprochen worden ist, erhalte, daß der Geburtshelfer vom Herzog von Rohan sein Honorar bekomme und das Monatsgeld für die Amme des Kindes regelmäßig bezahlt werde. Solcherart sind seine Geschäfte.

Nun ist der Herzog von Rohan fabelhaft geizig, und es entspinnen sich geradezu epische Auseinandersetzungen zwischen ihm, dem Polizeidirektor, dem Minister Pontchartrain und dem König. Am 21. August 1708 endlich kann Pontchartrain Ludwig XIV. melden, daß das erste Monatsgeld für die Amme ausgezahlt ist. Was die übrigen Posten betrifft, so wartet man noch immer. Ihr Betrag beläuft sich auf 2313 Livres. König und Minister schreiben Briefe über Briefe. Rohan sträubt sich, der König läßt nicht locker. Zwischendrein verlangt der König Nachrichten über das Fräulein, ob sie vernünftig ist, wie es dem Kinde geht u. s. w. D'Argenson antwortet: „Florence benimmt sich anhaltend gut, aber das Geld ist ihr knapp." Inzwischen wird der Prinz von Léon krank. Ludwig XIV. befiehlt sofort, daß man für den Augenblick aufhören solle, den Vater wegen der Bezahlung des Geburtshelfers zu drängen: „Wenn die Besorgnisse des Herrn Herzogs von Rohan wegen der Krankheit seines Herrn Sohnes vorüber sind, muß er, wie ich Ihnen schon mehrere Male gesagt habe, die auf die Ausgaben für die Niederkunft Florences bezügliche Angelegenheit erledigen, und ich ersuche Sie, mir zu berichten, was geschehen sein wird." Anderseits bietet der König die Hand zur Verwirklichung des Wunsches der bußfertigen Tänzerin, die ins Kloster gehen möchte. Pontchartrain schreibt an d'Argenson: „Das Fräulein Florence möchte, daß es das Kloster de la Roquette wäre." Und da der Erzbischof von Paris Bedenken erhebt, greift wiederum Ludwig XIV. ein, um sie zu beseitigen.

„Was ihre Pension und das Kostgeld für ihr Kind betrifft," schreibt der Polizeidirektor an den Minister des königlichen Hauses, „so habe ich Ihren Befehlen gemäß mit dem Herrn Prinzen von Léon darüber gesprochen, der mir ausdrücklich versichert hat, daß er diesen beiden Verpflichtungen genau nachkommen werde. Ich habe sogar erfahren, daß seitdem das monatliche Kostgeld für das Kind pünktlich bezahlt worden ist, und er gedenkt, das erste Halbjahr der Pension von dem ersten Geld, das er von seinem Herrn Vater erhalten wird, zu bezahlen."

Die Akten schließen mit der Randbemerkung Pontchartrains: „Bon, tenir la main“ — aber wir wissen immer noch nicht, ob Ludwig XIV., indem er seine Bemühungen mit denen seines Ministers und des Polizeidirektors vereinigte, es dahin gebracht hat, den Herzog von Rohan zur Bezahlung des Geburtshelfers zu bestimmen.

Das ist in der Tat die wesentliche Aufgabe des Königs. Er öffnet die Türen der Wohnungen, um sich an den Herd zu setzen. Er nimmt direkt teil an der Ehre, an der Ruhe und an dem Glück der Häuslichkeit, wacht darüber, daß die Geschäfte des Gatten gut gehen, daß der Ruf der Frau intakt bleibt, daß die Kinder gut gepflegt werden und gehorsam sind. „Man kann finden,“ schreibt A. Joly, der diese Tatsachen im Bezirk Caen bis ins einzelne untersucht hat, „daß die königliche Majestät da zu ihrer unwürdigen Mühewaltungen herunterstieg, indem sie sich mit diesen häuslichen Streitigkeiten befaßte, sich dem Lächerlichen gewisser Mißgeschicke aussetzte und alle Verantwortlichkeit auf sich nahm.“ In der Tat sind die Archive der Intendanzen in den Provinzen voll von burlesken Streitsachen, in denen Schwiegersöhne und Schwiegermütter, eifersüchtige Frauen, zänkische Schwägerinnen, unverträgliche Nachbarn auftreten. Da handelt es sich um zerrissene Mützen, um heimlich in die Suppenschüsseln gelegte Schuhe, um gewisse Gefäße, die aus den Luken eines Dachbodens geschickt auf die Köpfe von Vorübergehenden geleert worden sind, und um Musketierstiefel, die der Ehemann in einer Ecke des Zimmers, in dem seine Frau schläft, gefunden hat. Das alles wird gewissenhaft aufgezeichnet, geschildert, untersucht, geprüft und abgewogen, dann dem Intendanten unterbreitet und von diesem dem König vorgelegt, der väterlich sein Urteil spricht. Man findet hier manchen jener komischen Romane, die zwei Jahre lang die Aufmerksamkeit des Ministers wach halten; und noch nach diesen zwei Jahren ist die Angelegenheit nicht erledigt, und das letzte Aktenstück ist eine Mitteilung des Subdelegierten, der der königlichen Regierung berichtet, „daß er nicht verfehlen werde, ihr Nachricht zu geben über das, was sich in diesem Hause ereignen werde“.

So kommt der König dahin, über die Privatinteressen seiner Untertanen zu wachen, wie ein Vater über die seiner Kinder, und wenn er sich darüber hinwegsetzt, so unterlassen es seine Untertanen nicht, ihn zu seiner Pflicht zurückzurufen. Die Landwirte bitten ihn um Unterstützung bei der Bewirtschaftung ihrer Güter, und die Gewerbetreibenden vertrauen dem Intendanten den schlimmen Zustand ihrer Geschäfte an. Der Generalkontrolleur hat für diesen Zweck bestimmte Fonds in Händen. Und dabei hatte der König sich nicht nur um die materiellen, sondern auch um die geistigen Interessen der Seinigen zu bekümmern, und wir haben da einen köstlichen Zug zu verzeichnen: den „Demoiselles du bel air“ wurden während der letzten Fastenwoche „de par le Roy“ Geldbeträge ausgezahlt, die ihnen ermöglichen sollten, während der dem Osterfest vorhergehenden heiligen Tage anständig und ohne sündiges Tun zu leben.

Solcherart waren tatsächlich die Obliegenheiten des Königs, die, wie man

sieht, mit dem Ursprung des Königtums in enger Verbindung stehen. Administrative Gesetze zu erlassen, sich um den öffentlichen Unterricht, um die Justizverwaltung, die Verteilung und Erhebung der Steuern, die Zivilstandsregister, die öffentlichen Arbeiten zu kümmern, mit einem Wort um alles, was seine Tätigkeit im modernen Staate ausmacht — das war nicht seine Aufgabe, und er mischte sich nicht hinein.

Nichts scheint uns besser zu zeigen, wie schwach in Wirklichkeit die königliche Autorität in allem, was wir heutigentags als das Gebiet der Regierungsgewalt ansehen, zur Geltung kam, als die Schlußfolgerungen einer von Irénée Lameire, Professor an der juristischen Fakultät der Universität Lyon, veröffentlichten Studie über die Praxis der Annexion im früheren Recht. Bekanntlich machte Ludwig XIV. zahlreiche Eroberungen: Französisch-Flandern, die Franche-Comté, Elsaß, Roussillon, und Irénée Lameire bemüht sich, in den Archiven der Intendanturen die Spuren der französischen Verwaltung, die auf die ursprüngliche, fremde folgte, aufzufinden. Von solchen Spuren nun ist nirgends etwas wahrzunehmen. Die königliche Gewalt wurde in den Provinzen in so geringem Maße tatsächlich ausgeübt, daß die aufmerksamsten Nachforschungen nicht imstande sind, nur einen einfachen Nachweis davon aufzufinden, nachdem Provinzen wie Flandern, Elsaß, die Franche-Comté und Roussillon französisch geworden sind. Der König wurde allerdings in diesen Gegenden durch seine Intendanten vertreten; aber was konnten diese tun, da sie über kein administratives Räderwerk zu verfügen hatten? „Durch die Eroberung hat ein Wechsel der Souveränität stattgefunden," schreibt Lameire; „wie läßt sich eine Spur davon auffinden? Man könnte an die Serien C in den Archiven denken, die sich auf die Intendanturen und im allgemeinen auf die Provinzverwaltung beziehen; man würde sich aber wiederum täuschen. Die Gemeinden zu finden, in denen es am meisten Hafer für die Esel gibt, das ist die Hauptbeschäftigung der Intendanten und Unterbeamten. Urkunden dieser Art sind es, woraus die Serie C besteht."

Diese Beschaffenheit der monarchischen Regierung in Frankreich, die dem Souverän nur eine „patronale" Autorität gab, erregte das Staunen der ausländischen Gesandten. Mercy-Argenteau, der beglaubigte Vertreter der österreichischen Krone bei Ludwig XVI., schreibt am 6. November 1784 an den Fürsten Kaunitz: „Es klingt wie eine Absurdität und ist doch nur eine allzu große Wahrheit, daß der König auf die Staatsgeschäfte wenig Einfluß hat." Und ein so origineller und unabhängiger Geist wie Montlosier bemerkte seinerseits: „Der König hatte damals nur im Innern seines Palastes eine Existenz."

IX.

Frankreich, das von seinen Ueberlieferungen lebte und sich in unabhängiger Weise durch seine lokalen Bräuche und „Autoritäten" regieren ließ, sah vom 17. Jahrhundert an durch eine Bewegung, die im Laufe des 18. Jahrhunderts rapid zunahm, seine alten Ueberlieferungen in den meisten Provinzen zerfallen . . .

Die erste Ursache davon war das Schwinden der Anschauungen, die die alte französische Familie, das Fundament des ganzen sozialen Gebäudes, dessen Krönung die Monarchie war, geschaffen hatten. So kam das Königtum selber dahin, daß es diese Ueberlieferungen nicht mehr verstand und, als unvermeidliche Folge, seinerseits verfiel.

Wenn die auf eine Durchdringung des Landes mit der zentralen Autorität hinzielende Bewegung, die sich unter der Regierung Ludwigs XVI. bemerklich machte, Zeit gehabt hätte, Kraft zu gewinnen und sich zu entwickeln, so würden die Wirren der Revolution nicht entstanden sein. Als plötzlich die Ereignisse des 14. Juli 1789 zum Ausbruch kamen, waren die Machtmittel, über die die königliche Autorität im Lande verfügte, noch zu rudimentär. Ihre Hauptmacht war noch immer ein moralisches Prestige. Dieses wurde durch die unglaubliche Nachwirkung, die die Erstürmung der Bastille in den Provinzen hatte, jäh zerstört. Und in einer Masse stürzt das ganze Gebäude zusammen. Doch ehe es fiel, — ohne Verteidigung, denn es war derart beschaffen, daß es sich weder verteidigen konnte noch durfte — sollte das Königtum Gelegenheit bekommen, seiner Geschichte noch ein Blatt hinzuzufügen, auf dem in seltsamer und ergreifender Weise alles, was es gewesen war, an den Tag trat.

Gegen Ende Juli 1789 verbreitete sich an verschiedenen Punkten Frankreichs, von Ost nach West, von Nord nach Süd, plötzlich ein seltsamer, ungeheurer Schrecken. Die Bewohner des offenen Landes flüchteten sich in die Städte, deren Tore sodann in größter Eile geschlossen wurden. Die Männer scharten sich bewaffnet auf den Wällen zusammen. Man rief, es wären Räuber im Anzug. Man hatte sie gesehen, wie sie die Geschäfte plünderten, die Felder verwüsteten, die Frauen vergewaltigten, Greise und Kinder mordeten. In einigen Ortschaften kam auf schaumbedecktem Pferde ein Bote an, wie ein Wahnsinniger dreinblickend, mit Staub bedeckt. Die Räuber wären dort oben auf den Hügeln, im Walde versteckt — in zwei Stunden würden sie vor der Stadt sein. In der Auvergne wurden ganze Dörfer verlassen, die Häuser geräumt. Im Dickicht der Wälder, in der Tiefe der Schluchten, in verborgenen Höhlen und Grotten suchte die geängstigte Bevölkerung Schutz. Manche nisteten sich in den hohen Aesten der Bäume ein, andre bargen sich in Löchern, die sie mit Laubwerk zudeckten.

Die Bewohner der Stadt Uzerches bekamen einen wahren Wahnsinnsanfall: die Leute liefen in der größten Verwirrung, von einem über alles Maß hinausgehenden Schrecken erfaßt, hin und her. Die Frauen flohen durch die Stadttore, ihre Kinder nach sich ziehend und die Kleinen, die noch nicht gehen konnten, auf den Schultern tragend. In Brive, in Tulle und in der Umgegend war die Bestürzung nicht minder groß. Und während die Bewohner von Uzerches sich aus ihrer Stadt flüchteten, suchten sich die Landbewohner in Uzerches in Sicherheit zu bringen.

Ebenso stürzten sich in der Dauphiné die Bauern, mit Sensen, Hacken und Heugabeln bewaffnet und von ihrem Pfarrer oder den Notabeln des Landes

geführt, in Menge mit Frauen und Kindern in die Städte. Viele von ihnen, die von weither gekommen waren, ohne unterwegs etwas zu sich zu nehmen, waren „in einem mitleiderregenden Zustand".

In Guyenne wurde in den Städten an einem und demselben Tage, fast in einer und derselben Stunde die Sturmglocke geläutet. Das Sturmläuten tönte über das Land hin, wo die einzelnen Ortschaften sich gegenseitig in Schrecken versetzten.

Nun waren aber nirgends Räuber vorhanden.

In Angoulême hatte am 28. Juli gegen drei Uhr nachmittags die Sturmglocke geläutet. Man kündigt das Nahen von fünfzehntausend Räubern an. Die Tore der Stadt werden geschlossen; Wachen werden auf den Wällen aufgestellt. Bald hört man die Schreckensrufe:

„Sie kommen, sie kommen!"

Ein Staubwirbel erhebt sich auf der Landstraße und kommt näher. Welche Angst! Die Staubwolke wird dichter, wird größer, dehnt sich aus, zerteilt sich... es war der Kurier von Bordeaux, der mit seinen sechs Pferden in vollem Galopp vorüberjagte und lustig mit der Peitsche knallte.

Anderswo hatte der durch eine Schafherde am Horizont aufgewirbelte Staub den Alarmruf veranlaßt, wieder anderswo das Brausen des Windes in den Bäumen des Waldes.

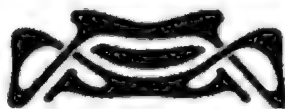
Die Erinnerung an diesen Alarm blieb in den Generationen, die ihn erlebt hatten, sehr lebendig. Er scheint, als der Sturm der Revolution vorübergebraust war, im Gedächtnis der Bauern dasjenige Ereignis gewesen zu sein, das die lebhafteste Wirkung auf sie hervorbrachte. Er scheint in ihnen den tiefsten Schreckenseindruck hinterlassen zu haben. Im Zentrum Frankreichs wurde ihm die Bezeichnung „la grande peur", „der große Schrecken", gegeben. Im Süden sagte man „la grande pourasse", „la grande paou", „l'annada de la paou". Anderwärts sprach man von „la journée des brigands", dem „Räubertag", oder von dem „jeudi fou", dem „vendredi fou", je nach dem Tage, an dem die Panik ausbrach. In der Vendée hat sich die Erinnerung an das Ereignis unter einem Namen von köstlicher Poesie, den „brouilles de la Madeleine", erhalten. Dort brach in der Tat der Schrecken am Tage der heiligen Magdalena, dem 22. Juli, aus, und die Ueberlieferung berichtet, daß starke, vom Meer gekommene Nebel die Gegend bedeckt hätten, um den Räubern das Plündern und Morden zu erleichtern.

Wir haben gesehen, wie sich durch die Geschichte Frankreichs hindurch die Autorität ihrer Könige entwickelt hatte. Hervorgegangen aus dem Familienvater war der König in der Volksseele, in unbestimmter Weise und ohne daß sie sich davon Rechenschaft gab, der Vater geblieben, zu dem man kam, um Hilfe und Schutz zu suchen. Auf ihn hatten sich die Jahrhunderte hindurch in Drangsal und Not instinktiv die Blicke gerichtet. Jetzt ist mit einem Male jäh diese große schützende Autorität gestürzt, und im Volk Frankreichs herrscht eine unbestimmte, unbewußte Beklommenheit und Furcht. Welche unheimlichen Gerüchte gehen um!

Die Räuber kommen, und der Vater ist nicht mehr da! Der „große Schrecken“ ist das letzte Blatt der Geschichte des Königtums in Frankreich. Es gibt kein ergreifenderes, kein für das Königtum ruhmvolleres, es gibt keines, auf dem der Charakter der Beziehungen, die sich traditionell, instinktiv zwischen ihm und dem Lande gebildet hatten, deutlicher zutage träte.

*

Wenn das Werk der Revolution im Geiste des Schriftstellers von den deklamatorischen und politischen Betrachtungen, mit denen es noch überladen ist, befreit sein wird, so wird es sich kurz auf den Uebergang von der patronalen zur administrativen Regierungsform reduzieren lassen. Alle Völker machen diese Umwandlung in dem entsprechenden Augenblick ihrer Geschichte durch. So haben die Energie und die Gewalttaten der Revolution und das Genie Napoleons in Frankreich ganz genau das getan, was das Genie Julius Cäsars und die Fähigkeiten des Augustus in Rom getan hatten. Die Franzosen haben in jenem Augenblick die republikanische Form auf die monarchische folgen sehen, die Römer dagegen die monarchische Form der republikanischen; doch das ist ein bedeutungsloser Umstand. Die soziale Folge der sozialen Umgestaltung war hier wie dort dieselbe, durch das Schwinden der inneren Traditionen unvermeidlich gewordene: die Ersetzung der patronalen Regierungsform durch die Administrativgewalt und die Bureaukratie.



Siams Stellung zwischen Frankreich und England.

Von einem Diplomaten aus Siam.

Man braucht nur auf eine Karte von Hinterindien zu blicken und die Lage zu betrachten, die Siam zwischen den englischen und französischen Besitzungen einnimmt, um zu verstehen, worauf die Rivalität zwischen Frankreich und Großbritannien in diesem Teil der Welt beruht; aber eine derartige Prüfung der geographischen Lage genügt nicht, um den Charakter dieser Rivalität kennen zu lernen. Zuvörderst muß man ihre historischen Ursachen studieren, sodann die wirtschaftlichen Verhältnisse und schließlich die ehrgeizigen Bestrebungen, die jede der beiden Nationen genährt hat und in denen sie sich gegenseitig zu hindern suchen. Nun gibt es kein Buch, das den Leser über diese Dinge unterrichtet, und nicht jedermann hat die alten Berichte über die von Europäern in Hinterindien gemachten Reisen und über die von den Regierungen des Okzidents mehr oder minder geschickten Agenten anvertrauten Missionen, die Gelb- und Weißbücher, die zu verschiedenen Epochen an die Parlamente Frankreichs und Englands verteilt worden sind, zu seiner Verfügung; anderseits ist es schwer, sich die Geheimberichte der bevollmächtigten Minister und der Konsuln, die nur Bevorzugten bekannt werden, und die Sammlung der Lokal- oder Spezialblätter, die diese Fragen behandelt haben, zu verschaffen.

Um diesen Mangel an öffentlichen Dokumenten auszugleichen, will ich hier berichten, wie England und Frankreich die Nachbarn Siams geworden sind und wie sie als seine Nachbarn mit und gegen Siam verfahren sind, um es in die Lage zu versetzen, in der es heute ist, daß es seine Sicherheit nur noch in der Rivalität beider Staaten finden kann.

I.

Ludwig XIV. empfing im Jahre 1685, als der Grieche Konstantin Phaulkon Großkanzler des Königs Phra Noray war, eine siamesische Gesandtschaft. Auf die Erklärung des katholischen und französischen Bischofs von Ayuthia hin glaubte er gern, daß der König von Siam den Plan gefaßt habe, sich taufen zu lassen, und daß er nur noch das Bündnis mit ihm abwarte, um den religiösen Rubikon zu überschreiten und seinem Volke diese Herausforderung entgegenzuschleudern. Er schickte nacheinander zwei Gesandtschaften nach Siam. Die Gesandtschaft vom Jahre 1680, die außer dem Gesandten und den 20 Offizieren seines Gefolges sechs Jesuiten umfaßte, darunter den berühmten Pater Tachard und den noch viel berühmteren Abbé de Choisy, der seinen Aufenthalt in Siam dazu benutzte, sich am 7. Dezember 1685 die vier unteren Weihen, am nächsten das Subdiakonat und am folgenden die Priesterweihe erteilen zu lassen. Diese Gesandtschaft kehrte im Jahre 1686 nach Frankreich zurück und brachte mehrere siamesische Gesandten mit, die mit der zweiten französischen Gesandtschaft im folgenden Jahre wieder nach Siam zurückkehrten.

Der König Phra Noray, der seinen Oheim ermordet hatte, um ihm die Macht zu entreißen, und die Prinzen, die in Versuchung hätten kommen können, sich gegen ihn zu verschwören, hatte umbringen lassen, war ehrgeizig, aber intelligent. Er hatte allerdings weniger den Wunsch, sein Volk zu zivilisieren, als sich einen mächtigen Verbündeten zu sichern, der imstande wäre, ihn gegen die Engländer, die Portugiesen oder die Holländer zu beschützen, deren Unternehmungen er fürchtete. Sehr befriedigt, mit dem größten König der damaligen Zeit Beziehungen angeknüpft zu haben, trat er die beiden Pforten seines Königreiches Bangkok und Merguy an Frankreich ab, damit dieses sie verteidige. De Chaumont, der Gesandte, überließ ihm zwei hohe Offiziere, den Chevalier de Forbin, der zum Großadmiral und Herrn des Farges, der zum General der französischen Miliz ernannt wurde, dann zehn Subalternoffiziere und zwei Kompagnien Soldaten.

Phra Noray hatte sich nicht taufen lassen, und mehrere Mitglieder der Gesandtschaften vermuteten irgend eine Hinterlist von seiten des Bischofs und Phaulkons, der vor allem europäische Truppen zu seiner Verfügung zu haben wünschte, auf die er im Notfall rechnen konnte, um sich zu verteidigen und um die Thronfolge desjenigen Prinzen zu sichern, den der König zum Nachfolger zu haben wünschte; aber die Franzosen hatten in Siam Fuß gefaßt. Sie besaßen dort kraft eines Freundschaftsvertrages die zwei Hauptfestungen und konnten hoffen, an den Ufern des Menam eine sehr wichtige Niederlassung zu begründen, deren natürliche Entwicklung man schon voraussehen konnte. Sicherlich hatte trotz der paar unvermeidlichen Reibereien zwischen Europäern und Eingeborenen, besonders zu jener Zeit, Ludwig XIV. den schönsten Schlüssel Hinterindiens erworben, und konnte mit mehr Recht als auf Madagaskar, wo er einige Jahre vorher einen Mißerfolg erlitten hatte, von einem Kolonialreich im äußeren Osten träumen, als die Revolution ausbrach, die den Tod des Königs, die Hinrichtung Phaulkons, die Ernennung des Usurpators Phra Phet Raxa und schließlich den Abzug der französischen Truppen und Offiziere aus Siam herbeiführte. Ludwig XIV. war höchst unzufrieden mit diesem Ausgang seiner Unternehmung, und da er nicht mehr an die Möglichkeit glaubte, den neuen König dahin zu bringen, daß er sich zur katholischen Religion bekehre, so verzichtete er auf seine Pläne und wendete sein Interesse von Siam ab. Wäre sein Ziel statt der religiösen Propaganda und des leeren Ruhms, ein ungläubiges Volk zu bekehren, die Verbreitung des französischen Einflusses und die Gründung einer neuen Kolonie gewesen, so hätten Ludwig XIV. und seine Nachfolger sicher in Hinterindien und selbst in Vorderindien eine Rolle spielen können, die zu beeinträchtigen noch

keine Nation imstande gewesen wäre. Ein Jahrhundert später sollte Frankreich auf seinem Wege England begegnen und seitdem in diesem überall, wo es versuchen wollte etwas zu unternehmen, stets seinen Rivalen finden.

II.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts und zu Anfang des 19. zog sich Frankreich, das an der indischen Küste nur noch einige unbedeutende Gebiete, einige wertlose Niederlassungen besaß, durch seine Revolution sehr in Anspruch genommen war und mit ganz Europa im Krieg lag, auf 50 Jahre aus dem äußersten Orient zurück und ließ England freies Feld. Nur einige seiner Staatsangehörigen, die Ludwig XVI., einem 1787 in Versailles geschlossenen Vertrage gemäß, dem Kaiser von Anam geschickt hatte, blieben im Dienste Gia-Longs, den sie wieder auf den Thron gesetzt hatten, und seines Sohnes, der sie 1825 wieder nach Hause sandte; andre, die ohne Mandat in Birma weilten, taten ihr möglichstes, damit der französische Einfluß dort nicht verloren ginge. Im Jahre 1856, als Frankreich wieder in Hinterindien erschien, kannte man dort nur noch seinen Namen und den Ruhm seiner Kriege, seiner in 20 Jahren erfochtenen Siege und seines Napoleons des Großen.

Während dieser langen Tatenlosigkeit Frankreichs im äußersten Osten gründete England eine Niederlassung in Rangun, nahm Partei bald für den König der Peguaner, bald für den der Birmanen, die sich beide um das Königreich stritten, und schickte an den letzteren als den endgültigen Sieger zwei Gesandtschaften, die des Majors Symes im Jahre 1795 und die des Hauptmanns Cox im Jahre 1796. In der Person seiner Gesandten schluckte es alle Kränkungen hinunter, zog Schuhe und Strümpfe aus und kauerte sich in einer lächerlichen Stellung vor dem Potentaten nieder, den es belustigte, die begonnenen Verhandlungen in die Länge zu ziehen; dafür aber legte es den Grund zu seiner künftigen Macht in Birma und säte in dem Lande, nach dem es lüstern war, schon die Keime der Schwierigkeiten, die später die Eroberung herbeiführen sollten. Es war seit 1798 ersichtlich, daß die Niederlassung in Rangun der Keil Englands in Hinterindien war, und daß die Eroberung von Unterbirma (oder Pegu) das Werk des folgenden Jahrhunderts sein würde. Im Jahre 1824 erklärte England auf einen bedeutungslosen Streit hin dem König von Birma tatsächlich den Krieg und zwang ihn, ihm (1826) das ganze Königreich Arakan, das Birma von den englischen Besitzungen in Indien trennte, die Gebiete von Mergui, das Phra Noray im Jahre 1785 an Frankreich abgetreten hatte, von Tavoy und von Yeh. 25 Millionen Franken Kriegsentschädigung und das Recht, in Ava einen Geschäftsträger zu haben, zu überlassen. Im Jahre 1852 bemächtigte es sich Unterbirmas; im Jahre 1885 stürzte es die Dynastie der Alompra und schlug Oberbirma zu Unterbirma. Im Jahre 1887 besetzte es die Schanstaaten, nach denen die Könige von Pegu oder von Birma immer lüstern gewesen waren, die sie aber nie hatten unterwerfen können.

Nun war England, das Hindostan im Besitz hatte, auf Holland eifersüchtig, dem es 1815 Java und Sumatra hatte zurückgeben müssen, und trachtete nach dem Besitz Birmas, dem es erst kürzlich die vier obengenannten Gebiete entrissen hatte. Es befaßte sich in dieser Zeit auch mit den Angelegenheiten Chinas, Japans und Siams und entdeckte, daß die Meerenge von Singapore, im Süden der Halbinsel Malakka, in seinen Händen ein zweites Gibraltar sein könnte. Es kaufte im Jahre 1824 das Inselchen von Singapore dem kleinen Radscha, der es aussaugte, für eine auf seine Nachkommen übertragbare Rente von 100000 Franken ab und fing an, sich in die Streitigkeiten, die zwischen den malaiischen Fürstentümern ausbrachen, und auch in ihre inneren Angelegenheiten zu mischen. Es entzweite, um zu herrschen. Es bemächtigte sich Malakkas im Jahre 1824, kaufte den Staat dieses Namens den Holländern im Jahre 1825 ab, verband im Jahre 1826 das Königreich Tenasserim mit Unterbirma und bemächtigte sich im Jahre 1830 des Königreichs Perak und der kleinen Provinz Wellesley. Es hat 1902 das Königreich Pahang, das schon unter seinem Schutz stand, mit dem Siam tributpflichtigen Königreich Kalentan durch ein

Bündnis vereinigt und bereitet den Beitritt der Könige von Patani und Ligor, die ebenfalls Siam tributpflichtig sind, zu diesem Bündnis vor. Außerdem hat es sich durch einen Vertrag eine privilegierte Stellung in der siamesischen Provinz Kra geschaffen. Einige Jahre noch, und die ganze Halbinsel Malakka wird englisch sein.

III.

So viel, was England betrifft; sehen wir nun zu, wie Frankreich wieder nach Hinterindien gekommen ist und was es dort getan hat, um Englands Rival zu werden und imstande zu sein, diese Nation an der Annexion Siams zu hindern, nachdem sie dieses seiner südlichsten Besitzungen beraubt hatte.

Die Bourbonen hatten kaum wieder den Thron bestiegen, als die französische Regierung es unternahm, die Beziehungen zu Anam, die 1787 durch den vom Sohne Gia-Longs im Namen seines Vaters unterzeichneten Vertrag von Versailles hergestellt worden waren, wieder anzuknüpfen und die Befolgung des Vertrages zu fordern, wenigstens soweit er die Stadt und die Bucht von Tourane betraf. Frankreich glaubte sich berechtigt, die Ausführung dieses Vertrags zu fordern, weil es seit 1788 die Offiziere, die es zugesagt, zur Disposition Anams gestellt hatte und weil diese Offiziere seine Armee und seine Seemacht organisiert, seine Kriegsschiffe und seine Arsenale gebaut hatten.

Drei Marineoffiziere wurden nacheinander in den Jahren 1817, 1825 und 1831 beauftragt, Tourane einzufordern. Ihre Missionen scheiterten, und die im Dienste Anams gebliebenen französischen Offiziere, denen die Mandarinen das Leben sauer machten, fühlten sich nicht mehr sicher und zogen sich 1824 zurück. Beim Tode Gia-Longs (1828) brach die Christenverfolgung, die 30 Jahre lang unterbrochen gewesen war, mit Heftigkeit wieder aus, und bis zum Jahre 1838 wurden elf katholische Missionare, darunter acht französische, ermordet.

Fünf weitere entgingen der Todesstrafe, weil die Schiffskommandanten zur rechten Zeit einschritten und sie sich von den anamitischen Behörden ausliefern ließen.

Da ein neuer Schritt (1856) nicht weiter geführt hatte, als die vorhergehenden, entschloß sich die französische Regierung, mit Gewalt durchzusetzen, was sie nicht anders erreichen konnte. Tourane wurde am 31. August 1857 bombardiert, dann wurde der Krieg nach Cochinchina hineingetragen. Im Jahre 1887 wurde dieser ganze Teil des Kaiserreichs Anam erobert, unterworfen und organisiert. Unterdessen kam das im Norden von Cochinchina liegende Kambodscha im Jahre 1863 unter das französische Protektorat, und die Agenten der siamesischen Regierung, die am Hofe von Oudong befahlen, zogen sich nach Bangkok zurück.

Dadurch verdoppelte Frankreich seine Besitzungen in Hinterindien. Die Eroberung Tonkins und Anams, die durch die Verletzung der Verträge, die vom Hofe befohlene Ermordung der Christen, die dem französischen Handel auf dem Rothen Flusse zugefügten Schädigungen, einen Ueberfall auf mehrere Offiziere und die Seelenverkäuferei der chinesischen Piraten herbeigeführt worden war, verdreifachte die französischen Besitzungen, und 1896 wurden sie durch die Annexion von Laos (auf dem rechten Ufer des Mekong) nochmals verdoppelt. Durch diese rapide Ausbreitung wurde Frankreich Nachbar der siamesischen Gebiete im Südwesten und im Osten auf eine Strecke von mehr als 700 Kilometern. Der neue Vertrag, den die französische Regierung kürzlich dem Parlament zur Berichtigung unterbreitet hat, vergrößert die Besitzungen Frankreichs in Hinterindien abermals, fügt zu Kambodscha eine Küstenstrecke von mehr als 100 Kilometern hinzu und legt die Provinzen Battambang, Siem-réapet und Sisophon (im Norden des Großen Sees) in die Hände seiner Offiziere. Anderseits vervollständigt sein neues Abkommen mit England das von 1896 — wodurch das Königreich Siam zwischen den Besitzungen Englands und Frankreichs neutralisiert und Bangkok für die Zukunft gegen einen Handstreich einer der kontrahierenden Parteien gesichert wurde — und erkennt das ganze sogenannte siamesische Laos als zur französischen Einflußzone gehörig an und die ganze malaiische Halbinsel England zu.

IV.

Derart also ist das Königreich Siam zwischen seinen beiden mächtigen Nachbarn endgültig neutralisiert und durch einen ihrer Rivalität entsprungenen Vertrag geschützt worden. Doch betrifft dieser Schutz nur das ehemalige Gebiet des Königreiches, das heißt nur das von Siamesen, zahlreichen sino-chinesischen Mischlingen und von Chinesen bevölkerte Menambecken. Dies ist vielleicht der reichste Teil von Hinterindien. Es versteht sich von selbst, daß Siam heutigentags das französisch-englische Abkommen von 1904 ebensowenig anerkennt, wie es das von 1896 anerkannt hat, und daß es seine malaiischen Besitzungen im Südwesten und seine Besitzungen in Kambodscha und Laos im Osten zu behalten gedenkt, aber es ist klar, daß es nicht die Mittel hat, das festzuhalten, über dessen Wegnahme Frankreich und England sich einigen werden. Ich möchte sogar hinzufügen, daß es gar kein wirkliches Interesse daran hat, die von seinen beiden Nachbarn begehrten Gebiete zu behalten, erstens weil es nicht mehr deren unumschränkter Besitzer ist, und zweitens weil sie ihm nichts oder beinahe nichts mehr tragen. Diese Besitzungen sind bereits und werden immer mehr Gegenstände des Streites mit Frankreich und England; sie werden, sobald sie seine innere Tatkraft geschwächt haben, es in seinen Finanzen stören und es vielleicht in nicht bloß kostspielige, sondern auch gefährliche Abenteuer hineinziehen.

Wenn der König von Siam, der ein offener und freier Geist zu sein scheint, wenn seine Räte das wahre Interesse des Landes verstehen, das sie zu regieren haben, so werden sie die Rivalität ihrer Nachbarn dazu benutzen, sich definitive Grenzen zu schaffen und sich im Innern zu organisieren, ich will nicht sagen: für den Krieg, weil Siam nie imstande sein wird, allein einen solchen zu führen, und nicht so bald bereit sein wird, ihn auf halbe Rechnung mit einer andern Nation zu führen, wohl aber für den Frieden, seine Zivilisation und ihren Fortbestand.

Die einzige Gefahr, die es heute läuft, ist, daß es die Klauseln des neuen Vertrages nicht besser zu beachten weiß als die der früher unterzeichneten Verträge; daß es nicht versteht, den Engländern und den Franzosen, die die Aemter beanspruchen, die es verpflichtet ist Europäern anzuvertrauen, den Anteil zu geben, der jedem von ihnen gebührt; daß es auf den Gedanken kommt, ihnen die Japaner entgegenzusetzen, mit denen es jetzt einen Handelsvertrag geschlossen hat, der mehrere geheimgebliebene Klauseln enthält. Die Engländer sind augenblicklich die Herzensverbündeten der Japaner gegen die Russen, aber wenn sie sie ebenso wie die Franzosen in Siam zu fürchten hätten, so wäre keinen Augenblick zu bezweifeln, daß die Rivalitäten aufhören würden und daß ein gemeinsames Vorgehen Siam zur Vernunft bringen würde. Das könnte das Ende des Reiches der Thay werden. Dies wäre eine Lösung, die weder Frankreich noch England wünschen, sie würden Siam lieber als Pufferstaat erhalten, denn sie wüßten nicht, wie sie sich gegenseitig befriedigen sollten. Das Tal des Menam kann tatsächlich nicht geteilt werden; es muß einer und derselben Nation gehören, weil diese große Ebene ohne Erhebung nicht gestattet, daß dort eine Grenze gezogen wird. Anderseits ist das Land zu reich, zu günstig gelegen, als daß einer seiner beiden Nachbarn je einwilligen würde, es dem andern zu überlassen. Dieser Umstand ist für Siam vorteilhaft, aber es dürfte auf diese Rivalität nicht zu sehr rechnen und nicht versuchen, ein drittes Volk zwischen Frankreich und England hereinzubringen und diesem seine Beschützung und seine Geschicke anzuvertrauen, denn es ist zwischen zwei Feuern wie ein Ballen Baumwolle, den ein Zündhölzchen in Flammen setzen kann. Ich weiß, daß man in Bangkok bereits Japan alles Gute wünscht, daß japanische Instrukteure an die Spitze der jämmerlichen siamesischen Truppen gestellt worden sind, daß Madame Rolin-Jacquemin, die Frau des ehemaligen belgischen Ministers, die in die Dienste des Königs von Siam getreten und mit der Erziehung der Prinzessinnen betraut worden war, jetzt durch Japanerinnen, Schülerinnen der Normalschule von Tokio, ersetzt worden ist; ich weiß, daß siamesische Offiziere in Japan um die Erlaubnis nachgesucht haben, sich dem Generalstab seiner Armee in der Eigenschaft von Militärattachés anschließen zu dürfen, daß die Be-

wässerungsarbeiten in Siam eingestellt worden sind und daß der König von Bangkok kürzlich in Japan für fünf Millionen Franken Kriegsmaterial bestellt hat; ich weiß, daß davon die Rede ist, einer europäischen Nation die Errichtung eines Kohlendepots in Chantabun zu gestatten, sobald die französischen Truppen es verlassen haben.

Das deutet auf eine gewisse Unbewußtheit oder auf Hoffnungen hin, die man sich noch nicht einzugestehen wagt. Gewiß können im fernen Osten ernste Ereignisse eintreten, kann England sein Bündnis mit Japan fester gestalten und mit Frankreich brechen, um die Verträge von 1896 und 1904 verletzen und sich Siams bemächtigen zu können. Japan würde eine Kompensation erhalten, und Frankreich müßte sie zahlen. Dies ist möglich, aber was wird Siam bei einer solchen Störung der gegenwärtigen Ordnung der Dinge gewinnen? Um seine Besitzungen in Kambodscha und Laos zu behalten, würde es alles für alles eingesetzt und verloren haben. Aus seinen ungeheuern Träumen wird es als Vasall Englands erwachen, wenn es nicht gar dem Kaiserreich Indien einverleibt wird, um nur noch in der Erinnerung der Geschichtschreiber als Volk zu zählen. Es hat Besseres zu tun, wenn es fortexistieren will. Allerdings hat es eine sehr schwierige Stellung zwischen zwei Nationen, die es nur erhalten wollen, weil sie es nicht unter sich verteilen können und weil sie wohl begreifen, daß sie gar kein Interesse daran haben, Nachbarn zu werden, aber so wie Siam ist, ist es viel sicherer, als wenn es sich nur auf Sympathien stützen würde, denn es kommt ihm die Unmöglichkeit zugute, in der sich die beiden Nationen befinden, sich gegen es zu einigen. Sie können sich nur darüber einigen, es fortbestehen zu lassen, sofern es nicht so viele Fehler begeht, daß diese die beiden Rivalen nötigen, einzugreifen und ihm ein Protektorat zu zweien aufzuerlegen, oder den einen von ihnen veranlassen, den andern zu verraten, um der einzige Protektor oder Besitzer zu sein.

Möge Siam also seine militärischen Pläne und seine geheimen Bündnisverträge aufgeben und seinem Stern vertrauen. Niemand wird an das Land der Thay rühren, wenn es aufhört, ein Zankapfel zu sein, wenn es nicht davon träumt, eine Kriegsfackel zu sein, und wenn es nicht Fuchs und Hühner mit seinen Nachbarn zu spielen sucht, die sich darüber verständigt haben, daß es bleiben soll, was es ist: das Königreich des weißen Elefanten.

Die Wut des Lebens.

Novelle

von

Detta Zilcken.

Es war heute der Todestag ihres Freundes. Das hatte den ganzen Tag auf ihr gelegen, wie Heimweh fast, aber mehr weich als schmerzlich. Nun waren die Schülerinnen gegangen. Sie blieb allein in dem Atelier, durch dessen Fenster man über den Strom die schön geschwungenen Berge sah. Wie aber die Laute des Tages um sie her verstummten, und nur von unten noch das dumpfe, schwere Rauschen des Wassers klang, wanderten ihre Gedanken den Fluß hinab, weiter bis in die Stadt, in der sie als junge Malerin den ersten Versuch ihrer Selbständigkeit gemacht. Und während der frühe Herbstabend

dunkle Schatten auf die Berge legte und alle Farben stumpf und trübe wurden, sah sie den blauen Sommerhimmel sich über helle Straßen wölben und die Sonne sich in glitzernden Weihern spiegeln. Und sah sich selbst, ganz eingehüllt in süß-betäubenden Duft, unter den hohen Linden im Hofgarten gehen, den jungen Kameraden an ihrer Seite.

Sie hatte es heute besser als damals. Ihre Unterrichtsstunden brachten so viel, daß sie um Käufer für ihre kleinen Bilder nicht zu sorgen brauchte. Aber wenn sie an jene Sommermonate dachte, wo sie zuschauend ein seltsam reiches Leben sich hatte entfalten sehen, schien ihr die Gegenwart arm. Jahre davor hatte sie eine heiße Liebe gehabt. Sie hatte ihr nichts gebracht als Enttäuschung. Aber der Freund war ein wunschloses Glück gewesen, das ihre Seele mit warmer Güte erfüllte.

Sie wohnte damals in einer stillen Straße. Das Haus hatte blanke, kleine Fensterscheiben. Und hinter dem Haus war ein verwilderter Garten, wo immer irgendwo reifes Obst in den Wegen lag, und wo man von einem Hügel aus durch die Häuserlücken den Blick in die Ebene hatte.

Felix Bergmann wohnte über ihr. Sie begegnete ihm zuerst auf der Treppe, und schon da gefiel er ihr. Er hatte gar nichts von einem Kunstjünger. Das blonde Haar, das sich über den Ohren ein wenig lockig krümmte, war so ordentlich geschnitten und gebürstet wie bei dem erstbesten Handlungsgehilfen, und seine Kleidung war kleinstädtisch bescheiden. Doch sie empfand gleich das Ungewöhnliche in seinem Wesen, den Widerspruch zwischen dem kindlichen Gesicht und dem Ausdruck der Augen, der viel reifer war. Als ob diese Augen schon Dinge sähen, von denen der übrige Mensch noch nichts wußte.

Ein paar Wochen gingen sie aneinander vorüber. Aber als sie im Garten auf dem Hügel den Ausblick in die Ebene malte, war er auf einmal hinter ihr. Sie wußte, daß er auf ihre Leinwand sah, und sie schämte sich.

„O," sagte sie ein wenig verlegen, „es ist kein großer Vorwurf. Aber ich habe diese Landschaft gern. Sie macht das Herz still in ihrer Einförmigkeit, und ich möchte das mitnehmen, wenn ich einmal von hier fortgehe."

Er kam nun noch näher.

„Ja," sagte er, als ob sie schon alte Bekannte wären, „es ist sehr fein. Die weite, helle Fläche des fruchtbaren Bodens und da hinten die dunkle Linie des kieferbewachsenen Berghanges. Wie ein ganz zartes Pastellbild ist das am Morgen. Und schöner noch am Abend, wenn die ewig feuchte Luft alle Farben des Regenbogens festhält. Es ist eine eigne Stimmung. Und gut passen in dieses Land die alten Herrenhäuser mit den geraden, dunkeln Wassergräben, die da mitten in weiter, nebelvoller Fläche liegen. Haben Sie das schon gesehen? In der Abenddämmerung, wenn die Stille auf den alten Parkbäumen liegt, daß man meint, man dürfe nicht atmen?"

„Und die große Melancholie der Ebene," fügte sie hinzu. „Es ist — es ist — wie ein Bild von Arnim Roder, der das malt, wie keiner es ihm nachmacht."

„Roder!“

Mit Andacht fast wiederholte er den Namen, der für eine kleine Gemeinde ein geweihter war. „Von dem könnte einer lernen, warum man überhaupt Bilder malt. Da ist alles Glanz, der von innen kommt, Erlebnis, ein Wiederfinden seiner selbst in der Natur.“

Er atmete, wie von einem Druck beklommen:

„So schafft keiner zu sich her; so schafft man von sich fort.“

Als ob in Tiefen Licht aufblitzt, berührte sie dies Wort. Was da mit verhaltenem Feuer durchklang, war Erfahrung am eignen Leibe. Sie sah das kluge Gesicht in klaren Linien sich gegen den Himmel abheben, die hellen Augen geradeaus in unsichtbare Fernen gerichtet. Und der angenehme Eindruck, den sie auf den ersten Anblick gewonnen, wurde zu neugieriger Teilnahme. Sie schob ihr Gerät auf der Bank zusammen und hieß ihn sich setzen. Ob er mit Arnim Roder bekannt sei, fragte sie, da er ihn so sehr verehre.

Aber nein, er kannte ihn nicht. Er hatte bloß seine Bilder gesehen. Doch sie hatten ihn mit bestimmt, gerade hierhin, in diese kleinere Akademiestadt zu kommen.

Wo er denn vorher gewesen sei, wollte sie wissen.

Bis dahin war er Drechsler gewesen, zuerst in seinem Heimatstädtchen, dann in Frankfurt, Stuttgart, Berlin. Sein Vater, Besitzer eines netten Geschäftes, hatte gewollt, daß er dieses später weiterführe. Sein Vater hatte keine Lust, ihn Malerei studieren zu lassen. Aber er hatte sich selbst einiges gespart; nun konnte niemand etwas dagegen haben, und er wollte sehen, wie weit er aus eigner Kraft kam.

Er erzählte das, als ob es sich um eine selbstverständliche Sache handle. Die Antworten auf ihre zuerst schüchternen, dann beherzten Fragen kamen offen und bestimmt. Dabei wandte er in der Gewohnheit aufmerksamer Beobachtung den Kopf bald nach rechts, bald nach links. Ihr gefiel seine geweckte Art immer mehr und der Mut, mit dem er sein Leben in die Hand nahm. Wie ein älterer Kamerad redete sie zu ihm, er möge ihr gelegentlich von seinen Studien bringen, und er versprach es mit dem Selbstgefühl, das seinem Auftreten eine angenehme Sicherheit gab. Als sie auseinander gingen — die Luft war bereits dunstig und alle Töne verschwommener geworden — hatte sie das Gefühl, daß dies wohl ein neuer Reichtum sei, der in ihr Leben trat.

*

Zwei Tage später fand sie, von einem Ausgange heimkehrend, eine Mappe mit Zeichnungen auf dem Tisch. Eilig zusammengeraffte Blätter, Figuren, Landschaften und seltsam krause Allegorien, so ziemlich alles, was ein junger Mensch machen kann, der noch nicht weiß, wo er hinaus will. Manches war roh, einiges nicht recht verständlich. Aber ihre Backen wurden rot, und ihre Augen glänzten, als sie die Blätter durch die Hand gehen ließ. Bei aller Unfertigkeit war da eine Art zu denken und eine Kraft, sich auszudrücken, daß die Ueber-

raschung ihr wie feuriger Wein in den Kopf stieg. Noch am Nachmittag desselben Tages gingen sie wie gute Freunde vor der Stadt zwischen Pappeln und Weiden am Flußufer spazieren.

*

Es war ein heller Tag. Die Wellen glitzerten wie grünes Glas in der Sonne. Wo der Strom eine Biegung machte, schien ein Schiff mit geblähten, silbernen Segeln auf den flachen Wiesen zu fahren. Sie fühlte ihr Herz weit und voll Glanz wie das Land ringsum, und sie sprach mit froher Wärme von den Hoffnungen, die seine Arbeiten erweckten. Wo er das alles her habe, wollte sie wissen, Gedanken, die aus einem reineren Jenseits schienen und dann Gestalten von so brutaler Verkommenheit, daß sie nur ahne, wie sicher und wahr sie hingestellt seien. In welches Elend man hinabsteigen müsse, um solche Gewächse zu finden.

Nun, meinte er, halb verwundert, halb beglückt über so viel Anerkennung, in einer großen Stadt gebe es doch manches zu sehen, und es habe ihn immer alles zu sehen verlangt. Da sei er als Handwerker in den Werkstätten, auf nächtlichen Bummelgängen sonderbaren Gesellen begegnet. Auch habe er hin und wieder bei den Obdachlosen genächtigt und als Handwerksbursche Wanderungen gemacht. Es gab nicht viel Armseligkeit, in die er nicht in irgendeiner Verkleidung hineingeschlüpft war. Und dabei hatten sich ihm die äußeren Merkmale von Laster und Tugenden wie von selbst eingeprägt.

In wachsendem Staunen hörte sie ihn mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit dies alles berichten. Er schien gar nicht zu ahnen, wie seltsam seine Erzählungen sie anmuten mußten. Sie aber überkam fast eine Scheu vor der düsteren Lebenskenntnis, die sie in ihm ahnte, und sie erschrak zugleich, daß er sich dafür Gefahren aussetzte.

„Es ist aus einer Art Ungeduld," entschuldigte er sich aber. „Ich möchte aus dem Leben das Tiefste und Letzte holen, möchte hundert Leben leben im gleichen Augenblick, und wenn ich dafür hundertmal schneller mit meinem Dasein zu Ende käme."

Sie hatte wohl etwas Aehnliches schon herausgefühlt: ein ungestümes Drängen, eine stille Glut, die dumpf und schwer nach innen brannte und ihn antrieb. Der sichere Instinkt, mit dem er wie ein Schlafwandelnder fast seinen Weg ging, die Ruhe, mit der er über jedes Hindernis fortblickte — es schien ihr, als ob die rätselvollen Gewalten, die über unserm Dasein stehen und es lenken, sichtbarer über diesem Leben schwebten als über dem andrer Menschen. Ueber allem aber blieb ihr ein Gefühl, als wenn sie ein kostbares Gefäß auf einem schmalen Sims stehen sehe, und es könne jeden Augenblick herunterfallen und in Scherben gehen.

*

In einer stillen Wirtschaft nahmen sie unter alten Kastanienbäumen ihre Abendmahlzeit. Als sie in der lauen Abendluft in dem halbdunkeln Garten einander gegenübersaßen, und der Wirt die leeren Teller fortgeräumt hatte,

wurde Felix immer gesprächiger. Die ganze Geschichte seiner Jugend kramte er aus, die Kämpfe, die er mit seinem Vater seiner Zeichenlust wegen gehabt, die Unkenntnis, mit der er nach einem Wege der Ausbildung gesucht, die Umständlichkeiten, mit denen er ihn schließlich gefunden. Von seiner kleinen, zarten, ängstlichen Mutter sprach er, die er auf einem Bilde gemalt, wie sie in der licht- und raucherfüllten Bahnhofshalle dem davoneilenden Zuge nachsieht, Trauer, Besorgnis und Liebe in dem guten Gesicht. So habe er sie stehen sehen, als sie bei seinem letzten Abschied ihn bis Frankfurt begleitet. Das Feinste und Zarteste konnte er sagen, ohne sentimental zu sein. Und immer war, wie er es sagte, neu, und Gedanken und Worte formten sich ihm zu kräftigen Bildern. Während sie mit stiller Freude zuhörte, dachte sie, wie dies vielleicht der feinste Genuß sei: den ersten Regungen eines ungemeinen Geistes zu folgen, als einziger noch, der seine Bedeutung ahnt. Und ihre Gedanken wuchsen aus dieser Stunde in eine fremde Zukunft. Schon mit Eifersucht sah sie die Zeit, wo sie das heimliche Glück ihrer Entdeckung mit andern teilen müßte, und der Name, der jetzt bloß für sie der eines Berufenen war, wohl über vieler Lippen ging.

*

Es war von diesem Tage an selbstverständlich, daß sie einen großen Teil ihrer freien Zeit zusammen verbrachten. Sie saßen in den Sommergärten, schlenderten im abendlich kühlen Hofgarten, machten Ausflüge in die bergigen Wälder der Umgegend. Fast ohne es zu wissen, ließ sie, die Aeltere, ihn über Zeit und Ziel solcher Fahrten bestimmen. Es lag eine ungewollte Ueberlegenheit in seinem Wesen, der nicht nur sie sich beugte. Aber es war ihr bald ein schwer entbehrlicher Reiz, ihn beobachten zu können, seinen Blick zu sehen, der mit dem Entzücken eines Kindes einem bunten Schmetterling folgte, im nächsten Augenblick mit aller Schärfe die Formen einer Landschaft in sich aufnahm und dann plötzlich nach innen in Tiefen versank, wo sie ihm nicht folgen konnte. Gern hätte sie in solchen Augenblicken gewußt, was er dachte. Sie ahnte nur, daß es irgendwie mit seinem Künstlertum zusammenhing. Zuweilen sprach er von einem Radierwerk, das er im Sinne habe, einer großen Allegorie der „Wut des Lebens“, wie er es nannte, jener schmerzlichen Ungeduld, die in uns brennt, die vielleicht die Triebfeder einer jeden bedeutenden Tat ist, aber die uns zerstört, wenn sie Herr über uns wird. Nie weiter als in knappen Andeutungen berührte er diese Arbeit, und doch war es ihr jedesmal wie ein Blick in eine wühlende Flut und eine Furcht zugleich, daß jene Wut auch ihn zerbrechen könnte.

Und er war körperlich so erregt manchmal. Seit sie bemerkt, wie er sich bisweilen bezwingen mußte, um ohne Zittern den Stift zu führen, ließ die Unruhe sie nicht mehr los. Als er einmal zwei Tage nicht zu dem gemeinsamen Mittagstisch kam, und sie hörte, er sitze in seiner Stube, überwand sie alle Zaghaftigkeit und ging zu ihm hinauf.

Er saß lesend in einem Sessel. Ueber das dicke Buch hin reichte er ihr

die Hand. Sie holte den einzigen Stuhl, der noch in der Kammer war, und setzte sich ihm gegenüber. Die helle Mittagssonne schien durch das hochgelegene Fenster in den engen Raum, auf das schmale Bett an der schiefen Wand, auf die dürftige Kommode unter einem fleckigen Spiegel. Aber von den Bildern und Büchern an den Wänden ging ein Atem aus, der diese armen Dinge vergessen machte, denn jedes dieser Bilder und Bücher, so wohlfeil sie sein mochten, sprach von einem erhabenen oder starken Gedanken. Nie war ihr die Vornehmheit seines Geistes so deutlich geworden wie hier vor den Büchern, deren Inhalt er in sich aufgenommen hatte, wie die fruchtbare Erde den tüchtigen Samen trägt. Er selbst aber, der seine Seele an diesem Reichtum nährte, hatte dunkle Schatten um die Augen und einen herben Zug von Abspannung um den Mund.

„Sie sollten sich mehr schonen," sagte sie und sah besorgt in das überwachte Gesicht. „Sie arbeiten Tag und Nacht. Ja, auch die Nacht. Oft, wenn ich im Schlaf aufwache, sehe ich drüben an der Hauswand noch den Widerschein Ihrer Lampe."

Er machte eine Bewegung, als ob der sanfte Vorwurf ihn quäle.

„Ich bin doch kräftig und jung. Und ich habe so vieles vor mir. Ich bin glücklich, daß ich viel zu tun habe."

„Gewiß."

Aber mit einer leisen Bangigkeit im Tone fuhr sie fort: „Ein paarmal sind Sie letzthin erst gegen Morgen nach Haus gekommen. Ich habe Sie auf der Treppe gehört. Wenn ich wüßte, daß Sie sich nachher Schlaf gönnen, könnte ich mich freuen, daß Sie nach junger Leute Art sich Vergnügen machen. Doch so wie Sie es treiben, so rastlos — so ohne Atemschöpfen — — es tut mir weh, wenn ich zusehe."

„Warum nicht gar!"

Spöttisch sagte er es. Und dann, herausfordernd:

„Ich war betrunken."

Aber gleich darauf erschrak sie, wie plötzlich der Ausdruck seiner Stimme schmerzlich und hilflos wurde, während die Scham über das Bekenntnis, das sich ihm entrang, die Röte in sein Gesicht trieb:

„Ich meine bisweilen, ich werde größenwahnsinnig. Nie kommt mir Neues genug; oder das Neue, das kommt, ist mir nicht groß genug, oder ich stehe ihm unbeholfen gegenüber, und es erdrückt mich. Meine ganze Kraft verzehrt sich in Hast nach Erleuchtung, nach Gestaltung, und ich weiß mir keinen Rat oft, um Ruhe zu finden."

Er wandte den Kopf nach dem Fenster, um seine Erregung zu verbergen.

„Da reden sie so viel," fuhr er nach einer Pause fort, während deren man nur die schweren Atemzüge hörte, „und es sind doch alles bloß Worte. Jede Wissenschaft, alles, was täglich sich äußert, hat einen festen Grund, auf dem es steht. Nur uns, den Künstlern, fehlt das Positive, an das wir uns halten können. Kein Mensch kann uns lehren. Ohne Hilfe müssen wir den Weg suchen zu

unserm Himmel und tappen weiter und weiter und geraten ins Dunkle. Verlieren den Zusammenhang mit der festen Erde, ohne die doch alle Kunst blutlos ist. Man möchte zu den Wilden, wenn man das fühlt."

Und er fuhr auf, als ob er gleich ans Ende der Welt flüchten wollte vor seinen Zweifeln. Doch ratlos sank er wieder zurück:

„Sagen Sie nur, was gibt es, was den Menschen auf der Erde festhält, ihn so stark und sicher an die Erde bindet, ohne ihn auf sie niederzudrücken?"

Aber die Malerin schwieg. Tief betroffen sah sie auf diesen Ausbruch einer Seelennot, in dem viel mehr noch brannte, als er in Worten aussprach. Erst nach einer langen Pause dachte sie an die Antwort.

„Die Liebe," sagte sie leise.

Und als er ungewiß nach ihr hinblickte, wiederholte sie noch einmal, fester: „Ja, die Liebe. Eine gesunde, glückliche Liebe mit der Aussicht auf einen guten Ausgang: das ist's, was den Mann auf die Erde zurückbringt."

Aber nun konnte er wieder lächeln. Er wollte an die Kraft dieses Heilmittels nicht glauben. Wie er es kannte, war es ein freundliches Spiel, eine anmutige Unterhaltung, die bisweilen einen flüchtigen Reiz für ihn gehabt. Da die Blumen auf der Kommode kamen von einem Mädchen. Es hatte ihn gefreut, aber ernst nahm er es nicht. Er konnte sich nicht denken, daß so etwas wichtig werden könne, daß es bis an die Wurzeln des Lebens gehen könne, wie sie sagte. Und zutraulich meinte er, daß er für das Große in dieser Sache keinen Sinn habe.

Wie er dabei ein ernsthaftes, nachdenkliches Gesicht machte, mußte sie heimlich lächeln. Sie mußte denken, wie jung er doch noch sei; bei all seiner frühen Reife ein ganzes Kind noch. Mit einem Male fühlte sie sich so viel älter als er, so viel erfahrener, wie seine Mutter fast. Und wußte plötzlich, daß sie diesen großen, reinen Menschen liebhatte wie eine Mutter ihren Buben. Und als sie nun vor ihm stand, weil sie gehen wollte, beugte sie sich über ihn und küßte ihn auf den Mund.

Es war ein Kuß wie auf Kinderlippen.

*

Wenige Wochen später war im Kunstsalon der „Abschied" ausgestellt, das Bild der ältlichen Frau, die, Welt und Menschen um sich her vergessend, in der lichtdurchfluteten Bahnhofshalle dem entschwindenden Zuge nachsieht. Das Werk des blutjungen Kunstschülers erregte berechtigtes Aufsehen. Die Kunstkenner rieben sich verwundert die Augen, und die Leute, die das Gras wachsen hören, nannten den Namen Felix Bergmann als einen, von dem man vieles erwarten dürfe. Felix war plötzlich in einem kleinen Kreise schon eine Berühmtheit und jedenfalls eine Persönlichkeit, von der man mit Achtung und Interesse sprach. Die Malerin nahm die Angelegenheit fast wie ihre eigne. Sie brannte, wenn sie ihren jungen Freund loben hörte, und wartete dann voll Ungeduld auf das nächste Wiedersehen. Er wußte ihr für diesen Beweis der Zuneigung herzlichen

Dank, den Erfolg selbst aber schien er hinzunehmen wie eine fremde Sache, die ihn nicht viel berührte.

„Ja, macht es Ihnen denn gar nichts, daß alle Welt nun sagt, daß Sie ein Künstler sind?“ fragte sie endlich.

Aber es erregte ihn nicht. Er wußte es ja längst, wußte es da, wo eine untrügliche Stimme in uns redet. Bloß eines bei diesem Ereignis hatte Bedeutung für ihn: Arnim Roder, der hoch Bewunderte, wenig Zugängliche, hatte ihn wissen lassen, daß er wünschte, ihn kennen zu lernen.

*

An einem Sonntag nachmittag bürstete Felix mit Sorgfalt seinen schwarzen Rock aus, nahm eine Mappe mit Skizzen unter den Arm und ging nach dem Hause des Malers, das weit vor der Stadt einsam zwischen Pappeln am Ufer lag. Seine Freundin war auf den Verlauf dieses Besuches nicht wenig gespannt. Während sie lesend in ihrem Zimmer saß, horchte sie immer mit halbem Ohr, ob nicht über ihr sein schneller Schritt gehe. Doch es wurde Abend und dunkel, und sie hörte nichts. Bloß die Nacht warf ihre leisen Stimmen durch das offene Fenster, und irgendwo machte eine Uhr ein schnarrendes Geräusch, wenn wieder eine Stunde voll war. Als er zur Schlafenszeit noch nicht zurück war, machte sie sich besorgte Gedanken. Doch sie erschrak noch mehr, als er am nächsten Morgen, da sie eben das Haus zu einem Frühspaziergang verlassen wollte, auf einmal vor ihr stand — mit Kleidern, die die Spuren einer im feuchten Felde verbrachten Nacht trugen. Er war indessen sehr vergnügt. Mit seiner kühlen Sachlichkeit, die kein Verwundern aufkommen ließ, erzählte er, daß er am Nachmittag lange in Roders Hause gewesen, in dem so wunderbare Bilder und Schmuckstücke waren, daß man den Maler mit noch andern Augen betrachtete, wenn man den Menschen in seinen Wänden gesehen. Daß sie stundenlang über vieles die Kunst Betreffende geredet hatten und einander wunderbar gut zu verstehen schienen. Als es Abend geworden und die Frau gekommen, war er fortgegangen. Aber er mochte nicht in die Stadt zurück, mochte keine andern Gesichter sehen und die engen Wände seiner Kammer. So war er über Land gewandert, in die Nacht hinein, ohne zu wissen wohin und warum, aber mit einem Gefühl, als ob er auf Wolken gehe. Bis er sich im Morgengrauen, wie aus schwerer Trunkenheit erwachend, unten am Klosterwert in einem Graben sitzend gefunden.

Von seinen Skizzen sagte er bloß, daß sie Roder gefallen hätten. Aber es war ein glückseliges Leuchten in seinen Augen.

*

Es kam nun eine gute Zeit. Nie, solange sie Felix kannte, hatte sie ihn so fröhlich gesehen. Die glückliche Munterkeit leuchtete nicht nur aus seinem hellen Gesicht, sie durchstrahlte wie reiner Frühling den ganzen Menschen und gab selbst seinen Bewegungen eine feine, behende Anmut. Vergessen schien, was

ihn vor kurzem noch hatte in alle Fernen treiben wollen. Er ging jetzt wieder sicher und zielbewußt seine Straße und genoß die mannigfachen Beziehungen des täglichen Lebens, die wechselnden Bilder der lebhaften Stadt, den bunten Glanz der schönen Sommertage mit einer Freude, daß es wiederum eine Freude war, ihn genießen zu sehen.

Sie dachte zuerst, dies sei die Wirkung, daß sein Bild einen Käufer gefunden und er nun eine Zeitlang der Sorgen ledig sei. Aber dann merkte sie, daß es mehr noch der Umgang mit Roder war. Aus jenem Besuche war eine innige Zuneigung erwachsen, in der der Mann und der Jüngling in aller Offenheit ihre Herzen einander zuwandten. Es gab in diesem Verhältnis keine Ueber- und Unterordnung. Ganz als seinesgleichen nahm der fertige Künstler den Werdenden auf, und so vertraulich war diese Freundschaft, daß selbst der Unterschied der Jahre zuzeiten aufgehoben schien.

Sonntags und manchen freien Abend war Felix nun in dem Haus bei den Pappeln. Wie der Sohn ging er aus und ein. Alle Zärtlichkeit seiner äußerlich spröden, innerlich glühenden Natur trug er dorthin, wo seine Seele eine Heimat fand, wie sie das Elternhaus ihm nie gewesen. Wenn Roder keine Zeit hatte, es machte nicht viel: er setzte sich dann zu der Frau. Er staunte, wie gut selbst die Frau in dieses Haus paßte, wie auch bei ihr aller Werktag versunken war. Sie schien so neu in jedem Augenblick, war so merkwürdig noch der Natur, dem Instinkte nahe und doch wieder eines mit der feinnervigen Kultur, die sie umgab. Roder hatte sie gefunden, als er vor sechs Jahren das Haus ihres Vaters, eines reichen Fabrikanten, ausgemalt hatte. Sie war achtzehnjährig gewesen. Und sie hatte nichts darum gegeben, daß der damals kaum am Anfange seines Ruhmes stehende Maler ihrer Verwandtschaft nicht genehm war. Ganz einfach war sie an dem Tage, wo er abreiste, mit ihm gefahren. So ohne Kampf und Bedenken, als ob es sich um eine Spazierfahrt handle. In England hatten sie sich trauen lassen. Uebrigens hingen sie mit großer Liebe aneinander.

Die Malerin hörte dies und mehr noch durch Felix, der gern mit ihr von Roder sprach. Sie war nicht eifersüchtig auf die neue Freundschaft, die ihn zur Hälfte wenigstens ihr nahm. Wie hätte sie seiner muntern Entfaltung sich nicht freuen sollen! Ganz schlicht, ohne Groll, fühlte sie: Felix war schon über ihr in manchem. Er war so reich, er konnte ihr mehr geben wie sie ihm. Aber Roder stand ganz oben, er konnte auch Felix helfen, ihn heben, fördern. Und wie eine Mutter für ihr Kind will, was ihm gut ist, wollte sie für ihn den Helfer. So kam in ihr Verhältnis kein Mißton, und Felix war zutraulicher, weil er glücklich und dankbar war.

Einmal brachte er sie mit Roder zusammen. Sie waren durch den Hofgarten gekommen und in der kleinen Wirtschaft eingekehrt, die mit ihren weißen Mauern wie ein Lustschlößchen unter den grünen Bäumen steht. Da saß Roder an einem Tisch und winkte sie zu sich. So war sie zum ersten Male dem auch von ihr bewunderten Künstler nahe, hörte seine weiche Stimme und sah dicht vor sich das dunkle Gesicht mit den tiefen Augen, denen irgendwelche schmerzliche Er-

fahrung oder auch eine natürliche Anlage zur Schwermut einen melancholischen Ausdruck gab. Unwillkürlich mußte sie denken, daß man sich hüten würde, diesem Menschen weh zu tun, aus Furcht, der Blick seiner Augen könne dadurch noch trauriger werden.

Es war zuerst ein Gespräch mit allgemeinen Redensarten und langen Zwischenpausen. Dann erzählte Roder, daß er am Abend einen auswärtigen Künstler in seinem Hause erwarte, der auf der Durchreise ihn besuche. Felix solle auch kommen. Frau Esi werde dankbar sein, wenn er ihr helfe, eine Bowle zu brauen, und wenn er in der Nacht nicht heimgehen möge — er wisse wohl, wie schwer er sich trenne —, so sei es ja nicht das erstemal, daß er zum Schlafen dableibe.

Felix war sehr einverstanden und machte zu alledem ein Gesicht wie ein Schulbube, der einen Streich ausgeführt hat. Endlich kam es heraus: es kam ihm nicht darauf an, zu jeder Tages- und Nachtzeit auch ungeladen sich einzustellen. Er hatte auch die letzte Nacht draußen geschlafen: unter dem Apfelbaum. Als es schon spät gewesen und alles im Hause dunkel war, war er gekommen und war über die Mauer in den Garten geklettert. Da hatte er im Gras gelegen und in das gleißende Mondlicht gesehen, das durch die Zweige blinkerte und alles zu einem fremden Märchen machte, auch das weiße Haus, das er doch so gut kannte. Schließlich war er eingeschlafen und hatte geträumt, er steige auf den Mondstrahlen in den Himmel, ins Paradies, in dem Frau Esi als das erste Weib ihm entgegenkam. Das Paradies aber war wieder der mondbeglänzte Garten gewesen. Nur daß jetzt rote, glühende Bäume darin wuchsen, zwischen denen sie wandelten und tief unter sich im grauen Nebel die Erde durch das Weltall jagen sahen wie einen Riesenball. Bis ihm plötzlich in seiner glückseligen Beschaulichkeit aufs Herz fiel, daß Roder nicht bei ihnen war. Da fiel alle Wonne von ihm ab wie welkes Laub. Er wollte hinunter ihn holen, aber er fiel und fiel in die Unendlichkeit und fühlte die kalte Luft wie etwas Körperliches, wie Wasser fast, an sich vorbeistreichen. Davon war er wach geworden und hatte gemerkt, daß es empfindlich kühl aus dem Boden stieg, und daß der Morgen nahe war. Er war aber erregt gewesen wie von einem Erlebnis, mochte niemand sehen und war auf dem gleichen Wege, den er gekommen, wieder gegangen.

Dies alles erzählte er mit einem seltsam weichen Ausdruck im Gesicht und mit einer Stimme, wie sie ihn nie hatte reden hören. Sie hatte gar nicht gewußt, daß seine Stimme so fein könne, so als ob sie aus einer tönenden Tiefe heraufklänge.

‚Wie merkwürdig,‘ dachte sie, als sie nachher allein war, ‚Himmel erträumt er.‘

*

Acht Tage später traf sie abermals mit Roder zusammen, und diesmal kam sie in Berührung auch mit der Frau. Es war bei irgendeinem Feste der Künstlerschaft. Eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft hatte sich im Künstlerhaus

zusammengefunden, nicht bloß Maler, auch Kaufleute, Beamte, Offiziere, so ziemlich alles, was in der Stadt zählte. Felix, den man überall traf, wo Roder war, war auch da. Als man zum Essen ging, setzte er sich zu der Frau seines Freundes, mit einem vergnügten Lächeln, als ob er sich freue, daß er in dieser Versammlung von Namen, Titeln und Geld auch schon etwas bedeute, wenn auch einstweilen noch nicht viel mehr als eine grüne Hoffnung auf die Zukunft.

Die Malerin hatte der Zufall neben Roder gebracht. Er redete aber nicht viel. Immer deutlicher fühlte sie, daß die leise Schwermut seiner Bilder aus seinem Wesen floß. Seine feinen Bemerkungen kamen ruhig und nachdenklich. Seine stillen Augen wanderten in gelassener Beobachtung über die Tischgenossen und hafteten immer wieder mit unbewußter Zärtlichkeit an seiner Frau. Einmal auch beugte er sich vor, um Felix zu winken.

„Wie der Kleine schwatzt," sagte er, und es klang herzlich und froh.

Die Malerin bemühte sich nun auch, ihren Freund zu sehen. Aber ein andrer verdeckte ihn ihr. Sie konnte nur Frau Esi erblicken, die sich ihm zuwendete. Und immer wieder mußte sie dieses Gesicht anschauen, das fesselte, obwohl es nicht schön war: diese lebensprühenden Augen, diesen schmalen, trotzigen Mund, der sein Geheimstes festhalten zu wollen schien, die gerade Nase und das volle, dunkle, gescheitelte Haar, von dem man meinte, es dürfe zu dem Gesichte nicht anders geordnet sein wie gerade so. Dazu die Unbefangenheit der Bewegungen, die fast die eines lebhaften Kindes waren. Als sie sich beobachtet fühlte, nickte sie mit einem hellen Blick der Malerin zu. Ein wenig beschämt wollte diese danken. Da schob sich im gleichen Augenblick von hinten über ihre Schulter eine Hand mit einem Glas und stieß so heftig gegen das ihre, daß ihr der Wein über die Finger floß. Befremdet drehte die Malerin sich um und sah Felix dastehen wie einen fremden Menschen, mit einem heißen Kopf, in dem selbst das Weiße der Augen gerötet war. Er wolle nachschauen, ob sie sich gut unterhalte.

Sie begriff nicht, weshalb sein Aussehen sie auf einmal traurig machte. Er hatte vielleicht bloß zu hastig getrunken; das war doch nicht schlimm und bei der Hitze gewiß verzeihlich. Ihr selbst nahmen die Musik, das Stimmengeschwirr, der Weindunst und der Duft der vielen Blumen auf dem Tisch den Kopf so ein, daß sie alles wie in einem Traume hörte und sah. Aber während sie, abgespannt und zerstreut, das Ende des Mahles herbeisehnte, wurde sie den Gedanken nicht los, als sei nun etwas geschehen, das ihnen allen endlosen Jammer bringen würde.

Nachher saß man beim Kaffee und später noch bei kühler Bowle auf der Terrasse. Als es anfing, dunkel zu werden, wurden im Garten bunte Lampions angezündet, die wie fremdartige Riesenblüten in den Zweigen schaukelten. Und dann kamen am Himmel die vielen Lichter mit ihrem sanften Glanz und führten die Nacht herauf, in die die lauten Stimmen hart und aufdringlich fielen.

Der größere Teil der Gesellschaft war indessen schon gegangen. Es blieb nur ein kleiner Kreis, in dem die Stimmung nun um so munterer ward. Die Hitze des Tages

hatte das ihre getan, daß dem Wein fleißig zugesprochen worden. So herrschte eine Lustigkeit, bei der keiner es mehr sehr genau nahm. Eine junge Malersfrau tanzte mit einer brennenden Zigarette im Mund ganz allein zum Klang einer Drehorgel, da man die Musik schon fortgeschickt hatte. Dann versuchte ein sehr langer und schlanker Kunstjünger einen Negertanz vorzuführen, und als ein schon bejahrter Professor kräftig ein Burschenlied anstimmte, fand sich gleich ein Chor, der mitsang. Die Malerin sah sich in diesem Tumult nach Felix um. Er und Roder waren eigentlich die einzigen, die in dieser Ausgelassenheit Witz gezeigt hatten. Roder war bei der allgemeinen Heiterkeit schließlich auch aufgetaut. Unter dem Gelächter der andern waren zwischen ihm und Felix schlagfertig Wort und Antwort geflogen, bis die Reden des Jüngeren so lose geworden, daß Frau Esi ihm den Mund zugehalten. Nun hatte Felix sich in den Schatten gesetzt. Da hockte er rittlings auf einem Stuhl, hatte die Arme verschränkt auf die Lehne gelegt, den Kopf darauf und blinzelte in den Lichtkreis wie ein müdes Kind. Bloß wenn Roder ihm zutrank — mit einem gütig lächelnden Blick — kam Wärme in seine Züge.

Aber dann, als die Malerin nach einer Weile wieder einmal hinblickte, war der Platz leer, und auch Frau Esi war nicht mehr da. In einer seltsamen Empfindung von Unruhe stand sie auf, ging an den Rand der Terrasse, lehnte sich über die Brüstung und sah in den halbdunkeln Garten. Die Blätter warfen schwarze, unruhig bewegte Schatten auf den Kiesweg. Der Wind wehte von den Beeten her den Duft von Rosen und Reseden. Und Felix und Frau Esi schritten langsam unten an der Brüstung vorüber. Die Frau genoß, während ihr Arm auf dem des Jünglings lag, mit freiem Behagen die angenehme Kühle des Abends. Er aber, der ihre lässig herabhängende Hand mit vorsichtiger Zärtlichkeit festhielt, hatte den Kopf vornübergeneigt wie eine Pflanze, die hingegeben den warmen Sommerregen empfängt, der doch in seiner allzu großen Fülle für sie zu schwer ist. So sah die Malerin die beiden in dem nächtlichen Garten hin und wieder gehen und sah auf dem Gesichte von Felix den leidenden Ausdruck des Beseligten.

*

Mit den letzten, die gingen, brachen sie auf. Roder winkte dem Wagen, der vor der Tür im Schein einer Laterne stand, und zu vieren stiegen sie ein. Niemand zeigte jetzt mehr Lust, viel zu reden. Schweigsam ging es durch die dunkeln Straßen nach der Wohnung von Felix und der Malerin. Da nahmen sie Abschied. Felix schloß die Tür auf und trat mit der Hausgenossin in den dunkeln Flur. Vor der Treppe fühlte sie ihn zögern. Die Haustür öffnete sich ein zweites Mal und flog geräuschvoll wieder ins Schloß. Sie hörte Felix draußen pfeifen, die davonrollenden Räder noch einmal anhalten und dann weiterrattern.

Er fuhr mit seinen Freunden nach dem Haus bei den Pappeln.

*

Der nächste Tag war ein Sonntag. Sie wußte, daß er ihn mit Roder verbringen werde. Als sie sich wiedersahen, war von den Vorgängen der Nacht nicht mehr die Rede.

Aber sie fühlte, daß seitdem etwas anders geworden war. Seine schöne Ruhe war dahin. Es war jetzt wieder Rastlosigkeit über ihn gekommen, jene unversöhnliche Ungeduld, die ihr so viel Angst um ihn machte. Er sprach jetzt auch wieder von seinem Radierwerk, für das er neue Pläne hatte. Seltsam düstere, wilde Bilder beschrieb er ihr, die das Verlangen des Mannes nach dem Weibe darstellten.

Aber das Haus bei den Pappeln mied er. Wenn er die Nächte draußen blieb — und er kam manche Nacht nicht nach Hause —, wußte sie, daß er nicht unter dem Apfelbaume schlief. Es war auch Herbst geworden und zu kalt, nachts im Freien zu liegen. Stattdessen beredete er Roder, häufiger in die Stadt zu kommen, zu den Kneipabenden der Künstler, zu langen, späten Sitzungen im Café, oder auch auf Nachtspaziergängen mit ihm durch die einsame Ebene zu streifen. Und stand doch jeden Morgen zur gewohnten Stunde wieder an der Arbeit. Sie sah die Erschöpfung aus seinen Zügen reden, wußte seine Nerven von all den Aufregungen in schmerzlichem Aufruhr, gewahrte ihn jeden Tag aufs neue sich in ein Uebermaß von Anstrengung stürzen, und es war ihr, als sehe sie einen Bogen zu straff gespannt, und es bedürfe nur eines leisen Druckes noch, und er brach in Stücke. Zudem litt sie unter diesem Fremden, das sich zwischen sie und den Freund gestellt. Daß er nie mit ihr davon sprach, daß sie keinen Teil daran haben sollte. Daß es eine Grenze gab für das schöne Vertrauen, das zwischen ihnen aufgeblüht.

So blieb es Wochen.

Da klopfte er eines Morgens an ihre Tür und fragte, ob sie mit ihm spazieren gehen wolle. Das war lange schon nicht mehr dagewesen. Sie war so erwartungsvoll, daß sie eilig Hut und Jacke nahm und ihm folgte. Sie gingen die Straße hinauf über die Eisenbahnbrücke, wo man bald in den Wald kommt. Felix sagte nicht viel. Er war in Nachdenken versunken, und sie fühlte eine Scheu, ihn zu stören. Aber als sie durch den mageren Kiefernbestand ein Stück den Hügel hinaufgestiegen waren und die Stadt daliegen sahen mit ihren Alleen und Gärten, den Strom und die Ebene mit den verstreuten Baumgruppen, sagte er auf einmal ganz unvermittelt:

„Das alles werde ich jetzt lange nicht mehr sehen.“

Da begriff sie, daß er sich von der Frau losreißen wollte. Und zugleich, daß er auch von ihr fortgehen würde. Doch sie bezwang ihr Erschrecken und sagte bloß:

„Das ist recht. Das wird Ihnen gut tun, wenn Sie in eine andre Luft kommen.“

Wie erleichtert, daß sie ihn ohne Worte verstand, atmete er auf.

„Ja, sie ist zu weich für mich hier. Es geht mir zu wohl. Ich habe Sehnsucht nach der alten Misere und Lust auf eine neue.“

Und er riß den Hut vom Kopf und ließ sich den Wind durch das Haar wehen. Sie sah ihn von der Seite an und sah in ein aufgewühltes Gesicht. Und in diesem Gesicht war nichts mehr von dem kindlichen Ausdruck, mit dem es immer noch in ihrer Vorstellung lebte. Es war männlich geworden, und von den Augen zu den Mundwinkeln lief ein Zug wie zwei Furchen. Wie ihr das klar ward, schwoll all die Zuneigung, die sie diese Monate hatte wachsen lassen, und die sie selbst dankbar empfand wie eine Erlösung aus langer Starrheit, in ihr empor in überquellendem Mitleid. Sie nahm seine sanft sich sträubende Hand und zog sie an ihre Wange.

„Warte nur," tröstete sie, wie man ein Kind beschwichtigt, „es wird alles gut werden, wenn du fort bist. Alles, was dir jetzt das Herz abdrückt, wird einmal vergessen und begraben sein. Du mußt nur geduldig bleiben — und tapfer — und denken, daß dir noch vieles bleibt: deine Kunst — und Roder — und auch ich."

„Und meine Kraft," sagte er und hatte seine Hand losgemacht und stand da mit einem warmen, klaren Lächeln. „Wie sollte ich da verzagen? Kleinmut ist für die Schwachen und für die Armen. Und ich bin doch reich. So reich, du Liebe, durch Frauengüte und Freundschaft."

Und an dem Blick, mit dem er sie nun ansah, fühlte sie glücklich, daß er doch noch ihr gehörte, so ihr gehörte, wie sie ihn für sich haben wollte, und daß diesen Teil seiner Liebe keine andre Frau ihr fortnahm.

Da war mit einem Male alles in ihr friedlich und still, auch die Angst vor irgendeinem Unheil, die sie diese Wochen über gepeinigt hatte. Sie gingen zwischen den spärlichen Bäumen und dann zwischen abgeernteten Feldern nach der Stadt zurück, und es war wie in der guten Zeit. Felix erzählte, wie er sich freue, bald seine Mutter wiederzusehen, ihre zarte Gestalt und ihre sanften Augen. Als sei eine hemmende Schranke fortgeräumt, und es ströme mit Gewalt vom Herzen, was sich darin angestaut, fand Felix eine ungeahnte Wärme und Weichheit. Von allem, was ihn berührte, und was der Freundin naheging, sprach er und merkte es kaum, daß er du zu ihr sagte. Sie aber antwortete mit einer hellen, frohen Stimme, dankbar des wiedererlangten Besitzes.

Aber als sie dann in die Stadt kamen, kam ihnen Roder entgegen. Er war schon in der Wohnung seines Freundes gewesen, diesen zu suchen. Einer künstlerischen Angelegenheit halber sah er sich veranlaßt, einige Tage zu verreisen, und er hatte Felix bitten wollen, am Abend hinauszukommen, um Frau Esi ein wenig Gesellschaft zu leisten. Esi hatte sich beklagt, daß sie so manchen Abend in letzter Zeit hatte allein sein müssen.

Als die Malerin das hörte, fiel alle Furcht wieder über sie her, die sie eben erst verscheucht hatte. Sie warf dem Freunde einen bittenden Blick zu. Sie hätte ihn anflehen mögen: geh nicht; nur dies eine Mal sei noch stark und bleibe hier. Aber Felix war weit weg von ihr. Eine plötzliche Blässe war über sein Gesicht gezogen, und in seinen halb verschatteten Augen brannte das Verlangen nach der Frau, die er hatte fliehen wollen, und die ihn nun rief.

Sie hörte sein „ja" wie seine Verdammung und sah ihn neben Roder die lange Straße hinabgehen wie einen, der seinem sicheren Unglück entgegenschreitet.

*

Und dann, am andern Morgen, war das Schreckliche geschehen. Der Regen tropfte von den Bäumen, der Herbstwind trieb die gelben Blätter vor sich her, und Felix lag erschossen in Roders Garten. Mit der Waffe, die als zierliches Spielzeug in Frau Esis Zimmer lag, hatte er sich ins Herz getroffen. Nie vergaß die Malerin den Ausdruck in dem Gesichte des toten Jünglings, diesen Ausdruck von Spannung und Qual, und als habe selbst der Tod seiner rastlosen Seele keine Ruhe gegeben.

Die Freundin grübelte vergebens, was in der Nacht vor dem Unglück geschehen war. Ob der Widerstand der Frau ihn zur Verzweiflung getrieben? Ob sie seiner Leidenschaft unterlegen, und er den Verrat am Freunde gebüßt? Ob er bloß vor der Versuchung geflohen, weil er gefühlt, daß er schuldig werden müsse? Wenn jemand etwas hätte sagen können, so war es Esi. Aber ihre schmalen Lippen hielten das Geheimnis, und ihre sprühenden Augen blickten feindlich auf jeden, der eine Frage danach wagte. So blieb diese letzte Tat das unentweihte Eigentum dessen, der unter der Wut seines heißen Lebens zusammengebrochen war.

*

Roder brachte den Toten zu seinen Eltern, die sich sehnsüchtig auf den Sohn gefreut hatten. Als er zurückkam, war er noch stiller geworden, und seine Bilder waren noch ein wenig schwermütiger seitdem.

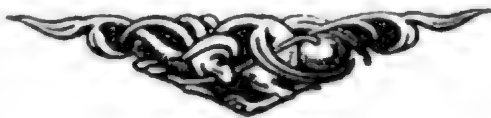
Die Malerin sah ihn kaum jemals wieder. Aber nach einigen Jahren hörte sie, daß Esi jetzt die Frau eines andern Künstlers sei.

Sie selbst hatte die Akademiestadt verlassen, in der zu viele, größere, ihr den Platz streitig machten. Sie war stromaufwärts gezogen, in die Stadt ihrer Kindheit, wo alte Beziehungen ihr den Kampf erleichterten. Da hatte sie eine Kunstschule gegründet; sie führte ein ruhiges Leben, mit kleinen, gemessenen Freuden und mit unbedeutenden Leiden. In ihrem Leben gab es keine Stürme, keine unerhörte Seligkeit und keine wühlende Verzweiflung. Man konnte sehr alt dabei werden.

Aber angesichts der Berge, die doch über allem gestanden, was dem Menschen sonst Heimat ist, faßte sie manchmal die Sehnsucht nach der Ebene. Dennoch ging sie niemals dahin. Denn wenn auch die Stadt die gleiche geblieben war und der Strom und die Schiffe, die mit ihren Segeln auf den Wiesen zu fahren scheinen: es fehlte, was ihr das alles liebgemacht. Und sie fühlte, daß, wenn sie die Stätten wiedergesehen hätte, sie ihr von da an leer sein würden, die jetzt in der Erinnerung voll waren von dem, was ihr Leben an reinster Freude besessen. Und daß sie dann etwas zerstört haben würde, was tief in ihrer Seele lebte als deren Feinstes und Zartestes, das ihr entgegenwehte aus jedem Namen, jedem Gegenstand, jedem Wort, das zu jenen Tagen eine Beziehung hatte, und

das sie in Stunden wie dieser, wenn sie allein war, oft noch umschmeichelte wie ein weiches Glück.

Und sie zog die Vorhänge vor das breite Fenster, zündete Licht an. Und der Schein der Lampe fiel voll und hell auf das Bild, das sie auf dem Hügel gemalt: die weite, fruchtbare Fläche, die das Herz still macht mit ihrer Einförmigkeit.



Literarische Berichte.

Taschen-Atlas über alle Teile der Erde in 36 Haupt- und 70 Nebenkarten von Chr. Peip, Kartograph in Eisenach. Mit geographisch-statistischen Notizen von Otto Weber. Stuttgart und Leipzig 1904. Deutsche Verlags-Anstalt.

Der kleine Taschen-Atlas hat ein handliches Format und ist fest und schmiegsam gebunden. Als Maßstäbe der Hauptkarten sind 80, 40, 30, 10, 3 und 2 Millionen gewählt, die Nebenkarten bestehen hauptsächlich in Städteumgebungen, die alle denselben Maßstab von 250000 haben. Diese Uebereinstimmung ist für den Gebrauch sehr angenehm. Die Verteilung des Deutschen Reichs auf acht Blätter ist nicht recht glücklich, aber sie ermöglichte die Anwendung des sehr großen Maßstabes von 1:3 Millionen, durch den die Karte für fast alle Zwecke brauchbar wird, und es gibt größere und teurere Atlanten, denen die Einteilung noch viel weniger geglückt ist. Die statistischen Notizen bringen auf 80 Seiten das Wesentlichste und Wissenswerteste in übersichtlicher Form.

K. F.

Die Entwicklung der Niederländer zur Nation. Eine anthropogeographische Skizze von Karl Menne. Halle, Gebauer-Schwetschke. 1903. (Angewandte Geographie, I. Serie, 6. Heft.)

Der Verfasser, ein Schüler des Halleschen Geographen A. Kirchhoff und auf dessen Standpunkt bezugnehmend, daß das ausschlaggebende Merkmal der Nation die staatliche Geschlossenheit auf einem begrenzten Teil der Erde zu bilden habe, sucht zu erweisen, daß das heutige Königreich der Niederlande eine mit natürlichen Grenzen ausgestattete „geographische Individualität" darstelle. Wie das als „aktuell" zu bezeichnende Thema erfordert, ist der Verfasser auch auf Geschichte, Sprache und Kunst der Holländer ziemlich ausführlich eingegangen und hat so eine Arbeit geliefert, die für Geographen und Historiker wie für Politiker gleich beachtenswert sein dürfte.

Guntram Schultheiß.

Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. Achter Band. (Westeuropa zweiter Teil). Der Atlantische Ozean. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1903.

Der vorliegende Band bildet einesteils die zeitliche Fortsetzung der im 7. Band enthaltenen Abschnitte, anderenteils deren Ergänzung durch die Darstellung von „Westeuropas Wissenschaft, Kunst und Bildungswesen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart" aus der Feder Richard Mahrs, über ein Drittel des Bandes umfassend. Die Hauptmasse des Bandes bietet einen Ueberblick der politischen Geschichte Westeuropas, eigentlich Mitteleuropas mit den unerläßlichen Ausblicken auf Großbritannien, Spanien, Griechenland. Die von Kritikern an den früheren Bänden gemachte Ausstellung des Zurücktretens der eigentlichen Geschichtserzählung trifft also hier nicht zu. Der gesamte Stoff der europäischen Geschichte im 19. Jahrhundert ist unter vier Mitarbeiter aufgeteilt. Kleinschmidt erzählt die Ereignisse von 1789 bis 1830 unter der Ueberschrift „Westeuropa im Zeitalter der Revolution, Napoleons I. und der Reaktion". Zwiedineck-Südenhorst führt die staatlichen und gesellschaftlichen Neugestaltungen in Europa zwischen 1830 und 1859 vor; Friedjung schildert die Einigung Italiens und Deutschlands (1859 bis 1866) auf 50 Seiten; Egelhaaf gruppiert unter dem Titel „Westeuropa in den Jahren 1866 bis 1902" die wichtigsten Ereignisse auf 80 Seiten. Die Höhe der welthistorischen Gesichtspunkte, auf denen die Konzeption des Planes dieser Weltgeschichte beruhte, findet sich wieder in dem Schluß-

kapitel des Bandes: Die geschichtliche Bedeutung des Atlantischen Ozeans von Weule. Bei der Fülle des positiven Wissens über die politische und geistige Geschichte des 19. Jahrhunderts lag es nahe, in der Häufung von Einzelheiten des Guten zuviel zu tun; in Richard Mayrs Darstellungen lesen sich manche Seiten wie Listen von Namen und Büchertiteln, greift er doch noch um zwei Jahrhunderte zurück. Da zum Abschluß des Werkes noch die zwei überaus wichtigen Bände 5 und 6 ausstehen und dann noch ein Schlußband die Einzelheiten zusammenfassen soll, wäre es verfrüht, über das Verhältnis des vorliegenden Bandes zum Ganzen zu sprechen, so sehr er dazu lockt. Die Ausstattung ist, wie gewohnt, vortrefflich.

Guntram Schultheiß.

Der Kaiser, die Kultur und die Kunst. Betrachtungen über die Zukunft des deutschen Volkes aus den Papieren eines Unverantwortlichen. München u. Leipzig, bei Georg Müller. 1904.

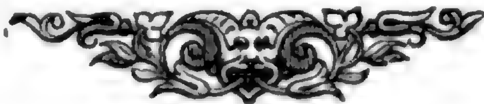
Das Buch sucht den Nachweis zu führen, daß die Gefahren, die dem deutschen Volkstum in der Zukunft einerseits von der Entwicklung der Weltmächte, anderseits von der nivellierenden Wirkung der modernen Maschinenzivilisation drohen, nur durch eine nationale Ausgestaltung der neuen Arbeits- und Lebensweise in einer modernen spezifisch deutschen Nationalkultur und dem zur Erreichung dieses Zweckes dringend notwendigen Zusammenschluß aller Elemente, die das deutsche Volkstum erhalten wollen, beschworen werden können. Als geborenen und berufenen Führer des deutschen Volkes zu den genannten „herrlichen Zielen" feiert der Verfasser in begeisterten Worten den Kaiser; er tritt mit dem ganzen Pathos, das ihm zu Gebote steht, für die Einleitung einer kraftvollen „Weltpolitik" und die mit dieser in Verbindung stehenden Flottenpläne ein, er verteidigt die Stellungnahme des Monarchen in Kunstfragen und so weiter. Nun ist ja nicht zu leugnen, es ist eine ehrliche Begeisterung, die den „Unverantwortlichen" durchglüht, und deswegen wird man ihm keinesfalls Byzantinismus vorwerfen können; ebenso ist anzuerkennen, daß das Werk glänzend geschrieben ist, von gründlichem Denken zeugt und im einzelnen viel Geistvolles und Treffendes enthält. Aber gegen die Tendenz des Buches im allgemeinen muß man doch den Einwand erheben, daß die Tage des „aufgeklärten Despotismus", dem der Verfasser nicht nur in politischer Hinsicht, sondern auch mit Bezug auf alle Fragen des geistigen Lebens das Wort redet, endgültig vorüber sind und daß jeder Versuch, ihn in irgendeiner Form wieder aufleben zu lassen, den leidenschaftlichsten Widerspruch weiter — und nicht nur politisch radikaler — Kreise hervorruft, wie wir es in den letzten Jahren nur allzuoft erlebt haben. Dem Motto des Buches aus Goethes „Seefahrt":

Doch er stehet männlich an dem Steuer,
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe —

könnte man mutadis mutandis die Uhlandschen Verse entgegensetzen:

Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann,
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichtum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden,
Soviel, sowenig ihm gefällt.

Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Barth, Hermann, Das Geschmeide. Schmuck- und Edelsteinkunde in 2 Bänden. Zweiter Band. Mit einer farbigen Tafel und 8 Vollbildern. Berlin, Alfred Schall. Beide Bände M. 8.—.

Biermann, Dr. W. Ed., Staat und Wirtschaft. Band I: Die Anschauungen des ökonomischen Individualismus. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 3.60.

Bojer, Johan, Die Macht des Glaubens. Roman. Aus dem Norwegischen übersetzt von Adele Neustädter. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.50.

Corrado, L., Majestät Eros. Roman aus

Griechenlands Vergangenheit. Straßburg, Jos. Singer. M. 2.50.

Cyon, E. v., Wie soll Russland ein Rechtsstaat werden. Eine Denkschrift an Kaiser Nikolaus II. vom 10. Mai 1904. (Russisch). Leipzig, B. Elischer Nachf.

Deckert, Dr. Emil, Nordamerika. Zweite Auflage. Mit 130 Abbildungen im Text, 12 Kartenbeilagen und 21 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gebunden M. 16.—.

Diers, Marie, Die Kinder von Heckendamm. Ein deutscher Familienroman. Braunschweig, George Westermann. M. 3.60.

Ganz, Hugo, Vor der Katastrophe. Ein Blick ins Zarenreich. Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstädten. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. M. 3.—.

Hardy, Thomas, Bosheiten des Schicksals. Aus dem Englischen übersetzt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—.

Harten, Angelika, Zur Sonnenwendzeit. Neue Märchen. Mit acht Kunstdruckbildern und vielen Textbildern. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Gebunden M. 4.—.

Hochheiser, Franz, Aus tiefer Not. (Vandamme vor Neisse). Ein Schauspiel. Strassburg, Jos. Singer. M. 2.50.

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Anselm Salzer. Mit 110 farbigen und schwarzen Beilagen, sowie über 300 Textabbildungen. Heft 12 und 13. Vollständig in 20 Lieferungen à M. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Vierter Band: Dürer. Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in 447 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Val. Scherer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 10.—.

Klein, Dr. Otto, Goethes kleine Freundin und Frau. Straßburg, Jos. Singer. M. 3.—.

Lewald, Emmi, Sylvia. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.50.

Lorenzen, Hermann, Das Bildnis. Novelle. Strassburg, Jos. Singer. M. 1.50.

Mauritius, Heinrich, Richter Mensch. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Strassburg, Jos. Singer. M. 3.—.

Mitscherlich, Dr. Waldemar, Entstehung der deutschen Frauenbewegung. Eine soziologische Betrachtung. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.—.

Mörike als Gelegenheitsdichter. Von Rudolf Krauß. Neue wohlfeile Ausgabe. Mit zahlreichen erstmals gedruckten Gedichten Mörikes und Zeichnungen von seiner Hand. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—.

Müntzer, Désiré, Lebensmai. Neue Gedichte. Strassburg, Jos. Singer. M. 2.—.

Nietzsches gesammelte Briefe. Dritter Band, erste Hälfte: Briefwechsel mit Fr. Ritschl, J. Burckhardt, H. Taine &c. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Curt Wachsmuth. Berlin, Schuster & Loeffler.

Ortmann, Reinhold, Ein Geständnis. — Des Herzogs Werbung. Zwei Novellen. Berlin, Albert Goldschmidt. 50 Pf.

Pfeffer, J., Leichtsinn. Schwank in drei Aufzügen. Strassburg, Jos. Singer. M. 1.50.

Prutz, Hans, Bismarcks Bildung, ihre Quellen und ihre Aeußerungen. Berlin, Georg Reimer. M. 3.—.

Saffe, Bruno, Barthel. Ein dramatisches Gedicht. Straßburg, Jos. Singer. M. 3.—.

Schillers Sämtliche Werke. Säkularausgabe in 16 Bänden. Neunter Band: Uebersetzungen. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Albert Köster. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Gebunden M. 2.—.

Schmidt, Carl Robert, Würfel. Gedichte. Strassburg, Jos. Singer M. 1.50.

Sergel, Albert, Sehnen und Suchen. Gedichte. Rostock, C. J. E. Volckmann. M. 2.50.

Shun u Nakamura, Nozomi no hoshi (Sterne der Hoffnung). Autor. Uebersetzung aus dem Japanischen von A. Wendt. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. Gebunden M. 2.—.

Sievers, Prof. Dr. W., Asien. Eine allgemeine Landeskunde. Zweite Auflage. Mit 180 Abbildungen im Text, 16 Kartenbeilagen und 20 teils bunten Tafeln. Lieferung 1. Vollständig in 15 Lieferungen zu je M. 1.— oder gebunden M. 17.—. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Streitberg, Gräfin Gisela v., Das Recht zur Beseitigung keimenden Lebens. § 218 des Reichs-Straf-Gesetz-Buches in neuer Beleuchtung. Oranienburg-Berlin, Wilh. Möller.

Vischer, Friedr. Theod., Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. 21. Auflage (elfte der billigen Volksausgabe in einem Band). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—.

Vischer, Friedr. Theod., Lyrische Gänge. Vierte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—.

Zeiss, Max, Ragnarök. Eine philosophisch-soziale Studie. Zweite Auflage. Strassburg, Jos. Singer. M. 2.—.

Zinkernagel, Dr. Franz, Die Grundlagen der Hebbelschen Tragödie. Berlin, Georg Reimer. M. 3.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ende November erscheint:

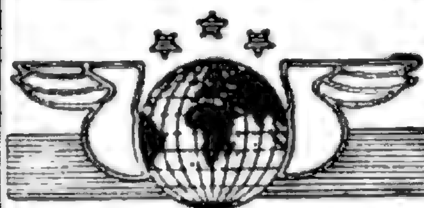
Literarischer Ratgeber
für Weihnachten 1904

Bearbeitet von der Redaktion der „Literarischen Warte“

Kritischer Führer vornehmsten Stils
durch die neueste
Geschenkliteratur
mit
Kunstbeilagen

Preis 50 Pfg., mit Porto 70 Pfg.

Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. München



Peips Taschen-Atlas
über alle Teile der Erde

36 Haupt- u. 70 Nebenkarten

Preis 2 Mk. 50 Pfg.

Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt

Peips Taschen-Atlas

Prachtstücke für die Sammelmappen. Gediegener Zimmerschmuck.

Meisterwerke der Malerei

Alte Meister

mit begleitendem Text von **Wilhelm Bode** und **Fritz Knapp.**

In tadelloser Ausführung hergestellte **Kupferdruck-Reproduktionen** zu einem bisher noch nicht dagewesenen erstaunlich billigen Preise wird hier **das Beste aus der Malerei fast aller Jahrhunderte und Nationen** geboten. Die Bilder sind den kostbarsten Mezzotintos der englischen Kupferstecher des XVIII. Jahrhunderts täuschend ähnlich. Die Auswahl ist eine sehr sorgfältige, neben bekannten Werken werden viele sehr schwer zugängliche aus Privatsammlungen herangezogen.

Die Sammlung besteht aus 24 Lieferungen à 3 Mark = 3 K. 60 h., die in 3- resp. 4wöchentlichen Pausen erscheinen. **Jede Lieferung enthält 3 Kunstblätter auf feinstem Kupferdruckpapier** in der Grösse von 51:38,5 cm, Bildgrösse ca. 36:26 cm **nebst 3 Blatt erläuternden Textes in wirkungsvollem Umschlage.** Der **aussergewöhnlich billige Preis** wird umsomehr überraschen, als Kunstblätter in der gleichen Grösse **bislang mit 6 Mark** pro Stück bezahlt wurden, während jede Lieferung der Meisterwerke, enthaltend 3 Kunstblätter, nur **3 Mark** kostet.

Zu beziehen gegen monatliche Teilzahlungen von 3 Mark resp. 4 Kronen ö. W. durch

Karl Block, Buchhandlung, **Breslau I.,** Feldstrasse 31c.

Prachtvoller Prospekt mit Probebild No. 29 gratis und franko.

Anfang November erscheint bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart:

Ernst Zahns
neuer Roman

Die Clari-Marie

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Die äußerst packende Handlung spielt sich wieder in einem der engen Hochtäler nordwärts dem Gottbard, auf des Dichters ureigenster literarischer Domäne, ab und hält den Leser bis zuletzt in atemloser Spannung. Menschenschicksale und Naturhintergrund sind wieder mit der vollen Meisterschaft geschildert, mit der Ernst Zahn so oft seine geliebte Heimat künstlerisch wiedergegeben hat.

* Paris 1900 * Grand Prix *

CHOCOLAT SUCHARD

Specialitäten:

Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Chocolat fondant.
Suchard's Pralinés, Noisettes, Dujas.
Suchard's Cacao (1 K = 200 Tassen).

Hervorragende Neuheiten:

SUCHARD'S MILKA

Vollrahm-Chocolade.

SUCHARD'S VELMA

Feinste Dessert-Chocolade.

Title Page

Neunundzwanzigster Jahrgang | Dezember 1904 | Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart | Deutsche Verlags-Anstalt | Leipzig

1904

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).

Gegründet 1854 auf reiner Gegenseitigkeit.

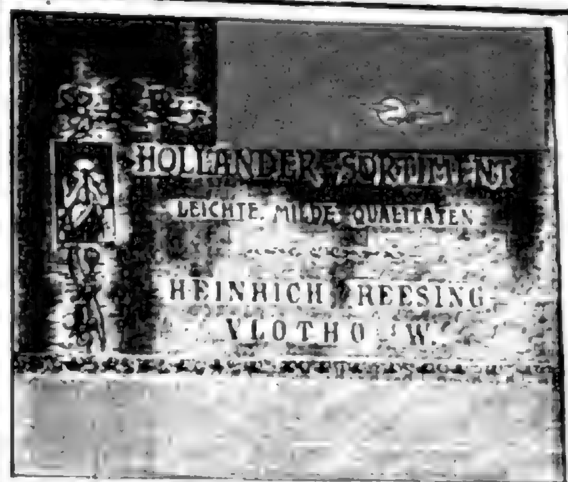
Alle Ueberschüsse gehören den Versicherten.

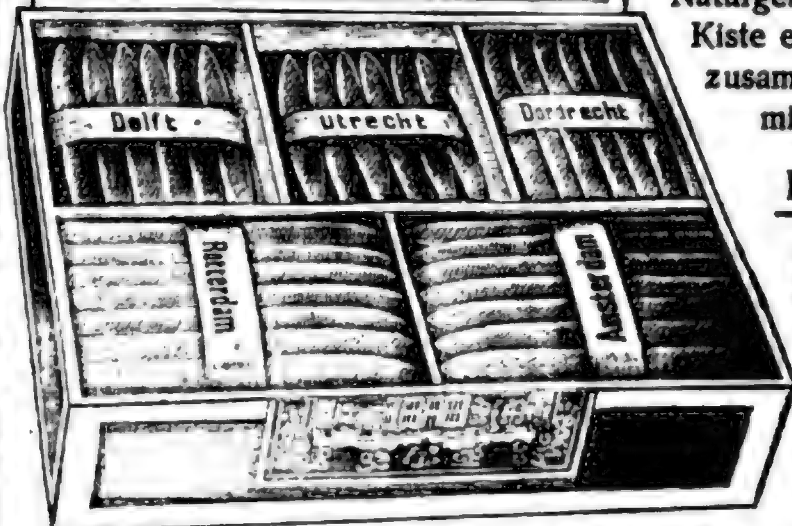
Versicherungsbestand Ende 1903	681	Millionen M.
Bankvermögen Ende 1903	228	„ „
Seit Bestehen ausbezahlte Versich.-Summen . . .	157	„ „
„ „ an die Versicherten bezahlte Dividenden	80	„ „

Schillers Briefe gehören in **jedes deutsche Haus.**

Der Mensch Schiller wird uns Deutschen immer teurer und vertrauter werden, uns immer wärmer ans Herz wachsen. Der beste und zuverlässigste Schlüssel zu Schillers Persönlichkeit aber sind seine Briefe, die jetzt in einer billigen Neuausgabe in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen sind:

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Mit zahlreichen Porträts. Neue Ausgabe. 7 Bände. Geheftet M. 10.50, gebunden M. 17.50.





Hervorragende Qualitäten

biete ich mit meinem

„Holländer Sortiment".

Naturgetreue Abbildung nebenstehend. Jede Kiste enthält 5 hochfeine Marken à 50 Stück, zusammen 250 Stück. Charakter lieblich, milde, dabei aromatisch und würzig.

Preis p. Kiste Mk. 20.— franko.

Garantie: Zurücknahme bei Nichtgefallen auf meine Kosten.

Hauptkatalog auf gefl. Anfrage gratis u. franko.

Heinrich Reesing, Vlotho i. Westf., Postfach 136.

Cigarren- und Tabakfabrik.

Antwort des russischen Staatsmannes auf den Brief von Baron Suyematsu.[1]

An den Herausgeber der „Deutschen Revue".

Hochgeehrter Herr!

Sie waren so freundlich, mir die Entgegnung des japanischen Barons Suyematsu auf meinen Brief, den Sie in liebenswürdigster Weise als Nachtrag zum Septemberheft Ihrer geschätzten Monatsschrift abgedruckt haben, zuzuschicken. Zugleich haben Sie mir die Frage gestellt, ob ich nicht einige Gegenbemerkungen zu machen gedenke.

Ich muß Ihnen ganz aufrichtig gestehen, daß ich nur nach langem Zaudern mich entschließen konnte, Ihrer freundlichen Aufforderung zu folgen, einige Worte dem japanischen Herrn Baron zu erwidern. Seine schwungvolle Entgegnung hat mich vollständig überzeugt, daß wir Russen und Japaner uns unmöglich verständigen können. Was ich in meinem ersten Briefe überhaupt gesagt, findet er „äußerst absurd"; was ich über die Zukunft der europäischen Kultur im fernen Osten behauptet, ist für ihn „wesenloses Traumgespenst"; was ich über die Gefahren eines definitiven Sieges Japans über Rußland geäußert, hält Herr Baron Suyematsu für eine „überaus absurde Behauptung".

Ich bin ganz überzeugt, daß des Barons Beurteilung meiner Ansichten durch die zitierten liebenswürdigen Epitheta auch von der Regierung und dem Volke Japans vollkommen gutgeheißen wird, denn seine Regierung hat ihn ja beauftragt, in allen europäischen Zeitungen und Zeitschriften den Krieg mit der Feder zum Ruhme Japans zu führen, solange in der Mandschurei der Krieg mit Blut und Tod fortgeführt wird.

Ich gebe darum die Hoffnung vollständig auf, den Herrn Baron zu andern Ansichten zu bringen. Wir Russen und Japaner haben uns immer sehr wenig verstanden, nicht weil wir es nicht wollten, sondern nur weil wir es nicht konnten. In gewissen Grundprinzipien der Moral und des Rechtes wird immer ein Abgrund uns scheiden. Die christlich-religiösen Lebensanschauungen des russischen Volkes wie auch aller andern christlichen Völker der europäischen Kulturwelt haben von jeher bei den Japanern nur ein mitleidiges Lächeln hervor-

[1] Vergl. Novemberheft der „Deutschen Revue".

rufen können, weil ein religiöses Gefühl diesem Volke vollkommen fremd ist. Die Rechts- und Sittlichkeitsbegriffe der christlichen Völker können von den Japanern auf dem Papier angenommen werden, aber in ihr Fleisch und Blut werden sie niemals übergehen.

Der beste Beweis ist folgender: Die japanische Regierung hat die französischen Gesetzbücher des Zivilrechts und -prozesses abschreiben, übersetzen und einführen lassen. Aber alle Welt weiß, daß die japanischen Gerichtsbehörden diese Gesetzbücher japanisch auslegen und handhaben, das heißt womöglich immer gegen die Fremden und immer zum Besten der japanischen Beteiligten.

Mit einem Worte: Japan kann eine asiatische Großmacht ersten Ranges sein, aber ein Kulturvolk mit christlichen Grundanschauungen und Kulturidealen wird es nimmer werden!

Sehen Sie, hochgeehrter Herr, da liegt der tiefe Grund, warum wir Russen und mit uns wohl alle Kulturvölker Europas und Amerikas die Japaner nie richtig verstehen werden, aber sie wohl immer in der Zukunft werden gründlich fürchten müssen.

Erlauben Sie mir, einige ganz frappante Beispiele vorzubringen.

Herr Baron Suyematsu protestiert energisch dagegen, daß ich den nächtlichen Angriff der russischen Flotte im Hafen von Port Arthur ohne vorhergehende Kriegserklärung einen „Ueberfall“ genannt habe. Er meint, daß man höchstens von einem „taktischen Ueberfall“ oder einer „Ueberrumpelung“ sprechen könnte! Sehen Sie, diesen Unterschied zwischen „Ueberfall“ und „taktischem Ueberfall“ wird nur ein Japaner sich erklären können, aber gewiß kein gebildeter Europäer. Wenn der berühmte amerikanische Rechtsgelehrte Dudley Field eine Zwischenzeit von 60 Tagen zwischen der Kriegserklärung und dem Beginn der Feindseligkeiten verlangte, so hat diese Forderung noch niemand in der christlichen Kulturwelt „äußerst absurd“ gefunden. Für das japanische Volk und seine Verteidiger ist sie aber ganz absurd. Wir Europäer betrachten den Krieg zwischen zwei zivilisierten Nationen als einen schrecklichen Zweikampf, in dem die Anforderungen der Ehre und des Anstandes beobachtet werden müssen. Für die Japaner ist der Krieg ein Kampf mit allen Mitteln, als: „taktische Ueberfälle“ ohne vorhergehende Kriegserklärung, nächtliche Ueberrumpelungen feindlicher desarmierter Torpedoboote in neutralen Häfen und dergleichen Heldentaten.

Japan will die Welt in Staunen versetzen durch die Teilnahme an humanen Bestrebungen der christlichen Völker. Es nahm aktiven Anteil an der Haager Friedenskonferenz und unterzeichnete auch die Haager Konvention über die Kriegsgesetze und -gebräuche. Aber alles das ist purer Schein, denn bis jetzt hat es nicht seine Pflicht erfüllt, auf Grund dieser Konvention seinen Armeen konforme Instruktionen zu geben, was Rußland schon seit Monaten getan.

Baron Suyematsu und seine Regierung sind augenscheinlich auch nicht imstande zu begreifen, daß, wenn der japanische Gesandte in St. Petersburg am 5. Februar um 4 Uhr nachmittags dem Grafen Lamsdorf mitteilt, daß er auf Befehl seiner Regierung allen Verkehr mit der russischen Regierung abbrechen

muß, und alsdann nach zwei Stunden liebenswürdig schreibt, daß dieser Abbruch gewiß nur von kurzer Dauer sein wird, das doch keine Kriegserklärung genannt werden kann! Wenn alsdann nach weniger als 20 Stunden die harmlos bei Port Arthur ankernde russische Flotte nachts von japanischen Torpedobooten angeschossen wird, so ist das für die Japaner nur eine kleine „taktische" Ueberrumpelung. Für Völker, die mit den Prinzipien der christlichen Moral aufgewachsen sind, ist das ein perfider Ueberfall und nicht eine ritterliche Kampfweise.

Doch von einem Blinden kann man kein Urteil über die Welt, die er nicht zu sehen imstande ist, verlangen. Von einem Japaner kann man nicht verlangen, daß er einen nächtlichen Ueberfall in Friedenszeit für verächtlich und unerlaubt halte.

Nur unter Berücksichtigung dieses moralischen Daltonismus der japanischen Regierung kann man sich erklären, daß sie in allen diplomatischen Schriftstücken und auch durch die Feder des Baron Suyematsu fortwährend behauptet, daß Japan den Krieg hat anfangen müssen, weil der Besitz von Korea für Japan „eine Lebensfrage" sei und weil Rußland nicht die Mandschurei räumen wollte. Es ist wirklich staunenswert, wie diese japanische Behauptung immer und immer wieder vorgebracht wird, ohne irgendwelches Achselzucken hervorzurufen.

Ich möchte doch den Herrn Baron fragen: seit wann gehört Korea Japan und seit wann hat es von China den Auftrag erhalten, für die Mandschurei einzutreten? Ich habe mit größter Aufmerksamkeit alle diplomatischen Verhandlungen zwischen Rußland und Japan im Verlauf der letzten zehn Jahre verfolgt, und nirgends habe ich auch nur die leiseste Anspielung gefunden, daß Korea japanisches Besitztum sei! Sogar noch in diesem Augenblick, wo Korea mit Gewalt von den Japanern in Besitz genommen ist, kann nicht im entferntesten die Rede davon sein, daß dieses Land Japan gehört oder gehören wird.

Was aber Japans Anmaßung betrifft, ohne den Auftrag oder auch nur das Ersuchen Chinas die chinesische Provinz Mandschurei von den Russen zu befreien, so ist eine derartige Anmaßung positiv lächerlich. Wenn China selber die Mandschurei nicht mit Waffengewalt von Rußland zurückverlangt, welches Recht hat Japan, diese chinesische Provinz von Rußland zurückzufordern?!

Nun, hier treffen wir wiederum die Begriffsverwirrung, die eben japanisch ist und die sich in unzähligen Zeitungsartikeln des Baron Suyematsu widerspiegelt.

Sie sehen, hochgeehrter Herr, die absolute Unmöglichkeit für uns Russen oder Europäer, auf das Niveau japanischer Denkweise in Fragen des Rechtes und der Moral hinabzusteigen. Darum gebe ich auch den Gedanken auf, mich noch einmal mit Baron Suyematsu in Ihrer werten Zeitschrift auseinanderzusetzen. Wir werden uns ja doch niemals verständigen können.

Sapienti sat!

Schlußwort der Redaktion. Zwischen Rußland und Japan ist eine Verständigung leider jetzt ganz ausgeschlossen, auch jede Friedensvermittlung wird von russischer

Seite abgelehnt. Vielleicht wäre es aber nicht unmöglich, daß Rußland, um den Friedenswünschen der ganzen Welt entgegenzukommen und um die noch unabsehbaren großen Opfer an Menschen und Geld zu ersparen, sich nicht abgeneigt erklären würde, dem grausamsten aller Kriege ein Ende zu bereiten, wenn das von Japan okkupierte Gebiet der Mandschurei als neutrales Gebiet unter nomineller Hoheit von China erklärt werden könnte. Rußland würde sich hierdurch die Sympathien der ganzen Welt erwerben, und Japan könnte sich der Friedensforderung aller Mächte in diesem Falle nicht verschließen. — Kann eine solche Neutralisierung nicht stattfinden, so stünde die Welt vor der Gefahr neuer Konflikte, die, wie der Zwischenfall der baltischen Flotte zeigt, bei längerer Kriegsdauer leicht möglich sind. Anderseits müßte aber auch Rußland das von Japan okkupierte Gebiet zurückerobern, und das könnte ein Krieg von unabsehbarer Dauer werden.

Eine Neutralitätserklärung des von Japan okkupierten Teils der Mandschurei wäre zwar ein großes Opfer, das Rußland dem Weltfrieden bringen würde, aber ein solches Opfer wäre ein Ruhm für Rußland und ein großer Fortschritt in der Kultur und Friedenspolitik unsrer Zeit, die die Ehre, die Landessöhne von dem Massenmorde in grausamen und oft unnötigen Schlachten bewahrt zu haben, weit höher anrechnet als das brutale und oft nutzlose Blutvergießen durch die furchtbaren Waffen der Gegenwart. Wir leben nicht mehr in einer Zeit, in der Gewalt, Uebermacht und Länderraub den höchsten Ruhm einer Nation bilden, sondern in der Weisheit und Recht regieren sollen, durch die immer eine Verständigung oder ein Ausweg aus Konflikten bei zivilisierten Völkern gefunden werden kann.

Die nächste Haager Schiedsgerichtskonferenz wird sich, wenn sie auf Anregung des Präsidenten Roosevelt zustande kommt, vielleicht mit der Frage von Neutralitätserklärungen zur Verhütung von schweren Konflikten und Kriegen zu beschäftigen haben. Es wäre nicht unmöglich, daß durch internationale Vereinbarungen dem Haager Schiedsgericht das Recht gegeben wird, im Falle eines auf diplomatischem Wege nicht zu beseitigenden Konfliktes über Okkupation oder Aneignung eines fremden Ländergebietes zunächst ein Rechtsurteil zu fällen. Unterwerfen sich die streitenden Parteien nicht diesem Rechtsurteil, so könnte das Haager Schiedsgericht das betreffende Ländergebiet unter nomineller Hoheit des Stammlandes für neutral erklären. Von einem hervorragenden früheren Mitgliede des Haager Schiedsgerichts wird eine solche Neuerung wahrscheinlich angeregt werden.

Aus den Briefen Rudolf v. Bennigsens.

Mitgeteilt von

Hermann Oncken.

V.

Frankfurt, den 7. Mai 1854.

„Mein bester Rudolf!

Heute morgen hatte ich die große Freude, Deine lieben Worte zu erhalten, nach denen ich mich so sehr sehnte, seitdem wir hier sind.

Unsre Reise hierher ging sehr gut vonstatten; wir benutzten in Kassel das schöne Wetter, um uns die Aue und die Wilhelmshöhe anzusehen, und kamen hier den Abend um acht Uhr an. Wir wurden hier mit der größten Herzlichkeit

empfangen, und die Liebe und Freundlichkeit, mit der mir Deine Eltern und Geschwister entgegenkamen, tat mir sehr wohl. Ich gewinne sie mit jedem Tage lieber und fühle mich hier immer heimischer.

Dein Vater ist sehr wohl und vergnügt. Deine Mutter sieht sehr blühend aus, und ich finde sie ganz unverändert. Zuweilen erinnert sie mich doch an Mama. Du kannst Dir denken, mein lieber Rudolf, daß Du hier jetzt ein Hauptgegenstand der Unterhaltung bist, und daß wir uns viel, natürlich besonders ich, mit dem ‚Lichte der Familie‘, welchen rühmlichen Beinamen Du Dir ja erworben hast, beschäftigen. Die andern wissen auch sehr wohl, daß sie mir keine größere Freude machen können, als wenn sie mir von Dir erzählen, mein teurer Rudolf. Dein Bild als Student gefällt hier gar nicht; Minna[1]) fand es sehr simpel aussehend und wollte mich deshalb überreden, es zu vertilgen. Dies tue ich aber keinenfalls, ehe ich nicht ein besseres von Dir habe. In Hannover ist dies wohl nicht gut möglich zu machen? Minna teilte mir bei dieser Gelegenheit noch mit, daß Du der ausgezeichnetste Student gewesen sein solltest, der vielleicht je in Heidelberg studiert hätte.

Aus Merseburg hatte ich gestern Briefe; von Reibnitz[2]) sogar zwei, einen ernsten und einen scherzhaften; das ist so seine Weise. Beide, Reibnitz sowohl wie Klara, haben sich sehr über unsre Verlobung gefreut. Klara hatte doch eine Art Ahnung davon, wie sie mir schreibt. Sie hat den Abend vorher eine Patience auf uns gelegt, welche glänzend aufgegangen ist. Von Adelheid hatte ich heute einen Brief, sie ist sehr überrascht gewesen, was ich mir wohl dachte.

Ich denke, daß ich Dir in der nächsten Zeit mein Bild schicken kann, mein bester Rudolf. Die Hoffnung, daß ich mit den Jahren hübscher werde, ist wohl eine irrige; wenigstens hörte ich immer das Gegenteil und bin auch überzeugt, daß ich mit der Zeit immer älter und häßlicher werden werde; darauf mache Dich nur gefaßt.

Ich bin Dir sehr dankbar, liebster Rudolf, daß Du meinen Charakter in einem so vorteilhaften Lichte siehst und mich so milde beurteilst. Möchte es mir doch recht gelingen, Dich so glücklich zu machen, wie Du es verdienst. Gott helfe mir dazu. Luischen[3]) war ein paarmal hier, und vorgestern besuchten wir sie und besahen uns ihre Wohnung. Luischen ist ganz allerliebst, ich möchte, daß ich sie recht oft sehen könnte. Elise war die letzten Tage nicht ganz wohl und muß sich wohl auf der Reise erkältet haben; ich will nur hoffen, daß keine Krankheit dahintersteckt. Sylvie, Elise und Minna grüßen. Lebe wohl, liebster Rudolf, erfreue bald wieder durch einen Brief

Deine Dich von Herzen liebende Anna.

Bist Du wohl so gut, mir ein paar Haare von Dir zu schicken?“

*

[1]) Eine jüngere Schwester R. v. Bennigsens.

[2]) Eine ältere Stiefschwester von Fräulein Anna von Reden, Klara, war mit einem Herrn v. Reibnitz vermählt.

[3]) Die älteste Schwester R. v. Bennigsens, vermählt mit dem Rittergutsbesitzer Louis v. Leonhardi auf Groß-Karben bei Frankfurt.

Hannover, 13. Mai 1854.

„Dein Brief, meine teure Anna, ist mit der Depesche etwas lange unterwegs gewesen, sonst würdest Du schon früher eine Antwort erhalten haben.

Heute hatte auch ich Briefe von Klara und Reibnitz. Fast schämte ich mich etwas, daß ich einen Brief von ihnen erhielt, ehe ich selbst einmal dazu gekommen war, ihnen zu schreiben. Bei Lichte besehen, mochte es aber doch vielleicht richtiger für mich gewesen sein, ihren Glückwunsch abzuwarten, da ich ja gar nicht wissen konnte, ob sie sehr erbauet über den neuen Schwager sein würden. Hierüber kann ich aber jetzt beruhigt sein. Wenigstens schreiben beide sehr herzlich. Daß unsre Verlobung in der ganzen Verwandtschaft so freudige und herzliche Aufnahme findet, muß doch ein recht angenehmes und wohltuendes Gefühl für uns sein. Wenn wir uns lieb haben, meine teuerste Anna, so ist das freilich zumeist für uns selbst und nicht für die andern. Die Freude, die anderen uns lieben Menschen unser Bund bereitet, wirft aber doch einen hellen und glückverheißenden Schein auf unsre Liebe selbst. Jetzt ist es mir freilich oft, als früge ich nichts mehr nach der Liebe und Teilnahme andrer Menschen, wenn mir nur Dein Herz gewiß ist, mein sanftes, stilles Mädchen. Die Zeiten würden aber sicher kommen, wo wir es doch schmerzlich empfinden und entbehren würden, wenn unsre Vereinigung keine Wurzel geschlagen hätte in den Kreisen, aus welchen bislang unsre Herzen ihre Nahrung zogen. Weniger romantisch und romanhaft ist unsre Liebe freilich, als wenn sie sich im Kampfe mit schweren Hindernissen stählen und bewähren müßte. Wenn solche Kämpfe aber auch siegreich sind, so sind sie es doch selten ohne den Verlust von Teilen unsres besseren Selbst. Ich gebe wenigstens gern alle funkelnde Leidenschaft hin für das ruhige Gleichmaß der Gefühle, welches doch auf die Dauer die Herzen besser erleuchtet und erwärmt. Gerade am weiblichen Charakter habe ich das sinnige Gleichmaß des Wesens immer am höchsten gestellt, und das ist es auch, was Dir mein Herz schon so lange gewonnen hat, meine teure, liebliche Anna. Wenn doch manche junge Mädchen wüßten, wie sehr wir uns über das unruhige und fratzenhafte Wesen lustig machen, welches viele annehmen, weil sie es für geistreich halten! Und nun gar, wenn sie witzig sein wollen! Ach, du lieber Gott! —

In der vorigen Woche hatte ich den großen Genuß, hier Johanne Wagner aus Berlin als Romeo, Lucretia und Fides zu hören. Ich habe eine so vollendete Künstlerin noch nicht gehört. Man wüßte gar nicht, wen man mehr bewundern sollte, die Sängerin oder die Schauspielerin. Sie geht im Sommer auch nach Süddeutschland. Wenn sie in Frankfurt singen sollte, darfst Du sie ja nicht versäumen.

In diesen Tagen sprach ich mit Herrn v. Düring wegen meines Urlaubs. Da das Schwurgericht bis in den Juli hinein dauern wird und er selbst auch auf vier bis fünf Wochen Anfang Juli verreisen will, so mußte ich zu meinem großen Leidwesen mich bescheiden, vor Anfang oder Mitte August keinen Urlaub erhalten zu können. Wie betrübt es mir ist, so lange von Dir getrennt sein zu

müssen, brauche ich Dir nicht zu sagen, meine geliebte Anna. Behalte mich nur lieb in diesen langen Monaten und schreib mir recht oft. Es ist auch gar zu traurig, daß ich nun drei Monate noch Dein liebes Gesicht nicht sehen und Dich nicht einmal an mein Herz drücken soll, mein teures Mädchen. Einigen Trost werde ich darin suchen müssen, daß ich im August sechs Wochen Urlaub vielleicht erhalten kann, während ich im Juli nur drei bis vier Wochen gehabt haben würde.

Kommt Dein Bild auch wohl bald?

Leb recht wohl, meine Herzensanna, und vergiß nie, wenn Du siehst, daß auch die andern Dich lieb haben und verziehen, daß ich Dich doch am liebsten habe.

Rudolf.

Viele Grüße an alle. Herzlichen Dank für Juliens Brief. Mein kurz geschorenes Haar, wovon hierbei eine Probe erfolgt, ist freilich ein schnödes Gegenstück zu Deinem langen, weichen Gelock."

*

Frankfurt, den 16. Mai 1854.

„Erst heute erhielt ich Deinen Brief, mein lieber Rudolf, der trotz der schnellen Eisenbahnen wieder sehr lange unterwegs war; ich weiß nicht, wie dies zugeht.

Obgleich mich sonst Deine lieben Worte sehr erfreuten, so war es doch etwas niederschlagend für mich, daraus zu sehen, daß Du erst so viel später kommen kannst. Die Zeit unsrer Trennung schien mir bis zum Juli schon unendlich, und wie viel länger wird sie mir nun noch werden!

Es ist wirklich hart, daß wir schon so bald nach unsrer Verlobung auf so lange Zeit getrennt sein müssen. Laß uns nur in recht eifrigem brieflichen Verkehr miteinander bleiben, bester Rudolf; es ist mir jedesmal eine große Freude, wenn ich Deine lieben Schriftzüge erblicke!

Ich lebe jetzt eigentlich mehr in der Vergangenheit und Zukunft als in der Gegenwart; ich denke an die paar heiteren, wenn auch wehmütigen Tage zurück, welche Du in Hastenbeck bei uns zubrachtest, und während welcher ich mich so glücklich durch Dich fühlte, mein teurer Rudolf; ich denke an die Zukunft und stärke mich in dieser weniger frohen Zeit durch die Hoffnung, Dich recht lange sehen zu können, wenn Dir im August Deine Geschäfte erlauben, hierher zu kommen.

Daß unsre Verlobung einen solch warmen Anteil bei den Verwandten erregt hat, ist auch mir ein lieber Gedanke; und wenn mein Glück noch durch etwas erhöht werden kann, so ist es dadurch, daß alle Deine lieben Angehörigen mir so freundlich entgegenkamen und ihre Freude über unsre Verbindung auf eine so wohltuende Weise zeigten. Das Zusammensein mit ihnen hat auch in der Hinsicht Wert für mich, daß sie mir recht viel von Dir erzählen können und nie müde werden, von dem zu hören, was Dich betrifft.

Vorigen Sonnabend machten wir eine recht hübsche Fahrt nach Bergen,

und auf dem Rückwege blieben wir fünf junge Mädchen bei Luischen zum Tee, wozu sie uns einlud. Sie ist allerliebst in ihrer Häuslichkeit . . .

Von Minna soll ich Dir viele Grüße und Glückwünsche sagen, und sie würde Dir diese selbst ausgesprochen haben, wenn sie Hoffnung haben könnte, daß sie eine Antwort erhielte. Elise, Sylvie und Julie grüßen ebenfalls.

Lebe wohl, liebster Rudolf, und behalte lieb

Deine Anna."

*

Aus einem Briefe der Mutter Rudolf v. Bennigsens um Mitte Mai 1854: „Du hörst doch auch wohl gerne von mir einige Worte, seit Deine liebe Anna mit den Schwestern bei uns ist, und ich tue es mit recht freudigen Gefühlen, da ich, nun ich sie mehr kennen gelernt habe, auf ein schönes Lebensglück für Dich fest hoffe. Anna hat etwas so recht Weibliches, Wahres in ihrem Wesen, und dabei spricht sich die Liebe zu Dir so hübsch bei ihr aus . . ."

*

Hannover, 24. Mai 1854.

„Du bist mir gewiß schon böse gewesen, meine teure Anna, daß ich Deinen lieben Brief mehrere Tage unbeantwortet gelassen habe. Die Morgen gehören aber nicht mir, und die übrige Zeit war mir diese Tage durch eine Fahrt nach Bennigsen mit Onkel Rudolf und Tante Julchen, durch Diners und Geschäfte mit Onkel Rudolf, welcher übermorgen abreist, sehr in Anspruch genommen. Meine Gedanken waren aber doch meistens bei Dir, meine sanfte, liebe Braut. Eben bin ich auch mit Onkel Rudolfs Angelegenheiten zu Ende und muß doch, ehe ich morgen früh auf einen Tag zum Besuch nach der Hildesheimer Gegend gehe, Dir meine Existenz in das Gedächtnis zurückzurufen.

Mutter war so freundlich gewesen, mich aufzufordern, Pfingsten auf acht Tage nach Frankfurt zu kommen, und Dir dadurch eine — vielleicht freudige — Ueberraschung zu bereiten. Leider habe ich ihr aber schreiben müssen, daß es mir ganz unmöglich ist, auch nur auf so kurze Zeit vor August von hier abzukommen. Es wird mir die Trennung von Dir schwer genug, und die Sehnsucht nach Dir, meine liebe, teure Anna, wächst mit jedem Tage. Wenn ich aber nur recht gewiß sein könnte, daß auch Du mich ein wenig lieb hast, meine Herzensanna — und bisweilen glaube ich fast daran —, so will ich diese lange Abwesenheit gern ertragen und, wenn ich dann einige Wochen bei Dir sein kann, mich um so glücklicher fühlen.

Meine Eltern haben Dich schon sehr lieb gewonnen, wie sie mir schreiben. Hoffentlich heitert die Aussicht, eine so liebe Schwiegertochter zu bekommen, sie über manche Widerwärtigkeiten . . . auf, über welche Mutter noch sehr bekümmert schreibt.

In diesen Tagen hoffte ich bisweilen schon, daß Dein Bild ankommen würde, auf welches Du mir nahe Aussicht gemacht hattest in Deinem vorletzten Briefe. Es scheint aber fast nicht, Du böses Mädchen, als ob Dir diese freudige Ueberraschung für mich sehr am Herzen läge!!

In Bennigsen haben wir den ganzen Sonntag recht vergnügt zugebracht. Einige Pläne sind auch schon gemacht für den Fall, daß ich in einigen Jahren mit Dir dort wohnen sollte. Meinen Wünschen und Neigungen würde das Leben eines größeren Landwirts vollkommen entsprechen. Neben den eignen Angelegenheiten in der Landwirtschaft ist durch unsre neue Gesetzgebung für einen verständigen und vorurteilsfreien Gutsbesitzer ein Feld der öffentlichen Tätigkeit und wohltuendsten Wirksamkeit in den Gemeinde-, Provinz- und ständischen Angelegenheiten gegeben, von dem sich erst die wenigsten Menschen bei uns ein klares Bild gemacht haben. Wenn wir zuzeiten im Sommer auf Reisen und im Winter auf einen Monat in die Residenz gehen, so würde einem Landaufenthalte die nötige Abwechslung und Anregung durch Kunstgenüsse und größere Geselligkeit auch nicht fehlen. Alle solche Genüsse würden vielleicht, weil sie nicht die täglichen sein würden, einen doppelten Reiz haben. Und wenn ich dann in meiner Häuslichkeit ein so liebenswürdiges, anmutiges Wesen stets um mich habe, das mir das ganze Haus hell und sonnig macht, durch seine Teilnahme die Schmerzen des Lebens teilt und die Freuden vervielfacht, so suche ich vergebens, was mir zum irdischen Glücke fehlen sollte.

Morgen früh fahre ich mit meinen Kollegen Flügge und v. Linsingen nach Hildesheim, wo wir den Regierungsrat Gruner besuchen und mit ihm nach dem Wohldenberge, vielleicht auch nach Söder, schönen Partien der dortigen Gegend, fahren wollen.

Vater und Mutter sollen auch noch einige Zeilen erhalten, ich muß Dir daher heute gute Nacht wünschen, mein teures Herz. Sei aber noch einmal herzlich gemahnt an Dein Bild, Du glaubst nicht, welche Sehnsucht ich danach habe, Deine sanften, lieben Züge wieder zu sehen, teuerste Anna. Im Herzen umarme und küsse ich Dich vielmals.

Dein treuer Rudolf.

Grüße die andern herzlich, und sage Minna, Verträge über Antworten würden nicht abgeschlossen, so ein junges Ding wie sie müßte, aus lauter Respekt schon, ihrem ältesten Bruder einen Glückwunsch schreiben."

*

Die Antwort der Braut ist leider verloren gegangen. Wenn Bennigsen schon im vorigen Briefe von einer möglichen Uebernahme des Familiengutes Bennigsen und daneben von öffentlichem Wirken spricht, also nur noch an eine kurze Dauer seiner Beamtentätigkeit denkt, so erfahren wir aus dem folgenden Briefe, daß er zunächst seine Stellung als Staatsanwalt aufzugeben und in die richterliche Laufbahn zurückzutreten sich entschlossen hatte. Die Veranlassung, die in den Brautbriefen nicht erwähnt wird, lag auf politischem Gebiete: die drohende Reaktion und Verfassungsänderung im Königreich Hannover würde Bennigsen in seinem staatsanwaltlichen Amte möglicherweise zu Ausführungsmaßregeln herangezogen haben, die sich mit seinen Ueberzeugungen nicht vertrugen.

*

Hannover, den 2. Juni 1854.

„Diesmal sollst Du Dich nicht beklagen dürfen, meine geliebte Anna. Heute morgen erhielt ich — endlich! — Deinen mir so lieben Brief und sende ich Dir heute abend noch die Antwort. Das Schicken der Briefe mit der Depesche von Frankfurt ist gewiß sehr wohlfeil, aber für den Empfänger etwas langweilig. Dein Brief vom 27. ist ja beinah eine Woche unterwegs gewesen. Es war mir deshalb auch nicht mehr möglich, noch an Ferdinand zu schreiben, da mein Brief erst an dem ersten Pfingsttage in Ilfeld angekommen sein würde. Als ich auch gestern noch keine Antwort hatte, war ich ganz besorgt, ob mein Brief auch wohl angelangt sei. In meiner Sorge, was Du wohl davon denken solltest, mein teures Mädchen, wenn ich Dich so lange ohne Antwort ließe, hatte ich mir schon fest vorgenommen, heute einen zweiten Brief hinter dem ersten herzuschicken, als endlich der Postbote heute morgen erschien. — Mit Deinem liebenswürdigen Sinne hast Du mich nicht dafür gestraft, daß ich Deinen Brief vier Tage unbeantwortet gelassen hatte. Ich bitte aber auch noch einmal demütig um Entschuldigung, und soll ein solches Säumen nicht wieder vorkommen. Daß ich aber wirklich viel Geschäfte hatte und meinen Eltern zugleich schreiben mußte, mag von einem gütigen Sinne als ein Milderungsgrund angesehen werden. Wenn Du über das späte Anlangen meiner Antwort ‚zaghaft' geworden bist, so bist Du doch eigentlich ein recht törichtes Mädchen. Du weißt ja, daß ich Dich vielleicht nur zu lieb habe. Wenn Du nicht ein so einzig bescheidenes und anspruchsloses Wesen wärest, so müßte ich Dir es eigentlich gar nicht ganz sagen, wie sehr ich Dich liebe. — Bisweilen, wenn ich auch mitten in andern Geschäften meine Gedanken immer wieder bei Deinem lieblichen Bilde ertappe, will mir auch der trockene Jurist in den Nacken schlagen und mir zurufen, daß es doch im Grunde eine Torheit sei, über den Gedanken an ein so junges Ding — gar ein weibliches Wesen, welches im Rechte nicht einmal für voll zählt — alles andre zu vergessen. Mag es immer eine Torheit sein, die seligste Torheit bleibt es doch, die Liebe zu einem so sanften, lieben Mädchen. Und mehr Sinn ist in solcher Torheit am Ende als in den anscheinend verständigsten Dingen. Wenigstens sehe ich das bei mir an den Früchten. Ehe ich Dich lieb hatte und mich von Dir geliebt glaubte, mein teures Herz, war ich auf dem besten Wege, ein Menschenfeind zu werden und alle Freude am Leben und der Wissenschaft zu verlieren. Die Menschen, mit denen man sich im Leben umhertreibt und stößt, erscheinen uns so schal und eitel und gleichgültig. Und in den Wissenschaften werden im Grunde die Pfade immer dunkler, je weiter man kommt. Zum Handeln ist für die heutige Menschheit keine Zeit. Die wahre Poesie und Kunst sind längst gestorben. Da bleibt in der weiten Welt, uns zu erleuchten und unser Herz zu erwärmen, nichts als die Liebe. Und dreimal glücklich der, welcher sie auf seinem Lebenspfade findet und mit ihr wieder alles hell und freundlich um sich werden sieht. Drum, wenn Du, meine teure, geliebte Anna, mir Dein ganzes Herz schenken und stets bewahren willst, soll auch mir — hoffe ich — das Leben heiter und freudeerfüllt sein und bleiben. —

Da ich Pfingsten nicht bei Dir in Frankfurt sein kann, ist es mir ein — wenn auch gemischtes — Trostgefühl, die beiden Pfingsttage in Hastenbeck zu sein und dort die Plätze wieder aufzusuchen, wo ich Dich zuerst in meine Arme schließen durfte. Morgen nachmittag fahre ich mit Rudloff hinüber, muß aber leider am Dienstag schon wieder hier sein. Doch hoffen wir, da unsre Geschäfte in Hastenbeck nicht sehr langwierig sind, so viel Zeit zu haben, Münchhausen in Schwöbber zu besuchen, bei dem wir uns bereits angemeldet haben, und vielleicht Hämelschenburg. Besseres Wetter müssen wir freilich haben als neulich in Hildesheim, wo uns der Regen gar nicht aus der Stadt herausgelassen hat.

Mein Austritt aus der Staatsanwaltschaft wird in diesem Sommer noch erfolgen. In Göttingen ist durch den Tod des Obergerichtsrats Meier kürzlich eine Stelle erledigt, und von Hameln soll der Assessor Kern nach Stade oder Lehe versetzt werden. Ich bin auf diese Nachricht sogleich zum Generalsekretär gegangen und habe mich zunächst um die Göttinger und eventuell um die Hameler Stelle beworben. Eine von beiden ist mir auch so gut wie zugesagt. Du darfst Dich übrigens beruhigen, wenn Du etwa, wie ich fast glaube, lieber in Hameln wohnen würdest, da die Göttinger Stelle schon einem andern zugedacht zu sein scheint.

... Heute ist bei Rudloffs die Taufe gewesen, der ich leider durch die Sitzung verhindert war beizuwohnen. Der Kleine, ein ungewöhnlich kräftiger Junge, ist übrigens, wie ich höre, sehr vergnügt in das Christentum eingetreten. Frau v. Rudloff ist vollkommen wohl und sieht sehr blühend und glücklich aus.

Leb recht wohl, mein teures Herz. Vergiß mich nicht ganz und schreib mir bald, auch einmal recht über Euer ganzes Leben im Hause, wovon ich mir noch keine rechte Vorstellung machen kann.

Gute Nacht, teuerste Anna.

Dein treuer Rudolf.

... Darüber, daß Dein Bild nun erst so spät ankommt, bin ich Dir etwas böse. Wenn es aber recht hübsch wird, soll Dir verziehen werden. Eben lese ich den Brief durch und sehe mit Schrecken, wie unleserlich ich diesmal geschrieben habe. — Hat Vater sich über den Generalstitel gefreuet?"

*

Frankfurt, den 5. Juni 1854.

„Gestern abend erhielt ich Deinen Brief, mein bester Rudolf. Es tut mir leid, daß Dich der meinige erst so spät erreichte, und ich werde deshalb in Zukunft meine Briefe nicht mit der Depesche schicken, welche immer langsamer zu werden scheint. Heute, am zweiten Pfingsttage, bist Du nun in Hastenbeck, an dem mir so lieben Orte, an welchen ich noch so oft zurückdenke, und mit welch gemischten Gefühlen, da ich ja so mancherlei dort erfahren habe, Freude sowohl wie Schmerz. Vorige Pfingsten waren wir alle noch so vergnügt dort zusammen, und nun ist alles verändert! Der Garten ist gewiß gerade jetzt in seiner größten Pracht, und ich denke mir, daß Du viel darin spazieren gehst, wie Du es immer gern tatest. Bitte, schreibe mir doch recht ausführlich über Deinen Aufenthalt in

Hastenbeck. Könnte ich doch, wenn auch nur auf einige Minuten, mit Dir dort zusammen sein! Meine Sehnsucht nach Dir wächst mit jedem Tage, und die Zeit bis zum August wird mir wie eine Ewigkeit erscheinen.

Daß in Göttingen eine Stelle frei kam, sahen wir schon aus den Zeitungen und dachten dabei an Dich. Deine Eltern sagten, es sei immer Dein Wunsch gewesen, nach Göttingen versetzt zu werden, und so wäre es ja schön, wenn dieser erfüllt werden könnte. Ueber Deine Pläne, Dich vielleicht nach Hameln versetzen zu lassen, liebster Rudolf, sind Deine Eltern nicht erfreut, sie sprachen sich oftmals dagegen aus, indem sie glauben, daß Dir der mangelhafte Umgang in einer kleinen Stadt nicht zusagen würde und Du überhaupt dort mancherlei entbehren würdest. Deine Mutter meinte, Du hieltest kein Jahr in Hameln aus. Das Leben dort hat auch gewiß viele Schattenseiten, welche wir vielleicht übersahen, als wir uns in Hastenbeck dasselbe so schön ausmalten. Klotildens Rat und Vorbild wäre freilich sehr heilsam für mich und insofern ein Leben in Hameln wünschenswert, doch denke ich, daß ich auch an jedem andern Orte mit Gottes Hilfe Deine Zufriedenheit erlange, lieber Rudolf. Doch komme ich ja bei dieser Sache gar nicht in Betracht, und es wäre mir ein betrübender Gedanke, wenn (wie die andern zu glauben scheinen) Du meinetwegen wünschen solltest, nach Hameln zu kommen. Ich werde an dem Orte glücklich und zufrieden sein, wo Du es bist, mein lieber Rudolf.

Ich soll Dir von unserm Leben hier etwas erzählen. Dies ist leicht geschehen, da ein Tag so ziemlich wie der andre, aber dabei doch recht nett und wöhnlich hingeht. Julie, Minna, Elise und Sylvie werden sehr viel von Unterrichtnehmen und Arbeitenmachen in Anspruch genommen. Die übrige Zeit bin ich viel mit ihnen, und wir lesen uns vor oder unterhalten uns. Englischen und französischen Unterricht nehme ich auch noch mit. Kaffee und Tee zu besorgen wurde uns übertragen, was unter den verschiedenen Mitgliedern großen Wetteifer erregt. Zu den übrigen häuslichen Geschäften werden wir selten zugelassen, da Deine Mutter sie lieber allein besorgt. Im Garten sind wir so viel wie möglich, leider verhinderte uns in der letzten Zeit oft das Wetter daran. Gegen Abend machen wir häufig Spaziergänge, was Dein Vater sehr liebt, und nach dem Tee wird meistens vorgelesen. Wir lesen Schillersche Stücke mit verteilten Rollen, wobei Dein Vater regelmäßig in seinem Lehnstuhle einschlief; ein Beweis, wie schlecht unser Vortrag war. So vergeht ein Tag nach dem andern, und es werden noch viele Tage hingehen, bis Du sie durch Deine Gegenwart verschönerst, lieber Rudolf.

Mein Bild wurde denn fertig, aber leider so schlecht, daß ich es Dir unmöglich so schicken kann; es ist eine ganz greuliche Fratze. Vielleicht läßt es sich noch verbessern, Luischen meinte es und versprach, mit mir zu dem Photographisten zu gehen und ihm die Fehler anzugeben.

Deine Mutter grüßt Dich und läßt Dir sagen, sie habe neulich vergessen, Dir die Glückwünsche zu schicken, welche Louis ihr für Dich aufgetragen. Sie freut sich, glaube ich, am meisten über den Generalstitel; Dein Vater scheint

wenig Wert darauf zu legen. Julie und Minna behaupten, es sei ihnen ganz gleichgültig; sie erzählen aber doch jedem, der kommt, daß ihr Vater General wurde.

Lebe wohl, lieber Rudolf, antworte mir, wenn auch nicht so schnell wie das letztemal, doch wenigstens recht bald, Du wirst dadurch sehr erfreuen

Deine Dich innig liebende

Anna."

(Fortsetzung folgt.)

Der russisch-japanische Krieg.

Betrachtungen über den Landkrieg.

Von

v. Lignitz,

General der Infanterie z. D., Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz.

VII.

Sonntag den 2. Oktober, nach einem Truppengottesdienst in Mukden, verkündete General Kuropatkin in einem stolzen Armeebefehl, daß „jetzt die von der ganzen Armee ersehnte und lange herbeigewünschte Zeit begann, um selbst vorwärts und dem Feinde entgegenzugehen. Es kam für uns die Zeit, die Japaner unserm Willen zu beugen, denn die Streitkräfte der Mandschurei-Armee sind jetzt genügend zahlreich geworden für den Uebergang zur Offensive".

Die russische Zeitung „Swet" sagte hierzu am 9. Oktober, dies seien Worte des festen Vertrauens in die Zweckmäßigkeit des gründlich erwogenen und durchdachten Planes. Der Oberkommandierende habe bisher geschwiegen durch Monate hindurch, vor seiner Abreise von Rußland war sein Hinweis nur: Geduld, Geduld und nur Geduld. — Der telegraphisch nach Petersburg gesandte Armeebefehl wurde dort am 8. Oktober im Regierungsanzeiger veröffentlicht — also auch für die Japaner. Die russischen Kurse stiegen, die japanischen fielen, die französische Presse jubilierte, man war des Sieges gewiß und erwartete einen großen Umschlag. Die Japaner hätten noch Zeit gehabt, über den Taitseho in die Stellungen auf dem linken Ufer zurückzugehen vor einem voraussichtlich um 60—70000 Mann überlegenen Angreifer. Sie blieben aber in den vorbereiteten Stellungen südlich des Schiliho zwischen den Gebirgspässen nordwestlich Pönsihu und der Bahnstation Jentai an der Mandarinenstraße, in einer Ausdehnung von 20 Kilometern. Marschall Oyama hatte das schwache Zentrum, IV. Armee, General Nodzu, nur die 5. und 10. Division und eine Reservebrigade, durch die Reserveartillerie und den größeren Teil der im Gebirge nicht verwendbaren

Feldartillerie der rechten Flügelarmee (I, Kuroki) verstärkt und auf den flachen Höhen nördlich der Kohlengruben 200 Geschütze auffahren lassen. Auf dem rechten Flügel hatte General Kuroki (Garde-, 2., 12. Division, 1 Kavalleriebrigade, 5 Reservebrigaden) die Positionen im Gebirge in 3 Gruppen besetzt, der äußerste rechte Flügel bei Pönsihu zu beiden Seiten des Flusses. Auf dem linken Flügel bei Jentai und mit Detachements bis Tschantan am Hunho General Oku mit der II. Armee (3., 4., 6. Division, 1 Artillerie-, 1 Kavalleriebrigade und 3 Reservebrigaden). Der durch die russische Umfassung (General Baron Stackelberg mit dem I. und III. sibirischen Armeekorps) seit dem 5. bedrohte rechte Flügel war also besonders stark und dem Angriff jedenfalls gewachsen. Das Zentrum war durch Stellung und Artillerie für die Defensive genügend stark, und der linke Flügel wurde für die Offensive in der Ebene gegen den rechten Flügel der Russen bereitgestellt. Diese gingen mit 7 Armeekorps an der Eisenbahn entlang und östlich derselben sehr konzentriert vor, auf dem rechten Flügel, XVII. und IV. sibirisches Korps unter General Bilderling, an der Bahn entlang, daneben östlich anschließend das II., V., X., dahinter in Reserve unter General Baron Meyendorff das I. europäische und VI. sibirische Armeekorps.

Am 9. begann die russische Offensive bis zum Schaho, die japanischen Vorhutabteilungen gingen zurück. Auf dem flach gewellten Plateau nördlich des Schaho wurde von den Russen in richtiger Vorsicht eine Aufnahmestellung befestigt, was sich später rettend erwies. Am 10. gingen die 5 Korps in der Front bis an und über den Schiliho, in lebhaftem Artilleriegefecht. Am 11. machte sich schon die Ueberlegenheit der sehr geschickt aufgestellten japanischen Artillerie geltend, so daß die russische Infanterie zu leiden begann. Gegen Abend trat dann die japanische Gegenoffensive ein mit der gewohnten fanatischen Energie. Zwei Regimenter Russen, die einen Hügel mit Tempel verteidigten, erlagen einem großen geordneten Infanterieangriff, 1500 tote Russen blieben hier liegen. Die Russen wurden überall bis an den Schiliho zurückgedrängt und versuchten am 12. diese Linie in einem starken Artilleriegefecht zu behaupten. Erst an diesem Tage abends gelangte ihr linker Flügel zur Wirkung, das III. Korps Iwanow nahm die den Paß beherrschenden felsigen Höhen gegenüber der Hauptstellung Kurokis südwestlich Baniapusa, vermochte aber aus Mangel an Gebirgsartillerie keine Geschütze in Tätigkeit zu bringen. Die weiter südlich auf dem linken Taitse-Ufer vorgegangenen Kosaken[1]) wurden durch japanische Detachements und die Kavalleriebrigade des Prinzen Kanin zurückgedrängt.

Am 12. und 13. wurde der russische rechte Flügel durch die Armee Oku erfolgreich angegriffen und zurückgedrängt,[2]) während das Zentrum sich zwischen Schiliho und Schaho behauptete. Zur Fortsetzung der Offensive hätte General Kuropatkin nunmehr die beiden Korps der Reserve in der Front einsetzen müssen, er entschloß sich aber nicht dazu, da das Gefecht auf dem rechten Flügel un-

---

[1]) Die Divisionen Rennenkamp und Mischtschenko, gestützt durch eine Infanteriebrigade.

[2]) Eine Brigade des XVII. Korps wurde am 12. aufgerieben und verlor ihre Geschütze.

günstig stand und der linke offenbar nicht vorwärts kam. Am 13. abends erhielten die Trains den Befehl, in der Nacht über den Schaho zurückzugehen hinter die befestigte Stellung, die von ankommenden Verstärkungen besetzt wurde. Am 14. nachmittags brach ein starkes Gewitter los, das die Wege völlig verdarb; das russische Gros ging abends über den Schaho zurück und bezog die am 9. und 10. vorbereitete Verteidigungsstellung.

Marschall Oyama hatte im Zentrum wenig gedrängt, um den beiden siegreichen Flügeln ein Vorgehen in die Flanken der geschlagenen Russen zu ermöglichen. Die nicht angegriffene linke Gruppe der Armee Kurokis war herangekommen und griff auf dem rechten Flügel des Zentrums ein, auch erhielt die Armee einige Verstärkungen per Bahn.

Als am 13. abends die ersten schlechten Nachrichten in Petersburg eintrafen in der Form: „Im Zentrum waren die Truppen gegen 2 Uhr nachmittags genötigt, auf die Hauptstellung zurückzugehen. Nach den erhaltenen Meldungen und persönlichen Beobachtungen war der Kampf sehr hartnäckig, die Unsern schlugen zahlreiche Angriffe der Japaner ab, die selbst zum Angriff übergingen" — war die Enttäuschung sehr groß. Man kritisierte den hochmütigen Ton der Kuropatkinschen Proklamation vom 2. Oktober, der offenbar die ausreichende materielle Basis gefehlt hatte. Mit der Offensive zur Befreiung der äußerst bedrängten Verteidiger von Port Arthur war es also vorbei. Der Mangel an Nachrichten von der Offensive des Generals Stackelberg beunruhigte sehr, es konnte das Gerücht entstehen, daß ein Teil der Truppen des linken Flügels abgeschnitten sei. Hier hatte sich das auf dem rechten Flügel kämpfende Korps Iwanow am 14. noch behauptet, nachdem ein Paradeangriff [1]) des Korps Stackelberg über die Ebene nördlich Pönsihu gegen eine in 3 Etagen angelegte japanische Stellung mit großen Verlusten geendet hatte. Da von den Höhen aus beobachtet worden war, daß das eigne Zentrum bis an den Schaho zurückgedrängt wurde, befahl General Stackelberg den Rückzug auf Fuschun. General Kuroki verfolgte nur schwach und schwenkte mit möglichst viel Truppen gegen das russische Zentrum ein. Er kam zu einer entscheidenden Wirkung zu spät, da die Russen am 15. in der vorbereiteten guten Stellung nördlich des Schaho mit starken Kräften wieder Front gemacht hatten, und der Marsch dorthin auf Gebirgswegen betrug für die Truppen des rechten Flügels 15 bis 20 Kilometer.

Am 15. Oktober hatte General Kuropatkin eine recht ungünstige Meldung nach Petersburg zu senden: „In der Nacht zum 14. machten die Japaner mit starken Kräften einen Angriff auf das am Schaho und der großen Mandarinenstraße aufgestellte Armeekorps. Einige Angriffe wurden abgeschlagen, aber die letzte Attacke der Japaner wurde von Erfolg gekrönt und das Zentrum des Korps durchbrochen." Der General meldet noch weiter, daß er bei der Gefahr eines

---

[1]) Sechs Regimenter avancierten in mehreren Linien hintereinander, die Offiziere in weißen Leinwandröcken, und gelangten bis an den Fuß der steilen Höhen, von denen die Japaner herabschossen. In der Dunkelheit gingen die Russen zurück.

Durchbruchs der ganzen Linie und in Rücksicht auf die gefährdete Lage des mit Umfassung bedrohten rechten Flügels hier seine Reserve einsetzte, so daß am 15. Schahopu wieder genommen werden konnte. Die Russen beschränkten sich nun darauf, die Linie des Schaho zu halten, mit den Dörfern Jansintun, Schahopu und Linschipu[1]) am Flußlaufe selbst und einer 8 Kilometer östlich der Bahn und südlich des Flusses gelegenen Höhe mit einem einzelnen Baum. Diese das Norduser weithin beherrschende Höhe war von zwei Regimentern besetzt geblieben, um den Japanern die gute Artillerieposition nicht zu überlassen. In der Nacht zum 16. vertrieben die Japaner die Russen von der Höhe und setzten sich in Stärke einer Brigade hier fest. Da die Stellung einen weiteren Angriff an der Straße nach Mukden sehr erleichterte, beschloß General Kuropatkin, unter Einsetzung eines großen Teils seiner Reserven den Hügel wieder zu nehmen, was am 16. abends durch den Angriff von fünf Regimentern gelang, nachdem den Tag über eine zahlreiche Artillerie die auf dem kahlen Hügel leicht verschanzten Japaner erfolgreich beschossen hatte. Der Held des Angriffs war General Putilow, Kommandeur der 2. Brigade 5. Division (Schützenregimenter 19 und 20). Nach einer schönen russischen Armeesitte wurde dem Hügel der Name Putilow gegeben. Die Japaner verloren hier 11 Geschütze, nachdem sie in den voraufgegangenen Kämpfen 45 genommen hatten.

An demselben Tage abends hatten die Japaner ein weiteres Mißgeschick. Ihr linker Flügel bedrohte bereits die Straße nach Mukden, die an derselben niederfallenden Granaten hatten unter den dort gestandenen Munitionskolonnen und Trains eine Panik verursacht. Der Eindruck war ein derartiger, daß der in Mukden verbliebene Teil des Hauptquartiers einpackte und nach Tieling zu flüchten gedachte. Gegen Abend rückte die japanische Brigade Yamada ($5^1/_2$ Bataillon mit Artillerie) unvorsichtig bis nördlich Linschipu vor, ging aber angesichts der dort stehenden russischen Massen wieder zurück. Um 7 Uhr wurde sie von $11^1/_2$ Bataillon der noch intakten 22. Division überraschend und umfassend angegriffen, sie vermochte durchzubrechen, verlor aber 1000 Mann und 14 Geschütze.

In der Nacht vom 17. zum 18. machten dann die Russen auf der ganzen Front den Versuch, die Japaner zu überraschen, was aber nicht gelang.

Vom 17. bis 20. herrschte starkes Regenwetter, so daß der brückenlose und angeschwollene Schaho nicht überschritten werden konnte.

In der folgenden Zeit und bis zum 20. November trat eine verhältnismäßige Ruhe ein zwischen den im allgemeinen durch die Linie des Schaho getrennten beiden Heeren, unterbrochen nur durch gelegentliche Kanonaden[2]) und nächtliche Vorpostenunternehmungen. Auch die Japaner befestigten sich auf der

---

[1]) Nur der nördliche Teil des Dorfes, den südlichen mit einem von Wasser umgebenen Tempel behaupteten dauernd die Japaner.

[2]) Die Russen hatten zwei bis drei Mörserbatterien in Stellung, die Japaner zwei schwere Belagerungsgeschütze.

ganzen Front, besonders stark auf ihrem in den Anbergen stehenden rechten Flügel nördlich Vaniapusa. Die Russen bauen Erdhütten in großer Zahl, die Japaner bedecken ihre Zelte mit Hirsestroh. — Seit dem 17. erschwert starker Frost die Schanzarbeiten.

Die öffentliche Meinung in Rußland beruhigte sich auf die Nachricht von den beiden siegreichen Vorstößen der russischen Reserven am 16. Oktober, man war geneigt, die Bedeutung derselben zu überschätzen und zu vergessen, daß das Hauptziel — die Offensive zur Befreiung von Port Arthur — schon in den ersten Stadien mißglückt war.

Kuropatkin war es ebenso, wie sechs Wochen früher bei Liaujang, gelungen, sich mit einem Massenvorstoß intakter Reserven die bedrohte Rückzugslinie freizumachen, ein Napoleon hätte diese Reserven eingesetzt, um über den toten Punkt in seiner Offensive hinwegzukommen.

Merkwürdig schnell scheint man sich über die enormen Verluste in Rußland selbst zu trösten, diese betragen nach offizieller russischer Angabe 45000 Mann,[1]) nach inoffizieller 56000 Verwundete und 12000 Tote, übersteigen also die bisher größten russischen Verluste — bei Borodino 42000 Mann — ganz erheblich.

Das jetzt im Eisenbahntransport befindliche VIII. Armeekorps wird diese hohen Verluste mit seinen 33000 Mann nicht ausgleichen. Die vorderste Division (14.) wird in der Zeit vom 13. bis 16. in Charbin erwartet, die 15. bis zum 20., dann folgen erst Artillerie und Kolonnen.

Den Japanern sollen bereits erhebliche Verstärkungen aus der Heimat zugegangen sein, wahrscheinlich die bisher noch zurückgehaltene 7. und 8. Division mit einer großen Zahl Reservisten und ausgebildeter Rekruten. Marschall Oyama hätte daher bis Ende November die Chance, die Russen noch aus Mukden verdrängen und ihnen diese reichliche Unterkunftsgelegenheit bietende Stadt[2]) entreißen zu können. Die Nachttemperatur ist schon auf 6 bis 8 Grad Kälte gesunken, in Mukden ist am 5. der erste Schnee gefallen. Bei dem Mangel an Brennholz ist die Lage beider Armeen eine sehr schwierige und wird viele Opfer durch Krankheiten fordern. Die Japaner sollen bereits warme Kleider erhalten haben, die Russen noch nicht. Letztere behelfen sich mit wattierten chinesischen Röcken und erbeuten gern japanische Stiefel. Am 17. sollen eine Anzahl Halbpelze aus Rußland eingetroffen sein.

Die öffentliche Meinung in Rußland hält jetzt Port Arthur für verloren und drängt nicht mehr zur Offensive, man erwartet die Ankunft eines ziffermäßigen Uebergewichts, mit dem dann die Japaner erdrückt werden sollen. Die Zuversicht zu Kuropatkins Armeeleitung ist unerschüttert, in der Armee begrüßte man seine am 23. Oktober erfolgte Ernennung zum selbständigen Oberbefehls-

---

[1]) Marschall Oyama gibt an: 13300 russische Tote und 709 Gefangene, ferner 45 Geschütze genommen. Von den Toten lagen 2500 vor dem Zentrum, vor beiden Flügeln je über 5000, woraus hervorgeht, daß die schwersten Kämpfe auf den Flügeln stattfanden. Der japanische Verlust wird offiziell auf 15879 Mann angegeben.

[2]) 200000 Einwohner.

haber mit Freuden, ebenso freut man sich über die Abreise des Statthalters Alexejeff. Die Soldaten sind dankbar für die väterliche Fürsorge, die General Kuropatkin immer für Verwundete und Kranke hatte, sowie auch für die Ordnung im Verpflegungsdienst.[1])

Zum Kommandierenden der I. Armee ist am 6. November der 67 Jahre alte General Linewitsch ernannt, Oberbefehlshaber der Truppen bei Wladiwostok, seit einer Reihe von Jahren in Ostasien, er ist bereits in Mukden.

Kommandierender der III. Armee wurde General Baron Kaulbars, bisher Oberkommandierender im Militärbezirk Odessa, ein tätiger und energischer General, 60 Jahre alt. Zu Ende des Krieges 1900 in der Mandschurei war er Kommandeur des II. sibirischen Armeekorps, kennt also Land und Leute. Im übrigen hat er verhältnißmäßig wenig Kriegserfahrung.[2])

Die Einteilung der nunmehrigen 3 Armeen ist noch nicht bekannt, Ende November würden 10 Armeekorps zur Stelle sein. Die 1. Schützenbrigade (8 Bataillone, 3 Batterien) ist am 6. November von Plotzk abgefahren, es wird folgen die 5. Brigade (Suwalki)[3]) und das XVI. Armeekorps (Witebsk). Die Fahrtdauer ist auf 30 Tage zu veranschlagen, die tägliche Leistungsfähigkeit der Bahn beträgt jetzt 7 Züge.[4]) Zum Ersatz der sehr großen Verluste in den russischen Truppenteilen werden auch zahlreiche Reservistentransporte notwendig sein.

Die an mehreren Stellen in Rußland stattgefundenen Reservistenunruhen bestätigen, daß die Bevölkerung für den Krieg mit seinen fernliegenden Zielen keine Begeisterung empfindet.

Aus den Meldungen des General Stössel an den Zaren vom 14. und 17. Oktober, sowie sonstigen zuverlässigen Nachrichten ist ersichtlich, daß die Japaner Mitte September die reguläre Belagerung der Nordfront von Port Arthur[5]) begannen (Forts Erlungschan, Kikuanschan und Sungschuschan, sowie das vorgeschobene Fort Kuropatkin) mit Parallelen und Beschießung aus schweren Geschützen. Am 29. September wurde das provisorisch gebaute Fort Kuropatkin genommen. Am 28. wurde ein indirektes Feuer gegen die Schiffe im Hafenbassin gerichtet. Am 25. Oktober begann der Sappenangriff auf den Glacis der drei Forts, gleichzeitig mit der Anlage von Minengängen. Jetzt, 20. November, ist der in dem steinigen Boden nur langsam fortschreitende Sappenangriff bis in die Nähe der gemauerten Kontereskarpen der Forts gelangt. Diese Kontereskarpen müssen durch Sprengungen eingeworfen werden, eher ist ein Sturm auf die Werke selbst nicht möglich. Gleichzeitig scheint ein Sappen- und Artillerie-

---

[1]) General Kuropatkin hat vor etwa vier Wochen in einem Bericht an den Zaren die erfolgreiche Tätigkeit der Intendantur ausdrücklich und lobend anerkannt.

[2]) General Kaulbars und General Grippenberg werden erst Anfang Dezember in Mukden eintreffen.

[3]) Wahrscheinlich auch die 2. Schützenbrigade (Czenstochau).

[4]) Auf der Umgehungsbahn am Baikal nur 5, aber der große Trajektdampfer faßt 2000 Mann und 280 Pferde.

[5]) Auch Nirusan-Abschnitt genannt.

angriff gegen das 2 Kilometer weiter südlich gelegene, zur Ostfront gehörige Fort Liautischan stattzufinden.

Die Russen halten die Nordfront für den weniger wichtigen Festungsabschnitt und glauben nach dessen Verlust noch die durch eine zweite Linie auf dem Wachtelberge gestützte Ostfront (Drakowonij-Berge, 400 bis 620 Fuß hoch) sowie die Küstenforts (410 bis 580 Fuß hoch) halten zu können. Der höchste Punkt der Nordfront, Fort Erlungschan, ist 620 Fuß hoch.

Die Garnison war vor dem Bombardement geschützt durch die Kasematten der gemauerten permanenten Forts sowie in einer großen Anzahl von Erdkasematten, die an den rückwärtigen steilen Abhängen tief eingegraben sind, mit gewundenen Eingängen, ähnlich, wie sich die türkischen Reserven bei Plewna geschützt hatten.

Das zweite Geschwader der Flotte des Stillen Ozeans fuhr mit zweimonatlicher Verspätung am 12. Oktober von Reval, am 15. von Libau ab und beschoß in der Nacht zum 22. versehentlich 20 Minuten lang die Huller Flotille von Fischereidampfern, die wie gewöhnlich auf der 300 Kilometer langen und 100 bis 150 Kilometer breiten Doggersbank fischten. Es war wohl kaum die Absicht, diese für tiefgehende Panzer nicht ungefährliche Bank an der Nordostecke zu passieren und dann an der Südostseite entlang zu fahren. Bis zur jütischen Küste waren 300 bis 400 Kilometer, bis Helgoland 550. Wäre die Flotte im tiefen Wasser geblieben (55 bis 37 Meter), so hätte man fischende Dampfer nicht antreffen können.

Die internationale Untersuchungskommission wird feststellen, inwieweit die russische Behauptung, daß zwei japanische Torpedoboote gesichtet und beschossen worden sind, aufrecht zu erhalten ist. Die russische Flotte hatte durch den beklagenswerten Zwischenfall kaum mehr Aufenthalt, als durch das Kohleneinnehmen notwendig gewesen wäre. Die Drohung mit 27 englischen Panzern erreichte Versprechungen in bezug auf Untersuchung und Entschädigung, sowie daß vier Marineoffiziere in Vigo an Land gesetzt wurden und nach Petersburg abfuhren.

In Frankreich scheint das eigentümliche Verfahren der Flotte der Alliierten einen deprimierenden Eindruck gemacht zu haben.[1])

Die russischen Panzer sind am 5. früh von Tanger nach dem französischen Hafen Dakar in Senegambien abgefahren, während der Kreuzer Swetlana mit den Torpedobooten den Suezkanal passieren wird.[2]) Am 16. Abfahrt von Dakar.

[1]) Die Zeitung „La France militaire“ schreibt am 4. November, also 14 Tage später: „L'affaire de Hull fait bien mal augurer du sort futur de la fameuse flotte de la Baltique ... Ce fait permet de mettre en doute d'abord le sang-froid des chefs russes, qualité éminemment maritime ... Les chefs ont l'air de n'avoir jamais navigué ailleurs que dans les salons du Palais d'Hiver. Leur nullité est de mauvaise augure! ... Quelle figure va faire cette flotte devant Togo, surtout après un si long voyage qui ne manquera pas d'être agrémenté de petits incidents comme celui qui en marque tristement le début.“

[2]) Auch die beiden flachgehenden Panzer „Sisoi Welikij“ und „Navarin“ passieren den Suezkanal. Die Vereinigung der Flotte soll bei Madagaskar stattfinden.

Russen und Engländer auf der Doggersbank.

Von

Vizeadmiral z. D. Valois.

Gelegentlich der für beide Teile verhängnisvollen Vorkommnisse ist die Frage aufgeworfen worden, ob es für neutrale Fahrzeuge kein Mittel gibt, sich gegen derartige Angriffe zu schützen.

Kurz und bündig muß darauf geantwortet werden, daß es gegen solche durch Mißverständnisse oder Halluzinationen hervorgerufene Angriffe keinen Schutz gibt, ja selbst Kriegsschiffe demgegenüber sich in keiner andern Lage befinden. Unter normalen Verhältnissen — bei Tage und bei sichtigem Wetter — ist etwas derartiges ausgeschlossen.

Bei Nacht und Nebel wird aber kaum Zeit sein, einem plötzlich auftauchenden Kriegsschiffe gegenüber seine Neutralität zu dokumentieren; die Nervosität vor Torpedoangriffen — ungezügelt durch ruhige Erwägung — wird zur Eröffnung des Feuers führen.

In so ungeheurer Entfernung vom eigentlichen Kriegsschauplatze wird zudem kein neutrales Fahrzeug die Möglichkeit in Betracht ziehen, von einer der kriegführenden Parteien für den Feind gehalten zu werden.

Nur die Besorgnis vor den durch ein solches Vorgehen hervorgerufenen ernsten Folgen kann der neutralen Schiffahrt einigen Schutz gegen die Wiederholung derartiger Angriffe und Belästigungen gewähren.

Das energische Vorgehen Englands erscheint daher nicht nur berechtigt, sondern auch vom internationalen Standpunkte aus erwünscht, und daß es sich in dem gegebenen Falle um englische — nicht zum Beispiel um holländische — Fahrzeuge handelte, muß geradezu, wenn man so sagen darf, als ein glücklicher Zufall angesehen werden.

Keine andre Macht als England wäre in der Lage gewesen, das Bedenkliche der übereilten Behandlung neutraler Fahrzeuge dem Inkulpaten so drastisch vor Augen zu führen.

Mit Ausdrücken des Bedauerns und Zusicherung von Entschädigung wäre Rußland natürlich auch schwächeren Nationen gegenüber ebenso freigebig gewesen.

Bei der Hartnäckigkeit, mit der aber noch jetzt an der Fiktion eines japanischen Angriffes festgehalten wird, würde die Fahrt des Geschwaders schwerlich unterbrochen worden und schwerlich eine Anzahl von Offizieren behufs Ermöglichung einer Untersuchung zurückgehalten worden sein.

Die russische Regierung mußte natürlich den Angaben des Admirals Roschdjestwensky Glauben schenken, und nur die bedenkliche Zuspitzung der politischen Lage machte die bekannten Konzessionen zur unbedingten Notwendigkeit.

Der Ernst der russischen Behörden, die Angelegenheit eingehend zu unter-

suchen, soll durchaus nicht bezweifelt werden, wohl aber ist anzunehmen, daß bei der beständig im Marsche befindlichen und dem Feinde entgegengehenden Flotte eine Untersuchung kaum möglich gewesen wäre.

Wird auch jeder Seeoffizier seines guten Rufes wegen bestrebt sein, sich vor derartigen verhängnisvollen Uebereilungen zu hüten, so ist es doch erwünscht, daß in diesem Falle noch zur Erkenntnis gebracht worden ist, welche weittragenden Folgen daraus entstehen können.

Diese Erwägung seitens der Kriegführenden wird jedenfalls mehr dazu beitragen, ähnliche Vorkommnisse aufs äußerste zu beschränken, als wie irgendwelche Vorsichtsmaßregeln neutraler Handelsschiffe.

Es erscheint indessen angemessen, noch einige weitere Betrachtungen über den Vorgang anzustellen.

*

Eine in Paris tagende Kommission unter neutralem Vorsitze soll sich demnächst mit der Untersuchung des Vorgangs beschäftigen. Ohne den scharfen Urteilen vieler Blätter beizutreten, scheint doch nur wenig Aussicht vorhanden zu sein, daß Entlastungsmaterial für die Angreifer zutage gefördert werden wird.

Es ist freilich auch in andern Marinen — sogar in der englischen — vorgekommen, daß bei Manövern Verwechslungen zwischen Freund und Feind stattgefunden haben, natürlich ohne andre ernste Folgen als wie für denjenigen Offizier, dem dabei eine Schuld nachgewiesen werden konnte.

Auch sind Fischerboote und Handelsschiffe für feindliche Streitkräfte gehalten worden, denn bei Nacht und Nebel und unter den oft mehr blendenden als wie aufklärenden Strahlen der Scheinwerfer nehmen bekannte Objekte oft die merkwürdigsten, fremdartigsten Formen an.

Doch bei derartigen Uebungen konnte die Phantasie wenigstens mit der Möglichkeit des Vorhandenseins eines Feindes entschuldigt werden, während diese Basis dem russischen Geschwader fehlte. Der russische Admiral, so sagt man, soll von verschiedenen Seiten vor feindlichen Anschlägen gewarnt worden sein; aber nur wenn Unparteiische in diesen Warnungen einen zu berücksichtigenden vernünftigen Kern finden sollten, könnte der Doggersbankvorfall eine etwas mildere Beurteilung, niemals aber eine völlige Erklärung finden.

Vielleicht sind die betreffenden Offiziere noch nie vorher mit einer Fischerflotte zur Nachtzeit zusammengetroffen, die mitunter in der Zahl von 100 bis 150 in unmittelbarer Nähe voneinander fischen.

Diese Boote bleiben wochenlang auf den Fischereigründen; besonders dafür bestimmte Dampfboote fahren zwischen den Fischern hin und her, um den Fang abzunehmen und zum nächsten Markte zu bringen.

Schon für ein einzelnes Schiff ist die Passage durch diese Flotte wegen unaufhörlichen Ausweichens mit Unbequemlichkeiten verbunden; ein Geschwader müßte deshalb die Passierung wenn möglich vermeiden.

Die Fischer treiben oft vor ihren Schleppnetzen, sind zwar nicht gänzlich

unbeweglich, aber zum Ausweichen einem in Fahrt befindlichen Schiffe gegenüber kaum imstande.

Bei Annäherung von großen Schiffen brennen die Boote — außer den vorschriftsmäßigen Lichtern — noch Fackelfeuer, Flachsbündel oder Teermischungen ab, um ihre Lage deutlicher hervorzuheben und einer Zerstörung der Netze vorzubeugen.

Die russische Flotte ist nun in diesen Wald von Lichtern hineingeraten; die Fischer, durch die Annäherung der Schiffe in Sorge für ihre Sicherheit, ließen hier und dort noch Extrafeuer aufflammen; die Scheinwerfer beleuchteten die zwischen den niedrigen Booten hin und hergehenden, verdächtig aussehenden Fischdampfer. Aufgeregt durch die Unglücksfälle im fernen Osten, nervös gemacht durch richtige oder falsche Warnungen, haben die Nerven versagt und — die Kanonen sind losgegangen.

Wenn Admiral Roschdjestwensky den erhaltenen Warnungen Gewicht beilegte, hätte er seine Flotte nicht in eine Lage bringen dürfen, die einem derartigen Anschlage immerhin einige Aussichten auf Erfolg eröffnete.

Die Vorposten konnten über die Lage der Fischerflotte zeitig Meldung erstatten, und durch eine geringe Kursänderung hätte das Zusammentreffen vermieden werden können.

Diese Betrachtungen basieren auf der Tatsache der unendlichen Entfernung des betreffenden Ortes vom Kriegsschauplatze.

Hätte sich eine solche Begegnung zum Beispiel im Chinesischen Meere, vielleicht sogar in der Kampfeszone abgespielt, so würde den Beschädigten mit einigem Rechte vorgehalten werden können:

„Wer sich in Gefahr begibt,
Kommt darin um.“

Wenn also auch neutrale Schiffe in unmittelbarer Nähe des Kriegstheaters nicht immer vor Schädigung bewahrt bleiben können, kann es doch den Kriegführenden nicht gestattet werden, weit außerhalb der eigentlichen Kriegszone ohne genügende Begründung Gut und Leben der Neutralen zu gefährden oder zu vernichten.

Als unbedingtes Erfordernis für einen Seeoffizier — neben aller militärischen Begabung, technischen und wissenschaftlichen Bildung — müssen eiserne Nerven und scharfe Augen bezeichnet werden.

Wer anfängt, Nerven zu bekommen, muß so bald wie möglich dem Seedienste Lebewohl sagen, nicht nur im eignen Interesse, sondern auch vielmehr in demjenigen des Staates und seiner Untergebenen.

In allen Lagen des Berufs gewinnt neben der auf festen Nerven beruhenden schnellen Entschlußfähigkeit ein scharfes Auge die höchste Bedeutung. Denn schnelles, sicheres Erkennen der Lage bildet die Basis für die zu ergreifenden Maßregeln, und kein andres Hilfsmittel (Ferngläser, die beim Regen unbrauchbar sind, Adjutanten, Signale) kann dafür Ersatz bieten.

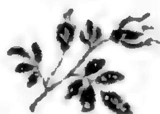
Mehr Unglück und mehr Verluste, als im allgemeinen bekannt wird, sind schon in Friedenszeiten auf Kurzsichtigkeit zurückzuführen.

Beim unerwarteten Zusammentreffen großer Schiffe in Nacht und Nebel oder im Pulverdampfe, bei der Entwicklung und Leitung der Seeschlachten kann die durch Kurzsichtigkeit verzögerte oder verhinderte Erkenntnis der Lage nicht nur den Verlust von Gut und Leben bedeuten, sondern auch das Schicksal von Nationen beeinflussen.

Wehe der Nation, deren Schiffe oder Flotten von kurzsichtigen Offizieren geführt werden!

Scharfe Augen hätten vielleicht auch auf der Doggersbank Fischdampfer von Torpedobooten unterscheiden können, und der Zwischenfall, der leicht die Fahrt der baltischen Flotte nach Ostasien unmöglich gemacht hätte, wäre vermieden worden.

Die Untersuchung, die möglicherweise beim Druck dieser Zeilen schon abgeschlossen sein kann, wird vielleicht auch hierüber etwas zutage fördern.



Was wird England für den Frieden tun?

Von

Sir Charles Bruce.

Der russische Staatsmann, dessen Brief als Nachtrag zum Septemberheft der „Deutschen Revue" veröffentlicht worden ist, erklärte, daß die Hauptgreuel des Krieges in Ostasien erst begonnen hätten. Die nachfolgenden Ereignisse haben diese Vorhersage in einem Maße bestätigt, wie es der Verfasser kaum hat ahnen können. Das fürchterliche Gemetzel in der Mandschurei und vor Port Arthur hat einen Appell an das moralische Bewußtsein der Menschheit bewirkt. „Die Welt," sagte ein Diplomat, „wird vor dem entsetzlichen Blutvergießen in diesen Schlachten zurückschaudern. Alle Interessen der Menschheit fordern die Beilegung der Streitigkeiten zwischen den beiden Nationen und verlangen den Friedensschluß. Die Lage zwischen den beiden Kriegführenden ist heikel, aber welch herrlicher Triumph wäre es für die Diplomatie, wenn der Friede herbeigeführt werden könnte!"

Ich gedenke in diesem Artikel in aller Kürze auseinanderzusetzen, was England für den Frieden tun kann. Die Frage zerfällt natürlicherweise in zwei Hauptpunkte: womit kann England das Anerbieten seiner guten Dienste rechtfertigen? und in welcher Weise können seine guten Dienste erfolgreich ausgeübt werden?

Obwohl die Menschenopfer auf den Schlachtfeldern in der Mandschurei einen Augenblick die Menschheit — um den Ausspruch des Präsidenten Krüger anzuwenden — zu verblüffen schienen, so ist doch zu befürchten, daß, wenn man die Möglichkeit einer baldigen Beendigung des Krieges abschätzt, auf den Geist der Humanität basierte Erwägungen außer Betracht gelassen werden müssen. Vor einigen Jahren wäre es möglicherweise anders gewesen; das öffentliche Empfinden Europas würde vielleicht die schon gebrachten und noch bevorstehenden verderblichen Opfer von Blut und Geld als einen triftigen Grund zum Intervenieren angesehen haben. Vor sechs Jahren hatte die sinnreiche Art, mit der die moderne Erfindungskunst durch den Gebrauch immer tödlicherer Waffen und Zerstörungsmaschinen die unheilvolle Wirkung des Krieges vergrößerte, ebenso jene entsetzt, welche die internationalen Beziehungen der christlichen Staaten auf rein christlichen Grundsätzen aufgebaut zu sehen wünschten, wie diejenigen, die, nur eine zynische Anhänglichkeit an das Christentum bewahrend, der Ansicht waren, daß ein hundertjähriger Entwicklungsprozeß die unedleren Bestandteile der menschlichen Natur aus dem modernen „Zeitgeist“ ausgeschieden habe und nur die edleren Bestandteile zurückgeblieben seien, die den Frieden und den guten Willen unter den Menschen machen.

In diesem, wie es schien, psychologischen Moment proklamierte Zar Nikolaus das Evangelium des Heils durch den Schiedsspruch, und Europa huldigte ihm als der hervorragendsten Persönlichkeit und dem größten Wohltäter auf Erden. Es wäre ungerecht, an der Aufrichtigkeit des Zaren zu zweifeln oder die guten Früchte der Haager Konferenz zu verkennen. Dennoch bleiben die Tatsachen bestehen: ein Krieg ist auf den andern gefolgt, während der Scharfsinn der Erfinder fortwährend neue Schrecknisse in die Welt gebracht hat; der Zar selbst hat zum mindesten einen Anteil an der Verantwortung für den Krieg in Ostasien, und das Humanitätsgefühl, das erst vor ein paar Jahren sich gegen das Hinopfern von Menschenleben in den modernen Kriegen auflehnte, ist einem militaristischen Geist gewichen, der, wenn sich die Schlachtfelder mit Tausenden von Ermordeten und Verstümmelten bedecken, darin nur nebensächliche Ereignisse eines mit den neuesten Verbesserungen geführten Krieges von heutzutage erblickt.

Dennoch scheint es, obwohl die Leiden und Opfer kriegführender Staaten nicht als Entschuldigung oder Rechtfertigung für die Einmischung neutraler, befreundeter oder verbündeter Nationen gelten können, möglich zu sein, daß es andre Nützlichkeitserwägungen von größerer Bedeutung geben kann, die neutrale, von den Kriegführenden in Mitleidenschaft gezogene Staaten zwingen, ihre eignen Lebensinteressen zu schützen. Der im Oktoberheft der „Deutschen Revue“ erschienene, „Vermittlung?“ betitelte Artikel eines Diplomaten gibt eine so treffende Schilderung der weittragenden Folgen eines modernen Krieges, daß ich nichts besseres tun kann, als sie hier zu wiederholen:

„Jedenfalls haben heute Handel und Verkehr ihr Netz so eng um den Erdball gezogen, daß, wenn selbst in der ultima Thule zwei Völker aufeinanderschlagen, die Wirkungen des Konflikts bis in die entferntesten Gegenden und

Verhältnisse nachzittern. Man spürt sie nicht nur auf den ersten und letzten Seiten der Zeitungen, wo die Leitartikel und neuesten Telegramme zu stehen pflegen, sondern auch an Stellen, an denen die Gemütlichkeit aufhört, in den Börsenberichten, in den Kurszetteln, in den Prämien der Versicherungsgesellschaften und schließlich auch in den Preisen aller Bedürfnisse. Da ist die Frage zum mindesten nicht unbescheiden, ob diejenigen, die mitleiden, nicht auch mitzureden berechtigt seien, und ob es nicht an der Zeit wäre zu versuchen, die Handelnden davon zu überzeugen, daß es auch vielleicht in ihrem Interesse liegen könnte, vom Schwert und der ultima ratio regis an den Verstand zu appellieren und die im Haag so schön ventilierten Grundsätze ins Praktische zu übertragen."

Wenn es eines Beweises bedürfte, daß es für das Recht der Kriegführenden, um ihrer eignen Interessen willen die Maschinerie des Handelssystems der ganzen zivilisierten Welt in Unordnung zu bringen, eine Grenze geben muß, so haben die jüngsten Ereignisse im russisch-japanischen Krieg, die ihren Höhepunkt in dem Angriff der Baltischen Flotte auf britische, mit der Ausübung eines friedlichen, rechtmäßigen Gewerbes beschäftigte Fischerboote gefunden haben, einen Beweis von der überzeugendsten Art geliefert.

Das Vorgehen der Baltischen Flotte hat den Instinkt der Selbsterhaltung und des Eigennutzes in allen Ländern der Welt berührt und aller Augen für die Gefahren geöffnet, die den Frieden aller zivilisierten Staaten bedrohen. Wenn die friedlichsten Mächte der Willkür eines Ueberfalles oder eines coup-de-tête ausgesetzt sind, so wird die logische Schlußfolgerung die sein, daß beim Ausbruch eines Krieges zwischen zwei beliebigen Seestaaten alle andern ihre Flotten und Armeen auf Kriegsfuß setzen müssen.

Bei all den vielen peinlichen Umständen, die mit dem Vorfall im Zusammenhang stehen, ist es für das künftige Glück der Menschheit verheißungsvoll, daß der britische Premierminister dafür Zeugnis ablegte, daß der Zar durch seine persönliche Vermittlung gezeigt hat, wie sehr er noch immer von Friedensliebe beseelt ist, und daß die russische Regierung den aufgeklärten Wunsch bewiesen hat, Wahrheit und Gerechtigkeit die Oberhand gewinnen zu lassen.

Es ist schwerlich zu bezweifeln, daß der russisch-japanische Krieg eine Konferenz zur Folge haben wird, wie sie Präsident Roosevelt vorgeschlagen hat und die die Bestimmung hat, das bereits im Haag begonnene Werk der Vollendung entgegenzuführen; denn der Krieg hat den gefährlichen Zustand der Unsicherheit geoffenbart, der in bezug auf die Rechte und Pflichten der Neutralen besteht. Es scheint jetzt auch allgemein anerkannt zu werden, daß die Rechte und Pflichten der Neutralen bisher den Interessen der Kriegführenden in einem Maße untergeordnet waren, das mit der modernen Entwicklung des Seehandels unvereinbar ist. Unter den Dingen, die vom Gesichtspunkt der Neutralen in Betracht zu ziehen sind, mögen erwähnt sein: das Durchsuchungsrecht; die auf die Konterbande bezüglichen Fragen; das Kohleneinnehmen und die Verproviantierung in neutralen Häfen; die Einsetzung von Prisengerichten: das Legen von Seeminen; die Anwendung der drahtlosen Telegraphie.

In der englischen Zeitschrift „The Nineteenth Century“ redet ein unparteiischer Publizist, Sir John Mac Donell, Mitglied des „Institut de Droit National,“ entschieden dem Vorschlag des Präsidenten Roosevelt das Wort, führt aber zugleich Gründe dafür an, daß die Konferenz bis zur Beendigung des Krieges verschoben werden muß.

„Es wäre unklug,“ schreibt Sir John, „die Konferenz abzuhalten, solange der Krieg seinen Fortgang nimmt. Eine ersprießliche Besprechung vieler Punkte, darunter der dringlichsten und heikelsten, wäre unmöglich; ebensogut könnte man ruhig Verbesserungen in der Bauart eines Hauses in Erwägung ziehen, während es in Flammen steht. Die Vertreter Japans und Rußlands könnten nicht dabei sein; ihre Anwesenheit (wenn sie überhaupt denkbar wäre) würde eine freie Debatte nicht aufkommen lassen, und in ihrer Abwesenheit zustande gekommene Resolutionen würden von geringem Wert sein. Ueberdies ist, wie die Erfahrung lehrt, das Ende eines großen Krieges der Annahme neuer Prinzipien und der Einführung neuer Praktiken günstig: die Erfahrungen haben sich gehäuft; neue Fragen werden vorgelegt; alte Lösungen haben sich als fehlerhaft erwiesen; ein neuer Geist tritt auf den Schauplatz; und so haben die Kongresse und Konferenzen von 1815 (Wien), 1856 (Paris), 1874 (Brüssel, die Konferenz zur Kodifikation des Kriegsrechts) und von 1878 (Berlin) große Aenderungen im Völkerrecht herbeigeführt.“

Wenn es richtig ist — und es kann kaum bezweifelt werden —, daß der Krieg die Handelsunternehmungen der neutralen Nationen hemmt und sogar gefährdet, und daß bei der Unsicherheit über die Rechte und Pflichten der Neutralen, die gegenwärtig besteht und bis zur Beendigung des Krieges weiter bestehen muß, eine unvorsichtige Handlung oder ein Irrtum jeden Tag zu selbst noch ernsteren Verwicklungen führen kann, als sie schon vorgekommen sind, so bedarf ein Versuch der neutralen Mächte, die Beendigung des Krieges durch ein spontanes Anerbieten ihrer guten Dienste zu erleichtern, wenn sie glauben, daß dies in Uebereinstimmung mit den Interessen der Kriegführenden geschehen kann, gewiß keiner Rechtfertigung.

Natürlich wird man vergeblich von den Kriegführenden erwarten, daß sie ihre Ehre und ihre Lebensinteressen der bloßen Bequemlichkeit der Neutralen opfern, aber man kann mit vollem Recht die Kriegführenden nachdrücklich darauf hinweisen, daß sie an den Gefahren teilnehmen, die aus ihren Beziehungen zu den Neutralen entspringen, und daß eine unvorsichtige Handlung oder ein Irrtum sie jeden Augenblick, wie in dem Fall der Baltischen Flotte, einer sehr ernsten Verwicklung gegenüber stellen kann. Einem Kriegführenden, der in einen Verzweiflungskampf verwickelt ist, kann die Möglichkeit, daß ein überraschendes Ereignis oder ein coup-de-tête seinem Gegner einen Verbündeten von gleicher oder selbst überlegenerer Macht in die Arme werfen kann, schwerlich gleichgültig bleiben.

Im Fortgang eines Krieges zwischen zivilisierten Nationen sind dies günstige Augenblicke für die Annahme der guten Dienste befreundeter Mächte durch die

Kriegführenden, und es scheint einiger Grund zu der Hoffnung vorhanden zu sein, daß in dem russisch-japanischen Krieg die Zeit gekommen oder nicht weit entfernt ist, wo ein Anerbieten der guten Dienste befreundeter Mächte nicht abgewiesen würde. Die Frage ist nur, welcher Mächte?

Durch ein glückliches Zusammentreffen sind die beiden an der Beendigung des Krieges meist interessierten Mächte, England und Frankreich, durch ein Band miteinander verknüpft, von dem gesagt werden kann, daß es dem Ausdruck „entente cordiale“ eine neue besondere Bedeutung gegeben hat. Frankreich ist der vertraute Freund Rußlands, England der Verbündete Japans. Rußland hat bereits die guten Dienste Frankreichs in Sachen des Zwischenfalls in der Nordsee anerkannt. Es ist kaum anzunehmen, daß Rußland oder Japan ein Anerbieten der guten Dienste Englands und Frankreichs als einen unfreundlichen Akt aufnehmen würde. Die „entente cordiale“ zwischen England und Frankreich ist seinerzeit von Herrn v. Bülow herzlich willkommen geheißen worden, weil sie die Ursachen einer Spannung beseitigte, die nicht ohne Gefahr für den Frieden Europas gewesen war. Wenn die „entente cordiale“ das Glück haben sollte, den Krieg in Ostasien durch eine Aussöhnung zu beendigen, so wäre es schmählich, daran zu zweifeln, daß auch Deutschland die dadurch der Welt erwiesene positive Wohltat würdigen würde.

Die „Times“ vom 3. November zitiert einen Artikel aus der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 28. März 1880, von dem angenommen wird, daß er vom Fürsten Bismarck inspiriert worden ist und dessen Ansichten über die englisch-französischen Beziehungen und über die Wirkung, die das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Nationen auf die Wohlfahrt der Welt auszuüben schien, wiedergibt. Ich entnehme ihm folgende Stelle:[1])

„Die leitenden Politiker in Wien und Berlin haben die Gewißheit erlangt, daß ein gutes Einvernehmen zwischen England und Frankreich für den Frieden Europas nicht weniger günstig ist als das zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland bestehende. Solange Frankreich und England zusammenhalten, wird, wie man hier annimmt, ihre Politik friedlicher und gerechter sein, als sie sein würde, wenn das Verhältnis zwischen ihnen kühl und die beiden Mächte isoliert wären. Es wird schwierig für sie sein, sich auf irgendeiner andern Basis miteinander zu verständigen, als durch vernünftige Entschlüsse, welche die Interessen der europäischen Zivilisation mit berücksichtigen. Solange sie Hand in Hand gehen, kann man hoffen, daß die westlichen Mächte sich gegenseitig abhalten werden, den Frieden zu stören, und zusammenhalten werden in der Verfolgung einer friedlichen und die Zivilisation fördernden Politik. Aus diesen Gründen sehen die beiden Kabinette von Wien und Berlin die bestehende Harmonie zwischen Frankreich und England als eine Garantie für die Erhaltung des europäischen Friedens an.“

---

[1]) Der nachfolgende Passus wird hier nicht im Originalwortlaut, sondern nach der englischen Uebersetzung der „Times“ wiedergegeben.

Ich wüßte keinen Grund, anzunehmen, daß diese Ansichten mit den Ansichten des Deutschen Kaisers und der deutschen Regierung nicht im Einklang stehen, oder zu bezweifeln, daß sie, falls Frankreich und England sich entschließen, Rußland und Japan ihre guten Dienste anzubieten, einen Weg finden würden, dem nützlichen Bemühen eine hochherzige und tatkräftige Unterstützung angedeihen zu lassen.

Ich habe am Anfang dieses Artikels die Absicht ausgesprochen, zu untersuchen, womit England das Anerbieten seiner guten Dienste an die Kriegführenden in Ostasien zu rechtfertigen imstande ist, und auf welche Weise seine guten Dienste erfolgreich ausgeübt werden könnten.

Ich komme zu dem Schluß, daß England als Vertreter der Rechte der neutralen Mächte die Berechtigung zu einem solchen Vorgehen besitzt, und daß es wohl hoffen kann, in gemeinsamem Vorgehen mit Frankreich seine guten Dienste erfolgreich auszuüben. Ich komme zu diesem Schluß in dem vertrauensvollen Glauben, daß das vereinte Vorgehen Englands und Frankreichs die Unterstützung Deutschlands finden wird.

Ein Arndt-Fund.

Von

Max Lehmann.

An das Wort eines trefflichen Fachgenossen, daß man in so manchem Buche wichtigere Entdeckungen machen könne als in vielbesuchten Archiven, wurde ich erinnert, als ich mich jüngst mit Ernst Moritz Arndt zu beschäftigen hatte.

Aus dessen schönem Buche: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein“ weiß man, daß der Autor 1812 durch Steins Verwendung nach Rußland kam. Kaum war der geächtete Reichsfreiherr beim Zaren eingetroffen, als er den Rat erteilte, den Verfasser des „Geistes der Zeit“, dieses „mit erschreckender Wahrheit geschriebenen Buches“, zu rufen und durch ihn Flugschriften verfassen zu lassen, die in Deutschland zu verbreiten seien. Kaiser Alexander willigte ein, und am 16. August kam Arndt in Petersburg an, wo seine rasche und sichere Feder, in Uebereinstimmung mit seinem mächtigen Landsmann, nicht auf sich warten ließ. Auf den gemeinsamen Spaziergängen dieses langen und schönen Herbstes haben Stein und Arndt die patriotischen Schriften besprochen, denen letzterer ihre Form gab. „Ich gewahrte bald,“ berichtet Arndt nicht ohne Stolz, „daß Stein selten etwas fremd und mißfällig oder solches deuchte, das da geändert werden müsse. Ich hatte meistens seinen

Ton getroffen. Da sagte er denn wohl in seiner kurzen, schneidigen Weise: ‚Recht so! Sie sind immer kurz und gradaus; ich mag die Wortschnitzler nicht, die weitschweifigen Umwickler, Entwickler und Auswickler der Dinge; sie hauen meist in die Luft, statt die Sache zu treffen.‘“ So entstand vor allem der Soldatenkatechismus. Am 30. Oktober schickte Arndt 20 Exemplare von ihm — es waren wohl die ersten — an seinen Freund Friedrich v. Horn, Kapitän und Chef der Jägerkompagnie in der Russisch-deutschen Legion.

Für die von mir unternommene Biographie Steins mußte ich dieses Werk von neuem studieren. Ich begann mit der Lektüre derjenigen Fassung, die in der von Arndt selbst 1845 veranstalteten Sammlung: „Schriften für und an seine lieben Deutschen“ vorliegt. Aber sehr bald warnte mich ein unbestimmtes Etwas, nicht bei dieser Edition stehen zu bleiben, sondern zum Originaldrucke des Jahres 1812 vorzudringen. Das war nun nicht ganz leicht, denn die meisten Bibliotheken versagten; endlich glückte es, dank dem liebenswürdigen Rate des sachkundigen Berliner Oberbibliothekars Heinrich Meisner, in der Göritz-Lübeck-Bibliothek in Berlin ein Exemplar ausfindig zu machen, vielleicht das einzige, das überhaupt erhalten geblieben ist.

Auf den ersten Blick zeigte sich, daß diese älteste Ausgabe — sie erschien anonym unter dem Titel: „Kurzer Katechismus für teutsche Soldaten, nebst einem Anhang von Liedern, 1812“ — auf das stärkste von dem Drucke des Jahres 1845 abweicht. Hier sind die Einleitung und die ersten sieben Kapitel ganz gestrichen[1]) und durch einen andern Inhalt ersetzt; später ist die Zahl der Abweichungen geringer: im ganzen aber ist man berechtigt, von einem neuen Werke zu reden.

In jenem Briefe an Friedrich v. Horn schreibt der Autor über seinen Katechismus: „Der alte Herzog hat ihn viel zu wild gefunden und zu revolutionär.“ [2]) Und daß Herzog Peter von Oldenburg — denn der war es — so urteilte, ist begreiflich. Denn wenn man von den Revolutionsjahren des 16. und des 19. Säkulums absieht, dürfte es in der deutschen Literatur kaum eine Schrift geben, die den deutschen Fürsten so herbe Wahrheiten sagt und so scharfe Maßnahmen wider sie empfiehlt. Schon in der mittleren Zeit, setzt Arndt auseinander, mußten ungehorsame und aufrührerische Fürsten vom Kaiser ihres Landes entsetzt und an Ehre und Leben gestraft werden. Später fingen sie an, sich an Fremde zu hängen. In diesen jüngsten Tagen des Unheils und der Schande bewirkten sie durch ihre Uneinigkeit, Schlechtigkeit, Ehrlosigkeit und Verräterei, daß die Franzosen sich unser bemeisterten. Jetzt vollends haben sie ihre Truppen mit denen Napoleons vereint, damit sie andre, noch glückliche und freie Völker unterjochen helfen.

So kommt der Autor zu dem eigentlichen Problem seiner Schrift: dürfen deutsche Soldaten solchen Fürsten Gehorsam leisten? Er antwortet mit einem

---

[1]) Sie werden unten von neuem veröffentlicht.

[2]) H. Meisner und R. Geerds, Ernst Moritz Arndt (1898), S. 84.

unumwundenen Nein und bestreitet dem bereits geleisteten Fahneneide seine Verbindlichkeit. Diejenigen, welche meinen, blind alles tun zu müssen, was der König oder Fürst ihnen befiehlt, nennt er dumme Tiere, die sich treiben lassen: „Sie achten sich nicht als Menschen, die einen freien Willen von Gott erhalten haben.“ Soldatenehre ist kein ander Ding als Bürgerehre und Menschenehre. Sie besteht darin, daß der Soldat ein edler Mensch und treuer Bürger seines Vaterlandes ist, und wenn Feinde andringen, keine andre Stimme hört als die: Das Vaterland ist in Gefahr. Hat, das ist der Sinn der Darlegungen Arndts, der Soldat zu wählen zwischen Fürst und Vaterland, König und Volk, so muß er sich entscheiden für Vaterland und Volk.

Man erkennt leicht die Heimat dieser Ideen. So sehr Arndt auf die Franzosen schilt, er folgt ihnen im entscheidenden Punkt seiner Argumentation; was er will, ist nichts andres, als was diejenigen wollten, die 1792 in Frankreich das Vaterland zu retten strebten. Aber auch in Deutschland selbst erscheinen die Gedanken Arndts nicht völlig unvermittelt. Kein Landsknechtswesen, kein Söldnertum, kein Militarismus, keine Ueberhebung des Heeres über das Volk, vielmehr der Soldat Bürger, der Bürger Soldat, und der Monarch, der an der Spitze des Heeres steht, das durch Gesetze und populare Institutionen beschränkte Haupt der Nation, für die zu arbeiten seine Pflicht ist: das war die Tendenz der Reform gewesen, die Scharnhorst und Gneisenau im Bunde mit Stein 1807 in Preußen begonnen hatten. Unmittelbar an sie knüpft Arndts Katechismus an, die letzte Konsequenz aus ihr ziehend: wird der Monarch seiner nationalen Pflicht untreu, so erlischt sein Recht auf den Gehorsam des Heeres.

Arndts Schrift entstand in einer Epoche, die ihren Radikalismus gar sehr erklärt, in der peinvollen Wartezeit, als Napoleon einen zweiten großen Sieg auf russischem Boden errungen und die Hauptstadt des Reiches eingenommen hatte, als niemand wußte, ob und wie bald er zu Falle kommen würde. Da sahen die Patrioten es doppelt als ihre Pflicht an, nichts zur Rettung des Vaterlandes unversucht zu lassen. Wenige Wochen später erfüllten sich ihre Wünsche in überschwenglicher Weise: das ganze preußische Korps, das mit Napoleon nach Rußland gezogen war, fiel von ihm ab. Nachdem wieder einige Wochen verstrichen waren, folgten zwei andre preußische Generale dem Beispiele Yorcks, und endlich entschloß sich auch der König selbst zur Schilderhebung gegen Frankreich.

Damit war einer der Hauptzwecke des Buches von Arndt erreicht. Als nun eine neue Auflage nötig wurde,[1]) konnte der Autor nicht mehr die deutschen Fürsten in Bausch und Bogen anklagen und zum Abfall von ihnen auffordern,

---

[1]) Sie erschien wieder anonym. Der Zeitpunkt ihrer Entstehung ergibt sich annähernd aus S. 10: „Und auf diese Weise ist der große und heilige teutsche Krieg entstanden, der jetzt mitten im Vaterlande brennt.“ Preußens Beitritt zur russischen Allianz wird ebendort erwähnt, der von Oesterreich nicht.

um so weniger, da die gegründete Hoffnung bestand, daß mehr als einer aus ihrer Mitte sich der guten Sache anschließen würde. Die Welt hatte sich verändert. Arndt trug dem Rechnung, indem er die oben bezeichneten Aenderungen vornahm. Daß seine Schrift, als Kunstwerk betrachtet, dadurch gewonnen hätte, kann man schwerlich behaupten. Das Ganze, namentlich die Einleitung, ist breiter geworden, und die an Stelle der ersten sieben Kapitel getretenen Abschnitte enthalten zwar auch manche Schönheit, wie zum Beispiel die Ermahnung gegen die Religionszwiste, aber der leidenschaftliche, fast wilde Patriotismus der alten Fassung hat einer mehr theologischen Betrachtungsweise Platz gemacht. Der Verfasser hat die Bedeutung dieser Modifikation selbst gar wohl empfunden und durch einen Zusatz auf dem Titel der Schrift zum Ausdruck gebracht.[1])

Was er im Herbst 1812 geschrieben hatte, war im eminenten Sinne des Worts eine Gelegenheitsschrift gewesen, und Gelegenheitsschriften vertragen keine Umarbeitungen.

Göttingen, 5. November 1904.

Aus der ersten Ausgabe von Ernst Moritz Arndts „Kurzem Katechismus für teutsche Soldaten" (1812).

Einleitung.

Es ist je und je ein herrlich und löblich Ding um die Geschichte; denn sie lehrt uns Gott und die wunderbare Verkettung der Dinge kennen und zeigt in einer langen Reihe der Jahre und Jahrhunderte, wie die Tugend zuletzt ihren Lohn und das Laster seine Strafe empfängt und wie die große Vergeltung Gottes durch den Weltlauf wandelt; sie bewahrt uns die Taten und Erinnerungen der frühesten Vorwelt auf, damit sie uns ein Spiegel der Gerechtigkeit und Freiheit seien; sie erzählt uns, was vor unsrer Zeit geschehen ist, damit wir wissen, was wir in unsrer Zeit tun sollen. Auch wäre es wohl ein schönes und lustiges Geschäft, hier zu erzählen, welch ein freies, tapferes, mannhaftes, keusches, gerechtes Volk unsre Väter gewesen sind, und wie sie für ihr Land und ihr Recht unverzagt und glücklich oft mit den mächtigsten und grimmigsten Feinden gestritten haben; wie in der mittleren Zeit, welche Unkundige oft die Zeit der Barbarei und Gewalt nennen, das teutsche Volk an Macht, Ruhm, Freiheit, Kunst und Wissenschaft vor vielen andern Völkern geblühet hat; wie dann die Zeiten der Zwietracht und Lüge und Untreue gekommen sind, wo der eine von dem andern zu lassen und teutsche Fürsten schon häufig sich an Fremde zu hängen anfingen; wie schon damals die hinterlistigen Franzosen nach unserm

---

[1]) Er lautete nunmehr: „Katechismus für den teutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehret wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll. — Fürchte dich nicht, liebes Land, sondern sei fröhlich und getrost, denn der Herr kann auch große Dinge tun. Joel, Kap. 2. — 1813." Die späteren Auflagen weisen auch noch einige Abweichungen auf, die sich aber mit den von uns erörterten nicht messen können.

Lande und Volke gelüstete, und wie sie durch Betrug und Verräterei mehrere herrliche Städte und Landschaften unsers Reiches von uns abzwackten; dann endlich — was trauriger zu berichten sein würde — wie sie in diesen jüngsten Tagen des Unheils und der Schande durch die Uneinigkeit, Schlechtigkeit, Ehrlosigkeit und Verräterei derer, die Herren und Verteidiger des Vaterlandes sein sollten, sich unser bemeistert haben. Bei diesem Jüngsten, oder bei den Geschichten der letzten zwanzig Jahre, zu verweilen möchte wohl nützlich und notwendig sein, damit die Teutschen begriffen, daß sie nicht durch größere Tugend und Streitbarkeit des Feindes, sondern allein durch Faulheit und Treulosigkeit ihrer Führer überwunden sind. Aber diese Geschichten und ihr Elend und ihre Schande würden zu einem Buche werden; ich will also nur in wenigen kurzen Kapiteln zeigen, was ein teutscher Soldat sein soll, damit alle wieder auf Gott schauen und ihm vertrauen lernen als dem einzigen Helfer, damit alle sich wieder mit Liebe und Treue zu dem Vaterlande wenden, und damit die Schmach und das Unheil der fremden Ueberzieher ausgetrieben oder vertilgt werde. Daß dieses Büchlein dazu wirke, das verleihe der allmächtige Gott!

1. Kapitel.

Was viele meinen, daß ein Soldat sei.

Es waren in der alten Zeit giftige Tyrannen und Despoten, welche die Freiheit und Herrlichkeit großer Städte und Länder unterdrückt und geschändet hatten. Diese glaubten sich vor ihren eigenen Landsleuten nicht sicher, als welche sich erinnerten, daß sie eben noch frei und glücklich gewesen, und nahmen viele Tausende von Fremdlingen in Sold, welche andere Sprachen und Sitten hatten und von ihrem Volke nichts wußten; daraus machten sie sich ein Heer und eine Leibwache und bezahlten sie mit den Gütern, die sie von ihrem Volke raubten. Und auch spätere Tyrannen haben es so gemacht, und auch Bonaparte macht es so, weil er ein Tyrann ist. Und solche Soldaten schwuren dann einem Tyrannen, der ihnen das Geld gab, unverbrüchliche Treue, denn das Land war ihnen fremd und die Menschen waren ihnen fremd, und kein Gefühl und kein Gedanke des Vaterlandes hielt sie von Unrecht und Unehre zurück; sondern sie taten blind wie wilde Tiere, was ein solcher Wüterich ihnen gebot, sie wurden aber auch wie reißende Tiere abgeschlachtet, wenn das Volk aufstand und Rache nahm. Und dies war ein unchristliches und heidnisches Wesen. Doch haben manche in der christlichen Zeit ebenso getan und geglaubt, als jene, und glauben und tun bis auf den heutigen Tag so. Sie meinen, wenn sie zur Fahne eines Königs oder Fürsten geschworen haben, müssen sie blind tun alles, was er ihnen gebietet; sie achten sich also nicht als Menschen, die einen freien Willen von Gott erhalten haben, sondern als dumme Tiere, die sich treiben lassen. Und diesen tierischen Zustand und diesen blinden Gehorsam gegen ihren Herrn nennen sie ihre Soldatenehre und meinen, Soldatenehre sei ein andres Ding als Bürgerehre und Menschenehre. Das ist aber nicht wahr.

2. Kapitel.

Von der Gewalt der Könige und Fürsten.

Könige und Fürsten hat Gott gesetzt und ihnen das Schwert und Zepter in die Hand gegeben, daß sie die Gerechtigkeit verwalten, ihr Volk beschirmen und schützen, fremde Feinde von ihm abtreiben und für ihr Vaterland bis in den Tod stehen und streiten sollen. Herren, welche so löblich und mächtig regieren mit dem Zepter und dem Schwerte, sollen heilig und unverletzlich gehalten werden, denn sie sind ein Ebenbild Gottes auf Erden und ein Gleichnis der himmlischen Majestät. Solchen wackern und gerechten Herren soll auch jeder gehorchen wie Gott selbst und fest an ihnen halten und in Not und Tod von ihnen nicht lassen. Wenn aber ein Fürst anders tut, als wofür Gott ihn eingesetzt hat, und nicht fürstlich regiert nach dem Ebenbilde Gottes, so muß der Soldat und Christ Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Denn wenn ein Fürst seinen Soldaten beföhle, Gewalt zu üben gegen die Unschuld und das Recht; wenn er sie gebrauchte, das Glück und die Freiheit ihrer Mitbürger zu zerstören; wenn er sie den Feinden des Vaterlandes gegen das Vaterland zu Hilfe schickte; wenn er durch sie seine eigenen Landsleute plündern, verheeren, bekämpfen hieße, müßten sie nimmer gehorchen, was wider das Gebot Gottes und das ebenso heilige Gebot streitet, das Gott in unser Gewissen gepflanzt hat. Denn auch ein König und Fürst darf nimmer tun noch befehlen, was in aller Ewigkeit Unrecht bleibt, und spräche man es mit Engelzungen und schmückte man es mit Engelscheinen aus.

3. Kapitel.

Von Soldatenehre.

Dies ist die einfache Lehre Gottes und deines Herzens, o Mensch, den Gott nach seinem Bilde geschaffen hat, daß er das Rechte und Gute tun und, wenn es sein muß, bis in den bittersten Tod dafür leiden soll; und diese einfache und ewige Lehre gehört auch dir an, Soldat, denn du bist ein Mensch, und du sollst den Menschen nicht ausziehen, wenn du die Mondur anziehest. Siehe, armer teutscher Soldat, wie haben deine Fürsten und Herren dich in den letzten Tagen gemißhandelt und gemißbraucht, und du willst es immer noch nicht verstehen noch begreifen, was du tust und worin du befangen bist! Ein tückischer und grausamer Tyrann ist aufgestanden in diesen Tagen und Herr der treulosen und hinterlistigen Franzosen geworden, welche schon in den Zeiten deiner Väter Teutschlands Freiheit und Ehre nachstelleten. Dieser blutige Tyrann, der in dem verrufenen Korsika geboren ist, ein rechtes Abbild des Satans und der Hölle, hat durch Ränke, Listen, Lügen und Gewalt viele Länder und Völker verheert und geplündert und ist endlich auch über dein Vaterland hergefallen. Es standen ihm aber gleich anfangs teutsche Fürsten bei und zogen ihm zu mit ihrer Macht; sonst hätte er dich nimmer bezwungen. Und so hat er dann weiter durch Trug und Hinterlist alle gegeneinander empört und entzweit, und deine Herren und

Fürsten waren Schwächlinge und Weichlinge und wußten nichts von der Ehre und der Hoheit, die in Fürstenseelen blühen sollen, und taten alles, was der fremde Wüterich ihnen gebot, und ließen teutsche Brüste von teutschen Soldaten durchstoßen und teutsche Freiheit durch teutsche Soldaten vertilgen. Ihre Pflicht aber wäre gewesen, in allen Grenzen Teutschlands sich in Eintracht zu sammeln, den Ihrigen gegen solchen Feind im Streit voranzustehen, und als biedere und teutsche Männer zu siegen oder zu sterben. Sie aber haben des nichts getan. Und dadurch ist es dahin gekommen, daß die Franzosen und dieser giftige Tyrann in dem sonst so mächtigen Teutschland herrschen, daß sie eure Ehre und Herrlichkeit und euer Silber und Gold von euch genommen haben, daß sie eure Sprache, Gesetze und Sitten verderben, eure Weiber und Töchter schänden und euch und eure Brüder und Söhne in die fernsten Länder treiben, damit ihr ihnen andere noch glückliche und freie Völker unterjochen helfet. Wahrlich, sie werden eure Kindeskinder noch treiben, wie man dummes Vieh zur Schlachtbank treibt, wenn ihr nicht klug werdet und das Rechte tuet.

4. Kapitel.
Von Soldatenehre.

So ist es geschehen in diesen Tagen und geschieht es noch heute; so werden die teutschen Menschen von fremder Gewalt hin und her getrieben von Land zu Land und von Volk zu Volk; so wird der herrschsüchtige und blutige Tyrann euch treiben bis zu den Weltenenden, daß die Sonne der Mohren und Inder eure zerstreuten Gebeine bleichen wird. Man tut euch recht, weil ihr so dumm seid. Denn noch sind viele, die das ihre Soldatenehre nennen, gedankenlos und willenlos alles zu tun, was elende und feige Herren ihnen befehlen. Sie erklären dadurch, daß sie und jeder Soldat, der eingekleidet ist, unvernünftige und willenlose Tiere geworden, die man jagen und treiben kann, wie und wohin man will. Denn wie könnten sie sonst für die Hölle und für den Dienst der Hölle streiten? Denn das ist die Hölle auf Erden, wann List und Gewalt alle Freiheit vertilgen will, das ist der Teufel selbst auf Erden, wann ein Tyrann aufsteht, der Licht und Freiheit und Ehre und Glück und alles, was Menschen teuer und ehrwürdig ist, hasset und schändet. Dieser Tyrann ist jetzt in Frankreich aufgestanden und wütet mit einem zügellosen und unersättlichen Grimm. Diesem beistehen, mit ihm gegen die letzten freien Völker ziehen und sie ihm bezwingen helfen, das ist keine Soldatenehre, sondern heißt die Arbeit von Henkern und Bütteln tun und die Ehre erwerben, die um Galgen und Rad gehört wird. Ich will euch sagen, was Soldatenehre ist.

5. Kapitel.
Von der wahren Soldatenehre.

Das ist die wahre Soldatenehre, daß der Soldat ein edler Mensch und treuer Bürger seines Vaterlandes ist und alles tut, was diesem Vaterlande und seinem geliebten Volke Ehre, Freiheit, Preis und Lob bringt daheim und in

der Fremde; daß er, wann Fremde andringen und sein Land beschimpfen oder unterjochen wollen, freudig bereit ist, seinen letzten Blutstropfen zu verspritzen, und keine andere Stimme hört, als die: das Vaterland ist in Gefahr. Das ist die wahre Soldatenehre, daß kein König und Fürst, keine Gewalt noch Herrschaft den edlen und freien Mann zwingen kann, das Schändliche oder Unrechte zu tun oder tun zu helfen. Das ist die teutsche Soldatenehre, daß der brave Krieger dem Könige oder Fürsten, der ihm zu gebieten wagt, für die Franzosen und ihren Despoten den Degen zu ziehen und gegen die Freiheit und Ehre ihres Landes zu fechten, den Degen im Angesicht zerbreche, weil er nicht den Mut hat, gleich seinen Vätern stolz und frei zu herrschen, oder freier und stolzer zu vergehen. Denn wer nicht mit dem Eisen in der Hand für das Vaterland zu sterben den Mut hat, wie mag der Fürst sein und andern gebieten? Das ist teutsche Soldatenehre, daß der Soldat fühlt: er war ein teutscher Mensch, ehe er von teutschen Königen und Fürsten wußte: es war ein teutsches Land, ehe Könige und Fürsten waren; daß er es tief und inniglich fühlt: das Land und das Volk sollen unsterblich und ewig sein, aber die Herren und Fürsten mit ihren Ehren und Schanden sind vergänglich. Siehe, Gott wird jeden zu Gericht fordern, er wird auch ein strenges Gericht halten über den knechtischen und tierischen Soldaten, der nicht wissen wollte, wozu Gott dem Menschen Gewissen und Vernunft in die Brust gelegt hat.

6. Kapitel.

Teutschland des Soldaten Vaterland.

Siehe, dieses alles habe ich gesagt, damit die wenigen es begreifen, die noch dumm sind. Das sage ich aber denen, welche die Zeit erkannt haben und sie noch erkennen werden. Teutschland, das schöne, große, sonst so reiche, mächtige und furchtbare Land von der Ostsee bis zum Adriatischen Meer und den Alpen und von der Nordsee bis zur Weichsel, war vormals Ein Land und hatte einen großen gewaltigen Herrn; und das Land und den Herrn nannte man mit einem heiligen Namen Kaiser und Reich, und die fremden Herren und Völker entsetzten sich, wann sie diesen Namen hörten, die Eignen aber freueten sich, daß sie so glorreich und herrlich waren. Aber diese Herrlichkeit ist gefallen durch Vergessenheit der Taten und Tugenden unserer Väter und Ungehorsam und Treulosigkeit unsrer Fürsten, und nun meinen die elenden Franzosen, sie können unsere Herren sein und bleiben. Diese und die Könige und Fürsten, welche sich ihnen und dem schlechtesten Geiz und der jämmerlichsten Feigheit ergeben haben, damit sie den teutschen Namen desto leichter in schändlicher Knechtschaft und Dienstbarkeit halten können, bilden uns nun ein, es sei nie ein teutsches Reich noch teutsche Freiheit und Ehre gewesen, sondern immer nur ein leerer Name und ein bedeutungsloser Klang, und so nennen sie uns nichts als das erbärmliche Einzelne, nichts als einzelne Namen und Fürstentümer und Herren, und schweigen von unserm großen Volke und Lande. Sie meinen es aber arglistig und lügen auf das unverschämteste; denn sie wissen wohl die Zeiten, als die Kaiser ungehorsame

und aufrührische Fürsten ihres Landes und ihrer Güter entsetzten und sie an Ehre und Leben straften, und wie in jenen Zeiten das Reich und das Volk frei und mächtig blühete; sie lügen aber so, damit die Teutschen nicht merken sollen, daß man ihnen den großen Namen und die große Ehre gestohlen hat und auf immer stehlen will, damit sie sich nicht erinnern sollen, daß sie es mit der ganzen Welt aufnehmen könnten, wenn sie zusammentreten und redlich alle für Einen Mann stehen wollten.

7. Kapitel.

Teutschland des Soldaten Vaterland.

Das sollst du, teutscher Soldat und Mann, ihnen aber nicht glauben, denn es ist eitel arge List. Wann es so bleibt, wie es nun steht, so ist Teutschland, dein großes und heiliges Vaterland, auf ewig ein unglückliches, geschändetes und von den eiteln und sklavischen Franzosen gemißhandeltes Land. Du sollst das Einzelne ganz vergessen und nicht daran denken, ob du ein Sachse, Bayer, Oestreicher, Preuße, Pommer, Hesse, Hannoveraner heißest, sondern allein gedenken, daß du ein Teutscher heißest und bist und in teutscher Sprache redest. Deswegen soll dir nächst Gott Teutschland der heiligste Name sein, bei welchem du betest und schwörest, und jeder Mensch, der teutsch geboren ist, soll dir lieb und wert sein, als wäre er dein Bruder; denn er ist mit dir aus Einem Lande. Und wenn du diese Liebe und Treue inniglich fühlst, so wird Eintracht und Glaube an Gott und das Vaterland die verlorne Freiheit wiederbringen, und deine Kinder und Kindeskinder werden dich segnen, daß du das Rechte und Redliche getan hast. Denn auch ein Tier zerstöret sein eignes Geschlecht nicht, und du wolltest so schändlich sein, deine Brüder ferner plündern und erwürgen zu helfen? Und du sollst hinfort nicht mehr tun, was unglücklich geschehen ist, daß der teutsche Mann aus der einen Landschaft den teutschen Mann aus der andern Landschaft gar oft verspottet, ja wohl gehaßt hat — denn dadurch bist du aus dem großen so klein geworden —, sondern der Preuße soll nicht mehr des Oestreichers, der Tiroler nicht mehr des Bayern, der Westfale nicht mehr des Schwaben spotten noch ihn von sich treiben, sondern sollen herzlich und treu alle miteinander leben und sterben wie Brüder und erkennen, daß Eintracht und Liebe und Treue das Zerstörte allein wieder aufrichten kann, und daß alle, wie sie Ein Volk sind, auch Einen Herrn haben müssen, der sie regieren und beschützen könne. Denn wenn ihr euch ferner ermordet und erwürget, wie ihr getan habt, oder wenn ihr mit den Franzosen und ihrem Tyrannen noch länger ausziehet, ferne Völker und Länder, ja wohl die besten Freunde und Bundsgenossen eurer Freiheit zu verheeren und zu unterjochen, so werdet ihr das schlechteste und schändlichste Volk, das die Geschichte kennt, und beflecket die ehrwürdigen und heiligen Erinnerungen, welche die Vorwelt von euern freien und tapfern Vorfahren hinterlassen hat.

Ueber Selbsterhaltung und Selbstvergiftung.

Von

Professor Dr. med. **Hermann Eichhorst** (Zürich).

Der Kampf ums Dasein ist in der modernen Zeit fast zu einer Art von Stichwort geworden. Darwin wies nach, welche hohe Bedeutung dem Kampf ums Dasein bei der Entwicklung der Tier- und Pflanzenwelt zu immer vollkommeneren und ausgebildeteren Formen zukommt. Der Kampf ums Dasein ist es, der den einzelnen anspornt, alle seine geistigen und körperlichen Kräfte anzuspannen, um Gleichstrebenden zum mindesten das Gegengewicht zu halten oder ihnen womöglich einen Vorsprung abzugewinnen. Der Kampf ums Dasein bringt vielen den Untergang, wenn sie in ihm nicht als Sieger bestehen oder überhaupt daran verzweifeln ihn aufzunehmen.

Aber einen Kampf ums Dasein hat auch jeder gesunde Mensch in seinem eignen Körper durchzufechten, und das Leben ist unrettbar verloren, wenn der Körper in seiner Fähigkeit erlahmt, den in ihm sich bildenden feindlichen Mächten mit Erfolg entgegenzutreten und sie vollkommen zu überwinden.

Man hat häufig den menschlichen Körper mit einer Maschine verglichen, und für viele Tätigkeiten trifft dieses Bild zu. Unser Körper vollführt wie eine Maschine Arbeit und muß, um diese Arbeit verrichten zu können, in regelmäßiger Weise geheizt werden, welchen Heizungsvorgang freilich man anders zu nennen und als Ernährung zu bezeichnen pflegt. Eine Maschine, die nicht geheizt wird, steht still, und ein Mensch, der nicht in regelrechter Weise ernährt wird, stellt ebenfalls seine Lebenstätigkeit ein und geht, wie allbekannt, durch Verhungern zugrunde. Eine Maschine nutzt sich durch längeren Gebrauch mehr und mehr ab und wird trotz aller Reparaturen doch schließlich unbrauchbar, und mit dem Menschen steht es nicht wesentlich anders. Mit zunehmendem Alter stellen sich auch beim Menschen mehr und mehr Abnutzungserscheinungen ein, sein Körper arbeitet weniger ausdauernd und vollkommen, es machen sich immer häufigere und anhaltendere Störungen bei der Lebensarbeit bemerkbar; kräftigere Nahrung, häufigere Ruhepausen, Ferienaufenthalte, Dinge, die den Reparaturen an der Maschine entsprechen würden, bessern anfänglich noch vorübergehend die Altersschäden aus, aber schließlich hilft dies alles nicht mehr, und so bleibt keinem die Stunde erspart, in der die maschinenähnliche Tätigkeit des menschlichen Körpers für immer stillsteht und sich durch kein Mittel mehr in den Gang bringen läßt.

Wie man im Fabrikbetrieb zwischen leicht und stark gebauten, zwischen leicht abnutzbaren und dauerhaften Maschinen zu unterscheiden pflegt, genau so verhält es sich mit dem menschlichen Körper. Die alltägliche Erfahrung und Beobachtung lehren in unzweideutigster Weise, daß die verschiedenen Menschen in sehr ab-

wechslungsreicher Weise den Verrichtungen des Lebens nachzukommen vermögen, und daß die Leistungsfähigkeit des Einzelnen sehr verschieden groß und nachhaltig ist. Mancher menschliche Körper ist von vornherein so schwach gebaut, daß er selbst zu einer so geringen Tätigkeit, wie sie nur zur Erhaltung des Lebens erforderlich ist, nur für kurze Zeit fähig ist, so daß ihm ein früher und baldiger Untergang beschieden ist.

Worin nun aber der Vergleich zwischen dem menschlichen Körper und einer Maschine meiner Meinung nach gar nicht zutrifft, das ist der Kampf ums Dasein, den jeder Mensch unbewußt in seinem Körper durchzuführen und zu überstehen hat, wenn er sich Gesundheit und Leben erhalten will. Mit der Einführung von Nahrung oder mit der Heizung des Körpers, mit deren Verbrennung und mit dem Hinausschaffen der Verbrennungsprodukte oder Nahrungsschlacken aus dem Körper ist es noch lange nicht genug getan, und es kommen da noch ganz andre Dinge in Frage, die uns bei der Untersuchung über die Tätigkeit einer Maschine kaum aufstoßen.

Es mag dem Nichtarzt verwunderlich erscheinen, wenn er zu hören bekommt, daß sich auch im Körper des gesundesten Menschen Gifte bilden, von denen einzelne schon in sehr geringen Mengen das Leben in ernstester Weise bedrohen. In jedem gesunden Körper spielen sich Vorgänge der Giftbereitung und der Unschädlichmachung dieser Giftstoffe oder der Entgiftung ab. Treten Störungen und Behinderungen in der Entgiftung ein, so folgt dem in unvermeidbarer Weise eine Vergiftung auf dem Fuße, und weil es sich um Gifte handelt, die der Körper selbst gebildet hatte, so nennt man diesen gefahrvollen Vorgang Selbstvergiftung, oder da wir Aerzte mit Vorliebe der griechischen Sprache unsre Kunstausdrücke entlehnen, so gebrauchen wir statt Selbstvergiftung auch das gleichbedeutende griechische Wort Autointoxikation.

Wenn ich wiederholt vom Kampf ums Dasein gesprochen habe, den jeder Mensch in seinem Körper täglich, stündlich, jeden Augenblick durchzufechten hat, so ist der Siegespreis in diesem Kampf nichts andres, als einer Selbstvergiftung zu entgehen. Die meisten unsrer Eingeweide bilden außer unserm Körper nützliche gleichzeitig auch noch giftige Stoffe, aber es entsteht aus der Giftbildung keine Lebensgefahr, solange es der Körper versteht, sich dieser Gifte wieder zu entledigen.

Mit am längsten bekannt ist jene eigentümliche Form von Selbstvergiftung, die sich nicht selten bei Krankheiten der Nieren und ganz besonders oft bei Entzündungen der Nieren einstellt, Krankheiten, die dem Nichtarzt unter der Bezeichnung der Brightschen Krankheit wenigstens dem Namen nach nicht unbekannt zu sein pflegen. Diese Nierenentzündungen haben den Namen der Brightschen Krankheit erhalten, weil der englische Arzt Richard Bright sie zuerst in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beschrieben hat.

Bekanntlich fällt den Nieren die Aufgabe zu, aus dem Blute Flüssigkeit abzuscheiden und dieselbe als Nierensekret oder Harn in die harnleitenden Wege abfließen zu lassen, von denen aus sie in gewissen Zwischenräumen nach außen

entleert wird. Aber es handelt sich bei diesem Nierensekret nicht etwa um reines Wasser, denn schon die Farbe des Sekretes weist darauf hin, daß es zum mindesten Farbstoffe in gelöstem Zustande enthalten muß. Viel wichtiger freilich als diese Farbstoffe ist eine Reihe von andern Körpern, die sich mit Hilfe von chemischen Untersuchungsmethoden aus dem Nierensekret gewinnen lassen, und unter denen in bezug auf Menge Harnstoff und Kochsalz an erster Stelle zu nennen wären. Beiläufig bemerkt, scheidet ein gesunder Mensch täglich etwa 30 Gramm Harnstoff und 15 Gramm Kochsalz aus. Die im Nierensekret gelösten Körper stammen von der eingenommenen Nahrung ab und bilden sich zum Teil bei der Verbrennung der Nahrungsmittel im Körper, also bei jenen Vorgängen, die man auch als Ernährung zu bezeichnen pflegt. Der Harnstoff beispielsweise entsteht als Endprodukt der Verbrennung der genossenen Eiweißkörper.

Befinden sich die Nieren im entzündlichen Zustand, so sind sie ihrer Aufgabe häufig nicht mehr gewachsen, und es macht sich dann ein sehr lebensgefährlicher Zustand bemerkbar, den man Harnvergiftung oder Urämie nennt, und der eben gar nichts anders als eine Selbstvergiftung des Körpers darstellt.

Wie soll man sich das Zustandekommen dieser Selbstvergiftung erklären? Offenbar müssen, wenn die Nieren ihren Verpflichtungen nachzukommen nicht mehr imstande sind, im Körper Stoffe zurückbleiben, die unter gesunden Verhältnissen mit dem Nierensekret nach außen gelangen sollten, und eine Anhäufung dieser Körper im Blute führt zur Selbstvergiftung, zur Harnvergiftung oder Urämie. Welche Körper dabei in Betracht kommen, ist nicht einmal ganz aufgeklärt, aller Wahrscheinlichkeit nach kommen mehrere in Frage.

Häufig versucht der Körper sich dieser Stoffe auf andrem Wege zu entledigen, wenn ihnen der Weg nach außen durch die kranke Niere verlegt ist. So hat man mehrfach nachgewiesen, daß sich unter solchen Umständen im Speichel beträchtliche Harnstoffmengen finden, und mitunter kommt es zu lebhafter Schweißbildung auf der Haut, der Schweiß verdunstet und hinterläßt eine weiße, salzähnliche, glitzernde Masse, die man als Harnstoff erkannt hat. Aber diese ungewöhnlichen Abzugswege reichen für die Dauer nicht aus und sind auch niemals imstande, die Aufgaben der Nieren vollkommen zu ersetzen und die Gefahr der Harnvergiftung vom Körper fernzuhalten.

Wenn das Blut mit harnfähigen Stoffen, wie man die fraglichen Körper zu nennen pflegt, überladen ist, so macht sich dies namentlich durch Vergiftungserscheinungen bemerkbar, oder mit andern Worten, es treten Zeichen der Urämie ein. Besonders früh und regelmäßig wird das Gehirn in Mitleidenschaft gezogen, und es treten daher im Krankheitsbilde ganz besonders auffällig nervöse Störungen zutage, wie Kopfschmerz, Benommenheit, Muskelkrämpfe, Abnahme oder Verlust des Sehvermögens und Störungen der Atmung.

Vielfach läßt sich das Eintreten einer Harnvergiftung voraussehen; ihr Eintritt ist allemal dann zu befürchten, wenn das Nierensekret an Menge in beträchtlichem Grade abgenommen hat, denn mit geringerer Harnmenge werden

auch weniger harnfähige Stoffe den Körper verlassen. Nach dem Gesagten wird es verständlich, weshalb die Aerzte bei der Behandlung von Nierenkranken einen so großen Wert darauf legen, daß die täglich ausgeschiedene Harnmenge sorgfältig gesammelt und aufgeschrieben wird, denn ohnedem ist eine Erkennung drohender Harnvergiftung unmöglich.

Wenn es nun auch als Regel gilt, daß einer Harnvergiftung eine Verminderung der Harnmenge vorauszugehen pflegt, so gibt es doch bekanntlich keine Regel ohne Ausnahme, und es kommt daher hie und da einmal vor, daß sich Harnvergiftung zeigt, ohne daß das Nierensekret eine Abnahme in seiner Menge gezeigt hätte. Offenbar wird dergleichen eintreten, wenn die Nieren zwar imstande sind, das Wasser aus dem Blute in unveränderter Weise abzuscheiden, wenn sie aber der Fähigkeit verlustig gegangen sind, auch die harnfähigen Körper in genügender Menge dem Blute zu entziehen.

Erkrankungen, im besonderen Entzündungen der Nieren selbst bieten keineswegs die einzige Gelegenheit für eine Harnvergiftung. Eine solche muß auch dann zum Ausbruch gelangen, wenn der Abfluß des Harns aus den harnleitenden Wegen eine Behinderung erfahren hat. Das kommt am häufigsten bei Harnsteinen vor. Solche Steine bilden sich besonders oft im Nierenbecken, und wenn beide Nierenbecken Harnsteine beherbergen und diese Steine in die zugehörigen Harnleiter einwandern und diese verstopfen, so ist die Gelegenheit zu Harnstauung oberhalb der verstopften Stelle gegeben, und es bricht Harnvergiftung aus, wenn das Hindernis nicht bald wieder gehoben wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die verschiedenen Menschen eine solche Harnstauung sehr verschieden lange Zeit ertragen; der eine verfällt schon nach einigen wenigen Tagen der Harnvergiftung, und der andre erträgt den Zustand länger als eine Woche, ohne Vergiftungserscheinungen darzubieten.

Chirurgen namentlich haben mitunter die unliebsame Erfahrung gemacht, daß Harnvergiftung auch dann eintrat, wenn nur eine Niere durch eine Operation aus dem Körper entfernt werden mußte und die andre Niere ganz gesund war, obschon es hinreichend bekannt ist, daß auch eine einzige gesunde Niere vollkommen imstande ist, in genügender Menge Wasser und harnfähige Körper aus dem Blute und dem Körper zu entfernen und dadurch die Gesundheit zu erhalten. Man stellt sich das Zustandekommen des erwähnten unglücklichen Ereignisses so vor, daß der Reiz, der durch die Operation notwendigerweise auf die kranke Niere ausgeübt wird, sich unter Vermittlung von Nerven auf die gesunde Niere überträgt und diese veranlaßt, ihre Tätigkeit einzustellen. Auch bei Nierensteinen beobachtet man mitunter, daß nur der Harnleiter einer Niere durch einen Stein verschlossen ist, daß aber der sehr starke Schmerz oder, wie man auch sagt, die Nierensteinkolik die unbeteiligte Niere dazu veranlaßt, außer Tätigkeit zu treten, so daß eine Harnvergiftung auch trotz Gesundheit einer Niere möglich ist.

Die vorausgehende Besprechung hat in deutlichster Weise gezeigt, welche wichtige Aufgabe der Niere zufällt, und mit Fug und Recht muß man sie den ent-

giftenden Eingeweiden unsers Körpers zuzählen. Ohne geregelte Nierentätigkeit ist Selbsterhaltung und Sieg in dem Kampf ums Dasein für den einzelnen unmöglich.

Ganz ähnlichen Verhältnissen begegnen wir, wenn wir uns den Krankheiten der Leber zuwenden. Auch die Leber gehört gleich den Nieren zu den drüsigen Gebilden und liefert, wie es die Drüsen zu tun pflegen, ein Sekret. Man nennt das Sekret der Leber Galle. Aus der Leber fließt die von ihr abgesonderte Galle durch die Gallenwege in den Darm, und hier im Darm wird sie für die Ausnutzung oder, wie man meist sagt, für die Verdauung der Nahrung verwendet. Die Galle befördert in hohem Grade die Aufnahme der genossenen Fette, sie regt den Darm zur Tätigkeit an und begünstigt dadurch seine Entleerung, sie behindert die faulige Zersetzung des Darminhalts und gibt dem Darminhalt die eigentümliche gelbliche oder bräunliche Farbe.

Behinderungen in der Ausscheidung der Galle in den Darm kommen sehr häufig vor. Schon leichte entzündliche Schwellungen auf der Schleimhaut der Gallenwege vermögen den Gallenabfluß zu hemmen. Auch dringen nicht selten Gallensteine aus der Gallenblase, in der sie sich am häufigsten bilden, in den großen Gallengang hinein, bleiben hier stecken und verlegen dadurch der Galle den Ausgang zum Darm.

Unter solchen Umständen muß sich die Galle oberhalb des Hindernisses stauen, und gegen die Regel wird sie alsdann in das Blut aufgenommen. Dieser Vorgang verrät sich dem Auge leicht dadurch, daß das mit Gallenfarbstoff überladene Blut alle Gebilde, die es durchfließt, mehr oder minder deutlich gelb färbt. Die äußere Haut nimmt dabei die Farbe des Schwefels, einer Zitrone oder selbst einer Orange an und auch das reine Weiß der Augäpfel wird durch einen gelben Farbenton ersetzt. Auch dem Nichtarzt sind diese Veränderungen unter dem Namen der Gelbsucht wohlbekannt.

Für denjenigen, der die Aufgaben kennt, die von der Galle im Darm zu erfüllen sind, ist es klar, welche Störungen sich ergeben müssen, wenn keine Galle mehr in den Darm hineinzufließen vermag; es wird alsdann die Aufsaugung der in der Nahrung genossenen Fette beschränkt, die nur noch durch die Vermittlung des Bauchspeicheldrüsensaftes weiter vor sich gehen kann; der Darm wird in seinen Bewegungen weniger lebhaft, und es stellt sich Stuhlverstopfung ein; der Darminhalt bekommt wegen zunehmender Zersetzungsvorgänge einen säuerlichen, fauligen Geruch, und die natürliche Farbe des Darminhalts geht verloren und macht einer grauen Farbe Platz, die dem Aussehen von Asche ähnelt, oder sie nimmt einen grauroten Farbenton an, der an das Aussehen von Ton erinnert.

Aber alle diese krankhaften Veränderungen sind so lange von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung, solange sich keine Erscheinungen von Selbstvergiftung bemerkbar machen, die man mit dem Namen Cholämie zu belegen pflegt, ein Name, der von den griechischen Wörtern Chole, Galle und Haima, Blut hergeleitet ist und darauf hinweisen soll, daß man sich diese Vergiftung durch Uebertritt von Gallenbestandteilen in das Blut entstanden denkt.

Erfahrungsgemäß kommt Cholämie wesentlich seltener als die früher erwähnte Urämie vor, aber darin stimmen beide Formen von Selbstvergiftung miteinander überein, daß die giftigen Stoffe, welche bei Störungen in der Ausscheidung des Nierensekretes oder Lebersekretes im Körper zurückgehalten werden, vor allem das Gehirn in Mitleidenschaft ziehen, daß es sich also vorwiegend um Nervengifte handelt, denn auch bei Cholämie machen sich wie bei Urämie besonders Hirnstörungen bemerkbar.

Leider muß man auch in bezug auf die Cholämie das gleiche Bekenntnis ablegen wie bei der Urämie, daß man bis jetzt die giftigen Körper nicht genauer kennt. Man hat früher die Gallensäuren und das Cholestearin, die in jeder Galle enthalten sind, als die Erreger der Cholämie angesehen, aber aller Wahrscheinlichkeit nach kommen ganz andre Stoffe in Frage.

Einer besonderen Beachtung bedarf es namentlich, daß Cholämie mitunter auch dann eintritt, wenn eine Behinderung im Gallenabfluß gar nicht besteht. Man stellt sich das Zustandekommen der Cholämie unter solchen Umständen so vor, daß die Zellen der Leber infolge von krankhaften Einflüssen nicht mehr imstande sind, dem Blute Stoffe zu entziehen, die sie unter gesunden Verhältnissen verarbeiten, in der Galle ausscheiden und dadurch aus dem Körper entfernen und ihn vor Selbstvergiftung schützen. Diese Annahme liegt um so näher, als es bekannt ist, daß sich gerade innerhalb der Leber wichtige chemische Umsetzungsvorgänge der genossenen und von der Magen- und Darmwand verarbeiteten und aufgenommenen Speisen vollziehen.

Zu einer Stätte für die Herstellung von sehr gefährlichen Giften können Magen und Darm umgewandelt werden. Wenn nach reichlichem Alkoholgenuß am nächsten Tage sich jene Erscheinungen bemerkbar machen und dem vorausgegangenen Genuß einen unangenehmen Nachgeschmack folgen lassen, die unter dem Namen eines Katers allgemein bekannt und ungern gesehen sind, so hat man es dabei mit nichts anderm als mit einem meist leichten Grad von Selbstvergiftung zu tun. Die große Menge des Alkohols rief eine Reizung der Magenschleimhaut hervor; die entzündete Magenschleimhaut sonderte einen verdauungsuntüchtigen Magensaft ab; die eingeführten Speisen wurden nicht mehr im Magen ordnungsgemäß verdaut; es traten Zersetzung und Gärung des Genossenen ein; dabei kam es zur Bildung giftiger Gärungsprodukte; diese wurden in das Blut aufgenommen; und was geschah nun? es trat genau so wie bei Urämie und Cholämie eine Vergiftung des Gehirns und wohl auch seiner Umhüllungen ein, nur mit dem Unterschied, daß es sich um einen bald vorübergehenden und kaum jemals lebensgefährlichen Zustand handelt. Denn das Eingenommensein des Kopfes, der Kopfschmerz, das pulsierende, höchst unangenehme und empfindliche Klopfen im Hinterhaupt, der Schwindel und etwaiges Angst- und Beklemmungsgefühl — was sind sie anders als Zeichen einer Reizung des Gehirns, einer Selbstvergiftung des Gehirns. Meist werden aber die giftigen Körper schnell wieder aus dem Körper ausgeschieden und damit geht auch der lästige Zustand bald wieder vorüber.

Um die lästigen Beschwerden des Katzenjammers und namentlich die klopfenden Kopfschmerzen schnell los zu werden, gebrauchen viele, auch ohne den Arzt darum befragt zu haben, Antipyrin oder Phenacetin, und in der Tat ist deren Erfolg ein ebenso sicherer als schneller. Wie wirken aber nun diese beiden Arzeneien? Sind sie Gegengifte oder üben sie in andrer Weise ihren günstigen und meist sehnlichst erwarteten Einfluß aus? Um Gegengiftwirkung handelt es sich wohl kaum, dagegen stumpfen Phenacetin sowohl als auch Antipyrin die Empfänglichkeit und Empfindlichkeit der Nerven ab, und so gelangen krankhafte Reizungen der Nerven oft nicht mehr zur Wahrnehmung.

Mitunter ruft der Genuß von verdorbenen Nahrungsmitteln, mag es sich nun um Fleisch, Gemüse, Früchte oder Getränke handeln, schwere Gefahren für Gesundheit und Leben hervor. Besonders kommen dabei zwei Möglichkeiten in Frage, und es ist nicht einmal immer leicht und möglich, mit völliger Sicherheit zwischen ihnen zu entscheiden.

Einmal können verdorbene Nahrungsmittel Bakterien enthalten, die sich in den Verdauungswegen reichlich vermehren, Bakteriengifte oder Toxine ausscheiden und dadurch den Körper vergiften und in Lebensgefahr bringen, oder es handelt sich in andern Fällen nicht um eine Vergiftung mit Bakteriengiften, sondern mit krankhaften Umsetzungsprodukten des Genossenen, also mehr um eine rein chemische Vergiftung, wobei freilich die Umsetzungsprodukte auch wieder unter der Einwirkung von Bakterien entstanden. Mag die eine oder die andre Form von Vergiftung vorliegen, immer handelt es sich um Zustände von sehr ernster Bedeutung.

Nicht versäumen wollen wir, daran zu erinnern, daß selbst die Lungen außer Nieren, Leber, Magen und Darm zu denjenigen Eingeweiden unsers Körpers gehören, die bei der Atmung ohne Unterbrechung ein dem Körper verderbliches Gift bilden. Die Aufgabe der Lungen besteht, wie allbekannt, darin, bei der Einatmung Luft einzuziehen, um bei der Ausatmung wieder Gase von sich zu geben. In der uns umgebenden Luft ist ein sehr wichtiges Gas, der Sauerstoff, enthalten, welcher zum Fortbestehen des Lebens unentbehrlich ist. Die in die Lungen aufgenommene Luft verliert in ihnen einen Teil des Sauerstoffes und tauscht ihn innerhalb der Lungen gegen ein andres Gas, nämlich gegen Kohlensäure aus, welche mit der Ausatmungsluft die Lungen verläßt. Der in den Lungen zurückgehaltene Sauerstoff wird von den im Blute kreisenden roten Blutkörperchen aufgenommen und von diesen den verschiedenen Organen und Geweben zugeführt, um sich mit deren Bestandteilen zu verbinden und dadurch ihre Tätigkeit zu ermöglichen. Derartige Vorgänge nennt man Oxydation oder Verbrennung. Bei dieser Verbrennung bildet sich nun Kohlensäure, die eine chemische Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff ist, aber von unserm Körper nicht weiter verwertet werden kann. Die im Körper gebildete Kohlensäure ist jedoch kein gleichgültiger Auswurfsstoff oder eine unschädliche Schlacke, im Gegenteil, Kohlensäure ist für den Körper ein giftiges Gas, und die Vernichtung des Lebens tritt sicher ein, wenn die Ausscheidung der Kohlen-

säure durch die Ausatmung behindert ist und eine Ueberladung des Blutes mit diesem Gase zur Ausbildung gelangt. Denn wie das Blut in den Lungen Sauerstoff aufnimmt und den Geweben zuführt, so hat es auch innerhalb der von ihm durchströmten Gebilde die in ihnen entstandene Kohlensäure aufzunehmen und sie innerhalb der Lungen an die Ausatmungsluft abzugeben. Ist die Luftzufuhr zu den Lungen abgeschnitten, so erfolgt unvermeidbar durch Erstickung der Tod, denn ohne Sauerstoff können wir nicht leben, aber auch ebenso sicher findet das Leben ein baldiges Ende, falls die Ausatmung gestört ist und damit eine Kohlensäureüberladung des Blutes eintritt. Es nehmen demnach auch die Lungen an dem Kampf ums Dasein einen hervorragenden Platz ein.

Gerade in den letzten Jahren ist man auf eigentümliche Vergiftungsbilder aufmerksam geworden, die mit Veränderungen gewisser drüsigen Gebilde im Zusammenhang stehen, über deren Bedeutung man lange Zeit im unklaren gewesen und zum Teil auch noch heute ist.

Wir machen den Anfang damit, zunächst einiges über die Bedeutung der Schilddrüse anzuführen.

Die Schilddrüse ist ein Gebilde, das zu beiden Seiten der unteren Kehlkopfsabschnitte und der Luftröhre gelegen und bei einem gesunden Menschen kaum zu sehen und zu fühlen ist. Aber nicht selten geht sie krankhafte Vergrößerungen ein, und es bildet sich dann das aus, was man einen Kropf nennt. Es machen sich dabei an der Seite und auch an den vorderen Abschnitten des Kehlkopfes Vorwölbungen bemerkbar, die bei starker Entwicklung den Umfang eines Kinderkopfes und selbst darüber erreichen können und sich nicht selten vom Unterkiefer längs der beiden Halsseiten bis zum Schlüsselbein erstrecken. Abgesehen von der Verunstaltung bedingen derartige große Kropfbildungen häufig durch Druck und Verengerung der Luftröhre die Gefahr der Erstickung, so daß man gezwungen ist, sie durch eine Operation zu entfernen und dadurch auch die Verengerung der Luftröhre zu beseitigen.

Gerade bei Gelegenheit von Kropfoperationen ist man auf die hohe Bedeutung der Schilddrüse für die Gesundheit aufmerksam geworden, und es waren zwei Chirurgen der Schweiz, nämlich Reverdin in Genf und Kocher in Bern, die fast gleichzeitig darauf hingewiesen haben.

Wenn man nämlich durch eine Operation die krankhafte Schilddrüse vollkommen entfernt, so bilden sich nach einiger Zeit blasses Aussehen, Schwäche und vor allem noch Schwellungen der Haut aus, welch letztere hochgradige Entstellungen im Gefolge haben. Daß diese merkwürdigen Veränderungen mit nichts anderm als mit dem Fehlen der Schilddrüse im Körper zusammenhängen, erkennt man namentlich daraus, daß, wenn man solchen Kranken Schilddrüsengewebe zu essen gibt, die krankhaften Veränderungen zum Verschwinden gelangen. Die Chirurgen hüten sich daher, bei Operationen an der Schilddrüse das ganze Gebilde zu entfernen, um so mehr, als man mitunter selbst nach einer nur teilweisen Entfernung die gleichen Störungen der Gesundheit beobachtet hat.

Daß man gerade in der Schweiz auf diese merkwürdigen Vorgänge auf-

merksam geworden ist, findet seine Erklärung darin, daß man in gebirgigen Gegenden Kropf ungemein häufig und stark ausgebildet antrifft, was von manchen Aerzten auf die Beschaffenheit des Wassers, von andern auf Bakterieneinflüsse zurückgeführt wird. Es kommen demnach gerade Chirurgen in der Schweiz häufig in die Lage, Operationen an der Schilddrüse ausführen zu müssen.

Der beschriebene Einfluß der Schilddrüse auf die Ernährung und Gesundheit des Körpers kommt in fast derselben Weise auch dann zum Ausdruck, wenn die Schilddrüse aus irgend einem Grunde eine Verkleinerung und einen Schwund ihres Gewebes erfahren hat.

Ein solcher Schilddrüsenschwund kann angeboren oder in frühester Kindheit entstanden sein. Derartige Menschen bleiben in ihrem Körperwachstum zurück und werden Zwerge, ihre Haut ist gedunsen und führt zu häßlichen Entstellungen, namentlich im Gesicht, und auch ihre geistige Entwicklung leidet. Man nennt solche Personen Kretins, und bekannt ist es, daß man ihnen in Kropfgegenden, also in Gebirgsgegenden, verhältnismäßig oft begegnet. Gibt man solchen Kretins Schilddrüsengewebe zu essen, so lassen sich vielfach an ihnen überraschende Besserungen erzielen, wiederum ein Beweis für die Bedeutung der Schilddrüse im Haushalt unsers Körpers.

Mitunter entwickeln sich Verkleinerung und zunehmender Schwund der Schilddrüse bei bisher gesunden Erwachsenen. Es kommt dann genau so wie nach operativer Entfernung der Schilddrüse zu Erblassen, Schwäche und namentlich zu in hohem Grade entstellenden Schwellungen der Haut, Dinge, die durch längeren Genuß von Schilddrüsengewebe, beispielsweise durch den Genuß von Hammelschilddrüse, einer Heilung zugänglich sind. Wir Aerzte benennen diese krankhaften Veränderungen als Myxödem und unterscheiden je nach den vorliegenden Ursachen ein operatives, ein angeborenes und ein erworbenes Myxödem.

Selbstverständlich kann es sich bei der Entstehung eines Myxödems nicht um ein Gift handeln, das aus der Schilddrüse herstammt und die geschilderten krankhaften Störungen im Körper hervorruft, denn die Schilddrüse hat ja bei einem Myxematösen ihre Tätigkeit mehr oder weniger vollkommen eingestellt, im Gegenteil drängt sich die Annahme auf, daß beim Gesunden Gifte im Blut kreisen, die durch eine unveränderte Schilddrüse unschädlich gemacht werden. Wird der Schilddrüse dieses Vermögen genommen, so bleiben diese Gifte im Blute in Wirksamkeit und bringen dadurch die Erscheinungen des Myxödems zuwege. Es handelt sich demnach bei diesen Vorgängen nicht um eine vergiftende Tätigkeit, sondern um den Ausfall von entgiftenden Eigenschaften der Schilddrüse, Eigenschaften, wie wir sie bereits von der Niere, Leber, dem Magen, Darm und den Lungen kennen gelernt haben.

Allein es sind auch krankhafte Zustände bekannt, von denen man mit gutem Grund annimmt, daß sie auf einer Vergiftung mit Stoffen beruhen, die ihre Bildungsstätte in der Schilddrüse haben. Es gehört hierher jene Krankheit, die man nach ihrem ersten genauen deutschen Beobachter die Basedowsche

Krankheit nennt. Dieses Leiden macht sich namentlich dadurch bemerkbar, daß die Schilddrüse mehr und mehr an Umfang zunimmt, daß sich Herzklopfen einstellt, die Augäpfel stark nach außen treten, und daß die Kranken zittern und in einen aufgeregten, nervösen Zustand geraten. Läßt man derartige Kranke Schilddrüsengewebe vom Hammel genießen, so nehmen ihre Beschwerden in der Regel beträchtlich zu, während man durch operative Entfernung eines Teiles der vergrößerten Schilddrüse wesentliche Besserung, vielfach fast Heilung erzielte. Diese Erfahrung spricht wohl ohne Frage dafür, daß infolge von krankhaften Vorgängen Stoffe in der Schilddrüse gebildet werden und zur Ausscheidung gelangen, die den Körper in ernste Gefahr bringen und namentlich auf das Nervensystem einen nachteiligen Einfluß entfalten, weil die Erscheinungen der Basedowschen Krankheit nervöser Natur sind.

Es wurde früher darauf hingewiesen, daß Schwund der Schilddrüse im Kindesalter die Entwicklung der Knochen hemmt und dadurch zu Zwergwuchs führt. Ueberraschenderweise gibt es aber auch ein drüsiges Gebilde im menschlichen Körper, dessen Erkrankung die Knochen auch bei Erwachsenen zu einem krankhaft gesteigerten Wachstum anregt und damit einen krankhaften Riesenwuchs herbeiführt. Die von diesem Leiden Betroffenen bemerken häufig die ersten krankhaften Störungen daran, daß sie in sehr kurzen Zeiträumen immer höhere Nummern von Schuhwerk und Handschuhen gebrauchen, so daß schließlich für sie ganz besonders große Bekleidungsgegenstände hergestellt werden müssen. Personen, die Klavier oder Saiteninstrumente spielen, müssen das bei eintretendem Riesenwuchs bald aufgeben, weil ihre Finger so breit geworden sind, daß sie nicht mehr nur eine einzige Taste oder Saite zu greifen im stande sind. Der ganze Körper nimmt an Länge auffällig zu, und im Gesichte macht sich ein starkes Vorspringen des Unterkiefers und der Nase bemerkbar.

Es hat sich nun gezeigt, daß bei derartigen Kranken in der Regel ein drüsiges Gebilde erkrankt ist, das auf dem Schädelgrunde gelegen ist und den Namen des Hirnanhanges führt. Somit hat man sich mit Recht die Vorstellung gebildet, daß auch dieses Gebilde, über dessen Bedeutung man bis vor kurzer Zeit nicht einmal Vermutungen aufzustellen wagte, für die Wohlfahrt des Körpers von weitreichendem Einfluß ist und unter gesunden Verhältnissen am Kampf um die Erhaltung des Lebens einen hervorragenden Anteil nimmt.

Gifte von sehr starker Wirkung sind in den Nebennieren nachgewiesen worden, also in jenen Gebilden, die dem oberen Pole jeder Niere angelagert sind. Daß Veränderungen in den Nebennieren eine bestimmte Erkrankung nach sich ziehen, die man nach ihrem Entdecker Addisonsche Krankheit nennt, ist schon seit längerer Zeit bekannt. Man nennt dieses Leiden auch Broncekrankheit, weil die Kranken dabei eine kupferähnliche oder bronceartige, graue, graphitähnliche Farbe der Haut bekommen, wodurch sie der Umgebung meist bald auffällig werden. Dazu gesellen sich Magen- und Darmstörungen und zunehmende Schwäche, die in der Regel mit dem Tode endet. Auch bei dieser Krankheit handelt es sich um nichts andres als um eine Selbstvergiftung, und

aller Wahrscheinlichkeit nach fällt den Nebennieren im gesunden Zustande die Aufgabe zu, giftige Stoffe dem Blute zu entnehmen, sie zu verarbeiten und dadurch unschädlich zu machen. Büßen die Nebennieren infolge von Erkrankung diese Fähigkeit ein, so bleiben die Giftstoffe im Blute zurück und führen zu Addisonscher Krankheit.

Wie bereits vorher erwähnt, hat man in der gesunden Nebenniere starke Gifte nachgewiesen, die namentlich auf die Wand der Blutgefäße selbst in sehr starker Verdünnung einen großen Reiz ausüben und sie zur Zusammenziehung bringen. Von dem Adrenalin, wie man eines dieser Nebennierengifte nennt, macht man heutzutage oft Gebrauch, um Blutungen zu stillen.

Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß die in dem Bauchraum hinter dem Magen gelegene Bauchspeicheldrüse ebenfalls zu denjenigen Eingeweiden gehört, deren Erkrankung ernste Vergiftungserscheinungen nach sich zu ziehen vermag, denn wenn die Bauchspeicheldrüse ihre Tätigkeit eingestellt hat, scheiden die Nieren Zucker aus und tritt Zuckerkrankheit ein. Man nimmt daher an, daß die Bauchspeicheldrüse unter gesunden Verhältnissen Stoffe bildet, die den im Blute kreisenden Zucker umsetzen. Allein mit der Zuckerausscheidung gehen auch noch andre krankhafte Stoffwechselveränderungen vielfach einher, und namentlich gelangt nicht selten Oxybuttersäure in so reichlicher Menge im Körper zur Bildung, daß dadurch eine Selbstvergiftung eintritt, die mitunter in wenigen Stunden und anscheinend bei leidlichem Wohlbefinden zu Bewußtlosigkeit und zum Tode führt.

Auch die äußere Haut beteiligt sich an der Aufgabe, den Körper von Giften zu befreien, die sich in ihm gebildet haben. Würde man die Haut in ihrer ganzen Ausdehnung mit einem undurchlässigen Firnis überziehen und damit die Ausscheidung von Giftstoffen verhindern, so würde in nicht zu langer Zeit das Leben beendet sein.

Wer sich die Tätigkeit des Körpers oder das Leben des Einzelnen als ein friedliches Zusammen- und Nebeneinanderwirken der verschiedenen Eingeweide oder Organe vorstellt, der begeht nach dem, was im vorausgehenden auseinandergesetzt wurde, einen recht groben Irrtum. Und wie überall in der Natur, so spielt sich auch in der Einzelperson eine große Reihe entgegengesetzter und sich fast einander bekämpfender Vorgänge ab. Solange sich diese Streitigkeiten einander das Gegengewicht halten, so lange besteht Gesundheit; aber wehe, wenn das eine Gebilde in seiner Kraft erlahmt oder seine Tätigkeit eine regelwidrige Richtung einschlägt, dann ist es oft aus mit der Selbsterhaltung, der Kampf ums Dasein ist verloren, und der Körper geht durch Selbstvergiftung zugrunde.

Die Geschichte des Palais de l'Elysée.

Von

Prof. Dr. Leo Claretie (Paris).

Eine der lokalen archäologischen Gesellschaften von Paris — es gibt deren eine für jedes Arrondissement oder jeden Stadtteil — hat kürzlich eine „promenade-conférence“ [1]) veranstaltet, die sehr besucht war. Es handelte sich um einen Besuch des Elysée, das zurzeit von Loubet, dem Präsidenten der französischen Republik, bewohnt wird. Die historischen Arbeiten von Gaston Duval, Henri Vial, Charles Normand, Gourdon de Genouillac und Hoffbauer haben die Vergangenheit dieses Gebäudes aufgehellt, das in den 186 Jahren seines Bestehens die tragischsten und die glücklichsten Wechselfälle erlebt und die verschiedenartigsten Persönlichkeiten, die Pompadour und Napoleon I. gesehen hat. Dieses Gebäude und seine reiche Geschichte will ich hier an der Hand seiner neuesten Historiographen in Kürze schildern.

Das Gebäude mit Garten wird heutigen Tages vom Faubourg St. Honoré, den Champs-Elysées, der Rue de l'Elysée und der Avenue Marigny begrenzt. Es stammt aus dem Jahre 1718. Mit seinem Namensbruder vom Montmartre, einem unwürdigen Bastard, hat dieses Elysée nichts als den Namen gemein.

In der Zeit seiner Entstehung waren die jetzigen Champs-Elysées eine große, mit Bäumen bepflanzte Wiese, durch die der Weg nach Neuilly führte. Dieses Bild gewährten sie noch vor hundert Jahren gegen den Cours de la Reine hin. Meine Großmutter hatte das Recht, eine Kuh, die sie besaß, zum Weiden auf die Wiese zu schicken, auf der heutigen Tages das Petit Palais steht. Man weiß, daß die Champs-Elysées gegen 1830 eine Wüstenei waren, als die Plejade der jungen romantischen Sturm- und Drangdichter, Theophile Gautier an der Spitze, sich nach der kleinen abgelegenen Kneipe des Moulin Rouge zu Graziano begaben, um dort wie V. Hugos Han d'Islande den Wein wie Blut aus dem Schädel eines an der Moskwa gefallenen Tambourmajors zu trinken.

Das Terrain, auf dem sich das Elysée erhebt, hieß damals „Les Gourdes“. Es waren Gemüsefelder und -Gärten, die sich gegen Chaillot erstreckten und die nach Paris zu von der Rue de la Bonne Morue (jetzt Rue Boissy d'Anglas, wo sich der Klub L'Epatant befindet), und vom Faubourg St. Honoré begrenzt wurden.

Im Jahre 1718 begann der Architekt Mollet, der Inspektor der königlichen Gebäude, inmitten dieser grünen Umgebung für Louis Henri de la Tour d'Auvergne, Grafen d'Evreux, Generalleutnant, Generaloberst der leichten

[1]) Vortrag, der im Umhergehen gehalten wird.

Kavallerie und Gouverneur von Ile de France, ein Wohngebäude aufzuführen.

Graf d'Evreux war der jüngstgeborene Sohn des Hauses Bouillon. Er hatte die Tochter des bekannten Bankiers Crozat geheiratet, der ein riesiges Vermögen besaß.

Trotz dieser reichen Heirat war d'Evreux ein fürchterlicher Geizhals. Eines Tages bat er den Regenten Philipp von Orleans um eine Gunst. Dieser kannte die Lieblingssünde des Bittstellers. Er antwortete ihm boshaft:

„Ich gewähre Ihnen, um was Sie mich bitten, aber Sie werden es erst erhalten, wenn ich Ihnen den Gnadenbrief darüber in ein Ihrer würdiges Hotel bringen kann."

Das war ein Befehl zu bauen. Wir verdanken somit das Elysée dem Regenten.

D'Evreux hatte eine Besitzung in Tancarville. Um das nötige Geld in die Hand zu bekommen, verkaufte er sie an Law, der ihm 800000 Livres dafür gab. Er kaufte sodann eine Parzelle der Gourdes und ließ die Arbeiten beginnen. Um ihm seine Zufriedenheit über seinen Gehorsam zu bezeigen, schenkte ihm der Regent 740 Quadratklafter Boden zur Vergrößerung der Nebengebäude des Hotels. Das Grundstück blieb außerhalb des Planes der großen Allee, die damals in der Ausführung begriffen war. Der Garten erhielt die Form eines Halbmondes, die er nach den Champs-Elysées zu noch hat.

Es war ein Hotel zwischen Hof und Garten. Ein Mittelgebäude mit zwei Stockwerken barg die Grands Appartements. Rechts und links vom Hofe, gegen den Faubourg St. Honoré zu, verdeckten zwei schöne parallele Säulenhallen auf der einen Seite die Stallungen, auf der andern die Küchen und die Orangerie. Eine große Terrasse beherrschte den Garten, der von Hagebuchenhecken eingefaßt war.

Das Hotel wurde niemals fertig eingerichtet. Graf d'Evreux wurde sehr bald Witwer und hatte keine Kinder; er bewohnte trübselig das Erdgeschoß. Er wurde geisteskrank und starb.

Das Besitztum fand sofort eine berühmte Käuferin. Die Marquise von Pompadour kaufte es am 24. Dezember 1753 für den Preis von 500000 Livres. Sie nahm bedeutende Verschönerungen daran vor und betraute Lassurance, den Bauinspektor der königlichen Domänen, mit den Bauarbeiten, Boucher, Vanloo und Lantara mit der Ausschmückung. Ihre Ausgaben dafür betrugen im ersten Jahre 96000 Livres, d. h. 300000 Franken.

Der Garten wurde vergrößert. Im Jahre 1754 ließ sich die berühmte Favoritin vom König 4836 Quadratklafter Grund geben. Sie war Grenznachbarin der Madame de Thorigny, die die frühere Besitzung des bekannten Gärtners von Versailles, Le Nôtre, bewohnte, worin eine Nichte Bossuets ihre Vorgängerin gewesen war. Sie kaufte diese ganze Besitzung im Jahre 1755. Acht Jahre später fand eine neue Vergrößerung statt, da der König ihr 1202

Quadratklafter in den Champs-Elysées geschenkt hatte. Es war ein riesiges Grundstück, das sie teils als Gemüsegarten, teils als Lustgarten mit Laubengängen, Bassins und Springbrunnen ausgestalten ließ. Der Teil der Besitzung, der für ihren Gebrauch reserviert war, hieß „Les Goulettes“ und war in einem bizarren, ausgesuchten Geschmack gehalten. Später sind auf diesem Raum die Paläste Castellane und Sebastiani errichtet worden. Die Pracht dieser geradezu königlichen Wohnstätte war berühmt, und die vornehmen Fremden betrachteten es als Ehrensache, Paris nicht zu verlassen, ohne sie besichtigt zu haben.

Die Pompadour starb. Sie vermachte ihr Hotel dem König Ludwig XV. für den Grafen von Provence, der es aber nicht bekam, da der König diesem prunkvollen Bau eine andre Bestimmung zugedacht hatte. Er machte ihn zum Wohnsitz für die außerordentlichen Gesandten, die an seinen Hof kamen.

Die Erinnerung an diese Bestimmung hat sich seltsamerweise im Namen des Café-Concert der Champs-Elysées erhalten, des „Concert des Ambassadeurs“, das alle Fremden kennen.

Der Bruder und Erbe der Frau von Pompadour war der Marquis de Marigny, General-Bautendirektor, der für den Verzicht auf alle seine Rechte auf das Palais seiner Schwester 750000 Livres erhielt. Ein großer Teil des Gartens wurde wieder zu den Champs-Elysées geschlagen, und eine Straße verband den Faubourg St. Honoré mit dem Wege nach Neuilly. Das war die Avenue Marigny, die zum Carré Marigny führt, dort, wo sich — wie konservativ doch das Theater ist! — das Théâtre-Concert des Folies-Marigny erhebt.

Da die Gesandtschaften, die dort Unterkunft finden sollten, selten waren, wurde das Hotel in ein öffentliches Gemälde- und Skulpturenmuseum verwandelt. Im Jahre 1768 dienten dann das Hotel und die im Garten aufgeführten Barackenbauten als Mobilienkammer des königlichen Hofes.

Fünf Jahre später bot ein reicher Finanzmann, der Hofbankier Nicolas Beaujon, für das Ganze die schöne Summe von einer Million, und der über den Geldmangel in seinem Schatze besorgte König gab es ihm.

Man kann sagen, daß Beaujon es war, der das Palais in seinen gegenwärtigen Zustand gesetzt hat. Man muß die Beschreibung des Gebäudes in dem „Guide de Paris“ von Thiéry aus dem Jahre 1786 nachlesen.

Treten wir mit ihm in das Palais Beaujons ein. Es ist eines der prächtigsten Gebäude der Stadt. Ein schöner, geräumiger Hof und zwei kleinere an den Seiten führen zum Eingang. In einem Saal rechts vom Vorzimmer steht ein sehr schönes englisches Billard; im anstoßenden Salon sind Zephyrus und Flora, eine Marmorgruppe von Tassaert, dem Bildhauer des Königs, von dem auch Marmorbüsten der vier Weltteile zu sehen sind, auf Postamenten aufgestellt. In dem rechts befindlichen Speisesaal stehen zwei prächtige, mit Bronze verzierte chinesische Vasen.

Der große Salon links vom ersten ist bemerkenswert wegen seiner herrlichen Spiegel, der kostbaren Bronzen, der Marmorwerke und Vasen, mit denen

er geschmückt ist, sowie wegen der reizenden Aussicht in den Garten, dessen Park die Champs-Elysées zu sein scheinen.

Das folgende Gemach ist ein Schlafzimmer und geht ebenfalls auf den Garten; es ist mit drei schönen Wandgobelins dekoriert, die Rinaldos „Schlaf“, seinen „Abschied“ und „Angelika und Medor“ darstellen. Vier mit Draperien und Rosen geschmückte Palmen tragen eine reiche Bekrönung über dem Bette.

Der Salon der Musen, der dann kommt, dient als Musiksalon. Die Musen sind hier in gemalten, in Gold gefaßten Medaillons dargestellt. Man sieht Zephyrus und Flora, eine von Guyard geschaffene Gruppe aus weißem Marmor; eine Marmorstatue, die auf einem Tische zwischen den Fenstern steht, stellt Ludwig XV. als Apollo dar. Eine andre Statue dieses Gottes befindet sich auf einem ebensolchen Tisch zwischen den Fenstern gegenüber. Durch ein weiteres Gemach, das als Schlafraum dient, gelangt man in die Vorzimmer des kleinen Anbaues, der sich auf dieser Seite befindet; sie führen in einen ersten Salon, der bemerkenswert ist durch vier von dem königlichen Hofmaler Sauvage als Basreliefs gemalte Türstücke, einen heiligen Rochus von Guido Reni, einen Seneca von Guercino, eine Antiope von Rubens und eine Standuhr in einer Vase aus Alabaster, die auf einem Untersatz von Säulen aus demselben Material steht.

Das Kabinett nebenan enthält einige Gemälde von Pater, Lancret, Vanloo, Wille, Houel, Doyen und mehrere Studienköpfe, zwei griechische Feste von Le Barbier dem Aelteren und Porträts von Santerre und Grimoux. Zwischen den Fenstern steht eine schöne Gruppe: drei Musen, die eine bewegliche Kugel halten, auf der rundherum die Stunden bezeichnet sind. In diesem Gemach hängt auch ein prachtvoller Lüster, der reich mit vorzüglich ausgeführten und mit Malergold vergoldeten Bronzen besetzt ist. Es steht mit der großen Galerie in Verbindung, die von oben Licht erhält und verschiedene Kuriositäten und seltene Gegenstände aufweist. Die Schränke, die eine Fensterlehne an der Frontseite bilden, enthalten eine wertvolle, auserlesene Bibliothek, die von Herrn d'Hemeri in der Zeit, als er Bibliothekinspektor war, zusammengebracht worden ist. Auf den Marmorplatten, die diese Fensterlehne bedecken, stehen Vasen aus Bronze, Porzellan und Marmor, alle von großem Wert.

An den beiden Enden dieser Galerie stehen zwei Marmorstatuen auf Piedestalen, von denen eines als Kamin und das andre als Ofen dient; eine dieser Statuen ist eine schöne, von Guyard in Rom gefertigte Kopie des Apollo von Belvedere, die andre eine von Tassaert geschaffene Kopie der antiken Diana, deren Kopf die Züge der Marquise von Pompadour trägt. In den vier Ecken dieser Galerie stehen ebensoviele Marmorstatuen, und zwar zu den beiden Seiten des Kamins die schamhafte Venus und die Venus Kallipygos; die beiden andern Statuen sind ein Flötenspieler und eine akademische Figur. Die Gemälde, die diese Galerie schmücken, sind von Santerre, Berghem, Rubens, Poussin, Vanloo, Teniers, Paul Potter, Jordaens, Van Ostade, Rembrandt, Gerard Dow.

Neben dieser Galerie befindet sich eine besondere Bibliothek, die in gewöhnlicher Weise zusammengesetzt ist; dieses Gemach erhält sein Licht von der der Tür gegenüberliegenden Seite.

Von dieser Galerie aus gelangt man durch das große Kabinett in das Hinterzimmer, wo man vier Porträts bemerkt, die Beaujon als Geschenk erhalten hat. Das erste stellt Ludwig XIV. dar, das zweite „Monsieur", den Bruder des Königs, das dritte den Grafen von Artois und das vierte den König von Schweden; die drei ersten sind Geschenke der Dargestellten. Außerdem enthält das Zimmer zwei Gemälde von Le Prince, zwei von Guérin, zwei herrliche orientalische Alabastervasen, die auf den Säulenschäften ruhen, und eine Büste des Königs von Augustin Pajou.

In dem folgenden Raum, der den Salon der kleinen Appartements darstellt, findet man das Porträt von Mme. Adélaïde, der Tante des Königs, das Beaujon von ihr selbst als Geschenk erhielt, und vier kostbare Gobelins nach Gemälden, ausgeführt von Cozette, dem Direktor der Gobelinfabrik.

Von diesem Zimmer aus gelangt man in das Schlafgemach, das von oben bis unten mit gefältelten Stoffen ausgeschlagen ist; das reizend ausgeschmückte Bett steht in einer Vertiefung, an deren Hinterwand ein Spiegel hängt, der, wenn man die Türen des Flügels öffnet, das Bild der gegenüberliegenden Champs-Elysées zurückwirft; dieses Gemach hat Oberlicht. Nach dem Durchschreiten eines sehr anmutigen Kabinetts gelangt man sodann in das Boudoir, das am Ende des Flügels liegt. Man weiß nicht, was man in diesem Raum am meisten bewundern soll, den Reichtum der Ausstattung, die Schönheit der Spiegel, die derart angebracht sind, daß sie die abwechslungsreichsten und reizvollsten Wirkungen hervorbringen, oder die Wahl der geschmackvoll drapierten Stoffe. Dieses Boudoir ist von einer Wölbung gekrönt, auf der eine Attika ruht, von mehreren „œils de bœuf" durchbrochen, die das Licht unter der darüber befindlichen, mit hübschen Malereien geschmückten Kuppel günstig verteilen.

Die abgestumpften Ecken dieses reizenden Boudoirs sind mit Spiegeln ausgefüllt und von Kindergruppen begrenzt; gleichmäßig drapierte Stoffe krönen ebenfalls das Ganze; den unteren Teil nehmen Sofas ein.

Dieses Gemach führt in den Garten.

Die Kapelle befindet sich im Flügel neben dem Speisesaal; er ist mit Stuckarbeiten dekoriert, die der Stukkateur Chevalier ausgeführt hat.

Das erste Stockwerk ist in zwei Appartements geteilt, die von den Bekannten des Herrn de Beaujon bewohnt werden.

Die Rue Beaujon und das Hospital Beaujon haben mit dem Namen die Erinnerung an diese Herrlichkeiten verewigt.

Dieser Aufenthalt erschien dem König Ludwig XVI. bezaubernd. Er trug Begehren danach und schloß einen Vertrag mit Beaujon; er kaufte ihm im Jahre 1786 für 1 100 000 Livres, dazu 400 000 Livres, die Beaujon von seinem Kaufpreis niemals abgezahlt hatte, seinen Wohnsitz ab und überließ ihm

auf Lebenszeit die Nutznießung davon, mit der Bedingung, im gegebenen Falle die außerordentlichen Gesandten oder „die Prinzen und Prinzessinnen, die ihre Reisen nach Paris führen werden“, darin zu logieren.

Dieser Ankauf mit der Einschränkung „auf Lebenszeit“ war kein schlechtes Geschäft, denn Beaujon hatte das Zartgefühl, fünf Monate nachher zu sterben.

Das Palais blieb zwei Jahre königlich. Im Jahre 1788 bekam es eine neue Besitzerin. Es wurde von der Herzogin von Bourbon angekauft, die es Elysée nannte, es nicht bewohnte und es an einen Herrn Hovyn vermietete, der ein Vergnügungs- und Festlokal unter dem Namen „Hameau de Chantilly“ daraus machte. Das war der Anfang der Cafés-concerts in den Champs-Elysées, deren erster Ahne somit aus dem Jahre 1789 stammt. Damals wurden des Vergnügens und der malerischen Wirkung wegen der Fluß, die Brücke und die Felsen geschaffen, die man noch dort sieht.

Während der Revolution wurde die Herzogin von Bourbon verhaftet und verbannt; ihr Palais wurde „gut national“ und wurde an Ball- und Wirtschaftsunternehmer vermietet. Auf die Türe wurde geschrieben: „Hier wird getanzt“, ganz wie es in unsern Tagen beim Elysée Montmartre der Fall war.

Das Kaiserreich änderte diese Sitten. Im Jahre 1805 wurde das Hotel von Murat gekauft, der es durch Percier und Fontaine im Geschmack der Zeit restaurieren und die Beschädigungen, die durch fünfzehn Jahre Volksbälle verursacht worden waren, ausbessern ließ.

Als er zum König von Neapel ernannt wurde, kam sein Palais wieder an die Krone. Napoleon I. kam oft im Sommer hin, um dort zu wohnen, und es wurde das Elysée Napoleons.

Bei seiner Ehescheidung bestimmte es der Kaiser als Residenz für Josephine; aber sie wollte es nicht und zog sich mit der Königin Hortense nach Malmaison zurück. Napoleon behielt sein Elysée und kam oft wieder dorthin.

In seinen Mauern unterzeichnete er nach der Schlacht bei Waterloo seine Abdankung, ehe er nach Rochefort und St. Helena abreiste. Es war seine letzte Wohnung in Paris.

Die Regierung der Restauration überließ das Palais dem Herzog von Berry, dem Sohne Karls X. und Vater des Grafen Chambord, statt es seiner früheren Besitzerin, der Herzogin von Bourbon, wiederzugeben, die nach 25 Jahren aus der Verbannung zurückkehrte. Sie erhielt dafür das Hotel de Monaco.

In das Elysée wurde die Leiche des Herzogs von Berry gebracht, als er 1820 in der Oper von Louvel ermordet worden war.

Seine Witwe verließ alsbald das Unglückhaus, das wieder an den Staat fiel. Es diente nun wieder von 1820 bis 1848 als Wohngebäude für die Gesandten und reisenden Prinzen, während es der Königin Marie Amélie, der Gemahlin Louis Philipps, als Wittum im Falle des Ablebens ihres Gemahls überwiesen wurde.

Die Revolution von 1848 gab ihm noch einmal eine andre Bestimmung. Das Elysée wurde der Sitz der Kommission für Nationalbelohnungen.

Am 20. Dezember 1849 bestimmte ein Beschluß der konstituierenden Versammlung das Elysée als Residenz für den Präsidenten der Republik, Napoleon, der darin den Staatsstreich vom Dezember 1852, aus dem das zweite Kaiserreich und er selbst als Napoleon III. hervorgingen, vorbereitete und ausführte.

Das Gebäude wurde dann erweitert; das Palais Sebastiani wurde hinzugezogen; eine Straße — die Rue de l'Elysée — wurde über den Platz des Hotels Castellane hin durchgebrochen, um es freizulegen. Der Architekt Lacroix führte 1854 und 1855 neue Gebäude auf, verbesserte die Fassaden, baute längs des Faubourg eine Galerie an, bestehend aus einem Stockwerk und einer Attika, die oben eine Terrasse trug und von einer Steinbalustrade nach italienischer Art gekrönt war. In der Mitte befand sich ein monumentales Tor in Form eines Triumphbogens, dessen Scheitel mit einem Wappenschild geziert war; auf jeder Seite der Eingangsgitter stand eine Gruppe von korinthischen Säulen, ähnlich jenen, die das Hauptportal schmücken. Das schlimmste war nur, daß Lacroix das, was von dem reizenden Hotel d'Evreux noch erhalten war, verdarb.

Uebrigens wohnte der Kaiser nicht im Elysée und zog in die Tuilerien. Das Elysée diente nur noch dazu, die zu den Ausstellungen von 1855 und 1867 kommenden fürstlichen Gäste zu beherbergen.

Im September 1870, am Ende des zweiten Kaiserreiches, hatten in dem Palais der Generalstab der Garde Nationale und die Société de Secours aux Blessés Militaires ihren Sitz.

Gegenwärtig ist das Elysée die Residenz des Präsidenten der Republik, Loubet.

Es ist im Jahre 1889 um einen schönen Festsaal vergrößert worden.

So wie es ist, nach so vielen Umwandlungen und Besitzwechseln, ist es des ersten Staatsbeamten würdig und enthält schöne, herrliche Kunstwerke, die zu betrachten sich verlohnt.

Man muß das ganze Erdgeschoß des Hauptgebäudes besichtigen: den großen, von Lacroix restaurierten Speisesaal, der von Murat stammt; den Wintergarten, der unter dem zweiten Kaiserreich geschaffen wurde und den die Juno von Falguière ziert; den Festsaal, der unter der Präsidentschaft Sadi Carnots für die Ausstellung von 1889 erbaut wurde, mit seinem Deckengemälde „Der Triumph der Republik" von Dubufe und mit seinen zwei schönen Wandgobelins „Kreüsa vom Feuer verzehrt" und „Jasons Untreue" nach de Troy. Der Salon Murats bedeckt ungefähr denselben Platz wie der Ballsaal im Palais d'Evreux. Das weiß und goldne Holzwerk ist von wohltuender Wirkung; es rahmt zwei schöne Oelgemälde von Carl Vernet und das Porträt Caroline Murats im Wagen ein. Zwischen den Fenstern hebt sich im Vordergrund die Vendômesäule von einer ägyptischen Landschaft ab, gegenüber einem reichen

Pfeilertischchen, das von blauen, mit Porzellanmedaillons geschmückten Emailsäulen getragen wird.

Der Wandteppichsaal nimmt einen Teil des alten Ballsaales im Hotel d'Evreux ein und enthält vier schöne Gobelins nach Giulio Romano.

Nun durchschreitet man noch den Salon der Adjutanten, der mit seinem grauen Getäfel à la Ludwig XV., seinen Wandspiegeln von Landelle, seinem Beauvaiser Wandschirm so reizvoll aussieht; den hellen Großen Salon mit seinem weiß und goldnen Wandgetäfel; den halbkreisförmigen Salon, das frühere Paradezimmer im Hotel d'Evreux, geschmückt mit weiß und goldnem Getäfel à la Ludwig XV. und Gobelins nach Antoine Coypel; den Conseilsaal, der ursprünglich das Arbeitskabinett des Grafen d'Evreux, dann der Musiksaal der Marquise von Pompadour war und der heute eine Galerie von Porträts der europäischen Herrscher aufweist; den Salon der Kleopatra, die ehemalige Kapelle im Hotel d'Evreux, der mit seinem Getäfel à la Ludwig XVI., seinen Gobelins nach Natoire, seinen Empirestühlen mit gestickten Blumensträußen auf kastanienbraunem Grunde, seinen chinesischen Möbeln à la Ludwig XVI. höchst künstlerisch wirkt; die Kapelle von Lacroix, in der berühmte Gestalten aus der Geschichte von Paris: der heilige Remigius, Chlodwig und Clotilde, Radegunde mit den Gesichtszügen von Persönlichkeiten des zweiten Kaiserreichs dargestellt sind.

Man geht dann zu den Privatgemächern die Treppe hinauf, die noch vom Hotel d'Evreux geblieben ist; dort kann man einen schönen Aubussoner Wandteppich, das „ländliche Fest", bewundern.

Wir sind jetzt im ersten Stockwerk. Da ist zuerst der Spiegelsalon, ehemals das Vorzimmer im Hotel Pompadour, ein ganz mit Spiegeln ausgelegter und mit Malereien von Chaplin verzierter Raum; dann das Arbeitskabinett, in dem sich ein sehr schöner Gobelin mit einer Darstellung der Königin Marie Antoinette und ihrer Kinder nach Mme. Vigée-Lebrun, Gemälde von Ravanne und Joyant, sowie Blumenstücke von Rivoire befinden.

Das Billardzimmer ist das frühere Schlafzimmer der Pompadour. Es ist mit modernen Gobelins behangen.

Im Großen Salon bildet das weiß und goldne Wandgetäfel à la Ludwig XV. mit dem Namenszug Napoleons III. und der Kaiserin Eugenie einen trefflichen Hintergrund für die modernen Gobelins und die mit Beauvaiser Stickereien gezierten Stühle.

Der Damensalon, ein weiteres Schlafzimmer der Pompadour, zeigt schöne moderne Gobelins nach Boucher.

Im Speisesaal darf man nicht versäumen, den Gobelin „Hund und Wild" zu betrachten. Dieser stammt aus dem Jahre 1860 und ist nach dem im Louvre befindlichen Gemälde von Desportes gefertigt, der einer der ersten Tiermaler des 18. Jahrhunderts war und der nach den wilden Tieren im Jardin Royal die Kartons der großen Ostindischen Jagden schuf; diese Gobelins befinden sich im großen Saal der Regierung der Insel Malta. England hat unlängst

mehrere hunderttausend Franken für ihre Ausbesserung ausgeworfen; diese wird in der Gobelinfabrik ausgeführt, wo man die Gobelins gegenwärtig sehen kann

Endlich muß man noch den Salon mit den Landschaften Houels, den einfach ausgeschmückten Salon der Huissiers, den Treppenflur, das ehemalige Kabinett im Hotel Pompadour, die von Percier und Fontaine geschaffene Ehrentreppe mit ihrem reizenden Geländer aus vergoldeten Palmen besichtigen, und man wird zugeben, daß unter den zahlreichen schönen Bauwerken, deren Paris sich rühmt, das Elysée keines der unbedeutendsten, wiewohl gewiß, selbst für die Pariser, eines der unbekanntesten ist.

Ueber japanische Nahrungsmittel.

Von

Oskar Loew,

Professor der Agrikulturchemie an der Universität in Tokio.

Die japanische Küche verfügt über eine weit größere Mannigfaltigkeit von Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreich als die europäische. Es dienen außer den meisten auch in Europa benutzten Produkten noch viele andre als Gemüse, so zum Beispiel die Zwiebeln von drei verschiedenen Lilienarten, die Knollen einer Stachys und von Sagittaria, die Wurzeln der Seerose, von Colorasia, Lappa und Dioscorea, die Wedel jungen Adlerfarns, sechs verschiedene Arten von Meeresalgen, die Schößlinge vom Schachtelhalm, eines Farnkrauts (Osmunda regalis), von Bambus, Aranaia, Phytolacca, Cryptotaenia und Oenanthe.

Die Meeresalgen[1]) werden entweder bloß getrocknet oder schwach geröstet mit Shoyusauce zum Reis gegessen, manchmal auch als Salat zubereitet. Der Geschmack ist nicht besonders ausgeprägt, der schwache Geruch erinnert an Fische. Wie bekannt, enthalten Meeresalgen geringe Mengen von Jodverbindungen, und eine solche Nahrung mag daher insofern auch Wert haben, als sie die für die Schilddrüse nötige Jodmenge sicherer liefert als die gewöhnlichen Gemüse. Es möchten vielleicht Meeresalgen, als Salat oder Gemüse zubereitet, in vielen Fällen von therapeutischem Werte sein, da sie das Jod in geeigneter organischer Bindung enthalten. Die Stengel von Petasites japonicus Miq. werden gekocht

---

[1]) Diese Algen werden im Meere, an seichten, eingezäunten Stellen der Küste kultiviert. Es sind sechs Arten, nämlich: Porphyra vulgaris (jap. nori), Enteromorpha compressa (ao-nori), Cystophyllum fusiforme (hi-tshiki), Capea elongata (avame), Ulothrix pinnatifida (wakame) und Laminaria japonica (kobu).

mit Zuckerzusatz genossen. Die Wurzel der Seerose (Nymphaea) wird entweder feingeschnitten und mit Shoyusauce und Zucker gekocht genossen oder mit Wasser gekocht und dann als Salat zubereitet. Dieses Nahrungsmittel scheint mir wegen seiner Härte schwerverdaulich. Die Wurzel von Dioscorea japonica (jap. yama-no-imo) wird meist feingerieben und mit Essig, Zucker und Shoyusauce genossen. Der Geschmack ist nicht übel, aber das dickschleimige Aussehen für manche nicht einladend. Die Wurzel von Stachys tuberifera [1]) (tschorogo) wird feingeschnitten als Salat verzehrt. Der nötige Essig wird durch Digestion mit den Blättern von Perilla ocymoides rot gefärbt, um dem Salat ein schönes Aussehen zu verleihen.

Zu den japanischen Salaten wird niemals Oel verwendet. Das Oel, das in der Küche zum Beispiel zum Braten der Fische verwendet wird, ist in der Regel Sesamöl. Olivenöl wird nur im Süden Japans und bis jetzt nur in kleinen Mengen produziert. Die Wurzel von Cryptotaenia japonica wird gebraten, die etiolierten Schößlinge derselben gekocht genossen. Auch die Schößlinge der Ingwerwurzel werden benutzt, und zwar feingeschnitten als Suppengemüse, in der Rolle eines Gewürzes in Analogie zu unsrer Petersilie.

Eine empfehlenswerte Neuerung für die europäische Küche wären die japanischen Salate aus den Schößlingen (Wurzeltrieben) von Bambusa und von Aralia cordata, die wegen ihres angenehmen Geschmacks den im Frühjahre in Deutschland mangelnden Gurkensalat ersetzen könnten. Beide Pflanzen würden in Südfrankreich und Italien sehr gut, vielleicht auch in den wärmeren Gegenden von Deutschland gedeihen. Der japanische Bambus wurde in England mit Erfolg kultiviert. Er erreicht in einem Jahre eine Höhe, wie sie eine Fichte in 20—25 Jahren erreicht, und treibt dann im nächsten Frühjahre vom Wurzelstock aus Triebe, die für den Markt geerntet werden.

Die im Oktober und im März unter einer erhöhten Erdschicht gewachsenen Wurzeltriebe von Aralia (udo) wurden in neuerer Zeit auch für Nordamerika als Nahrungsmittel empfohlen.

Von den Bohnenarten spielt die Soyabohne (Soja hispida) eine große Rolle. Sie wird einerseits im gekochten Zustande genossen und dient anderseits zur Herstellung eines vegetabilischen „Käses“, Miso genannt, ferner zur Gewinnung von Tofu und von Shoyusauce. Miso wird hergestellt durch Infektion von gekochten Soyabohnen mit Sporen eines Schimmelpilzes, Aspergillus oryzae, der bald üppig wuchert und durch seine verdauend wirkenden löslichen Fermente (Enzyme) die Soyabohnen für den Menschen leichter verdaulich macht. Dieser Miso wird vorwiegend in Form von Suppe genossen. Bei Europäern in Japan ist dieses Gericht nicht besonders beliebt, wohl aber Tofu und Shoyusauce, welche beiden Artikel ebenfalls eine gute Akquisition für die europäische Küche wären. Das sogenannte Tofu ähnelt im Aussehen dem frisch aus Kuhmilch gefällten

[1]) Diese Gemüsepflanze wurde vor zirka 15 Jahren in Deutschland eingeführt, hat sich aber, wie es scheint, nicht verbreitet.

Kasein, es ist ein Eiweißkörper, der aus den in Wasser aufgequollenen und dann zerriebenen Soyabohnen mit kochendem Wasser extrahiert wird. Diese Abkochung hat genau das Aussehen von Kuhmilch und ist ohne Zweifel von ziemlichem Nährwert, wie der Vergleich der Zusammensetzung ergibt:

	Soyabohnenmilch	Kuhmilch
	%	%
Eiweißstoffe	3,02	4,00
Fett	2,13	3,05
Extraktivstoff und Kohlehydrat	1,88	—
Milchzucker	—	5,00
Asche	0,41	0,70
Wasser	92,53	86,08

An einen Ersatz der Kuhmilch aber kann nicht gedacht werden, weil das Kasein der Kuhmilch für den Säugling wertvoller ist als der Eiweißstoff der Soyabohne. Selbstverständlich läßt sich bei Anwendung von weniger Wasser Soyabohnenmilch in weit konzentrierterem Zustande gewinnen. Wenn diese Milch eingedampft wird, so bildet sie, geradeso wie die Kuhmilch, eine Haut auf der Oberfläche. Solche Häute werden im großen dargestellt (yuba) und kommen getrocknet in den Handel.

Tofu ist nichts andres als der aus der Soyabohnenmilch ausgefällte Eiweißkörper. Das Ausfällen geschieht entweder durch Zusatz von Gipslösung oder von der Mutterlauge der Seesalzbereitung. In letzterem Falle sind es vorhandene Kalk- und Magnesiasalze, welche die Ausfällung bedingen. Die voluminöse Fällung wird in Tafeln geformt und kommt jeden Tag frisch zum Verkauf, weil bei dem hohen Wassergehalt leicht Fäulnis eintritt. Mit Reis genossen, erhöht dieses leicht verdauliche Produkt vorteilhaft den so geringen (7 %) Eiweißgehalt des Reises, der von den ärmeren Bevölkerungsschichten als Hauptnahrung benutzt wird. Feingeschnitten wird Tofu auch den Suppen zugesetzt, manchmal wird er auch im gebratenen Zustande verzehrt.

Die Shoyusauce fehlt in keinem japanischen Hause und wird überall verwendet, wo wir Kochsalz zusetzen; sie stellt eine sehr angenehme Form einer Würze dar, enthält 12—20 % Kochsalz, ist von dunkelbrauner Farbe und angenehmem Geschmack, so daß sie den scharfen englischen Saucen entschieden vorzuziehen ist. Der Export nach Frankreich und Rußland nimmt alljährlich zu. Auch in Deutschland verdiente sie besser gekannt zu werden. Diese Sauce wird auf folgende Weise hergestellt:

Soyabohnen werden zuerst weich gekocht (fünf Stunden), dann mit gerösteten Weizenkörnern gemischt und bei 30° C mit den Sporen des oben schon erwähnten Schimmelpilzes besät, hierauf in warmen engen unterirdischen Räumen drei Tage belassen, um dem Pilze Zeit zu geben, seine Mycelfäden über die ganze Masse (soya-kodschi) auszubreiten. Diese wird nun mit einer 15—20-prozentigen Salzlösung gemischt und in großen Gefäßen zwei bis vier Jahre

sich überlassen. Der Salzgehalt verhindert die Fäulnis, hebt aber die Wirkung der löslichen Fermente aus jenem Schimmelpilz nicht auf, wenn er auch deren Wirkung verlangsamt. Es wird durch dieselben Eiweiß in Pepton, Stärkemehl in Zucker verwandelt. Auch eine ganz geringe Menge Alkohol entsteht infolge von geringer Entwicklung einer kleinen Hefeart. Aus jenem Alkohol geht auch jedenfalls durch Esterbildung das Aroma der Sauce hervor. Zuletzt wird die Masse ausgepreßt, die Flüssigkeit aufgekocht und filtriert und ist nun fertig für den Handel. Ohne Zweifel könnten mit Zuhilfenahme moderner Technik manche Verbesserungen in dieser Fabrikation eingeführt werden, so daß die Zeitdauer bedeutend abgekürzt würde.

Auch unreife Früchte finden in Japan Verwertung. So werden unreife Pflaumen von stark saurem Geschmack eingesalzen. Aus den so getöteten Zellen tritt der saure Saft nach außen, die Früchte werden eßbar. Ein sehr eigentümliches Gericht, das Feinschmeckern wohl nicht zusagen würde, ist der Konyaku, eine kleisterartige Masse, die in Tafelform in den Handel kommt. Wie unsre hiesigen Untersuchungen ergaben, besteht das nicht leicht verdauliche Produkt wesentlich aus gequollenem Mannan, das dem Stärkemehl chemisch verwandt ist. Es wird aus der Wurzel von Amorphophallus Rivieri gewonnen, indem diese pulverisiert und mit Kalkwasser gekocht wird. Der Kalkzusatz bezweckt die Zerstörung eines scharf schmeckenden Körpers.

Brot aus Weizenmehl wird jetzt in allen größeren Städten Japans bereitet; früher kannte man aber dieses nicht; denn der leichtverdauliche Reis kann, gut gedämpft, auch in Form der ganzen Körner genossen werden, was bei Weizen nicht empfohlen werden könnte. Es ist aber von einigem Interesse', daß man seit alter Zeit den Frost benutzte, um aus dem kompakten Tofu, dem Konyaku und dem Modschi (gedämpften Klebreis) Produkte von großer Porosität herzustellen, die in dieser Beziehung unserm Brote gleichen, das seine für die Verdauung günstige Porosität einem Gärungsprozeß verdankt. Zugleich ermöglicht jene Porosität ein rasches Austrocknen, so daß die Produkte nun lange Zeit haltbar bleiben. Als Koritofu, Korikonyaku und Korimodschi finden sie sich im Handel.

Im Januar sinkt im mittleren Japan allnächtlich die Temperatur auf -5^{0} C, öfters auch auf -9^{0}. In solcher Zeit werden Tofu, Konyaku und Modschi dem Frost ausgesetzt, wobei sich voluminöse Eisnadeln durch die ganze Masse hindurch bilden. Jede Eisnadel hinterläßt beim Auftauen ein Loch, da das Wasser nun abläuft und nicht mehr aufgesaugt wird. Diese jetzt wasserärmere Masse trocknet nun so rasch aus, daß weder Schimmelpilze noch Bakterien sich in schädlicher Menge entwickeln können, während die nicht dem Frost ausgesetzten Produkte bei dem weit langsamer erfolgenden Austrocknen starke Pilzwucherungen zeigen und schließlich steinhart und schwerverdaulich werden.

Man hat früher öfters darauf hingewiesen, daß die Japaner Vegetarier seien, was aber nur für die im Innern des Landes wohnende Bevölkerung zutraf; denn an der fischreichen Küste bildeten verschiedene Fischarten von jeher

einen beträchtlichen Anteil der Nahrung. Auch Hühner wurden seit alten Zeiten gehalten. Heutzutage wird Japan von Eisenbahnen durchzogen, die auch die Inlandsstädte alltäglich mit frischen Seefischen versorgen. Getrocknete, längere Zeit haltbare Fische werden selbst in den kleinsten Ortschaften überall zu finden sein. Es gibt allerdings in Japan eine vegetarische Buddhistensekte, indessen die Vorschriften werden nicht genau befolgt. Ferner nimmt der Konsum von Rind- und Schweinefleisch allmählich zu. Hammelfleisch ist dem Japaner wegen seines Geruches zuwider, und der Versuch, aus Australien Hammelfleisch zu importieren, scheiterte deshalb vollständig.

In den großen Städten Japans finden sich Restaurants und Hotels, in denen alle Speisen nach europäischer Fasson hergestellt werden, und an Japanern, die sich gründlich auf die europäische Kochkunst verstehen, ist kein Mangel, so daß jeder eingewanderte Europäer nicht lange nach einem geeigneten Koch zu suchen braucht. Doch gibt es nicht wenige Europäer, die sich an die japanische Küche gewöhnt haben, die mit Ausnahme einiger Gerichte viele völlig befriedigt.

Der Donnerschlag von Sadowa.

Auf Grund bisher ungedruckten Materials.

Von

Germain Bapst (Paris).

(Fortsetzung.)

Am 7. April hatten die Generale Govone und Graf Barral die Vollmachten zur Unterzeichnung des Vertrages erhalten; Graf Barral, der wünschte, daß der Inhalt des Vertrages seinem Personal nicht bekannt würde, bat Benedetti, ihm eine zuverlässige Persönlichkeit zu verschaffen, die den Vertrag kopieren und die Reinschriften herstellen könnte, auf die die Unterschriften gesetzt werden sollten. Der französische Botschafter stellte ihm seinen eignen Sohn, Fernand Benedetti, zur Verfügung; dieser fertigte zwei Abschriften an, und am nächsten Tage, dem 8. April, wurde der Vertrag von dem Grafen Bismarck und dem Grafen Barral unterzeichnet. Am Morgen des 8. April teilte der Kaiser, der von Benedetti benachrichtigt worden war, dem Grafen von der Goltz, dem Kommandeur Nigra und dem Grafen Arese mit, daß alles abgemacht sei, und als der Vertrag nach Paris gebracht wurde, um sodann in Florenz von Viktor Emanuel ratifiziert zu werden, legte ihn der Kommandeur Nigra zum zweitenmal dem Kaiser vor, um ihn noch einmal zu fragen, ob er noch immer gewillt sei, ihn zu akzeptieren, und der Kaiser antwortete wieder bejahend.

Es war Frühling, und der Marschall Canrobert machte jeden Morgen einen Spazierritt im Bois de Boulogne. Der Graf Vimercati ließ wohlweislich keinen Tag vorübergehen, ohne mit dem Marschall zusammenzutreffen und ihn zu begleiten. Während die beiden Herren unter den blühenden Akazien ritten, wo die „petits crevés“[1]) mit den herzförmig ausgeschnittenen Westen und den kleinen, zu den gigantischen Ofenrohren der vorhergegangenen Jahren in Gegensatz stehenden Hüten flanierten, plauderten sie über die Ereignisse, und der Vertraute Viktor Emanuels erzählte dem Marschall, wenn sie allein waren, was er wußte; doch wenn jemand auf sie zukam und sich ihnen anschloß, beobachtete der Graf Vimercati das Stillschweigen eines Mannes, der viel weiß und nichts sagen will.

Während der Graf anfangs, Ende März, sich besorgt zeigte, war er während der ersten Hälfte des April beruhigter, und in der zweiten strahlte er.

„Der Kaiser ist auf unsrer Seite,“ sagte er, „und wird sich im Fall einer Niederlage einem Einrücken in Italien widersetzen; im Falle des Sieges wird er uns Venetien verschaffen und für sich das Rheinufer nehmen.“

„Das ist ganz schön und gut,“ antwortete der Marschall, „wenn Preußen es uns gibt; wenn es nun aber nicht will, was werden wir dann tun?“

Derart auf die Situation aufmerksam gemacht, sprach der Marschall seine Ansicht dahin aus, daß Frankreich es wie Preußen im Jahre 1859 vor Ausbruch und während des Krieges in Italien machen müsse, das heißt es müsse an seiner Grenze eine Armee bereit stehen haben, um entweder den Krieg zu verhindern oder ihm später Einhalt zu tun und den Kriegführenden die Friedensbedingungen vorzuschreiben.

Am 2. Mai gab die Kaiserin eines jener vielbesuchten Feste, die man ihre „kleinen Montage“ nannte. Sie war wunderschön in ihrer weißen Gazerobe mit Veilchenguirlanden, die ihr Worth angefertigt hatte; auf dem Kopf trug sie ein griechisches Diadem mit dem „Regenten“ in der Mitte. Es mochte 11 Uhr sein, die Musik der Guiden spielte den „Faust“-Walzer, die Kaiserin plauderte mit der Fürstin Metternich und lächelte bei den geistreichen Einfällen, die die Gemahlin des österreichischen Botschafters hervorsprudelte, als der Marschall Canrobert, der sich an Walewskis Seite befand, den Kaiser auf den Grafen von der Goltz zugehen und ihn in eine Fensternische ziehen sah, um mit ihm ungestört zu sprechen. Der Kaiser hatte formelle Anerbietungen von seiten Oesterreichs erhalten, aber bei der Sympathie, die er für König Wilhelm hegte, zog er es vor, sich mit ihm zu verständigen. Er bat daher den Gesandten, ihn rasch wissen zu lassen, welche Vorteile ihm Preußen anzubieten geneigt sei, denn er könne seine Antwort an Oesterreich nicht lange verschieben, und ehe er den Grafen von der Goltz verließ, soll er halblaut zu ihm gesagt haben: „Frankreich hält die Augen auf den Rhein gerichtet.“

Man weiß jetzt, daß Graf von der Goltz bei diesen Worten auf den Ge-

---

[1]) Greisenhafte junge Stutzer.

danken kam: Der Kaiser muß zu den Deputierten gesagt haben: „Was würden Sie dazu meinen, wenn ich Ihnen das linke Rheinufer brächte, ohne daß Sie etwas dabei zu tun gehabt hätten?"

Am nächsten Morgen war der Marschall im Bois de Boulogne, als er einen seiner alten Kriegskameraden aus Afrika, den General Valazé, auf sich zukommen sah, der mit ihm bei der Erstürmung von Constantine verwundet worden war. Der General Valazé hatte am Tage zuvor mit Thiers gesprochen, und er glaubte an den Krieg. Der Marschall, der die gleiche Ansicht hatte, riet ihm, aufs Geratewohl um ein Kommando in der Observationsarmee nachzusuchen, die voraussichtlich am Rhein gebildet werden würde; dann, nachdem sie lange über die Ereignisse geplaudert hatten, gingen die alten Kameraden auseinander und kehrten heim.

An diesem Vormittag saß Walewski allein in seinem Kabinett im Palais Bourbon und schrieb an den Kaiser. Wußte er zu dieser Zeit, daß Thiers die Absicht hatte, am Nachmittag in der Kammer zu sprechen? Kannte er die Fragen, die er in seiner Rede behandeln würde? Oder wurde sein in der Schule dieses Staatsmanns gebildeter Geist auf die gleichen Gedanken hingeleitet? Sicher ist jedenfalls, daß er am Vormittag einen langen Brief an den Kaiser schrieb, den er gegen 11 Uhr in die Tuilerien bringen ließ:

„Ich hätte gern mit dem Kaiser gesprochen, und ich hatte ein Memoire ausgearbeitet. Ich habe es vernichtet ... Ich bin nicht orientiert über die verdeckten Karten, und ich weiß nicht, ob schon Verträge unterzeichnet sind, aber ich halte es für angezeigt, den Kaiser zu warnen.

„Es gibt drei Politiken: erstens die zuwartende, die Politik des laisser faire. Diese Politik würde den Ruin Frankreichs und seines Prestiges herbeiführen und wird die Verringerung seiner Machtstellung vor Europa markieren. Vor allem muß diese Politik aufgegeben werden, die uns schon in den Angelegenheiten Polens und Dänemarks so verhängnisvoll gewesen ist.

„Bleiben somit die Kriegspolitik und die Friedenspolitik.

„Die Kriegspolitik kann ihren Ausdruck in einem Offensiv- und Defensivbündnis mit Oesterreich finden, welch letzteres Venetien abtreten und Schlesien für sich nehmen würde; die Abtretung Venetiens würde die Regelung der italienischen Angelegenheiten ermöglichen.

„Das Bündnis mit Preußen halte ich nicht für möglich, und wir dürfen es nur schließen, wenn diese Macht sich dazu versteht, uns das Rheinufer ante bellum abzutreten, was undenkbar ist.

„Die Friedenspolitik wird Frankreich gestatten, alle bedrohten berechtigten Interessen unter seinen Schutz zu nehmen; das wird eine hohe, ruhmvolle Aufgabe sein, die den nationalen Stolz befriedigen wird. Es muß die Initiative dazu ergreifen und wird Rußland und England dabei auf seiner Seite haben; doch es muß auf jede Gebietsvergrößerung verzichten, sich mit moralischen Siegen begnügen und sich unwiderruflich auf dieser Richtungslinie halten.

„Vor allem muß diese Politik des laisser faire und der Entsagung auf-

gegeben werden, die uns herabsetzt und die der öffentlichen Meinung die Regierung des Kaisers verleiden wird, wenn diese sie nicht willig aufgibt."

Walewski beurteilte die Dinge durchaus richtig, er bewies, daß es absurd sei, nach dem Siege eine Kompensation zu verlangen, die man nicht schon vorher gefordert habe; er erklärte, daß der Friede allen Politiken vorzuziehen sei und daß Frankreich durch dieses Mittel allein der Schiedsrichter Europas sein würde.

Dieser Brief war ein erster leiser Stoß, der den Plänen des Kaisers versetzt wurde, und eben war Thiers im Begriff, einen zweiten folgen zu lassen, der in Frankreich und in ganz Europas ungeheures Aufsehen machen sollte.

Um 2 Uhr nachmittags (3. Mai 1866) drängte sich die Menge um das Palais Bourbon und im Sitzungssaal; die Tribünen waren voll von Menschen, besonders von Damen, die nach der lächerlichen damaligen Mode gekleidet waren: riesiger Chignon, winziger Hut in Kuchenform mit Bändern, die vom Halse auf den Rücken hinabhingen und die man „suivez-moi, jeune homme" nannte, kurze, enge Kleider in schreienden, vielfältigen Farben: zitronengelb und schwarz, scharlachrot und apfelgrün. Es war wie ein Assortiment von brasilianischen Papageien.

Der Marschall Canrobert, der Wert darauf legte, über die Ereignisse unterrichtet zu sein, befand sich mit den Marschällen Vaillant und Randon im Saale.

Die Kammer war aufgeregt, die Abgeordneten waren nicht auf ihren Plätzen und sprachen lebhaft miteinander, doch kaum hatte der Präsident Walewski sich in seinen Lehnstuhl gesetzt, so sah man Rouher seinen Platz verlassen und, seinen Rock zuknöpfend, die Treppe zur Tribüne hinaufsteigen. Es wurde still im Saal, und der Minister begann eine ganz kurze Erklärung zu verlesen, die auf folgende Punkte hinauslief:

Friedliche Politik.

Absolute Neutralität.

Vollkommene Aktionsfreiheit.

Die Kammer nahm diese Worte mit ziemlicher Gleichgültigkeit auf, und der Redner kehrte unter ziemlich schwachem Beifallsgemurmel auf seinen Platz zurück, als Thiers eilends zum Präsidenten hinaufstieg; er wechselte einige Worte mit ihm, ging wieder hinunter und erschien sodann auf der Tribüne.

Jetzt blieb alles gesammelt und aufmerksam.

Gleich bei den ersten Worten seiner Rede erhob sich Thiers zu den Höhen der Beredsamkeit. Er überwältigte die Kammer und riß sie völlig hin. Ungestümer, anhaltender Beifall brach los, und einer der Minister rief aus: „Ich habe nie etwas so Gewaltiges und so Schönes gehört!"

Zu Anfang erinnerte Thiers daran, durch welches Vorgehen Dänemark seiner Provinzen beraubt worden sei. Dann wies er darauf hin, wie das Reich Karls V., gegen das Frankreich zwei Jahrhunderte lang gekämpft habe, im Begriffe sei, mit Zustimmung Frankreichs sich neu zu bilden; hierauf brandmarkte er die Politik der Trinkgelder und Gratifikationen: „Es wäre eine Schmach,"

rief er aus, „wenn wir uns dazu verstehen wollten, einen Lohn für die unwürdige Bloßstellung der Größe Frankreichs anzunehmen.“

Nach diesen Worten hielt der Greis mit den weißen Haaren und den hinter der goldenen Brille funkelnden Augen wie erschöpft inne und sammelte sich einen Augenblick, während ringsum der Beifall mit einem im gesetzgebenden Körper unbekannten Ungestüm losbrach. Dann fuhr er mit gewaltiger Kraft fort: „Um den Frieden zu erhalten, muß man sich nicht an Oesterreich, sondern an Preußen wenden ... ich sollte eigentlich sagen: hätte man sich an Preußen wenden müssen, denn vielleicht ist es schon zu spät. Es gibt eine energische Sprache, die darin bestehen würde, daß man Preußen erklärt: Ihr seid diejenigen, die den Frieden bedrohen, und nicht Oesterreich; wir werden es nicht dulden. Dann gibt es die gelindere Sprache der entschiedenen und kurzen Verweigerung einer Beihilfe. Endlich ist eine Haltung möglich, die genügen und sich darauf beschränken würde, Italien auf dem Wege zu einem Bündnis mit Preußen zurückzuhalten: wenn Preußen merkt, daß Italien ihm entschlüpft, so würde es jede Hoffnung verlieren, Frankreich zum Komplizen zu haben, und es würde sich bedenken, seine Pläne weiter zu verfolgen.“

Als Thiers nach diesen Worten, die deutlich auf jeden einzelnen der Mißgriffe Napoleons III. hinwiesen, wieder auf seinen Platz ging, hatte sich die ganze Kammer, von Enthusiasmus ergriffen, erhoben, und alle ihre Mitglieder streckten dem Redner die Hände entgegen und applaudierten seinen Worten, die durch ihre Gerechtigkeit und ihren Hochsinn alle Herzen begeistert hatten. Mit Recht sagt Sybel, der große deutsche Geschichtschreiber, beim Erzählen dieser Vorgänge, daß an diesem Tage Thiers die Seele seines Vaterlandes selbst in sich verkörpert habe.

Diese Rede hatte vor allem auf die Minister einen ungeheuren Eindruck gemacht; sie berieten sich miteinander und fragten sich, ob der Kaiser tatsächlich Preußen und Italien dazu getrieben habe, ein Bündnis zu schließen. Sehr beunruhigt und von dem Wunsche erfüllt, über einen so wichtigen Punkt Aufschluß zu bekommen, beauftragten sie einen aus ihrer Mitte, Baroche, den Kaiser in der nächsten Ministerratssitzung darüber zu befragen.

In der Tat wendete sich Baroche in der Sitzung vom 5. Mai an den Kaiser mit den Worten: „Es erhält sich beharrlich das Gerücht, daß ein geheimer Vertrag zwischen Preußen und Italien unter den Auspizien Euerer Majestät geschlossen worden sei, und es wäre vom höchsten Interesse für Ihre Minister, über diese Frage Aufschluß zu bekommen.“

Der Kaiser, der bei den ersten Worten die Augen niedergeschlagen hatte und seine Schreibmappe betrachtete, antwortete langsam, während er seinen Schnurrbart drehte: „Es handelt sich um einen geheimen Vertrag, sagen Sie — nun, da er geheim ist, so haben Sie ihn nur zu ignorieren.“ Damit ergriff er ein Blatt Papier und verlas die sehr kraftlose Rede, die er am nächsten Tage auf dem landwirtschaftlichen Kongreß in Auxerre halten sollte, ohne daß jemand darin etwas Anormales fand.

Am Nachmittag fuhr er mit dem General Frossard ins Bois de Boulogne, wobei er die beiden Pferde seines hohen Phaethons selber lenkte. Da konnte er nicht länger an sich halten, und jede Zurückhaltung aufgebend, ließ er der Bitterkeit, die er bis dahin verborgen hatte, freien Lauf und vertraute seinem Adjutanten mit betrübten Worten an, wie unzufrieden er über die Kundgebung der Abgeordneten und der Minister zugunsten des Friedens um jeden Preis sei.

Diese feurige Zustimmung zu der Rede Thiers' warf alle seine lang erwogenen Pläne über den Haufen, und er war genötigt, eine vorteilhafte, sichere Politik aufzugeben, um dem Unbekannten und Gewagten nachzujagen.

Wenn man Herrn de Chaudordy glauben darf, so hatte der Kaiser im Einklang mit den Ideen des Prinzen Napoleon und des Grafen Nigra sich mit Preußen und Italien zu verbinden gewünscht, und die Rede Thiers' und die Beifallskundgebungen der Kammer hatten ihn daran gehindert. Um den Abgeordneten und den Ministern den Hieb zurückzugeben, sann er auf einen jener Theatercoups, die er liebte.

Am Tage nach dem Zusammentritt des landwirtschaftlichen Kongresses in Auxerre war im „Moniteur“ in der Rede vom vorherigen Tage folgender Satz zu lesen, der wie ein Kanonenschuß in einem Konzert wirkte: „Ich verabscheue die Verträge von 1815, die man heute zur Grundlage unsrer auswärtigen Politik machen will.“

Dieser Satz war nicht gesprochen worden; der Kaiser hatte ihn, nachdem er lange darüber nachgedacht, um 2 Uhr morgens in die Druckerei geschickt, damit niemand davon erführe und ihm vor seinem Erscheinen keine Bemerkung darüber gemacht werden könnte. Gott weiß, ob dieser Satz in Europa eine Wirkung hervorbrachte!

Obgleich der preußisch-italienische Vertrag geheim bleiben sollte, so war er jetzt doch in den Staatskanzleien bekannt, und in Wien, wo man nie die Möglichkeit einer Allianz zwischen Italien und Preußen hatte zugeben wollen, waren die Ratgeber des Kaisers Franz Joseph geradezu verblüfft und verloren jeden gesunden Menschenverstand. Kein Opfer schien ihnen ausreichend, um dieses Bündnis zunichte zu machen. Sie, die so laut geschrien hatten, daß sie niemals Venetien in Tausch geben würden, hatten jetzt keine Ruhe, bis es abgetreten und akzeptiert würde.

Jeden Tag kam Fürst Metternich, um es dem Kaiser anzubieten, und bei allen Gesellschaften, Bällen oder Diners sah man die Fürstin Metternich sich bemühen, durch ihre heitere Liebenswürdigkeit die Kaiserin und die angesehensten Minister für die Sache ihres Landes zurückzugewinnen.

Der Kaiser konnte seine Antwort auf die österreichischen Anerbietungen nicht länger hinausschieben, und obwohl ihm seit seinem Gespräch mit dem Grafen von der Goltz auf dem Ball der Kaiserin keine weitere Mitteilung zugegangen war, so entschied er sich doch dafür, den Kommandeur Nigra zu benachrichtigen: er ließ ihn rufen und setzte ihm in einer verlegenen Art und Weise auseinander, daß Venetien zu seiner Verfügung stehe und daß der Krieg dadurch überflüssig

geworden sei. Der Kommandeur hielt ihm den Vertrag vom 8. April entgegen. Der Kaiser selbst habe geraten, ihn zu unterzeichnen — wollte er ihn jetzt nötigen, ihn zu brechen?

Napoleon antwortete, er gebe keinen Rat; die italienische Regierung habe freie Entscheidung darüber, was sie tun wolle.

Der Graf Vimercati verfehlte nicht, diese Vorgänge mit verschiedenen Ausschmückungen dem Marschall Canrobert zu erzählen.

„Wir wissen noch nicht," sagte er, „ob wir mit Preußen oder mit Oesterreich marschieren werden. Oesterreich bietet Frankreich den Rhein an, Preußen stellt ihm Belgien und die bayrische Pfalz in Aussicht."

„Ich sehe," erwiderte der Marschall lachend, „daß jeder gibt, was ihm nicht gehört."

Einige Tage danach kam der Graf mit freudestrahlendem Gesicht im Galopp angeritten und erzählte mit lebhaften Gesten, daß er einen Brief von dem „großen Jäger" (wie er Viktor Emanuel nannte) erhalten habe, worin ihm seine Ernennung zum königlichen Kommissär bei der französischen Armee, die an den Rheinufern zusammengezogen werden sollte, formell angekündigt werde.

Die Aufstellung einer Armee war in der Tat notwendig; überall wurde davon gesprochen, und in einer Ministersitzung schlug Chasseloup-Laubat die sofortige Konzentration von 50 000 Mann in Straßburg vor. Aus Metz schrieb der General Bourbaki an den Kaiser und bat ihn um die Autorisation, die unter seinem Kommando stehenden Truppen auf den Kriegsfuß zu setzen.

Mittlerweile ging die kaiserliche Garde ins Lager von Châlons ab, und man glaubte, daß dieser Bewegung andre, bedeutendere folgen würden, aber es wurde kein Befehl erteilt.

Man sprach dann von einem Kongreß, aber als sein zuerst sehr unwahrscheinliches Zustandekommen möglich erschien, beging Oesterreich die Ungeschicklichkeit, ihn zum Scheitern zu bringen.

Die Zusammenkünfte von Ministern und Mitgliedern des Geheimen Rates folgten in den Tuilerien ununterbrochen aufeinander. War der Kaiser wirklich durch die unwiderstehliche Strömung der Meinungen von seinem Wege abgebracht und genötigt worden, auf seine Pläne zu verzichten? Auf jeden Fall suchte er Ratschläge bei seinen Ministern, und diese, die sehr arm an Ideen waren, lasen die seit einigen Jahren veröffentlichten Zeitungsartikel nach, um darin eine Lösung zu finden. So brachte Herr von Persigny eine dem Gehirn eines Redakteurs des „Siècle," Alfred Bonneau, im Jahre 1854 entsprungene Idee vor, die darauf hinzielte, einen Bund der linksrheinischen Provinzen unter dem Protektorat Frankreichs zu schaffen, der als Puffer zwischen Deutschland und Frankreich dienen sollte. Diese Idee war übrigens alt, denn schon 1861 hatte der Marschall Mac Mahon auf ein Gespräch mit dem Erzbischof von Köln hin angenommen, daß der Kaiser diesen Plan auf Anstiften Madame Cornus verfolge, die einen ihrer Schützlinge aus der Familie Hohenzollern-Sigmaringen an die Spitze dieser rheinischen Konföderation zu bringen wünschte.

Graf Vimercati hörte nicht auf, dem Marschall Canrobert zu wiederholen, alle Schwierigkeiten in bezug auf das Zustandekommen des Kongresses, die Aufrechterhaltung des Friedens oder zukünftige Verständigungen kämen daher, daß die preußische Regierung sich nicht entschlösse, dem Kaiser Anerbietungen zu machen. „Nicht daß er großen Wert darauf legte, aber die öffentliche Meinung verlangt eine Gebietsvergrößerung, und sie ist zu mächtig, als daß er ihr trotzen könnte ... Bismarck und der König von Preußen haben nicht den Mut, ein Savoyen zu opfern," sagte er.

Bismarck, der sich in Biarritz ein Urteil über den Kaiser gebildet hatte, zog es vor, alles zu behalten und nichts zu geben, und er hoffte sehr, mit seinen Plänen durchzudringen. Einstweilen war er der Mann des Tages: in allem behauptete man seine Hand zu erblicken, und es geschah nichts, was er nicht entschieden und gewollt hatte. Die Blätter waren voll von Karikaturen auf ihn oder von einzelnen Zügen, die ihn betrafen, und in den Café-Conzerts wurde immer wieder das „Klagelied von dem großen Preußen" von dem Liederdichter Nadaud, dem Nachfolger Désaugiers' und Bérangers, gesungen:

I

„C'est un grand pays que la Prusse ..."

II

Elle possède son grand homme.
Vous savez, comment il se nomme,
M. le Comte de Bismarck.
Cela rime avec Danemarck.

III

C'est lui qui mène le royaume,
Il mène aussi le roi Guillaume,
Le même qui fut libéral,
Quand il était prince royal.

IV

C'est le plus hardi des ministres,
Il tient lui-même ses régistres,
Et prend de son autorité,
Le budget, qui n'est pas voté" etc. [1])

Man glaubte in Frankreich nicht an das Genie des Grafen von Bismarck, die große Masse war überzeugt, daß er sein Land dem Untergang zuführe, und die Sympathien wandten sich im allgemeinen Oesterreich zu, trotz der Blätter,

---

[1]) „Preußen ist ein großes Land ... Es besitzt seinen großen Mann. Ihr wißt, wie er heißt: Der Herr Graf von Bismarck. Das reimt sich auf Dänemark. Er ist es, der das Königreich leitet, er leitet auch den König Wilhelm, denselben, der liberal war, als er Kronprinz war. Er ist der dreisteste der Minister, er führt selber seine Register und nimmt eigenmächtig das Budget, das nicht genehmigt worden ist."

die der Mehrzahl nach den Krieg predigten und jeden Tag das Lob Preußens und Italiens sangen.

In Paris war damals ein preußischer Konsul namens Ludwig Bemberg, ein Mann von verschlagenem Geist und hervorragender Beobachtungsgabe, dessen sich Bismarck mit um so größerer Sicherheit und Unauffälligkeit bedienen konnte, als er liberale Ansichten an den Tag legte, die ganz im Gegensatz zu den seinigen standen.

Völlig vertraut mit den geringsten Einzelheiten des Pariser Lebens, wußte Bemberg sich in die verschiedenen Kreise der Gesellschaft Eingang zu verschaffen, besonders aber in das Palais Royal, wo er beim Prinzen Napoleon intim verkehrte und mit den Chefredakteuren aller fortschrittlichen Blätter Beziehungen anknüpfte. Doch er begnügte sich nicht mit diesen Blättern allein, sondern kaufte schon 1864 die bedeutendsten Pariser Organe, selbst die angesehensten Revuen. Er bezahlte sie splendid vermittels Anweisungen, auf die die Redakteure jeden Monat an der Kasse der Erlangerschen Bank, Rue Taitbout 20, das Geld erhoben. Das Geld war umsonst ausgegeben, denn die Zeitungen vermochten die öffentliche Meinung nicht herumzukriegen; sie blieb Oesterreich günstig und glaubte an dessen Erfolg.

Nur der Kaiser und einige Offiziere, wie der General Bourbaki, die Obersten de Berckheim und Février und der Kommandant de Clermont-Tonnerre glaubten an den Sieg der Preußen.

Diese Offiziere, die dem dänischen Feldzug und Schießübungen in Spandau beigewohnt hatten, hoben einstimmig die Vorzüglichkeit des preußischen Generalstabs, die Ueberlegenheit der Marsch- und Kampfmethoden der preußischen Armee und ebenso die des Zündnadelgewehres hervor.

Der General Bourbaki war über die Widerstandsfähigkeit der Fußtruppen gegen Strapazen und über die lange Dauer ihrer Märsche betroffen gewesen; ebenso hatte die Kühnheit und Schneidigkeit der Kavallerie seine feurige Natur begeistert. Er erzählte, daß er ein Regiment Ulanen, den Oberst an der Spitze, einen zwei Meter breiten Wassergraben im Galopp nehmen und sofort die Infanterie, ohne daß sie ihr Zeit ließ, sich zu besinnen, habe angreifen sehen.

Der General Bourbaki hatte alle diese Beobachtungen in einem Bericht niedergelegt, der eine große Bedeutung gehabt haben würde, wenn der General nicht folgenden Schluß angefügt hätte: „Als ich nach Straßburg kam, begegnete ich einem Bataillon Jäger zu Fuß; von ihrem martialischen Wesen, ihrem entschlossenen Aussehen fühlte ich mich begeistert ... trotz aller Eigenschaften des preußischen Soldaten bleibt der unsrige doch der erste Soldat der Welt.“ Der Oberst de Berckheim vertrat dieselben Ideen. Als ihn der Kaiser bei einer Jagd in Marly um seine Meinung fragte, drang er auf die Einführung eines Hinterladers. „Ich weiß das wohl,“ antwortete ihm der Kaiser; „aber glauben Sie, daß die Kammern mir das für eine solche Ausgabe nötige Geld bewilligen würden?“

Was den Kommandanten de Clermont-Tonnerre betrifft, so hatte er seit

1863 — das heißt vor allen andern — in seinen Berichten auf die durch die Fürsorge des Königs von Preußen eingeführten praktischen Reformen hingewiesen und die Raschheit der Mobilmachung bestätigt, die Schießresultate des Zündnadelgewehrs mitgeteilt, die Methoden und Lehren des Großen Generalstabs angegeben.

Am 9. März 1866 schickte er einen ebenso klaren wie beweiskräftigen rekapitulierenden Bericht. Der Kaiser las ihn, war davon frappiert und schickte ihn an Rouher mit der Bitte, ihn zu studieren.

Dieser Bericht wurde samt den vorhergehenden und denen des Generals Bourbaki und des Obersten de Berckheim von Rouher aufbewahrt, und als das „Staatsministerium“ aufgehoben ward, wurden sie, statt in die Nationalarchive gebracht zu werden, mit allen Papieren der geheimen Diplomatie des Kaisers ins Schloß Cercey geschafft. Dort befanden sie sich, als der Krieg von 1870 ausbrach, und Rouher hatte sie, um sie vor Neugierigen zu schützen, in einem der Keller vergraben, den er hatte zumauern lassen.

Die Preußen bekamen ohne Zweifel Wind davon; sie stellten Nachforschungen im Schloß und in der Umgebung an, entdeckten schnell den geheimen Keller und bemächtigten sich der Papiere. So kam es, daß heutigen Tages die Geschichte Frankreichs von 1863 bis 1869 sich in den Staatsarchiven zu Berlin befindet und daß wir in Frankreich fast keine interessanten Dokumente aus dieser Epoche besitzen.

Der Kaiser war immer ein großer Bewunderer der preußischen Armee gewesen, er hatte sogar, als er in Ham im Gefängnis war, eine Studie über das preußische Militärsystem verfaßt, worin er erklärte, daß es eines Tages von allen europäischen Staaten angenommen werden würde, und bis Ende Juni 1866 blieb er von der Ueberlegenheit der preußischen Armee überzeugt.

Damals kehrte der General Desvaux, der Mähren und Böhmen bereist hatte, nach Paris zurück, nachdem er in Olmütz Zeuge der ersten Konzentrationsbewegungen der österreichischen Armee gewesen war.

Der General, der seit langer Zeit in engen Beziehungen zum Marschall Canrobert stand, kam mehrere Male zum Diner zu ihm und hörte nicht auf, bei Tisch und am Abend das Lob der österreichischen Truppen zu singen. Sie seien ganz anders als im Jahre 1859; ihre Offiziere seien tatkräftig und kenntnisreich, und ihre Soldaten hätten volles Vertrauen zu ihnen. Diese lobenden Urteile hatten im Munde eines für gewöhnlich so kalten und reservierten Mannes wie des Generals Desvaux eine besondere Bedeutung, und der Marschall konnte sich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er nicht in Preußen gewesen sei; er würde dann die beiden Gegner kennen gelernt haben und hätte ein viel sichereres Urteil abgeben können.

Die Aeußerungen des Generals Desvaux gingen von Mund zu Mund und kamen schließlich auch dem Kaiser zu Ohren, der ihn rufen ließ. Der General sprach sich in drei aufeinander folgenden Unterredungen so bestimmt aus, daß er den Monarchen wankend machte und ihn dahin brachte, am Siege Preußens

zu zweifeln und auf jeden Fall an einen länger — ein halbes, vielleicht ein ganzes Jahr — dauernden Krieg zwischen den beiden Mächten zu glauben.

Der Kaiser glaubte also, vollauf Zeit zu haben, um eine Armee zusammenzuziehen und im entscheidenden Augenblick einzugreifen, doch zugleich wurde er besorgt um das Schicksal Italiens, und er entschloß sich jetzt, ihm Venetien selbst für den Fall einer Niederlage zu sichern. Es gelang ihm, am 11. Juni einen Vertrag durchzusetzen, in dem ihm diese Provinz abgetreten wurde, welchen Ausgang der Krieg auch nehmen mochte.

Obwohl dieser Vertrag geheim bleiben sollte, so kam er doch dem Prinzen Napoleon zur Kenntnis, und dieser machte dem Kommandeur Nigra und dem Grafen Vimercati Mitteilung davon; denn dieser letztere versicherte gegen den 15. Juni dem Marschall Canrobert, daß, selbst wenn der Krieg unglücklich ausginge, Italien dabei Venetien gewinnen würde.

Ohne Zweifel um die Sorgen zu verbergen, die den Kaiser drückten, und um Vertrauen einzuflößen, fanden fortgesetzt die glänzendsten Empfänge in den Tuilerien statt. Es erschienen dabei sehr hübsche Frauen, und zwar besonders Ausländerinnen. Unter diesen waren zwei Neuangekommene, denen der Kaiser Aufmerksamkeit schenkte: Madame de Mercy-Argenteau, eine blonde Frau mit strahlend weißem Teint, herrlichen Formen und einem Lächeln, das die blendenden Zähne bezaubernd machten, und die Herzogin Colonna, eine Riesin, von der Gestalt der Statuen auf der Place de la Concorde. Die Herzogin war bildhauerisch tätig und stellte im Salon unter dem Namen Marcello eine Büste der Bianca Capello aus, in der sie sich selbst dargestellt zu haben schien. Sie war in ihrem Auftreten sehr frei, wie die Heldinnen der Fronde, und man sah sie im Jahre 1868 im Amazonenkostüm im Lager der aufständischen Truppen, die gegen Madrid marschierten, um die Königin Isabella zu stürzen.

Die Empfänge in den Tuilerien und die Aufmerksamkeiten, die er diesen beiden Damen erwies, hinderte den Kaiser nicht, ins Theater zu gehen und den Königinnen der Rampe zuzulächeln.

So wohnte er am 14. Juni der ersten Aufführung des „Monsieur qui suit les femmes“ bei. Er lachte von Herzen und gab Fräulein Céline Montalant, einer von Schönheit strahlenden jungen Schauspielerin mit ebenholzschwarzem, in zwei Streifen rechts und links herabfallendem Haar, blendend weißem Teint und runden Formen, verschiedene Zeichen von Bewunderung. Seine Liebenswürdigkeit gegen die Diva wurde von den Zuschauern bemerkt und sogar von einigen unter ihnen boshaft ausgelegt; sie fanden, daß er etwas Besseres zu tun habe, als sich um eine Schauspielerin zu kümmern, in einem Augenblick, wo 200 000 Mann im Begriffe waren, sich abzuschlachten, während er sie mit einem Wort hätte daran hindern können.

Angesichts der wachsenden Unruhe glaubte der Kaiser seine Gedanken in einem Briefe erläutern zu müssen, den Rouher im gesetzgebenden Körper vorlas. Dieser Brief sagte nichts, und in der Tat, wie hätte Napoleon erklären können, daß er das Interesse seines Landes dem Italiens untergeordnet habe? — denn

im Grunde war er mit seinen Ideen von allgemeinem Glück zu diesem Resultat gekommen. Ein geistvoller Mann, der später Mitglied der Académie Française wurde und den seine Operette „Die schöne Helena" bereits zu einer der Berühmtheiten des Boulevards gemacht hatte, Ludovic Halévy, schrieb am Tage nach dem Erscheinen dieses Briefes:

„Alle Pariser beschäftigen sich mit dem Briefe des Kaisers, und keiner versteht etwas von seinem Inhalt.

„Niemals ist dem Scharfsinn des Volkes eine ernstere und furchtbarere Charade dargeboten worden. Erster Satz: der Friede. Zweiter Satz: der Krieg. Dritter Satz: der Friede. Vierter Satz: der Krieg, und so fort 50 Sätze hindurch. Dazu kommt, daß der ‚Constitutionnel' seit acht Tagen daran arbeitet, Wolken um diesen mysteriösen Brief anzuhäufen."

Als am 15. Juni die Eröffnung der Feindseligkeiten gemeldet wurde, lauteten die Nachrichten aus den kriegführenden Ländern widersprechend.

Der Marschall Canrobert hatte Kenntnis von einem Brief des Kommandanten de Clermont-Tonnerre, worin dieser sagte, daß der preußische Generalstab seit zwei Jahren die Vorbereitungen zu einem Feldzug in Böhmen treffe; Offiziere hätten die Gebirgsübergänge und die Hilfsquellen des Landes erforscht und sich durch verschiedene Mittel Auskünfte über die österreichische Armee, über ihre Konzentrationspunkte und ihren Effektivbestand verschafft; es scheine ihm, daß für alles vorgesorgt und der Feldzug so viel wie irgend möglich vorbereitet worden sei. Zugleich wurde dem Marschall ein Brief des Kommandanten Cosseron de Villenoisy gezeigt, der auf einen ganz andern Ton gestimmt war; er kam aus Koblenz. Der Krieg, sagte der Kommandant darin, sei nicht populär in den rheinischen Provinzen, und die Erbitterung gegen Herrn von Bismarck und selbst gegen den König sei heftig. Der Kommandant erzählte, er habe auf dem Bahnhof in Koblenz einer peinlichen Szene beigewohnt. Ein Zug mit Reservisten oder Landwehrmännern, der am Kai angefahren war, wurde von einer Menge von Frauen belagert, die weinten und schrien. Sie streckten den Soldaten ihre Kinder hin, und herzzerreißende Abschieds- und Verzweiflungsszenen spielten sich an jeder Tür und an jedem Fenster ab.

Als die Glocke das Signal zur Abfahrt gab, warfen sich Frauen mit ihren Kindern vor die Lokomotive, und mehrere von ihnen legten sich sogar schluchzend und Schreie ausstoßend quer über den Bahnkörper auf die Schienen. Man mußte Gendarmen und Soldaten holen, welche die Unglücklichen mit Gewalt und nicht ohne Brutalität fortschleppen mußten. Und überall ringsum gab die Menge, von Mitleid ergriffen, durch Rufe und Gesten ihre Sympathie für diese Familienmütter und ihre Mißbilligung jeder militärischen Maßregel kund.

Der Kommandant Cosseron de Villenoisy stellte ebenso wie die Konsuln und andern Vertreter fest, daß in den Rheinlanden keine Truppen zurückgeblieben waren; die Kasernen waren vollständig verlassen, die Magazine leer und das Artilleriematerial fortgeschafft. Der Prinz Anton von Hohenzollern, unter dessen Befehl in Düsseldorf angeblich ein Armeekorps stand, hatte nur

zwei Regimenter und ließ sie unaufhörlich umherfahren, aussteigen und wieder in den Waggon steigen, um damit wie im olympischen Zirkus die Illusion einer starken Truppenmacht zu erwecken.

In Italien dagegen herrschte auf der ganzen Halbinsel die größte Begeisterung. Wenn der König sich in den Straßen von Florenz zeigte, warf man ihm Blumen zu, und die schönsten Frauen winkten mit ihren Taschentüchern und sandten ihm ein Lächeln zu. Der Graf Vimercati strahlte. „Die italienische Armee," sagte er zu dem Marschall Canrobert, „ist großartig und voll Leben; sie zählt 200000 Kombattanten ersten Ranges; Freiwillige eilen zu Tausenden herbei; es sind bereits mehr als 40000 vorhanden. Das Festungsviereck wird sich nicht lange halten, und wir werden sofort durch Tirol auf Wien marschieren."

Der Marschall wußte, woran er sich diesen Uebertreibungen gegenüber zu halten hatte: er kannte die Berichte des Obersten Schmitz, des französischen Militärattachés in Italien, und ebenso hatte er die Briefe mehrerer Marineoffiziere gelesen, deren Schiffe im Adriatischen Meer gewesen waren. Der Oberst Schmitz erklärte, die Armee sei ihrer Formation nach zu jung, als daß man ihren Wert zuverlässig beurteilen könnte, doch es fehle ihr an Zusammenhang; die Führer und die Soldaten seien einander fremd; die Regimenter der verschiedenen Gegenden hätten keine Verbindung untereinander, und es scheine ihm nicht, daß diese neue Armee, abgesehen von den piemontesischen Korps, eine große Widerstandskraft an den Tag legen werde.

Die Marineoffiziere, unter anderm die vom „Jérôme Napoléon", erklärten die Seeoffiziere und die Mannschaften für unfähig, mit den prächtigen Schiffen der Flotte zu manövrieren.

Am 25. Juni erfuhr man in Paris von der Niederlage der italienischen Armee bei Custozza, und einige Tage darauf meldeten die Briefe des Obersten Schmitz genaue Einzelheiten. „Am 24. Juni (dem Jahrestage von Solferino) waren Oesterreicher in Leinenanzügen und ohne Tornister von Verona ausmarschiert und hatten sich auf die italienische Armee geworfen, während sie den Mincio überschritt; sie hatten zwei oder drei Korps über den Haufen gerannt und ihnen eine tüchtige Niederlage beigebracht. Wenn der Erzherzog Albrecht, der sie befehligte, drauflos marschiert wäre, so wäre er bis Turin gekommen, ohne einen Gegner zu finden; so groß war die Desorganisation. Der König und der Generalstab hatten mitten in der Schlacht den Kopf verloren, der König hatte an den General Cialdini, der an der Spitze einer Armee von 60000 Mann am unteren Po stand, ohne einen Gegner vor sich zu haben, telegraphiert, er solle sofort den Rückzug antreten.

„Man hatte die Militärattachés mitten in der Nacht geweckt und sie nach Cremona gebracht; als sie am Morgen dort eintrafen, hatten sie einen Adjutanten des Königs Viktor Emanuel getroffen, der zu ihnen gesagt hatte: ‚Ich habe den König um 3 Uhr morgens gesehen, er ist sehr aus der Fassung gebracht, aber wir sind es noch mehr; denn wir fürchten, daß er gezwungen wird, abzudanken.'

„Was wäre denn das nur," schloß der Oberst Schmitz, „wenn man nach

einem Mißerfolg, der sich mit andern Leuten wieder gut machen läßt, schon so weit wäre!"

Die Nachrichten hatten den Grafen Vimercati tief deprimiert, und der Marschall Canrobert tat sein bestes, um ihn wieder aufzurichten; eines Vormittags, an dem er ihn zum Dejeuner eingeladen hatte, wiederholte er ihm unablässig, die Hauptpartie sei noch nicht eröffnet, sie würde in Deutschland gespielt werden, und Preußen könne sie gewinnen.

Der Marschall legte so viel Ueberzeugung in seine Worte, daß die anwesenden Offiziere, die anfangs geglaubt hatten, daß er sich nur aus Sympathie für Viktor Emanuel und aus Freundlichkeit gegen den Grafen Vimercati so ausspreche, nach und nach andrer Meinung wurden und schließlich die Meinung teilten, daß die preußische Armee siegreich sein könnte, was fast jedermann für unwahrscheinlich ansah.

Seitdem der Kampf in Deutschland begonnen hatte, begab sich der Marschall jeden Morgen in die Tuilerien. Er traf dort häufig Mérimée, der vor den Hofdamen der Kaiserin ganze Stunden wie eine Sphinx in seine Reflexionen versunken blieb. Bisweilen brachte ihn der Marschall dazu, aus seiner Schweigsamkeit herauszutreten, und dann sprach er vom Kriege und verfolgte mit dem Marschall auf der Karte die Operationen der Heere in Böhmen.

Gleich vom ersten Treffen an befanden sich der Marschall und der Akademiker insofern in Uebereinstimmung, als sie von dem, was vorging, nichts begreifen konnten.

Wie konnte der Kronprinz alle seine Armeekorps vereinzelt durch die gefährlichen Defileen des Riesengebirges vorschicken, im Bereich der ganzen Armee Benedeks, die sich mit ihrer gesamten Macht auf sie stürzen und sie eines nach dem andern vernichten konnte?

Wie war es möglich, daß Benedek, statt es so zu machen, diese Korps ohne Verluste aus der Mördergrube, in der sie steckten, herauskommen ließ?

Sie wußten nicht, daß Benedek, ein Mann von mehr Charakter als Geist, sich dafür entschieden hatte, gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl zu marschieren, welche die entfernteste war, und daß er sich gegen sie wandte, ohne sich von seinem Ziel abbringen zu lassen; sie wußten noch weniger, daß der General v. Moltke seine Truppen mit voller Sicherheit manövrieren ließ, da ihm durch Verrat am 11. Juni die Situation der österreichischen Armee und seitdem fast täglich die Befehle des Generals Benedek bekannt geworden waren.

Gleich vom Beginn des Feldzugs an hatten die Preußen den Vorteil auf ihrer Seite, und dennoch glaubte der Kaiser noch am 2. Juli an einen länger dauernden Kampf. Um 2 Uhr nachmittags kam Fürst Metternich in die Tuilerien und bat den Kaiser, einen Waffenstillstand in Italien zu erwirken, der Oesterreich in die Lage setzen würde, alle seine Streitkräfte in Böhmen zu verwenden; als Gegenleistung würde ihm Kaiser Franz Joseph Venetien abtreten, mit der Bedingung, daß französische Truppen das Festungsviereck besetzten.

Diesen Entschluß hatten Kaiser Franz Joseph und seine Ratgeber nach dem

Empfang einer verzweifelten Depesche des Generals Benedek gefaßt, worin dieser die völlige Auflösung der sächsischen und des Clam-Gallasschen Korps meldete und worin er den Kaiser anflehte, um jeden Preis Frieden zu schließen, da der Armee eine Katastrophe drohe.

Mag nun der Botschafter dem Kaiser Napoleon diese Einzelheiten mitgeteilt haben oder nicht, so ging doch auf jeden Fall daraus hervor, daß Oesterreich geschlagen war.

Der Kaiser bat den Botschafter, am nächsten Tag wiederzukommen und sich die Antwort zu holen; dann stieg er sofort in den Wagen und fuhr nach Meudon zum Prinzen Napoleon, dem er die Worte des Fürsten Metternich wiederholte. Prinz Napoleon erklärte, es sei eine Verrücktheit, nachdem man den preußisch-italienischen Vertrag angeraten habe, jetzt seinen Schwiegervater, den König von Italien, um Einstellung der Feindseligkeiten zu ersuchen, besonders, da sich in dem Vertrage die beiden Könige verpflichtet hätten, niemals getrennt Unterhandlungen zu beginnen. Man müsse also mit Preußen und Italien zugleich unterhandeln.

Der Kaiser pflichtete dieser Ansicht bei und gab dem Fürsten Metternich am nächsten Tage eine Antwort in diesem Sinne. Die Abtretung Venetiens müsse bedingungslos erfolgen, und der Kaiser würde bei den beiden Verbündeten zugleich auf die Erlangung eines allgemeinen Waffenstillstandes hinwirken; wenn Oesterreich nicht darauf eingehe, würde er sich gezwungen sehen, die Politik seiner Gegner zu unterstützen.

Kaum hatte Fürst Metternich das Kabinett des Kaisers verlassen, als Graf von der Goltz erschien. Vielleicht hatte der Kaiser schon eine Ahnung von dem Sturz Oesterreichs, dessen Schicksal sich in diesem selben Augenblick auf dem Plateau von Sadowa entschied, denn er sprach mit dem preußischen Botschafter mit einem bei ihm ungewohnten Nachdruck.

„Was auch geschehen mag,“ sagte er, „ich wünsche, daß die Existenz Oesterreichs nicht bedroht werde. Wenn sie es werden sollte, so würde in dem europäischen Gebäude ein Riß entstehen, der sich erst nach einem allgemeinen Brand wieder schließen würde, denn Rußland und ich würden uns einmischen. Ich rechne auf die Mäßigung Preußens; es wird durch seine Zurückhaltung seine legitim erworbene Macht konsolidieren. Uebrigens wäre es Ihnen ohne meine Neutralität unmöglich gewesen, große Siege zu erringen.“

Am Abend des 3. Juli befand sich die österreichische Armee in einer völligen Deroute, und die Nachricht davon traf in der preußischen Botschaft ziemlich spät abends ein. Bekam der Kaiser Kenntnis davon, oder wurde er erst am nächsten Morgen nach 9 Uhr davon benachrichtigt? Sicher ist, daß am 4. Juli die Kaiserin um $8\frac{1}{2}$ Uhr morgens von den Tuilerien abfuhr, um die Hospitäler in Amiens zu besuchen, wo eine heftige Choleraepidemie ausgebrochen war, und daß sie um diese Zeit noch nichts von der Schlacht wußte, deren Ausgang sie erst bei ihrer Rückkehr, abends um 6 Uhr, erfuhr.

Während die Kaiserin den Cholerakranken in Amiens Hilfe und Trost

spendete, wurden die Minister und die Mitglieder des Geheimen Rates eiligst in die Tuilerien berufen, und vor ihrem Eintreffen wurde der Marschall Canrobert vom Kaiser empfangen, der ihm die Depeschen mitteilte. Schwerfällig ließ der Kaiser den Kopf hängen, er schien ganz fassungslos; „es ist eine Deroute, es ist eine Deroute," wiederholte er immer wieder, und angesichts seiner enttäuschten Miene verließ ihn der Marschall mit der Ueberzeugung, daß das Ereignis seine Kombinationen zunichte mache.

In der Tat, statt daß die einander gegenüberstehenden Streitkräfte sich gleichwertig zeigten und ein langdauernder Kampf in Aussicht stand, sah der Kaiser die eine der Parteien ohne ernstlichen Widerstand Siegerin werden und den kaum begonnenen Kampf bereits beendigt. Er konnte nicht mehr mit einem leichten Stoß die Wagschalen nach seinem Belieben zum Sinken oder Steigen bringen; er mußte, wenn er das Gleichgewicht wiederherstellen wollte, sich mit allen Streitkräften seines Landes auf diejenige Wagschale werfen, die zu leicht war. Sollte er es tun? Das zu entscheiden, wurden Minister und Räte am Vormittag des 4. Juli gerufen. Drouyn de Lhuys sprach davon, die Kammern einzuberufen und unverzüglich eine Armee zu konzentrieren, aber es scheint, daß in der Sitzung kein Beschluß gefaßt wurde, und der Kaiser blieb bis 3 Uhr unschlüssig. Da überbrachte Fürst Metternich die Antwort auf die am Tage vorher vom Kaiser als Entgelt für seine Intervention gestellten Bedingungen; die Antwort lautete bejahend, der Kaiser sah sich also zum Vermittler berufen, mit der Aufgabe, die Friedensbedingungen zu formulieren und durchzusetzen. Drouyn de Lhuys, der von dem Eintreffen der österreichischen Antwort in Kenntnis gesetzt worden, war in die Tuilerien geeilt und teilte dem Kaiser die Nachrichten mit, die er von seinen Agenten über die Räumung der rheinischen Provinzen erhalten hatte. In seinem emphatischen, doktoralen Ton, der ihm den Anstrich eines Professors gab, bewies er dem Kaiser, daß Frankreich eine Armee am Rhein zusammenziehen müsse, um die Bedingungen der Vermittlung mit Gewalt durchzusetzen, falls sie nicht gütlich angenommen würden.

Der Kaiser schien diesen Darlegungen beizupflichten und ließ den Kriegsminister und den Marineminister, den Marschall Randon und den Marquis de Chasseloup-Laubat rufen. Es wurde beschlossen, daß eine Armee am Rhein und zugleich eine andre an den Alpen konzentriert und die Geschwader im Kanal La Manche und im Mittelmeer vereinigt ins Adriatische Meer, vor Venedig, geschickt werden sollten. Der Marquis de Chasseloup-Laubat erklärte dem Kaiser, daß er am nächsten Morgen mit dem gegenwärtig in Paris weilenden Befehlshaber der Panzerdivision, Admiral La Roncière le Noury, mit dem Direktor der Schiffsbauten, Dupuy de Lôme, und dem Direktor der Marineartillerie, General Frébault, nach Cherbourg reisen würde, um mit ihnen an Ort und Stelle die Vorbereitungen zur sofortigen Abfahrt der Panzerdivision zu treffen, die sich in Toulon mit dem Mittelmeergeschwader vereinigen sollte. Was den Marschall Randon betrifft, so antwortete dieser, daß er noch am selben Abend die Arbeit zur Konzentration zweier Armeen beginnen würde.

Als Drouyn de Lhuys ihn fragte, wieviel Truppen er unverzüglich an den Rhein schicken könne, sagte er: „80000 Mann in acht Tagen, 140000 Mann in drei Wochen." Darauf antwortete der Minister des Aeußeren: „Das ist zu viel; 40000 ist genug ... Feldhüter würden genügen."

Drouyn de Lhuys wollte sofort dem Herzog von Gramont, dem Botschafter in Wien, die bezüglich einer entschiedenen Aktion gefaßten Beschlüsse telegraphieren. Diese Mitteilung würde den österreichischen Truppen Mut gemacht haben: doch der Kaiser wollte es nicht. Er legte vor allem Wert darauf, keine zu weitgehenden Verpflichtungen zu übernehmen, und er entwarf eine Depesche, die so gut wie nichts sagte, und die Drouyn de Lhuys am Schreibtisch des Kaisers, im Lehnstuhl sitzend, niederschrieb, worauf er sie in das besondere Telegraphenbureau der Tuilerien schickte:

4. Juli, 4 Uhr 45 Min. nachm.

„Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten an den Herzog von Gramont, Botschafter in Wien.

„Wir haben die Antwort Oesterreichs bezüglich der Abtretung Venetiens erhalten.

„Der Kaiser läßt sofort an die Könige von Preußen und Italien telegraphieren, um einen Waffenstillstand herbeizuführen und seine Vermittlung anzubieten.

„Wenn sie nicht angenommen wird, wird er mit Gewalt vorgehen.

Drouyn de Lhuys."

Mit dieser Depesche gab Napoleon III. zu verstehen, daß er seine Rolle nicht bis zu Ende spielen würde, da er nicht so weit zu gehen gedachte, mit den Waffen in der Hand den Frieden herbeizuführen. In den beiden Depeschen an die Könige von Preußen und Italien, die er unmittelbar darauf eigenhändig niederschrieb, ließ er die Aufgabe, die er übernommen hatte, vollständig fallen, indem er sich darauf beschränkte, von Mäßigung zu sprechen und diejenigen nach den Friedensbedingungen zu fragen, denen er sie nötigenfalls mit Gewalt hätte aufzwingen sollen.

Nach der Absendung dieser Depeschen verbrachte der Kaiser den Rest des Abends mit der Kaiserin, die ihm von ihrem Besuch bei den Cholerakranken in Amiens erzählte. Gegen 11 Uhr abends zog er sich in sein Arbeitskabinett zurück und begann nachzudenken. Die anfangs unbestimmte Idee, den Glauben zu erwecken, daß die Abtretung Venetiens die Verwirklichung seiner Pläne sei, nahm nach und nach feste Gestalt an und formulierte sich in seinem Geiste. Und so schrieb er folgende dithyrambische Notiz, die er an den „Moniteur" sandte:

„Ein bedeutungsvolles Ereignis hat sich soeben vollzogen.

„Nachdem der Kaiser von Oesterreich die Ehre seiner Waffen in Italien sichergestellt hat, tritt er, den Ideen beipflichtend, die der Kaiser Napoleon in seinem am 11. Juni an seinen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten gerichteten Briefe ausgesprochen hat, Venetien an den Kaiser der Franzosen ab

und akzeptiert dessen Vermittlung zur Herbeiführung des Friedens zwischen den Kriegführenden.

„Der Kaiser hat sich beeilt, diesem Appell zu entsprechen, und hat sich sofort an die Könige von Preußen und Italien gewendet, um einen Waffenstillstand herbeizuführen.“

Ein elektrischer Schlag hätte keine größere Wirkung hervorbringen können. Frankreich, so hieß es überall, habe, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, den größten Sieg davongetragen, den jemals ein Eroberer errungen hatte. An der Börse herrschte Jubel, und die Rente eröffnete mit einer Kurssteigerung von 4 % gegen den vorigen Tag. Besonders in den Volksvierteln bezeigten die Leute ihre Freude, fast überall wurden Vorbereitungen zur Illumination für diesen Tag getroffen und die Häuser sofort festlich geschmückt.

In den Verwaltungsgebäuden und Ministerien, selbst in dem der Auswärtigen Angelegenheiten, betrachtete man die Abtretung Venetiens als einen noch nicht dagewesenen Erfolg; war das nicht die Weihe der Suprematie Frankreichs, das zum Schiedsrichter Europas gewählt wurde?

Im Staatsministerium versammelte Rouher seine Direktoren, den Chef und die Unterchefs seines Kabinetts um sich; er öffnete die rechte Schublade seines Schreibtisches und nahm einen Stoß Papiere heraus, den er schwenkte mit den Worten: „Ich hatte es vorhergesehen, und es war von langer Hand vorbereitet, hier sind die Beweise für das, was ich Ihnen sage“; und der Minister strahlte, wie ein Mann, der den Erfolg in der Hand hält.

Der Kaiser war sehr angenehm berührt von der Art und Weise, mit der Paris die Nachricht aufnahm, die er mit so großer Geschicklichkeit in Worte zu fassen verstanden hatte. Der Prinz Napoleon im Palais Royal dagegen, der am nächsten Morgen aus Meudon eingetroffen war, kam nicht aus der Wut heraus. Er war außer sich über den am Tage vorher gefaßten Entschluß zu einer bewaffneten Vermittlung und vielleicht noch mehr über die Notiz im „Moniteur“. Vor seinen Vertrauten und den Journalisten der ihm ergebenen Blätter, die wie gewöhnlich kamen, um seine Orakel zu vernehmen, machte er seinen Gefühlen in der heftigsten Weise Luft: „Das ist idiotisch ... das ist absurd ... ich bin wütend ... reden Sie mir nicht von dieser Notiz im ‚Moniteur‘ ... das ist eine blutige Beleidigung für meinen Schwiegervater ... das ist ein Mittel, um eine Hausse an der Börse zu erzielen ...“

Während er so wetterte und seine von Stillschweigen unterbrochenen Verwünschungen hinausschleuderte, wobei er mit großen Schritten, die Schultern noch mehr als gewöhnlich hinaufziehend, in seinem Arbeitskabinett auf und ab ging, wurde ihm der Graf Scherr-Thoß gemeldet, ein früherer preußischer Offizier, der später ungarischer Revolutionär geworden war. Bei seinem Eintreten ging ihm der Prinz entgegen und rief ihm ohne weitere Vorrede zu: „Sie reisen nach Preußen, — nun, sagen Sie dem Grafen Bismarck, daß er keinen schmachvollen Frieden annehmen darf, daß er sich ja nicht auf einen Waffenstillstand einlassen, sondern geradeswegs auf Wien und nicht auf Prag

los marschieren soll. Sagen Sie ihm, daß ich ihm nicht schreiben kann, daß ich Sie aber beauftragt habe, ihm in meinem Namen zu sagen, daß Italien die Vorschläge nicht annehmen wird, vorausgesetzt, daß Preußen standhält. Wenn es nötig ist, werde ich mich zu meinem Schwiegervater begeben ... meinetwegen kann man den Kaiser Napoleon mit unbestimmten Versprechungen unterhalten und sich verpflichten, sich später mit ihm zu verständigen, aber man soll auf Wien marschieren und ordentlich mit Oesterreich abrechnen. Sie können dem Grafen Bismarck versichern, daß Frankreich Preußen nicht den Krieg erklären wird. Erinnern Sie ihn daran, daß wir bei dem Einrücken der Italiener in die Marken und die Legationen unsre Vertreter in Turin abberufen haben, daß man sich aber wohl gehütet hat, Italien den Krieg zu erklären. Man wird es diesmal geradeso machen, dafür bürge ich, und ich tue, was ich sage. An Ihnen ist es, das dem Grafen Bismarck begreiflich zu machen. Aber vor allem keinen Waffenstillstand! Oesterreich hat nur einen Zweck: Zeit zu gewinnen, um seine Armee in Ungarn zu reorganisieren und seine Truppen aus Italien zurückzurufen. Eilen Sie zu Bismarck, ohne eine Minute zu verlieren. Sagen Sie ihm, was ich Ihnen mitgeteilt habe. Wiederholen Sie ihm, daß die italienische Armee sich über Tirol gegen Wien wenden wird, wenn die preußische Armee gleichfalls auf diese Stadt marschieren wird, und daß alles von seiner Energie abhängt."

Dann fuhr er ein wenig ruhiger fort: „Der Kaiser ist allerdings genötigt offiziell anders zu reden, da er die Vermittlerrolle übernommen hat, aber was ich Ihnen sage, ist der Ausdruck seiner Wünsche."

Was war von diesen Worten des Prinzen zu halten? Sie klangen so unwahrscheinlich, daß Graf Bismarck, als der Graf Seherr-Thoß sie ihm hinterbrachte, sie nicht für richtig zu halten vermochte und an eine Falle glaubte.

Auf den Grafen Seherr-Thoß folgten beim Prinzen Napoleon der Kommandeur Nigra und Graf Vimercati, ersterer besorgt, aber ruhig, der letztere geradezu toll. Ihnen gegenüber ließ der Prinz seinem Zorn völlig freien Lauf. Die Kaiserin habe den Kaiser zur Veröffentlichung dieser absurden Notiz veranlaßt ...; in Wirklichkeit hatte der Kaiser niemand um Rat gefragt und nichts von seinem Plan verlauten lassen. Venetien, fuhr der Prinz fort, würde nur gegen eine Garantie in bezug auf Rom abgetreten werden ..., man müsse die Minister Rouher und La Valette zu gewinnen suchen und gleich heute eine Bresche in Drouyn de Lhuys' Pläne legen und den Kaiser bearbeiten, der nur aus physischer Müdigkeit und Schwäche nachgegeben habe.

Ohne eine Minute zu verlieren, eilten die beiden Italiener zu den Ministern und hetzten sich sechs Tage lang, bis zum 11. Juli, um die Wette ab. Für den Grafen Vimercati war keine Rede mehr von Spazierritten im „Bois", und der Marschall sah ihn erst am Vormittag des 12. Juli wieder erscheinen. Er war jetzt vollkommen beruhigt und erzählte dem Marschall von allen Intrigen, die angezettelt worden waren, um Napoleon III. vom Intervenieren abzuhalten.

Während am 5. Juli der Prinz Napoleon und seine Freunde in der größten Aufregung waren, hatte sich Drouyn de Lhuys, der einen Umschlag in den Entschlüssen des Kaisers befürchtete, sich zu ihm begeben. Er fand ihn noch darein ergeben, wenn nicht entschlossen, bewaffnete Demonstrationen zu unternehmen; er erfuhr sogar, daß er auf Drängen der Kaiserin ein paar Worte an den Fürsten Metternich gerichtet hatte, um ihn von der Entsendung der Flotte nach Venedig zu benachrichtigen. Er drang wieder auf Rüstungen und die Berufung der Kammern; die Kaiserin unterstützte ihn natürlich dabei. Rouher, der sich ebenfalls dort befand, da er die Meinung des Kaisers kennen lernen und sich danach einrichten wollte, gab Zeichen der Zustimmung, als La Valette in großer Erregung dazu kam: er hatte die Entscheidungen des Kaisers erfahren und glaubte, ihn daran erinnern zu müssen, wie sehr sie im Widerspruch mit seiner früheren Haltung standen — war er doch der Haupturheber des Bündnisses zwischen Preußen und Italien, und jetzt sprach er davon, die Waffen gegen diese Mächte zu ergreifen! — wie wollte er sich rechtfertigen, wenn Italien die Beweise dafür, daß der preußisch-italienische Vertrag sein Werk war, veröffentlichte?

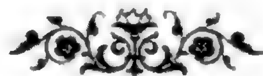
Dann führte er noch ein andres Argument ins Treffen:

„Diese Politik, die Sie beabsichtigen, bedeutet den Krieg — nun, Sire, Ihre Armee ist nicht kriegsbereit ... Mexiko hat alle Kräfte des Landes aufgezehrt ..."

Der Kaiser war für diesmal überzeugt, und man konnte von jetzt an merken, daß die Interventionspolitik allmählich an Boden verlor. Am 11. Juli wurde sie definitiv aufgegeben.

Die beiden schon der Unterzeichnung harrenden Dekrete, durch die der gesetzgebende Körper und die Reserven einberufen werden sollten, nahm Rouher an sich und ließ sie in einer Mappe im Staatsministerium aufbewahren. Es wird erzählt, daß am nächsten Tage beim Erscheinen des „Moniteur" Drouyn de Lhuys aufgebracht war, als er sie nicht darin fand, und Dalloz, den Direktor des „offiziellen Blattes" rufen ließ, um ihn zu fragen, wie es komme, daß er sie nicht hineingebracht habe. „Man hat mir nichts geschickt," erwiderte Dalloz, und Drouyn de Lhuys begriff, daß La Valette die Oberhand behalten hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Aus bewegter Zeit.

Zwei kleine Erzählungen von Kriegsminister Roon.

Von

v. Helldorf-Bedra.

Ich war im Herbst des Jahres 1862 als junger Regierungsassessor zu einem der Lehrkurse für Statistik einberufen worden, die damals unter Leitung des Chefs des Statistischen Bureaus, Geh. Rats Engel, in Berlin abgehalten wurden. Zu derselben Zeit war der erheblich ältere Regierungsassessor v. Hülsen in Berlin, der zum Kriegsminister v. Roon kommandiert war, um ihm bei Bearbeitung der Staatsministerialsachen zur Hand zu gehen, welche die innere Verwaltung betrafen. Herr v. Hülsen wurde bald darauf Generaldirektor der Landfeuersozietät der Provinz Sachsen — an Stelle meines Vaters, mit dem er schon lange in Versicherungssachen gearbeitet hatte, — und hat durch Leitung dieses Instituts und die Begründung des Verbandes der staatlichen Feuerversicherungsgesellschaften, als späteres langjähriges Mitglied des Abgeordnetenhauses, einen hochgeachteten Namen erworben. Ich hatte ihn schon viel in meinem väterlichen Haus gesehen und habe in Berlin mit dem geistvollen und unterrichteten Mann, der viele der wertvollsten Verbindungen hatte, verkehrt und danke dem älteren, erfahrenen, ernst religiösen Mann — er war damals schon 18 Jahre Assessor — viel für meine eigne Entwicklung. Herr v. Hülsen erzählte mir damals und bald, nachdem es geschehen, das nachstehende Erlebnis mit dem Kriegsminister v. Roon. Er hatte ein Zimmer im Kriegsministerium, in dem sich der Minister die Vorträge über die eingegangenen Staatsministerialsachen halten ließ, — meist am Abend. Eines Abends hat der Minister ihn zum Vortrag bestellt, — Hülsen wartet lange, — es heißt, der Minister sei zum Vortrag bei Seiner Majestät. — Es wird später und später, fast Mitternacht, da tritt endlich der Minister ein. Gegen seine Gewohnheit sagt er kein Wort, geht ernst und offenbar in schweren Gedanken im Zimmer auf und ab. Endlich fragt Herr v. Hülsen, ob er mit dem Vortrag beginnen solle. Da bleibt Roon stehen, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt tiefbewegt:

„Lassen Sie das heute, lieber Hülsen, die Sachen sind nicht so eilig, — gehen Sie nach Hause, — aber beten Sie zu Gott, heute nacht entscheidet sich das Schicksal von Preußen."

Nach der Berufung Bismarcks als Ministerpräsident sagte Roon zu Hülsen zur Erklärung jenes Vorganges:

„Ich war bei Majestät zum Vortrag und sprach für die Berufung Bismarcks. Die Besprechung dauerte sehr lange, schließlich schien Majestät entschieden und entließ mich mit den Worten:

‚Lassen Sie mir noch Zeit zur Entscheidung bis morgen früh — ich will diese Nacht mit Gott beraten.‘“

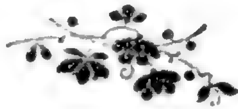
*

Im Jahre 1870 war ich Landrat in Wetzlar und wurde am 14. Juli, früh $^1/_2$ 5 mit der Depesche geweckt: Frankreich hat den Krieg erklärt, die ganze Armee mobil; der 14. „erster Mobilmachungstag“. — Im Januar 1871 wurde ich in den ersten Reichstag gewählt, und während desselben habe ich oft mit Herrn v. Blanckenburg-Zimmerhausen, dem langjährigen Führer der Konservativen im preußischen Landtag, verkehrt. Von ihm hörte ich folgende Erzählung über eine Begegnung mit dem Kriegsminister v. Roon an jenem 14. Juli. — Herr. v. Blankenburg war damals in Berlin und hatte zufällig am 14. Juli auf dem Anhalter Bahnhof zu tun. Dort begegnet er auf dem Perron dem Kriegsminister, der es sich leicht gemacht und in Ueberrock und Mütze auf einen Zug wartet. — Herr v. Blankenburg fragt erstaunt, „aber Exzellenz, heute hier?“ — und Herr v. Roon antwortet:

„Ich will nur noch einmal nach Gütergotz (sein an der Anhaltschen Bahn gelegenes Gut), um nach dem Rechten zu sehen.“

„Aber heute, am ersten Mobilmachungstage?!“

„Ja, gerade deshalb, die Mobilmachungsorder ist losgeschossen, da habe ich gerade heute auf Gottes Welt nichts zu tun.“



Die Wege des deutschen Männerchorgesanges.

Von

Dr. Wilh. Kienzl.

Durch die großen Sängerfeste des „Deutschen Sängerbundes“, die Tausende und aber Tausende von Sängern zu begeisterungsfrohem Zusammenwirken versammeln, sowie durch die von Kaiser Wilhelm II. ins Leben gerufenen Sängerwettstreite, deren bereits zwei (1899 in Kassel, 1903 in Frankfurt a. M.) stattgefunden haben, ist das Wirken und Streben der deutschen Männergesangvereine mehr als je in aller Munde.

Sowohl der immer wachsende Einfluß des Männerchorgesanges als auch die Sucht, dessen Leistungsfähigkeit ins Ungemessene zu steigern, um mit den übrigen musikalischen Errungenschaften Schritt halten zu können, fordern zu einer ernsten Betrachtung um so mehr heraus, als nicht zu verkennen ist, daß die Wege,

die von ihm betreten werden, nachgerade von seinen eigentlichen Zielen ziemlich weit abzuführen beginnen.

Der Männerchorgesang ist eine Kunstgattung, die nicht nur vom künstlerischen, sondern auch vom gesellschaftlichen Standpunkte aus zu betrachten ist; ja, man könnte dazu neigen, auf das soziale Moment sogar das Hauptgewicht zu legen. Die außerordentlich starke Pflege, die ihm besonders im Laufe des vergangenen Jahrhunderts in Deutschland zuteil geworden, läßt sich vom künstlerischen Standpunkte allein nie und nimmer rechtfertigen; denn es ist hinlänglich bekannt, daß dem unbestreitbaren Klangreize, den er ausübt, eine Einseitigkeit und Beschränkung der melodischen, harmonischen und kontrapunktischen Ausdrucksmittel gegenübersteht, die ihren Grund in dem geringen Tonumfang eines ausschließlich von Männerstimmen gebildeten Komplexes hat. Ueber diese von der Natur gezogene Grenze können selbst die größten Meister nicht hinaus. Deshalb haben diese sich auch trotz des Stachels, den irgendein Zwang zuweilen für jeden souveränen Beherrscher künstlerischer Technik bildet, diesem Gebiete auffallend wenig zugewandt.

Wie anders stellen sich hingegen die gesellschaftlichen Vorzüge des Männerchorgesanges dar! Sie reichen vom Vergnügen des durch Singen gewürzten heiteren geselligen Zusammenseins bis zum ernsten Bedürfnisse, einer gemeinsamen großen Empfindung kraftvollen künstlerischen Ausdruck zu geben, sei diese nun drangvoller Not oder sieghaft feuriger Begeisterung des Volkes entsprungen. Der Deutsche hatte von jeher die Gewohnheit, Freud und Leid im Gesang ausströmen zu lassen. Unzählige Volkslieder geben davon Zeugnis. Das Alleinsingen genügte ihm aber nicht immer; er wollte sich mit andern zusammen singend begeistern. So entstanden die Trink-, Tanz-, Kriegs-, Siegesund Scharlieder. Dazu kam der dem Deutschen eingeborene Trieb zu künstlerischer Darstellung. Konnte er diesem aus Mangel an ausreichenden persönlichen Stimmitteln nicht allein entsprechen, so vereinigte er sich mit Genossen zum vierstimmigen Chorgesange. Stauffachers Wort: „Wir könnten viel, wenn wir zusammen stünden“, sollte auch hier eine Anwendung erfahren. Man begann, sich zu kleinen Sängergesellschaften zusammenzufinden. Sieht man von der Meistersingerei des 14. bis 16. Jahrhunderts und einigen vereinzelt gebliebenen Bestrebungen im 17. und 18. Jahrhundert ab, so dürfen wir in der 1809 erfolgten Gründung der „Berliner Liedertafel“ durch Zelter den eigentlichen Anfang des heutigen weitverzweigten und großartig organisierten Männergesangvereinswesens erblicken. Zuerst nur aus 24 Sängern bestehend, war diese Liedertafel nur ein intimer Kreis gesinnungsverwandter Männer, die in den Zeiten der tiefsten politischen Schmach Deutschlands sich in den gemeinsam angestimmten Liedern ein Ventil für ihre Gefühle schufen, denen auf andre Weise Luft zu machen sie keine Gelegenheit hatten. Das Beispiel fand bald Nachahmung, und zwar in größerem Stil. Das Heraussingen der „gemeinsamen Not“ sollte nicht mehr nur einer kleinen Zahl, sondern einer ganzen Schar von Männern ermöglicht werden, wofern diese nur mit einiger Stimme und gesundem Tonsinne begabt waren. So bildete sich die „jüngere Liedertafel“. Die Komponisten

Ludwig Berger und Bernhard Klein waren ihre Gründer. Verschiedene deutsche Städte folgten mit Vereinigungen ähnlicher Art. Es dauerte nicht lange, so war ganz Deutschland von Männergesangvereinen kleinsten und größten Stils überflutet, und es gab kein Nest in deutschen Landen, wo nicht mindestens ein Quartett sich gebildet hatte. Männer wie C. M. v. Weber, Marschner, Kreutzer, Silcher, Loewe, Schubert und Mendelssohn stellten ihre Kunst in den Dienst des Männergesanges, dessen Wirkung auf die großen Massen dadurch eine ganz außerordentliche geworden war. In besonderem Maße gilt das von den nationalen Liedern, zu denen die deutschen Freiheitsdichter Ernst Moritz Arndt, Max v. Schenkendorf, Theodor Körner, Hoffmann v. Fallersleben diese Tonsetzer begeisterten. Sie feuerten den schwerfälligen deutschen Michel sogar zu Taten an, wie einst des Tyrtäos Lieder die Spartaner, und dieses Moment ist das glorreichste in der Geschichte des deutschen Männergesanges, dem wir schon darum allein dankbare Wertschätzung schuldig sind.

Das Zusammengehörigkeitsgefühl der deutschen Stämme, das durch deren endliche politische Vereinigung im Jahre 1871 an Energie noch bedeutend gewonnen hatte, übertrug sich naturgemäß auch auf die Chorvereinigungen der deutschen Einzelstaaten und hatte einen Zusammenschluß zu größeren Bünden (rheinischen, schlesischen, badischen und so weiter) und endlich auch zu einem alle in sich fassenden „Deutschen Sängerbunde" zur Folge, der nicht nur die Einzelbünde des Deutschen Reiches, sondern auch die Oesterreichs, Englands, Rußlands und Amerikas zu gemeinsamer Wahrung ihrer nationalen und künstlerischen Interessen umschließt und in periodisch wiederkehrenden großen Sängerfesten den ihm zugrunde liegenden idealen Gedanken lebendig zum Ausdrucke bringt. Die Tatsache, daß hierdurch das gemeinsame Nationalbewußtsein auf eine beträchtliche Höhe gestiegen ist, verleiht dem deutschen Chorgesangwesen unbestreitbar einen hohen Ruhmestitel. So dürfen wir denn in unsern Männergesangvereinen kurzweg das singende Volk erkennen.

Diesem Begriffe angemessen muß aber auch die Aufgabe sein, die der Männergesang sich zu stellen hat. Seinem Wesen und der beschränkten Art seiner Mittel entspricht am meisten das Einfache, Melodische, Liedmäßige, wie es im Volkslied am liebenswürdigsten hervortritt. Niemand kann zu der schönen Aufgabe, Hüter und Schützer der tönenden Volksseele zu sein und sie in künstlerischer Form lebendig zu erhalten, berufener sein als eben jenes singende Volk, als das ich den deutschen Männerchor bezeichnet habe. Das Volk selbst singt seine Lieder von Tag zu Tag weniger. Woher das kommt, mag hier nicht näher untersucht werden. Läßt sich das auch nicht gewaltsam ändern, weil man das Uebel bei der Wurzel anfassen und erst die Ursache der Singunfreudigkeit allmählich beseitigen müßte, so darf man es doch für eine nicht geringere nationale Pflicht halten, die Lieder unsrer Väter vor der Vergessenheit zu bewahren, als es etwa die möglichste Erhaltung wertvoller alter Burg- und Kirchenbauten ist, in denen wir die künstlerischen Zeugen der Sitten und des religiösen Geistes unsrer Vorfahren zu erkennen haben.

Allerdings verbietet es sich dort nicht weniger als hier, eine Verfeinerung oder — nennen wir das Kind beim rechten Namen — eine moderne Verkünstelung des Originals anzustreben, sondern es wird sich um dessen Schutz und Reinerhaltung handeln müssen. Man denkt da unwillkürlich an den kürzlich um die Heidelberger Schloßruine entbrannten edeln Streit. Mein persönliches Gefühl neigt sich auch in diesem Falle zur Rettung des Alten — wenn eine solche noch möglich ist — und nicht zu einem teilweisen Neuaufbau hin. Für einen solchen fehlen uns heute die inneren Voraussetzungen, und um eine Kunst ohne diese steht es bekanntlich immer faul.

Um wieder auf das Volkslied zurückzukommen, ist ein ganz einfach harmonischer vierstimmiger Satz in den meisten Fällen das Zweckmäßigste, weil Natürlichste.

Die seit einigen Jahren dort und da auftauchenden Volksgesangvereine verfolgen dieses ideale Ziel. Würden aber alle Männergesangvereine ihm ausschließlich nachgehen, so erschiene mir das als eine arge Einseitigkeit; denn auf diese Weise müßte unsre ganze neue musikalische Kultur, die moderne Harmonik, Rhythmik und Satzweise ignoriert werden, und das hieße reaktionär sein. Alle Kunst hat aber das Recht der zeitgemäßen Entwicklung, und diese läßt sich nicht durch puritanische Maßregeln unterbinden. Das Bedürfnis wird immer über theoretische Erwägungen den Sieg davontragen. Dieses Bedürfnis muß allerdings auch wirklich echt sein, denn nur aus ihm geht jenes unfehlbare Stilgefühl hervor, das die Grundlage jeder wahren Kunst ist. Damit im engsten Zusammenhange steht das ewige unumstößliche Gesetz einer naturgemäßen Verwertung des Materials. Jeder Mißbrauch desselben rächt sich. Nichts wäre leichter, als dafür schlagende Beispiele aus dem Gebiete der bildenden Kunst anzuziehen.

Es ist nicht meine Absicht, hier das vielbesprochene Thema der Berechtigung der Tonmalerei zu variieren. Keinem Zweifel kann es aber begegnen, daß kein Material seiner Natur nach sich zur Schilderei mit Tönen weniger eignet, als das des Männerquartettsatzes. Die überaus beschränkten harmonischen und kontrapunktischen Möglichkeiten, die dieser selbst bei der raffiniertesten Ausnutzung seiner Klangwirkungen und bei der rücksichtslosesten Behandlung der menschlichen Stimmen bietet, bilden die natürliche Abgrenzung gegen diese Kunstrichtung. Auch eignet sich die menschliche Stimme nur in sehr bescheidenem Maße zu solcher Verwertung, — ist sie doch selbst Natur, die nachzuahmen stets das Hauptstreben des künstlich erzeugten Instrumentaltones war. In der Verwendung der Singstimme zur tonmalerischen Schilderung äußerer Vorgänge vermag ich nur eine arge Verkennung ihrer zu einem weit höheren Zwecke, nämlich der Darstellung innerer Vorgänge, bestimmten Natur zu erblicken. Die Stimme wird sozusagen in eine niedrigere Kategorie herabgedrückt, um Dienste zu leisten, die ihrer nicht würdig sind, und zu denen sie überdies weit weniger befähigt ist als der künstlich erzeugte Ton.

Eine Gelegenheit, die für den unbefangenen Zuhörer in dieser Hinsicht besonders Lehrreiches bot, war das vielbesprochene jüngste Kaiserwettsingen zu

Frankfurt a. M. im Juni 1903. Man bekam hierbei unter den selbstgewählten Vorträgen, die natürlich nur das Schwierigste enthielten, um das Können der wettsingenden Vereine im glänzendsten Lichte zu zeigen, ein ganzes wohlgezähltes Dutzend Land-, See- und Schlachtenstürme, wobei gewöhnliche Gewitter gar nicht mitgerechnet sind, zu hören. Niemand wird es mir verargen, daß ich trotz aller Anerkennung für die zum größten Teile ausgezeichneten Leistungen schon beim sechsten der Stürme das Lachen nicht mehr unterdrücken konnte, das sich unwillkürlich steigerte, als die Sänger immer wieder mit dem gleichen blutigen Ernste ihre klangvollen Stimmen zum Entfachen der stets mehr oder weniger mit denselben Mitteln geschilderten Windsbraut und zur Darstellung des Donnergerolls und Meeresbrausens mißbrauchten. Ich frage: Richtet sich so etwas nicht von selbst? Ja, „das Unzulängliche, hier wird's Ereignis!"

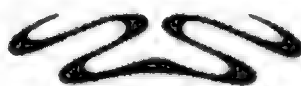
Gegen die möglichste Ausnutzung des Materials ließe sich im Grunde gewiß nichts einwenden, wenn nicht die Hauptsache dabei vernachlässigt würde: der der menschlichen Stimme weit mehr als jedem Instrument eigne Gemütsausdruck. In dieser Tatsache erblicke ich aber das größte Uebel. Ist es überhaupt schon beklagenswert, wenn die Tonkunst ihre eigenste Aufgabe, Seelenkünderin zu sein, unbeachtet läßt, um auf einem ihr zum größten Teile fremden Gebiete sich zu betätigen, so gilt das im erhöhten Maße von der Gesangsmusik im besonderen. Wie lächerlich: die Singstimme wird mit Willkür zum Instrumente gestempelt, um „orchestrale Wirkungen" zu erzielen, als ob sie solche überhaupt je zu erreichen imstande wäre. Wozu aber auch? Haben wir denn dafür nicht das Orchester selbst? Symphonisches kann ein Vokalchor ja doch nie bieten, mag er auch noch so viele kanonische Einsätze, unsingbare und unhörbare Engführungen enthalten, und mögen die Singstimmen darin noch so unmenschlich behandelt sein. „Alles ist nach seiner Art; an ihr wirst du nichts ändern."

Darum lege man es mir nicht als Byzantinismus aus, wenn ich Kaiser Wilhelms' II. nach dem letzten Sängerwettstreite gesprochenen Worte ihrem wesentlichen Inhalte nach als wahrhaft befreiend zu bezeichnen mich gedrängt fühle. Sie treffen den Kern des Uebels und beweisen von neuem, welch klaren Blick und welch gesundes Gefühl dieser seltene Mann ungeachtet mancher Irrtümer, die ihm schon unterlaufen sind, für alles und jedes hat. Es wirkt immer erfrischend und luftreinigend, wenn mit einem weiten Horizont begabte harmonische Naturen, die nicht in die engen Mauern eines Spezialfaches eingeschlossen sind, unbefangen und offen ihre auf Selbstbeobachtung beruhende Meinung sagen. Ein Korn objektiver Wahrheit wird fast immer in den impulsiven Aeußerungen solcher Männer sein, allen jenen zum Trotz, die im voraus jede Leistung oder Meinung eines Fürsten als wertlos anzusehen gewohnt sind und die am liebsten jedem Nichtfachmanne das Urteilen über die doch uns allen gehörigen Erscheinungen der Welt verbieten möchten, weil sie nicht in ihr Fach schlagen (man denke nur an das Verhalten dieser Engherzigen gegen Wagner, Tolstoi, Rosegger und andre!).

Gar viele hat das Kaiserwort vom 6. Juni 1903 zur Besinnung und endlich

auch zu einer besseren Ueberzeugung gebracht. Schon heute macht sich eine Reaktion bemerkbar, die übrigens früher oder später unausbleiblich gewesen wäre, eine Reaktion zugunsten der Pflege des unverfälschten Volksliedes durch die Männergesangvereine. Auch darin darf allerdings nicht zu weit gegangen werden. Das mit den Mitteln der Neuzeit behandelte, weiter ausgebaute Chorlied hat daneben vollen Anspruch auf eine ausgiebige Pflege. Nur von dessen Auswüchsen möge man die Hand lassen und bedenken, daß das Männerchorlied weder dazu berufen ist, lyrischen Individualempfindungen und ausgedehnten balladenhaften Schilderungen zu dienen, noch vor allem dazu, Massenempfindungen Ausdruck zu verleihen, daß also seine eigentliche Domäne das Kriegslied, das Scharlied und das religiöse und nationale Gemeingefühl in hymnenartiger Gestalt ist.

Man lächle also nicht von hohem Kunstthrone geringschätzig auf den idealen Dilettantismus des deutschen Männerchorgesanges und seine harmlosen weinseligen Verbrüderungsbegleiterscheinungen herab, die ja nicht den Kern seines Wesens ausmachen; man freue sich vielmehr über die völkische Begeisterung zur Kunst, die ihm zugrunde liegt, denn auch auf den Männerchorgesang paßt erfahrungsgemäß das schöne Wort Goethes: „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten.“



Aus der Zeit des Frankfurter Parlaments.

Aus dem Nachlasse des Abgeordneten Georg Friedrich Kolb.

(Schluß.)

Am 17. März begannen die Verhandlungen, die, wie sich denken läßt, von gewaltiger Aufregung begleitet waren und bis zum 21. fortdauerten. Da wurde denn zunächst ein Antrag der Ausschußminorität über Welckers Antrag zur Tagesordnung überzugehen mit 272 gegen 267 Stimmen verworfen. Darauf gelangte der Antrag der Ausschußmajorität zur Abstimmung; das preußische Erbkaisertum schien entschieden. Aber die Anhänger desselben triumphierten etwas zu früh: dieser Antrag erlangte doch nur 252 Stimmen, während 283 ihn verwarfen. Unter den letzteren zählte man 37 Preußen, fast sämtliche Oesterreicher und alle Bayern bis auf 12 (Franken). Der Eindruck bei den Schwarz-Weißen war unbeschreiblich, insbesondere wurden Gagern und Bassermann nahezu ohnmächtig. Das gesamte Gagernsche Ministerium samt allen Unterstaatssekretären reichte seine Entlassung ein.

Am 23. März begann dann die zweite Lesung der Reichsverfassung. Man beschloß, täglich zwei Sitzungen zu halten, morgens von 9 bis 1 Uhr und nach-

mittags von 4 bis 7. Der 1. Paragraph ward angenommen, lautend im Eingange: „Das Deutsche Reich besteht aus dem Gebiete des bisherigen deutschen Bundes," — dagegen erfuhr der nächstfolgende Satz: „Die Teilnahme der österreichischen Bundeslande an den reichsverfassungsmäßigen Rechten und Pflichten bleibt vorbehalten" Verwerfung mit 290 gegen 240 Stimmen, weil damit die sofortige Ausschließung der österreichischen Abgeordneten aus der Versammlung bezweckt war. Weiter verworfen und zwar mit 266 gegen 265 ward dann aber auch der § 2: „Kein Teil des Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staat vereinigt sein." Das gleiche Schicksal wird, und zwar durch 274 gegen 256 Stimmen, dem Absatze zuteil: „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen." Dagegen erlangte mit 290 gegen 240 Stimmen die Vorschrift Annahme: „Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so soll das deutsche Land eine von dem nichtdeutschen Lande getrennte eigne Verfassung, Regierung und Verwaltung haben."

Indes mußte man endlich über die Spitze der Reichsgewalt zu irgendeinem Beschlusse kommen. Die Großpreußen (sie versammelten sich in dieser Zeit gewöhnlich im „Weidenbusch"), nicht abgeschreckt durch ihre neuerliche Niederlage, setzten ihre Intrigen mit gesteigertem Eifer fort. Endlich gelang es ihnen (25. März), Heinrich Simon und dessen meist preußischen Freunde, namentlich Rappart, Max Simon, Löwe u. s. w. — man sprach von etlichen 20 Stimmen — zu einem Kompromiß zu vermögen, nach dem diese Männer vom rechten Flügel der Linken sich dazu verstanden, für den preußischen Erbkaiser zu stimmen, wogegen die Liberalen von der alten Schule, Gagern voran, sich verpflichteten, nicht nur für ein bloß suspensives Veto des Kaisers und das freisinnige Wahlgesetz zu stimmen, sondern überhaupt für die in der Reichsverfassung ausgesprochenen Freiheitsrechte in jeder Weise persönlich einzustehen, „sogar auf den Barrikaden, wenn es nötig würde", sagte man. — Traurige Verblendung Heinrich Simons, auf den Mut und die Festigkeit von Leuten sich zu verlassen, die wie Laub vom Winde nach den verschiedensten Richtungen sich treiben ließen!

Es war am 27., als über folgenden Antrag der Ausschußmajorität abgestimmt ward: „Diese (Kaiser-) Würde ist erblich im Hause des Fürsten, dem sie übertragen worden. Sie vererbt im Mannesstamme nach dem Rechte der Erstgeburt." Angenommen mit 267 gegen 263 Stimmen, also einer Majorität von nur vier, während 8 Anwesende jedes Votum verweigerten! Rasch eilte man nun, gleich am nächsten Nachmittage, zur definitiven Entscheidung. Nachdem der Präsident Simson die Reichsverfassung für abgeschlossen und verkündigt erklärt, schritt man sofort zur Wahl. Beim Namensaufruf (in alphabetischer Ordnung) antworteten die drei zuerst Aufgerufenen der Reihe nach: „Stimmt nicht!" Es war ein wunderlicher Anfang. Erst von jetzt an hörte man: „Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen," untermischt mit Stimmverweigerungen. Graf Dohm antwortete: „Ohne Mandat"; Edel und andre:

„Wählt keinen Erbkaiser!“ Mittlerweile wirft der erbkaiserliche Jucho auf dem Sekretariat einen Stuhl um, da ruft eine Stimme halblaut: „Der Thron ist umgefallen!“ Das „ich wähle nicht“ wird meistens mit kräftiger Stimme, die Bezeichnung des Königs von Preußen dagegen nur halblaut ausgesprochen, so u. a. von Rießer. Hartmann: „will nicht teilhaben an einem Anachronismus, wählt nicht!“ (Murren). Reinhard (aus Mecklenburg): „Ich wähle keinen Fürsten!“ Römer (württembergischer Minister): „Ich wähle nicht.“ Sepp: „Ich wähle keinen Gegenkaiser!“ Uhland: „Stimmt nicht!“ Fürst Waldburg-Zeil: „Ich bin kein Kurfürst!“ (Bravo). Schließlich haben sich 290 Abgeordnete für den König von Preußen erklärt, 248 haben die Stimmabgabe verweigert.

Der Präsident verkündet nunmehr mit möglichstem Pathos die Erwählung Friedrich Wilhelms von Preußen zum deutschen Kaiser. Sofort beginnt das zuvor bestellte Glockengeläute und der Kanonendonner. Dies zieht die Leute aus den Häusern; es sind meist Neugierige; nur die Börsenleute und die eigentliche Bourgeoisie jubeln; die preußischen Abgeordneten selbst können sich nur zum kleinsten Teile der Freude hingeben.

Es war eine wunderliche Gestaltung. Das Erbkaisertum an sich kläglich durchgedrückt mit 4 Stimmen Mehrheit. Unter dieser Mehrheit befanden sich 164 Preußen, dagegen nur 4 Oesterreicher, 13 Bayern, 7 Württemberger, 5 Sachsen und 5 Badener, während die Liste der Gegner des Erbkaisertums 106 Oesterreicher, 52 Bayern, 19 Württemberger, 15 Sachsen und 11 Badener umfaßte.

Unmittelbar nach der Wahl übergaben Abgeordnete dem Präsidenten schriftliche Erklärungen. Der Vorsitzende trug Bedenken, sie zu verlesen und die Majorität beschloß, solche Verlesungen nicht zuzulassen! Es waren Protestationen, Darstellungen des Treibens der preußischen Erbkaiserlichen, worin Intrigen enthüllt und u. a. dargetan war, wie man, während vorgewendet worden, es sei mit Oesterreich zu verhandeln, eine solche Verhandlung der Wirkung nach unmöglich gemacht und wie bei dem ganzen Vorgang nicht einmal die angenommenen Formen, namentlich bezüglich der Zeittermine eingehalten worden u. s. w. Indes der Beschluß war gefaßt, die Reichsverfassung formell als Grundgesetz für ganz Deutschland verkündet. Die nächste Folge war, daß der Reichsverweser nun sofort seine Stelle niederzulegen erklärte; nur auf vielfaches Andrängen verstand er sich dazu, noch für „kurze Zeit“ die Reichsregierung fortzuführen.

Unterdessen war eine Deputation von 24 Abgeordneten nach Berlin abgereist, um dem erwählten Kaiser die Beschlüsse der Nationalversammlung feierlich zu überbringen und seine Entschließung entgegenzunehmen. Diese Deputation reiste sehr langsam, um, wie man gleich anfangs alles Ernstes behauptete, nicht am ominösen 1. April in der preußischen Hauptstadt einzutreffen. In Wirklichkeit ward sie erst am 3. April von dem Monarchen empfangen, nachdem verschiedene Verhandlungen unter der Hand vorangegangen waren. In seiner Antwort sagte der König: Der Beschluß der Nationalversammlung gebe ihm „ein Anrecht, dessen Wert er zu schätzen wisse“; derselbe fordere, wenn er an-

nähme, unermeßliche Opfer von ihm (!); er ehre das in ihn gesetzte Vertrauen, danke dafür und sei bereit, seine Liebe zum gemeinsamen Vaterlande eventuell durch die Tat zu beweisen. „Aber Ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, Ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, Ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und Meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und freien Städte Deutschlands, eine Entschließung fassen, die für sie wie für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entschiedensten Folgen haben müßte. An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen wie dem Ganzen frommt" u. s. w.

Das war denn ein Faustschlag in das Angesicht der Nationalversammlung, der so ganz und gar der Boden bestritten ward, auf dem sie das Verfassungswerk aufzubauen unternommen hatte; es war eine Ablehnung, zugleich mit der Prätension eines aus dem Beschlusse hergeleiteten Anrechts.

Beschämt standen nunmehr die Erbkaiserlichen, um so mehr als sie jede Beantwortung der Frage, ob sie sich denn auch nur der Annahme der angebotenen Kaiserkrone versichert, mit Hohn von sich gewiesen hatten.

Die nach Berlin abgesendete Deputation, die man bis zur Audienz in Ungewißheit über den Entschluß des Königs gelassen hatte, fühlte sich am nächsten Tage zur Abgabe einer schriftlichen Erklärung an das preußische Staatsministerium verpflichtet. In diesem würdig gehaltenen Aktenstücke wies sie zunächst darauf hin: Die Uebertragung der erst in der Verfassung begründeten erblichen Kaiserwürde setzte das Zurechtbestehen der Verfassung an sich voraus. Der Schluß der Erklärung ging dahin: „Die Einladung, auf Grund der Reichsverfassung die auf Ihn (den König) gefallene Wahl anzunehmen, mußte in dem Augenblicke von dem König abgelehnt angesehen werden, in dem Seine Majestät Ihre Willensmeinung dahin zu erkennen gaben, daß die von der verfassunggebenden Reichsversammlung in zweimaliger Lesung beschlossene Verfassung überall noch keine rechtliche Existenz und Verbindlichkeit habe, einer solchen vielmehr erst durch gemeinsame Beschlußnahme der deutschen Regierungen teilhaftig werden könnte." Gleichzeitig trat die Deputation ihre Rückreise nach Frankfurt an.

In manchen preußischen Kreisen war man nicht sehr erbaut von einer solchen Wendung der Dinge. Während der König bei der Audienz einzelnen Gliedern der Deputation spöttische Bemerkungen ins Gesicht gesagt haben soll (offiziell kennen wir nichts darüber), erfuhren die Abgeordneten beim Prinzen von Preußen eine günstige Aufnahme, und insbesondere soll die Prinzessin Augusta nicht ohne Schmerz geäußert haben: „Ja, der (nämlich der König) hat eben keine Kinder!" — Indes erfuhr man zu Frankfurt, die preußische Regierung suche sich den erlangten Vorteil dadurch zu sichern, daß der König die provisorische Leitung der deutschen Angelegenheiten übernehmen wollte. Das ließ sich aber eben doch

nicht ausführen. Ebensowenig konnte der preußische Bevollmächtigte Camphausen neue Instruktionen zur Geltung bringen, nach denen, wie man sagte, nur gewisse, bestimmt bezeichnete Aenderungen der Verfassung und überdies die Zustimmung aller Regierungen mit Ausnahme der österreichischen gefordert werden sollten. Offiziell ward noch Mitte April von der preußischen Regierung erklärt: Da mehrere größere Staaten ihr Einverständnis bis jetzt noch nicht zu erkennen gegeben, so sei „zurzeit die Vorbedingung der Entschließung Seiner Majestät des Königs nicht vorhanden, mit Rücksicht jedoch auf die Wichtigkeit des Augenblicks für die künftigen Geschicke Deutschlands erachte die königliche Regierung für angemessen, noch eine kurze Frist zu warten, bevor sie ihren weiteren Entschlüssen die Tatsache zum Grunde legt, daß die Zustimmung größerer deutscher Staaten zu der Seiner Majestät von der Nationalversammlung zugedachten Stellung fehle." Die Nationalversammlung, dabei die durch Revers verpflichtete Partei Gagerns, konnte nicht weiter zurückgehen, und die meisten wollten es um so weniger, als bereits 28 deutsche Regierungen ihre unbedingte Unterwerfung unter die Reichsverfassung erklärt hatten. Allerdings waren dies die Regierungen der Kleinstaaten (einschließlich Baden und beide Hessen), während Württemberg, Hannover und Sachsen sich noch nicht ausgesprochen hatten, Bayern aber sich entschieden sträubte und Oesterreich sich in keinem Falle aus Deutschland hinauswerfen lassen wollte.

Erst in der Sitzung vom 11. April erfolgte die Berichterstattung der Deputation. Die abgetreten gewesenen Minister erschienen wieder auf den Ministersitzen; Präsident Simson sprach namens der Deputation. Das Verhalten derselben fand, einige Partien auf der rechten Seite ausgenommen, allgemeine Zustimmung. Wie gewöhnlich ward eine Menge von Anträgen eingereicht, nicht weniger als 12. Mit 276 gegen 159 Stimmen ward der von Kirulff, Vogt und Genossen gestellte angenommene, die Nationalversammlung möge erklären, an der Verfassung unwandelbar festzuhalten, und sie möge einen Ausschuß von 30 Mitgliedern wählen, um Vorschläge zu deren Durchführung zu machen.

Die Verhandlungen über die betreffenden Anträge dauerten vom 23. bis 26. April. Annahme erlangte der Vorschlag der Ausschußmajorität: „Die Reichsversammlung erklärt, in Uebereinstimmung mit ihrer nach Berlin gesendeten Deputation, daß die Annahme der durch die verfassunggebende Reichsversammlung dem Könige von Preußen übertragenen Würde des Reichsoberhauptes die Anerkennung der Reichsverfassung voraussetzt." Weiter wurde beschlossen, die Regierungen zu veranlassen, sich aller Anordnungen zu enthalten, durch die dem Volke die Mittel entzogen werden, in diesem entscheidenden Augenblicke seinen Willen kundzugeben (die bayrische Regierung hatte die Kammern fortwährend vertagt, damit nicht die Abgeordneten neuerdings auf Anerkennung der Reichsverfassung drängten). Endlich war die provisorische Zentralgewalt ersucht, die vorstehenden Beschlüsse in Vollzug zu setzen und bis 3. Mai Mitteilung über den Erfolg zu machen. Außer diesen bedeutungslosen Beschlüssen wurden alle Anträge verworfen, namentlich die folgenden: die Wahl des Königs von Preußen

für erledigt zu erklären, — den Abschnitt den Verfassung vom Reichsoberhaupt einer Revision zu unterwerfen, — eine Regentschaft zu ernennen, einen neuen Reichstag auf 1. Juli zu berufen, der einen neuen Kaiser zu erwählen habe, die gesamte bewaffnete Macht und die Beamten auf die Verfassung zu beeidigen, Truppen zum Schutze der Nationalversammlung aufzustellen u. dergl. m. Es waren 23 verschiedene Anträge zu erledigen, sie wurden mit Ausnahme obiger drei sämtlich abgelehnt.

Die Dinge gestalteten sich immer hoffnungsloser. Hatten bisher schon sehr viele Abgeordnete ihre Mandate niedergelegt, so erließ nunmehr die österreichische Regierung ein förmliches Abberufsdekret an die bisher noch zu Frankfurt verbliebenen. Bayern, von Herrn von der Pfordten geleitet, verweigerte nun förmlich die Anerkennung der Reichsverfassung, In Preußen löste man die Volksvertretung auf, damit die Regierung in der kritischen Zeit völlig freie Hand habe. In Württemberg sträubte sich der König, sich einem Hohenzollern zu unterwerfen. In Hannover löste man die dem Hofe unbequeme Kammer auf. In Frankfurt selbst weigerte sich der Reichsverweser, verschiedene Beschlüsse der Nationalversammlung zu unterzeichnen und zum Vollzug bringen zu lassen, worauf die Minister ihre Entlassung einreichten.

Die Gärung in dem sich getäuscht sehenden Volke stieg immer mehr, namentlich in Sachsen, Württemberg, der Pfalz und Baden. In Württemberg wurde der Eigenwillen des Königs durch die Haltung der gesamten Bevölkerung gebrochen, er mußte sich zur Erklärung der Anerkennung der Reichsverfassung verstehen. Auch der Reichsverweser bequemte sich endlich, die verweigerte Unterschrift zu erteilen. — Angesichts der immer bedenklicher sich gestaltenden Verhältnisse faßte die Nationalversammlung endlich am 30. April u. a. folgende Beschlüsse: Der Präsident ist ermächtigt, zu jeder Zeit und an jedem ihm geeignet erscheinenden Orte Sitzungen des Reichstags abzuhalten (man gewärtigte einen Gewaltstreich gegen die Nationalversammlung). Die Zahl der zur Beschlußfassung nötigen Mitglieder wird von 200 auf 150 herabgesetzt. Außerordentliche Sitzungen sind anzuberaumen, sobald 100 Mitglieder dies verlangen.

Nun drängten sich die Ereignisse. Am 1. Mai erfuhr die Nationalversammlung gleichzeitig, daß auch die sächsische Volkskammer aufgelöst worden und daß der König von Preußen die Reichsverfassung und die Kaiserkrone definitiv zurückgewiesen habe. Es mußte nunmehr auch den Vertrauensseligsten klar werden, daß auf dem bisherigen Wege das erstrebte Ziel absolut nicht erreicht werde. Die Volkserbitterung führte in Dresden zur Einsetzung einer provisorischen Regierung, in der bayrischen Pfalz zu der eines Landesverteidigungsausschusses. Am 4. Mai genehmigte dann die Nationalversammlung die Anträge ihres Dreißigerausschusses, im wesentlichen dahingehend: die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden und das gesamte deutsche Volk aufzufordern, die Reichsverfassung zur Anerkennung und Geltung zu bringen. Die Nationalversammlung bestimmt den 15. August d. J. als den Tag, an dem der erste Reichstag auf Grund der Verfassung in Frankfurt am Main zusammenzu-

treten hat. Die Wahlen sind am 15. Juli vorzunehmen. Sollte Preußen im Reichstag nicht vertreten sein, so tritt das Oberhaupt desjenigen Staates, der unter den vertretenen Staaten die größte Seelenzahl hat, unter dem Titel eines Reichsstatthalters in die Rechte und Pflichten des Oberhauptes ein. Sobald die Reichsverfassung von Preußen anerkannt ist, geht damit von selbst die Würde des Oberhauptes nach Maßgabe der Verfassung auf den König von Preußen über.

Die unter den Freisinnigen herrschende Stimmung läßt sich im allgemeinen so bezeichnen: Der Erbkaiser mißfiel durchgehends ganz entschieden. Die meisten glaubten jedoch, daß man, um der vielen Vorzüge der neuen Verfassung teilhaftig zu werden, diesen Erbkaiser als — allerdings sehr unliebsame — Dreingabe mit in den Kauf nehmen müsse und dies um so mehr, als die Reichsverfassung das Mittel gewähre, Uebergriffe ziemlich zurückzuweisen, wohl auch das Oberhaupt im Laufe kurzer Zeit noch mehr unschädlich zu machen. Da nunmehr aber die Verfassung nur vermittels eines offenen Kampfes errungen werden konnte, so lag es nahe, daß die Kämpfer, insbesondere die feurige Jugend, für diesen Fall nicht zugunsten eines Erbkaisers ihr Blut vergießen wollten, sondern unmittelbar auf Erlangung der Republik lossteuerten. Aber — es war in jeder Beziehung zu spät; die Reaktion hatte sich genügend gekräftigt, ehe sie die Maske abgeworfen.

Zunächst wurde der Aufstand in Dresden mit eiserner Faust niedergeschmettert, nachdem man in dieser Stadt vom 3. bis 9. Mai gekämpft hatte und nachdem preußische Truppen den sächsischen zu Hilfe gesendet waren. Nach der Pfalz hatte das Reichsministerium auf Andrängen des Parlaments einen Reichskommissär in der Person des Abgeordneten Eisenstuck gesendet. Gleichzeitig hatte aber der Reichskriegsminister Peuker von Mainz aus preußische und aus Baden badische Truppen in aller Stille nach der Pfalz beordert. Als sie erschienen, mußte man darin einen Akt des Verrates erblicken. Der davon überraschte Reichskommissär, der den Vorfall ebenso ansah, befahl diesen Truppen augenblicklich den Rückmarsch, den diese denn auch bereitwillig vollzogen. Eisenstuck selbst ward indes vom Reichsministerium desavouiert und zurückberufen.

Am 10. Mai sah sich die Nationalversammlung durch ein Schreiben des Gesamtministeriums überrascht, worin dieses die Weigerung des Reichsverwesers anzeigte, das ministerielle Programm bezüglich der zur Durchführung der Verfassung entstandenen Bewegungen anzunehmen, was die definitive Entlassung des Ministeriums zur Folge gehabt. Darauf faßte die Versammlung mit 188 gegen 147 Stimmen folgenden Beschluß: „1. Dem schweren Bruche des Reichsfriedens, den die preußische Regierung durch unbefugtes Einschreiten im Königreiche Sachsen sich hat zuschulden kommen lassen, ist durch alle zu Gebote stehenden Mittel entgegenzutreten. 2. Neben Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit sind diejenigen Bestrebungen des Volkes und seiner Vertreter, die zur Durchführung der endgültig beschlossenen Reichsverfassung geschehen, gegen jeden Zwang und jede Unterdrückung in Schutz zu nehmen. — Die provisorische Zentralgewalt ist zur Ausführung dieser Beschlüsse aufzufordern.“ Weiter wurde

ein Antrag dringlich erklärt und sofort angenommen, eine Zwölferdeputation an den Reichsverweser mit obigen Beschlüssen abzusenden, die zugleich dessen Antwort, ob er diese Beschlüsse vollziehen wolle, zurückzubringen und auf schleunige Bildung eines neuen Ministeriums zu dringen habe. Die Antwort des Reichsverwesers ließ keinen Zweifel, daß er mit der Reaktion und Vergewaltigung einverstanden sei. Er könne, sagte der Erzherzog, mit der Nationalversammlung nur durch ein verantwortliches Ministerium verhandeln, ein solches sei aber noch nicht vorhanden. Auf die Frage, ob er ein Ministerium bilden werde, das die Verfassung und die Beschlüsse der Nationalversammlung durchzuführen geneigt sei, entgegnete er: Er werde ein solches bilden, das nach seiner Ansicht den Bedürfnissen der Zeit gemäß handle, — beifügend, er sei ein alter Soldat und werde rasch handeln; er kenne seine Pflicht gegen das Vaterland und werde Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten. Auf die Bemerkung: Man sei überzeugt, daß er Ruhe und Ordnung nach unten aufrechterhalten werde, jetzt aber seien beide von oben, durch die Fürsten gestört, ob er das neue Ministerium so bilden werde, daß dieses auch nach oben einschreite? lautete die Entgegnung: „Das sind Prinzipien, ich handle nach den meinen, Sie nach den Ihrigen, darüber fangen wir keine Polemik an!" Wann das Ministerium gebildet werde — in drei Minuten, drei Stunden, drei Tagen, das könne er nicht sagen. — Anträge auf Absetzung des Reichsverwesers u. s. w. wurden von der Versammlung in den Dreißigerausschuß verwiesen.

Auch am folgenden Tage verhinderte die Rechte jede Beschlußfassung. Erst am 12. Mai gelangte man zu solcher. Der Antrag auf Tagesordnung wurde nun mit 172 gegen 143 Stimmen verworfen, dagegen mit 163 gegen 142 folgender Beschluß gefaßt: „1. Die gesamte Macht Deutschlands einschließlich Land- und Bürgerwehr ist zur Aufrechterhaltung der endgültig beschlossenen Verfassung feierlich zu verpflichten. 2. Die provisorische Zentralgewalt wird aufgefordert, das demgemäß Erforderliche unverzüglich zu veranlassen, soweit in den einzelnen Staaten nicht sofort aus eigner Bewegung danach vorgeschritten wird."

Die äußerste Linke erließ einen Aufruf, der mit den Worten begann: „Zu den Waffen deutsche Männer in allen Gauen des Vaterlandes! Die Verbindung der Fürsten, die Hochverrat an dem Volke und dem Vaterlande begehen wollen, liegt klar zutage!"

Die Erkenntnis, von den Regierungen getäuscht und betrogen zu werden, drang in immer weitere Kreise des Volkes. In Baden ward am 13. Mai zu Offenburg eine Volksversammlung abgehalten, die in der nächsten Nacht einen Aufstand in Karlsruhe, Flucht des Großherzogs, hierauf Einsetzung einer provisorischen Regierung zur Folge hatte. Ebenso erfolgte am 17. die Einsetzung einer provisorischen Regierung in der Pfalz. Von seiten des Volkes gingen der Nationalversammlung Tausende von Adressen zu, deren Unterzeichner beteuerten, ihr Gut und Blut für Durchführung der Reichsverfassung zur Verfügung zu stellen, — was die meisten freilich sehr bald schlecht genug bewährten!

In dieser Zeit erfolgten massenhafte Austritte aus der Nationalversamm-

lung, namentlich von seiten preußischer Vertreter. Eine Regierung nach der andern rief die Deputierten aus ihrem Lande von Frankfurt ab, worauf die Verfassungstreuen unter ihnen meistens mit Protestationen antworteten. Der Reichsverweser setzte sein unehrliches Treiben, sogar unter Beimengung von Hohn fort. Solange als möglich verzögerte er die Ernennung eines neuen Ministeriums; als sich dieses Spiel nicht mehr verlängern ließ, überraschte er die Nationalversammlung am 16. Mai mit Ankündigung eines Ministeriums Grävell, eines Mannes, der sich durch seine parador-reaktionären Ansichten längst zum Gegenstand des allgemeinen Spottes gemacht; neben ihm, so ward angekündigt, hatten Portefeuilles erhalten: Detmold, Jochmus, Merk und ein andrer, der später genannt werden solle! Allgemeines Gelächter der Verachtung war die nächste Antwort auf solchen Hohn. Morgen, erklärte Grävell, werde er sein Programm in Vorlage bringen. Dieses Programm, mitgeteilt am 17., ging denn offen dahin, daß die Zentralgewalt die Beschlüsse der Nationalversammlung zur Durchführung der Verfassung nicht vollziehen, daß sie dagegen alle Bewegungen zu deren Durchführung auf Anstehen der Einzelregierungen mit Gewalt unterdrücken werde. Hatte die Versammlung schon am 16. beschlossen, es sei an die Stelle eines Reichsverwesers eine Regentschaft einzusetzen, die durch die Nationalversammlung aus deren Schoß zu wählen und ihr verantwortlich sei, so stellte, auf Kundgabe des gedachten Programms, selbst Welcker den Antrag, zu erklären, „daß dieses Ministerium das Vertrauen der deutschen Nation nicht besitze und seine Ernennung eine Beleidigung derselben sei“. Dieser Antrag wurde als dringlich erklärt und mit 191 gegen 12 Stimmen angenommen. — Am 19. Mai erfolgte weiter die Annahme eines Antrags von Biedermann, die Versammlung erwähle sofort, womöglich aus der Reihe der regierenden Fürsten, einen Reichsstatthalter.[1])

---

[1]) Es ist hier ein bis jetzt noch nirgends bekannt gewordener Vorgang zu erwähnen.

Nachdem die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone, weil sie vom Volke geboten war, weil die Verfassung dem absoluten Herrschertum allerdings feste Schranken setzte, seitens des Königs von Preußen feststand, trat die Frage, auf welche Weise nunmehr eine andre Möglichkeit zur Rettung eines freien Deutschlands sich vielleicht erzielen lasse, an die freisinnigen Abgeordneten aufs neue dringend heran.

Das sehr unliebsame Erbkaisertum war nun einmal in die Verfassung aufgenommen. Dies in diesem Augenblicke hinauswerfen zu wollen, ging aus den verschiedensten Gründen nicht an, — die Zeiten waren einer ferneren Erweiterung der Freiheitsrechte entschieden ungünstig, und die Mehrzahl der Mitglieder von der Linken hatten immer betont, die Verfassung müsse unbedingt so angenommen werden, wie sie aus den Beschlüssen der freigewählten Vertretung des ganzen deutschen Volkes hervorgehe; überdies hatten 28 oder 29 deutsche Regierungen ihre Unterwerfung unter diese Verfassung erklärt, während sich leicht erkennen ließ, daß sie jede Aenderung als Vorwand benutzen würden, von ihrer anerkannten Verpflichtung sofort zurückzutreten.

Vom 15. bis 23. Mai befand ich mich nicht zu Frankfurt, sondern zu München. Die bayrische Regierung hatte, nach dreimaliger Vertagung der Kammern, deren Wiederzusammentritt endlich doch nicht länger zu verschieben vermocht. Für mich und einige Kollegen (worunter Schüler, Stockinger und Tafel), die wir sowohl dem Parlamente als dem

Durch Beschluß vom 24. Mai ward denn auch mit 115 gegen 35 Stimmen die Zahl der zur Beschlußfähigkeit erforderlichen Abgeordneten auf 100 herabgesetzt.

Indes gelangte man mit alledem zu keinem ordentlichen Ziele. War die Versammlung ohnehin schon dem Hohne und Spotte des bornierten und wortbrüchigen Reichsverwesers und der verfassungsbrüchigen Regierungen sowie aller Reaktionäre ausgesetzt, so drohte ihr nunmehr auch ein brutaler Gewaltstreich,

---

bayrischen Landtage angehörten, erschien es durch die Verhältnisse geboten, in diesem Momente keinenfalls in München zu fehlen; galt es doch, die bayrische Regierung vermittels des Landtags wenn möglich zur Anerkennung der Reichsverfassung zu zwingen, wogegen sich sowohl König Max, als dessen kürzlich ernannter Minister von der Pfordten sträubte.

Es war nach einer unbeschreiblich aufregenden Verhandlung in der Kammer, als Schüler und ich für den folgenden Tag uns zu einer Erholungstour nach dem Starnberger See entschlossen, nachdem der Kammerpräsident angekündigt hatte, er werde am nächsten Tage keine Sitzung abhalten. Damals bestand noch keine Eisenbahn von München nach Starnberg, man mußte einen eignen Wagen mieten und hin und zurück sechs Stunden unterwegs zubringen. Es wurde ziemlich spät, bis wir zurückkamen. Sofort teilte mir der Wirt des Bayrischen Hofes, in welchem Gasthofe ich während des Landtags wohnte, angelegentlich mit, es seien diesen Abend zwei Herren von Frankfurt angekommen, die mich jedenfalls heute noch zu sprechen verlangten. Ich hielt mich bereit. Nach einiger Zeit stellten sie sich wieder ein; es war mein Parlamentsgenosse und Freund, Wiegard von Dresden, und ein andrer, in den letzten Tagen infolge Neuwahl eingetretener Reichstagsabgeordneter, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere. Sie waren von den Vorständen der vereinigten Klubs der Linken mit der vertrauten Mission nach München abgesendet, zu sehen, ob der König von Bayern, unter Anerkennung der Reichsverfassung, die deutsche Kaiserkrone annehmen würde; infolge der zahlreichen Austritte aus dem Parlamente und des Umstandes, daß selbst Leute vom Zentrum und der Rechten in ihrer Verlegenheit keine weiteren Schwierigkeiten machen würden, sei das eventuelle Durchsetzen der Wahl gesichert; die Abgesandten sollten sich wegen alles Weiteren mit mir benehmen. Nun entstand die Frage, wessen Vermittlung anzurufen sei. Wir durchsprachen die Sache. Ich schlug den Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein vor, den ehemaligen Minister, der sich bereits für die neue Verfassung erklärt hatte. Nachdem wir noch meinen im nämlichen Gasthofe wohnenden kranken Freund Schüler (er litt an den Folgen eines verkehrt geheilten Beinbruchs) schnell in Kenntnis gesetzt und uns alle vier verständigt hatten, brachen die beiden Frankfurter und ich zu Wallerstein auf; es war bereits Mitternacht, als wir bei dessen Hause in der Arcisstraße ankamen.

Ich schellte einen Bedienten aus dem Bette. Da dieser mich einigemal mit dem Fürsten hatte verkehren sehen, trug er kein Bedenken, in meinem Auftrag seinen Herrn zu wecken, indem ich in einer dringenden Angelegenheit sofort mit ihm zu sprechen wünschte. Wallerstein, seiner Gewohnheit gemäß, war augenblicklich auf den Beinen, empfing uns aufs freundlichste und ergriff sofort die Angelegenheit mit der ihm eignen Wärme. Es war etwa 2 Uhr, als wir uns entfernten und Wallerstein sich an seinen Schreibtisch setzte, um seinem uns gegebenen Versprechen gemäß zu sorgen, daß die Sache am frühesten Morgen bereits an geeignetem Orte angeregt sei.

Ueber den Erfolg erfuhr ich durch Wallerstein nur dieses: Verhandlungen fanden statt; der an sich höchst unentschlossene König schwankte — zwei Tage lang; erst dann gelang es der Beredsamkeit von der Pfordtens, dessen eigne politische Existenz dabei mit in Frage stand, den König zur definitiven Ablehnung der Angelegenheit zu bestimmen. Die beiden Frankfurter Abgeordneten waren schon an jenem Morgen zurückgereist; ich hatte es übernommen, sie eventuell für den Fall eines weiteren Ergebnisses in Kenntnis zu setzen.

indem bedeutende Truppenmassen aus den renitenten Staaten in und bei Frankfurt zusammengezogen wurden. Verlegen des Sitzungsortes von Frankfurt hinweg war die unerläßliche Vorbedingung jeder weiteren Wirksamkeit. Aber — wo fand die mit so schönen Hoffnungen vor etwas mehr als einem Jahre eröffnete Nationalversammlung nun eine Stätte, an der ihre Angehörigen nur mit einiger Sicherheit das Haupt niederlegen konnten? Nur eine Stadt in ganz Deutschland, Stuttgart, konnte ernstlich in Betracht kommen. Es war in der 230. Sitzung, am 30. Mai, daß die Verlegung der Sitzungen dahin mit 71 gegen 64 Stimmen beschlossen ward; 4 weitere Anwesende enthielten sich der Abstimmung. Am 4. Juni sollten sich die Vertreter der Nation in der schwäbischen Hauptstadt zusammenfinden; auch die Zentralgewalt und die Vertreter der Regierungen wurden eingeladen, sich dahin zu begeben. —

Mit den drückendsten Gefühlen verließen die Männer, denen es mit der Neugestaltung des Vaterlandes ernst war, die Stadt Frankfurt; traurig zogen sie nach Stuttgart, mit wenigen Ausnahmen völlig hoffnungslos und nur von dem Gefühle erfüllt, das letzte zu tun, was die Ehre gebiete; konnte es sich doch wahrlich nicht mehr um den Sieg, sondern nur noch um einen nicht ehrlosen Untergang handeln! In Baden hatte bereits der Kampf mit den Waffen begonnen.

Das Nach- oder sogenannte Rumpfparlament.

Am 6. Juni 1849 erfolgte denn zu Stuttgart die Wiedereröffnung der Nationalversammlung, des später so genannten Rumpfparlaments. Die Abgeordneten kamen auf dem städtischen Rathause zusammen und begaben sich von da in feierlichem Zuge nach dem württembergischen Landtagshause, das ihnen der Kammerpräsident zur Abhaltung ihrer Sitzungen eingeräumt hatte. Die sämtlichen Korps der Bürgerwehr mit ihren Musiken und Fahnen bildeten Spalier; eine Menge Volk erschien auf den Straßen und an den Fenstern der Häuser; fortwährend ertönten Hochrufe. Um 9 Uhr ward die Sitzung eröffnet. Der Namensaufruf ergab die Anwesenheit von 104 Abgeordneten, worunter etwa 13 Oesterreicher, 19 Preußen, 14 Bayern (dabei 9 Pfälzer), 10 Sachsen, 21 Württemberger, 7 Badener, 4 Kurhessen, 4 Darmstädter, 2 Holsteiner, 2 Mecklenburger, 1 Oldenburger, 1 Weimarer, 1 Altenburger, 1 Schwarzburger, 1 Nassauer u. s. w. Der erste weitere Akt war die Präsidentenwahl. Löwe aus Calbe erhielt 101 Stimmen. Auf Antrag des politischen (Dreißiger-) Ausschusses ward sodann „in Erwägung, daß die Regierungen von Preußen, Sachsen und Hannover sich angemaßt haben, im Widerspruch mit der von der Nationalversammlung endgültig festgestellten Reichsverfassung ihrerseits eine andre Reichsverfassung zu entwerfen und ein Reichswahlgesetz zur Konstituierung des nächsten Reichstags zu oktroyieren", beschlossen, dieses Wahlgesetz als null und nichtig und jeden Versuch, dasselbe zur Anwendung zu bringen, als Hochverrat zu erklären. Ein weiterer Beschluß ging dahin, bis zur Einsetzung des Reichsstatthalters erwähle die Nationalversammlung eine ihr verantwortliche Regent-

schaft von fünf Personen. Am Nachmittage noch fand die Wahl statt. In einzelnen Abstimmungen wurden mit absoluter Stimmenmehrheit erwählt: Raveaux, Vogt, Schüler von Zweibrücken, Heinrich Simon und Becher von Stuttgart. Der Präsident verkündete, daß nunmehr die Zentralgewalt in Frankfurt rechtlich zu bestehen aufgehört habe. (Faktisch vollzog indessen der Reichsverweser noch verschiedene schriftliche Anordnungen, alle im Sinne der reaktionären Regierungen und gegen die Nationalversammlung.)

Der König von Württemberg war in der letzten Zeit durch eine allgemeine Volksbewegung gezwungen worden, seinen Widerstand gegen Anerkennung der Reichsverfassung aufzugeben. Das Auftreten der Nationalversammlung gegen die ihm verhaßte preußische Oberherrlichkeit mochte ihm in einer Beziehung sogar zusagen. Der ihm in den vorjährigen Märztagen aufgezwungene Minister Römer hatte wiederholt auf das bestimmteste erklärt, Württemberg werde die Beschlüsse der Nationalversammlung unbedingt vollziehen. Jetzt aber, da die Anhäufung preußischer und andrer Truppen an der badischen und pfälzischen Grenze die schleunige Niederwerfung der Insurrektion verbürgte, brach die alte selbstherrische Anschauungsweise beim König aufs neue hervor, und der kurzsichtige Römer, im Wahne, sich an seinem Posten zu halten, gab sich zum Werkzeuge der Unterdrückung der deutschen Nationalversammlung her — ein Akt der Untreue gegen sich selbst, die ihm verdientermaßen nicht lange nützen sollte.

Die provisorische Regierung hatte unterm 7. ihre Konstituierung in einer Proklamation verkündet, in der sie vom deutschen Volke Verwirklichung des von Hunderttausenden gelobten Versprechens, einzustehen mit Gut und Blut, forderte und worin sie weiter vom Heere Gehorsam verlangte, nachdem dessen Verpflichtung gegen die provisorische Zentralgewalt aufgehört habe. Sogleich veröffentlichte daraufhin Minister Römer seinerseits eine Proklamation an das württembergische Volk, in der er der Reichsregentschaft den Gehorsam verweigerte. Es kam nun wesentlich darauf an, welche Haltung die württembergische Kammer annehme. Die Truppen schienen schwankend; anfangs zeigten sie, trotz Regalierung mit Würsten und Wein, keinerlei Eifer für den König, obwohl sie auch gegen das Parlament ziemlich kalt blieben. Die Haltung der Landesvertretung wurde um so mehr maßgebend. Nach langer heftiger Verhandlung erklärte sich dieselbe mit 60 gegen 14 Stimmen im Sinne der Minister! Die Furcht, ebenso wie die Badener in einen ungleichen Waffenkampf gestürzt zu werden, hatte bei den Schwachen den Ausschlag gegeben; die Reaktionäre verstanden es trefflich, die Zaghaftigkeit auszunutzen.

Der Abgeordnetensaal wurde nun der Nationalversammlung zur Benutzung nicht mehr eingeräumt; die Vertretung des deutschen Volkes hatte nicht einmal mehr ein Versammlungslokal. Ein Gesuch, das ehemalige Bethaus der Reformierten, damals im Besitze der Deutschkatholiken, benutzen zu dürfen, wurde — charakteristisch genug — von diesen selbst erst durch die Revolution zum Geduldetwerden gelangten Leuten zurückgewiesen. Endlich gelang es, die Fritzsche Reitschule zu mieten; in zwei bis drei Tagen sollte sie zum Gebrauche not-

dürftig hergerichtet sein. Mittlerweile ward am 13. im Kolbschen Gartensaale eine Sitzung abgehalten, in der Raveaux mitteilte, der im Reichsdienst stehende württembergische General Miller, von der Regentschaft zur Herstellung des Reichsfriedens befehligt, habe den Gehorsam verweigert, da er sein Patent vom Reichsverweser erhalten habe; die Regentschaft habe darauf seine Absetzung als Reichsgeneral verfügt und die württembergische Regierung aufgefordert, einen Nachfolger vorzuschlagen. Zugleich strafte Raveaux Römers Behauptungen Lügen, die Regentschaft habe von der württembergischen Regierung Millionen an Geld gefordert. So stehe es mit allen verbreiteten „Lügen und Verleumdungen".

Am 14. gelangte an die Regentschaft eine Zuschrift des württembergischen Ministeriums, worin dieses die erstere aufforderte, das württembergische Land zu verlassen, da die Ruhe und Ordnung durch ihre Anwesenheit gestört werde. Am Nachmittag des 16. war die Reitschule hergerichtet; eine Sitzung konnte darin abgehalten werden, — es war die letzte! Die Hoffnung der Reaktionäre, daß die zur Beschlußfassung nötige Mitgliederzahl nicht mehr zusammenzubringen sein werde, zeigte sich vereitelt; anwesend waren 104 Abgeordnete. Veranlaßt durch ein vom Fürsten Wittgenstein als vom Erzherzog-Reichsverweser ernanntem Reichsministerpräsidenten an die württembergische Regierung gerichtetes Schreiben, worin von der letzteren Einschreiten gegen die Reichsregenten verlangt ward, faßte die Nationalversammlung namentlich folgende Beschlüsse: 1. Die Fortführung des dem Erzherzog Johann von der Nationalversammlung erteilten und unterm 6. Juni widerrufenen Amtes ist eine gesetzwidrige Anmaßung unzuständiger Befugnisse, 2. keine Regierung und kein Staatsbürger ist dem Erzherzog Johann Gehorsam zu leisten befugt, 3. die Regentschaft wird beauftragt, der vom Erzherzoge angemaßten Gewalt mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten. Ferner ward ein Gesetz wegen Bildung der Volkswehr angenommen.

Am Morgen des 18. Juni erhielt Präsident Löwe ein vom Minister Römer unterzeichnetes Schreiben, worin ausführlich darzutun versucht war, daß und aus welchen Gründen die württembergische Regierung ein ferneres Tagen der Nationalversammlung in ihrem Lande nicht dulden könne (zunächst aus dem Grunde der Selbsterhaltung). Die einzige Antwort hierauf bestand in der Zusammenberufung der Versammlung auf den nämlichen Nachmittag 3 Uhr.

Der obere Bezirk der Stadt, auf deren höchstgelegenem Teile der Sitzungssaal, die Fritzsche Reitschule, sich befand, war nun aber dicht mit Militär, Infanterie und Kavallerie, besetzt. Um 1/2 3 Uhr bewegten sich die Abgeordneten im Zuge nach dem genannten Lokale, voran Präsident Löwe, umgeben von den beiden schwäbischen Senioren Uhland und Schott, die jenen, ihn mit ihren Leibern beschützend, in die Mitte genommen hatten — Uhland, der edle deutsche Dichter, und Schott, der Schwiegervater des Ministers Römer! Die ganze Straße war mit tieferregten Menschen angefüllt, und die Fenster der anstoßenden Häuser sah man besonders mit Damen besetzt; viele dieser hatten Tränen in den Augen, indes nicht wenige der Männer die Fäuste ballten und knirschten, laut beklagend, keine Waffen zu besitzen.

Der Zug bewegte sich bis dicht vor die Bajonette der Truppen. Da öffneten sich plötzlich deren Reihen, und hervor trat ein Oberregierungsrat Camerer, um dem Präsidenten zu eröffnen, daß keine weitere Sitzung mehr geduldet werde. Ebenso unerwartet, als er gekommen, verschwand er wieder hinter den Bajonetten der sich rasch schließenden Soldatenreihen. Vergebens rief ihm Löwe zu, er möge halten. Als der Präsident darauf begann: „Ich erkläre . . .," da ertönte ein Kommandowort und sofort der lauteste Trommelwirbel; das Kalbfell übertönte die Menschenstimme. Dann hörte man den schreienden Ruf: „Zurück!" Die Infanterie sollte mit ihren Bajonetten vordringen, zeigte aber ein Schwanken und keine besondere Neigung zum Niederstoßen der Nationalvertreter. Da brach plötzlich eine Abteilung Reiter mit vorgestreckten Lanzen aus einer Seitengasse. Im Nu waren die Abgeordneten umringt und auch voneinander getrennt; daß sie nicht unter den Hufen der Pferde zertreten wurden, verdankten sie der Haltung der Reiter, die, nachdem sie dem Kommando einigermaßen nachgekommen, die brutale Gewalt doch nicht bis zum äußersten treiben wollten. Doch fehlte es nicht an einzelnen Gewalttaten. Löwe, Uhland und Schott wären ohne das rettende Beispringen Dritter wirklich von den Rossen niedergetreten worden. „Haut zu, haut ein!" kommandierten Offiziere; dem Abgeordneten Günther kam eine Lanzenspitze auf die Brust; auf seinen Ruf: „Wollt ihr einen deutschen Volksvertreter morden!" zog der Reiter jedoch seine Waffe zurück; dagegen erhielt Günther nun von hinten einen flachen Säbelhieb über den Kopf, der ihn taumeln machte; auch der Abgeordnete Mohr trug einen Hieb mit der flachen Klinge davon. — Wie man nachträglich erfuhr, war die Fritzsche Reitschule zuvor durch Truppen besetzt und die ganze Einrichtung zerstört worden.

Allmählich gelang es den einzelnen Abgeordneten, aus dem Rossegetümmel sich herauszuwinden. Da ihnen der Weg, den sie gekommen, verlegt war, so zogen sie durch andre Straßen. Sie kamen an einer Kompagnie der Stuttgarter Bürgerwehr vorüber, die sich an diesem Tage zum Wachtdienst hergegeben hatte; die Wehrmänner standen stumm und ließen die Mitglieder der Nationalversammlung teilnahmlos an sich vorüberziehen, indes die Masse des Volkes, ebenso wie auf dem Hinwege, dieselben mit anhaltenden Hurras begleitete.

Die Abgeordneten sammelten sich im Hotel Marquardt (damals in der Königstraße); Militär folgte dahin und wurde vor dem Hause aufgestellt. Man konstatierte die Vorfälle nach den hauptsächlichsten Erlebnissen der einzelnen, deren Angaben stenographisch aufgezeichnet wurden, und erneute den Beschluß, daß der Präsident befugt sei, an jedem ihm geeignet scheinenden Orte Sitzungen anzuberaumen. Löwe ersuchte die Anwesenden, Stuttgart in den nächsten 24 Stunden nicht zu verlassen. Der (nicht angegebene) Grund war in Wirklichkeit, um den Mitgliedern der Regentschaft, für deren persönliche Sicherheit man fürchtete, Zeit zu verschaffen, auf Umwegen nach Baden oder der Schweiz zu gelangen.

Am nächsten Tage (19. Juni) fand eine letzte vertrauliche Zusammenkunft im Wernerschen Gartenlokale statt. Löwe teilte mit, daß er unter seiner Privatadresse ein vom Minister Duvernoy unterzeichnetes Schreiben erhalten habe, er

möge seine ehemaligen Kollegen auffordern, der Ruhe und Ordnung wegen das württembergische Gebiet im Laufe des Tages zu verlassen, sonst sehe man sich zur Anwendung andrer Mittel genötigt. Man war einhellig, darauf keine Antwort zu erteilen, wobei sich im übrigen alle Stimmen dahin aussprachen, das Land zu verlassen. Kurze Zeit darauf trat der greise Schott in die Versammlung. Er erklärte, von Römer zur Mitteilung ermächtigt zu sein, daß dieser denjenigen Abgeordneten, die als Privatpersonen in Stuttgart zu bleiben wünschten, mit der größten Bereitwilligkeit Aufenthaltskarten erteilen werde. Man war einig, auch darauf keinerlei Antwort zu geben. Einen rührenden Eindruck brachte es hervor, als der biedere Schott nun „in einer persönlichen Angelegenheit“ das Wort nahm, unter Tränen erklärte, der gestrige Tag sei der schmerzlichste seines Lebens gewesen, und die Bitte an seine Kollegen richtete, das Vorgefallene ihn nicht entgelten zu lassen. Alle Abgeordneten drängten sich gerührt zu dem Sprecher, ihm mit herzlichem Händedruck antwortend.

Auch das Anerbieten wurde, angeblich von einem Bürgervereine, gemacht, diejenigen Abgeordneten mit einer namhaften Summe zu unterstützen, die, in Ermangelung aller Diätenbezüge, sich in Geldverlegenheit befinden möchten. Da man vermutete, das Anerbieten rühre vom Könige oder vom Ministerium her, war man sofort einig, auch darauf keine Antwort zu erteilen. Gebrauch davon dürfte niemand gemacht haben.

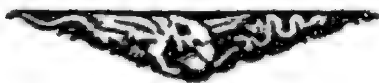
*

Auf solche Weise endigte die mit so großen und berechtigten Hoffnungen begonnene erste deutsche Nationalversammlung. Die Rechte und das Zentrum der erwählten Volksvertreter, die Verschmitztheit der Reaktionäre, der Vertrauensdusel und die Feigheit der Bourgeosie konnten zu keinem besseren Endergebnisse führen; — an Warnungen von seiten der Linken hatte es nicht gefehlt; man hatte längst Erfahrungen genug gemacht, um den Täuschungen nicht neuerdings verfallen zu müssen.

Was die Schicksale der Abgeordneten anlangt, so versteht es sich von selbst, daß die der Rechten und dem Zentrum angehörenden die schönsten und reichsten Aussichten sich erschlossen fanden. Anders war es schon mit jenen Liberalen, denen es mit der Freiheit bis zu einem gewissen Grade Ernst war; sie sahen sich, nachdem man sie gebraucht, mehr und mehr beiseite geschoben, ein Los, das namentlich die Märzminister schließlich bis zum letzten teilen mußten. Traurig, wie sie selbst vorausgesehen, war das Schicksal der meisten Angehörigen der Linken. Abgesehen von einzelnen, die unter Verleugnung ihrer Vergangenheit politische Konvertiten wurden, hatten sie nur Verfolgung und Kerker in der Heimat zu gewärtigen, oder sie mußten in die Verbannung wandern, wo Elend und früher Tod so viele erwartete; das stille Glück zahlloser Familien war vernichtet.

Seit Herstellung des neuen Reiches hört man so oft die mit auffallender Selbstbefriedigung gesprochene Phrase: „Jetzt haben wir doch alles erlangt, was im Jahre 1848 erstrebt wurde!“ Selbst bei der Einweihung von Denkmälern,

sowohl für die in den Kämpfen für eine freiheitliche Gestaltung Deutschlands Gefallenen als für die „standrechtlich“ Erschossenen, fehlte es nicht an derartigen Redensarten. Ihnen muß Widerspruch entgegengesetzt werden. Man vergleiche die an Freiheitsrechten so reiche Verfassung von 1849 mit der solcher völlig entbehrenden von 1871 — abgesehen von der blutigen Abreißung des herrlichen Deutsch-Oesterreichs, — und man wird schwerlich in Abrede stellen können, daß alle, die von einem Erlangthaben jenes Glückszustandes reden, entweder eines gesunden natürlichen Urteils oder der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ermangeln. Man wollte damals wahrlich etwas andres als eine Verfassung, durch die die ganze große deutsche Nation von einem einzelnen Manne, von dessen wechselnden kirchlichen, wirtschaftlichen und sonstigen Anschauungen abhängig werde (man wollte keinen Militarismus, keine Erdrückung des Volkes durch ein Uebermaß — zudem unverhältnismäßig auf die Schultern der ärmsten Klassen gewälzter — Abgaben); man wollte endlich für die deutsche Nation eine andre Stellung unter den Völkern als die, von diesen allerdings gefürchtet, im übrigen aber mit beständigem Mißtrauen und mit Widerwillen und Abneigung betrachtet zu werden. Hätte man in jener Bewegungszeit eine Verfassung, wie die jetzige, in Vorschlag gebracht — mit Hohn und Entrüstung wäre sie allgemein zurückgewiesen worden, und ihre Vertreter wären von den schlimmsten Beschuldigungen nicht verschont geblieben. Wie viele neue Anstrengungen, Opfer und Leiden wird es, gerade infolge der heutigen Gestaltung, das deutsche Volk noch kosten, bis es jenes hohe Ziel erringt, das doch endlich wieder ins Auge gefaßt werden wird: im Innern frei und glücklich, nach außen nicht bloß gefürchtet, sondern vielmehr ein Hort der nationalen Verbrüderung zu sein!



Nochmals über Gottfried Kinkels Todesurteil.

Von

Regierungsrat **Dr. Joseph Joesten** (Bonn).

Mein im Oktoberheft dieser Zeitschrift veröffentlichter Beitrag zur deutschen Geschichtschreibung, in dem ich an der Hand ungedruckter Briefe und amtlicher Urkunden das selbst von angesehenen wissenschaftlichen Geschichtsbüchern bis auf den heutigen Tag gebrachte Märchen von der „Todesstrafe“ Kinkels endgültig beseitigt habe, zwingt mich, zur Ergänzung und Abrundung des Bildes noch einmal hier das Wort zu nehmen.

Haben mir damals die sämtlichen authentischen Urkunden über das Kriegsgericht vorgelegen, so ist es mir nunmehr auch nach mühsamen Forschungen gelungen, die Vorgänge innerhalb des damals gebildeten Kriegs-

gerichts über Kinkel an der Hand der Mitteilungen eines der Teilnehmer des Kriegsgerichts, des im Anfang der siebziger Jahre vorigen Jahrhunderts in Heidelberg verstorbenen Geheimen Justizrats Strathmann, urkundlich festzustellen. Die Protokollbücher des Historisch-philosophischen Vereines zu Heidelberg, die auf der dortigen Universitätsbibliothek ruhen, enthalten einen am 28. Oktober 1867 von genanntem Herrn gehaltenen Vortrag, von dem es in dem Protokoll wörtlich heißt:

„Redner beabsichtigt, den wirklichen Anteil, welchen Preußen an den standrechtlichen Verurteilungen in Baden genommen, gegen mancherlei unrichtige Auffassungen klarzustellen, und knüpft an diese Frage eine Reihe von Darstellungen charakteristischer Episoden aus jener Zeit.

Mit Nachdruck hebt Redner hervor, daß die standrechtliche Bestimmung, wonach vom Kriegsgericht nur auf Freisprechung oder Tod ohne Begnadigung erkannt werden konnte, auf einer Verordnung der badischen Regierung beruhte, daß Ankläger und Untersuchungsrichter, welch letztere das Verfahren leiteten, Badener waren und vor einem aus preußischen Militärs bestehenden Kriegsgericht nur deshalb fungierten, weil es eine badische Armee nicht mehr gab und der Großherzog darum um die Abkommandierung preußischer Militärs gebeten hatte.[1]) Der Redner verweilt dann insbesondere bei dem Prozesse von Corvin und Kinkel, der als Preuße nach preußischem Gesetz abgeurteilt wurde. Hinsichtlich des letzteren machte er darauf aufmerksam, daß derselbe nicht zum Tode verurteilt und dann begnadigt, wie viele meinen, sondern sogleich auf Antrag des Auditeurs zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurteilt worden sei, und zwar, weil, wie der Auditeur, das heißt der Redner, im Widerspruch mit den Anschauungen der meisten nachwies, ein auf seinen Fall ausdrücklich passendes Gesetz nicht vorhanden war, und das einzige, das hier in Frage kommen konnte, nicht zum Nachteil des Angeklagten und im Widerspruch mit dem klaren Wortlaut gedeutet werden dürfe. Das Gesetz verlangte den Nachweis eines erheblichen Nachteils aus der Tätigkeit Kinkels für den preußischen Staat, und dieser konnte nicht erbracht werden. Die nachherige Verwandlung der Festungs- in Zuchthausstrafe ist dann erfolgt, weil nach preußischem Gesetz stets dann eine bürgerliche Freiheitsstrafe einzutreten hat, wenn die beantragte Dauer der Strafe über die Landwehrpflichtigkeit hinausgeht.“

Strathmann,[2]) der als Auditeur mitgewirkt hat, soll (nach den mir gewordenen

---

[1]) Wie Generalmajor z. D. v. Voß, der verdienstvolle Verfasser des wissenschaftlichen Werkes: „Der Feldzug in der Pfalz und in Baden im Jahre 1849, Berlin 1903“ auf S. 456 mitteilt, hatte das Oberkommando verfügt, „daß auf Antrag der Landesbehörden das militärische Richterpersonal für die außerordentlichen Kriegsgerichte zu stellen, die Aemter des Anklägers, Untersuchungsbeamten und Verteidigers durch badische Staatsbürger wahrzunehmen seien und in formeller und materieller Beziehung nach den badischen Gesetzen Recht gesprochen werden solle.“

[2]) Strathmann, ein geborener Westfale, war zur Zeit des badischen Feldzuges Korpsauditeur im VII. preußischen Armeekorps (Münster). Er war eine poetische und ideal

Mitteilungen seiner Nichte) bei Unterzeichnung des Urteils so erregt gewesen sein, daß er einen leichten Nervenschlag erlitt, von dem er bis an sein Lebensende ein beständiges Zittern der Hand zurückbehalten hat.

Um auf Kinkel selbst nun zurückzukommen, so schrieb er damals an seine Johanna: „Ich habe nur ein Glück in meinem furchtbar düstern Leben gehabt, in all seinen Entbehrungen, unter allen Zurücksetzungen und Ungerechtigkeiten, und dies Glück warst du. — In allem Schmerz bleibt mir nur ein Gefühl ewig — es ist meine grenzenlose Liebe zu dir und den Kindern —"

Nach dem Tode Johannas stand der von morgens früh bis abends spät schaffende Dichter im Exil mit seinen kleinen, noch unversorgten Kindern allein und verlassen da: „sein Schicksal hat er sich zwar als Mann selbst geschaffen", aber das Schicksal hat ihn auch nicht verlassen.

Das Testament des Dichters, das ich in meinen „Kulturbilder aus dem Rheinland", Bonn 1902, veröffentlicht habe, mutet uns in seiner ganzen Liebe zu den Seinigen wie ein zart empfundenes und einfaches Gedicht an; der Dichter hat hiernach sein durch den Tod der ersten Gattin, der genialen Johanna Mockel, im Jahre 1858 zu London verlörenes Herzensglück an der Seite seiner zweiten, jetzt noch lebenden Frau Minna Emilie Ida, geborene Werner, im Jahre 1860 zu London wiedergefunden:

„Mein und meiner Frau jetzt vorhandenes Vermögen ist vollständig in der zweiten Ehe erworben worden," heißt es da, „und daß uns dieses gelungen, habe ich ebenso sehr, wie meinen eignen Arbeiten, der Häuslichkeit, der Sparsamkeit und dem Fleiß meiner lieben und treuen Frau Minna zu verdanken." —

Ich habe mich selbst von dem Glücke Kinkels im Kreise seiner Familie überzeugen können, als ich gelegentlich einer Schweizerreise im Jahre 1879 den „rheinischen Landsmann" in seinem trauten Dichterheim in Unterstraß (Zürich) aufgesucht und ihm Grüße von seinen Bonner Freunden überbracht hatte.

Auch in seinem Testament „umfaßt er die Seinigen alle mit herzlicher Liebe".

Das Schicksal hat ihm an der Hand dieser zweiten Frau, die allerdings keine Schriftstellerin und Komponistin wie Johanna war, den Abend des Lebens erhellt und verschönt. Erfahren wir dies mit Genugtuung aus dem letzten Willen des Dichters, so geht dies auch aus einem mir freundlichst zugesandten Briefe Kinkels an seine zweite Gattin hervor, den ich zur Abrundung des inneren Menschen Kinkel dem Leser nicht vorenthalten möchte.

Die in Berlin-Schöneberg wohnende hochbetagte Frau schreibt am 16. Oktober dieses Jahres an mich:

„Freilich bleiben mir dadurch für immer die drei Haupttugenden einer Schweizer Hausfrau, die ich nur zum geringen Teil verdiene, und die durch die Verhältnisse bedingt waren. Lassen Sie meinen Mann durch einliegenden Brief

---

angelegte Natur; seine Nichte weiß sich noch zu erinnern, daß er Kinkel vor dessen Verurteilung im Gefängnisse zu Rastatt aufgesucht hat und ihm dies von seiner vorgesetzten Behörde so übel vermerkt worden ist, daß er in seiner Dienstlaufbahn dadurch zurückgesetzt wurde. Er starb im Ruhestande zu Heidelberg.

für mich sprechen, den Sie mir gütigst umgehend zurücksenden wollen. Er und mehrere andre gehören zu meinen kostbarsten Andenken."

Der Brief, den der Dichter im Jahre 1873 an seine Gattin geschrieben hatte, lautet wie folgt:

„Prüfe ich mein Gefühl für Dich, so ist es so warm, so tief und alle Seiten Deines Wesens umfassend, daß ich mit voller Wahrheit sagen kann: Ich habe nie irgendein Weib inniger, aufrichtiger, ganzer und vor allem unwandelbarer und in Gefühl und Gedanken treuer geliebt als Dich. Du kennst mich für zu stolz, als daß Du glaubtest, auf diesem Punkte würde ich etwas erheucheln und schminken. Und dies ebenso tiefe als warme Empfinden ruht vor allem darauf, daß wir uns stets gegenseitig, ohne Menschenvergötterung, wahrhaft und wahrheitsredend geblieben sind.

Weise dies Glück, Deins wie meins, nicht weg, indem Du glaubst, mein Herz sei je zu einem andern Weibe wärmer gewesen als zu Dir. Es ist unmöglich, inniger zu lieben, als ich Dich und das Haus liebe, das Du mir geschenkt hast und mir erhaltest und erziehest. Prüfe mich — und prüfe Dich! — Konrad[1]) gegenüber, und Du kannst an dem, was ich oben gesagt habe, nicht zweifeln. Und weil es so ist, hoffe ich auch trotz feiner Wölkchen, die Dir so leicht über die Sonne Deiner Seele laufen, daß dies Glück inniger, vertrauender und ihre Zärtlichkeit nicht künstlich abkältender Liebe uns bis in den Tod wird erhalten bleiben. Weil ich mein Gefühl für Dich nach seiner Unendlichkeit zu schätzen verstehe, glaube ich an die unverdüsterte Erhaltung des Deinigen gegen mich.

Von ganzer Seele Dein!

Gottfried."

Dieser Brief gibt uns ein abschließendes Bild von der Seelentiefe des Dichters; in der zweiten Sammlung seiner Gedichte finden wir die Widmung „An meine Minna", in der es heißt:

„Uns zur Seiten alle Stunden
Gehn geliebte Tote mit,
Und Geschlechter, die geschwunden,
Stäuben auf bei unserm Tritt.

Doch auch durch die Himmelsräume
Täglich strahlt das Morgenrot;
Aus den Gräbern wachsen Bäume
Und das Leben aus dem Tod.

Ihre Ehre sei den Toten,
Feig ist's die Erinn'rung scheu'n!
Doch den Lebenden geboten
Ward's, des Lebens sich zu freu'n."

---

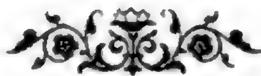
[1]) Kinkels noch jetzt lebender Sohn zweiter Ehe, geboren 1862 zu London.

Die zweite Gattin des Dichters kann mit dieser neuen, in seinem Herzen auferblühten Liebe des Gatten meines Erachtens wohl zufrieden sein. Auch „ihrer Minne Kränze“ haben um das schneeige Haupt des Dichters bis an dessen Tod geblüht.

Am Schlusse meiner Ausführungen möchte ich dem Leser noch verraten, daß der unlängst gestorbene Grafregent Ernst zur Lippe-Biesterfeld der Kinkel-Denkmalsache dadurch eine besondere Weihe verliehen hat, daß er noch kurz vor seinem Tode auf den ihm gehaltenen Vortrag in hochherziger Weise den seinem Palais in Oberkassel gegenüberliegenden Platz, der ihm eigentümlich zugehört, „gerne“, wie er betonte, für das Denkmal zur Verfügung gestellt hat. Ich hatte den Vorzug, dem edeln Fürsten noch drei Tage vor seinem Tode hierfür den Dank namens des Denkmalausschusses aussprechen und betonen zu dürfen, daß der Argwohn so manchen Reichsnörglers, als ob an deutschen Fürstenthronen gerade Voreingenommenheit und Engherzigkeit zu suchen sei, durch diese hochherzige Tat die gebührende Antwort erhalte.

Alle Leisetreter und „nach oben“ Aengstlichen, die bei dem Namen Kinkel gerne dreimal das Kreuz schlagen möchten, dürften sich an dem entschlafenen Grafregenten, der sich unter andern ihm zustehenden Titeln auch „Edler Herr“ nennt, ein Beispiel nehmen.

„Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten,“ sagt Goethe im „Torquato Tasso“!



Der versunkene Schatz.

Novelle von

Ernst Klein.

Die kleine Meerschaumpfeife im linken Mundwinkel, die Hände in den Hosentaschen, schlenderte Hans durch das Menschengewühl. Ein kalter Nordost strich durch die Straßen und trieb den Leuten kleine, scharfe Regentropfen ins Gesicht, so daß sie es fröstelnd in die aufgezogenen Kragen versteckten. Hans trug weder Rock noch Schirm; unbekümmert, als sei das schönste Sommerwetter, schritt er vorwärts, plan- und ziellos, bald vor einer Auslage stehen bleibend, bald einem hübschen Mädchen nachsehend, auch wohl mit dem einen oder andern einen kecken Blick tauschend.

Gedankenlos bog er in die Leipzigerstraße ein, konnte hier jedoch nicht recht vorwärts, da sich infolge einer Wagenstockung der Menschenstrom dicht aufstaute. Er liebte dieses Aufgehaltenwerden nicht und trat daher vom Trottoir herunter,

um sich auf der Fahrstraße an dem Knäuel vorbeizuschieben. Ein Stück weiter wollte er wieder hinauf. Dabei stieß er an eine Dame an, so heftig, daß ihm sein Pfeifchen aus dem Munde fiel. Er wollte sich nach ihm bücken; in demselben Augenblicke rollte jedoch ein Wagen heran — er sprang hastig zur Seite und rannte dieselbe Dame zum zweiten Male an.

Er riß den Hut herunter, um sich zu entschuldigen, allein das höfliche „Pardon" erstarb ihm auf der Zunge. Vor ihm stand Käthe — Käthe, die er seit sechs Jahren nicht gesehen hatte.

„Käthe", murmelte er ganz fassungslos.

Sie wurde dunkelrot und wollte an ihm vorüber. Aber das ging in der durcheinanderwogenden Menge nicht so leicht. Er trat hinter sie und flüsterte noch einmal:

„Käthe!"

Und noch einmal: „Käthe!"

Sie antwortete nicht; nicht einmal den Kopf wendete sie zurück. Fiebernd wand sie sich durch die Leute. Er ihr aber nach:

„Käthe!"

Sie sah ein, daß sie ihm nicht entrinnen konnte.

„Was willst — was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht," sagte sie rauh und hart.

„Wirklich nicht?"

„Nein! Lassen Sie mich in Ruhe!"

Alles, was er einst für dieses Weib gefühlt, flutete in diesem Augenblicke wieder in ihm empor.

„Hörst du," flüsterte er, indem er sich ganz nahe an sie herandrängte, „ich muß dich sprechen, hörst du?"

Das war in jenem wilden, heißen Ton gesprochen, vor dem noch jedes Weib, auch Käthe früher, nachgegeben hatte.

„Wozu?" gab sie zurück. Aber sie drängte nicht mehr vorwärts, sie blieb stehen.

„Das weiß ich selber noch nicht. Aber ich muß dich sprechen. Komm!"

Und ohne weiteres ergriff er sie am Arme und zog sie mit sich. Sie schritten dann die Leipzigerstraße hinunter und bogen in die ruhigere Mauerstraße ein.

„Wollen wir nicht in irgendein Lokal gehen, wo wir ungestört miteinander plaudern können?" fragte er hier.

„Nein."

„Also noch immer die alte!"

Sie sah ihm mit einem beinahe feindseligen Blick ins Gesicht; aber er gab ihn ihr zurück, und vor seinen spöttisch zusammengekniffenen Augen senkte sie die ihrigen.

„Ich bin verheiratet," murmelte sie unsicher.

„Tröste dich, ich auch! Aber darum wird weder deiner noch meiner Ehe-

hälfte ein Unrecht geschehen, wenn wir bei einem Glase Wein alte Erinnerungen auffrischen. Und dann — ich möchte, daß es zwischen uns klar werde."

„Ich denke, es ist klar zwischen uns," entgegnete sie abweisend. Aber sie ließ sich ohne weiteres Widerstreben in ein stilles, vornehmes Weinrestaurant führen.

Sie setzten sich in das kleine, nach hinten gelegene Zimmer, in dem sie ganz allein bleiben konnten. Der Kellner brachte die bestellte Bouteille, entkorkte sie und entfernte sich, sorgfältig die Türe hinter sich schließend.

Sie waren allein und fühlten sich in den ersten Augenblicken dadurch bedrückt. Wortlos schenkte er ein und schob ihr, die ihm gegenüber Platz genommen hatte, ein Glas hinüber.

Beim Anstoßen trafen sich ihre Blicke und sagten sich, indem sie sich in wilder Glut ineinander versenkten, das, was sich ihre Lippen bis jetzt noch verschwiegen. Es wallte heiß in ihm empor. Er sprang auf und wollte zu ihr hinüber, allein abwehrend streckte sie beide Hände vor.

„Nicht so, Hans!" sagte sie, „nicht so; sonst muß ich fortgehen!"

„Du hast recht," murmelte er und stürzte sein Glas hinunter.

Als er es sich aufs neue gefüllt hatte, war er wieder ruhig. Er strich sich mehrmals mit der Hand durch die vollen braunen Haare und begann sie zu mustern, aber mit kritisch-kühlem Blick, wie ein Kenner ein Gemälde.

„Schöner bist du geworden, Käthe!" sagte er. „Nun natürlich: Sechs Jahre! Warst du doch schon zu meinen Zeiten ein vielversprechender Backfisch!"

„Ich danke für das Kompliment," erwiderte sie lächelnd, während sie mit echt weiblichem Blicke ihr Bild in dem ihr gegenüberhängenden Spiegel suchte.

„Das ist kein Kompliment. Das ist Wahrheit. Du bist Frau geworden, und eine schöne Frau! Das erklärt alles. Dein Blick ist aber derselbe geblieben, dieser kalte, fragende Blick, der doch so warm leuchten kann. An ihn habe ich oft gedacht, Käthe!"

Sie erwiderte nichts, aber sie vermied es, ihn anzusehen. Und eine Zeitlang blieb es still zwischen den beiden.

„Also du bist verheiratet," begann er dann, „und mit wem?"

Sie zögerte einen Augenblick, dann aber sagte sie mit einem trotzigen Aufwerfen der roten Lippen:

„Mit wem? Mit Friedrich Busemann!"

Friedrich Busemann! Er sah ihn noch vor sich, den kleinen dicken Kerl mit den ewig roten Händen und dem ewig roten Gesicht. Friedrich Busemann! Irgendwo in der Brust fühlte er einen heftigen Stich, einen fast körperlichen Schmerz. Der Mensch, der Eisenkrämerssohn, den er alle Woche einmal gründlich durchgebläut, und dem er dafür aber auch die Schularbeiten gemacht hatte, der war sein Nachfolger geworden! Finster und höhnisch lächelte er die Jugendgeliebte an.

„Du hast dich gut versorgt," sagte er. „Der alte Busemann wird ja auf rund zwei Millionen Taler taxiert!"

Ihr eigentümlich farbloses Auge begann grünlich zu schillern, wie immer, wenn sie in Zorn geriet; ihre feinen Nasenflügel zuckten, und ein schnelleres Atmen hob ihre gewölbte Brust. Wie schön war sie in diesem Augenblick!

„Du — Sie haben kein Recht, so zu sprechen," rief sie, „Sie am allerwenigsten! Er ist wohl kein schöner, auch kein geistreicher und gebildeter Mann, aber er ist treu und gut, was — nicht jeder von sich sagen kann."

Er verbeugte sich leicht und höhnisch.

„Jetzt hab' ich's," sagte er. „Treu und gut! Das bin ich natürlich nicht. O Käthe, wie wenig hast du mich verstanden, und wie wenig verstehst du mich heute noch!"

Sie sah ihn mit ihrem alten feindseligen Blicke an.

„Verstehen!" entgegnete sie. „Verstehen! Dieses ewige hochmütige, arrogante Wort! Wie wenn ihr Männer so schwer zu verstehen sein würdet. Ihre Eitelkeit ist verletzt, daß der von Ihnen verachtete Friedrich Busemann Sie hat ersetzen können! Das ist alles, mein lieber Hans."

„Du" — er behielt das Du bei, obwohl sie ihm konsequent das Sie entgegensetzte — „du hast recht, ich leugne es nicht. Aber verletzte Eitelkeit allein ist es nicht. Siehst du, es tut mir weh, mir heute noch sagen zu müssen, daß du — daß wir uns trotz aller Liebe nie verstanden haben würden, daß wir miteinander unglücklich geworden wären. Wenn du mit Friedrich Busemann glücklich sein kannst, und du bist es doch, Käthe, nicht?" —

Er hielt inne, da er eine Bestätigung erwartete. Allein sie rührte sich nicht, sondern sah nur gerade, mit leerem Blicke, vor sich hin.

„Wenn du mit ihm glücklich sein kannst, dich begnügen kannst mit dem, was er dir bietet, mit dem Essen und Trinken, dem Theater, dem Sommeraufenthalt, den lieben Kinderchen — Käthe, dann wärst du an meiner Seite unglücklich geworden. Siehst du, das habe ich mir damals gesagt, als ich dir von Wien aus schrieb, daß zwischen uns alles aus sein müsse. Wir hätten uns geheiratet, hätten uns glühend geliebt, so geliebt, wie du deinen Mann gewiß nicht liebst —"

„Hans!"

„Nun ja! Das kannst du mir nicht ableugnen, daß man mich anders küßt als einen Friedrich Busemann! Aber was dann? Käthe, was dann? Wenn unsre Körper sich nicht mehr verstanden hätten, wie hätte sich da noch Seele zu Seele finden können? Aus unserm Himmel wäre dann eine Hölle geworden. Und besser keinen Himmel gekannt, als hinterher eine ewige Hölle! Nicht wahr, Käthe?"

Immer der gleiche verlorene Blick. Wie mechanisch murmelte sie leise:

„Ja, Hans!"

Der Blick, der müde, resignierende Ton ihrer letzten Worte machten ihn stutzig. Sollte er sich doch in seinem eingebildeten Dünkel damals geirrt haben? Scheu schaute er sie mit halbgeschlossenen Augen an. Sollte sie doch —? Nein, nein, nein! Er dachte zurück an die ungläubigen, verdutzten Augen, die sie machte,

wenn er ihr von seinen Idealen, seinen Zielen, seinen Dichterplänen sprach. Nein, sie hätte sich nie aus dem Horizonte, in dem sie geboren und erzogen war, herausarbeiten können. Fühlte sie sich doch heute noch glücklich in ihm! Besser, daß es so gekommen. —

Eine Zeitlang schwiegen sie beide. Er versuchte es, aus ihren Augen herauszulesen, was sie dachte; allein nicht das leiseste Aufflammen sah er in ihnen. Und dieses Apathische, Leere verwirrte ihn, tat ihm weh. Er hätte es beinahe lieber gesehen, wenn sie böse geworden wäre, geweint hätte.

„Käthe," fragte er leise, indem er ihre am Tisch liegende Hand ergriff. „Bist du mir böse?"

„Nein."

„Käthe, so sprich doch ein Wort! Sag, daß es besser so ist für uns beide! So haben wir uns wenigstens eine reine, nie zu trübende Erinnerung mitherübergerettet! Unsrer Jugend Traum, Käthe! Diesen durch keinen bösen Gedanken, keine niedrigen Gelüste befleckten Traum! Ich weiß nicht, ob du das so fühlst wie ich. Aber ich habe oft, besonders in den letzten Monaten, an ihn gedacht. Wenn mich die Gegenwart schier erdrückte, dann habe ich mich in die Vergangenheit geflüchtet. Und diese Vergangenheit bist du, Käthe!"

Er hatte immer heißer, immer leidenschaftlicher gesprochen und sich bei den letzten Worten ganz über den Tisch zu ihr hinübergebeugt. Dadurch zwang er sie, ihn endlich anzusehen. Sie tat es, und wieder tauchten die Blicke ineinander, heiß, gierig und trunken. —

„Käthe!" stöhnte er auf, „Käthe!"

Langsam zog sie ihre Hand aus der seinigen.

„Und sind Sie jetzt glücklich, Hans?" fragte sie leise und stockend.

Er sank auf seinen Sessel zurück.

„Glücklich?" sprach er langsam, während es um seine Lippen zu zucken begann, „glücklich? Nein, weiß Gott, das bin ich nicht und werde es wohl nie sein. Ich glaube, ich bin so etwas wie ein Pechvogel. Bei mir ist immer ein ‚wenn' dabei. Ich könnte das und das, wenn nicht — Siehst du, wie ich — mit — — verzeihe mir, daß ich's noch einmal berühre — mit dir gebrochen hatte, da bin ich auf die Suche gegangen. Ich mußte ein Weib haben, das ich lieben konnte. Dich durfte ich ja nicht mehr lieben — schau mich nicht so traurig an, Käthe — nein, ich mußte mir — — doch, was haben wir davon! Ich fand ein Mädchen, das mich verstand, das mit leuchtenden Augen zu den Luftschlössern aufsah, die ich vor ihm aufbaute, Mein Gott, ich war ja damals noch so jung, so hundsjung! Die Ideale sind ja das Vorrecht der Jugend! Aber die Ideale, die Luftschlösser brachen eines nach dem andern zusammen. Ich hatte keine Erfolge. Bin wohl selbst schuld daran. Einesteils wollte ich mich nicht vor den andern beugen, und andernteils war ich faul, ja, Käthe, faul. Ich segelte stolz auf dem Meer der Selbstberäucherung herum, bis ich an eine Klippe anrannte und kläglich ins Wasser plumpste. Und als ich endlich wie eine nasse Katze ans Ufer kletterte, da war's zu spät. Da war meiner Braut der Zweifel an

mein Können gekommen, und den Zweifel ward sie nicht mehr los. Wenn ich jetzt noch von der Zukunft sprach, zuckte sie die Achseln. ‚Phrasen!‘ sagte sie. Und da war's mit unsrer Liebe zu Ende. Ich war erst halb wahnsinnig darüber — ja, Käthe, ich habe fürchterlich darunter gelitten —“

„Und dennoch hast du sie geheiratet?“

„Wir hatten nicht die moralische Kraft, uns zu trennen, nachdem wir uns vier Jahre lang geliebt hatten! Oder wenigstens geglaubt hatten, zu lieben. Sie hat mich gewiß nur meiner Zukunft wegen geliebt. Nicht meiner selbst willen. Sie ist kein weiches Weib, und ihr Idealismus ist kalt und berechnend. Erst hörte sie meine Verse gern, sehr gern, doch als sie weder Geld noch Ruhm brachten, da lachte sie über sie. Und lachte so lange, bis ich weinte. Wie oft habe ich geweint, Käthe! Sie hat mir mein Heiligstes mit Füßen getreten. Aber ich kann ihr nicht einmal unrecht geben. Ich hab's ja selber entehrt!“

„Und jetzt lebt ihr getrennt?“

„Nein! Ich bin nur nach Berlin gekommen, um eine Posse von mir an irgendeinem Theater anzubringen. Eine Posse, Käthe! Ich, dem einst Goethe und Schiller leid taten! Voilà la fin!“

Da sah er mit Staunen und Schrecken, wie ihr die Tränen die Wangen hinabrollten. Und er mußte an die kalten und harten Worte denken, mit denen sein Weib sich in Wien von ihm verabschiedet hatte!

Aber Hans Fellner war nicht der Mann, der sich vom Schmerz über Vergangenes, Unabänderliches überwältigen ließ. Immer, wenn er von irgendwoher einen Stoß erlitten, hatte er sich wieder aufgerichtet und in die Höhe gereckt. Er biß dann stets die Zähne zusammen und sagte sich: Ich komme doch dorthin, wohin ich will.

Er ging um den Tisch herum und umschlang sie von der Seite mit seinen Armen.

„Nicht weinen, Käthe!“ flüsterte er, „kleine, süße Käthe, nicht weinen! Schau, ich weine ja auch nicht. Und hätte wohl mehr Grund dazu! Aber ich lasse mich nicht unterkriegen. Just nicht! Sie müssen noch alle klein werden vor mir!“

Sie sah mit einem leuchtenden Blick zu ihm empor.

„Ja, das müssen sie, Hans!“ rief sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig.

Er wollte sie zu sich emporreißen. Ihr Blick, ihre Stimme berauschten ihn. Nie, selbst in der Zeit ihrer heißesten Liebe, hatte sie so zu ihm gesprochen. Wieder stieg der Gedanke in ihm empor, daß er sich doch geirrt habe, daß — Nein, nein! Er wollte den Gedanken nicht laut werden lassen.

Er wollte sie zu sich emporreißen.

„Nein, Hans, nein —“ flehte sie. „Ich bin ja die Frau eines andern!“

Er wollte etwas erwidern, allein im selben Augenblick öffnete sich die Türe und Gäste traten hinein, ein Leutnant und eine etwas auffallend gekleidete Dame.

Da war für sie natürlich kein Bleiben mehr. Hans zahlte, und sie gingen eilends hinaus. Draußen hatten Wind und Regen aufgehört, hier und da glitzerte sogar ein Stern durchs Gewölke.

„Was machen wir jetzt?" fragte er, als sie vor dem Restaurant standen.

„Ich muß nach Hause. Meine Schwester erwartet mich zum Abendbrot."

„Deine Schwester? Die Marie oder die —?"

„Ja, die Marie. Sie ist hier seit drei Jahren an einen hohen Bankbeamten verheiratet. Die ist glücklich! Sie wohnt in der Flensburgerstraße."

„Das ist gescheit! Wir gehen durch den Tiergarten hinauf. Es soll zwar dort zur Abendzeit nicht ganz geheuer sein. Aber neben mir wirst du dich wohl nicht fürchten, Käthe? Ich habe noch immer meine Muskeln."

Sie sah lächelnd zu ihm empor.

„Man sieht es Ihnen an! Recht haben Sie, Hans!"

„Ich stark — du schön! Seliger Schiller, wo hast du diese Weisheit hergenommen? Aber sag einmal, Käthe, ich habe dich noch gar nicht gefragt: Du wohnst wohl noch in Bremen, bist nur zu Besuche hier?"

„Ja, mein Mann holt mich in einigen Tagen ab."

„Dein Mann!"

Und leise pfiff er durch die Zähne.

Sie hatten inzwischen bereits das Brandenburger Tor hinter sich gelassen und bogen nun in eine dunkle Allee des schweigenden Tiergartens ein.

Jedoch schon nach ein paar Schritten blieb sie stehen.

„Das ist aber nicht recht, Hans, daß ich da mit Ihnen gehe," sagte sie unschlüssig.

„Närrchen!" rief er lachend und schob seinen Arm in den ihrigen. „Hast du früher gefragt, ob es recht ist oder nicht, wenn du mit mir bis in die nachtschlafende Zeit in den Wallanlagen herumstrolchtest! Wie brav hast du Mutting dann angelogen, wenn du nach Hause kamst, glühend, fiebernd von den Küssen, die wir noch an der letzten Ecke getauscht hatten."

„Hans!"

„Ich weiß, ich weiß, du bist heute eines andern Weib, und ich der Mann einer andern! Darum bleibt es doch bestehen, daß diese Zeit die schönste unsers Lebens war! Sag nein, Süße, wenn du kannst!"

„Hans —!"

„Sag nein!"

„Ja, Hans, ja, sie war es!" schrie sie jubelnd auf.

*

Wieder trafen sich ihre Augen. Selbst in der Finsternis fühlte einer den heißen Blick des andern. Er spürte, wie an seinem Arm ihr Busen zu wogen begann. — Aber mit eiserner Willenskraft drückte er die wahnsinnige Lust hinunter, die ihm vom Herzen heraufflammte.

Eine Zeitlang gingen sie schweigend nebeneinander her. Von den Blättern herab fiel hier und da ein Tropfen klatschend zu Boden, und von der Chaussee her, von der die Lampen unsicher herüberschimmerten, klang von Zeit zu Zeit das Klingeln der elektrischen Bahn. Sonst hörten sie nichts als das Klopfen ihrer eignen Herzen.

„Siehst du, Käthe," begann er dann wieder, „daran habe ich oft gedacht, wenn mir das Wasser über den Kopf zusammenschlagen wollte. Wir waren Kinder damals, aber gerade darum waren wir auch glücklich. Erst als nachher das dumme Spintisieren kam —! Ah! Warum? — Siehst du, wenn ich mich wieder einmal ordentlich mit meiner Frau gehabt hatte — wir zankten uns höchstens im Tag dreimal — da bin ich hinein in mein Zimmer, hab' mich auf den Diwan geworfen und an dich gedacht. Erst selten, dann immer häufiger, immer sehnsuchtsvoller. Dann als ich die Erfahrung machte, daß die Erinnerung an dich mir unsäglich wohltat, da habe ich sie, wenn ich nur konnte, mit allen Kräften meiner Phantasie herbeigezogen. Zwischen uns war nie etwas Gemeines, Niedriges! Nie! Und diese Reinheit hat mir nicht zum geringsten geholfen, durch all den Schmutz durchzukommen, in dem ich damals steckte. Und die Erinnerung werde ich mir bewahren mein Leben lang! Jeder Mensch muß etwas in seinem Leben haben, an dem er sich aufrichten kann. Dich hab' ich nicht. Aber die Erinnerung an dich lass' ich mir nicht nehmen."

Ohne daß sie es merkten, waren sie stehen geblieben. Als er schwieg, gingen sie langsam weiter. Aber sie achteten nicht mehr auf den Weg; langsam schwand ihnen Raum und Zeit — wie einst wandelten sie miteinander durch den Wall, Kinder, glückliche Kinder.

„An alles erinnere ich mich dann," fuhr er fort, „an alles. Wir haben uns auch oft gezankt, aber nur, um uns bei der schleunigen Versöhnung erst recht zu versichern, wie lieb wir uns hatten."

„Ach das Versöhnen war doch immer das Schönste!" rief sie lachend.

„Ich glaub's. Wir küßten uns da immer noch einmal so innig! Ach Käthe, Käthe — schön war sie, die Zeit! Erinnerst du dich noch, wie wir uns einmal so heftig zerkriegt hatten; warum denn eigentlich?"

„Weil du dich wieder einmal in der Schule gerauft hast! Du als Primaner!"

„Ja, stimmt! Und vier Stunden Karzer hab' ich dann für meine Heldenleistung ausgefaßt und konnte nicht zur Tanzstunde kommen. Hui, war das ein bitterer Schmerz!"

„Und in der nächsten Stunde wollte ich nicht mit dir tanzen. Sie hatten mich alle mit dir aufgezogen. ‚Du seiest ein wüster Raufbold', sagten sie. Da schämte ich mich."

„Und was tat ich? Ich lauerte dir nachher im dunkeln Hof auf und fiel über dich her!"

„Wie ein Räuber!"

„Du schriest aber gar nicht — merkwürdig!"

„Ich hütete mich. Ich war ja im Grunde so stolz auf dich, daß du so stark und mutig warst!"

„So geküßt wie damals haben wir uns wohl nie mehr wieder."

„Ja, Hans! Damals war ich schwach, weil du so stark warst. Gott, Hans, hab' ich dich da lieb gehabt!"

Heraus war's. Sie hatten sich in immer größeren Eifer hineingeredet,

fortgerissen, berauscht. Ihre Worte hatten sich übersprudelt, in der Hast, immer irgendeinen neuen, süßen Moment herbeizuziehen. Sie hatte auch schon längst das steife Sie vergessen.

Und nun hatte sie's herausgeschrien:

„Hans, hab' ich dich da geliebt!“

Im selben Augenblick lag sie auch schon an seiner Brust und schluchzte:

„Und wie lieb hab' ich dich noch, du Böser, du Falscher! Wie wahnsinnig lieb hab' ich dich noch!“

Mit einem wilden, unartikulierten Schrei warf er die Arme um sie und preßte ihren zuckenden, fiebernden Leib an den seinigen. Ihre Lippen verbissen sich ineinander, und siedend klopfte das Blut gegen ihre Schläfen. Ein Kuß!

Wie lange sie so gestanden, Körper an Körper, Mund an Mund, das wußten sie nicht. Durch die kahlen Bäume fuhr ein kalter Regenschauer. Der schreckte sie auf.

„Hans, um Gottes willen, meine Schwester!“ rief sie, indem sie sich aus seinen Armen riß. „Ich muß ja nach Hause. O Gott, Hans, was nun?“

Er hob sie in seine Arme empor und eilte mit ihr durch den strömenden Regen dahin. Sie legte sich selig an seine Brust.

„Hans,“ flüsterte sie, „Hans, mein Hans!“

„Komm morgen zu mir, Süße; komm!“ flehte er.

„Hans — —“

„Komm!“

Da packte sie mit beiden Händen seinen Kopf und beugte ihn zu sich herunter. Und unter einem glühenden Kusse hauchte sie:

„Ich komme, Hans!“

*

Am nächsten Tage verließ er überhaupt nicht seine Wohnung. Nachdem er selber alles zu ihrem Empfange aufs genaueste hergerichtet, zog er die schweren Portieren hinunter, so daß es im Zimmer ganz dunkel wurde, und setzte sich in den Fauteuil, um zu träumen.

Plötzlich fuhr er empor; scharf tönte draußen die Klingel. Er hörte im Vorzimmer seinen Namen nennen:

„Für Herrn Fellner!“

Er stürzte hinaus. Ein Brief von Käthe!

Mit zitternden Händen drehte er ihn hin und her. Sie kam also nicht. Sonst hätte sie ja nicht geschrieben. Wozu also noch den Brief lesen? Dieses ewige alte: Ich darf nicht; ich kann nicht! Und er hatte einen Augenblick glauben können, daß sie anders geworden sei.

Endlich brach er den Brief auf.

Und las:

„Hans, mein einziger Hans!

Ich weiß, Du wirst empört auffahren, wenn der Briefträger Dir den Brief in die Hand legen wird. Denn im selben Augenblick wirst Du auch wissen, daß

ich mein Versprechen nicht halten werde, daß ich nicht kommen werde. Du wirst mich wie immer falsch beurteilen, wirst wie immer sagen: ‚Klein ist sie und schwach, philiströs!‘ Hans, süßer, einziger Hans, tue das nicht. Lies meinen Brief, den ich jetzt, während der Morgen graut, schreibe, zu Ende, und dann schilt mich noch, wenn Du kannst.

Du hast mich ja nie richtig verstanden, nie. Gott weiß, wie weh es mir tut, Dir das sagen zu müssen. Du konntest in glühenden Worten die heiligen Ideale des Weibes verteidigen, aber in der Seele, der kleinen Seele Deiner siebzehnjährigen Käthe vermochtest Du nicht zu lesen. Und doch lag sie so offen vor Dir. Was natürliche Scham war, hieltest Du für Prüderie, Nichtwissen für Beschränktheit. Du warst ja damals so jung! Und ich noch jünger! O Hans, Hans! Wenn ich Dir mit großen Augen und offenem Munde zuhörte, mich ganz zusammenduckte vor Dir, da verstand ich allerdings nicht, was Du sagtest. Wie sollte ich auch, die ich in einem so kleinen, beschränkten Kreise aufgewachsen war! Und wenn ich Dich fragte, verwirrten mich Deine Antworten erst recht. Du glaubtest immer, Du antwortetest Dir selber. Schließlich schwieg ich aus Scham ganz still, und auch aus Trotz wohl. ‚Wenn Du nicht willst‘, dachte ich mir, ‚so brauche ich auch nicht zu wollen.‘ Dann setzte ich entweder die teilnahmslose Miene auf, wenn Du zu sprechen begannst, oder ich flog an Deinen Hals und küßte Dir die Worte vom Munde. Aber wenn Du traurig und niedergeschlagen weggingst, dann brach ich zusammen und weinte, denn ich ahnte, daß dieses Mißverstehen uns einst auseinandertreiben würde. Hans, Einziger, Teurer — bin ich allein schuld, daß es uns auseinandertrieb?

Und nun werden wir wohl nie mehr zusammenkommen! O, wie es tut, das sagen, niederschreiben zu müssen. Hans, Hans, behalte mich immer lieb — Hans — — o Gott, nein —

Ich habe unterbrechen müssen. Noch immer rinnen mir die Tränen aufs Papier. Du bist ein Mann, ein starker, großer noch dazu; Du hast doch drüber wegzukommen geglaubt. Und bist es nicht! Wie soll ich es erst, die ich doch nur ein Weib bin! Du wirst Dich betäuben können, Du wirst ein berühmter, gefeierter Mensch werden — ja, Du wirst es; ich glaube an Dich, und wenn keiner heute an Dich glaubt — aber ich! Glaubst Du, an der Seite Friedrich Busemanns kann man Hans Fellner vergessen? Und ein ganzes Leben lang das ewige, unaufhörliche Sehnen in der Brust zu haben, und dabei stündlich, Minute für Minute, lügen zu müssen! Hans, weißt Du, was das ist?

O, ich habe es genug gespürt in diesen sechs Jahren! Als ich Dich gestern so urplötzlich vor mir sah, Hans, wie habe ich mich da zusammengenommen! Ich wollte Dir ja gar nicht fortlaufen, nein; ich wollte nur hinaus aus den Menschen. Hans! Sechs Jahre lang habe ich ja für diesen Moment gebetet.

Ich habe noch einmal die Arme um Deinen Hals schlingen, noch einmal meinen Mund auf den Deinen pressen dürfen. Hans, ich glaube nicht, daß Du mich so liebst, wie ich Dich liebe. Du hast dies Wiedersehen genommen, wie

es kam; aber hast Du es auch so mit jeder Faser Deines ganzen Ichs herbeigesehnt wie ich?

Nun wohl, nach dem gestrigen Küssen wirst Du Dich wohl ebenso nach mir sehnen, wie ich nach Dir.

Wie eine Wahnsinnige habe ich dann in meinem Zimmer die Hände gerungen. Denn als ich allein war, stand es mir mit einem Male klar vor der Seele: Ich durfte nicht zu Dir hingehen.

Hans! Du ahnst ja nicht, wie mein ganzer Körper nach Dir lechzt, wie es in ihm kocht und wirbelt nach Dir! Es ist wohl schamlos, was ich da schreibe, aber ich kann nicht anders. Ich bin ja ein junges liebendes Weib; warum verbergen, was Dich und mich so unsäglich glücklich machen würde? Nein, ich schäme mich nicht. Ich wiederhole es: Sterben möchte ich in Deinen starken Armen, unter Deinen Küssen. — Und dennoch komme ich nicht.

Ich komme nicht, weil ich Dich zu sehr liebe, und weil ich will, daß Du mich ebenso lieben sollst. Du hast mir gestern gesagt, daß die Erinnerung an mich Dir der Halt fürs Leben sein wird, weil nie etwas Gemeines und Niedriges zwischen uns war. Und das Gemeine, das Niedrige wäre zwischen uns, wenn ich zu Dir käme. Nicht wahr, Hans, Teurer? Dann wäre es da und nie wieder wegzubringen. Ja, wenn wir heute frei wären! Aber so zu der einen Lüge die zweite hinzufügen, sich sagen müssen, daß der eine um des andern willen lügen muß! Hans, wiegt diese ewige Schmach die wenigen Stunden des Genusses auf? Willst Du das, Einziger? Wo bliebe Dein, wo bliebe mein Halt, ohne den ich doch zugrunde gehen müßte?

Ich habe lange mit mir gekämpft, ehe ich zu diesem Entschlusse gekommen bin, Hans! Denk an meine Küsse, und Du weißt, wie schwer mir das Entsagen wird. Aber es muß ja so sein, Hans, nicht wahr?

Dieses Mal wirst Du mich nicht mißverstehen. Du wirst Dir sagen, daß ich recht habe, und wirst mir, wenn auch nicht heute schon, doch später gewiß dafür danken, daß ich Dir und mir unser Heiligtum gerettet habe.

Was habe ich denn sonst noch vom Leben? Von einem Leben mit Friedrich Busemann, den ich genommen habe, weil er als der erste gekommen ist? Die Leute sagen, ich sei schön! Was habe ich von meiner Schönheit, wenn ich sie Dir nicht geben kann, Dir, den ich lieben werde bis an meinen Tod!

Und nun lebe wohl, Du mein Alles, mein Leben! Ich habe Dich wieder in meinen Armen gehalten, Hans — Hans! Liebe mich immer!

Willst Du mir noch eine Liebe tun, so schicke mir durch meine Schwester ein neues Bild. Das alte, das ich von Dir am Busen trage, ist schon ganz zerküßt.

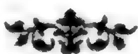
O, wenn ich doch ein letztes Wort finden könnte, das Dir sagt, wie sehr ich Dich liebe! Aber unsre Sprache ist so arm!

Leb wohl, Du Einziger!

Ewig Deine

Käthe.

Ohne daß er sich dessen bewußt war, weinte der große starke Mann. Weinte um den Schatz, den er einmal in seiner Hand gehalten, und der nun, hellaufleuchtend, durch seine Schuld in die Tiefe versank.



Augustenburg.

Ein Wandertag.

Von

Hans Schulz.

Das Schloß auf der Insel Alsen, nach dem die nunmehr älteste Linie des schleswig-holsteinischen Herzogshauses den Namen führt, ist einst von dem Stammvater dieser Linie nach seiner Gemahlin benannt worden. Aber wie sich von diesen alten Herrschaften schwerlich ein über das Aeußerlichste hinausgreifendes Lebensbild zeichnen läßt, so ist auch von dem Charakter des alten Gebäudes nichts übriggeblieben. Was jetzt noch erhalten ist, zeigt den Umbau aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Selten wird das Schloß von einem neugierigen Wanderer besucht, es ist nicht mehr eine Stätte fürstlicher Hofhaltung, aber doch ist es voll Leben, abseits von großen Heerstraßen ein Ort stillen Wirkens. Kommt man an einem reifen, satten Sommertage von Sonderburg her, so leuchten die weißen Wände unter dem dunkeln Dach scharf durch die hohen Bäume, die das Schloß von den glitzernden Wassern der Augustenburger Föhrde trennen. Ein schmaler Damm hat das Ende der Föhrde abgeschnürt; links im Meerwasser liegen Fischerboote, die sich mit ihren Masten und Tauen scharf gegen den strahlenden Himmel abheben, rechts im Süßwasser, das sich ins Land hineinzieht, huschen Wasserhühner im hohen Schilf. Geht man den Damm entlang hinüber ans andre Ufer, so ist man in dem Ort, der wohl nur dem Dasein des Schlosses es einstmals verdankt hat, daß er nicht nur aus wenigen Fischerhütten besteht. Peinlich sauber sind die kleinen Häuser, wie aus der Spielschachtel entnommen, Fensterumrahmungen und Türen in einfachen, geschmackvollen Rokokoformen zeigen, daß das gute Alte noch Bestand hat, und führen uns über hundert Jahre zurück. Ueber der Volksschule steht eine lateinische Inschrift: In Gloriam Dei et Salutem Proximi, mit der Jahreszahl 1780. Das läßt eine Ahnung anklingen, als ob hier in diesem verlorenen Winkel doch einmal ein kleines Zentrum gewesen sei, dessen Bedeutung über die gewöhnliche jeder Ortschaft, jeder Gemeinde von Menschen hinausging. Eine lange Baumallee führt zu dem Schloß, durch ein Tortürmchen geht's in den Schloßhof, rechts und links Wirtschaftsgebäude und endlich das Schloß selbst, ein nüchterner, schmuckloser Bau, nur durch die Größe und wenige steife Stuckornamente an dem von zwei vorspringenden Flügeln eingeschlossenen Mittelbau den Wohnsitz eines Fürsten anzeigend. In der Mitte des vom Gebäude umgebenen Quadrates steht eine Linde, jung noch, eine späte Anpflanzung, fast mitleidig schauen die Mauern auf diesen Eindringling hernieder. Auf der Bank unter ihrem Laubdach sitzen junge Mädchen — das Schloß beherbergt ein Lehrerinnenseminar.

Im rechten Flügel liegt die Schloßkapelle, die als Kirche des Ortes dient. Man sieht den äußeren Mauern nicht an, wie eigenartig und harmonisch ihr Inneres ist. Das Mittelschiff ist frei von Bänken, so daß man die Gestaltung des Raumes vom Herrschaftsgestühl am westlichen Ende ohne Störung genießen kann; alles ist weiß gehalten, sparsame Stuckverzierungen beleben und gliedern, auch sie weiß, nur an bevorzugten Stellen vergoldet. Nichts ist überladen, die heitere feierliche Würde macht diese Kapelle zu einem Juwel. Hier predigte zu der Zeit, als die Inschrift an der Schule entstand, und noch lange Jahrzehnte

nachher Christian Jessen, von Herzog Friedrich Christian dem Aelteren berufen und geschätzt. Das Haus, das er sich auf dem vom Fürsten geschenkten Grunde erbaut hat, steht heute noch. Mancherlei ist von ihm erhalten. Er war ein Mann von seltener, ebenmäßiger Ausbildung, keiner von denen, die Erstaunen erregen, aber einer der Menschen, die sich Achtung und Liebe erwerben durch vielseitige tiefeingedrungene Bildung und wohlgeleitete, vielleistende Tätigkeit. So wurde er aus dem Erzieher der Kinder seines Herzogs ihr väterlicher Freund und Vertrauter in Fragen des inneren und des äußeren Lebens.

Das Innere des Schlosses ist jetzt für Schulzwecke hergerichtet, aber doch ist noch genug des Alten erhalten, um seinen einstigen Charakter erkennen zu lassen. Da sind noch stark nachgedunkelte Gemälde, heroische stille Landschaften, als Supraporten, und die niedrigen Wandverkleidungen des Uebergangs vom Rokoko- zum Empirestil, da sind noch die schlichten Treppengeländer und Rokokoranken in Stuck. Aber in dem allen hat sich eine neue Jugend wohnlich niedergelassen, und der räumlich beträchtlichste Rest altfürstlichen Schloßschmuckes, ein Relief, das in halblebensgroßen Figuren ein antikes Symposion darstellt, ist verdeckt, denn der Raum, den es einst beherrschte, ist jetzt nicht mehr der Saal für heitere Bankette, sondern die Aula, in der sich die Schulgemeinde versammelt. Das Kunstwerk ist die Schöpfung eines Tadei aus Lugano, den gelehrte Kenner unter die Sterne elfter Größe rechnen. Mancherlei, was moderne Kunst und Verlegertätigkeit den Schulen an Bildern erreichbar gemacht hat, die über die unkünstlerischen Anschauungsmittel hervorragen, sieht man an den Wänden, aber nichts erinnert an die Vorgeschichte des Schlosses. Nur in einem Unterrichtszimmer hängt ein altes Bildnis, aber dies eine beschwört die reichste Vergangenheit herauf. Der durchgeistigte Kopf des Oelgemäldes zeigt Friedrich Christian II., den der Volksmund zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Vater, dem „Oekonom und Grobian", den „Minister" nannte. Ein zarter Körper, geistige Arbeit und seelische Leiden — dieser Dreiklang kennzeichnet sein Leben. Als Staatsminister war er an Kopenhagen gebunden, hier in Augustenburg suchte er in Ferienwochen Erholung und neue Frische im Genuß der Natur und empfand das Paradiesische dieses Aufenthalts so stark, daß er in Briefen an die vertrautesten Freunde nicht von Augustenburg, sondern von Eden sprach. Ein starkes Pflichtgefühl trieb ihn, solange er im Amte war, immer zu früh für seine Wünsche in die Hauptstadt zurück — er wollte auch durch sein eignes Beispiel seine Untergebenen von den stark eingerissenen Urlaubsüberschreitungen abhalten —; die letzten Jahre seines Lebens, als herbe Kränkungen es ihm unmöglich machten, weiterhin an den Staatsgeschäften teilzunehmen, hat er Sommer und Winter hier in der Zurückgezogenheit und der Hut seines angestammten Besitzes verlebt. Mancherlei Menschen hat er hier mit unerschöpflicher Gastfreiheit empfangen, die in Briefen und Tagebüchern berichten, wie man hier lebte. Als der Mannesstamm des dänischen Königshauses auszusterben und dadurch Holstein, in dem die weibliche Erbfolge nicht galt, von Dänemark gelöst zu werden drohte, hatte der weitblickende Minister Graf Andreas Petrus Bernstorff die Verlobung des Erben von Holstein, Friedrich Christian, mit der Erbtochter von Dänemark, Luise Augusta, angeregt und erwirkt. Damals waren die Verlobten noch Kinder, aber der Prinz lernte wirklich die ihm zugedachte Braut lieben, und sie wurden ein Paar. Mit der Königstochter zog wohl etwas Höfisches in diesen Landedelsitz, aber war auch die Hofhaltung voll fürstlicher Würde, so war das Leben doch frei von beengender Steifheit.

Einen „unprinzlichen Prinzen" nennt Lavater den Wirt, der seinen früh am Morgen angekommenen Gast sofort in dem Zimmer besuchte, das er ihm hatte einräumen lassen, und Ramdohr in seinen „Studien über Kenntnis der schönen Natur und so weiter" hält es für wichtig genug, um es zu erwähnen, daß Friedrich Christian mit seiner Gemahlin ohne alle Dienerschaft Arm in Arm des Morgens täglich eine Promenade machte. Freilich, als Lavater mit seiner Tochter Nette eintraf, war gerade der Königlichen Hoheit Geburtstag, und sie kam zum Frühstück ins Gartenhaus von sechs Hofdamen in weißem Negligé begleitet. Die ganze Hofgesellschaft machte einen Spaziergang durch Waldalleen und am

Wasser, von ziemlich viel Volks begleitet. Es gibt noch eine sorgfältig gezeichnete Karte vom Jahre 1796, also drei Jahre nach dem Besuche des „unaussprechlichen Wundermannes“ aus Zürich, nur in einem handschriftlichen Exemplar vorhanden. Sie zeigt die ganze Gegend von Augustenburg, jedes Haus und den Namen seines Einwohners, und auch die gärtnerischen Anlagen, die verschlungenen Schnörkelwege näher am Schlosse, die langen schnurgeraden Alleen im entfernteren Parke; es ist der Phantasie leicht, sie mit einherwandelnden Gestalten zu bevölkern, erst mit dem langen Schnürleib und den breit zur Seite aufgepufften Röcken des Rokoko, später in den hochgegürteten, schlicht fallenden Gewändern des Klassizismus. Schon die nächste Generation hat die Anlagen geändert. Grüner Rasen erstreckt sich vor der Westfront des Schlosses. Wohl sind die langen dämmerigen Alleen noch die alten, aber neues Holz ist herangewachsen, und das dichte Dunkel stimmt zu unsäglicher Wehmut. Alles verkündet: Es war! Und es wächst etwas Neues heran, das nicht mehr so ist. Abseits der geraden Gänge verliert man sich auf gewundenen Wegen. Kaum noch erkennbar erhebt sich an einer Stelle eine kleine Schanze über den Boden, die einst der fröhliche Kampfplatz der prinzlichen Kinder war, und versteckt stehen vereint drei mächtige Bäume, deren Name „die Schwureichen“ romantisch gedeutet wird. Weit hinten, wo die Linien der Baumreihen zusammgehen, blitzt das Meer auf, die Föhrde. Hier lagen die Kanonenboote, die König Friedrich VI. von Dänemark seinem Schwager „zum Schutze“ vor das Schloß legte, als das schwedische Volk diesen zum Erben des Wasathrones wählen wollte, während Friedrich VI. selbst die Kronen von Dänemark, Norwegen und Schweden auf seinem Haupte zu vereinen gedachte. Keiner von beiden zog in Stockholm ein, sondern Fürst Pontecorvo, Bernadotte, der Marschall Napoleons. Jetzt werden nicht mehr Gedanken an Staatsaktionen durch den Park getragen; frisches Stimmengewirr ertönt, in einfacher Turnkleidung kommen Zöglinge des Seminars vom Baden, und an den Eichen, wo Struensees Sturz beschworen worden sein soll, mögen jetzt Gelübde schwärmerischer Mädchenfreundschaft ausgetauscht werden.

Lavater gehörte nicht zu den Intimen des Augustenburger Kreises. Er war von einem religiös-mystischen Zirkel, dem Graf Bernstorff und seine Gemahlin, Goethes niegesehene Jugendfreundin Gustchen Stolberg, angehörten, nach Kopenhagen gebeten worden und besuchte auf dem Rückwege auch Friedrich Christian, der von den Beweggründen dieser Reise nichts wußte, aber von dem lebhaftesten Interesse für alle den Durchschnitt geistig überragenden Männer erfüllt war. Der klaren, schlichten Religiosität des Prinzen, die von jeglichem mystischen Helldunkel frei war, wußte sich der gewandte Priester geschickt anzupassen, den Anschauungen über Religionsfreiheit und Preßfreiheit eifrig beizustimmen, und machte so den gewinnendsten Eindruck. Aber dieser wurde völlig verwischt, als man von ganz anders gearteten Aeußerungen Lavaters beim Landgrafen Karl von Hessen in Schleswig erfuhr. Unwahrhaftigkeit vertrug der Prinz nicht.

Hier in Augustenburg fand, als die Napoleonische Flutwelle über Deutschland daherbrach, die braunschweigische Herzogsfamilie mit ihren Schätzen eine Zuflucht, und daß die benachbarten Stolberge, Buchwalds, Reventlows und so weiter oft hier ihre Aufwartung machten, ist natürlich. Auch Elisa von der Recke, die in ihrer großen Reisekutsche, dem „kurländischen Haus“, durch Deutschland fuhr und berühmte Männer und reizvolle Höfe besuchte, hat monatelang auf Augustenburg geweilt. Daß sie einst mutig gegen Cagliostro aufgetreten, dem Banne, in dem er sie in Mitau gehalten, entronnen war, hatte sie Friedrich Christian interessant gemacht, eine Begegnung in Karlsbad, ein Wiedersehen in Pyrmont die Bekanntschaft gefestigt. Für den Erbprinzen gab es nur zwei Klassen von Menschen, gebildete und solche, die er nicht dazu rechnete, und daher war er über jedes Standesvorurteil erhaben. Die ältere Generation, Vater und Tanten, dachten noch anders und schüttelten sehr verwundert die Köpfe, als Elisa, die geborene Reichsgräfin v. Medem, die Schwester der Herzogin von Kurland, von hier aus nach Kiel reiste, bloß um dort Friedrich Nicolai zu sehen, der doch nur ein Berliner Buchhändler war.

Am engsten verkehrte Friedrich Christian mit einem jungen, etwa gleichaltrigen Dänen,

von dessen Fähigkeiten er Großes für sein Vaterland erwartete, mit dem Dichter Jens Baggesen. In dem geistvollen Sprudelkopf glaubte er gefunden zu haben, was für einen Fürsten ein seltener Besitz ist, einen Freund, und er bewies ihm seine Freundschaft in selbstverständlicher Opferwilligkeit. Der dritte im Bunde war Graf Ernst Schimmelmann, ein Mann von weichem und feinem Empfinden, den ein launisches Geschick zu Dänemarks Finanzminister gemacht hatte. Er wurde in dem Kreise, wo Rang und Titel wie leere Hüllen zu Boden glitten, mit dem edeln Namen Saladin bezeichnet, Luise Augusta, die von Volk und Fürsten vergöttert wurde, war Urania, Friedrich Christians Schwester Luise galt als Athene, und der Erbprinz selbst, dem geistige und bürgerliche Freiheit die glänzendsten Ziele waren, gab sich den Namen, in dem alle Gegnerschaft gegen Tyrannei und Despotismus ihren Ausdruck fand: Timoleon. Literarische Genüsse und philosophische Studien, ernstes Streben nach höchster Vervollkommnung waren die Bindemittel unter diesen Charakteren, die jeder eigenartig ausgeprägt waren. Da wurde Nathan der Weise gemeinschaftlich gelesen, aber auch Wielands Agathon, denn wie von Lüsternheit war man auch frei von Prüderie. Sogar Baggesens schlechte Manieren nahm man in Kauf und ertrug geduldig seine launenhafte Reizbarkeit, und als ihm ein Sohn geboren werden sollte, fand seine Gattin, eine Enkelin Albrechts v. Haller, hier im Schlosse die herzlichste Aufnahme und die liebevollste Pflege. Geistvolle Spiele und Musik würzten die Tage. Niemand erhielt die Augustenburger Livree, der nicht als Musiker zu gebrauchen war, und so verfügte man über ein kleines Hausorchester, das der jüngere Prinz Emil dirigierte, mit dem dieser einst nach langer Krankheit als Zeichen der Genesung wieder ein Flötenkonzert spielte. Ein Heiligtum veredelter Humanität nannte diesen Zirkel ein Mann, der aus den berühmtesten Kulturstätten Deutschlands nach dem Norden gekommen war. Karl Leonhard Reinhold, fast noch als Knabe Novize in der Gesellschaft Jesu in Wien, nach Aufhebung des Jesuitenordens Barnabite, dann Protestant geworden, Wielands Schwiegersohn in Weimar und Philosophieprofessor in Jena, war durch Baggesen Friedrich Christian nähergeführt worden. Der Prinz hatte ihn einmal inkognito in Jena besucht, und schließlich war es Lavater gelungen, seine Berufung an die Universität Kiel durchzusetzen. Als er, aufs herzlichste erwartet, zum erstenmal in diesen Kreis trat, da schrieb er dem Freunde begeistert: Hier ist solide Kultur!

Es ist doch nicht ohne tieferen Sinn, daß Friedrich Christians Bild hier in einer Unterrichtsanstalt hängt. Wohl lag es im Zuge der Zeit, pädagogische Fragen zu behandeln, des Prinzen Interesse aber ging sehr tief und drängte danach, fruchtbar zu werden. Militärische Neigungen hatte er nicht, und so erleben wir das seltene Schauspiel, daß ein Mitglied des regierenden Hauses die Stelle einnahm, die etwa der des Kultusministers entspricht. In modernen Staaten ist dieser Minister zumeist ein Jurist und Verwaltungstechniker, Friedrich Christian war Fachmann und ging auf das Wesen ein, für die Verwaltungsgeschäfte hatte er untergeordnete Kräfte, er fühlte sich, wie sein eigner Ausspruch lautet, verantwortlich für die geistige Kultur seines Vaterlandes. Darum suchte er bedeutende Männer nach Dänemark zu ziehen und wandte sich an Friedrich August Wolf in Halle, an Heyne in Göttingen, an Böttiger in Weimar, und bei der hochherzigen Unterstützung des Hofrats und Professors Schiller in Jena lag dieser Gedanke auch nicht fern. Hier in einem Zimmer, in dem jetzt zukünftige Lehrerinnen ihre Lehrproben schmieden, dankte er dem Genesenden für den ersten der Briefe, welche die Grundlage bildeten für die in die „Werke" übergegangenen „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", und dabei enthüllte er ihm, was ihm der Grundfehler in Bildung und Unterricht seines Zeitalters zu sein schien: „Kenntnisse sind zwar einzeln in großer Menge vorhanden, aber wie unzusammenhängend! wie schlechtgeordnet und unvollständig! Es blitzt in den Köpfen, bleibendes Licht ist selten anzutreffen. Begierig, alles zu wissen, läßt man sich nicht die Zeit, gehörig zu lernen." Hier will er eingreifen, und tut es, und es ist ihm klar, daß der Reform der Schulen eine tiefere Ausbildung der Lehrer vorangehen müsse. Licht und

Aufklärung will er, seinen Freunden dem Don Carlos vergleichbar, und seine Toleranz hört nur auf gegenüber der grundsätzlichen Intoleranz der römischen Kirche und der Lichtfeindlichkeit protestantischer Orthodoxie. Philosophische Durchbildung verlangt er von dem Gebildeten und eine darauf gegründete strenge Moralität. Und dem Selbstdenker ziemt Geistesfreiheit. Ihren Beschützer sah er in dem von den Wöllner und Bischoffwerder gereinigten Preußen, drum bangte er im Herbst 1806 vor seiner Zernichtung. Napoleons Universalmonarchie war für ihn dasselbe, was zwei Jahrhunderte früher die habsburgisch-spanische den Bekennern des Evangeliums. In ihr sah er den tiefen Frieden des Todes. Und von der einzigen großen Universität für ganz Deutschland, von der es hieß, daß Napoleon sie einführen wolle, befürchtete er Knechtung des Geistes und Unterdrückung der Persönlichkeit. Als man ihm entgegenhielt, dem Geiste ließen sich nicht Fesseln anlegen, und je mehr man versuche, ihn zu drücken, desto kühner werde er sich erheben, da antwortete er in ernster Besorgnis: „Ein tief angelegtes, auf Bildung und Formung der Jugend für ein gewisses politisches System berechnetes Gebäude von Maßregeln kann die für die Universalmonarchie, die Glaubenseinheit geeigneten Menschen kneten, modeln. Allerdings wird noch die erste Generation mit vieler Vorsicht behandelt werden müssen, allein was kann nicht ausgerichtet werden, wenn man mit großer Konsequenz 20 und 30 Jahre einen solchen Plan verfolgt! Erinnere dich des Instituts der Jesuiten, dessen Fundament auch Jugenderziehung nach ihrem Plan, zu ihrem Zwecke war, und das noch jetzt nicht hat ausgerottet werden können, nach dreißigjährigem förmlichen Untergang." So schrieb er im Jahre 1807. Was würde er sagen, wenn er sehen müßte, wie der kirchliche Mißbrauch der Religiosität zur Erreichung politischer Machtzwecke heute in Blüte steht, wie ein nicht unbeträchtlicher Bruchteil der Deutschen hochverräterisch tätig ist zugunsten der Universalherrschaft eines fremden Souveräns, und das unter dem Mantel der Religion? Wie man in Schulzucht und Schulgeist einzudringen sucht nach dem Grundsatze: Wer die Jugend hat, hat die Zukunft? Ob er sich beruhigen würde mit dem sonst üblichen Trostspruche seiner Schwester: Transibit?

Jetzt hängt sein Bild in einem Raum, welcher der Unterweisung weiblicher Jugend, noch mehr: welcher der Erziehung von Lehrerinnen gewidmet ist. Er hat die Erziehung und den Unterricht seiner Kinder Männern anvertraut, die er sorgfältig wählte. Auch seine liebreizende Tochter Karoline Amalie, die spätere Königin von Dänemark, empfing ihren Unterricht nicht von Frauen. In dieser fürstlichen Kinderstube hat keine englische Gouvernante geherrscht. Aber der Mann, dem das ernste Streben nach innerer Vertiefung ein Zeichen der Bildung war, schloß das weibliche Geschlecht nicht davon aus. In seinem Kreise lebten Frauen, die zu den Blüten feinsten Duftes gehören, als da sind Charlotte Schimmelmann, Luise Stolberg, Amalie Münster, und mit Karoline Rudolphi in Hamburg, von der das Mädchenschulwesen seinen Ausgang nahm, stand er in Verbindung. Seiner Cousine Pauline von Anhalt-Bernburg, der späteren Fürstin zur Lippe, hat er selbst Auszüge aus Reinholds Briefen über die Kantische Philosophie angefertigt, und für die philosophische Durchbildung seiner Gemahlin sorgte er aufs eifrigste. Ihre Ausarbeitungen nach den Vorträgen des Professors Moldenhauer, mit feiner, aber kräftiger Handschrift auf einem blauen Papier eingetragen, das wir heute Packpapier nennen würden, liegen noch unter allerlei Konvoluten in Gravenstein aufgestapelt, jenem Besitz, der für Friedrich Christian ein zweites Paradies, sein Elysium war. Und seine Schwester Luise, die engste Vertraute seines Lebens! An einer Flanke des Parkes, still für sich, liegt ein kleines Schlößchen, jetzt das Palais genannt, dessen Eingang eine kleine, von hohen, das Dach tragenden Säulen gebildete Vorhalle ist. Prinzessin Luise hat es erbauen lassen. Hier studierte sie, hier trieb sie Philosophie und Astronomie, hier erzog sie aber auch ihre Pflegetochter, eine Prinzessin von Schwarzburg. Fast täglich versammelte sich hier nachmittags um vier Uhr die „Stoa", bestehend aus ihr und ihrer Hofdame, den Brüdern, dem Hofprediger Jessen und dem Leibarzt Suadicani. Da wurde gelesen und disputiert, hier fanden die Reden der französischen Revolution, die der Moniteur über-

mittelte, einen Widerhall, und hier wurde die Revolution durchgelebt, die Kants Schriften hervorriefen. Reinhold und Fichte, Herder und die beiden Humboldt wurden hier geprüft und bewertet. Prinzessin Luise, die sich ihres heiteren Temperamentes rühmte, das sie sich durch ein kleines körperliches Mißgeschick nicht rauben ließ, war eine gelehrte Dame, in deren Briefen lateinische Zitate nicht unnatürlich erscheinen; nichts war bei ihr angelernt, was sie trieb, wurde ihr zu eigen; aber über all das hinaus rühmt sie Baggesen, wenn er sie nennt „die weiseste der Jungfrauen, Vesta Luise, in deren Augen das heilige Feuer des reinen Herzens brennt." In edler Selbstlosigkeit lebte sie ihr reiches Leben für die, die sie liebte. In ihrem Testament hat sie der Augustenburger Schule eine Stiftung vermacht, und dort hängt nun ihr Bild. Aber die Augen sind darin ausgestochen. „Der Feind", dem die Untat zugeschrieben wird, mag wohl pietätlose und tatendurstige Schuljugend gewesen sein. In ihrem Schlößchen wohnt jetzt der Bürgermeister. Im Mittelraume hat er mancherlei Bildnisse der herzoglichen Familie vereinigt. Tritt man hinaus auf die kleine Terrasse, so blickt man über einen sanft sich hinabsenkenden Garten hinweg. Dunkle Rosen glühen darin in schwerer Fülle, die sinkende Sonne des Spätnachmittags läßt die hohen Baumwände des Parkes lange dunkle Schatten werfen, aus einem schmalen Durchhau flimmert das Meer herauf.

Es ist nicht weit nach Sonderburg, wo in der Schloßgruft die älteren Augustenburger ruhen, in ihren Schreinen mit schwarzem Tuch überspannt. Diesen Weg ritt Friedrich Christian in sonderbarer Laune, als ihm der König die bewaffnete Bewachung angekündigt hatte, um seine Gattin zu suchen, die mit den Kindern auf dem Sonderburger Jahrmarkt weilte. Jetzt ruht er in einem schwarzen Kasten mit einer Nummer. Das Sonderburger Schloß dient jetzt als Kaserne. Tritt man aus der Kapelle in den Hof, so wird man empfangen vom klappenden Klang des Bajonettgefechts; über den Alsensund, der nun deutsche Kriegsmarine aufnimmt, winkt die Mühle von Düppel herüber. Schwer beschäftigen das Gemüt Vergangenheit und Vergänglichkeit. Aber nun wird unser Wagen aufgenommen von der weiten, befreienden, wechselnden Landschaft,

Wo die roten Kühe grasen,
Wo die bunten Blumen blühen,
Wo die kleinen Vögel singen,
Zwischen Hecken, zwischen Wiesen,
Zwischen Dorn und grünem Gras.

Literarische Berichte.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Vierter Band: Dürer. Des Meisters Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte in 447 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Valentin Scherer. Stuttgart und Leipzig 1904, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 10.—.

Die hohe kulturelle Bedeutung der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben" kann durch nichts deutlicher gemacht werden, als durch den soeben erschienenen Dürer-Band. Längst ist der Nürnberger Meister, dessen reiches Lebenswerk hier in vorzüglichen Reproduktionen vor uns liegt, unbestritten als der größte und deutscheste aller deutschen Künstler anerkannt; aber die Frage, ob er denn auch bisher diesem Ruf und Ruhm entsprechend dem ganzen deutschen Volk vertraut gewesen ist, ob wirklich die ganze Nation bisher aus dem unversieglichen Brunnen geistiger Erquickung und Erhebung, den sie in der Kunst Dürers besitzt, in vollen Zügen getrunken hat, wird gewiß kein Einsichtiger zu bejahen wagen. Zweifellos ist es nur ein verhältnismäßig kleiner Teil des deutschen Volkes, der seinen Dürer wirklich kennt und versteht, während die große Mehrzahl zwar mit schuldiger Bewunderung von ihm spricht, aber nicht in ein inniges persönliches Ver-

hältnis zu ihm getreten ist. Gewiß ist an dieser bedauerlichen Tatsache vor allem der Umstand schuld, daß es trotz der Reichhaltigkeit unsrer Kunstliteratur bisher an dem rechten Mittel gefehlt hat, in den breitesten Schichten des Volkes ein nachhaltiges, lebendiges Interesse für die Schöpfungen unsrer großen Maler zu wecken. Selbst die geistreichsten Analysen der Kunstgelehrten können eben das nicht ersetzen, was beim Studium der bildenden Kunst die Hauptsache ist: die unmittelbare Anschauung; und wo diese fehlt oder nur in beschränktem Maße geboten wird, muß das Interesse des lernenden, noch unsicheren Laien notwendigerweise erlahmen. Zum Glück haben wir in den „Klassikern der Kunst in Gesamtausgaben" endlich ein geradezu ideales Mittel zur Vertiefung und Verinnerlichung des Kunstsinnes erhalten, das einen epochalen Umschwung in den geschilderten Verhältnissen herbeizuführen berufen ist, und vornehmlich der uns vorliegende Dürer-Band wird das erweisen, denn indem er uns statt des herkömmlichen Werkes über den Meister das Werk des Meisters selbst in lückenloser Vollständigkeit gibt, setzt er uns erst eigentlich in den Stand, uns eines Nationalschatzes zu erfreuen, den wir bisher nur besaßen. In dieser Gestalt dargeboten, muß und wird die Kunst Dürers laut zur Seele seines Volkes sprechen und ihm so lieb werden, daß der vorliegende Band bald ein Hausbuch des deutschen Volkes sein wird. Die wundervollen künstlerischen Offenbarungen des Dürerschen Genius, die wir als seine Hauptwerke zu betrachten gewohnt sind, wird man erst völlig verstehen und würdigen lernen, wenn man wie hier sein Schaffen ganz zu überblicken vermag, und namentlich die reiche Fülle seiner Schwarz-Weiß-Schöpfungen, die uns hier in ihrer herben, echt deutschen Eigenart vollzählig vor Augen treten, liefert uns den besten Schlüssel zum Verständnis des herrlichen Meisters. Die von Valentin Scherer verfaßte Einleitung wird ihrer Bestimmung, Dürers innere Entwicklung an der Hand seiner Schöpfungen zu schildern, in vorzüglicher Weise gerecht und enthält eine Reihe höchst feiner, lichtvoller Bemerkungen. Das neue Dürer-Buch wird als eine der kostbarsten kunsthistorischen Publikationen, die seit langer Zeit auf den Büchermarkt gekommen sind, ohne Frage in allen kulturfreundlichen Kreisen aufs freudigste willkommen geheißen werden. R. Münch.

Blätter zur Pflege persönlichen Lebens. Herausgegeben von Dr. Johannes Müller. Dritte Auflage. Erste öffentliche Ausgabe. Erster Band. Verlag der Grünen Blätter in Leipzig. M. 4.—, gebunden M. 5.—

Johannes Müller und Dr. Lhotzky, beides Männer, deren Namen auf dem Gebiete religiös-philosophischer Literatur einen guten Klang haben, übergeben hier eine Reihe von Aufsätzen, die, als Manuskript gedruckt, schon große Verbreitung gefunden haben, der Oeffentlichkeit. Persönliches Leben, daß heißt für sie: die Kunst und Kraft selbständigen Lebens zu harmonischer Entfaltung und Betätigung unsers Wesens — derart, daß die Religiosität den Grundton dieser Harmonie bildet. Man braucht mit den theologischen Auseinandersetzungen der beiden Autoren — deren Vorstellungen übrigens oft auseinandergehen — keineswegs ganz übereinzustimmen, aber denkende Leser werden doch dankbar dreierlei anerkennen: daß in diesen Abhandlungen eine Fülle echter Weisheit steckt; daß sie einen guten Kampf gegen den Materialismus und eine einseitig wirtschaftliche Lebensauffassung, gegen Oberflächlichkeit und Eitelkeit kämpfen; daß hinter den Worten ernste und charakterfeste Männer stehen, die fürs Denken und Handeln wertvolle Anregungen und Mahnungen geben. Br.

Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen von Ricarda Huch. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Nicht weniger als in ihren größeren Romanen zeigt Ricarda Huch in diesen kurzen, halb märchenhaften Geschichten die Kraft und Eigenart ihrer dichterischen Begabung. Was den „Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück", dieses naiv-unverschämten Taugenichtses, der bis zu den höchsten Stellen in der katholischen Hierarchie „hinauffällt", bei allem Grotesken und Phantastischen doch nicht als ein leeres Traumgespinst erscheinen läßt, das ist die innere Folgerichtigkeit des Geschehens, die Sicherheit, mit welcher der einmal angeschlagene Ton des Halbunwirklichen festgehalten wird — Qualitäten, die wir nur bei echten, starken Künstlernaturen finden. Nicht minder aber ist der Reichtum und die Klarheit des dichterischen Schauens zu bewundern, das so verschiedenartige Figuren, wie den skrupellosen Genußsüchtling Pück und die in edler Lebensfülle und keuschkräftiger Schönheit blühende Lux in der gleichen greifbaren Deutlichkeit und vollen Glaubhaftigkeit vor uns heraufbeschwört. Und wenn die Dichterin von dem Gesicht dieser Lux sagt, daß es „in reizvollem Wechsel bald tiefgreifendes, wägendes Denken, bald betörende Süßigkeit" ausdrückt, so ist es, als habe sie damit das Antlitz ihrer eignen Muse geschildert. Ihr „tiefgreifendes, wägendes Denken" wendet sich vor allem jenen dunkeln Gewalten zu, die das menschliche Schicksal bestimmen — die dunkelste von ihnen viel-

leicht des Menschen eignes Herz und Wollen —, und „betörende Süßigkeit“ liegt in ihrer Sprache, deren Schönheit gleich einem stillziehenden Strom die Gestalten und Farben der Erde und des Himmels verklärend widerzuspiegeln und doch geheimnisvolle Tiefen unter ihrer schimmernden Oberfläche zu bergen scheint. Solche Sprache ist natürlich nichts Aeußerliches, Willkürliches, was man von dem Inhalt trennen könnte; es ist der natürliche, notwendige Ausdruck für die Art, wie die Künstlerin die Welt sieht und von ihr bewegt wird. Am hinreißendsten strömt diese „betörende Süßigkeit“ vielleicht in dem „Fragment“: „Aus Bimbos Seelenwanderungen“, einem kurzen Märchen, das doch eine lange Reihe farbenglühender, gestaltreicher Bilder an uns vorbeiziehen läßt. Wieder mehr „scherzhaft“ im Sinne des „Wonnebald Pück“ ist „Das Judengrab“, die letzte dieser drei Erzählungen, die alle drei jeder kennen sollte, der die dichterische Größe Ricarda Huchs verstehen gelernt und lieb gewonnen hat.

Um Ellwurth. Erzählung von Thusnelda Kühl. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Thusnelda Kühl, die liebenswürdige, schlichte Erzählerin, verleugnet nicht die starken Anregungen, die sie von Gustav Frenssen empfangen hat. Sie besitzt aber — und das ist doch wohl das Entscheidende — Eigenart genug, daß diejenigen, die Frenssen lieben, sie nicht als eine Nachahmerin des Dichters zurückweisen, sondern ihr als einer ihm innerlich verwandten Natur gern zuhören werden. Wir gewinnen ihre Art des Erzählens lieb, weil sie von Herzen kommt, und sie weiß uns ihre Menschen nahe zu bringen, weil sie sie aus echter Menschen- und Heimatliebe heraus gestaltet hat. Wie Thusnelda Kühls frühere Romane, ist auch „Um Ellwurth“ ein Stück rechter, inniger Heimatkunst, und bei dem wachsenden Interesse auch der Mittel- und Süddeutschen für alles, was an der „Wasserkante“ lebt und vorgeht, darf auch dies neue Werk auf empfängliche und dankbare Leser weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus rechnen.
rl.

Un faux classique. Nicolas Boileau. Etudes littéraires comparées par Edmond Dreyfus-Brisac. Paris, Calmann-Lévy.

In einem früheren Werke hat der Verfasser gezeigt, welche Anleihen seiner Meinung nach die französischen Klassiker bei Ronsard gemacht haben. Hier nimmt er insbesondere Boileau aufs Korn, dessen Art poétique noch heute in Frankreich im allgemeinen als ein bewunderns- und beherzigenswertes Werk gilt. Den Inhalt dieses Buches bilden neben zusammenhängenden Aufsätzen, die zum Teil auch Seitengebiete berühren, in erster Linie Zusammenstellungen von Versen und Abschnitten aus Boileau mit solchen seiner Vorgänger und Zeitgenossen, die er ausgeplündert haben soll. Nun ist zwar dem Verfasser zuzugeben, daß Boileau unter den sogenannten Klassikern Frankreichs diesen Namen am wenigsten verdient, daß vielmehr seine Dichtungen zum größten Teil schwächliche Reimereien sind; auch darin hat D.-B. recht, daß sich bei Boileau Anklänge an andre Dichter in reicher Zahl finden. Aber er beweist zu viel. Diese ungeheure Fülle von angeblichen Parallelstellen bietet meistens nur eine Uebereinstimmung, die sich aus der Gemeinsamkeit des Sprachmaterials und des Modegeschmacks hinreichend erklären läßt, ohne daß man jedesmal ein Plagiat anzunehmen genötigt wäre.
Br.

Aus zwei Weltteilen. Erinnerungen von Marie Hansen-Taylor. Mit zwei Bildnissen. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Für die Leser unsrer Zeitschrift bedarf es kaum einer Empfehlung dieses Buches. Sie kennen schon aus den in der „Deutschen Revue“ veröffentlichten Abschnitten die schlichte, vornehme Art der liebenswürdigen Erzählerin und wissen, in wie mannigfach wechselnde, immer gleich lebendig und anziehend geschilderte Kulturkreise und Lebensverhältnisse die Tochter des um seine Wissenschaft so hochverdienten Astronomen Hansen, die Witwe des vortrefflichen Dichters und Faust-Uebersetzers Bayard Taylors uns in ihren Lebenserinnerungen führt. Aber schon der Umstand, daß uns hier ein so lebensvolles, intimes Porträt Bayard Taylors, sowohl durch die Berichte seiner Gattin, wie durch seiner eignen Briefe, gegeben wird, läßt es gerechtfertigt erscheinen, daß dieses Buch, das gleichzeitig in Amerika in englischer Ausgabe erschienen ist, auch dem deutschen Publikum vorgelegt wird; denn Taylor verdient als einer der sympathischsten von jenen Amerikanern, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht, zwischen ihrem und dem deutschen Volk Brücken gegenseitigen Verstehens und Sichachtens zu schlagen, ein dauerndes, ehrenvolles Gedächtnis auch in Deutschland.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Abeken, Heinrich, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Dritte, vermehrte Auflage. Mit einem Bildnisse und zwei Faksimiles. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 6.—.

Ahrens, Dr. W., Scherz und Ernst in der Mathematik. Geflügelte und ungeflügelte Worte. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 8.—.

Drygalski, Erich v., Zum Kontinent des eisigen Südens. Deutsche Südpolarexpedition, Fahrten und Forschungen des „Gauß" 1901—1903. Mit 400 Abbildungen im Text und 21 Tafeln und Karten. Berlin, Georg Reimer. M. 18.—.

Flaubert, Gustave, Die Schule der Empfindsamkeit. Geschichte eines jungen Mannes. Deutsch von Luise Wolf. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Gomperz, Theodor, Essays und Erinnerungen. Mit dem Bildnis des Verfassers nach dem Gemälde von Franz v. Lenbach. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 8.—.

Greinz, Rudolf, Das goldene Kegelspiel. Neue Tiroler Geschichten. Leipzig, L. Staackmann. M. 3.—.

Hansen-Taylor, Marie, Aus zwei Weltteilen. Erinnerungen. Mit Bildnissen von Bayard Taylor und der Verfasserin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.

Hebbels sämtliche Werke. Herausgegeben und mit einer literarisch-biographischen Einleitung versehen von Adolf Bartels. Mit Bildnis des Dichters. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden in einem Bande M. 4.—.

Huch, Ricarda, Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.50.

Kienzl, Dr. Wilhelm, Aus Kunst und Leben. Gesammelte Aufsätze. Zweite Auflage. Berlin, Allgem. Verein für deutsche Litteratur. M. 5.—.

Kienzl, Wilhelm, Richard Wagner. Mit einer Beilage und 91 Abbildungen. München, Kirchheim'sche Verlagsbuchhandlung. In Leinwandband M. 4.—.

Kühl, Thusnelda, Um Ellwurth. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—.

Lignitz, v., General der Infanterie, Aus drei Kriegen. 1866—1870/71—1877/78. Mit 10 Karten und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 5.50.

Megede, Joh. Rich. zur, Der Ueberkater. Ein Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.50.

Michaelis, Karin, Der Sohn. Erzählung. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen. Berlin, Albert Kohler. M. 3.50.

Mommsen, Theodor, Reden und Aufsätze. Mit 2 Bildnissen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Gebunden M. 8.—.

Rossig, Alfred, Die Tragödie des Gedankens. Drama in 5 Aufzügen. Berlin, Concordia. Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—.

Oppel, Prof. Dr. Alwin, Natur und Arbeit. Eine allgemeine Wirtschaftskunde. Erster Teil. Mit 99 Abbildungen im Text, 13 Karten und 7 Tafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Rosen, Franz, Erlöse uns von dem Alltag. Roman. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Santos-Dumont, A., Im Reich der Lüfte. Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Skizzen seiner Fahrzeuge. Autorisierte Uebersetzung von Ludwig Holthof. Band III von „Naturwissenschaft und Technik in Einzeldarstellungen". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—.

Schweitzer, Dr. H., Geschichte der deutschen Kunst. Reich illustriert. Lieferung 1. Ravensburg, Otto Maier. Gebunden M. 16.— oder in 14 Lieferungen à M. 1.—.

Serao, Matilde, Schlaraffenland. Neapolitanischer Sittenroman. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Manfred. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 6.—.

Sommer, Fedor, Ernst Reiland. Roman in 3 Büchern. Mit dem Bilde des Verfassers. Leipzig, Arthur Cavaels Verlag. M. 4.—.

Stökl, Helene, Leben und Lieben. Neue Novellen. Berlin, Albert Goldschmidt. Gebunden M. 4.—.

Tempeltey, Eduard, Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel 1853 bis 1893. Mit 2 Abbildungen. Leipzig, S. Hirzel. M. 9.—.

Volkmann-Leander, R. v., Träumereien an französischen Kaminen. Märchen. 30. Auflage. Mit Abbildungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 3.—.

Zahn, Ernst, Die Clari-Marie. Ein Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 5.—.

Zùccoli, Luciano, Italienisches Reiterleben. Satirischer Roman. Deutsch von Joachim Graf von Oriola. Mit Illustrationen von Carl Becker. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 3.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Simplicissima!

Die Einfachste deshalb Dauerhafteste
ist die

Schreibmaschine

Oliver Stolzenberg!

3 Jahre schriftliche Garantie.

Am besten bewährten sich und am preiswertesten sind:

Die Stolzenberger Schnellhefter

Die Stolzenberger Bureaumöbel

Verlangen Sie reich illustrierten Katalog von

Fabrik Stolzenberg, G. m. b. H., Oos-Baden.

NOUVEAUTÉ

VELMA

SUCHARD

zum ROHESSEN
UNÜBERTROFFEN

NOUVEAUTÉ

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstr. 121/23.

☛ Diesem Hefte sind Prospekte der Verlagsbuchhandlungen Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin — Georg Reimer in Berlin — Schuster & Löffler in Berlin — Georg graphisches Institut in Leipzig — Oswald Mutze in Leipzig — Franz Allgemeine Verlags-Gesellschaft in München — Greiner & Pfeiffer F. Soennecken in Bonn beigegeben, die gefälliger Beachtung empfohlen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 625 429

Digitized by Google